blanvalet

DIANA GABALDON



DAS FLAMMENDE KREUZ

ROMAN

Der Nr. 1-*Spiegel*-Bestseller


blanvalet
DIANA
GABALDON
DAS FLAMMENDE
KREUZ
ROMAN
Der Nr.1-Spiegel-Bestseller

Inhaltsverzeichnis

Buch

North Carolina im Jahr 1770. An einem strahlenden Herbsttag im Oktober veranstalten die schottischen Siedler am Mount Helicon ihr alljährliches Clantreffen. Viele von ihnen haben zusammen mit Jamie Fraser und Claire Randall den fruchtbaren Landstrich Fraser's Ridge besiedelt. Und in diesem Jahr wollen sie ein großes Fest feiern: Brianna, Claires Tochter, wird endlich Rogers Frau, und ihr kleiner Sohn Jemmy soll getauft werden. Doch das Idyll dieses heiteren Oktobertages ist trügerisch. In den Kolonien der Neuen Welt gärt es, denn die Kluft zwischen den reichen Aristokraten Amerikas und der wachsenden Zahl von Siedlern, die ums nackte Überleben kämpfen, wird immer unerträglicher. Überdies hat Jamie erst kürzlich die Witterung seines alten Erzfeindes aufgenommen: Stephen Bonnet - der Mann, der Brianna einst Gewalt antat. Und der vielleicht sogar Jemmys Vater ist. Aber alle privaten Konflikte verblassen angesichts der Schatten, die der Krieg zwischen der Alten und der Neuen Welt voraus wirft. Claire, die als Frau des zwanzigsten Jahrhunderts die Zukunft bereits kennt, weiß sicher, dass der bittere Krieg um die Unabhängigkeit kommen wird. Mit einem Blutvergießen, das ihre und Jamies Liebe auf die härteste Probe ihres Lebens stellt...

Autorin

Diana Gabaldon war früher Honorarprofessorin für Tiefseebiologie und Zoologie an der Universität von Arizona, bevor sie sich hauptberuflich dem Schreiben widmete. Bereits ihr erster Roman »Feuer und Stein« wurde international zu einem riesigen Erfolg und führte dazu, dass Millionen von Leser zu begeisterten Fans der Highland-Saga wurden. Diana Gabaldon lebt mit ihrem Mann in Scottsdale, Arizona, und schreibt am sechsten Roman der Highland-Saga mit Claire Randall und Jamie Fraser. Darüberhinaus setzt sie auch die mit »Das Meer der Lügen« begonnene Roman-Trilogie um Lord John Grey fort.

Bei Blanvalet von Diana Gabaldon lieferbar:

Die Highland-Saga:

Feuer und Stein (Roman 1; HC 0155, TB 36105) · Die geliehene Zeit (Roman 2; HC 0167, TB 36106) · Ferne Ufer (Roman 3; HC 0168, TB 36107) · Der Ruf der Trommeln (Roman 4; HC 0169, TB 36108) • Das flammende Kreuz (Roman 5; HC 0056, TB 36059) · Ein Hauch von Schnee und Asche (Roman 6; HC 0057, TB 36731) · Echo der Hoffnung (Roman 7; HC 0303)

Der magische Steinkreis. Das große Kompendium zur Highland-Saga (TB 35180)

Die Lord-John-Saga:

Das Meer der Lügen (TB 36264) · Die Hand des Teufels (TB 36561) · Die Sünde der Brüder (TB 37135)

www.dianagabaldon.de

Dieses Buch ist für meine Schwester
Theresa Gabaldon, mit der ich
die ersten Geschichten erzählt habe.

Ich habe den Krieg erlebt und viel verloren. Ich weiß, worum es sich zu kämpfen lohnt und worum nicht.

Ehre und Tapferkeit sind einem Mann in Mark und Bein verwurzelt, und nicht selten ist er bereit, für die Dinge, für die er töten würde, auch zu sterben.

Und das, a charaid, ist der Grund, warum eine Frau breite Hüften hat; dies knöcherne Becken bietet dem Mann wie dem Kind einen Hafen. Das Leben eines Mannes entspringt den Knochen seiner Frau, und mit ihrem Blut wird seine Ehre getauft.

Allein um der Liebe willen würde ich erneut durchs Feuer gehen.

ERSTER TEIL

In medias res

1

Glücklich die Braut, der die Sonne lacht

Mount Helicon
Kronkolonie North Carolina
Ende Oktober 1770

Ich erwachte vom Regen, der auf die Zeltleinwand prasselte, und spürte den Kuss meines ersten Mannes auf den Lippen. Ich kniff orientierungslos die Augen zusammen und legte automatisch die Finger an meine Lippen. Um das Gefühl festzuhalten oder um es zu verdecken?, fragte ich mich dabei.

Jamie regte sich neben mir und murmelte im Schlaf, und seine Bewegung wirbelte eine neue Duftwolke aus den Zedernzweigen unserer Bettunterlage auf. Vielleicht hatte ihn der Geist im Vorüberziehen aufgestört. Ich blickte stirnrunzelnd in die leere Luft vor unserem Feldquartier.

Verschwinde, Frank, dachte ich streng.

Draußen war es immer noch dunkel, doch der Nebel, der vom feuchten Boden aufstieg, war perlgrau; nicht mehr lange bis zur Dämmerung. Nichts regte sich, weder innen noch außen, doch empfand ich deutlich ein Gefühl ironischer Belustigung, die wie eine kaum spürbare Berührung auf meiner Haut lag.

Sollte ich denn nicht zu ihrer Hochzeit kommen?

Ich konnte nicht sagen, ob sich die Worte von selbst in meinen Gedanken gebildet hatten oder ob sie - und der Kuss - schlicht das Produkt meines Unterbewussten waren. Mein Verstand war beim Einschlafen immer noch mit Hochzeitsvorbereitungen befasst gewesen; kein Wunder,

dass ich aus einem Hochzeitstraum aufgeschreckt war. Von Hochzeiten und Hochzeitsnächten.

Ich glättete den zerknitterten Musselin meines Nachthemdes, und mir war unangenehm bewusst, dass es bis zur Taille hochgeschoben war und dass meine Haut nicht nur vom Schlaf gerötet war. Ich konnte mich nicht konkret an den Traum erinnern, der mich geweckt hatte, nur an ein konfuses Durcheinander aus Bildern und Gefühlen. Vielleicht war es ja auch besser so.

Ich drehte mich auf den knisternden Zweigen um und drängte mich dicht an Jamie. Er war warm und roch angenehm nach Holzrauch und Whisky mit einer schwachen Note nach verschlafenem Mann, wie der Grundton eines nachhallenden Akkordes. Ich reckte mich, ganz langsam, und krümmte meinen Rücken, so dass mein Becken gegen seine Hüfte stieß. Wenn er fest schlief oder nicht in Stimmung war, war die Bewegung sacht genug, um unbemerkt zu bleiben; wenn nicht...

Er schlief nicht fest. Er lächelte schwach, die Augen nach wie vor geschlossen, und seine große Hand glitt langsam über meinen Rücken, um sich mit festem Griff auf meinem Hintern niederzulassen.

»Mmm?«, brummte er. »Hmmmm.« Er seufzte und sank entspannt wieder in den Schlaf, ohne mich loszulassen.

Beruhigt kuschelte ich mich dichter an ihn. Jamies unmittelbare körperliche Nähe war mehr als ausreichend, um den Nachhall meiner Träume zu vertreiben. Und Frank - wenn es denn Frank *war* - hatte schließlich Recht. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sich Brianna die Anwesenheit beider Väter bei ihrer Hochzeit gewünscht, dessen war ich mir sicher.

Ich war jetzt hellwach, doch im Bett war es viel zu gemütlich, um mich zu bewegen. Draußen regnete es; es war zwar nur Nieselregen, aber die Luft war so kalt und feucht, dass mir das gemütliche Nest aus Decken einladender vorkam als die entfernte Aussicht auf Kaffee. Vor allem, da die Herstellung des Kaffees einen Marsch zum Bach erforderte, um Wasser zu holen, woraufhin das Lagerfeuer in Gang gebracht werden musste - o Gott, das Holz würde feucht sein, selbst wenn das Feuer nicht

vollständig erloschen war - und schließlich der Kaffee in einer Handmühle gemahlen und aufgebrüht werden musste, wobei mir feuchtes Laub um die Knöchel wehen und mir die Tropfen von den Bäumen in den Halsausschnitt gleiten würden.

Ich erschauerte bei dieser Vorstellung, zog mir das Oberbett über die nackte Schulter und widmete mich stattdessen in Gedanken wieder der Liste meiner Vorbereitungen, bei der ich eingeschlafen war.

Speisen, Getränke... glücklicherweise brauchte ich mir darum keine Sorgen zu machen. Jamies Tante Jocasta würde sich um alles Notwendige kümmern, oder vielmehr würde ihr schwarzer Butler Ulysses es tun. Hochzeitsgäste - kein Problem. Wir befanden uns inmitten der größten Zusammenkunft von Highlandschotten in den Kolonien, und es gab Essen und Trinken umsonst. Da waren keine gedruckten Einladungen notwendig.

Immerhin würde Brianna ein neues Kleid tragen, ebenfalls ein Geschenk von Jocasta. Dunkelblaue Wolle - Seide war zu teuer und zu unpraktisch für ein Leben in der Wildnis. Es war ein himmelweiter Unterschied zu der Kreation aus weißem Samt mit Orangenknospen, die ich mir einst für ihre Hochzeit vorgestellt hatte - aber dies war ja auch kaum die Art von Hochzeit, die sich irgendjemand in den Sechzigern hätte träumen lassen.

Ich fragte mich, was Frank wohl von Briannas Ehemann gehalten hätte. Wahrscheinlich hätte er ihm seinen Segen gegeben; Roger war Historiker - oder war es zumindest gewesen -, genau wie Frank selbst. Er war intelligent und humorvoll, ein talentierter Musiker und ein freundlicher Mann, der mit großer Hingabe an Brianna und dem kleinen Jemmy hing.

Was ja auch wirklich bewundernswert ist, dachte ich, an den Nebel gerichtet. *Angesichts der Umstände*.

Ach, das gibst du also zu, ja? Die Worte formten sich in meinem inneren Ohr, so als hätte er sie gesprochen, ironisch, voll Spott gegen sich selbst wie auch mich.

Jamie runzelte die Stirn. Er verstärkte seinen Griff um meine Pobacke und machte im Schlaf leise Schnaufgeräusche.

Das weißt du ganz genau, sagte ich lautlos. *Von Anfang an, und das weißt du auch, also mach endlich*, *dass du verschwindest, ja?*

Ich drehte der Außenluft entschlossen den Rücken zu und legte meinen Kopf an Jamies Schulter, um im weichen, zerknitterten Leinen seines Hemdes Zuflucht zu suchen.

Ich war fest überzeugt, dass Jamie weniger dazu neigte als ich - oder vielleicht Frank -, Roger dafür Anerkennung zu zollen, dass er Jemmy an Kindes statt akzeptierte. Für Jamie war es schlicht eine Sache des Pflichtgefühls; einem Ehrenmann blieb gar nichts anderes übrig. Und ich wusste, dass er seine Zweifel hegte, was Rogers Fähigkeiten betraf, in der Wildnis von Carolina eine Familie zu ernähren und zu beschützen. Roger war hoch gewachsen, kräftig und geschickt, aber »*bonnet, belt and swordie*« - Highlandtracht und Schwert - waren für Roger der Stoff, aus dem Balladen waren; für Jamie waren es Alltagsgegenstände.

Die Hand auf meinem Hintern drückte plötzlich zu, und ich fuhr zusammen.

»Sassenach«, sagte Jamie verschlafen, »du windest dich wie eine Kröte, die ein kleiner Junge gefangen hat. Läuft vielleicht deine Blase über?«

»Oh, du bist ja wach«, sagte ich und kam mir ein wenig albern vor.

»*Jetzt ja*«, sagte er. Die Hand verschwand, und er reckte sich stöhnend. Seine nackten Füße kamen am anderen Ende der Bettdecke zum Vorschein, die langen Zehen weit gespreizt.

»Tut mir Leid. Ich wollte dich nicht wecken.«

»Ach, mach dir keine Sorgen«, beruhigte er mich. Er räusperte sich, blinzelte und rieb sich mit der Hand durch die offenen Strähnen seines roten Haars. »Ich habe wild geträumt; das passiert mir immer, wenn ich beim Schlafen friere.« Er hob den Kopf und blickte zum Fußende, wo er missbilligend mit den Zehen wackelte. »Warum habe ich bloß ohne Socken geschlafen?«

»Wirklich? Wovon hast du denn geträumt?«, fragte ich mit einem leichten Anflug von Beklommenheit. Ich hoffte sehr, dass er nicht etwas Ähnliches geträumt hatte wie ich.

»Pferde«, sagte er zu meiner augenblicklichen Erleichterung. Ich lachte.

»Wie kann man denn wild von Pferden träumen?«

»O Gott, es war schrecklich.« Er rieb sich mit beiden Fäusten die Augen und schüttelte den Kopf. »Hatte mit den irischen Königen zu tun. Weißt du noch, was MacKenzie gestern Abend am Feuer erzählt hat?«

»Die irischen Kö-, oh!« Es fiel mir wieder ein, und bei der Erinnerung daran lachte ich erneut. »Ja.«

Roger, der vor lauter Triumphgefühl über seine neue Rolle ganz rot geworden war, hatte am Abend zuvor die Runde am Feuer mit Liedern, Gedichten und amüsanten, historischen Anekdoten unterhalten - und eine davon handelte von den Krönungsriten, die man den alten Irenkönigen nachsagte. Einer davon erforderte es, dass der erfolgreiche Kandidat sich vor versammelter Menge mit einer weißen Stute paarte, angeblich um seine Männlichkeit unter Beweis zu stellen - obwohl ich eher einen Beweis seiner Kaltblütigkeit darin gesehen hätte.

»Ich war für das Pferd verantwortlich«, informierte mich Jamie. »Und *alles* ist schief gegangen. Der Mann war zu klein, und ich musste etwas finden, worauf er sich stellen konnte. Ich habe einen Stein gefunden, konnte ihn aber nicht tragen. Dann einen Hocker, aber der hat in meiner Hand ein Bein verloren. Dann habe ich versucht, Ziegel zu einem Podest aufzutürmen, aber sie sind zu Sand zerkrümelt. Am Ende haben sie gesagt, es sei schon gut, sie würden der Stute einfach die Beine abschneiden, und ich versuchte gerade, sie davon abzuhalten, während der König in spe an seiner Hose herumzerrte und sich beschwerte, dass er die Knöpfe nicht aufbekam, als jemandem aufgefallen ist, dass es eine *schwarze* Stute war, und das ginge ja wohl nicht.«

Ich prustete los und dämpfte mein Gelächter in einer Falte seines Hemdes, um keinen der Schläfer aufzuwecken, die ihr Lager in unserer Nähe hatten.

»Und dann bist du aufgewacht?«

»Nein. Aus irgendeinem Grund hat mich das furchtbar aufgebracht. Ich habe gesagt, es ginge *doch*, dass es sogar ein viel besseres Pferd sei, weil

doch jeder weiß, dass Schimmel schlechte Augen haben, und ich habe gesagt, die Nachkommen würden blind. Und sie haben gesagt, nein, die schwarze Stute sei ein schlechtes Zeichen, und ich habe darauf bestanden, dass es nicht so sei, und...« Er hielt inne und räusperte sich.

»Und?«

Er zuckte mit den Achseln und warf mir einen Seitenblick zu. Eine schwache Röte kroch an seinem Hals empor.

»Aye, nun ja. Ich habe gesagt, es ginge wunderbar, ich würde es ihnen zeigen. Und ich hatte gerade nach der Kruppe der Stute gepackt, um sie still zu halten, und bereitete mich darauf vor, mich... äh... zum König von Irland zu machen. *Da* bin ich aufgewacht.«

Ich prustete und keuchte und spürte, wie auch seine Seite vor unterdrücktem Gelächter bebte.

»Oh, jetzt tut es mir erst *recht* Leid, dass ich dich geweckt habe!« Ich wischte mir mit einem Zipfel der Bettdecke über die Augen. »Ich bin mir sicher, dass es ein großer Verlust für die Iren gewesen ist. Ich frage mich aber doch, was die irischen Königinnen von dieser Zeremonie gehalten haben«, fügte ich noch hinzu.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Damen bei dem Vergleich irgendwie schlecht davonkämen«, versicherte Jamie mir. »Obwohl ich schon von Männern gehört habe, die es lieber mit -«

»Das habe ich gar nicht gemeint«, unterbrach ich ihn. »Es ging mir eher um den hygienischen Aspekt, falls du verstehst, was ich meine. Den Karren vor das Pferd zu spannen, ist eine Sache, aber das Pferd vor die Königin...«

»Das - oh, aye.« Er war rot vor Belustigung, doch bei diesen Worten verdunkelte sich seine Haut noch mehr. »Du kannst von mir aus über die Iren sagen, was du willst, Sassenach, aber ich glaube doch, dass sie sich hin und wieder waschen. Und vielleicht hat der König ja sogar ein Stück Seife aufgetrieben, bevor er sich... sich...«

»*In media res* gestürzt hat?«, schlug ich vor. »Wohl kaum. Ich meine, ein Pferd ist doch ziemlich groß, relativ gesehen...«

»Es ist eine Sache der Bereitschaft, Sassenach, nicht nur der Platzverhältnisse«, sagte er mit einem strafenden Blick in meine Richtung. »Und ich könnte mir vorstellen, dass ein Mann unter diesen Umständen ein wenig Ermunterung gebrauchen kann. Wie auch immer, es heißt jedenfalls *in medias res«,* fügte er hinzu. »Hast du noch nie Horaz gelesen? Oder Aristoteles?«

»Nein. Es kann schließlich nicht jeder so gebildet sein. Und ich habe noch nie besonders viel für Aristoteles übrig gehabt, nachdem ich erfahren habe, dass Frauen in seiner Weltanschauung noch unter den Würmern kamen.«

»Der Mann kann nicht verheiratet gewesen sein.« Jamies Hand wanderte langsam an meinem Rücken entlang und betastete durch mein Nachthemd hindurch die Höcker meiner Wirbelsäule. »Sonst müssten ihm doch die Knochen aufgefallen sein.«

Ich lächelte und hob meinerseits die Hand an seinen Wangenknochen, der sich scharf und klar über seinen dunkelroten Bartstoppeln erhob.

Dabei sah ich, dass es am Himmel draußen dämmerte; sein Kopf war als Umriss vor dem bleichen Zeltleinen unseres Unterschlupfes zu erkennen, aber ich konnte sein Gesicht deutlich sehen. Seine Miene erinnerte mich daran, warum genau er in der Nacht zuvor seine Strümpfe ausgezogen hatte. Unglücklicherweise waren wir beide vom vielen Feiern so müde gewesen, dass wir mitten in der Umarmung eingeschlafen waren.

Ich fand diese etwas verspätete Erinnerung sehr beruhigend, lieferte sie doch nicht nur eine Erklärung für den Zustand meines Hemdes, sondern auch für die Träume, aus denen ich aufgeschreckt war. Im selben Moment spürte ich, wie ein kühler Luftzug seine Finger unter die Bettdecke gleiten ließ, und ich erschauerte. Frank und Jamie waren ganz unterschiedliche Männer, und jetzt hatte ich keinen Zweifel mehr, wer mich kurz vor dem Aufwachen geküsst hatte.

»Küss mich«, sagte ich plötzlich zu Jamie. Wir hatten uns beide noch nicht die Zähne geputzt, doch er berührte gehorsam meine Lippen mit den seinen. Als ich seinen Hinterkopf fasste und ihn fester an mich drückte,

stützte er sich auf eine Hand, um das Bettzeug besser um unsere Unterkörper wickeln zu können.

»Oh?«, sagte er, als ich ihn losließ. Er lächelte, und seine blauen Augen zogen sich im gedämpften Licht zu dunklen Dreiecken zusammen. »Aber sicher doch, Sassenach. Vorher muss ich aber kurz nach draußen.«

Er schlug die Bettdecke zurück und stand auf. Vom Boden aus hatte ich eine sehr unorthodoxe Aussicht, die mir einen viel versprechenden Blick unter den Saum seines langen Leinenhemdes ermöglichte. Ich hoffte, dass der Anblick, der sich mir bot, nicht immer noch aus seinem Alptraum resultierte, hielt es aber für besser, nicht zu fragen.

»Beeil dich lieber«, sagte ich. »Es wird hell; die Leute stehen bald auf.«

Er nickte und trat geduckt ins Freie. Ich lag still und lauschte. Ein paar Vögel piepsten leise in der Ferne, aber es war Herbst; nicht einmal am helllichten Tag würde ihr Gesang so laut und fröhlich werden wie im Frühling und im Sommer. Der Berg und seine zahlreichen Lagerstätten schlummerten noch, aber ich konnte spüren, wie es überall um mich herum lebendig wurde, wenn es auch noch nicht richtig hörbar war.

Ich fuhr mir mit den Fingern durch das Haar, breitete es um meine Schultern aus und drehte mich um, weil ich die Wasserflasche suchte. Da ich kühle Luft in meinem Rücken spürte, blickte ich hinter mich, doch die Dämmerung war da, und der Nebel hatte sich verzogen; die Luft vor unserem Zelt war grau, aber still.

Ich berührte den Goldring an meiner linken Hand, den ich gestern Abend zurückbekommen hatte und der mir nach seiner langen Abwesenheit noch unvertraut war. Womöglich war es ja Franks Ring gewesen, der Frank in meine Träume gerufen hatte. Vielleicht würde ich den Ring heute Abend bei der Hochzeitszeremonie erneut berühren, diesmal absichtlich, und hoffen, dass er irgendwie durch meine Augen sehen konnte, wie glücklich seine Tochter war. Vorerst war er jedenfalls fort, und ich war froh.

Ein leises Geräusch, nicht lauter als die entfernten Vogelrufe, zog durch die Luft. Der kurze Aufschrei eines erwachenden Babys.

Früher hatte ich immer gedacht, dass nicht mehr als zwei Menschen in ein Ehebett gehörten, ganz gleich, unter welchen Umständen. Ich dachte es auch jetzt noch. Doch ein Baby war schwieriger zu verbannen als der Geist eines früheren Geliebten; das Bett von Brianna und Roger musste zwangsläufig drei Leuten Platz bieten.

Die Kante des Zeltleinens hob sich, und Jamies Gesicht erschien. Er sah erregt und alarmiert aus.

»Es ist besser, wenn du aufstehst und dich anziehst, Claire«, sagte er. »Die Soldaten haben am Bach Aufstellung genommen. Wo sind meine Strümpfe?«

Ich fuhr zum Sitzen hoch, und weit unten am Berghang begannen die Trommeln zu dröhnen.

Kalter Nebel lag wie Rauch ringsum in den Mulden; eine Wolke hatte sich auf dem Mount Helicon niedergelassen wie eine Bruthenne auf einem einzelnen Ei, und die Luft war durch und durch feucht. Ich zwinkerte mit verquollenen Augen zu einer unebenen Grasfläche am Bach hinüber, wo eine Abteilung des 67sten Highlandregimentes in ihrer ganzen Pracht Aufstellung genommen hatte und vornehm dem Regen trotzte, während die Trommelwirbel rollten und der Dudelsackbläser des Regiments unter seiner Bärenfellmütze munter drauflosspielte.

Mir war furchtbar kalt, und ich hatte extrem schlechte Laune. Ich war in der Erwartung zu Bett gegangen, beim Erwachen heißen Kaffee und ein nahrhaftes Frühstück vorzufinden, worauf dann zwei Hochzeiten, drei Taufen, zwei Zahnextraktionen, die Entfernung eines entzündeten Zehennagels und andere lustige Formen bodenständigen, gesellschaftlichen Treibens auf dem Programm standen, für die man Whisky brauchte.

Stattdessen war ich von beunruhigenden Träumen geweckt worden, zu Liebesgeplänkel verleitet und dann in den kalten Nieselregen gezerrt worden, mitten in die verflixten res hinein, um mir anscheinend eine Art Proklamation anzuhören. Von Kaffee keine Spur.

Die Highlander hatten einige Zeit gebraucht, um sich von ihren Lagerstätten zu erheben, und das Gesicht des Dudelsackspielers war

puterrot, als er endlich die letzten Töne von »Scotland the Brave« schmetterte und mit einem disharmonischen Quietschen abbrach. Das Echo hallte immer noch vom Berg wider, als Leutnant Archibald Hayes vor seine Männer trat.

Leutnant Hayes' nasaler Akzent aus Fife war laut und klar, und der Wind kam aus seiner Richtung. Dennoch war ich mir sicher, dass die Leute weiter oben auf dem Berg nur sehr wenig hören konnten. Hier am Fuß des Hanges standen wir jedoch nicht mehr als zwanzig Meter von Hayes entfernt, und ich konnte jedes Wort verstehen, obwohl meine Zähne klapperten.

»Von Seiner EXZELLENZ WILLIAM TRYON, Hauptmann-General Seiner Majestät, Gouverneur und Machthaber in und über die nämliche Provinz«, las Hayes vor und hob die Stimme zu einem Bellen, um den Lärm von Wind und Wasser und das ahnungsvolle Gemurmel der Menge zu übertönen.

Die Feuchtigkeit hüllte Bäume und Felsen in triefenden Nebel, die Wolken spuckten abwechselnd Hagel und eisigen Regen aus, und ein launischer Wind hatte die Temperatur um fast zehn Grad gesenkt. Mein linkes Schienbein, das kälteempfindlich war, pulsierte an der Stelle, wo ich es mir vor zwei Jahren gebrochen hatte. Ein Mensch mit einem Hang zu Vorzeichen und Metaphern hätte versucht sein können, Vergleiche zwischen dem scheußlichen Wetter und der Verkündung der Proklamation des Gouverneurs zu ziehen, dachte ich - die Aussichten waren ähnlich kühl und Unheil verheißend.

»*So habe ich die Information erhalten, dass sich eine große Zahl anstößiger Aufrührer am vierundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten letzten Monats unter großem Tumult in der Stadt Hillsborough versammelt hat, um sich während der Sitzung des Obersten Friedensgerichtes dieses Distriktes den gerechten Maßnahmen der Regierung zu widersetzen, wobei sie in offener Verletzung der Gesetze ihres Landes den assoziierten Richter Seiner Majestät bei der Ausführung seines Amtes dreist attackierten, mehrere Personen während der Sitzung besagten Gerichtes auf barbarische Weise verprügelten und verletzten und der Regierung Seiner Majestät weitere enorme Entwürdigungen und Beleidigungen angedeihen*

ließen, weiterhin höchst gewalttätige Ausschreitungen gegen die Personen und das Eigentum der Bewohner besagter Stadt begingen sowie auf die Verdammnis ihres gesetzmäßigen Souveräns, König George, und auf den Erfolg des Thronanwärters tranken -«

Hayes hielt inne und holte Luft, um den nächsten Absatz bewerkstelligen zu können. Er blies seine Brust hörbar auf und las weiter:

»*Zum Zwecke, die an den besagten Aufwiegeleien beteiligten Personen vor Gericht zu bringen, erlasse ich im Auftrag und mit der Zustimmung des Rates Seiner Majestät diese meine Proklamation, mit der ich sämtliche amtierenden Friedensrichter Seiner Majestät auf das Strengste auffordere, die oben zitierten Verbrechen sorgfältig zu untersuchen und sämtliche Personen, die ihnen gegenüber dazu aussagen wollen, unter Eid zu verhören; woraufhin diese Aussagen an mich zu übermitteln sind, so dass sie am dreißigsten November der Generalversammlung in New Bern vorgelegt werden können, die sich auf diesen Termin zur Abwicklung öffentlicher Angelegenheiten vertagt hat.*«

Ein letztes Einatmen; Hayes' Gesicht war jetzt fast genauso rot wie das des Dudelsackspielers.

»*Erteilt von meiner Hand unter dem Großen Siegel der Provinz in New Bern am achtzehnten Oktober im zehnten Jahr der Regentschaft Seiner Majestät, Anno Domini 1770.*

Gezeichnet, William Tryon«, schloss Hayes und stieß ein dampfendes Atemwölkchen aus.

»Weißt du«, sagte ich zu Jamie, »ich glaube, das war alles ein einziger Satz, vom Schluss einmal abgesehen. Erstaunlich, selbst für einen Politiker.«

»Psst, Sassenach«, sagte er, den Blick immer noch auf Archie Hayes gerichtet. Hinter mir in der Menge erklang ein unterdrücktes Grollen des Interesses und der Entrüstung - das mit einer gewissen Belustigung über die Formulierungen bezüglich der landesverräterischen Trinksprüche versetzt war.

Dies war eine Zusammenkunft von Highlandschotten, von denen viele in der Folge des Stuartaufstandes in die Kolonien ins Exil gegangen waren, und hätte Archie Hayes die Trinksprüche offiziell zur Kenntnis nehmen wollen, die in der letzten Nacht mit den Whiskybechern die Runde um die Feuer gemacht hatten... aber er hatte schließlich nur vierzig Soldaten dabei, und was immer er selbst über König George und seine mögliche Verdammnis dachte, er behielt es klugerweise für sich.

Über vierhundert Highlander umringten Hayes' kleinen Brückenkopf am Bachufer. Männer und Frauen suchten in den Bäumen oberhalb der Lichtung Zuflucht, zum Schutz gegen den zunehmenden Wind fest in ihre Plaids und Schultertücher gehüllt. Der Ansammlung versteinerter Gesichter nach zu urteilen, die zwischen den flatternden Schals und Baretten zu sehen waren, behielten auch sie ihre Meinungen lieber für sich. Natürlich war es genauso gut möglich, dachte ich, dass ihre Mienen von der Kälte herrührten wie von angeborener Vorsicht; auch meine Wangen waren steif, meine Nasenspitze war taub, und meine Füße hatte ich schon seit Tagesanbruch nicht mehr gespürt.

»Jedermann, der eine Aussage zu dieser ausgesprochen ernsten Angelegenheit machen möchte, kann sie mir getrost anvertrauen«, verkündete Hayes, dessen rundes Gesicht nichts als offizielle Ausdruckslosigkeit zeigte. »Ich bleibe für den Rest des Tages mit meinem Schreiber in meinem Zelt. Gott erhalte den König!«

Er überreichte seinem Korporal die Proklamation, verbeugte sich abschließend vor der Menge und wandte sich zackig einem großen Zelt aus Segeltuch zu, das in der Nähe der Bäume errichtet worden war. Die Regimentsbanner an der Standarte, die daneben aufgepflanzt war, flatterten heftig im Wind.

Zitternd ließ ich eine Hand durch den Schlitz von Jamies Umhang auf seinen Ellbogen gleiten, und durch seine Körperwärme ging es meinen kalten Fingern gleich besser. Jamie nahm meinen frostigen Griff zur Kenntnis, indem er den Ellbogen kurz an seine Seite presste, doch er sah nicht zu mir nieder; die Augen gegen den Wind zusammengekniffen, sah er zu, wie sich Archie Hayes' Rücken von uns entfernte.

Der Leutnant war ein kompakter, solide gebauter Mann, der nicht besonders groß war, aber sehr viel Ausstrahlung besaß, und er bewegte sich in aller Seelenruhe, als bemerkte er die Menge auf dem Berg über ihm gar nicht. Der Leutnant verschwand in seinem Zelt und ließ die Eingangsklappe einladend hochgesteckt.

Nicht zum ersten Mal bewunderte ich widerstrebend Gouverneur Tryons politische Instinkte. Diese Proklamation wurde gegenwärtig zweifellos in den Städten und Dörfern der ganzen Kolonie verlesen; er hätte einen örtlichen Beamten oder Sheriff damit betrauen können, diesem *gathering* seine offizielle Entrüstungsbotschaft vorzutragen. Stattdessen hatte er sich die Mühe gemacht, Hayes zu entsenden.

Archibald Hayes hatte im Alter von zwölf Jahren an der Seite seines Vaters auf dem Schlachtfeld von Culloden gekämpft. Er war im Kampf verwundet, gefangen genommen und nach Süden geschickt worden. Als man ihn vor die Wahl stellte, deportiert zu werden oder in die Armee einzutreten, war er ein Söldner des Königs geworden und hatte das Beste daraus gemacht. Die Tatsache, dass er es in einer Zeit, in der man Offizierspatente fast ausnahmslos kaufte, anstatt sie sich zu erdienen, mit Mitte dreißig zum Offizier gebracht hatte, zeugte hinreichend von seinen Fähigkeiten.

Er war so umgänglich, wie er professionell war; auf die Einladung hin, unser Essen und unser Feuer zu teilen, hatte er den halben Abend im Gespräch mit Jamie verbracht - und sich dann den Rest der Zeit unter Jamies Schutz von Feuer zu Feuer bewegt und sich den Oberhäuptern aller wichtigen anwesenden Familien vorstellen lassen.

Und wessen Idee war das gewesen?, fragte ich mich und sah zu Jamie auf. Seine lange, gerade Nase war von der Kälte gerötet; seine Augen zum Schutz vor dem Wind halb geschlossen, doch sein Gesicht ließ nicht den geringsten Schluss auf seine Gedanken zu. Und das, dachte ich, war ein verdammt sicheres Zeichen dafür, dass er gerade etwas ziemlich Gefährliches dachte. Hatte er von dieser Proklamation gewusst?

Kein englischer Offizier in Begleitung einer englischen Truppe hätte einer Zusammenkunft wie dieser derartige Neuigkeiten vortragen können

und dabei auf die geringste Kooperation hoffen können. Doch Hayes und seine unerschütterlichen Highlander in ihrem Regimentstartan... Es war mir nicht entgangen, dass Hayes sein Zelt mit dem Rücken zu einem dichten Kiefernhain hatte errichten lassen; jeder, der im Verborgenen mit dem Leutnant sprechen wollte, konnte sich ungesehen vom Wald aus nähern.

»Rechnet Hayes etwa damit, dass jemand aus der Menge hervorschießt, in sein Zelt rennt und sich auf der Stelle ergibt?«, murmelte ich Jamie zu. Ich allein kannte schon mindestens ein Dutzend Männer unter den Anwesenden, die an den Unruhen von Hillsborough beteiligt gewesen waren; drei von ihnen standen eine Armeslänge von uns entfernt.

Jamie sah, in welche Richtung mein Blick wanderte, und legte seine Hand über die meine, um mich schweigend zur Diskretion zu ermahnen. Ich sah ihn stirnrunzelnd an; er dachte doch wohl nicht, dass ich unabsichtlich jemanden verraten würde? Er schenkte mir ein schwaches Lächeln und einen jener ärgerlichen ehelichen Blicke, die deutlicher als Worte sagten: *Du kennst dich doch, Sassenach. Jeder, der dein Gesicht sieht, weiß sofort, was du denkst.*

Ich schob mich ein wenig näher heran und trat ihm diskret gegen den Knöchel. Möglich, dass ich ein Gesicht aus Glas hatte, doch in einer Menge wie dieser würde es wohl kaum Kommentare provozieren! Er zuckte nicht einmal, doch sein Lächeln wurde etwas breiter. Er ließ einen Arm in meinen Umhang gleiten und zog mich enger an sich, die Hand auf meinem Rücken.

Hobson, MacLennan und Fowles standen direkt vor uns und unterhielten sich leise. Sie kamen alle drei aus einer winzigen Siedlung namens Drunkard’s Creek, etwa fünfzehn Meilen von Fraser’s Ridge entfernt. Hugh Fowles war Joe Hobsons Schwiegersohn. Er war noch sehr jung, kaum älter als zwanzig. Er tat sein Bestes, um die Fassung zu wahren, doch sein Gesicht war weiß und starr geworden, als die Proklamation verlesen wurde.

Ich wusste nicht, was Tryon den Leuten anzutun gedachte, denen man nachweisen konnte, dass sie daran beteiligt gewesen waren, doch ich

konnte spüren, wie die Strömungen der Unruhe, die die Proklamation des Gouverneurs hervorgerufen hatte, durch die Menge liefen wie das Wasser, das nebenan im Bach über die Steine wirbelte.

In Hillsborough waren mehrere Gebäude zerstört worden, und mehrere öffentliche Würdenträger waren auf die Straße gezerrt und misshandelt worden; dem Gerücht nach hatte einer der ironischerweise so genannten Friedensrichter durch einen kräftigen Hieb mit einer Reitpeitsche ein Auge verloren. Der Oberste Richter Henderson hatte sich diese Demonstration zivilen Ungehorsams so zu Herzen genommen, dass er aus dem Fenster gesprungen und aus der Stadt geflohen war, womit er die Gerichtssitzung erfolgreich verhindert hatte. Der Gouverneur war eindeutig *sehr* verärgert über das, was sich vor sechs Wochen in Hillsborough ereignet hatte.

Joe Hobson sah sich nach Jamie um, dann wandte er sich ab. Leutnant Hayes' Anwesenheit an unserem Feuer war gestern Abend nicht unbemerkt geblieben.

Falls Jamie seinen Blick sah, so erwiderte er ihn nicht. Er zog eine Schulter zu einem Achselzucken hoch, dann neigte er den Kopf, um mir zu antworten.

»Nein, ich glaube nicht, dass Hayes erwartet, dass sich jemand ergibt. Es mag ja seine Pflicht sein, um Informationen zu bitten; ich danke Gott, dass es nicht die meine ist, seiner Bitte zu entsprechen.« Er hatte nicht laut gesprochen, aber so laut, dass seine Worte Joe Hobson erreichten.

Hobson wandte den Kopf und nickte Jamie sarkastisch zu, um anzuzeigen, dass er ihn gehört hatte. Er berührte den Arm seines Schwiegersohns, und sie drehten sich um und kletterten zu den oben verstreuten Lagerstätten hinauf, wo ihre Frauen sich um die Feuer und die kleineren Kinder kümmerten.

Es war der letzte Tag des *gatherings*; heute Nachmittag würden die Eheschließungen und Taufen stattfinden, die offizielle Segnung der Liebe und ihrer ungezügelten Früchte, die im Laufe des vergangenen Jahres den Lenden der kirchenlosen Masse entsprungen waren. Am Abend würden die letzten Lieder gesungen und die letzten Geschichten erzählt werden, und man würde zwischen den züngelnden Flammen der zahlreichen Feuer

tanzen - ob es regnete oder nicht. Am Morgen würden die Schotten und ihre Familien in ihre Ansiedlungen zurückkehren, die von den dicht besiedelten Ufern des Cape Fear River bis weit in die wilden Berge des Westens verstreut lagen - und sie würden die Nachricht von der Proklamation des Gouverneurs und den Ereignissen von Hillsborough mitnehmen.

Ich wackelte in meinen feuchten Schuhen mit den Zehen und fragte mich beklommen, wer es hier wohl für seine Pflicht halten mochte, Hayes' Einladung zu einem Geständnis oder zu einer Anschuldigung zu folgen. Jamie nicht, nein. Aber andere vielleicht. Während des einwöchigen *gathering* hatte es viele Angebereien über den Aufruhr von Hillsborough gegeben, doch waren längst nicht alle Zuhörer geneigt, die Aufrührer als Helden zu betrachten.

Ich konnte das Gemurmel der Unterhaltungen, das nach der Proklamation ausbrach, genauso gut spüren wie hören; Köpfe wandten sich, Familien sammelten sich dichter umeinander, Männer bewegten sich von Gruppe zu Gruppe, und der Inhalt von Hayes' Ansprache wurde den Hügel hinaufgetragen und für jene wiederholt, die außer Hörweite gestanden hatten.

»Wollen wir gehen? Vor den Hochzeiten gibt es noch viel zu tun.«

»Aye?« Jamie sah zu mir herunter. »Ich dachte, Jocastas Sklaven kümmern sich um die Verpflegung. Ich habe Ulysses die Whiskyfässer gegeben - er ist der *soghan*.«

»Ulysses? Hat er denn auch seine Perücke dabei?« Ich lachte bei diesem Gedanken. Der *soghan* war der Mann, der bei einer Highlandhochzeit für die Verteilung von Getränken und Erfrischungen zuständig war; die Bezeichnung bedeutete eigentlich in etwa »freundlicher, jovialer Kerl«. Ulysses, Jocastas schwarzer Butler, war wahrscheinlich die würdevollste Person, die ich je gesehen hatte - selbst ohne seine Livree und seine gepuderte Rosshaarperücke.

»Wenn ja, dann klebt sie ihm wahrscheinlich bis heute Abend am Kopf.« Jamie blickte zu den tief hängenden Wolken auf und schüttelte den Kopf.

»Glücklich die Braut, der die Sonne lacht«, zitierte er. »Glücklich die Leiche, regnet's mit Macht.«

»Das ist es, was ich an den Schotten so mag«, sagte ich trocken. »Für jede Gelegenheit ein passendes Sprichwort. Sag das bloß nicht, wenn Brianna es hören kann.«

»Wofür hältst du mich, Sassenach?«, wollte er mit einem halben Lächeln wissen. »Ich bin doch schließlich ihr Vater, oder?«

»Definitiv.« Ich verdrängte den plötzlichen Gedanken an Briannas anderen Vater und blickte hinter mich, um mich zu vergewissern, dass Brianna nicht in Hörweite war.

Es war kein Zeichen ihres flammenden Schopfes in der Nähe zu sehen. Eindeutig die Tochter ihres Vaters, war sie auf Strümpfen einsachtzig groß und in einer Menschenansammlung fast genauso leicht auszumachen wie Jamie selbst.

»Es ist sowieso nicht die Hochzeit, um die ich mich kümmern muss; ich muss Frühstück machen, und dann muss ich Murray MacLeod suchen und ihn bitten, mir bei der Morgensprechstunde zu helfen.«

»Oh, aye? Ich dachte, du hast gesagt, der gute Murray ist ein Scharlatan.«

»Ich habe gesagt, er ist unwissend und stur und stellt eine Bedrohung der öffentlichen Gesundheit dar«, korrigierte ich. »Das ist nicht dasselbe - nicht ganz.«

»Nicht ganz«, sagte Jamie grinsend. »Und hast du vor, ihn zu bekehren oder zu vergiften?«

»Je nachdem, was mir am wirksamsten erscheint. Vielleicht trete ich auch einfach nur aus Versehen auf seine Klinge und zerbreche sie; das ist wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, ihn davon abzuhalten, die Leute zur Ader zu lassen. Aber lass uns gehen, mir ist kalt!«

»Aye, dann los«, pflichtete Jamie mir mit einem Blick auf die Soldaten bei, die immer noch in Rührt-euch-Stellung am Bachufer formiert waren. »Sieht so aus, als hätte der gute Archie vor, seine Jungs da stehen zu

lassen, bis sich die Leute zerstreut haben; sie sind schon ein bisschen blau angelaufen.«

Die Reihe der Highlander war zwar voll bewaffnet und uniformiert, doch ihre Haltung war entspannt; beeindruckend, kein Zweifel, doch nicht bedrohlich. Ein paar kleine Jungen - und auch das eine oder andere kleine Mädchen - hüpften zwischen ihnen auf und ab und zupften frech an den Säumen ihrer Kilts oder schossen ganz wagemutig vor, um die glänzenden Musketen, die baumelnden Pulverhörner und die Griffe der Dolche und Schwerter zu berühren.

»Abel, *a charaid*!« Jamie war stehen geblieben, um den dritten Mann aus Drunkard's Creek zu begrüßen. »Hast du heute schon was gegessen?«

MacLennan hatte seine Frau nicht zum *gathering* mitgebracht und aß daher, wohin der Zufall ihn führte. Die Menge um uns zerstreute sich jetzt, doch er blieb ungerührt stehen und hielt die Ecken eines roten Flanelltaschentuchs fest, das er sich über den zunehmend kahlen Kopf gezogen hatte, um ihn vor dem prasselnden Regen zu schützen. Wahrscheinlich hoffte er darauf, eine Einladung zum Frühstück zu ergattern, dachte ich zynisch.

Ich betrachtete seine stämmige Figur und wog im Geiste seinen möglichen Konsum an Eiern, Porridge und Toast gegen die schwindenden Vorräte in unseren Beuteln auf. Nicht, dass simple Nahrungsknappheit einen Highlander daran hindern würde, jemandem Gastfreundschaft anzubieten - schon gar nicht Jamie, der MacLennan gerade einlud, sich uns anzuschließen, während ich in Gedanken achtzehn Eier durch neun anstatt acht Leute dividierte. Also keine Spiegeleier; ich würde sie mit geriebenen Kartoffeln zu Reibekuchen verarbeiten, und am besten borgte ich mir auf dem Weg bergauf auch noch etwas Kaffee von Jocastas Lagerplatz.

Wir wandten uns zum Gehen, und Jamies Hand glitt plötzlich an meinem Rücken hinunter. Ich machte ein Geräusch, das alles andere als würdevoll war, und Abel MacLennan machte kehrt, um mich anzustarren. Ich lächelte ihm fröhlich zu und unterdrückte das Bedürfnis, Jamie erneut zu treten, diesmal weniger diskret.

MacLennan wandte sich ab und kletterte mit Höchstgeschwindigkeit vor uns den Hang hinauf, und seine Rockschöße schwangen voller Vorfreude über seiner abgetragenen Kniehose. Jamie schob eine Hand unter meinen Ellbogen, um mir über die Felsen zu helfen, und bückte sich dabei, um mir ins Ohr zu knurren.

»Warum zum Teufel trägst du keinen Unterrock, Sassenach?«, zischte er. »Du hast ja unter deinem Rock nichts an - du holst dir noch den Tod bei der Kälte!«

»Da hast du gar nicht so Unrecht«, sagte ich, denn ich zitterte, obwohl ich meinen Umhang trug. Ich hatte zwar ein Musselinhemd unter meinem Überkleid an, doch es war dünn und zerschlissen, wunderbar geeignet für ein Sommerlager unter freiem Himmel, aber völlig unzureichend zur Abwehr der winterlichen Böen, die durch meinen Leinenrock wehten, als bestünde er aus Gazestoff.

»Du hattest gestern Abend einen wunderbaren Wollunterrock an, Sassenach. Was ist daraus geworden?«

»Frag mich lieber nicht«, riet ich ihm.

Jetzt fuhren seine Augenbrauen in die Höhe, doch bevor er weiter nachhaken konnte, erklang hinter uns ein Schrei.

»Germain!«

Ich drehte mich um und erblickte einen kleinen, blonden Kopf, dessen Haare im Gegenwind wehten, während sein Besitzer unterhalb der Felsen den Hang hinunterschoss. Der zweijährige Germain hatte die Tatsache, dass seine Mutter mit seiner neugeborenen Schwester beschäftigt war, dazu benutzt, ihrer Obhut zu entfliehen und einen Vorstoß zu der Formation der Soldaten zu unternehmen. Da er den Händen der Zuschauer immer wieder entwischte, raste er kopfüber den Abhang hinunter wie ein Stein und wurde dabei immer schneller.

»Fergus!«, schrie Marsali. Beim Klang seines Namens wandte sich Germains Vater gerade noch rechtzeitig von seiner Unterhaltung ab, um zu sehen, wie sein Sohn über einen Stein stolperte und kopfüber nach vorn flog. Seltsamerweise machte der Junge keinerlei Anstalten zum

Selbstschutz, sondern stürzte elegant und kugelte sich wie ein Igel zusammen, als er mit der Schulter auf dem mit Gras bewachsenen Hang landete. Er rollte wie eine Kanonenkugel zwischen den Reihen der Soldaten hindurch, schoss über den Rand eines felsigen Überhangs hinweg und plumpste klatschend in den Bach.

Die Leute hielten hörbar die Luft an, und einige rannten bergab, um zu helfen, doch einer der Soldaten war schon zum Ufer geeilt. Er kniete sich hin, durchstieß die auf dem Wasser treibenden Kleider des Kindes mit der Spitze seines Bajonetts und zog das durchnässte Bündel ans Ufer.

Fergus rannte in die eisigen Untiefen hinein und streckte die Hände aus, um seinen triefenden Sohn in Empfang zu nehmen.

»*Merci, mon ami, merci mille fois*«, sagte er zu dem jungen Soldaten. »*Et toi, fiston*«, sagte er an seinen prustenden Sohn gerichtet und schüttelte ihn kurz. »*Comment vas-tu, du lütten Dummkopf?*«

Der Soldat machte ein verblüfftes Gesicht, doch ich wusste nicht, ob dies an Fergus' einzigartiger Dialektmischung lag oder am Anblick des glänzenden Hakens, den er an Stelle seiner fehlenden Linken trug.

»Schon gut, Sir«, sagte er mit einem schüchternen Lächeln. »Ich glaube, ihm ist nichts passiert.«

Brianna tauchte hinter einer Kiefer auf und trug Jemmy, der sechs Monate alt war, auf der einen Schulter. Sie bückte sich und hob die kleine Joan geschickt von Marsalis Arm.

»Komm, gib mir Joanie«, sagte sie. »Kümmere du dich um Germain.«

Jamie schwang sich den schweren Umhang von den Schultern und legte ihn Marsali an Stelle des Babys auf den Arm.

»Sag dem Soldaten, er soll an unser Feuer kommen«, sagte er zu ihr. »Wir bekommen doch noch einen Esser satt, oder, Sassenach?«

»Natürlich«, sagte ich und berichtigte hastig meine Kopfrechnungen. Achtzehn Eier, vier alte Brotlaibe zum Rösten - nein, einen sollte ich für die morgige Heimreise aufbewahren -, drei Dutzend Haferkekse, falls Jamie und Roger sie nicht gegessen hatten, ein halbes Glas Honig...

Ein reumütiges Lächeln erhellte Marsalis Gesicht und wurde von uns erwidert, dann war sie fort und hastete ihren durchnässten, zitternden Männern zu Hilfe.

Jamie blickte ihr mit einem resignierten Seufzer nach, während ihm der Wind in die weiten Hemdsärmel fuhr und sie unter gedämpftem Knattern aufblähte. Er verschränkte die Arme vor der Brust, zog zum Schutz vor dem Wind den Kopf ein und lächelte mit einem Seitenblick zu mir herunter.

»Äh, nun ja, schätze, dann erfrieren wir wohl gemeinsam, Sassenach. Aber das macht mir nichts. Ich würde sowieso nicht ohne dich leben wollen.«

»Ha«, sagte ich gutmütig. »Du könntest nackt auf einer Eisscholle leben, Jamie Fraser, und würdest sie noch zum Schmelzen bringen. Was hast du mit deinem Rock und deinem Plaid gemacht?« Außer seinem Kilt und Hemd trug er nur Schuhe und Strümpfe, und seine hohen Wangenknochen waren vor Kälte genauso gerötet wie seine Ohrenspitzen. Doch als ich meine Hand wieder in seinen Ärmel schob, war er so warm wie eh und je.

»Frag mich lieber nicht«, sagte er grinsend. Er bedeckte meine Hand mit seiner breiten, schwieligen Handfläche. »Lass uns gehen; ich kann das Frühstück kaum erwarten.«

»Warte«, sagte ich und löste mich von ihm. Jemmy hatte keine Lust, seine Mutter mit dem Neuankömmling zu teilen, und heulte und wand sich protestierend, während sein kleines, rundes Gesicht unter der blauen Strickmütze vor Ärger rot anlief. Ich streckte den Arm aus und nahm ihn Brianna ab, und er strampelte und krähte in seinen Wickeltüchern herum.

»Zwergenaufstand.« Brianna lächelte kurz und hievte die kleine Joan an ihrer Schulter in eine stabilere Position. »Bist du sicher, dass du ihn willst? Dieses hier ist ruhiger - und wiegt nur die Hälfte.«

»Nein, ist schon in Ordnung. Schsch, Schätzchen, komm zu Oma.« Ich lächelte bei diesen Worten und spürte diese immer noch neue Mischung aus Überraschung und Entzücken darüber, dass ich tatsächlich Großmutter sein konnte. Ich nahm an, dass es irgendwann nichts Besonderes mehr sein

würde; ich hatte mich schließlich auch wunderbar daran gewöhnt, dass man mich »Mama« rief.

Als er mich erkannte, stellte Jemmy das Theater ein und klammerte sich wie immer an mich wie eine Muschel an einen Felsen und vergrub seine runden Fäuste fest in meinem Haar. Ich löste seine Finger und warf einen Blick über seinen Kopf hinweg, doch am Fuß des Berges schien alles unter Kontrolle zu sein.

Fergus stand mit klatschnassen Kniehosen und Strümpfen da, Jamies Umhang um die Schultern gelegt, und wrang mit einer Hand die Vorderseite seines Hemdes aus, während er mit dem Soldaten sprach, der Germain gerettet hatte. Marsali hatte ihr Schultertuch abgenommen und den kleinen Jungen darin eingewickelt, und ihr loses blondes Haar wehte im Wind wie Spinnweben.

Der Lärm hatte Leutnant Hayes neugierig gemacht, und er lugte aus seiner Zeltklappe wie eine Wellhornschnecke aus ihrer Schale. Er spähte bergauf und fing meinen Blick auf; ich winkte kurz, dann wandte ich mich ab, um meiner Familie zurück zu unserer Lagerstelle zu folgen.

Jamie sagte etwas auf Gälisch zu Brianna, während er ihr über eine felsige Stelle vor mir auf dem Pfad half.

»Ja, ich bin bereit«, antwortete sie auf Englisch. »Wo ist denn dein Rock, Pa?«

»Ich habe ihn deinem Mann geliehen«, sagte er. »Wir wollen doch nicht, dass er bei eurer Hochzeit wie ein Bettler aussieht, aye?«

Brianna lachte und strich sich mit der freien Hand eine wehende rote Haarsträhne aus dem Mundwinkel.

»Lieber wie ein Bettler als ein Selbstmordkandidat.«

»Ein was?« Ich holte sie ein, als wir aus dem Schutz der Felsen traten. Der Wind tobte über die freie Fläche und peitschte uns mit Hagel und stechenden Kiessplittern.

»Uff!« Brianna beugte sich über das fest eingewickelte Baby auf ihrem Arm und schützte es vor dem Ansturm. »Roger war gerade dabei, sich zu

rasieren, als die Trommeln eingesetzt haben; fast hätte er sich die Kehle durchgeschnitten. Die Vorderseite seines Rocks ist voller Blutflecken.« Sie blickte Jamie an, und ihre Augen tränten vom Wind. »Dann hast du ihn also heute Morgen schon gesehen. Weißt du, wo er jetzt ist?«

»Heil und unversehrt«, versicherte er ihr. »Ich habe ihm gesagt, er sollte Vater Donahue einen Besuch abstatten, solange Hayes zugange war.« Er sah sie scharf an. »Du hättest mir ruhig sagen können, dass der Junge kein Katholik ist.«

»Hätte ich«, sagte sie ungerührt. »Habe ich aber nicht. Ist für mich gehüpft wie gesprungen.«

»Wenn du mit diesem merkwürdigen Ausdruck meinst, dass es nicht von Bedeutung ist -«, setzte Jamie mit einem deutlichen Unterton der Schärfe an, wurde aber dann unterbrochen, weil Roger persönlich auftauchte. Er machte eine blendende Figur in Kilt und Plaid mit grünweißem MacKenzie-Tartan und Jamies Sonntagsrock nebst Weste. Der Rock passte ihm gut - beide Männer waren etwa gleich groß und hatten lange Gliedmaßen und breite Schultern, wenngleich Jamie drei oder vier Zentimeter größer war -, und die graue Wolle stand Roger mit seinem dunklen Haar und seiner Olivenhaut genauso gut wie Jamie mit seinen bronzenen Brauntönen.

»Du siehst gut aus, Roger«, sagte ich. »Wo hast du dich denn geschnitten?« Sein Gesicht war gerötet und hatte das rohe Aussehen, das frisch rasierter Haut eigen ist, doch ansonsten war es unverletzt.

Roger trug Jamies Plaid unter dem Arm, ein rotschwarzes Tartanbündel. Er reichte es ihm und bog den Kopf zur Seite, um mir den tiefen Einschnitt direkt unter seinem Unterkiefer zu zeigen.

»Da. Nicht so schlimm, aber es hat fürchterlich geblutet. Man nennt diese Klingen nicht umsonst Halsabschneider, aye?«

Der Schnitt war zu einer sauberen, dunklen Linie verkrustet, die etwa acht Zentimeter lang war und vom Ende seines Kieferknochens schräg an seiner Halsseite hinunter verlief. Ich berührte flüchtig die Haut neben dem Schnitt. Es war nicht schlimm; die Klinge des Rasiermessers war senkrecht eingedrungen, es gab keine überstehende Haut, die genäht

werden musste. Doch es war kein Wunder, dass es stark geblutet hatte; es sah wirklich so aus, als hätte er versucht, sich die Kehle durchzuschneiden.

»Bisschen nervös heute Morgen?«, zog ich ihn auf. »Dir kommen doch nicht etwa Zweifel, oder?«

»Dazu ist es ein bisschen spät«, sagte Brianna trocken, während sie an meine Seite trat. »Hier ist schließlich ein Kind, das einen Namen braucht.«

»Es wird so viele Namen haben, dass es gar nicht weiß, was es damit anfangen soll«, versicherte ihr Roger. »Und du auch - Mrs. MacKenzie.«

Ein Hauch von Röte erleuchtete Briannas Gesicht beim Klang dieses Namens, und sie lächelte ihn an. Er beugte sich zu ihr hinüber, küsste sie auf die Stirn und nahm ihr dabei das Baby ab. Ein Ausdruck plötzlichen Erschreckens überzog sein Gesicht, als er das Gewicht des Bündels in seinen Armen spürte, und er starrte es an.

»Das ist nicht unserer«, sagte Brianna und grinste über seine Verblüffung. »Es ist Joan. Mama hat Jemmy.«

»Gott sei Dank«, sagte er und trug das Baby sehr viel vorsichtiger. »Ich dachte schon, er hätte sich in Luft aufgelöst oder so etwas.« Er hob die Decke sacht an, legte Joans winziges, schlafendes Gesicht frei und lächelte - wie es die Leute immer taten - beim Anblick ihres komischen braunen Haarschopfes, der spitz zulief wie der Haarknoten einer Engelspuppe.

»Schön wär's«, sagte ich und grunzte, als ich den wohlgenährten Jemmy, der in seiner Decke friedlich eingeschlafen war, in eine bequemere Position hochstemmte. »Ich glaube, er hat auf dem Weg bergauf ein oder zwei Pfund zugenommen.« Die Anstrengung war mir in die Wangen gestiegen, und ich hielt das Baby ein wenig von mir weg, weil mir eine plötzliche Hitzewelle zu Kopfe stieg und mir unter meinen zerzausten Locken der Schweiß ausbrach.

Jamie nahm mir Jemmy ab und klemmte ihn sich geschickt unter den Arm wie einen Fußball, eine Hand unter dem Kopf des Babys.

»Dann hast du also mit dem Priester gesprochen?«, sagte er und sah Roger skeptisch an.

»Das habe ich«, sagte Roger trocken und beantwortete den Blick genauso wie die Frage. »Er ist zu dem Schluss gekommen, dass ich nicht der Antichrist bin. Solange ich willens bin, den Jungen katholisch taufen zu lassen, steht der Hochzeit nichts im Wege.«

Jamie knurrte als Antwort, und ich unterdrückte ein Lächeln. Jamie hatte zwar keine nennenswerten religiösen Vorurteile - er hatte schon mit viel zu vielen Männern jeden denkbaren Hintergrundes zusammengearbeitet, gekämpft oder sie befehligt -, doch die Enthüllung, dass sein Schwiegersohn Presbyterianer war und keinerlei Absicht hatte zu konvertieren, hatte er nicht schweigend hingenommen.

Brianna bemerkte meinen Blick, lächelte mich von der Seite an und verzog ihrerseits belustigt die Katzenaugen zu blauen Dreiecken.

»Sehr klug von dir, das Thema Religion nicht schon früher zu erwähnen«, murmelte ich, wobei ich darauf achtete, nicht so laut zu sprechen, dass Jamie mich hören konnte. Die beiden Männer schritten vor uns her und gingen immer noch sehr steif miteinander um. Allerdings wurde die Förmlichkeit ihres Umgangs durch die herabhängenden Wickeltücher der Babys auf ihren Armen entschärft.

Jemmy quäkte plötzlich, doch sein Großvater schwang ihn hoch, ohne seine Schritte zu verlangsamen, und er ergab sich in sein Schicksal und fixierte uns über Jamies Schulter hinweg mit seinen runden Augen, von seiner Decke wie von einer Kapuze geschützt. Ich schnitt ihm eine Grimasse, und er brach in ein breites, zahnloses Grinsen aus.

»Roger wollte etwas sagen, aber ich habe ihm geraten, den Mund zu halten.« Brianna winkte Jemmy zu und fixierte Rogers Rücken mit dem typischen Blick der Ehefrau. »Ich habe gewusst, dass Pa keine Szene machen würde, wenn wir bis kurz vor der Hochzeit warten.«

Dies war eine sehr treffende Einschätzung des Verhaltens ihres Vaters. Sie ähnelte Jamie in viel mehr Dingen als nur den augenfälligen Merkmalen wie Aussehen, Haar- und Hautfarbe; sie besaß seine Menschenkenntnis und sein Sprachtalent. Dennoch regte sich ein Gedanke in meinem Hinterkopf, irgendetwas, das mit Roger und Religion zu tun hatte...

Wir hatten uns den Männern so weit genähert, dass wir ihre Unterhaltung hören konnten.

»...um Hillsborough«, sagte Jamie gerade, zu Roger hinübergebeugt, damit dieser ihn trotz des Windes hören konnte. »Wollte Informationen über die Aufrührer.«

»Oh, aye?« Roger klang interessiert und argwöhnisch zugleich. »Das wird Duncan Innes neugierig machen. Er ist während der Unruhen in Hillsborough gewesen, hast du das gewusst?«

»Nein.« Jamies Aufmerksamkeit war geweckt. »Ich habe in dieser Woche kaum ein Wort mit Duncan gewechselt. Vielleicht frage ich ihn nach der Hochzeit - falls er sie überlebt.« Duncan sollte am Abend Jocasta Cameron, Jamies Tante, heiraten und war so nervös, dass er dem Zusammenbruch nahe war.

Roger drehte sich um und schützte Joan mit seinem Körper vor dem Wind, während er mit Brianna sprach.

»Deine Tante hat Vater Donahue gesagt, dass er die Trauungen in ihrem Zelt vollziehen kann. Dann wird es nicht ganz so schlimm.«

»Brrr!« Brianna zog zitternd den Kopf ein. »Gott sei Dank. Heute ist nicht der Tag für eine Hochzeit im Grünen.«

Eine Kastanie überschüttete uns mit gelbem Laub, als wollte sie ihre Zustimmung ausdrücken. Roger sah ein wenig beklommen aus.

»Das ist bestimmt nicht die Hochzeit, die du dir vorgestellt hast«, sagte er. »Als kleines Mädchen.«

Brianna blickte zu Roger auf, und ein Lächeln überzog ganz langsam ihr Gesicht. »Das war die erste auch nicht«, sagte sie. »Aber ich fand sie schön.«

Roger neigte aufgrund seiner dunklen Haut eigentlich nicht zum Erröten, und seine Ohren waren sowieso rot vor Kälte. Er öffnete den Mund, als wollte er antworten, dann begegnete er Jamies stechendem Blick, schloss ihn wieder und machte ein verlegenes, aber unleugbar zufriedenes Gesicht.

»Mr. Fraser!«

Ich drehte mich um, und sah einen der Soldaten hügelaufwärts auf uns zukommen, den Blick auf Jamie geheftet.

»Korporal MacNair, stets zu Diensten, Sir«, sagte er schwer atmend, als er bei uns ankam. Er nickte abrupt mit dem Kopf. »Der Leutnant lässt Euch grüßen - ob Ihr wohl so freundlich wärt, ihn in seinem Zelt aufzusuchen?« Sein Blick fiel auf mich, und er verbeugte sich erneut, wenn auch weniger zackig. »Mrs. Fraser. Gott zum Gruße, Ma'am.«

»Zu Diensten, Sir.« Jamie erwiderte die Verneigung des Korporals. »Ich bitte, mich bei dem Leutnant zu entschuldigen, doch ich habe Verpflichtungen, die meine Anwesenheit anderswo erfordern.« Er sprach höflich, doch der Korporal blickte scharf zu ihm auf. MacNair war jung, aber nicht unerfahren; der Ausdruck, der sein hageres, dunkles Gesicht überflog, zeigte, dass er verstand.

»Der Leutnant bittet Mr. Farquard Campbell, Mr. Andrew MacNeill, Mr. Gerald Forbes, Mr. Duncan Innes und den Priester um ihre Anwesenheit sowie Euch.«

Die Anspannung in Jamies Schultern ließ um einiges nach.

»Ach wirklich«, sagte er trocken. Also wollte Hayes die einflussreichen Männer der Gegend konsultieren; Farquard Campbell und Andrew MacNeill waren Großgrundbesitzer und lokale Beamte; Gerald Forbes ein prominenter Anwalt aus Cross Creek. Und Duncan Innes war im Begriff, durch seine bevorstehende Heirat mit Jamies verwitweter Tante zum Besitzer der größten Plantage in der westlichen Hälfte der Kolonie zu werden. Jamie selbst war weder reich noch ein Vertreter der Krone, doch er *war* der Nutznießer einer großen - wenn auch zur Zeit noch weitgehend unbesiedelten - Landzuweisung im Hinterland.

Er zuckte leicht mit den Achseln und verlagerte das Baby auf die andere Schulter, um es bequemer zu haben.

»Aye. Nun gut. Sagt dem Leutnant, ich werde ihn aufsuchen, sobald es mir gelegen kommt.«

Korporal MacNair verneigte sich ungerührt und zog davon, vermutlich auf der Suche nach den anderen Herren auf seiner Liste.

»Und was soll das jetzt wieder?«, fragte ich Jamie. »Hoppla.« Ich streckte die Hand aus und strich Jemmy einen glitzernden Speichelfaden vom Kinn, bevor er Jamies Hemd erreichen konnte. »Schon wieder ein neuer Zahn?«

»Ich habe Zähne in Hülle und Fülle«, versicherte mir Jamie. »Und du auch, soweit ich informiert bin. Und was Hayes und seine Pläne angeht, ich weiß es nicht genau. Und ich habe auch nicht vor, es herauszufinden, solange ich es nicht muss.« Er zog seine rote Augenbraue hoch und sah mich an, und ich lachte.

»Oh, wir haben das Wort *gelegen* also im flexiblen Sinne benutzt, was?«

»Ich habe nichts davon gesagt, dass es *ihm* auch gelegen kommt«, klärte Jamie mich auf. »Nun, was deinen Unterrock angeht, Sassenach, und den Grund, warum du dich mit blankem Arsch auf dem Berg herumtreibst - Duncan, *a charaid*!« Beim Anblick von Duncan Innes, der durch einen Kiefernhain auf uns zukam, verwandelte sich sein sarkastischer Gesichtsausdruck in aufrichtige Freude.

Duncan kletterte gerade über einen umgestürzten Baumstamm, was ihm auf Grund seines fehlenden Armes sehr schwer fiel. Dann stieß er auf dem Pfad zu uns und schüttelte sich die Wassertropfen aus dem Haar. Er trug bereits seinen Hochzeitsstaat, ein sauberes Rüschenhemd mit gestärkter Halsbinde zu seinem Kilt und einem Rock aus rotem Wolltuch mit goldenen Biesen, dessen leerer Ärmel mit einer Brosche hochgesteckt war. Ich hatte Duncan noch nie so elegant gesehen und sagte ihm das auch.

»Och, na ja«, sagte er verlegen. »Das hat sich Miss Jo gewünscht.« Er schüttelte das Kompliment gemeinsam mit dem Regen ab und strich sich sorgfältig die Nadeln und Rindenstückchen, die auf seinem Weg durch die Kiefern hängen geblieben waren, von seinem Rock.

»Brrr! Ein fürchterlicher Tag, *Mac Dubh,* das steht fest.« Er sah zum Himmel auf und schüttelte den Kopf. »Glücklich die Braut, der die Sonne lacht; glücklich die Leiche, regnet’s mit Macht.«

»Ich frage mich nur, wie viel Entzücken man von einer durchschnittlichen Leiche erwarten kann«, sagte ich, »ganz gleich, wie die meteorologischen Bedingungen aussehen. Aber ich bin mir sicher, dass Jocasta sehr glücklich sein wird«, fügte ich hastig hinzu, als ich sah, wie sich ein Ausdruck der Verwirrung auf Duncans Gesicht ausbreitete. »Und du natürlich auch!«

»Oh... aye«, sagte er ein wenig unsicher. »Aye, natürlich. Danke, Ma'am.«

»Als ich dich durch den Wald kommen gesehen habe, dachte ich, dir ist vielleicht Korporal MacNair auf den Fersen«, sagte Jamie. »Du bist doch nicht unterwegs zu Archie Hayes, oder?«

Duncan machte ein erschrockenes Gesicht.

»Hayes? Nein, was sollte der Leutnant denn von mir wollen?«

»Du warst doch im September in Hillsborough, nicht wahr? Hier, Sassenach, nimm mir das kleine Krabbeltier ab, aye?« Jamie unterbrach sich, um mir Jemmy zu geben, der jetzt beschlossen hatte, sich aktiver für das Geschehen zu interessieren, und gerade unter Tritten und lauten Grunzgeräuschen versuchte, den Oberkörper seines Großvaters zu erklettern. Doch seine plötzliche Aktivität war nicht der Hauptgrund, warum Jamie sich dieser Last entledigte, wie ich feststellte, als ich Jemmy entgegennahm.

»Vielen Dank«, sagte ich und rümpfte die Nase. Jamie grinste mich an und schob Duncan den Weg entlang, wobei sie ihre Unterhaltung wieder aufnahmen.

»Hmm«, sagte ich und schnüffelte vorsichtig. »Fertig? Nein, dachte ich mir.« Jemmy schloss die Augen, lief knallrot an und stieß ein Knattergeräusch aus, das an gedämpftes Maschinengewehrfeuer erinnerte. Ich löste seine Wickeltücher so weit, dass ich an seinem Rücken hinunterblicken konnte.

»Huch«, sagte ich und wickelte ihn gerade noch rechtzeitig aus seiner Decke. »Womit hat deine Mutter dich nur gefüttert?«

Entzückt darüber, seinen Wickeltüchern entkommen zu sein, strampelte Jemmy mit den Beinchen, als wären es Windmühlenflügel, und aus den ausgebeulten Beinen seiner Windel rann eine ungesund aussehende, gelbliche Substanz.

»Pfui«, sagte ich knapp und trug ihn mit ausgestreckten Armen zu einem der kleinen Rinnsale, die sich den Berg hinunterschlängelten. Ich kam zwar ganz gut ohne den Komfort von fließend warmem und kaltem Wasser und ohne Autos aus, dachte ich, doch es gab Zeiten, da hätte ich wirklich gern Dinge wie Gummihöschen mit elastischen Beinabschlüssen gehabt. Von Toilettenpapierrollen ganz zu schweigen.

Ich fand eine gute Stelle am Rand des Bächleins, wo eine dicke Schicht totes Laub lag. Ich kniete mich hin, breitete eine Ecke meines Umhangs aus, platzierte Jemmy auf Händen und Knien darauf und zog ihm die durchweichte Windel aus, ohne mir die Mühe zu machen, die Sicherheitsnadeln zu lösen.

»Hiiih!«, sagte er und klang überrascht, als ihn die kalte Luft traf. Er verkrampfte seine kleinen, fetten Pobacken und kauerte auf dem Boden wie eine kleine, rosafarbene Kröte.

»Ha«, sagte ich zu ihm. »Wenn du glaubst, kalter Wind am Hintern wäre schlimm, dann warte nur.« Ich ergriff eine Hand voll feuchter, gelbbrauner Blätter und säuberte ihn energisch. Da er ein sehr duldsames Kind war, zappelte und wand er sich zwar, doch er brüllte nicht, sondern gab nur schrille »Iiiih«-Laute von sich, als ich ihn säuberte.

Ich drehte ihn um, hielt eine Hand prophylaktisch über die Gefahrenzone und ließ seinen Geschlechtsteilen eine ähnliche Behandlung angedeihen, was ein breites, zahnloses Grinsen auslöste.

»Na, du bist ja wirklich ein Highlandmann, was?«, sagte ich und grinste zurück.

»Und was meinst du nun wieder damit, Sassenach?« Ich blickte auf und stellte fest, dass Jamie jenseits des Bächleins mit verschränkten Armen an einem Baum lehnte und mich anlächelte. Die leuchtenden Farben seines formellen Tartans und seines weißen Leinenhemdes setzten sich auffallend von dem verblichenen Herbstlaub ab, doch Gesicht und Haare ließen ihn

wie einen Waldbewohner aussehen, ganz in Bronze und Dunkelrot, und der Wind regte sich in seinem Haar, so dass die losen Spitzen genauso tanzten wie die scharlachroten Ahornblätter.

»Na ja, Kälte und Feuchtigkeit können ihm offensichtlich nichts anhaben«, sagte ich, während ich meine Bemühungen abschloss und die letzte Hand voll beschmutzter Blätter zur Seite legte. »Ansonsten... na ja, ich habe bis jetzt noch nicht viel mit männlichen Säuglingen zu tun gehabt, aber ist das hier nicht sehr frühreif?«

Jamies Mundwinkel verzog sich nach oben, als er den Anblick betrachtete, der unter meiner Hand zum Vorschein kam. Das winzige Anhängsel war steil aufgerichtet, so steif wie mein Daumen und ungefähr ebenso groß.

»Ah, nein«, sagte er. »Ich habe schon viele Jungs im Naturzustand gesehen - zumindest Jennys drei. Das tun sie alle hin und wieder.« Er zuckte mit den Achseln, und das Lächeln wurde breiter. »Ob es aber nur bei *schottischen* Jungs so ist, das kann ich nicht sagen...«

»Sogar ein Talent, das sich mit zunehmendem Alter noch verbessert«, sagte ich trocken. Ich warf die schmutzige Windel über den Bach, wo sie klatschend zu seinen Füßen landete. »Zieh die Nadeln heraus und wasch das aus, ja?«

Er zog seine lange, gerade Nase leicht kraus, kniete sich aber widerspruchslos hin und ergriff das schmutzige Paket zögernd mit zwei Fingern.

»Oh, *das* ist also aus deinem Unterrock geworden«, sagte er. Ich hatte die große Tasche geöffnet, die ich um die Taille geschlungen trug, und ein sauberes, zusammengefaltetes Stoffrechteck hervorgezogen. Es war kein ungebleichtes Leinen wie die Windel, die er in der Hand hielt, sondern ein dicker, weicher, oft gewaschener Wollflanell, der mit Johannisbeersaft rot gefärbt war.

Ich zuckte mit den Schultern, überprüfte, ob bei Jemmy erneute Explosionen drohten, und legte ihn auf die frische Windel.

»Angesichts von drei Wickelkindern und dem feuchten Wetter, bei dem nichts anständig trocknen kann, hatten wir ziemlichen Mangel an sauberen Tüchern.« Die Büsche am Rand der Lichtung, auf der wir unser Familienlager aufgeschlagen hatten, waren sämtlich mit wehender Wäsche verziert, die dank des ungünstigen Wetters zum Großteil immer noch feucht war.

»Hier.« Jamie reckte sich über den steinigen Bach und reichte mir die Nadeln, die er aus der alten Windel gezogen hatte. Ich nahm sie entgegen und achtete sorgsam darauf, sie nicht in den Bach fallen zu lassen. Meine Finger waren steif und kalt, doch die Nadeln waren kostbar; Brianna hatte sie aus erhitztem Draht gefertigt, und Roger hatte die Schutzverschlüsse nach ihren Zeichnungen aus Holz geschnitzt. Richtige Sicherheitsnadeln, wenn auch ein wenig größer und grober als die moderne Variante. Ihr einziger wirklicher Fehler war der Leim, der die hölzernen Kappen mit dem Draht verband; er bestand aus gekochter Milch und Hufspänen und war nicht richtig wasserfest, so dass die Kappen von Zeit zu Zeit wieder angeklebt werden mussten.

Ich schlug Jemmy die Windel fest um die Lenden und stieß eine Nadel durch das Tuch. Beim Anblick der hölzernen Kappe lächelte ich. Brianna hatte bei einem Satz Nadeln in jede Kappe einen kleinen, komischen Frosch geschnitzt - der breit und zahnlos grinste.

»Na gut, Fröschchen, das war’s.« Als ich die Windel sicher befestigt hatte, setzte ich mich hin und hob ihn auf meinen Schoß, um sein Hemdchen glatt zu ziehen und ihn wieder in seine Decke zu wickeln.

»Wo ist Duncan hingegangen?«, fragte ich. »Nach unten, um mit dem Leutnant zu sprechen?«

Jamie war über seine Arbeit gebeugt und schüttelte den Kopf.

»Ich habe ihm gesagt, er soll es nicht tun. Er ist tatsächlich während der Unruhen in Hillsborough gewesen. Am besten wartet er noch ein bisschen; wenn Hayes ihn dann fragt, kann er aufrichtig schwören, dass hier niemand ist, der an dem Aufruhr beteiligt war.« Er blickte auf und lächelte humorlos. »Bei Anbruch der Dunkelheit ist nämlich keiner mehr hier.«

Ich beobachtete, wie seine großen, gewandten Hände das durchgespülte Tuch auswrangen. Die Narben an seiner rechten Hand waren normalerweise fast unsichtbar, doch jetzt zeichneten sie sich deutlich ab, unregelmäßige, weiße Linien auf seiner kälteroten Haut. Mir war bei der ganzen Angelegenheit etwas mulmig zumute, auch wenn es keine direkte Verbindung mit uns zu geben schien.

Normalerweise rief der Gedanke an Gouverneur Tryon bei mir nur einen Hauch von Gereiztheit hervor; er hockte schließlich in sicherer Entfernung in seinem schönen, neuen Palast in New Bern und war durch dreihundert Meilen voller Küstenstädte, Plantagen, Kiefernwälder, Vorgebirge, unzugänglicher Berge und nackter Wildnis von unserer winzigen Siedlung auf Fraser's Ridge getrennt. Angesichts all seiner anderen Sorgen, wie zum Beispiel den selbst ernannten »Regulatoren«, die Hillsborough terrorisiert hatten, und der korrupten Sheriffs und Richter, die diesen Terror provoziert hatten, glaubte ich kaum, dass er Zeit hatte, auch nur einen Gedanken an uns zu verschwenden. Zumindest hoffte ich das.

Doch das änderte nichts an der unangenehmen Tatsache, dass Gouverneur Tryon Jamie ein beträchtliches Landstück in den Bergen North Carolinas zum Geschenk gemacht hatte - und dass Tryon wiederum eine kleine, aber wichtige Tatsache in seiner Westentasche versteckt hielt: Jamie war katholisch. Und nach dem Gesetz kamen nur Protestanten in den Genuss der königlichen Landvergaben.

Angesichts der verschwindenden Anzahl von Katholiken in der Kolonie und ihrer mangelnden Organisation war die Frage der Religionszugehörigkeit kaum ein Thema. Es gab keine katholischen Kirchen, keine ortsansässigen katholischen Priester; Vater Donahue hatte auf Jocastas Bitten die beschwerliche Anreise aus Baltimore auf sich genommen. Jamies Tante Jocasta und ihr verstorbener Ehemann Hector Cameron waren schon so lange einflussreiche Mitglieder der hiesigen Gesellschaft, dass niemand auf die Idee gekommen wäre, ihren religiösen Hintergrund in Frage zu stellen, und ich hielt es für wahrscheinlich, dass kaum einer der Schotten, mit denen wir die ganze Woche gefeiert hatten, wusste, dass wir Papisten waren.

Allerdings würden sie es wahrscheinlich schon bald herausfinden. Brianna und Roger, die seit einem Jahr per *handfasting* verlobt waren, sollten heute durch den Priester getraut werden, zusammen mit zwei anderen katholischen Paaren aus Bremerton - und mit Jocasta und Duncan Innes.

»Archie Hayes«, sagte ich plötzlich. »Ist er katholisch?«

Jamie hängte die nasse Windel an einen Ast und schüttelte sich das Wasser von den Händen.

»Ich habe ihn nicht danach gefragt«, sagte er. »Ich glaube es aber nicht. Das heißt, sein Vater war es nicht; es würde mich überraschen, wenn er es wäre - er ist schließlich Offizier.«

»Stimmt.« Die Nachteile seiner schottischen Herkunft, seiner Armut und seiner jakobitischen Vergangenheit waren erdrückend genug; es war sowieso erstaunlich, dass Hayes sie überwunden und es zu seiner gegenwärtigen Position gebracht hatte, ohne dass er noch zusätzlich mit der Bürde der Papistenreligion belastet war.

Doch was mir Sorgen machte, war nicht der Gedanke an Leutnant Hayes und seine Männer; es war Jamie. Äußerlich war er so ruhig und selbstsicher wie eh und je, und in seinem Mundwinkel lauerte stets dieses schwache Lächeln. Doch ich kannte ihn sehr gut; ich hatte gesehen, wie die beiden steifen Finger seiner rechten Hand - in einem englischen Gefängnis verstümmelt - zuckend gegen sein Bein geklopft hatten, als er in der vergangenen Nacht mit Hayes Witze und Geschichten ausgetauscht hatte. Noch jetzt konnte ich die schmale Falte sehen, die sich zwischen seinen Augenbrauen bildete, wenn er sich Sorgen machte, und es war nicht seine derzeitige Beschäftigung, die ihm Sorgen machte.

Sorgte er sich einfach nur wegen der Proklamation? Dafür sah ich keinen Grund, da schließlich niemand aus unserer Siedlung an den Unruhen von Hillsborough beteiligt gewesen war.

»...Presbyterianer«, sagte er gerade. Er sah mich ironisch lächelnd an. »Wie unser Roger.«

Die Erinnerung, die ich vorhin im Hinterkopf gehabt hatte, nahm plötzlich konkrete Formen an.

»Du hast es gewusst«, sagte ich. »Du hast *gewusst*, dass Roger kein Katholik ist. Du hast gesehen, wie er dieses Kind in Snaketown getauft hat, als wir... ihn von den Indianern befreit haben.« Zu spät sah ich, wie der Schatten sein Gesicht überzog, und biss mir auf die Zunge. Als wir Roger befreit hatten - und Jamies geliebten Neffen Ian an seiner Stelle dort gelassen hatten.

»Aye, das habe ich«, sagte er.

»Aber Brianna -«

»Sie würde den Jungen doch sogar heiraten, wenn er Hottentotte wäre«, unterbrach mich Jamie. »Das kann jeder sehen. Und ich kann nicht einmal sagen, dass ich viel gegen Roger einzuwenden hätte, wenn er Hottentotte *wäre*«, fügte er zu meiner großen Überraschung hinzu.

»Nicht?«

Jamie zuckte mit den Achseln und trat über den winzigen Bach hinweg an meine Seite. Er wischte sich die feuchten Hände am Saum seines Plaids ab.

»Der Junge hat Courage und ein gutes Herz. Du weißt, dass er das Baby als sein eigenes Kind angenommen und Brianna gegenüber kein Wort darüber verloren hat. Genau, wie es sich für einen Mann gehört - aber nicht jeder Mann würde es tun.«

Ich blickte unwillkürlich auf Jemmy hinunter, der es sich auf meinem Arm gemütlich gemacht hatte. Ich versuchte, nicht darüber nachzudenken, doch hin und wieder suchte selbst ich seine absolut liebenswerten Gesichtszüge nach einer Spur ab, die vielleicht seine wahre Abstammung preisgab.

Brianna hatte Roger die Ehe in die Hand versprochen, eine Nacht mit ihm verbracht - und war zwei Tage später von Stephen Bonnet vergewaltigt worden. Es war unmöglich zu sagen, wer der Vater war, und bis jetzt machte Jemmy keinerlei Anstalten, einem der beiden Männer auch nur ansatzweise zu ähneln. Momentan kaute er mit einer Grimasse

der Konzentration auf seiner Faust herum, und mit seinem weichen, rotgoldenen Plüsch sah er vor allem Jamie ähnlich.

»Mm. Warum hast du dann so darauf bestanden, dass der Priester Roger überprüft?«

»Nun, heiraten werden sie so oder so«, sagte er in aller Logik. »Aber ich wollte, dass der Kleine katholisch getauft wird.« Er legte seine breite Hand sanft auf Jemmys Kopf und strich ihm mit dem Daumen die winzigen, roten Augenbrauen glatt. »Also dachte ich mir, wenn ich ein bisschen Theater um Roger machte, dann sind sie vielleicht in Bezug auf *an gille ruaidh* hier gern einverstanden, aye?«

Ich lachte und zog Jemmy ein Stück Decke über die Ohren.

»Und ich dachte, Brianna hätte *dich* durchschaut!«

»Das denkt sie auch«, sagte er grinsend. Er bückte sich unvermittelt und küsste mich.

Sein Mund war weich und sehr warm. Er schmeckte nach Kaffee und Honig, und er roch stark nach Holzrauch und ungewaschenem Mann mit einem winzigen Hauch Windelaroma.

»Oh, das ist schön«, sagte ich beifällig. »Mach das noch einmal.«

Der Wald um uns war still, wie es nur ein Wald ist. Kein Vogel, kein Tier, nur der Gesang der Blätter über uns und das Rauschen des Wassers zu unseren Füßen. Ständige Bewegung, ständig Geräusche - und mitten darin perfekter Friede. Es waren jede Menge Menschen auf dem Berg, und die meisten von ihnen waren gar nicht weit von uns entfernt - doch genau hier, genau jetzt hätten wir allein auf dem Jupiter sein können.

Ich öffnete seufzend die Augen und schmeckte Honig. Jamie lächelte mich an und strich mir ein herabgefallenes, gelbes Blatt aus dem Haar. Das Baby lag in meinen Armen, ein schweres, warmes Gewicht, der Mittelpunkt des Universums.

Keiner von uns sprach, denn wir wollten die Stille nicht stören. Es war, als stünden wir auf der Spitze eines kreisenden Berges, dachte ich - um uns ein Strudel von Ereignissen und Menschen, und jeder Schritt in eine

beliebige Richtung würde uns in das wirbelnde Durcheinander zurückstürzen, doch hier im absoluten Zentrum - herrschte Friede.

Ich streckte die Hand aus und strich ihm ein paar Ahornsamen von der Schulter. Er hob meine Hand und führte sie mit einer plötzlichen Heftigkeit an seinen Mund, die mich aufschrecken ließ. Und doch waren seine Lippen sanft, war seine Zungenspitze warm auf dem fleischigen Hügel an der Wurzel meines Daumens - Venushügel genannt, der Sitz der Liebe.

Er hob den Kopf, und ich spürte die plötzliche Kühle an der Stelle, wo die uralte Narbe zu sehen war, bleich wie ein Knochen. Ein *J*, das in die Haut geritzt war, sein Zeichen auf meiner Hand.

Er legte seine Hand an mein Gesicht, und ich drückte mit der meinen dagegen, als könnte ich das verblichene C auf der kalten Haut meiner Wange spüren. Keiner von uns sprach, doch der Schwur war getan, wie wir ihn schon einmal an einem Ort der Zuflucht geleistet hatten, mit den Füßen auf einem Felssplitter inmitten des Treibsandes, der einen Krieg verhieß.

Er war nicht nah, noch nicht. Doch ich hörte ihn kommen im Klang der Trommeln und Proklamationen, sah ihn im Glitzern des Stahls, wurde an Leib und Seele von Furcht durchdrungen, wenn ich in Jamies Augen sah.

Die Kühle war verschwunden, und das Blut pulsierte heiß in meiner Hand, als gälte es, die alte Narbe zu öffnen und mein Herzblut erneut für ihn zu vergießen. Der Krieg würde kommen, und ich konnte ihn nicht aufhalten.

Doch diesmal würde ich ihn nicht verlassen.

Ich folgte Jamie aus dem Wald über ein Durcheinander aus Felsen, Sand und Grasbüscheln auf einen ausgetretenen Pfad, der bergauf zu unserer Lagerstelle führte. Dabei stellte ich im Kopf erneute Berechnungen unserer Frühstückszutaten an, da Jamie mir eröffnet hatte, dass er noch zwei weitere Familien eingeladen hatte, sich uns anzuschließen.

»Robin McGillivray und Geordie Chisholm«, sagte er und hielt einen Ast zur Seite, um mich durchzulassen. »Ich dachte mir, wir sollten sie willkommen heißen; sie haben vor, sich in Fraser's Ridge niederzulassen.«

»Aha?«, sagte ich und duckte mich, als der Ast hinter mir zurückschnellte. »Wann denn? Und zu wie vielen sind sie?«

Dies waren Fragen von weitreichender Bedeutung. Der Winter stand dicht bevor - viel zu dicht, um noch damit zu rechnen, dass man auch nur eine grob gezimmerte Blockhütte zum Schutz errichten konnte. Jeder, der jetzt in die Berge kam, würde wohl bei uns im Haus oder dicht gedrängt in einer der kleineren Siedlerhütten wohnen müssen, die auf dem Berg verstreut waren. Highlander konnten und würden zu zehnt in einem Raum leben, wenn es nötig war. Da ich nur über eine weniger stark entwickelte, englische Gastfreundschaft verfügte, hoffte ich sehr, dass es nicht nötig sein würde.

»Sechs McGillivrays und acht Chisholms«, sagte Jamie lächelnd. »Die McGillivrays kommen aber erst im Frühjahr. Robin ist Büchsenmacher; er kann den Winter über in Cross Creek arbeiten, und seine Familie kann bei Verwandten in Salem bleiben - seine Frau ist Deutsche -, bis das Wetter wärmer wird.«

»Oh, dann ist es ja gut.« Das machte also noch vierzehn zusätzliche Esser beim Frühstück, abgesehen von mir und Jamie, Roger und Brianna, Marsali und Fergus, Lizzie und ihrem Vater - nicht zu vergessen Abel MacLennan, oh, und der Soldat, der Germain gerettet hatte, das waren dann vierundzwanzig...

»Ich gehe mir etwas Kaffee bei meiner Tante ausborgen, ja?« Jamie hatte den Ausdruck zunehmender Entgeisterung in meinem Gesicht gesehen. Er grinste, und streckte mir die Arme entgegen, um mir das Baby abzunehmen. »Gib mir den Jungen; ich nehme ihn mit, dann hast du die Hände zum Kochen frei.«

Ich sah ihnen mit einem Anflug von Erleichterung nach. Allein, wenn auch nur für ein paar Augenblicke. Ich atmete die feuchte Luft tief ein, und mir wurde bewusst, dass mir der Regen sacht auf die Kapuze klopfte.

Ich liebte *gatherings* und gesellschaftliche Ereignisse, musste mir aber eingestehen, dass es mir auf die Nerven ging, tagelang pausenlos unter Menschen zu sein. Nach einer Woche voller Besuche, Kaffeekränzchen, täglicher Sprechstunden und der unablässigen Folge kleiner Probleme, die unausweichlich sind, wenn man mit einer großen Familie im Freien kampiert, war ich reif dafür, mir ein kleines Loch unter einem umgestürzten Baumstamm zu buddeln und hineinzuklettern, nur um eine Viertelstunde meine Ruhe zu haben.

Im Augenblick sah es jedoch so aus, als könnte ich mir die Mühe sparen. Über mir auf dem Berg erklangen Stimmen und Dudelsackmelodien; nach der Unterbrechung durch die Proklamation des Gouverneurs nahm das *gathering* langsam seinen normalen Rhythmus wieder auf, und alle Welt begab sich wieder an die Feuerstellen ihrer Familien, zu der Lichtung, auf der die Wettkämpfe stattfanden, zu den Viehkoppeln am anderen Bachufer oder zu den Wagen, in denen von Haarbändern und Butterfässern bis hin zu Mörtelpulver und frischen - nun ja, relativ frischen - Zitronen einfach alles feilgeboten wurde. Im Augenblick brauchte mich niemand.

Es würde ein sehr geschäftiger Tag werden, und es war gut möglich, dass dies für eine Woche oder länger meine einzige Gelegenheit war, allein zu sein - so lange würde die Rückreise mindestens dauern, da unsere Reisegruppe groß war und wir Babys und Wagen dabeihatten. Die meisten der neuen Pächter besaßen weder Pferde noch Maultiere und würden den Weg zu Fuß zurücklegen.

Ich brauchte ein paar Minuten für mich allein, um meine Kraft zu sammeln und meine Gedanken zu ordnen. Diese befassten sich allerdings weder mit der Logistik des Frühstücks oder der Hochzeiten noch der Operation, die ich vorhatte. Ich blickte weiter in die Zukunft, über den Rückweg hinaus, und ich sehnte mich heim.

Fraser’s Ridge lag hoch in den Bergen des Westens, weit jenseits aller Städte - oder auch nur der befestigten Straßen. Abgelegen und isoliert, bekamen wir nur selten Besuch. Auch die Zahl der Siedler war klein, obwohl die Anwohnerzahl wuchs; mehr als dreißig Familien waren schon zu uns gestoßen und hatten unter Jamies Schutzherrschaft Heimstätten auf

seinem Land errichtet. Die meisten von ihnen waren Männer, die er noch aus dem Gefängnis von Ardsmuir kannte. Ich nahm an, dass auch Chisholm und McGillivray ehemalige Sträflinge sein mussten; Jamie hatte eine offene Einladung an diese Männer ausgesprochen, und er stand dazu, ganz gleich, was es kostete, ihnen zu helfen - oder ob wir es uns leisten konnten.

Ein Rabe flog geräuschlos vorbei, langsam und schwerfällig, das Gefieder vom Regen flach gedrückt. Raben waren Omenvögel; ich fragte mich, ob dieser hier etwas Gutes oder Schlechtes für uns bedeutete. Es war ungewöhnlich, dass überhaupt ein Vogel bei diesem Wetter unterwegs war - das musste bedeuten, dass es ein besonderes Omen war.

Ich schlug mir mit der Handwurzel vor die Stirn und versuchte, so den Aberglauben zu vertreiben. Man brauchte nur lange genug unter Highlandschotten zu leben, und schon bekam jeder verdammte Stein und Baum eine Bedeutung!

Aber vielleicht geschah das ja doch mit gutem Grund. Überall um mich herum waren Menschen auf dem Berg - das wusste ich genau -, und dennoch fühlte ich mich vollkommen allein, durch Regen und Nebel abgeschirmt. Das Wetter war immer noch kalt, aber ich fror nicht. Das Blut pulsierte dicht unter meiner Hautoberfläche, und ich spürte, wie mir die Hitze in die Handflächen stieg. Ich streckte eine Hand nach der nächsten Kiefer aus - auf jeder ihrer Nadeln bebten Wassertropfen, ihre Rinde war schwarz vor Nässe. Ich atmete ihren Duft ein und ließ mir das kühle Wasser über die Haut laufen. Ringsum fiel still und beruhigend der Regen und durchfeuchtete meine Kleider, bis sie sanft an mir klebten wie die Wolken an einem Berg.

Jamie hatte mir einmal gesagt, dass er auf einem Berg leben musste, und jetzt wusste ich, warum das so war - auch wenn ich es nicht hätte in Worte fassen können. All meine verstreuten Gedanken traten in den Hintergrund, als ich den Stimmen der Felsen und Bäume lauschte - und den Berg wie eine Glocke ertönen hörte, ein Mal, tief unter meinen Füßen.

Ich hätte eine ganze Weile derart verzaubert dastehen können, jeden Gedanken an das Frühstück vergessen, doch die Stimmen der Felsen und

Bäume verstummten und verschwanden, als neben mir auf dem Pfad klappernde Schritte ertönten.

»Mrs. Fraser.«

Es war Archie Hayes persönlich, trotz der Nässe in vollem Staat mit Barett und Schwert. Wenn es ihn überraschte, mich allein neben dem Pfad stehen zu sehen, so ließ er es sich nicht anmerken, sondern neigte den Kopf zu einem höflichen Gruß.

»Leutnant.« Ich erwiderte die Geste und spürte, wie meine Wangen erröteten, so als hätte er mich beim Baden ertappt.

»Ist Euer Gatte vielleicht in der Nähe, Ma'am?«, fragte er in beiläufigem Tonfall. Trotz meiner Verlegenheit spürte ich einen Stich des Argwohns. Korporal MacNair hatte Jamie holen wollen, und es war ihm nicht gelungen. Wenn der Berg jetzt zum Propheten kam, handelte es sich nicht um etwas Nebensächliches. Hatte Hayes vor, Jamie in eine Art Hexenjagd auf die Regulatoren hineinzuziehen?

»Ich nehme es an. Ich weiß aber nicht genau, *wo*«, sagte ich und vermied es bewusst, bergauf in die Richtung zu blicken, in der die Spitze von Jocastas großem Zelt zwischen den Bäumen eines Kastanienhains zu sehen war.

»Ah, dann wird er wohl beschäftigt sein«, sagte Hayes gelassen. »Ein Mann wie er hat immer viel zu tun, und heute ist schließlich der letzte Tag des *gathering*.«

»Ja. So wird es wohl... ja.«

Das Gespräch erstarb, und ich fühlte mich zunehmend beklommen und fragte mich, wie in aller Welt ich dieser Situation entkommen konnte, ohne den Leutnant zum Frühstück einzuladen. Selbst eine Engländerin konnte nicht hoffen, dass man ihr die Unhöflichkeit durchgehen ließ, ihrem Gegenüber nichts zu essen anzubieten, ohne dass es Gerede gab.

»Äh... Korporal MacNair hat gesagt, dass Ihr Farquard Campbell ebenfalls gern sehen würdet«, sagte ich und packte den Stier bei den Hörnern. »Vielleicht ist Jamie zu ihm gegangen, um sich mit ihm zu besprechen. Zu Mr. Campbell, meine ich.« Ich wies hilfsbereit in Richtung

des Campbell’s chen Zeltlagers, das auf der anderen Seite des Hanges lag, fast eine Viertelmeile von Jocastas Zelt entfernt.

Hayes blinzelte, und die Tropfen liefen ihm von den Wimpern über die Wangen.

»Aye«, sagte er. »Vielleicht.« Er blieb noch ein paar Sekunden stehen, dann tippte er an sein Barett. »Guten Tag, Ma’am.« Er wandte sich ab und setzte sich bergauf in Bewegung - auf Jocastas Zelt zu. Ich stand da und sah ihm nach, und jedes Gefühl des Friedens war dahin.

»Verdammt«, murmelte ich und brach auf, um mich um das Frühstück zu kümmern.

2

Brote und Fische

Für unser Lager hatten wir eine Stelle gewählt, die weit abseits des Hauptpfades lag und sich auf einer kleinen, felsigen Lichtung befand, von der man eine gute Sicht auf das breite Bachufer hatte. Als ich jetzt durch das Stechpalmengebüsch einen Blick nach unten warf, konnte ich grünschwarzen Tartanstoff aufleuchten sehen, denn die letzten Soldaten zerstreuten sich. Archie Hayes hatte seine Männer ermuntert, sich unters Volk zu mischen, und die meisten leisteten diesem Befehl nur zu gern Folge.

Ich war mir nicht sicher, ob diese Vorgehensweise des Leutnants von Arglist, Geiz oder schlichter Menschenfreundlichkeit diktiert wurde. Viele seiner Soldaten waren jung, von Heimat und Familie getrennt; sie freuten sich über die Gelegenheit, wieder einmal schottische Stimmen zu hören, freundlich an einem Lagerfeuer empfangen zu werden, Suppe und Porridge angeboten zu bekommen und sich vorübergehend in der Wärme vertrauter Dinge zu sonnen.

Als ich aus dem Wald trat, sah ich, wie Marsali und Lizzie den schüchternen Soldaten umschwirrten, der Germain aus dem Bach gefischt hatte. Fergus stand dicht am Feuer. Aus seinen feuchten Kleidern stiegen Dampfschwaden auf, und er knurrte auf Französisch vor sich hin, während er einhändig Germains Kopf energisch mit einem Handtuch abrubbelte. Er hatte den Haken auf die Schulter des kleinen Jungen gelegt, um ihn zu stützen, und das blonde Köpfchen wackelte hin und her, doch Germains Gesicht war ungeachtet der Strafpredigt seines Vaters vollkommen ruhig.

Weder Roger noch Brianna waren irgendwo in Sicht, doch zu meiner Bestürzung sah ich Abel MacLennan immer noch am anderen Ende der Lichtung sitzen und an einem Stockbrot knabbern. Jamie war schon zurück. Er war gerade dabei, die geborgten Vorräte neben dem Feuer auf

dem Boden auszupacken. Er runzelte die Stirn, doch seine Miene schmolz zu einem Lächeln dahin, als er mich sah.

»Da bist du ja, Sassenach«, sagte er und erhob sich. »Was hat dich denn aufgehalten?«

»Oh, ich bin unterwegs einem Bekannten begegnet«, sagte ich mit einem viel sagenden Blick auf den jungen Soldaten. Er war offenbar nicht viel sagend genug, denn Jamie zog fragend die Stirn kraus.

»Der Leutnant ist auf der Suche nach dir«, zischte ich, dicht zu ihm hinüber gebeugt.

»Nun ja, *das* wusste ich schon, Sassenach«, sagte er in normaler Lautstärke. »Er findet mich schon noch früh genug.«

»Ja, aber...« Ich räusperte mich und zog die Augenbrauen hoch, während ich bedeutsam von Abel MacLennan zu dem jungen Soldaten blickte. Jamies Verständnis von Gastfreundschaft ließ es nicht zu, dass man seine Gäste aus seinem Haus verschleppte, und ich vermutete, dass dasselbe Prinzip auch für sein Lagerfeuer galt. Doch während es dem jungen Soldaten ja vielleicht noch peinlich sein würde, MacLennan festzunehmen, ging ich davon aus, dass der Leutnant es ohne Zögern tun würde.

Jamie machte ein ausgesprochen belustigtes Gesicht. Er zog seinerseits die Augenbrauen hoch, dann nahm er mich beim Arm und führte mich zu dem jungen Mann.

»Meine Liebe«, sagte er formell, »darf ich dir den Privatgefreiten Andrew Ogilvie aus Kilburnie vorstellen? Gefreiter Ogilvie, meine Frau.«

Der Privatgefreite Ogilvie, ein Junge mit einem roten Gesicht und dunklen Locken, errötete und neigte den Kopf.

»Euer Diener, Ma'am!«

Jamie drückte mir sacht den Arm.

»Der Privatgefreite Ogilvie hat mir gerade erzählt, dass sein Regiment nach Portsmouth in Virginia unterwegs ist, von wo es nach Schottland segeln wird. Ihr freut Euch doch sicher auf Zuhause, nicht wahr, mein Junge?«

»Oh, aye, Sir!«, sagte der Junge eifrig. »Das Regiment wird in Aberdeen aufgelöst, und dann mache ich mich auf den Heimweg, so schnell mich meine Füße tragen!«

»Das Regiment löst sich auf?«, mischte sich Fergus in das Gespräch ein. Er hatte sich ein Handtuch um den Kopf gewickelt und trug Germain auf dem Arm.

»Aye, Sir. Jetzt, wo die Franzmänner Ruhe geben - äh, mit Verlaub, Sir - und von den Indianern nichts mehr zu befürchten ist, gibt es hier für uns nichts mehr zu tun, und die Krone bezahlt uns nicht dafür, dass wir zu Hause herumsitzen«, sagte der Junge mit einer Spur von Bedauern. »Der Friede mag ja im Großen und Ganzen eine gute Sache sein. Aber uns Soldaten trifft er schwer.«

»Fast so schwer wie der Krieg, aye?«, sagte Jamie trocken. Der Junge lief dunkelrot an; so jung, wie er war, konnte er kaum in ernsthafte Kampfhandlungen verwickelt gewesen sein. Der Franzosenkrieg war schon seit fast zehn Jahren vorbei - und damals hatte der Privatgefreite Ogilvie mit Sicherheit noch in Kilburnie im Sand gespielt.

Ohne die Verlegenheit des Jungen zu beachten, wandte sich Jamie an mich.

»Der Junge sagt«, fügte er hinzu, »dass das Siebenundsechzigste das letzte Regiment ist, das sich noch in den Kolonien aufhält.«

»Das letzte Highlandregiment?«, fragte ich.

»Nein, Ma’am, wir sind die letzten regulären Truppen der Krone. Es gibt natürlich hier und dort noch Garnisonen, aber die stehenden Regimenter sind alle zurück nach England oder Schottland gerufen worden. Wir sind die letzten - und haben sogar schon Verspätung. Wir sollten eigentlich von Charleston aus segeln, aber dort ist etwas schief gegangen, deshalb sind wir jetzt nach Portsmouth unterwegs, so schnell wir können. Es ist schon spät im Jahr, aber der Leutnant hat von einem Schiff gehört, das die Überfahrt noch riskieren würde. Wenn nicht -« Er zuckte philosophisch mit den Achseln. »Dann werden wir wohl in Portsmouth überwintern und uns irgendwie durchschlagen.«

»Dann will England uns schutzlos zurücklassen?« Marsali sah bei diesem Gedanken sehr erschrocken aus.

»Oh, ich glaube nicht, dass Ihr in Gefahr seid, Ma'am«, beruhigte sie der Privatgefreite Ogilvie. »Mit den Franzmännern sind wir ein für alle Mal fertig, und die Indianer werden sich kaum rühren, wenn die Froschfresser sie nicht mehr aufhetzen. Es ist jetzt schon eine ganze Weile friedlich hier, und das wird bestimmt auch so bleiben.« Ich räusperte mich leise, und Jamie drückte mir sacht den Ellbogen.

»Habt Ihr Euch denn schon einmal überlegt, vielleicht hier zu bleiben?« Lizzie hatte beim Zuhören Kartoffeln geschält und gerieben; jetzt stellte sie die Schüssel mit den glänzend weißen Schnitzen neben das Feuer und begann, die Pfanne zu fetten. »In den Kolonien zu bleiben, meine ich. Im Westen gibt es immer noch Land in Hülle und Fülle.«

»Oh.« Der Privatgefreite Ogilvie blickte zu dem weißen Häubchen auf ihrem Kopf hinunter, den sie sittsam über die Arbeit gebeugt hatte, und lief erneut rot an. »Nun, ich muss sagen, dass man mir schon schlechtere Aussichten präsentiert hat, Miss. Aber ich bin leider an mein Regiment gebunden.«

Lizzie ergriff zwei Eier und schlug sie gekonnt am Rand der Schüssel entzwei. Auf ihrem Gesicht, das normalerweise käsebleich war, erstrahlte ein schwacher Widerschein der satten Gesichtsfarbe Ogilvies.

»Ah. Nun, wie schade, dass Ihr schon so bald fortmüsst«, sagte sie und klimperte mit ihren hellblonden Wimpern. »Aber zumindest werden wir Euch nicht mit leerem Magen davonschicken.«

Der Privatgefreite Ogilvie wurde noch ein wenig rosiger um die Ohren.

»Das ist... sehr liebenswürdig von Euch, Miss. Wirklich sehr liebenswürdig.«

Lizzie blickte schüchtern auf und errötete noch tiefer.

Jamie hüstelte und entschuldigte sich. Dann führte er mich vom Feuer fort.

»Himmel«, sagte er leise und bückte sich, damit ich ihn hören konnte. »Dabei ist sie doch noch keine vierundzwanzig Stunden Frau! Hast du ihr Unterricht gegeben, Sassenach, oder ist das bei Frauen einfach angeboren?«

»Naturtalent, schätze ich«, sagte ich umsichtig.

Was unsere sauberen Lappen anging, so war das Einsetzen von Lizzies Menarche gestern nach dem Abendessen der Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hatte, und ich hatte daraufhin meinen Unterrock opfern müssen. Natürlich hatte Lizzie keine Menstrualtücher dabei, und ich wollte nicht, dass sie gezwungen war, die Babywindeln mitzubenutzen.

»Mmpfm. Dann mache ich mich wohl am besten auf die Suche nach einem Mann für sie«, sagte Jamie resigniert.

»Einem Mann! Aber sie ist doch gerade erst fünfzehn!«

»Aye, und?« Er sah sich zu Marsali um, die Fergus das dunkle Haar mit dem Handtuch trocken rieb, und ließ den Blick dann zu Lizzie und ihrem Soldaten schweifen. Er sah mich mit zynisch hoch gezogener Augenbraue an.

»Aye, selber und«, sagte ich ein wenig verärgert. Gut, Marsali *war* erst fünfzehn gewesen, als sie Fergus geheiratet hatte. Das hieß aber nicht...

»Jedenfalls«, fuhr Jamie fort und ließ das Thema Lizzie erst einmal links liegen, »bricht das Regiment morgen nach Portsmouth auf; sie haben weder Zeit noch Interesse, sich mit dieser Geschichte in Hillsborough zu befassen - das ist Tryons Sorge.«

»Aber Hayes hat doch gesagt -«

»Oh, wenn ihm jemand etwas erzählt, wird er die Aussage auch bestimmt nach New Bern weiterleiten - aber was ihn persönlich angeht, so glaube ich nicht, dass es ihn stören würde, wenn die Regulatoren den Gouverneurspalast in Brand setzen würden, solange es nur seine Abreise nicht verzögert.«

Ich seufzte tief, denn das beruhigte mich. Wenn Jamie Recht hatte, so waren Festnahmen das Letzte, wonach Hayes der Sinn stand, ganz gleich, wie die Beweislage sein mochte. MacLennan drohte also keine Gefahr.

»Was glaubst du denn dann, was Hayes von dir und den anderen will?«, fragte ich und bückte mich, um in einem der Weidenkörbe nach einem Brotlaib zu suchen. »Er ist immerhin persönlich hinter dir her.«

Jamie blickte hinter sich, als rechnete er jede Sekunde damit, dass der Leutnant zwischen den Stechpalmen auftauchen würde. Da sich das stachelige Grün jedoch nicht rührte, wandte er sich mit leicht gerunzelter Stirn wieder mir zu.

»Ich weiß es nicht«, sagte er kopfschüttelnd, »aber es hat jedenfalls nichts mit Tryon zu tun. Wenn es so wäre, hätte er mich gestern Abend darauf ansprechen können - und das hätte er auch *getan,* wenn ihm selbst etwas an der Sache läge«, fügte er hinzu. »Nein, Sassenach, verlass dich darauf, die Aufrührer sind für unseren Archie Hayes nur eine Pflichtsache. Was er aber von mir will -« Er beugte sich über mich, um mit dem Finger am Rand des Honigtöpfchens entlang zu fahren. »Darüber mache ich mir erst dann Sorgen, wenn ich muss. Ich habe noch drei Fässer Whisky übrig, die ich bis heute Abend in eine Pflugschar, ein Sensenblatt, drei Axtklingen, zehn Pfund Zucker, ein Pferd und ein Astrolabium verwandeln will. Und das ist ein Zaubertrick, der einiger Konzentration bedarf, aye?« Er fuhr mit seiner klebrigen Fingerspitze sanft über meine Lippen, dann drehte er meinen Kopf zu sich hin und neigte den seinen, um mich zu küssen.

»Ein Astrolabium?«, sagte ich und schmeckte Honig. Ich erwiderte den Kuss. »Wozu denn das?«

»Und dann möchte ich nach Hause«, flüsterte er, ohne meine Frage zu beachten. Seine Stirn war an die meine gedrückt, und seine Augen waren blau.

»Ich möchte mit dir ins Bett gehen - *in* meinem Bett. Und ich möchte den Rest des Tages darüber nachdenken, was ich machen werde, wenn ich dich erst dort habe. Und der liebe Archie kann von mir aus bleiben, wo der Pfeffer wächst, aye?«

»Exzellente Idee«, flüsterte ich zurück. »Möchtest du ihm das gern persönlich sagen?«

Ich hatte am anderen Ende der Lichtung ein Stück grünschwarzen Tartanstoff aufblitzen sehen, doch als Jamie sich jetzt aufrichtete und herumfuhr, sah ich, dass der Besucher doch nicht Leutnant Hayes war, sondern John Quincy Myers, der sich ein Soldatenplaid um die Taille geschlungen hatte, dessen Enden fröhlich im Wind flatterten.

Dies verlieh Myers' sowieso schon unübersehbarer, modischer Eleganz den letzten Schliff. Er war extrem groß, und ihn zierten (von oben nach unten) ein Schlapphut, in dem mehrere Nadeln und eine Truthahnfeder steckten, zwei zerzauste Fasanenfedern, die in sein langes, schwarzes Haar geknotet waren, eine Weste aus eingefärbten Stachelschweinstacheln, die er über einem Hemd mit Perlenstickereien trug, sein üblicher Lendenschurz und enge Hosen, die mit Bändern voller kleiner Glöckchen umwickelt waren, kurz: Der Waldläufer war schwer zu übersehen.

»James, mein Freund!« John Quincy lächelte breit, als er Jamie erblickte, und eilte mit ausgestreckter Hand und glöckchenklingelnd auf ihn zu. »Dachte ich mir doch, dass ich Euch beim Frühstück antreffe!«

Jamie kniff bei seinem Anblick kurz die Augen zusammen, erwiderte dann aber kameradschaftlich den festen Händedruck des Waldläufers.

»Aye John. Esst Ihr etwas mit?«

»Äh... ja«, fiel ich ein und warf einen verstohlenen Blick in den Vorratskorb. »Bitte doch.«

John Quincy verbeugte sich feierlich vor mir und zog dabei den Hut.

»Zu Diensten, Ma'am, und ich danke Euch sehr. Vielleicht später. Erst einmal bin ich allerdings hier, um Mr. Fraser zu entführen. Er wird dringend gebraucht.«

»Von wem?«, fragte Jamie argwöhnisch. »Robbie McGillivray - zumindest sagt er, dass er so heißt. Kennt Ihr den Mann?«

»Aye, das tue ich.« Was auch immer Jamie über McGillivray wusste, bewog ihn, hastig in die kleine Truhe zu greifen, in der er seine Pistolen

aufbewahrte. »Was gibt es denn?«

»Nun ja.« John Quincy kratzte sich nachdenklich den buschigen, schwarzen Bart. »Seine Frau hat mich gebeten, Euch zu suchen, und sie spricht nicht gerade das, was man gutes Englisch nennt, also kann es sein, dass ich alles ein wenig durcheinander bringe. Aber ich *glaube*, sie hat gesagt, ein Diebesfänger hätte ihren Sohn festgenommen und behauptet, der Junge wäre einer von den Rabauken aus Hillsborough, und er würde ihn in New Bern hinter Gitter bringen. Daraufhin hat Robbie gesagt, sein Sohn würde von niemandem irgendwohin gebracht, und - nun ja, danach ist die arme Frau ganz aufgeregt geworden, und ich konnte nur noch jedes zehnte Wort verstehen. Aber ich glaube, es wäre Robbie sehr lieb, wenn Ihr vorbeikommen und Euch der Dinge annehmen würdet.«

Jamie griff nach Rogers blutbeflecktem, grünem Rock, der an einem Busch hing und der Reinigung harrte. Er schlüpfte hinein und schob sich die frisch geladene Pistole in den Gürtel.

»Wo denn?«

Myers machte eine sparsame Geste mit einem Daumen und schob sich durch das Stechpalmengebüsch davon, dicht gefolgt von Jamie.

Fergus, der das Gespräch mit angehört hatte und Germain immer noch im Arm hielt, setzte den Jungen zu Marsalis Füßen ab.

»Ich muss *grand-père* helfen«, sagte er zu Germain. Er hob ein Stück Brennholz auf und drückte es dem kleinen Jungen in die Hand. »Du bleibst hier und beschützt *maman* und die kleine Jeanne vor den bösen Männern.«

»Oui, papa.« Germain machte unter seinem blonden Pony ein finsteres Gesicht, nahm seinen Stock fest in die Hand und nahm Haltung an, um das Lager zu verteidigen.

Marsali, MacLennan, Lizzie und der Privatgefreite Ogilvie hatten das Zwischenspiel mit ziemlich glasigen Augen verfolgt. Als Fergus jetzt ebenfalls einen Stock ergriff und zielgerichtet im Gebüsch verschwand, erwachte der Privatgefreite beklommen aus seiner Trance.

»Äh...«, sagte er. »Vielleicht sollte ich meinen Sergeanten suchen, meint Ihr nicht, Ma’am? Wenn es nach Schwierigkeiten aussieht...«

»Nein, nein«, sagte ich hastig. Das Letzte, was wir jetzt brauchten, war, dass Archie Hayes und sein Regiment *en masse* hier aufmarschierten. Ich hatte sehr das Gefühl, dass alle nur davon profitieren würden, wenn diese Situation inoffiziell blieb.

»Es kommt bestimmt alles in Ordnung. Es ist sicher nur ein Missverständnis. Mr. Fraser wird es sofort aufklären, keine Angst.« Noch während ich das sagte, umkreiste ich verstohlen das Feuer und näherte mich der Stelle, an der meine medizinische Ausrüstung vor dem Regen geschützt unter einem Stück Segelleinen lag. Ich griff unter die Kante und langte nach meiner Erste-Hilfe-Kiste.

»Lizzie, wie wär's, wenn du Mr. Ogilvie etwas Erdbeermarmelade für seinen Toast gibst? Und Mr. MacLennan hätte bestimmt gern etwas Honig für seinen Kaffee. Entschuldigt mich bitte, Mr. MacLennan, ich muss nur kurz... äh...« Mit einem idiotischen Lächeln stahl ich mich zwischen den Stechpalmenzweigen davon. Während das Geäst raschelnd hinter mir zurückschwang, blieb ich stehen, um mich zu orientieren. Der regnerische Wind trug mir schwaches Glöckchengeklingel entgegen; ich wandte mich dem Geräusch zu und rannte los.

Es war ein ganzes Stück; als ich sie in der Nähe des Wettkampffeldes einholte, war ich vor Anstrengung außer Atem und schwitzte. Die Wettkämpfe begannen gerade erst; ich konnte das Summen einer Menge von Männern hören, die sich unterhielten, aber noch keine Anfeuerungsrufe oder Enttäuschungsbekundungen. Einige muskulöse Exemplare stapften mit nacktem Oberkörper auf und ab und schwangen die Arme, um sich zu lockern, die »starken Männer« aus den diversen Siedlungen.

Es hatte wieder zu nieseln begonnen; die Nässe glänzte auf den gerundeten Schultern der Männer und klebte ihnen dunkle Haarkringel an die blasse Haut ihrer Brustkörbe und Unterarme. Doch ich hatte keine Zeit, dem Spektakel meine Aufmerksamkeit zu schenken, denn John Quincy schlängelte sich geschickt zwischen den Trauben der Zuschauer und Wettkämpfer hindurch und winkte im Vorbeigehen dem einen oder

anderen Bekannten zu. Am anderen Ende der Menge löste sich ein kleiner Mann aus dem Gedränge und eilte auf uns zu.

»*Mac Dubh*! Da seid Ihr ja - das ist gut!«

»Keine Ursache, Robbie«, versicherte ihm Jamie. »Was soll ich denn tun?«

McGillivray, der dem Nervenzusammenbruch nahe aussah, warf einen Blick auf die Muskelmänner und ihre Gefolgschaft und wies dann mit einem Ruck seines Kopfes auf den nahen Waldrand. Wir folgten ihm, ohne dass die Menge, die sich gerade um zwei mit Seilen umwickelte Steinbrocken sammelte, von uns Notiz nahm. Ich vermutete, dass einige der anwesenden Muskelprotze jetzt ihr Können unter Beweis stellen würden, indem sie diese hochhoben.

»Es ist Euer Sohn, nicht wahr, Robbie?«, fragte Jamie und wich einem nassen Kiefernzweig aus. »Aye«, antwortete Robbie. »Zumindest bis gerade.«

Das klang unheilvoll. Ich sah, wie Jamies Hand über den Kolben seiner Pistole strich; die meine fuhr an meine medizinische Ausrüstung.

»Was ist denn passiert?«, fragte ich. »Ist er verletzt?«

»Er nicht«, erwiderte McGillivray kryptisch und duckte sich unter einem tief hängenden Kastanienzweig hindurch, der mit einer roten Kletterpflanze behangen war.

Genau vor uns befand sich eine unbewachsene Stelle, die eigentlich nicht groß genug war, um sie als Lichtung zu bezeichnen, und die mit abgestorbenen Grasbüscheln und Kiefernschösslingen bewachsen war. Fergus und ich folgten Jamie gerade unter der Kletterpflanze hindurch, als eine hoch gewachsene, in Leinen gekleidete Frau auf uns zuwirbelte und Anstalten machte, den abgebrochenen Ast zu schwingen, den sie in der Hand hielt. Doch dann sah sie McGillivray und entspannte sich geringfügig.

»Wer ist das?«, fragte sie argwöhnisch und beäugte uns. Dann erschien John Quincy unter der Kletterpflanze, und sie ließ den Knüppel sinken. Ihr auf bodenständige Weise hübsches Gesicht entspannte sich weiter.

»Ha, Myers! Ihr bringt mir also Jamie, ja?« Sie sah mich neugierig an, war aber zu sehr damit beschäftigt, ihre Blicke zwischen Fergus und Jamie hin und her wandern zu lassen, um mich genau unter die Lupe zu nehmen.

»Aye, Liebes, das hier ist Jamie Roy - *Seaumais Mac Dubh.«* McGillivray beeilte sich, so zu tun, als sei Jamies Auftauchen ihm zu verdanken, und er legte ihm respektvoll die Hand auf den Ärmel. »Meine Frau Ute, *Mac Dubh.* Und *Mac Dubhs* Sohn«, sagte er mit einer vagen Geste in Fergus' Richtung.

Ute McGillivray sah aus wie eine Walküre, die sich hauptsächlich von Stärkeprodukten ernährte; groß, sehr blond, breit und kraftvoll.

»Zu Diensten, Ma'am«, sagte Jamie und verbeugte sich.

»*Madame*«, fügte Fergus an und machte einen Hofknicks.

Mrs. McGillivray machte ihrerseits einen tiefen Hofknicks, den Blick auf die auffallenden Blutflecken geheftet, die Jamies - oder besser Rogers - Rock zierten.

»Mein Herr«, murmelte sie mit beeindruckter Miene. Sie drehte sich um und winkte einen jungen Mann von siebzehn oder achtzehn Jahren herbei, der sich im Hintergrund gehalten hatte. Seine Ähnlichkeit mit seinem kleinen, drahtigen, dunkelhaarigen Vater war so deutlich, dass man seine Identität wohl kaum in Zweifel ziehen konnte.

»Manfred«, verkündete seine Mutter stolz. »Mein Junge.«

Jamie begrüßte ihn mit einem ernsten Kopfnicken.

»Mr. McGillivray.«

»Äh... zu D-diensten, Sir?« Der Junge klang so, als hätte er seine Zweifel, hielt Jamie jedoch die Hand entgegen.

»Freut mich, Euch kennen zu lernen«, versicherte Jamie ihm und schüttelte ihm die Hand. Nachdem nun der Höflichkeit Genüge getan war, sah er sich kurz auf der stillen Lichtung um und zog eine Augenbraue hoch.

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass Ihr Unannehmlichkeiten mit einem Diebesfänger hattet. Darf ich annehmen, dass sich die Angelegenheit

geklärt hat?« Er blickte fragend von McGillivray Junior zu McGillivray Senior.

Die drei McGillivrays wechselten ebenfalls eine Reihe von Blicken. Robin McGillivray hüstelte verlegen.

»Nun ja, >geklärt< würde ich nicht sagen, *Mac Dubh.* Das heißt...« Er verstummte, und sein Gesicht nahm den gehetzten Ausdruck wieder an.

Mrs. McGillivray musterte ihn kurz und streng und wandte sich dann an Jamie.

»Es ist nicht so schlimm«, sagte sie zu ihm. »Ich habe den Mistkerl sicher verstaut. Wir möchten nur gern wissen, wie wir seinen Korpus am besten verstecken?«

»Den... Korpus?«, fragte ich schwach.

Selbst Jamie sah jetzt ein wenig beunruhigt aus.

»Du hast ihn umgebracht, Rob?«

»Ich?« McGillivray machte ein schockiertes Gesicht. »Himmel, *Mac Dubh,* wofür hältst du mich?«

Jamie zog erneut die Augenbraue hoch; offensichtlich war der Gedanke, dass McGillivray eine Gewalttat begehen könnte, gar nicht so weit hergeholt. Immerhin besaß McGillivray so viel Anstand, ein beschämtes Gesicht zu machen.

»Aye, nun ja, es hätte schon sein können - und ich habe schließlich - nun ja, aber, *Mac Duhh*! Die Sache in Ardsmuir ist doch lange her und vorbei, aye?«

»Aye«, sagte Jamie trocken. »Das ist sie. Aber wie steht es nun mit dem Diebesfänger. Wo ist er?«

Ich hörte hinter mir ein unterdrücktes Kichern und fuhr herum. Ich sah, dass der Rest der Familie McGillivray ebenfalls zugegen war, wenn er auch bis jetzt geschwiegen hatte. Drei Mädchen im Teenageralter saßen nebeneinander auf einem abgestorbenen Baumstamm hinter einer Reihe von Schösslingen. Sie waren makellos mit sauberen, weißen Hauben und Schürzen bekleidet, die nur etwas vom Regen angeknittert waren.

»Meine Töchter«, verkündete Mrs. McGillivray mit einer Handbewegung in Richtung der drei - überflüssigerweise, da die Mädchen alle so aussahen wie kleinere Ausgaben ihrer selbst. »Hilda, Inga und Senga.«

Fergus verbeugte sich elegant vor den dreien.

»Enchanté, Mesdemoiselles.«

Die Mädchen kicherten und nickten mit den Köpfen, ohne sich jedoch zu erheben, was mir seltsam vorkam. Dann fiel mir auf, dass sich unter dem Rock der Ältesten eine Art Tumult abspielte, ein heftiges Wedeln, das von unterdrücktem Grunzen begleitet wurde. Inga versetzte dem Verursacher - wer oder was es auch immer war - einen scharfen Tritt mit dem Absatz und lächelte mir dabei fröhlich zu.

Es grunzte erneut - diesmal sehr viel lauter - unter dem Rock, woraufhin Jamie zusammenfuhr und sich nach dem Geräusch umdrehte.

Nach wie vor fröhlich lächelnd, bückte sich Hilda und hob vorsichtig ihren Rocksaum an, unter dem ich ein von Panik erfülltes Gesicht sehen konnte, das von einem dunklen Stoffstreifen zerteilt wurde, der um seinen Mund gebunden war.

»Das ist er«, sagte Robbie, der das Talent seiner Frau teilte, das Offensichtliche auszusprechen.

»Ich verstehe.« Jamies Finger zuckten sacht gegen seinen Kilt. »Äh... vielleicht könnten wir ihn herausholen?«

Robbie winkte den Mädchen zu, die alle gleichzeitig aufstanden und beiseite traten. Es kam ein kleiner Mann zum Vorschein, der unter dem umgestürzten Baumstamm lag und mit einer bunten Mischung aus Frauenschals und -strümpfen an Händen und Füßen gefesselt war. Als Knebel diente ein Halstuch. Er war nass, schlammig und einigermaßen mitgenommen.

Myers bückte sich, packte den Mann am Kragen und hievte ihn zum Stehen hoch.

»Nun ja, besonders viel macht er jedenfalls nicht her«, sagte der Waldläufer kritisch und sah den Mann mit zusammengekniffenen Augen an, als beurteilte er ein minderwertiges Biberfell. »Die Diebesjagd macht sich anscheinend nicht so gut bezahlt, wie ich dachte.«

Tatsächlich war der Mann ziemlich dürr und zerlumpt, abgesehen davon, dass er zerzaust, wütend - und zu Tode erschrocken war. Ute rümpfte verächtlich die Nase.

»Saukerl!«, sagte sie und spuckte gezielt auf die Schuhe des Diebesfängers. Dann wandte sie sich mit ihrem ganzen Charme an Jamie.

»So, mein Herr. Wie beseitigen wir ihn am besten?«

Die Augen des Diebesfängers quollen hervor, und er wand sich in Myers' Griff. Er zog und zerrte und machte hinter seinem Knebel panische Gurgelgeräusche. Jamie betrachtete ihn von oben bis unten und rieb sich mit dem Handrücken über den Mund, dann sah er Robbie an, der schwach mit der Schulter zuckte und einen entschuldigenden Blick auf seine Frau warf.

Jamie räusperte sich.

»Mmphm. Hattet Ihr Euch denn schon etwas überlegt, Ma'am?«

Ute strahlte über seine offensichtliche Billigung ihrer Absichten und zog einen langen Dolch aus ihrem Gürtel.

»Ich dachte, vielleicht stechen wir ihn ab, wie ein Schwein, ja? Allerdings...« Sie stach dem Diebesfänger vorsichtig zwischen die Rippen; er jaulte hinter seinem Knebel auf, und ein kleiner Blutfleck erschien auf seinem zerlumpten Hemd.

»Zu viel Blut«, erklärte sie, sichtlich enttäuscht. Sie wies gestikulierend auf die schützende Wand aus Bäumen, hinter der die Gewichtheber gut voranzukommen schienen. »Die Leute werden es riechen.«

»Dann sollten wir ihn wohl besser auch nicht erschießen«, sagte Jamie nachdenklich. »Wenn Ihr keine Aufmerksamkeit erregen wollt, meine ich.«

»Ich denke, wir brechen ihm das Genick«, sagte Robbie McGillivray umsichtig und blinzelte den Diebesfänger an. »Das ist am einfachsten.«

»Meint Ihr?« Fergus runzelte konzentriert die Stirn. »Ich meine, wir sollten ein Messer nehmen. Wenn man an der richtigen Stelle zusticht, blutet es kaum. Die Nieren, im Rücken genau unter den Rippen... wie wäre das?«

Den drängenden Lauten nach zu urteilen, die hinter dem Knebel ertönten, schien sich der Gefangene diese Vorschläge zu verbitten, und Jamie rieb sich skeptisch das Kinn.

»Nun, das ist nicht besonders schwierig«, stimmte er zu. »Oder wir erwürgen ihn. Dann macht er sich allerdings in die Hose. Und wenn es auf den Geruch ankommt, können wir ihm nicht einmal den Schädel einschlagen... aber erzähl mir, Robbie, wie kommt der Mann hierher?«

»Häh?« Robbie sah verständnislos aus.

»Ihr habt doch hier nicht euer Lager, oder?« Jamie wies mit der Hand auf die winzige Lichtung, um zu verdeutlichen, was er meinte. Es war keine Spur eines Lagerfeuers zu sehen; auf dieser Seite des Baches befanden sich überhaupt keine Lagerstellen. Und doch waren die McGillivrays vollzählig anwesend.

»Oh, nein«, sagte Robbie, und auf seinem groben Gesicht dämmerte das Verständnis. »Nein, wir haben unser Lager weiter weg. Wir wollten uns nur ein paar Wettkämpfe ansehen -« Er wies mit einem Ruck seines Kopfes auf die Arena. »Und dann hat dieser verdammte Aasgeier hier unseren Freddie erspäht und ihn festgenommen, um ihn wegzuschleppen.« Er warf dem Diebesfänger einen feindseligen Blick zu, und ich sah, dass ein Seilende wie eine Schlange am Gürtel des Mannes baumelte. Ein Paar Eisenhandschellen lag vor ihm auf dem Boden. Durch die Feuchtigkeit begann das dunkle Metall bereits, sich mit orangem Rost zu überziehen.

»Wir haben gesehen, wie er unseren Bruder gepackt hat«, meldete sich Hilda jetzt zu Wort. »Also haben wir *ihn* gepackt und ihn hierher geschoben, wo ihn niemand sehen konnte. Als er gesagt hat, dass er unseren Bruder zum Sheriff bringen will, haben meine Schwestern und ich

ihn niedergeschlagen und uns auf ihn gesetzt, und Mama hat ihm ein paar Tritte verpasst.«

Ute klopfte ihrer Tochter liebevoll auf die kräftige Schulter.

»Meine Töchter sind brav und kräftig«, sagte sie zu Jamie. »Wir sind hierher gekommen, um uns die Wettkämpfer anzusehen und vielleicht einen Mann für Inga oder Senga auszusuchen. Hilda ist schon einem Mann versprochen«, fügte sie mit einem Ausdruck der Genugtuung hinzu.

Sie betrachtete Jamie unverhüllt, und ihr Blick verharrte wohlwollend auf seiner Größe, der Breite seiner Schultern und dem guten Allgemeinzustand seiner Erscheinung.

»Euer Mann ist schön groß«, sagte sie zu mir. »Habt Ihr vielleicht Söhne?«

»Nein, leider nicht«, sagte ich entschuldigend. »Äh... Fergus ist mit der Tochter meines Mannes verheiratet«, fügte ich hinzu, als ich sah, dass sie ihren abschätzenden Blick auf Fergus richtete.

Der Diebesfänger schien der Meinung zu sein, dass wir ein wenig vom Thema abkamen, und lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf sich, indem er unter seinem Knebel einen entrüsteten Quietschlaut von sich gab. Sein Gesicht, das im Verlauf der theoretischen Erörterung seines Ablebens bleich geworden war, war jetzt wieder rot angelaufen, und das Haar klebte ihm in breiten Strähnen an der Stirn.

»Oh, aye«, sagte Jamie, dem dies auffiel. »Vielleicht sollten wir dem Gentleman das Wort erteilen?«

Robbie kniff bei diesen Worten die Augen zusammen, doch er nickte widerstrebend. Die Wettkämpfe waren jetzt in vollem Gange, und von der Arena drang heftiger Lärm zu uns herüber; es würde niemandem auffallen, wenn hier jemand schrie.

»Ihr dürft nicht zulassen, dass sie mich umbringen, Sir! Ihr wisst, dass es nicht rechtens ist!« Heiser vor Anstrengung, richtete der Mann seinen Appell an Jamie, sobald der Knebel entfernt worden war. »Ich tue nur meine Pflicht und führe der Justiz einen Kriminellen zu!«

»Ha!«, ertönte es von allen McGillivrays gleichzeitig. Sie schienen zwar alle einer Meinung zu sein, doch der Ausdruck derselben artete auf der Stelle in ein Gewirr von Beschimpfungen, Kraftausdrücken und eine Serie hemmungsloser Tritte gegen die Schienbeine des Gentlemans aus.

»Schluss damit!«, sagte Jamie so laut, dass man ihn trotz des Aufruhrs hören konnte. Da dies keinerlei Auswirkungen zeigte, packte er McGillivray Junior beim Nacken und dröhnte in voller Lautstärke: »Ruhe!« Dies erschreckte sie so, dass sie vorübergehend verstummten und schuldbewusste Blicke in Richtung der Wettkampfarena warfen.

»Nun denn«, sagte Jamie bestimmt. »Myers, bringt bitte den Gentleman mit. Rob, Fergus, kommt mit mir. Bitte, Madame?« Er verbeugte sich vor Mrs. McGillivray, die zunächst die Augen aufriss, dann aber langsam zustimmend nickte. Jamie sah mich an, verdrehte die Augen und marschierte dann mit dem männlichen Teil der Anwesenden auf den Bach zu, Manfred immer noch beim Genick gepackt. Die Verantwortung für die Damen blieb mir überlassen.

»Euer Mann - wird er meinen Sohn retten?« Ute wandte sich mir zu, die blonden Augenbrauen sorgenvoll zusammengezogen.

»Er wird es versuchen.« Ich sah die Mädchen an, die sich hinter ihre Mutter gedrängt hatten. »Wisst Ihr, ob Euer Bruder in Hillsborough *gewesen* ist?«

Die Mädchen sahen einander an und wählten dann schweigend Inga zu ihrer Sprecherin.

»Nun ja, doch, das war er«, sagte sie ein wenig trotzig. »Aber er hat nicht bei dem Aufruhr mitgemacht, wirklich nicht. Er war nur dort, um ein Pferdegeschirr flicken zu lassen, und ist in die Menge geraten.«

Ich fing einen schnellen Blick zwischen Hilda und Senga auf und schloss daraus, dass dies möglicherweise nicht die ganze Geschichte war. Doch war es, dem Himmel sei Dank, nicht meine Sache, dies zu beurteilen.

Mrs. McGillivrays Blick verharrte bei den Männern, die in einiger Entfernung standen und sich murmelnd unterhielten. Sie hatten den

Diebesfänger losgebunden, nur seine Hände waren immer noch gefesselt. Er stand mit dem Rücken an einem Baum und sah aus wie eine in die Enge getriebene Ratte, die trotzig die Zähne fletscht. Jamie und Myers hatten sich direkt vor ihm aufgebaut, während Fergus daneben stand, die Stirn aufmerksam gerunzelt, das Kinn auf seinen Haken gestützt. Rob McGillivray hatte ein Messer gezogen, mit dem er nachdenklich an einem Kiefernzweig herumschnitzte. Dann und wann sah er den Diebesfänger finster und drohend an.

»Ich bin mir sicher, dass Jamie... äh... etwas tun kann«, sagte ich und hoffte, dass besagtes »Etwas« nicht allzu viel Gewalt beinhalten würde. Mir kam der ungebetene Gedanke, dass der zwergenhafte Diebesfänger problemlos in einen der leeren Vorratskörbe passen würde.

»Gut.« Ute McGillivray nickte bedächtig, ohne den Blick von den Männern abzuwenden. »Besser, wenn ich ihn nicht umbringe.« Ihr Blick wandte sich plötzlich mir zu, ihre Augen hellblau und leuchtend. »Aber ich werde es tun, wenn ich muss.«

Ich glaubte ihr.

»Ich verstehe«, sagte ich vorsichtig. »Nur - Verzeihung, aber selbst wenn dieser Mann Euren Sohn festgenommen hätte, hättet Ihr nicht zum Sheriff gehen und ihm erklären können...?«

Die Mädchen wechselten weitere Blicke. Diesmal war es Hilda, die das Wort ergriff.

»Nein, Ma'am. Wisst Ihr, es wäre ja nicht so schlimm gewesen, wenn der Diebesfänger uns an unserer Lagerstelle angetroffen hätte. Aber hier unten -« Sie zog die Augenbrauen hoch und nickte in Richtung der Wettkampfarena, wo ein dumpfer Aufprall und Beifallsgebrüll von einer erfolgreichen Anstrengung kündeten.

Das Problem lag anscheinend bei Hildas Verlobtem, einem gewissen Davey Morrison aus Hunter's Point. Mr. Morrison war ein Farmer von einigem Besitz und Einfluss sowie ein Athlet, der die Kunst des Steinwurfs und des Baumstammweitwurfs beherrschte. Auch er hatte eine Familie: Eltern, Onkel, Tanten, Vettern und Cousinen, die alle aufrechte Charaktere waren und - so wurde mir erklärt - zu Vorurteilen neigten.

Wäre Manfred vor den Augen einer Menge, in der sich zahlreiche Verwandte Davey Morrisons befanden, von einem Diebesfänger ergriffen worden, hätte sich die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreitet, und der Skandal hätte die sofortige Auflösung von Hildas Verlobung nach sich gezogen - eine Vorstellung, die Ute McGillivray eindeutig mehr beunruhigte als der Gedanke, dem Diebesfänger die Kehle durchzuschneiden.

»Aber wenn ich ihn umbringe und mich jemand sieht, wäre das auch schlecht«, sagte sie unverblümt mit einer Handbewegung in Richtung der schütteren Baumreihe, die uns von der Wettkampfarena abschirmte. »Das wäre den Morrisons auch nicht recht.«

»Wahrscheinlich nicht«, murmelte ich und fragte mich, ob Davey Morrison die geringste Ahnung hatte, worauf er sich einließ. »Aber Ihr -«

»Ich werde meine Töchter gut verheiraten«, sagte sie bestimmt und nickte mehrmals zur Bekräftigung. »Ich werde gute Männer für sie finden, große, starke Männer mit Land und Geld.« Sie legte einen Arm um Sengas Schultern und drückte sie fest. »Nicht wahr, Schätzchen?«

»Ja, Mama«, murmelte Senga und legte Kopf samt der ordentlichen Haube voller Zuneigung an Mrs. McGillivrays ausladende Brust.

Irgendetwas ging bei den Männern vor sich; dem Diebesfänger waren die Hände losgebunden worden, und er stand da und rieb sich die Handgelenke. Seine Miene war nicht länger trotzig, sondern er lauschte mit argwöhnischem Gesicht auf Jamies Worte. Er blickte in unsere Richtung, dann zu Robin McGillivray, der etwas zu ihm sagte und es mit heftigem Kopfnicken unterstrich. Die Kiefer des Diebesfängers arbeiteten, als kaute er auf einer Idee herum.

»Also seid Ihr heute Morgen hierher gekommen, um nach passenden Kandidaten Ausschau zu halten? Ja, ich verstehe.«

Jamie langte in seinen Sporran und zog aus der Felltasche etwas hervor, das er dem Diebesfänger unter die Nase hielt, als forderte er ihn auf, daran zu riechen. Ich konnte von hier aus nicht erkennen, was es war, doch die Miene des Diebesfängers veränderte sich plötzlich von Argwohn zu angewidertem Erschrecken.

»Ja, deswegen.« Mrs. McGillivray sah nicht länger zu den Männern; sie tätschelte Senga und ließ sie dann los. »Wir gehen jetzt nach Salem, wo meine Familie lebt. Vielleicht finden wir da auch einen guten Mann.«

Myers war jetzt einen Schritt von der Konfrontation zurückgetreten und ließ entspannt die Schultern hängen. Er schob einen Finger unter die Kante seines Lendenschurzes, kratzte sich herzhaft an den Pobacken und sah sich um. Offensichtlich interessierte er sich nicht länger für die Vorgänge. Als er mich in seine Richtung blicken sah, kam er zwischen den Schösslingen zurück geschlendert.

»Kein Grund mehr zur Sorge, Ma'am«, versicherte er Mrs. McGillivray. »Ich wusste, dass Jamie Roy es in Ordnung bringen würde, und so ist es auch. Euer Sohn ist gerettet.«

»Ja?«, sagte sie. Sie blickte skeptisch zu den Baumschösslingen hinüber, aber es stimmte; die Haltung der Männer hatte sich entspannt, und Jamie reichte dem Diebesfänger gerade seine Handschellen wieder. Ich sah die entschiedene Abneigung, mit der er sie anfasste. Er hatte in Ardsmuir in Eisen gelegen.

»Gott sei Dank«, sagte Mrs. McGillivray und seufzte heftig. Ihre massige Gestalt schien plötzlich zu schrumpfen, als ihr der Atem entfuhr.

Jetzt entfernte sich der Diebesfänger und bewegte sich in Richtung des Baches von uns fort. Der Klang der Eisen, die an seinem Gürtel schwangen, erreichte uns als leises, metallisches Klirren, sofern wir ihn zwischen den Aufschreien der Menge hören konnten. Jamie und Rob McGillivray standen dicht beieinander und unterhielten sich, während Fergus dem Diebesfänger mit leicht gerunzelter Stirn hinterherblickte.

»Was hat Jamie denn zu ihm gesagt?«, fragte ich Myers.

»Oh. Nun ja.« Der Bergläufer grinste mich breit an und entblößte seine Zahnlücken. »Jamie Roy hat ihm todernst erzählt, dass es wirklich ein Glück für den Diebesfänger - er heißt übrigens Boble, Harvey Boble - gewesen sei, dass wir genau zur rechten Zeit auf Euch gestoßen sind. Er hat ihm zu verstehen gegeben, dass ansonsten diese Dame hier -« er verneigte sich vor Ute, »- ihn wahrscheinlich in ihrem Wagen mit nach Hause genommen und ihn insgeheim wie ein Schwein geschlachtet hätte.«

Myers rieb sich mit dem Handrücken unter seiner von roten Adern durchzogenen Nase entlang und gluckste leise in seinen Bart hinein.

»Boble hat gesagt, das glaube er nicht, und dass sie doch nur versucht hätte, ihm mit ihrem Messer Angst einzujagen. Aber dann hat sich Jamie Roy dicht über ihn gebeugt, ganz im Vertrauen, und gesagt, dasselbe hätte er wahrscheinlich auch gedacht - wenn er nicht schon so viel von Frau McGillivrays Ruhm als Wurstköchin gehört hätte und die Ehre gehabt hätte, etwas davon zum Frühstück serviert zu bekommen. Da ist Boble langsam blass um die Nase geworden, und als Jamie Roy dann ein Stück Wurst hervorgezogen und es ihm gezeigt hat -«

»Oje«, sagte ich, denn ich konnte mich lebhaft daran erinnern, wie diese Wurst roch. Ich hatte sie tags zuvor bei einem Händler auf dem Berg gekauft und dann feststellen müssen, dass sie nicht fachgerecht gepökelt worden war und nach dem Anschneiden derart nach fauligem Blut roch, dass keiner von uns sie beim Abendessen angerührt hatte. Jamie hatte den Rest der anstößigen Wurst in sein Taschentuch gewickelt und in seinen Sporran gesteckt, um entweder sein Geld zurückzuverlangen oder ihn dem Händler in den Schlund zu stopfen. »Ich verstehe.«

Myers nickte und wandte sich an Ute.

»Und Euer Mann, Ma'am - die gute Seele, Rob McGillivray ist wirklich der geborene Lügner -, hat zu allem Ja und Amen gesagt, mit dem Kopf genickt und gestöhnt, wie viel Arbeit es ist, genug Fleisch für Euch zu schießen.«

Die Mädchen kicherten.

»Das könnte Pa gar nicht«, sagte Inga leise zu mir. »Er kann ja noch nicht einmal einem Huhn den Hals umdrehen.«

Myers zog gutmütig die Schultern hoch, während Jamie und Fergus jetzt durch das feuchte Gras auf uns zukamen.

»Also hat Jamie Boble sein Wort als Ehrenmann gegeben, ihn vor Euch zu beschützen, und Boble hat *sein* Wort als... nun ja, er hat gesagt, dass er sich von Manfred fern halten wird.«

»Hmp«, sagte Ute mit ausgesprochen bestürzter Miene. Es machte ihr nicht das Geringste aus, für eine Gewohnheitsmörderin gehalten zu werden, und sie war froh, dass Manfred außer Gefahr war - doch es entrüstete sie, ihren Ruf als Wurstköchin beschmutzt zu sehen.

»Als ob ich solchen Mist herstellen würde«, sagte sie und rümpfte angewidert die Nase über den stark riechenden Fleischklumpen, den Jamie ihr zur näheren Betrachtung entgegen hielt. »Pfui Teufel!« Sie winkte mit einer überlegenen Geste ab, dann wandte sie sich an ihren Mann und sagte leise etwas auf Deutsch.

Schließlich holte sie tief Luft und nahm ihr altes Format wieder an. Sie sammelte all ihre Kinder um sich wie eine Glucke ihre Küken und drängte sie, sich bei Jamie gebührend für seine Hilfe zu bedanken. Er errötete schwach, als sie sich im Chor bedankten, und verneigte sich vor ihr.

»Gern geschehen«, sagte er. »Stets zu Diensten, Frau Ute.«

Sie hatte die Fassung zurückerlangt und strahlte ihn an, während er sich umdrehte, um beim Aufbruch etwas zu Rob zu sagen.

»So ein schöner, großer Mann«, murmelte sie und schüttelte sacht den Kopf, während sie ihn von oben bis unten musterte. Dann wandte sie sich ab und fing den Blick auf, den ich zuerst auf Jamie, dann auf Rob warf - denn mit seinem kurz geschnittenen, dunklen, lockigen Haar und seinen fein gemeißelten Gesichtszügen sah der Büchsenmacher zwar nicht schlecht aus, doch er war so leicht wie ein Sperling und etliche Zentimeter kürzer als seine Frau, der er ungefähr bis an die breite Schulter reichte. Angesichts ihrer offensichtlichen Bewunderung für große Männer weckte dies zwangsläufig meine Verwunderung.

»Ach ja«, sagte sie und zuckte wie zur Entschuldigung mit den Achseln. »Wo die Liebe hinfällt, nicht wahr.« Sie klang, als sei die Liebe ein unglücklicher, aber unvermeidbarer Seelenzustand.

Ich blickte Jamie an, der gerade dabei war, seine Wurst einzuwickeln, bevor er sie wieder verstaute. »Ja, doch«, sagte ich. »Ich weiß.«

Als wir wieder an unserer eigenen Lagerstelle anlangten, waren die Chisholms gerade im Aufbruch begriffen, nachdem die Mädchen sie großzügig bewirtet hatten. Zum Glück hatte Jamie reichlich Lebensmittel aus Jocastas Lager mitgebracht, und ich ließ mich zu einer köstlichen Mahlzeit nieder, die aus Reibekuchen, gebutterten Brötchen, gebratenem Schinken und - endlich! - Kaffee bestand. Dabei fragte ich mich, was uns heute wohl *noch* bevorstehen mochte. Es war noch Zeit genug; die Sonne war gerade über die Bäume gestiegen und glühte in dumpfem Orange unter einer dahinziehenden Wolkenschicht hervor.

Als ich ein wenig später angenehm gesättigt war und meine dritte Tasse Kaffee in der Hand hatte, raffte ich mich auf und warf die Segeltuchabdeckung über meinem medizinischen Vorratslager zurück. Es war Zeit, mit den Vorbereitungen für meine morgendliche Sprechstunde zu beginnen, die Gefäße mit meinem Nähmaterial herauszusuchen, die Kräuterbehälter in meiner Truhe und die große Alkoholflasche wieder aufzufüllen und diejenigen Arzneien zu kochen, die frisch zubereitet werden mussten.

Zwar drohten mir die gebräuchlicheren Kräuter aus meinem Vorrat auszugehen, doch Myers hatte mir dienstbeflissen ausgeholfen und mir einige seltene und nützliche Dinge aus den Indianerdörfern im Norden mitgebracht, und ich hatte einige kluge Tauschgeschäfte mit Murray MacLeod durchgeführt, einem ehrgeizigen, jungen Apotheker, der sich seinen Weg ins Landesinnere gebahnt und sich in Cross Creek niedergelassen hatte.

Bei dem Gedanken an Murray biss ich mir von innen auf die Wange. Er hegte die gängigen, üblen Vorstellungen, die derzeit als medizinische Weisheit galten - und hatte keine Hemmungen zu verkünden, wie überlegen wissenschaftliche Methoden wie der Aderlass oder das Schröpfen und Blistern der altmodischen Kräuterkunde waren, die von ignoranten Hutzelweibern wie mir praktiziert wurden!

Dennoch, er war Schotte, und als solcher besaß er eine höchst pragmatische Ader. Er hatte einen einzigen Blick auf Jamies kräftigen Körperbau geworfen und sich rasch alle weitergehenden Beleidigungen verkniffen. Ich besaß sechs Unzen Wermut und ein Glas wilden Ingwer,

die er gern haben wollte. Außerdem war er so schlau zu bemerken, dass weit mehr Besucher des Berges mit ihren Zipperlein zu mir kamen als zu ihm - und dass sich bei den meisten eine Besserung einstellte, wenn sie meine Behandlungsvorschläge befolgten. Wenn ich Geheimnisse kannte, wollte er diese ebenfalls gern wissen - und diesen Gefallen tat ich ihm mehr als gern.

Gut, ich hatte immer noch reichlich Weidenrinde. Ich zögerte angesichts der kleinen Reihe von Fläschchen im oberen, rechten Fach der Truhe. Ich hatte mehrere starke Emmenagoga - Frauenwurz, Mutterkorn und Poleiminze -, entschied mich aber stattdessen für zwei sanftere Mittel, Gänsefingerkraut und Gartenraute. Ich gab eine Hand voll davon in eine Schale und übergoss sie mit kochendem Wasser, um sie dann ziehen zu lassen. Über seine lindernde Wirkung bei der Menstruation hinaus, besaß Gänsefingerkraut den Ruf, die Nerven zu beruhigen - und eine von Natur aus nervösere Person als Lizzie Wemyss war nur sehr schwer vorstellbar.

Ich blickte mich zum Feuer um, wo Lizzie gerade den Rest der Erdbeerkonfitüre in den Privatgefreiten Ogilvie hinein schaufelte, der seine Aufmerksamkeit zwischen Lizzie, Jamie und seiner Toastscheibe aufzuteilen schien - wobei dem Toast der größte Anteil galt.

Gartenraute war außerdem ein gutes Wurmmittel. Ich wusste zwar nicht mit Sicherheit, ob Lizzie Würmer hatte, doch viele der Leute hier waren befallen, und ein kräftiger Schluck würde ihr nicht schaden.

Ich betrachtete Abel MacLennan unauffällig und fragte mich, ob ich ihm ebenfalls rasch einen Schluck in den Kaffee schmuggeln sollte - trotz seiner kräftigen Figur hatte er das verkniffene, anämische Aussehen eines Menschen mit Darmparasiten. Doch vielleicht rührte der Ausdruck stiller Unruhe in seinem Gesicht ja mehr von dem Bewusstsein her, dass sich hier Diebesfänger herumtrieben.

Die kleine Joan jammerte schon wieder vor Hunger. Marsali setzte sich, griff unter ihr Schultertuch, um ihr Mieder zu öffnen, und legte das Baby an ihre Brust. Dabei hielt sie beklommen ihre Lippe zwischen den Zähnen fest. Sie zuckte zusammen, schnappte vor Schmerz nach Luft und entspannte sich dann ein wenig, als die Milch zu laufen begann.

Rissige Brustwarzen. Ich wandte mich erneut der Medizintruhe zu. Hatte ich Lanolinsalbe dabei? Verflixt, nein. Solange Joan gestillt wurde, wollte ich kein Bärenschmalz benutzen; vielleicht Sonnenblumenöl...

»Einen Schluck Kaffee, meine Liebe?« Mr. MacLennan, der sie besorgt und mitfühlend beobachtet hatte, hielt ihr seine frische Tasse hin. »Meine Frau hat immer gesagt, dass heißer Kaffee die Schmerzen beim Stillen lindert. Mit Whisky darin wäre es noch besser -« Seine traurig hängenden Wangen strafften sich ein wenig. »Aber trotzdem...«

»Taing.« Marsali nahm die Tasse mit einem dankbaren Lächeln entgegen. »Ich bin heute Morgen völlig durchgefroren.« Sie nippte vorsichtig an der dampfenden Flüssigkeit, und ein Hauch von Röte stieg ihr in die Wangen.

»Kehrt Ihr morgen zurück nach Drunkard's Creek, Mr. MacLennan?«, fragte sie höflich und reichte ihm die leere Tasse zurück. »Oder begleitet Ihr Mr. Hobson nach New Bern?«

Jamie blickte abrupt auf und unterbrach seine Unterhaltung mit dem Gefreiten Ogilvie.

»Hobson geht nach New Bern? Woher weißt du das?«

»Mrs. Fowles hat es gesagt«, erwiderte Marsali prompt. »Sie hat es mir erzählt, als ich bei ihr war, um mir ein trockenes Hemd für Germain zu borgen - sie hat einen Jungen in seiner Größe. Sie macht sich Sorgen um Hugh - das ist ihr Mann -, denn ihr Vater - das ist Mr. Hobson - möchte zwar, dass er mitgeht, aber er hat Angst.«

»Warum will Joe Hobson denn nach New Bern?«, fragte ich und lugte über den Rand meiner Medizintruhe hervor.

»Um dem Gouverneur eine Petition zu überreichen«, sagte Abel MacLennan. »Wird ihm eine Menge nützen.« Er lächelte Marsali ein wenig traurig zu. »Nein, Kleine. Um ehrlich zu sein, ich weiß nicht, wohin ich gehen werde. Auf jeden Fall aber nicht nach New Bern.«

»Auch nicht zurück zu Eurer Frau nach Drunkard's Creek?« Marsali sah ihn besorgt an.

»Meine Frau ist tot, Kleine«, sagte MacLennan leise. Er legte sich sein rotes Halstuch über das Knie und strich die Falten glatt. »Seit zwei Monaten ist sie tot.«

»Oh, Mr. Abel.« Marsali beugte sich vor und ergriff seine Hand, die blauen Augen voller Mitgefühl. »Das tut mir so Leid!«

Er tätschelte ihr die Hand, ohne aufzublicken. Winzige Regentropfen schimmerten in seinen schütteren Haarsträhnen, und hinter seinem großen, roten Ohr rann Feuchtigkeit hinab, doch er machte keine Anstalten, sie fortzuwischen.

Jamie war während des Wortwechsels zwischen Abel und Marsali aufgestanden. Jetzt setzte er sich neben MacLennan auf den Baumstamm und legte dem kleineren Mann sanft eine Hand auf den Rücken.

»Das wusste ich gar nicht, *a charaid*«, sagte er leise.

»Nein.« MacLennan sah blicklos in die transparenten Flammen. »Ich - nun, ehrlich gesagt, hatte ich auch niemandem davon erzählt. Bis jetzt jedenfalls.«

Jamie und ich sahen uns über das Feuer hinweg an. Drunkard's Creek konnte unmöglich mehr als zwei Dutzend Seelen beherbergen, die am Ufer verstreut in Blockhütten wohnten. Und doch hatten weder die Hobsons noch die Fowles' Abels Verlust erwähnt - offensichtlich hatte er wirklich niemandem davon erzählt.

»Was ist denn geschehen, Mr. Abel?« Marsali hielt ihm immer noch die Hand, obwohl sie völlig leblos, mit der Handfläche nach unten, auf dem roten Halstuch lag.

Jetzt blickte MacLennan auf und blinzelte.

»Oh«, sagte er unbestimmt. »Es ist so viel geschehen, Und doch... eigentlich auch wieder nicht so viel. Abby... Abigail, meine Frau - sie ist am Fieber gestorben. Sie ist krank geworden und... gestorben.« Er klang vage überrascht.

Jamie goss einen Schluck Whisky in einen leeren Becher, ergriff eine von MacLennans widerstandslosen Händen und schloss sie um den Becher.

Er hielt die Finger mit den seinen fest, bis MacLennans Hand fester zugriff.

»Trink das, Mann«, sagte er.

Alle schwiegen und sahen zu, wie MacLennan gehorsam den Whisky kostete, nippte, noch einmal nippte. Der junge Ogilvie rutschte nervös auf seinem Felsen herum und sah aus, als würde er sich am liebsten wieder zu seinem Regiment begeben, doch auch er blieb, wo er war, als fürchtete er, dass ein abrupter Aufbruch MacLennan irgendwie noch mehr verletzen würde.

MacLennans stumme Reglosigkeit zog alle Blicke auf sich, brachte jedes Gespräch zum Schweigen. Meine Hand schwebte beklommen über den Fläschchen in meiner Truhe, doch für so etwas hatte ich kein Heilmittel.

»Ich hatte genug«, sagte er plötzlich. »Wirklich.« Er blickte von seinem Becher auf und sah sich rund um das Feuer um, als verbäte er sich jede Widerrede. »Für die Steuern, aye? Es hätte ein besseres Jahr sein können, aber ich habe mich in Acht genommen. Ich hatte zehn Scheffel Mais beiseite gelegt und vier gute Hirschfelle. Das war mehr als die zehn Schillinge für die Steuern wert.«

Doch die Steuern mussten in harter Währung bezahlt werden, nicht in Mais und Fellen und Indigoblöcken, so wie es die Farmer untereinander taten. Tauschhandel war die gebräuchliche Methode - das wusste ich aus eigener Erfahrung, dachte ich mit einem Blick auf den Sack mit den diversen Dingen, die die Leute mir als Bezahlung für meine Kräuterarzneien brachten. Niemand bezahlte hier irgendetwas bar - mit Ausnahme der Steuern.

»Nun, das ist ja auch verständlich«, sagte MacLennan und blinzelte den Gefreiten Ogilvie ernst an, als hätte der junge Mann einen Protest geäußert. »Seine Majestät hat schließlich kaum Verwendung für eine Schweineherde oder eine Horde Truthähne, nicht wahr? Nein, ich kann gut verstehen, warum es bares Geld sein muss, das sieht jeder ein. Und ich hatte den Mais; er hätte mir mit Leichtigkeit sechs Schillinge eingebracht.«

Nur bestand die Schwierigkeit natürlich darin, zehn Scheffel Mais in sechs Schillinge Steuergeld zu verwandeln. Zwar gab es in Drunkard’s Creek Leute, die Abels Mais liebend gern gekauft hätten - doch auch in Drunkard’s Creek hatte niemand Geld. Nein, der Mais musste in Salem auf dem Markt verkauft werden; das war der nächste Ort, wo man an bare Münze gelangen konnte. Doch Salem lag fast vierzig Meilen von Drunkard’s Creek entfernt - eine Wochenreise, hin und zurück.

»Ich hatte fünf Morgen Gerste«, erklärte Abel. »Goldgelb und reif für die Sense. Ich konnte sie nicht verderben lassen, und meine Abby - sie war eine kleine, zierliche Frau und konnte nicht mähen und dreschen.«

Da er seine Ernte nicht für eine Woche im Stich lassen konnte, hatte Abel stattdessen seine Nachbarn um Hilfe ersucht.

»Es sind gute Leute«, beharrte er. »Ein oder zwei von ihnen hatten auch einzelne Pennys für mich übrig - aber sie hatten ja schließlich selbst noch Steuern zu bezahlen, nicht wahr?« Da er immer noch hoffte, das nötige Geld ohne die strapaziöse Reise nach Salem zusammenkratzen zu können, hatte Abel die Sache vor sich hergeschoben - bis es zu spät war.

»Howard Travers ist der Sheriff«, sagte er und wischte unbewusst den feuchten Tropfen weg, der sich an seiner Nasenspitze gebildet hatte. »Er ist mit einem Papier angekommen und hat gesagt, er müsste uns vor die Tür setzen, weil die Steuern nicht bezahlt sind.«

Mit dem Unausweichlichen konfrontiert, hatte Abel seine Frau in ihrer Hütte zurückgelassen und sich eiligst nach Salem aufgemacht. Doch als er mit den sechs Schillingen zurückkehrte, war sein Eigentum beschlagnahmt und verkauft worden - an Howard Travers’ Schwiegervater. Fremde wohnten in seiner Blockhütte, und seine Frau war fort.

»Ich wusste, dass sie nicht weit weg sein konnte«, erklärte er. »Sie hätte die Kinder nicht verlassen.«

Und dort hatte er sie auch gefunden, zitternd und in einen dünnen Quilt gewickelt, auf dem Hügel unter der hohen Fichte, die die Gräber der vier Kinder der MacLennans überschattete - alle im ersten Lebensjahr gestorben. Trotz seines Flehens hatte er Abigail nicht bewegen können, hinunter in die Hütte zu gehen, die ihnen gehört hatte, und Hilfe bei jenen

zu suchen, die sie enteignet hatten. Ob es Fieberwahn war oder nur Sturheit, konnte er nicht sagen; sie hatte sich mit der Kraft einer Irren an die Äste des Baumes geklammert und die Namen ihrer Kinder gerufen - und war dort in der Nacht gestorben.

Sein Whiskybecher war leer. Er stellte ihn vorsichtig zu seinen Füßen auf den Boden und ignorierte Jamies Wink in Richtung Flasche.

»Sie hatten ihr gestattet mitzunehmen, was sie tragen konnte. Sie hatte ein Bündel bei sich, und darin waren ihre Totenkleider. Ich erinnere mich noch genau, wie sie sich am Tag nach unserer Hochzeit hingesetzt hat, um das Garn für ihr Grabtuch zu spinnen. Es hatte kleine Blumen am Saum, die sie selbst gestickt hatte; sie konnte gut mit Nadeln umgehen.«

Er hatte Abigail in ihr besticktes Leichentuch gewickelt, sie an der Seite ihres jüngsten Kindes begraben und war dann zwei Meilen die Straße hinuntergewandert - eigentlich, um den Hobsons zu erzählen, was geschehen war.

»Aber als ich zu ihrem Haus kam, fand ich sie alle in Aufregung wie einen Hornissenschwarm - der Sheriff hatte Hugh Fowles einen Besuch abgestattet, um die Steuer einzutreiben, und dieser hatte kein Geld. Travers hat gegrinst wie ein Affe und gesagt, es sei ihm einerlei - und zehn Tage später war er prompt mit seinem Papier wieder da und hat sie auf die Straße gesetzt.«

Hobson hatte das Geld für seine eigenen Steuern zusammengekratzt, und die Fowles' waren erst einmal beim Rest der Familie untergekommen - aber Joe Hobson schäumte vor Zorn darüber, wie man mit seinem Schwiegersohn umgesprungen war.

»Joe war außer sich und hat vor Wut nur so gebrüllt. Janet Hobson hat mich eingeladen, mich hinzusetzen und zu Abend zu essen, und dann war da Joe, der brüllte, Travers würde mit seiner Haut für das Land bezahlen, und Hugh saß zusammen gesunken da wie ein getretener Hund, und seine Frau hat geheult, und die Kinder haben nach ihrem Essen geschrien wie ein Wurf Ferkel, und... nun, erst wollte ich es ihnen ja sagen, aber dann...« Er schüttelte den Kopf, als überkäme ihn die Verwirrung erneut.

Er hatte halb vergessen in der Kaminecke gesessen, und eine seltsame Erschöpfung hatte ihn überwältigt und ihn so müde gemacht, dass sein Kopf vornüber fiel und sich die Lethargie über ihn stahl. Es war warm, und ein Gefühl der Unwirklichkeit überkam ihn. Wenn die Beengtheit in der Einzimmerhütte der Hobsons nicht real war, dann waren es auch der stille Hügel und das frische Grab unter der Fichte nicht.

Er schlief unter dem Tisch, und als er vor der Dämmerung aufwachte, stellte er fest, dass das Gefühl der Unwirklichkeit nicht nachgelassen hatte. Alles um ihn herum schien nicht mehr als ein Wachtraum zu sein. MacLennan selbst schien nicht länger zu existieren; sein Körper erhob sich, wusch sich und aß, nickte und redete ohne sein Zutun. Die Außenwelt gab es nicht mehr. Und so war es gekommen, dass Joe Hobson sich erhoben und angekündigt hatte, dass er und Hugh nach Hillsborough gehen würden, um vor Gericht Wiedergutmachung zu suchen, und Abel MacLennan sich mit ihnen unterwegs wiedergefunden hatte. Er hatte genickt und geantwortet, wenn man ihn ansprach, jedoch mit der Willenskraft eines Toten.

»Als wir so die Straße entlang marschierten, kam mir der Gedanke, dass wir alle tot waren«, sagte er verträumt. »Ich und Joe und Hugh und der Rest. Ich hätte genauso gut dort wie anderswo sein können; ich bewegte mich nur weiter, bis die Zeit kam, meine Knochen an Abbys Seite niederzulegen. Es war gar nicht schlimm.«

Als sie in Hillsborough ankamen, hatte er sich nicht großartig für Joes Absichten interessiert, sondern war ihm einfach gefolgt, gehorsam und ohne nachzudenken. War ihm gefolgt und die schlammigen Straßen entlanggewandert, auf denen die Glasscherben der zerschmetterten Fenster glitzerten, hatte die Fackeln und die tobende Menge gesehen, die Rufe und Schreie gehört - und war völlig ungerührt geblieben.

»Es waren ja alles nur Tote, die mit ihren Knochen aneinander klapperten«, sagte er achselzuckend. Er schwieg kurz, dann richtete er den Blick auf Jamie und sah ihm lange und ernst ins Gesicht.

»Ist es so? Bist du auch tot?« Seine schlaffe, schwielige Hand schwebte von dem roten Tuch empor und hielt an Jamies Wangenknochen sacht

inne. Jamie wich vor der Berührung nicht zurück, sondern ergriff MacLennans Hand und senkte sie wieder, um sie dann festzuhalten.

»Nein, *a charaid*«, sagte er leise. »Noch nicht.«

MacLennan nickte langsam.

»Aye. Das kommt schon noch«, sagte er. Er befreite seine Hand und blieb noch einen Augenblick sitzen und strich dabei sein Halstuch glatt. Sein Kopf hob und senkte sich sacht nickend, so als sei die Feder in seinem Nacken überdehnt.

»Das kommt schon noch«, wiederholte er. »Es ist gar nicht so schlimm.« Dann stand er auf und legte sich das rote Stoffquadrat auf den Kopf. Er wandte sich mir zu und nickte höflich, sein Blick vage und verstört.

»Ich dank' Euch für das Frühstück, Ma'am«, sagte er und ging davon.

3

Vergällte Körpersäfte

Abel MacLennans Aufbruch setzte dem Frühstück ein abruptes Ende. Der Privatgefreite Ogilvie bedankte und entschuldigte sich, Jamie und Fergus begaben sich auf die Suche nach Astrolabien und Sensen, und Lizzie, die in Abwesenheit des Gefreiten Ogilvie zusehends dahinwelkte, ließ verlauten, sie fühle sich nicht gut, und zog sich mit einer großen Tasse Tee aus Gänsefingerkraut und Gartenraute bewaffnet blass in eines der Zelte zurück.

Glücklicherweise wählte Brianna just diesen Zeitpunkt für ihre Rückkehr, *sans* Jemmy. Sie und Roger hatten gemeinsam mit Jocasta gefrühstückt, versicherte sie mir. Jemmy war in Jocastas Armen eingeschlafen, und da beide Seiten mit diesem Arrangement zufrieden schienen, hatte sie ihn dort gelassen und war zurückgekehrt, um mir bei der Morgensprechstunde zu helfen.

»Bist du auch sicher, dass du mir heute Morgen helfen möchtest?« Ich warf Brianna einen skeptischen Blick zu. »Es ist schließlich dein Hochzeitstag. Bestimmt könnten Lizzie oder vielleicht Mrs. Martin -«

»Nein, ich mach's«, versicherte sie mir und wischte mit einem Tuch über den Sitz des großen Hockers, den ich für meine morgendlichen Operationen benutzte. »Lizzie geht's zwar besser, aber ich glaube nicht, dass sie verwesenden Füßen und verdorbenen Mägen gewachsen ist.« Sie erschauerte leicht und schloss die Augen bei der Erinnerung an den älteren Herrn, dessen vereiterte Ferse ich tags zuvor einem *debridement* unterzogen hatte. Vor Schmerzen hatte er sich ausgiebig auf seine zerlumpte Kniehose übergeben, was wiederum ansteckend auf mehrere der Patienten, die auf meine Zuwendung warteten, gewirkt hatte, die sich daraufhin aus einem mitfühlenden Reflex heraus ebenfalls übergaben.

Auch mir wurde bei dieser Erinnerung ein wenig mulmig, doch ich schluckte sie mit einem letzten Rest bitteren Kaffees herunter.

»Nein, da hast du wohl Recht«, pflichtete ich ihr zögernd bei. »Aber dein Kleid ist doch noch nicht ganz fertig, oder? Vielleicht solltest du -«

»Alles in Ordnung«, versicherte sie mir. »Phaedre säumt das Kleid gerade, und Ulysses kommandiert die Dienstboten herum wie ein Oberfeldwebel. Ich wäre nur im Weg.«

Ich gab ohne weitere Einwände nach, obwohl ich mich ein wenig über ihren Eifer wunderte. Brianna war zwar nicht zimperlich, wenn es um alltägliche Notwendigkeiten wie das Abhäuten von Tieren oder das Ausnehmen von Fischen ging, doch ich wusste, dass der Umgang mit Menschen mit entstellenden Leiden oder sichtbaren Krankheiten ihr zusetzte, auch wenn sie ihr Bestes tat, es zu verbergen. Es war kein Abscheu, dachte ich, sondern vielmehr lähmendes Mitgefühl.

Ich ergriff den Kessel und goss frisch abgekochtes Wasser in ein großes, halb volles Glas mit destilliertem Alkohol. Eine heiße Wolke aus Alkoholdampf stieg auf, und ich kniff die Augen zusammen.

Es *war* schwierig, so viele Menschen zu sehen, deren Leiden man im Zeitalter von Antisepsis, Antibiotika und Anästhesie leicht hätte behandeln können, doch ich hatte gelernt, den Abstand zu wahren - in den Feldlazaretten einer Zeit, in der diese medizinischen Innovationen nicht nur ganz neu, sondern auch selten gewesen waren -, und ich kannte die Notwendigkeit und den Wert dieses Abstandes.

Ich konnte niemandem helfen, wenn meine Gefühle mir im Weg standen. Und ich musste helfen. So einfach war das. Doch Brianna verfügte über kein solches Wissen, das ihr als Schutzschild hätte dienen können. Noch nicht.

Sie hatte die Hocker, Kisten und die restlichen Utensilien für die Sprechstunde fertig abgewischt und richtete sich auf, die Stirn leicht gekräuselt.

»Erinnerst du dich an die Frau, die du gestern behandelt hast? Die mit dem behinderten, kleinen Jungen?«

»So etwas vergisst man nicht so schnell«, sagte ich so beiläufig wie möglich. »Wieso? Hier, kannst du dich darum kümmern?« Ich wies auf meinen Klapptisch, der sich standhaft weigerte, sich vernünftig zusammenzufalten, da seine Scharniere von der Feuchtigkeit aufgequollen waren.

Brianna studierte ihn stirnrunzelnd und versetzte dann dem widerspenstigen Scharnier einen scharfen Hieb mit der Handkante. Es beugte sich der höheren Gewalt und klappte auf der Stelle zusammen.

»Bitte sehr.« Sie rieb sich geistesabwesend die Handkante, die Stirn nach wie vor in Falten gelegt. »Du hast ihr sehr eindringlich nahe gelegt, dass sie keine Kinder mehr bekommen soll. Der kleine Junge - dann war es also eine Erbkrankheit?«

»So kann man es auch ausdrücken«, erwiderte ich trocken. »Angeborene Syphilis.«

Sie blickte auf und erbleichte.

»Syphilis? Bist du sicher?«

Ich nickte, während ich ein Stück ausgekochtes Leinen zum Verbinden zusammenrollte. Es war immer noch sehr feucht, aber das ließ sich nicht ändern.

»Bei der Mutter waren keine Anzeichen des Spätstadiums zu sehen - noch nicht -, aber bei einem Kind ist es unverkennbar.«

Die Mutter war nur gekommen, um sich einen Zahnfleischabszess öffnen zu lassen, und der kleine Junge hatte ihr an den Rockschößen gehangen. Er hatte die charakteristische »Sattelnase« mit dem eingedrückten Nasenrücken sowie derart missgebildete Kiefer, dass mich sein unterernährter Zustand nicht überraschte; er konnte kaum kauen. Ich konnte nicht sagen, inwiefern seine offensichtliche Zurückgebliebenheit auf einen Gehirnschaden zurückzuführen war und inwiefern auf Taubheit; es schien beides vorzuliegen, aber ich hatte es nicht weiter überprüft - schließlich hätte ich in beiden Fällen nicht das Geringste tun können. Ich hatte die Mutter angewiesen, ihm Brühe zu trinken zu geben, um der

Fehlernährung abzuhelfen, doch sonst konnte ich nicht viel für das arme Kerlchen tun.

»Ich bekomme es hier nicht so oft zu sehen wie in Paris oder Edinburgh, wo es viele Prostituierte gibt«, sagte ich zu Brianna und warf den Ball aus Verbandsmaterial in den Leinenbeutel, den sie mir aufhielt. »Dann und wann aber schon. Warum? Du glaubst doch nicht, dass Roger Syphilis hat, oder?«

»Ganz bestimmt *nicht!«,* sagte sie. »Mutter!«

»Na ja, das habe ich mir auch gedacht«, sagte ich beschwichtigend. »Aber es kommt in den besten Familien vor - und du *hast* danach gefragt.«

Sie prustete heftig.

»Ich habe nach *Verhütungsmitteln* gefragt«, sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen. »Zumindest hatte ich das vor, bevor du mir einen Vortrag über die Entstehung und Verbreitung von Geschlechtskrankheiten gehalten hast.«

»Ach so.« Ich betrachtete sie nachdenklich und bemerkte die getrockneten Milchflecken auf ihrem Leibchen. »Na ja, Stillen funktioniert einigermaßen. Nicht hundertprozentig, beileibe nicht, aber eben einigermaßen. Nach den ersten sechs Monaten lässt es nach -« Jemmy war jetzt sechs Monate alt. »Aber es funktioniert immer noch.«

»Mmpfm«, sagte sie und klang Jamie dabei dermaßen ähnlich, dass ich mir auf die Unterlippe beißen musste, um nicht loszulachen. »Und was gibt es *sonst* noch?«

Ich hatte mich noch nie ernsthaft mit ihr über Verhütung - im achtzehnten Jahrhundert - unterhalten. Bei ihrer Ankunft in Fraser's Ridge war es mir nicht notwendig erschienen, und dann war es ja *tatsächlich* nicht mehr notwendig gewesen, da sie schon schwanger war. Also fand sie es jetzt notwendig?

Ich runzelte die Stirn und füllte langsam meine Tasche mit Arzneimitteln.

»Das häufigste Mittel ist eine Art Barriere. Ein Stück Seide oder ein Schwämmchen, das du in Flüssigkeit tränkst - alles von Essig bis Brandy, obwohl Gänsefingerkrautessenz oder Zedernöl am besten wirken sollen. Ich *habe* davon gehört, dass die Frauen auf den Westindischen Inseln eine halbe Zitrone benutzen, aber diese Möglichkeit besteht hier ja wohl nicht.«

Sie lachte kurz auf.

»Nein, da hast du Recht. Ich glaube aber auch nicht, dass das Gänsefingerkraut besonders gut funktioniert - das hat Marsali benutzt, als sie mit Joan schwanger geworden ist.«

»Oh, hat sie das? Ich dachte, sie hat sich möglicherweise einmal die Mühe gespart - und einmal reicht schließlich schon.«

Ich spürte ihr Erstarren mehr, als dass ich es sah, und biss mir erneut auf die Lippe, diesmal aus Bestürzung. Einmal *hatte* gereicht - nur wussten wir nicht, *welches* eine Mal. Doch sie zog die Schultern hoch und ließ sie wieder sinken, um die Erinnerungen zu verdrängen, die meine gedankenlose Bemerkung geweckt hatte.

»Sie sagt, sie hat es benutzt - es aber vielleicht vergessen. Es wirkt aber nicht immer, oder?«

Ich schlang mir die Tasche mit den sterilisierten Bandagen und getrockneten Kräutern über die Schulter und ergriff die Medizintruhe an dem Lederriemen, den Jamie daran befestigt hatte.

»Das Einzige, was immer wirkt, ist Abstinenz«, sagte ich. »Ich nehme aber an, das ist im vorliegenden Fall keine zufrieden stellende Lösung, oder?«

Sie schüttelte den Kopf, den Blick nachdenklich auf eine Gruppe junger Männer gerichtet, die jenseits der Bäume reihum Steine über den Bach warfen.

»Das hatte ich befürchtet«, sagte sie und bückte sich, um den Klapptisch und zwei Hocker aufzuheben.

Ich sah mich auf der Lichtung um und überlegte. Sonst noch etwas? Das unbeaufsichtigte Lagerfeuer war kein Problem, ganz gleich, ob Lizzie

einschlief; bei diesem Wetter würde auf dem Berg nichts brennen. Selbst das Zündmaterial und das Brennholz, das wir Tags zuvor in unserem Unterschlupf gelagert hatten, war feucht. Irgendetwas fehlte aber noch, was...? Oh, ja. Ich stellte die Truhe noch einmal ab und ließ mich auf die Knie nieder, um in das Zelt zu kriechen. Ich kramte in den zerwühlten Bettdecken herum und kam schließlich mit meinem kleinen, ledernen Medizinbeutel wieder zum Vorschein.

Ich richtete ein kurzes Gebet an St. Bride und hängte es ihr um den Hals, um ihn dann im Leibchen meines Kleides verschwinden zu lassen. Ich hatte mir so sehr angewöhnt, das Amulett zu tragen, wenn ich aufbrach, um zu praktizieren, dass ich mir bei diesem kleinen Ritual fast nicht mehr lächerlich vorkam - fast. Brianna beobachtete mich mit einem sehr merkwürdigen Gesichtsausdruck, doch sie sagte nichts.

Ich schwieg ebenfalls, ergriff meine Sachen und folgte ihr über die Lichtung, wobei ich sorgfältig einen Bogen um die schlammigsten Stellen machte. Momentan regnete es zwar nicht, doch die Wolken hingen dicht über den Baumwipfeln und verhießen jede Minute Nachschub. Nebelschwaden stiegen von umgestürzten Baumstämmen und triefenden Büschen auf.

Warum machte sich Brianna Sorgen um Verhütung?, fragte ich mich. Nicht, dass ich das nicht vernünftig fand, aber warum gerade jetzt? Vielleicht hatte es mit ihrer bevorstehenden Hochzeit mit Roger zu tun. Selbst wenn sie während der vergangenen Monate wie Mann und Frau zusammen gelebt hatten - und das hatten sie -, war die Formalität der vor Gott und den Menschen gesprochenen Gelübde angetan, auch den leichtfertigsten, jungen Menschen zu ernüchtern. Und weder Brianna noch Roger waren leichtfertig.

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte ich zu ihr, während ich ihr auf dem schlüpfrigen Pfad folgte. »Ich habe sie noch nie bei jemandem ausprobiert, deshalb kann ich nichts über ihre Verlässlichkeit sagen. Nayawenne - die alte Tuscarorafrau, von der ich den Medizinbeutel habe -, sie hat gesagt, es gäbe >Frauenkräuter<. Verschiedene Mixturen für verschiedene Zwecke, aber eine Pflanze insbesondere für diesen; sie hat

gesagt, die Samen verhindern, dass der Geist des Mannes den der Frau überwältigt.«

Brianna blieb stehen und wandte sich halb um, während ich zu ihr aufschloss.

»Ist das das Verständnis der Indianer von Schwangerschaft?« Ihr Mundwinkel kräuselte sich ironisch. »Der Mann gewinnt?«

Ich lachte.

»Na ja, in gewisser Hinsicht. Wenn der Geist der Frau zu stark für den des Mannes ist oder sich ihm nicht unterwirft, kann sie nicht empfangen. Wenn sich eine Frau also ein Kind wünscht und keins bekommen kann, behandelt der *shaman* meistens ihren Mann oder sie beide, nicht nur sie.«

Sie räusperte sich leise, teils belustigt - aber nur teils. »Was für eine Pflanze ist es - das Frauenkraut?«, fragte sie. »Kennst du sie?«

»Ich bin mir nicht ganz sicher«, räumte ich ein. »Zumindest jedenfalls, was den Namen angeht. Sie hat sie mir gezeigt, sowohl die Pflanze in freier Wildbahn als auch die getrockneten Samen, und ich denke, dass ich sie wieder erkennen würde - aber ich kenne keinen englischen Namen für diese Pflanze. Sie gehört aber zur Familie der Umbelliferae«, fügte ich hilfreicherweise hinzu.

Sie warf mir einen strengen Blick zu, der mich erneut an Jamie erinnerte, und drehte sich dann zur Seite, um eine kleine Gruppe weiblicher Campbells vorbeizulassen, die mit leeren Kesseln und Töpfen klapperten. Eine nach der anderen nickten sie höflich oder verbeugten sich, als sie uns auf ihrem Weg hinunter zum Bach passierten.

»Guten Tag, Mistress Fraser«, sagte eine von ihnen, eine adrette, junge Frau, in der ich eine von Farquard Campbells jüngeren Töchtern erkannte. »Ist Euer Mann in der Nähe? Mein Vater sagt, er würde gern ein Wort mit ihm wechseln.«

»Nein, er ist leider unterwegs.« Ich machte eine vage Handbewegung; Jamie konnte überall sein. »Aber ich sage es ihm, wenn ich ihn sehe.«

Sie nickte und ging weiter. Die Frauen, die ihr folgten, blieben einzeln stehen und wünschten Brianna Glück an ihrem Hochzeitstag. Ihre Wollröcke und Umhänge lösten kleine Regenschauer von den Lorbeerbüschen, die an dieser Stelle den Weg säumten.

Brianna nahm ihre Glückwünsche freundlich entgegen, doch ich sah die kleine Falte, die sich zwischen ihren dichten, roten Augenbrauen bildete. Irgendetwas beschäftigte sie, daran gab es keinen Zweifel.

»Was?«, sagte ich unverblümt, sobald die Campbells außer Hörweite waren.

»Was heißt das, was?«, sagte sie erschrocken.

»Worüber machst du dir Sorgen?«, fragte ich. »Und sag nicht >nichts<, weil ich es genau sehe. Hat es mit Roger zu tun? Hast du Zweifel wegen der Hochzeit?«

»Eigentlich nicht«, sagte sie und machte ein argwöhnisches Gesicht. »Ich möchte Roger heiraten, ich meine - *das* ist in Ordnung. Es ist nur... mir ist nur... gerade... ein Gedanke gekommen...« Sie verstummte, und ihre Wangen liefen langsam rot an.

»Oh?«, fragte ich alarmiert. »Und zwar?«

»Geschlechtskrankheit«, platzte sie heraus. »Was, wenn ich eine habe? Nicht Roger, nicht er, sondern - von Stephen Bonnet?«

Ihr Gesicht glühte so rot, dass es mich überraschte, die Regentropfen nicht beim Auftreffen auf ihrer Haut verdampfen zu sehen. Mein Gesicht dagegen fühlte sich kalt an, mein Herz schlug beklommen in meiner Brust. Diese Möglichkeit war mir damals - lebhaft - in den Sinn gekommen, aber ich hatte einen solchen Verdacht gar nicht erst äußern wollen, solange sie nicht selbst darauf kam. Ich erinnerte mich gut an jene Wochen, in denen ich sie unauffällig auf Krankheitssymptome hin beobachtet hatte - doch Frauen zeigten im frühen Infektionsstadium oft keine Symptome. Ich war in mehr als einer Hinsicht erleichtert gewesen, als Jemmy gesund zur Welt kam.

»Oh«, sagte ich leise. Ich streckte die Hand aus und drückte ihr den Arm. »Keine Sorge, Schatz. Das hast du nicht.«

Sie holte tief Luft und stieß dann ein bleiches Atemwölkchen aus. Ihre Schultern entspannten sich ein wenig.

»Bist du sicher?«, sagte sie. »Kannst du das genau sagen? Es geht mir zwar gut, aber ich dachte - Frauen haben doch nicht immer Symptome.«

»Nein«, sagte ich sehr trocken, »aber Männer haben sie eindeutig. Und wenn Roger sich bei *dir* etwas gefangen hätte, hätte ich längst davon gehört.«

Ihre Gesichtsfarbe hatte sich ein wenig normalisiert, doch bei diesen Worten kehrte die Röte zurück. Sie hustete, und ihr Atem stieg als Nebelwölkchen auf.

»Nun, da bin ich aber erleichtert. Also ist mit Jemmy alles in Ordnung? Ganz sicher?«

»Absolut«, versicherte ich ihr. Ich hatte ihm bei der Geburt Silbernitrat - das ich unter beträchtlichen Mühen und Kosten besorgt hatte - in die Augen geträufelt, nur für alle Fälle, aber ich war mir wirklich sicher. Abgesehen davon, dass er keinerlei spezifische Krankheitszeichen an den Tag legte, strahlte Jemmy eine derart robuste Gesundheit aus, dass der bloße Gedanke an eine Infektion kaum zu glauben war. Er verbreitete Wohlbefinden wie ein Kessel Eintopf.

»Ist das der Grund, warum du nach Verhütungsmöglichkeiten gefragt hast?«, fragte ich und winkte grüßend, als wir an der Lagerstelle der MacRaes vorbeikamen. »Du hast dir Sorgen wegen weiterer Kinder gemacht, falls...?«

»Oh. Nein. Ich meine - der Gedanke an Geschlechtskrankheiten war mir noch gar nicht gekommen, bis du die Syphilis erwähnt hast, und dann ist mir die fürchterliche Erkenntnis gekommen - dass er vielleicht...« Sie hielt inne und räusperte sich. »Äh, nein. Ich wollte es einfach nur wissen.«

Eine glatte Stelle auf dem Pfad gebot in diesem Moment zwar dem Gespräch Einhalt, nicht aber meinen Spekulationen.

Nicht, dass der Gedanke an Verhütung bei einer jungen Braut nicht nahe lag - aber angesichts der Umstände... was war es nur?, fragte ich mich. Angst um sie selbst oder um ein weiteres Baby? Jede Geburt stellte

natürlich eine Gefahr dar - und jemand, der die Patienten in meiner Sprechstunde gesehen oder abends die Gespräche der Frauen an den Lagerfeuern gehört hatte, konnte sich in Bezug auf die Gefahren, die Säuglingen und Kindern drohten, keinen Illusionen hingeben. Kaum eine Familie, die nicht mindestens ein Kind durch Fieber, Diphtherie oder unkontrollierbare Durchfälle verloren hatte. Viele Frauen hatten drei, vier oder mehr Babys verloren. Abel MacLennans Geschichte kam mir wieder in den Sinn, und ein kleiner Schauer lief mir über den Rücken.

Dennoch. Brianna war kerngesund, und während uns zwar so wichtige Dinge wie Antibiotika und Apparatemedizin fehlten, hatte ich ihr geraten, die Wirkung schlichter Hygiene und gesunder Ernährung nicht zu unterschätzen.

Nein, dachte ich und beobachtete ihren kräftigen, geschwungenen Rücken, als sie jetzt die schwere Ausrüstung über eine Wurzel hob, die den Weg versperrte. Das war es nicht. Sie mochte zwar durchaus Grund zur Besorgnis haben, aber im Grunde war sie kein ängstlicher Mensch.

Roger? Oberflächlich betrachtet war es wohl das Beste, wenn sie schnell wieder schwanger wurde, mit einem Kind, das definitiv von Roger war. Das würde mit Sicherheit helfen, ihre Ehe auf gesunde Füße zu stellen. Andererseits... was, wenn sie es tat? Roger würde überglücklich sein - doch was wurde dann aus Jemmy?

Roger hatte einen Bluteid geschworen und Jemmy an Sohnes statt angenommen. Doch die menschliche Natur war nun einmal die menschliche Natur, und ich war mir zwar sicher, dass Roger Jemmy nie im Stich lassen oder vernachlässigen würde, doch es war gut möglich, dass er andere - und zwar sichtlich andere - Gefühle für ein Kind hegen würde, von dem er wusste, dass es seines war. Würde Brianna das riskieren?

Wenn ich es recht bedachte, fand ich es klug, wenn sie wartete - falls sie das konnte. Wenn sie Roger Zeit ließ, sein Band mit Jemmy zu verstärken, bevor sich ihr Familienleben durch ein weiteres Kind verkomplizierte. Ja, sehr vernünftig - und Brianna *war* eine ausgesprochen vernünftige Person.

Erst als wir endlich die Lichtung erreichten, auf der die morgendliche Sprechstunde abgehalten wurde, kam mir noch eine andere Möglichkeit in

den Sinn.

»Können wir Euch helfen, *Missus* Fraser?«

Zwei der kleineren Chisholm-Jungen eilten uns zu Hilfe. Sie nahmen mir und Brianna unsere schweren Lasten ab und begannen ohne besondere Aufforderung sofort damit, die Tische aufzuklappen, frisches Wasser zu holen, ein Feuer zu entfachen und sich allgemein nützlich zu machen. Sie waren gerade erst acht und zehn, und während ich ihnen bei der Arbeit zusah, realisierte ich erneut, dass in dieser Zeit ein Junge von zwölf oder vierzehn Jahren im Prinzip ein Erwachsener sein konnte.

Das wusste auch Brianna. Sie würde Jemmy nie verlassen, das wusste ich - nicht, solange er sie brauchte. Aber... später? Was mochte geschehen, wenn er *sie* verließ?

Ich öffnete meine Truhe und begann langsam, die Materialien auszubreiten, die ich für meine Arbeit brauchte: Schere, Sonde, Zange, Alkohol, Skalpell, Verbandsmaterial, Zahnextraktor, chirurgische Nähhaken, Einreibungen, Salben, Spülungen, Einläufe...

Brianna war dreiundzwanzig. Wenn Jemmy flügge wurde, würde sie wahrscheinlich erst Mitte Dreißig sein. Und wenn er ihre Zuwendung nicht länger brauchte - würde sie vielleicht zurückkehren. Zurück in ihre eigene Zeit, in Sicherheit - in das unterbrochene Leben, für das sie eigentlich geboren war.

Jedoch nur, wenn sie keine weiteren Kinder bekam, deren Hilflosigkeit sie hier festhielt.

»Guten Morgen, Ma'am.« Ein kleiner Mann in den mittleren Jahren stand vor mir, der erste Patient dieses Morgens. Auf seinen Wangen stand der Bartwuchs einer Woche zwar fröhlich in alle Himmelsrichtungen ab, doch er selbst war ein wenig bleich um die Kiemen. Sein Gesicht war klamm und seine blutunterlaufenen Augen so wund von Rauch und Whisky, dass ich sein Leiden sofort erkannte. Der gemeine Kater war eine weit verbreitete Seuche in meiner Morgensprechstunde.

»Mich kneift's ein wenig im Bauch«, sagte er und schluckte unglücklich. »Habt Ihr vielleicht etwas dagegen?«

»Genau das Richtige«, versicherte ich ihm und ergriff einen Becher. »Rohes Ei mit einer Prise Ipecacuana. Davon könnt Ihr Euch wunderbar übergeben, und dann seid Ihr ein neuer Mensch.«

Die Sprechstunde wurde am Rand der großen Lichtung am Fuß des Berges abgehalten, auf der nachts das große Feuer des *gathering* brannte. Die feuchte Luft roch nach Ruß und dem saueren Geruch nasser Asche, doch die geschwärzte Erde - mindestens drei Meter im Durchmesser - verschwand bereits unter einem Gewirr aus frischen Zweigen und Zündholz. Wenn der Nieselregen anhielt, würden sie es heute Abend schwer haben, es anzufachen, dachte ich.

Nachdem der Herr mit dem Kater versorgt war, folgte eine kurze Pause, die es mir ermöglichte, meine Aufmerksamkeit Murray MacLeod zu widmen, der seine Praxis ein Stückchen weiter weg eingerichtet hatte.

Ich sah, dass Murray schon früh begonnen hatte; der Boden zu seinen Füßen war dunkel, und die verstreute Asche war mit Blut durchtränkt und glitschig. Auch er hatte einen frühen Patienten vor sich - einen kräftigen Herrn, dessen rote, aufgequollene Nase und Schwabbelwangen von einem Leben der Alkoholexzesse zeugten. Trotz des Regens hatte er den Mann bis aufs Hemd entkleidet, ihm den Ärmel hochgekrempelt und den Arm abgebunden. Die Schale, die das Blut aufnehmen sollte, ruhte auf den Knien des Patienten.

Ich stand gute drei Meter von dem Hocker entfernt, auf dem Murray operierte, doch sogar von hier aus konnte ich die Augen des Mannes sehen, die selbst im gedämpften Licht des Morgens so gelb waren wie Senf.

»Leberkrank«, sagte ich zu Brianna, allerdings ohne mir sonderliche Mühe zu geben, meine Stimme zu senken. »Man kann die Gelbsucht ja von hier aus sehen, nicht wahr?«

»Vergällte Körpersäfte«, sagte MacLeod laut und ließ seine Aderlassklinge aufschnappen. »Ein Überschuss an Körpersäften, das ist sonnenklar.« Klein, dunkel und akkurat gekleidet, war Murray zwar keine

beeindruckende Persönlichkeit, vertrat seine Meinung aber mit umso mehr Nachdruck.

»Zirrhose durch Alkohol«, sagte ich. Ich trat näher und betrachtete den Patienten kühl.

»Eine Einkeilung der Galle, verursacht durch ein Übermaß an Phlegma!« Murray funkelte mich an, denn er war wohl der Meinung, dass ich vorhatte, ihm die Show zu stehlen, wenn nicht gar den Patienten.

Ich ignorierte ihn und bückte mich, um den Patienten zu untersuchen, dessen Reaktion eine alarmierte Miene war.

»Ihr habt eine harte Masse direkt unter den Rippen, nicht wahr?«, sagte ich freundlich. »Euer Urin ist dunkel und Eure Exkremente schwarz und blutig, habe ich Recht?«

Der Mann nickte mit offenem Mund. Allmählich erregten wir Aufmerksamkeit.

»Mu-tterrr.« Brianna stand hinter mir. Sie nickte Murray zu und bückte sich, um mir ins Ohr zu murmeln. »Was kannst du gegen eine Zirrhose tun? Nichts!«

Ich hielt inne und biss mir auf die Lippe. Sie hatte Recht. Ich war so sehr darauf versessen, mit meiner Diagnose anzugeben - und Murray daran zu hindern, den Mann mit seiner fleckigen, rostig aussehenden Klinge zu malträtieren -, dass ich ganz vergessen hatte, dass ich keine Alternative bieten konnte.

Der Patient blickte sichtlich nervös zwischen uns hin und her. Eine Menschentraube begann sich um uns zu sammeln. Ich riss mich zusammen, lächelte ihn an und nickte Murray zu.

»Mr. MacLeod hat es richtig erkannt«, sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen. »Eine Erkrankung der Leber - verursacht durch einen Überschuss an Körpersäften.« Wahrscheinlich war es ja gar nicht so falsch, Alkohol als Körpersaft zu betrachten; die Leute, die gestern Abend Jamies Whisky getrunken hatten, hatten jedenfalls den Eindruck gemacht, dass ihr Leben davon abhing.

Murrays Gesicht war argwöhnisch und angespannt gewesen, jetzt verlor es vor Erstaunen jeden Ausdruck - ein ausgesprochen komischer Effekt. Brianna nutzte diesen Augenblick und stellte sich vor mich.

»Es gibt da einen Zauber«, sagte sie und lächelte ihm charmant zu. »Er... äh... schärft die Klinge und erleichtert den Fluss der Körpersäfte. Ich werde ihn Euch zeigen.« Bevor er die Klinge fester umfassen konnte, schnappte Brianna sie ihm aus der Hand und wandte sich unserem kleinen Feuer zu, über dem ein Topf mit Wasser dampfend an einem Dreifuß hing.

»Im Namen Michaels, des Schwertträgers und Seelenretters«, intonierte sie. Ich vertraute darauf, dass es keine Blasphemie war, den Namen des heiligen Michael leichtfertig in den Mund zu nehmen - und falls doch, dass Michael angesichts des guten Zwecks nichts dagegen hatte. Die Männer, die dabei waren, das große Feuer aufzuschichten, waren stehen geblieben, um uns zuzusehen, genau wie eine Reihe von Leuten, die die Sprechstunde aufsuchen wollten.

Sie hob die Aderlassklinge und machte langsam ein großes Kreuzzeichen damit, wobei sie sich nach allen Seiten hin umsah, um sich zu vergewissern, dass ihr die Aufmerksamkeit sämtlicher Zuschauer sicher war. So war es; sie waren völlig gebannt. Mir ging es nicht anders, denn ich fragte mich, was in aller Welt sie vorhatte. So, wie sie hier die meisten Gaffer überragte, die blauen Augen konzentriert zusammengekniffen, erinnerte sie mich sehr an Jamie bei einer seiner gewagten Vorstellungen. Ich konnte nur hoffen, dass sie genauso überzeugend war wie er.

»Segne diese Klinge, auf dass sie deinen Diener heile«, sagte sie. Dabei wandte sie die Augen himmelwärts und hielt die Aderlassklinge über das Feuer wie ein Priester die Hostie bei der Wandlung. Im Wasser stiegen Bläschen auf, doch es kochte noch nicht ganz.

»Segne ihre Schneide, auf dass sie den Aderlass vollziehe, auf dass sie Blut vergieße, auf dass... äh... sie das Gift aus dem Körper deines demütigen Bittstellers vertreibe. Segne die Klinge, segne die Klinge, segne die Klinge in der Hand deines untertänigen Dieners... Dank sei Gott für das glänzende Metall...« Dank sei Gott für die vielen Wiederholungen in gälischen Gebeten, dachte ich zynisch.

Dank sei Gott, das Wasser kochte. Sie senkte die kurze, gebogene Klinge auf die Wasseroberfläche, funkelte die Menge bedeutungsvoll an und deklamierte: »Segne diese Klinge mit der reinigenden Kraft des Wassers aus der Seite unseres Herrn Jesus!«

Sie tauchte das Messer ins Wasser und hielt es dort, bis der Dampf, der an seinem Holzgriff aufstieg, ihr die Finger rötete. Dann zog sie es aus dem Wasser und nahm es hastig in die andere Hand. Sie hielt es hoch, während sie in ihrem Rücken unauffällig mit der verbrühten Hand wedelte.

»Möge der Segen des heiligen Michael, der uns gegen die Dämonen verteidigt, auf dieser Klinge und der Hand ihres Benutzers ruhen, zum Wohle des Körpers, zum Wohle der Seele. Amen!«

Sie trat vor und überreichte Murray feierlich seine Klinge, mit dem Griff zuerst. Murray, der kein Dummkopf war, warf mir einen Blick zu, in dem sich der blanke Argwohn mit einer widerstrebenden Hochachtung vor den theatralischen Fähigkeiten meiner Tochter vermischte.

»Ihr dürft die Klinge nicht berühren«, sagte ich und lächelte huldvoll. »Es würde den Zauber brechen. Oh - und Ihr müsst den Zauber jedes Mal wiederholen, wenn Ihr die Klinge benutzt. Und das Wasser muss dabei kochen, klar?«

»Mmpfm«, sagte er, fasste die Aderlassklinge jedoch sorgfältig am Griff an. Mit einem kurzen, an Brianna gerichteten Kopfnicken wandte er sich seinem Patienten zu und ich dem meinen - einem jungen Mädchen, das Nesselfieber hatte. Brianna folgte mir. Dabei wischte sie sich die Hände an ihrem Rock ab und machte ein selbstzufriedenes Gesicht. Hinter mir hörte ich das leise Grunzen des Patienten und dann ein metallisches Prasseln, als das Blut in die Schale rann.

Ich hatte ein ausgesprochen schlechtes Gewissen, wenn ich an Murrays Patienten dachte, aber Brianna hatte völlig Recht gehabt; es gab absolut nichts, was ich unter diesen Umständen für ihn hätte tun können. Langfristige, sorgsame Pflege in Verbindung mit exzellenter Ernährung und vollständiger Alkoholabstinenz konnten ihm möglicherweise das Leben verlängern; die Chancen auf Ersteres waren gering, die auf Letzteres gleich null.

Brianna hatte ihn auf geniale Weise vor einer eventuellen scheußlichen Blutvergiftung bewahrt - und die Gelegenheit genutzt, um diesen Schutz auch MacLeods zukünftigen Patienten angedeihen zu lassen -, doch ich konnte ein nagendes Schuldgefühl nicht unterdrücken, weil ich selbst nicht mehr tun konnte. Dennoch, das erste medizinische Prinzip, das ich als Krankenschwester auf den Schlachtfeldern Frankreichs gelernt hatte, galt nach wie vor: Behandele den Patienten, den du vor dir hast.

»Reib dich damit ein«, sagte ich streng zu dem Mädchen mit dem Ausschlag. »Und *nicht kratzen*.«

4

Hochzeitsgeschenke

Der Tag hatte sich nicht aufgeklart, doch für den Augenblick hatte es aufgehört zu regnen. Überall qualmten die Feuer wie Schlote, weil die Leute eilig versuchten, die kurze Regenpause zu nutzen und ihre sorgfältig gehegten Kohlen wieder anzufachen oder nasses Holz in die Flammen zu legen, um ihre feuchten Kleider und Decken zu trocknen. Aber die Luft bewegte sich, und Rauchwolken segelten zwischen den Bäumen hindurch wie Geister.

Gerade huschte ein solches Wölkchen vor ihm über den Pfad, und Roger drehte sich zur Seite, um es zu umgehen. Er bahnte sich seinen Weg durch nasse Grasbüschel, die ihm die Strümpfe durchtränkten, und zwängte sich unter tief hängenden Kiefernzweigen hindurch, die im Vorbeigehen feuchte Flecken auf den Schultern seines Rockes hinterließen. Doch er beachtete die Nässe nicht, denn er war ganz auf die geistige Liste seiner für den Tag geplanten Erledigungen konzentriert.

Zuerst zum Wagen der Kesselflicker, um eine Kleinigkeit als Hochzeitsgeschenk für Brianna zu erstehen. Was würde ihr wohl Freude machen?, fragte er sich. Ein Schmuckstück, ein Haarband? Er hatte nur sehr wenig Geld, doch er hatte das Bedürfnis, den Anlass mit einem Geschenk zu ehren.

Er hätte ihr gern seinen Ring an den Finger gesteckt, wenn sie ihre Gelübde ablegten, doch sie hatte darauf bestanden, dass der glatt geschliffene Rubin, der ihrem Großvater gehört hatte, völlig ausreichte; er passte ihr wie angegossen, und es gab keinen Grund, Geld für einen anderen Ring auszugeben. Sie war ein pragmatischer Mensch, seine Brianna - manchmal geradezu bestürzend pragmatisch, im Vergleich mit seiner romantischen Ader.

Dann also etwas Praktisches, aber Hübsches - vielleicht einen bemalten Nachttopf? Er lächelte bei dieser Idee, doch der Gedanke, ein praktisches Geschenk zu wählen, ging ihm nicht mehr aus dem Kopf, wenn sich auch Zweifel dazu gesellten.

Er erinnerte sich lebhaft an Mrs. Abercrombie, eine gestandene, praktisch veranlagte Dame aus der Gemeinde des Reverends, die eines Abends völlig aufgelöst beim Abendessen ins Pfarrhaus geplatzt war und gesagt hatte, sie hätte ihren Mann umgebracht, was sie nur tun sollte? Der Reverend hatte Mrs. Abercrombie fürs Erste in der Obhut seiner Haushälterin zurückgelassen und war dann mit Roger, der damals noch ein Teenager war, zum Haus der Abercrombies geeilt, um nachzusehen, was geschehen war.

Sie hatten Mr. Abercrombie auf dem Küchenfußboden gefunden. Glücklicherweise lebte er noch, wenn er auch benommen war und heftig aus einer kleinen Kopfwunde blutete, die er sich zugezogen hatte, als ihn das neue, elektrische Dampfbügeleisen traf, das er seiner Frau anlässlich ihres dreiundzwanzigsten Hochzeitstages geschenkt hatte.

»Aber sie hat doch gesagt, das alte würde ihr immer die Küchenhandtücher versengen!«, hatte Mr. Abercrombie ständig in Abständen gejammert, während der Reverend ihm mit kundiger Hand ein Pflaster auf den Kopf geklebt hatte und Roger die Küche wischte.

Es war die Erinnerung an die Blutflecken auf dem schäbigen Linoleum in der Küche der Abercrombies, die schließlich den Ausschlag gab. Brianna mochte ja praktisch veranlagt sein, aber dies war ihre Hochzeit. Gute Zeiten, schlechte Zeiten, bis dass der Tod uns scheidet. Er würde etwas Romantisches wählen - so romantisch es mit einem Shilling und drei Pence zu bewerkstelligen war.

Er sah etwas Rotes zwischen den Fichten aufblitzen, als säße dort ein Kardinalsvogel. Doch es war größer als ein Vogel; er blieb stehen und bückte sich, um zwischen den Zweigen hindurchzublinzeln.

»Duncan?«, sagte er. »Seid Ihr das?«

Duncan Innes trat unter den Bäumen hervor und nickte schüchtern. Er trug nach wie vor den scharlachroten Tartan der Camerons, hatte aber den

prunkvollen Rock abgelegt und sich stattdessen nach der guten, alten Art der Highlandschotten das Ende seines Plaids um die Schultern geschlungen.

»Eine Frage, *a Smeöraich*?«, sagte er.

»Aye, natürlich. Ich bin gerade zu den Kesselflickern unterwegs - kommt doch mit.« Er wandte sich wieder auf den Pfad zurück - der jetzt vom Rauch frei war - und sie schritten kameradschaftlich Seite an Seite über den Berg.

Roger sagte nichts, sondern wartete höflich ab, bis Duncan seinen Einstieg in das Gespräch fand. Duncan war von Natur aus schüchtern und zurückhaltend, doch er war ein guter Beobachter, ein schneller Denker, und er besaß eine stille Art von Sturheit. Wenn er etwas zu sagen hatte, dann sagte er es auch - zu seiner Zeit. Schließlich holte er Luft und nahm Anlauf.

»*Mac Dubh* hat zu mir gesagt, Euer Vater ist Pastor gewesen - ist das wahr?«

»Aye«, sagte Roger, völlig überrascht über dieses Thema. »Oder zumindest - mein leiblicher Vater ist ums Leben gekommen, und der Onkel meiner Mutter hat mich adoptiert; er war Pastor.« Noch während er das sagte, wunderte sich Roger, warum er diese Erklärung für notwendig hielt. Der Reverend hatte fast sein ganzes Leben lang für ihn die Stelle des Vaters eingenommen, und Duncan war es mit Sicherheit egal.

Duncan nickte und schnalzte mitfühlend mit der Zunge.

»Dann seid Ihr also selbst auch Presbyterianer? Ich habe *Mac Dubh* davon sprechen hören.« Trotz Duncans guter Manieren erschien ein kurzes Grinsen unter der Kante seines ausgefransten Schnurrbartes.

»Aye, das kann ich mir denken«, erwiderte Roger trocken. Es hätte ihn überrascht, wenn nicht das ganze Zeltlager *Mac Dubh* davon sprechen gehört hätte.

»Nun, die Sache ist die, dass ich auch einer bin«, sagte Duncan in einem Tonfall, der sehr entschuldigend klang.

Roger musterte ihn erstaunt.

»Ihr? Ich dachte, Ihr wärt katholisch!«

Duncan machte ein leises, verlegenes Geräusch und zuckte mit seiner amputierten Schulter.

»Nein. Mein Urgroßvater mütterlicherseits war Covenanter - sehr strenggläubig, aye?« Er lächelte ein wenig schüchtern. »Das ist allerdings nur verwässert bei mir angekommen; meine Mutter war gottesfürchtig, aber mein Vater hatte nicht besonders viel für die Kirche übrig, und ich auch nicht. Und als ich *Mac Dubh* kennen gelernt habe... nun, es war ja nicht so, als hätte er mich aufgefordert, sonntags mit ihm zur Messe zu gehen, nicht wahr?«

Roger nickte und grunzte verständnisvoll. Duncan hatte Jamie nach dem Aufstand im Gefängnis von Ardsmuir kennen gelernt. Die Truppen der Jakobiten hatten zwar zum Großteil aus Katholiken bestanden, doch er wusste, dass sich auch Protestanten jeder Couleur darunter befunden hatten - die sich auf engstem Raum mit einer Überzahl von Katholiken wohl kaum etwas hatten anmerken lassen. Und ihre spätere Schmugglerlaufbahn hatte Jamie und Duncan wohl kaum Gelegenheit zum religiösen Diskurs geboten.

»Aye, so ist es. Und Eure Trauung mit Mrs. Cameron heute Abend...?«

Duncan nickte und verzog einen Mundwinkel, um nachdenklich an der Kante seines Schnurrbarts zu kauen.

»Das ist es ja. Glaubt Ihr, ich bin verpflichtet, etwas zu sagen?«

»Mrs. Cameron weiß nichts davon? Jamie auch nicht?«

Duncan schüttelte schweigend den Kopf, den Blick auf den zertrampelten Schlammpfad gerichtet.

Roger wurde klar, dass es natürlich Jamie war, auf dessen Meinung es hier ankam, nicht Jocasta Cameron. Das Problem des Religionsunterschiedes war Duncan offenbar nicht wichtig erschienen - und Roger war nicht bekannt, dass Jocasta praktizierende Katholikin gewesen wäre -, doch jetzt, da er mitbekommen hatte, wie Jamie auf die

Tatsache reagiert hatte, dass Roger Presbyterianer war, war Duncan nervös geworden.

»Ihr seid doch bei dem Priester gewesen, hat *Mac Dubh* gesagt.« Duncan sah ihn von der Seite an. »Hat er -« Er räusperte sich und wurde rot. »Ich meine, hat er von Euch verlangt, Euch... römisch taufen zu lassen?«

Eine grauenhafte Vorstellung für jeden gläubigen Protestanten, und auch Duncan war sie sichtlich unangenehm. Roger wurde klar, dass der Gedanke auch ihm unangenehm war. Hätte er es getan, wenn es hätte sein müssen, um Brianna zu heiraten? Wahrscheinlich ja, doch er musste zugeben, tiefe Erleichterung darüber empfunden zu haben, dass der Priester nicht darauf bestanden hatte, dass er offiziell konvertierte.

»Äh... nein«, sagte Roger und hustete, als sie sich plötzlich erneut in einer Rauchfahne wiederfanden.

»Nein«, wiederholte er und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Aber sie taufen einen nicht erneut, versteht Ihr, wenn man schon getauft ist. Das seid Ihr doch, oder?«

»Oh, aye.« Das schien Duncan Mut zu machen. »Aye, als ich - das heißt -« Ein leichter Schatten überflog sein Gesicht, doch er vertrieb den Gedanken, der ihn hervorgerufen hatte, mit einem weiteren Achselzucken. »Ja.«

»Nun denn. Lasst mich einen Augenblick nachdenken, aye?«

Die Kesselflickerwagen waren schon in Sicht, wie die Ochsen zusammengedrängt, ihre Waren mit Segelleinen und Decken vor dem Regen geschützt, aber Duncan blieb stehen. Es war klar, dass er sich eine Antwort wünschte, bevor er sich anderen Dingen widmete.

Roger rieb sich den Nacken und überlegte.

»Nein«, sagte er schließlich. »Ich - ich glaube nicht, dass Ihr etwas sagen müsst. Es ist ja keine Messe, nur die Trauungszeremonie - und die ist dieselbe. Nimmst du diese Frau, nimmst du diesen Mann, in Reichtum und Armut und so weiter.«

Duncan nickte aufmerksam.

»Das kann ich alles sagen, aye«, sagte er trocken. »Obwohl ich mich an die Stelle mit dem Reichtum und der Armut erst gewöhnen musste. Aber das wisst Ihr ja wohl selbst.«

Er sprach ganz ohne Ironie, einfach nur wie jemand, der eine Tatsache konstatiert, und war ganz offensichtlich verblüfft, als er sah, mit was für einer Miene Roger darauf reagierte.

»Ich habe es nicht böse gemeint«, sagte Duncan hastig. »Das heißt, ich habe nur gemeint -«

Roger versuchte, es mit einer Handbewegung abzutun.

»Macht nichts«, sagte er genauso trocken wie Duncan. »Man muss der Wahrheit schließlich ins Auge sehen, aye?«

Und es *war* die Wahrheit, wenn er es auch irgendwie fertig gebracht hatte, es bis jetzt zu übersehen. Eigentlich, so begriff er mit weichen Knien, war er exakt in derselben Situation wie Duncan - ein bettelarmer Mann ohne Besitz, der eine reiche - oder potentiell reiche - Frau heiratete.

Er hatte Jamie Fraser nie als reichen Mann betrachtet, vielleicht, weil Jamie von Natur aus so bescheiden war, vielleicht auch einfach, weil er nicht reich war - noch nicht. Doch das änderte nichts an der Tatsache, dass Fraser der Eigentümer von zehntausend Acres Land war. Ein Großteil dieses Landes war zwar noch Wildnis, doch das bedeutete nicht, dass dies auch so bleiben würde. Es gab jetzt schon Pächter auf diesem Land; es würden bald mehr werden. Und wenn diese Pachten anfingen, Geld einzubringen, wenn an den Bächen Sägemühlen und Kornmühlen standen, wenn es Siedlungen, Händler und Wirtshäuser gab, wenn sich die paar Kühe, Schweine und Pferde in Jamies kundiger Obhut in gesunde Herden verwandelt hatten... dann war es gut möglich, dass Jamie Fraser sehr reich wurde. Und Brianna war Jamies einziges, leibliches Kind.

Und dann war da noch Jocasta Cameron, die nun wirklich reich war und die Absicht hatte verlauten lassen, Brianna zu ihrer Erbin zu machen. Brianna hatte sich mit allem Nachdruck geweigert, ihr Einverständnis zu dieser Idee zu geben - aber Jocasta besaß die gleiche angeborene Sturheit

wie ihre Nichte und dazu mehr Übung in ihrer Anwendung. Außerdem - ganz gleich, was Brianna sagte oder tat, die Leute würden annehmen...

Und das war es, was ihm wirklich im Magen lag wie ein Stein. Nicht nur die Erkenntnis, dass er in der Tat im Begriff war, weit über seinen Verhältnissen und seiner Stellung zu heiraten - sondern die Erkenntnis, dass dies der ganzen Kolonie schon seit langem klar war und man ihn voll Zynismus als seltenen Glückspilz, wenn nicht gar als waschechten Abenteurer betrachtete. Und betratschte.

Der Rauch hatte einen bitteren Geschmack auf seinem Gaumen hinterlassen. Er schluckte ihn herunter und lächelte Duncan schief an.

»Aye«, sagte er. »Nun ja. In guten wie in schlechten Zeiten. *Irgendetwas* müssen sie doch in uns sehen, wie? Die Frauen?«

Duncan lächelte ein wenig reumütig.

»Aye, irgendetwas. Dann meint Ihr also, es gibt keine Schwierigkeiten wegen der Religion? Ich hätte es nicht gern, wenn Miss Jo oder *Mac Dubh* glauben, ich hätte sie hintergehen wollen, weil ich nichts gesagt habe. Aber ich wollte auch nicht unnötig Aufhebens darum machen.«

»Nein, natürlich nicht«, pflichtete Roger ihm bei. Er holte tief Luft und strich sich das feuchte Haar aus dem Gesicht. »Nein, macht euch keine Sorgen. Als ich mit dem - dem Priester gesprochen habe, hat er nur eine Bedingung gestellt, und zwar, dass ich etwaige Kinder katholisch taufen lasse. Aber da diese Überlegung sich bei Euch und Mrs. Cameron ja wohl erübrigt...« Er verstummte taktvoll, doch Duncan schien erleichtert zu sein.

»Och, nein«, sagte er und lachte, wenn auch ein wenig nervös. »Nein, ich glaube, in dieser Hinsicht mache ich mir keine Sorgen.«

»Nun denn.« Roger zwang sich zu lächeln und schlug Duncan auf den Rücken. »Dann viel Glück.«

Duncan strich sich mit dem Finger über den Schnurrbart und nickte.

»Euch auch, *a Smeòraich.«*

Er hatte erwartet, dass Duncan seiner Wege gehen würde, nachdem seine Frage beantwortet war, doch stattdessen kam der Mann mit ihm und spazierte bedächtig hinter Roger an der Wagenreihe entlang, um mit leicht gerunzelter Stirn das Angebot in Augenschein zu nehmen.

Nach einer Woche des Feilschens und der Tauschgeschäfte waren die Wagen noch genauso voll wie zu Beginn - vielleicht sogar voller, denn sie waren mit Säcken voll Korn und Wolle beladen, mit Cidrefässern und Apfelsäcken, mit Bergen von Fellen und anderen Dingen, die als Bezahlung gedient hatten. Ihr Angebot war zwar beträchtlich geschrumpft, doch es gab immer noch genug zu kaufen, wie die Menschenmenge bewies, die um die Wagen drängte wie die Blattläuse auf einem Rosenstrauch.

Dank seiner Körpergröße konnte Roger über die Köpfe der meisten Kunden hinwegblicken. Er bahnte sich langsam seinen Weg an der Wagengasse vorbei, betrachtete dabei dies und jenes und versuchte, sich Briannas Reaktion darauf vorzustellen.

Sie war eine schöne Frau, die aber nicht viel Aufhebens um ihre Erscheinung machte. Er hatte sie sogar nur knapp davon abhalten können, sich ungeduldig den Großteil ihrer Haarpracht abzuschneiden, weil sie ständig in der Suppe hing oder Jemmy daran zerrte. Vielleicht *war* ein Haarband ja praktisch. Oder ein Schmuckkamm? Wahrscheinlich eher ein Paar Handschellen für das Blag.

Dennoch blieb er bei einem Tuchhändler stehen und bückte sich, um unter das Regensegel zu spähen, wo Hauben und bunte Bänder vor der Nässe geschützt hingen und sich im kühlen Zwielicht wiegten wie die Tentakeln einer leuchtenden Qualle. Duncan, der sich das Plaid zum Schutz vor den Windstößen bis zu den Ohren hochgezogen hatte, trat näher, um zu betrachten, was er sich ansah.

»Sind die Herren auf der Suche nach etwas Besonderem?« Eine fahrende Händlerin beugte sich über ihre Waren, die Brust auf ihre verschränkten Arme gestützt, und schenkte ihnen beiden ein geschäftsmäßiges Lächeln.

»Aye«, sagte Duncan unerwartet. »Einen Meter Samt. Habt Ihr so etwas? Gute Qualität, die Farbe spielt keine Rolle.«

Die Frau zog die Augenbrauen hoch - selbst in seinen besten Kleidern konnte niemand Duncan für einen Dandy halten -, doch sie drehte sich kommentarlos um und begann, in ihrem reduzierten Sortiment zu wühlen.

»Meint Ihr, Mrs. Claire hat noch etwas Lavendel übrig?«, fragte Duncan an Roger gewandt.

»Aye, das kann ich mit Gewissheit sagen«, erwiderte Roger. Sein Erstaunen musste seinem Gesicht abzulesen gewesen sein, denn Duncan lächelte und senkte schüchtern den Kopf.

»Mir ist da ein Gedanke gekommen«, sagte er. »Miss Jo leidet an Migräne und schläft nicht besonders gut. Da ist mir eingefallen, dass meine Mutter ein Lavendelkopfkissen hatte und immer gesagt hat, sie könnte einschlafen wie ein Stein, sobald sie den Kopf darauf legte. Da habe ich mir gedacht, vielleicht ein Stück Samt - damit sie es an ihrer Wange spüren kann, aye? -, und vielleicht könnte Miss Lizzie es für mich nähen...«

In Siechtum und Gesundheit...

Roger nickte zustimmend, gerührt - und ein wenig beschämt - über Duncans Aufmerksamkeit. Er hatte den Eindruck gehabt, dass die Ehe zwischen Duncan und Jocasta Cameron im Prinzip deshalb geschlossen wurde, weil sie praktisch und gut fürs Geschäft war - und vielleicht traf dies ja auch zu. Doch blinde Leidenschaft war schließlich nicht die einzig mögliche Voraussetzung für Zärtlichkeit und Rücksichtnahme, oder?

Nachdem er seinen Handel abgeschlossen hatte, verabschiedete sich Duncan und ging davon, den Samt sicher unter seinem Plaid verstaut. Nun war es an Roger, eine langsame Runde vorbei an den restlichen Händlern zu drehen und dabei im Geiste auszusuchen, abzuwägen und zu verwerfen, während er sich das Gehirn zermarterte, welches dieser tausend Dinge seiner Braut am besten gefallen würde. Ohrringe? Nein, das Kind würde daran ziehen. Das Gleiche galt für eine Halskette - oder auch ein Haarband, dachte er dann.

Dennoch ging ihm der Gedanke an ein Schmuckstück nicht aus dem Sinn. Normalerweise trug sie kaum Schmuck. Doch sie *hatte* während des ganzen *gathering* den Rubinring ihres Vaters getragen - den Jamie ihm gegeben hatte und den er an sie weitergegeben hatte, als sie seinen Antrag annahm. Jemmy lutschte dann und wann daran herum, doch er konnte ihm nichts Ernsthaftes anhaben.

Er blieb plötzlich stehen und ließ die Menge ringsum weiter strömen. Vor seinem inneren Auge konnte er das Gold und das Dunkelrot des Rubins sehen, der an ihrem Finger leuchtete. *Der Ring ihres Vaters.* Natürlich; warum hatte er das nicht schon eher begriffen?

Natürlich hatte Jamie ihm den Ring gegeben, doch das machte ihn nicht zu dem seinen, den er weiter schenken konnte. Und ganz plötzlich hatte er den sehnsüchtigen Wunsch, Brianna etwas zu geben, das wirklich von ihm kam.

Er drehte entschlossen um und kehrte zu einem Planwagen zurück, dessen Metallwaren selbst in diesem Regen glänzten und glitzerten. Er wusste aus Erfahrung, dass sein kleiner Finger genauso dick war wie ihr Ringfinger.

»Diesen hier«, sagte er und hielt einen Ring empor. Er war billig und bestand aus geflochtenen Kupfer- und Messingdrähten, die ihren Finger mit Sicherheit innerhalb weniger Minuten grün färben würden. *Umso besser*, dachte er, während er bezahlte. Ob sie ihn ständig trug oder nicht, sie würde sein Zeichen tragen.

Darum wird eine Frau Vater und Mutter verlassen und an ihrem Manne hängen, und sie werden sein ein Fleisch.

5

Aufruhr und Unruhe

Gegen Ende der ersten Stunde war die Warteschlange meiner Patienten beträchtlich angewachsen, obwohl es immer wieder zu nieseln begann. Es war der letzte Tag des *gathering,* und viele Leute, die ihre Zahnschmerzen oder Ausschläge ungeklärten Ursprungs bis jetzt ertragen hatten, hatten plötzlich beschlossen, dass sie die Gelegenheit ergreifen und sich untersuchen lassen mussten.

Ich entließ eine junge Frau mit einem beginnenden Kropf und ermahnte sie, sich reichlich mit getrocknetem Fisch einzudecken - sie lebte zu weit im Landesinneren, um regelmäßig frischen zu bekommen - und täglich davon zu essen, um ihren Jodbedarf zu decken.

»Der Nächste!«, rief ich und strich mir das feuchte Haar aus den Augen.

Die Menge teilte sich wie das Rote Meer und gab einen kleinen, älteren Mann preis, der so dünn war, dass er ein wandelndes Skelett hätte sein können. Er war in Lumpen gekleidet und trug ein Fellbündel auf dem Arm. Als er durch die Reihen der zurückweichenden Leute auf mich zuschlurfte, erkannte ich den Grund für das zuvorkommende Verhalten der Menge: Er stank wie ein toter Waschbär.

Im ersten Moment dachte ich, der gräuliche Fellhaufen *sei* vielleicht ein toter Waschbär - zu meinen Füßen befand sich bereits ein kleiner Berg von Fellen und Häuten, obwohl sich meine Patienten normalerweise doch die Mühe machten, diese von ihren Vorbesitzern abzutrennen, bevor sie sie mir überreichten -, doch dann regte sich der Pelz, und aus der verworrenen Haarmasse blinzelte mir ein leuchtendes Augenpaar entgegen.

»Mein Hund ist verletzt«, verkündete der Mann kurz und bündig. Er setzte den Hund auf meinen Tisch, nachdem er die Instrumente beiseite

geschoben hatte, und deutete auf einen klaffenden Riss in der Flanke des Tiers. »Kümmert Euch darum.«

Dies war nicht als Bitte formuliert, doch schließlich war ja der Hund der Patient, und *dieser* kam mir einigermaßen höflich vor. Er war mittelgroß, hatte kurze Beine, ein raues, geschecktes Fell und Zottelohren. Er saß friedlich hechelnd da und machte keine Anstalten davonzulaufen.

»Wie hat er das gemacht?«« Ich schob die schwankende Wasserschüssel aus dem Gefahrenbereich und bückte mich, um nach dem Glas mit den sterilen Nähmaterialien zu suchen. Der Hund leckte mir im Vorübergehen die Hand.

»Hat sich mit einer Waschbärin angelegt.«

»Hm«, sagte ich und betrachtete das Tier skeptisch. Angesichts seiner bunt gemischten Abstammung und seiner offensichtlichen Gutmütigkeit nahm ich an, dass er sich dem weiblichen Waschbären aus Lust, nicht aus Aggressivität angenähert hatte. Als wollte es diesen Eindruck bestätigen, fuhr das Tier sein feuchtes, rosa Fortpflanzungsorgan einige Zentimeter in meine Richtung aus.

»Er mag dich, Mama«, sagte Brianna, ohne eine Miene zu verziehen.

»Wie schmeichelhaft«, murmelte ich und hoffte nur, dass sich der Besitzer des Hundes nicht zu ähnlichen Sympathiebekundungen hinreißen lassen würde.

Glücklicherweise schien der Alte nicht das Geringste für mich übrig zu haben; er ignorierte mich vollständig und heftete seine tief liegenden Augen brütend auf die Lichtung unter uns, auf der die Soldaten exerzierten.

»Schere«, sagte ich resigniert und streckte meine Hand aus.

Ich schnitt das verklebte Fell rund um die Wunde fort und stellte erfreut fest, dass ich keine größere Schwellung oder andere Anzeichen für eine Entzündung fand. Der Riss war gut verkrustet; anscheinend war die Verletzung nicht ganz frisch. Ich fragte mich, ob der Hund hier auf dem Berg von seinem Schicksal ereilt worden war. Ich kannte den alten Mann

nicht, und er sprach nicht mit schottischem Akzent. Gehörte er überhaupt zu den Besuchern des *gathering*?, fragte ich mich.

»Äh... würdet Ihr bitte seinen Kopf festhalten?« Der Hund mochte ja gutmütig sein, doch das bedeutete nicht, dass er es völlig ungerührt hinnehmen würde, wenn ich ihm eine Nadel durch den Pelz stach. Doch sein Besitzer verharrte in seine finsteren Betrachtungen versunken und machte keine Anstalten, meiner Bitte Folge zu leisten. Ich sah mich Hilfe suchend nach Brianna um, doch sie war plötzlich verschwunden.

»Hier, *a bailach,* hier«, sagte eine beruhigende Stimme an meiner Seite, und als ich mich überrascht umdrehte, schnüffelte der Hund bereits interessiert an Murray MacLeods ausgestreckten Handgelenken. Angesichts meiner überraschten Miene zuckte dieser mit den Schultern, lächelte und beugte sich über den Tisch, um den verblüfften Hund an Nacken und Schnauze zu packen.

»Ich rate Euch, Euch zu beeilen, Mrs. Fraser«, sagte er.

Ich packte das Bein, das mir am nächsten war, mit festem Griff und stach zu. Der Hund reagierte genauso, wie es die meisten Menschen unter solchen Umständen taten: Er wand sich wie verrückt und versuchte zu entwischen. Seine Klauen kratzten über das grobe Holz der Tischplatte. Schließlich gelang es ihm, Murray zu entwischen, woraufhin er ganz vom Tisch sprang und mit wehenden Fäden in die Freiheit flüchtete. Ich stürzte mich höchstpersönlich auf ihn und wälzte mich mit ihm durch Laub und Schlamm, während die Zuschauer in alle Himmelsrichtungen davon stoben, bis ein paar wagemutige Seelen mir zu Hilfe kamen und das verdreckte Tier zu Boden drückten, so dass ich meine Arbeit beenden konnte.

Ich zog den letzten Knoten fest, schnitt die Enden des gewachsten Fadens mit Murrays Aderlassklinge ab - die in dem Durcheinander unter die Räder gekommen war, glücklicherweise jedoch keinen Schaden genommen hatte - und hob dann mein Knie von der Flanke des Hundes. Inzwischen keuchte ich fast genauso heftig wie der Hund.

Die Zuschauer applaudierten.

Ich verbeugte mich ein wenig benommen und schob mir mit beiden Händen die zerzausten Locken aus dem Gesicht. Murrays Zustand war kaum besser; sein Pferdeschwanz hatte sich gelöst, und er hatte einen klaffenden Riss in seinem Rock, der mit Schlamm bedeckt war. Er bückte sich, ergriff den Hund und hievte ihn auf den Tisch, wo sein Besitzer stand.

»Euer Hund, Sir«, sagte er und blieb leise keuchend stehen.

Der alte Mann drehte sich um, legte dem Hund eine Hand auf den Kopf und blickte abwechselnd von Murray zu mir, als wüsste er nicht genau, was er von dieser unorthodoxen Art der ärztlichen Praxis halten sollte. Er sah sich erneut nach den Soldaten unten auf der Lichtung um und wandte sich dann an mich, die schütteren Brauen über der Hakennase zusammen gezogen.

»Wer sind *die* denn?«, sagte er im Tonfall höchsten Erstaunens. Ohne eine Antwort abzuwarten, zuckte er mit den Achseln, wandte sich ab und ging davon. Der Hund sprang mit hängender Zunge vom Tisch und trottete an der Seite seines Herrn davon, neuen Abenteuern entgegen.

Ich holte tief Luft, strich mir den Dreck von der Schürze, lächelte Murray dankbar zu und wandte mich ab, um mir die Hände zu waschen, bevor ich mich dem nächsten Patienten widmete.

»Ha«, sagte Brianna leise. »Jetzt haben wir ihn!« Sie hob das Kinn und deutete hinter mich, und ich fuhr herum, um ihrer Blickrichtung zu folgen.

Der nächste Patient war ein Herr. Das heißt, ein waschechter Herr, seiner Kleidung und Haltung nach zu urteilen, denn in beidem war er dem Durchschnitt weit überlegen. Mir war aufgefallen, dass er sich schon seit einiger Zeit am Rand der Lichtung herumdrückte und seine Blicke zwischen meinem und Murrays Operationszentrum hin und her schweifen ließ, da er offensichtlich unschlüssig war, welchem Medico das Privileg seiner Kundschaft zuteil werden sollte. Anscheinend hatte der Zwischenfall mit dem Hund des Trappers das Zünglein an der Waage zu meinen Gunsten verschoben.

Ich blickte Murray an, der ein unverkennbar gesäuertes Gesicht machte. Ein solcher Herr würde wahrscheinlich bar bezahlen. Ich zuckte

entschuldigend mit den Achseln, dann setzte ich ein freundliches, professionelles Lächeln auf und bedeutete dem Patienten, auf meinem Hocker Platz zu nehmen.

»Setzt Euch, Sir«, sagte ich, »und sagt mir, wo Euch der Schuh drückt.«

Der Herr war ein Mr. Goodwin aus Hillsborough, dessen Hauptbeschwerde, so schien es, ein schmerzender Arm war. Wie ich sah, war dies aber nicht sein einziges Problem; eine frische Zickzacknarbe zog sich über seine Wange, die weißliche Wulst zog ihm den Augenwinkel herunter und verlieh ihm einen grimmig blinzelnden Gesichtsausdruck. Eine schwache Verfärbung an seiner Wange zeigte außerdem die Stelle an, wo er direkt über dem Kinn von einem schweren Gegenstand getroffen worden war, und seine Gesichtszüge hatten das stumpfe, geschwollene Aussehen eines Mannes, der vor nicht allzu langer Zeit übel verprügelt worden war.

Wenn man sie hinreichend provozierte, prügelten sich feine Herren genauso wie du und ich, doch dieser hier schien mir für diese Art der Volksbelustigung schon ein wenig alt zu sein. Seinem Aussehen nach war er Mitte fünfzig, und ein Wohlstandsbauch drückte sich gegen seine mit Silberknöpfen besetzte Weste. Vielleicht war er überfallen und ausgeraubt worden, dachte ich. Allerdings nicht auf dem Weg zum *gathering;* diese Verletzungen waren schon Wochen alt.

Ich tastete mich vorsichtig an seinem Arm und seiner Schulter entlang, ließ ihn den Arm vorsichtig heben und bewegen und stellte ihm kurze Fragen, während ich die Gliedmaßen befühlte. Das Problem war nicht zu verkennen; er hatte sich den Ellbogen verrenkt. Zwar hatte die Verrenkung glücklicherweise bereits nachgelassen, doch ich hatte das Gefühl, dass er sich eine Sehne gerissen hatte, die jetzt in seinem Ellenbogen fest klemmte, so dass jede Bewegung des Arms die Verletzung verschlimmerte.

Nicht, dass das alles war; als ich seinen Arm weiter abtastete, fand ich an seinen Unterarmknochen nicht weniger als drei halb verheilte, glatte Brüche. Die Verletzungen waren nicht nur äußerliche; ich konnte die verblassenden Überbleibsel zweier großer Prellungen über den

Bruchstellen sehen - große, unregelmäßige, grüngelbe Flecken mit einer schwarzroten Mitte, die auf innere Blutungen hindeuteten. Ich hätte wetten mögen, dass er sich diese in Notwehr zugezogen hatte.

»Brianna, such mir eine vernünftige Schiene, ja?«, bat ich. Brianna nickte wortlos und verschwand. Währenddessen rieb ich Mr. Goodwins weniger ernste Blessuren mit Kajeputsalbe ein.

»Wie ist es denn zu diesen Verletzungen gekommen, Mr. Goodwin?«, fragte ich beiläufig, während ich einen Leinenverband entwirrte. »Ihr seht aus, als wärt Ihr in eine mörderische Prügelei geraten. Ich hoffe wenigstens, Euer Gegner sieht noch schlimmer aus.«

Mr. Goodwin lächelte schwach über meinen versuchten Witz.

»Es war wirklich eine regelrechte Schlacht, Mrs. Fraser«, erwiderte er, »und doch hatte ich eigentlich nichts damit zu tun. Es war vielmehr ein unglücklicher Zufall - man könnte sagen, ich war zur falschen Zeit am falschen Ort.

Dennoch...« Er schloss automatisch das blinzelnde Auge, als ich die Narbe berührte. Wer auch immer sie genäht hatte, hatte zwar kein Kunstwerk vollbracht, doch zumindest war sie sauber verheilt.

»Tatsächlich?«, sagte ich. »Was ist denn geschehen?«

Er knurrte, schien aber nichts dagegen zu haben, es mir zu erzählen.

»Ihr habt doch sicher heute Morgen den Offizier gehört, Ma'am - als er die Worte des Gouverneurs bezüglich des schändlichen Verhaltens der Aufwiegler vorgelesen hat?«

»Ich glaube nicht, dass die Worte des Gouverneurs irgendjemandem entgangen sind«, murmelte ich und zupfte sanft mit den Fingerspitzen an seiner Narbe. »Ihr wart also in Hillsborough, ist es das, was Ihr sagen wollt?«

»Genauso ist es.« Er seufzte, entspannte sich aber etwas, als er merkte, dass ich ihm nicht weh tat. »Ich wohne sogar in Hillsborough. Und wenn ich brav zu Hause geblieben wäre - wie meine liebe Frau mich flehentlich

gebeten hat -«, er lächelte reumütig, »dann wäre ich ohne Zweifel ungeschoren davon gekommen.«

»Aber Ihr wart zu neugierig.« Mir war etwas aufgefallen, als er lächelte, und ich drückte sanft mit dem Daumen auf die verfärbte Stelle an seiner Wange. »Jemand hat Euch hier heftig ins Gesicht geschlagen. Sind Eure Zähne dabei beschädigt worden?«

Er sah ein wenig erschrocken aus. »Aye, Ma'am. Aber daran könnt Ihr nichts ändern.« Er zog die Oberlippe hoch und gab eine Lücke preis, in der zwei Zähne fehlten. Der eine vordere Backenzahn war sauber ausgeschlagen worden, aber der andere war an der Wurzel abgebrochen; ich konnte die Zickzacklinie aus gelbem Zahnschmelz sehen, die sich glänzend von seinem dunkelroten Zahnfleisch abhob.

Brianna, die an diesem Punkt mit der Schiene eintraf, machte ein leises Würgegeräusch. Mr. Goodwins restliche Zähne waren zwar grundlegend gesund, doch sie waren dick mit gelbem Zahnstein verkrustet und mit braunen Kautabakflecken übersät.

»Oh, ich glaube schon, dass ich Euch da ein bisschen helfen kann«, versicherte ich ihm, ohne Brianna zu beachten. »An dieser Stelle schmerzt Euch das Kauen, nicht wahr? Ich kann die Lücke nicht schließen, aber ich kann Euch die Reste des abgebrochenen Zahns ziehen und das Zahnfleisch behandeln, um einer Infektion vorzubeugen. Aber wer hat Euch denn so verprügelt?«

Er zuckte mit den Achseln und beobachtete mit angespanntem Interesse, wie ich mir die glänzende Zange und das Dentistenskalpell mit der geraden Klinge zurechtlegte.

»Um ehrlich zu sein, Ma'am, das kann ich nicht genau sagen. Ich war nur in die Stadt gegangen, um das Gericht aufzusuchen. Ich habe vor, Klage gegen jemanden in Virginia zu erheben«, erklärte er und runzelte bei dem Gedanken daran die Stirn. »Dazu musste ich eine Reihe von Dokumenten einreichen. Allerdings war mir das nicht vergönnt, denn ich fand die Straßen vor dem Gericht völlig mit Menschen verstopft, viele davon mit Knüppeln, Peitschen und ähnlichen Gegenständen bewaffnet.«

Angesichts des Pöbels hatte er wieder gehen wollen, doch just in dieser Minute hatte jemand einen Stein in ein Fenster des Gerichtshauses geworfen. Das Zersplittern des Glases wirkte wie ein Signal auf die Menge, und sie waren vorwärts gestürzt und hatten die Türen eingerannt und dabei Drohungen gebrüllt.

»Da habe ich angefangen, mich um meinen Freund Mr. Fanning zu sorgen, denn ich wusste, dass er sich in dem Gebäude befand.«

»Fanning... Ihr meint Edward Fanning?« Ich hörte ihm zwar nur mit halbem Ohr zu, während ich mir die beste Vorgehensweise für die Zahnextraktion zurechtlegte, doch diesen Namen kannte ich. Farquard Campbell hatte Fanning erwähnt, als er Jamie die unappetitlichen Einzelheiten der Unruhen vor ein paar Jahren erzählte, die auf den Briefmarkenerlass gefolgt waren. Fanning war damals Postbeauftragter in der Kolonie gewesen, ein lukratives Amt, dessen Erwerb ihn sicher teuer zu stehen gekommen war und das ihn noch mehr gekostet hatte, als man ihn zum Rücktritt gezwungen hatte. Offensichtlich hatte er sich in den darauf folgenden fünf Jahren weiter unbeliebt gemacht.

Mr. Goodwin presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen, und seine Missbilligung war ihm anzusehen.

»Ja, Ma’am, genau dieser. Und ganz gleich, welche skandalösen Gerüchte die Leute über ihn verbreiten, er ist schon lange mit mir und den meinen befreundet - als ich also hörte, wie man über ihn schimpfte und ihm gar mit dem Tod drohte, stand für mich fest, dass ich ihm zur Hilfe eilen musste.«

In diesem tapferen Ansinnen war Goodwin allerdings alles andere als erfolgreich gewesen.

»Ich habe versucht, mir einen Weg durch die Menge zu bahnen«, sagte er, den Blick fest auf meine Hände geheftet, während ich seinen Arm längs der Schiene positionierte und den Leinenverband darunter drapierte. »Aber ich bin nur sehr schlecht vorangekommen und war kaum am Fuß der Treppe angelangt, als drinnen ein lauter Schrei ertönte und die Menge zurückwich und mich mitriss.«

Während er sich bemühte, auf den Beinen zu bleiben, hatte Mr. Goodwin entsetzt mitangesehen, wie Edward Fanning persönlich aus der Tür des Gerichtshauses geschleppt, niedergeschlagen und dann mit den Füßen zuerst die Treppe hinuntergeschleift wurde, wobei sein Kopf gegen jede einzelne Stufe prallte.

»Es war deutlich zu hören«, sagte er schaudernd. »Ich konnte es trotz des Geschreis hören, ein Poltern, wie wenn man eine Melone die Treppe hinunterrollt.«

»Oje«, murmelte ich. »Aber er hat doch überlebt, oder? Mir ist nicht zu Ohren gekommen, dass jemand in Hillsborough ums Leben gekommen ist. Entspannt bitte Euren Arm und holt tief Luft.«

Mr. Goodwin holte tief Luft, nur um gleich darauf laut loszuprusten und heftig aufzukeuchen, als ich seinem Arm eine Drehung versetzte, um die eingeklemmte Sehne zu befreien und den Arm korrekt einzurenken. Er wurde leichenblass, und auf seinen Hängebacken bildete sich ein Schweißfilm, doch er kniff ein paar Mal die Augen zu und fasste sich tapfer wieder.

»Das hat er aber nicht den Unruhestiftern zu verdanken«, sagte er. »Ihnen fiel nur ein, dass sie sich mit dem obersten Richter noch besser amüsieren könnten, und so haben sie Fanning bewusstlos im Staub liegen lassen und sind in das Gerichtsgebäude gerannt. Ein Freund und ich haben uns nach Kräften bemüht, den armen Mann aufzuheben, und wir wollten ihn gerade in Sicherheit bringen, als uns das Gewühl von hinten ereilte und der Pöbel über uns hergefallen ist. Daher habe ich das -« Er hob seinen frisch geschienten Arm. »Und das.« Er berührte die Narbenwulst an seinem Auge und den zerschmetterten Zahn.

Er sah mich mit finster gerunzelter Stirn an.

»Glaubt mir, Ma’am, ich hoffe, dass sich der eine oder andere hier dazu bewegen lässt, die Namen der Aufrührer zu verraten, damit sie die gerechte Strafe für ihre Barbarei erleiden - aber wenn ich den Kerl, der mich geschlagen hat, hier zu Gesicht bekäme, würde ich ihn nur ungern der Rechtsprechung des Gouverneurs überlassen. Wirklich nur ungern!«

Er ballte langsam die Fäuste, und er funkelte mich an, als vermutete er, dass ich den fraglichen Übeltäter unter meinem Tisch versteckt hätte. Brianna machte hinter mir eine nervöse Bewegung. Mit Sicherheit dachte sie genau wie ich an Hobson und Fowles. Abel MacLennan war in meinen Augen ein unschuldiger Zuschauer, ganz gleich, was er in Hillsborough getan haben mochte.

Ich murmelte eine mitfühlende Beiläufigkeit und brachte die Flasche mit dem Rohwhisky zum Vorschein, den ich zur Desinfektion und zur rudimentären Betäubung benutzte. Dieser Anblick schien Mr. Goodwin sehr zu ermutigen.

»Nur einen Schluck, zur... äh... Stärkung Eurer Nerven«, sagte ich und schenkte ihm einen kräftigen Schluck in einen Becher ein. Und zur Desinfektion des unangenehmen Klimas in seinem Mund, dachte ich. »Behaltet ihn einen Augenblick im Mund, bevor Ihr schluckt - er wird helfen, Euren Zahn zu betäuben.«

Ich wandte mich an Brianna, während Mr. Goodwin gehorsam einen großen Schluck Whisky nahm und dann mit vollem Mund dasaß, die Wangen aufgebläht wie ein Frosch kurz vor dem Losschmettern. Sie schien mir ein wenig blass zu sein, doch ich wusste nicht, ob ihr Mr. Goodwins Geschichte oder der Anblick seiner Zähne so nahe gegangen war.

»Ich glaube, ich brauche dich heute Morgen nicht mehr, Schatz«, sagte ich und tätschelte ihr beruhigend den Arm. »Wie wär's, wenn du nachsiehst, ob Jocasta alles für die Trauungen heute Abend vorbereitet hat?«

»Bist du sicher, Mama?« Noch während sie das fragte, band sie ihre blutbefleckte Schürze los und rollte sie zu einem Ball zusammen. Als ich ihrem Blick in Richtung der Wegmündung folgte, entdeckte ich Roger, der hinter einem Busch lauerte, die Augen fest auf sie gerichtet. Ich sah, wie sein Gesicht aufleuchtete, als sie sich ihm zuwandte, und dieser Anblick wärmte mir das Herz. Ja, mit ihnen würde alles gut werden.

»Nun denn, Mr. Goodwin. Nehmt noch einen Tropfen davon, und dann bringen wir diese Angelegenheit hier zu Ende.« Ich drehte mich zu

meinem Patienten um und ergriff die Zange.

6

For Auld Lang Syne

Roger wartete am Rand der Lichtung und beobachtete Brianna, die neben Claire stand und Kräuter zerstampfte, Flüssigkeiten in kleine Flaschen abfüllte und Verbandsmaterial abriss. Trotz der Kühle hatte sie die Ärmel aufgekrempelt, und die Kraftanstrengung beim Abreißen der Leinenstreifen ließ die Muskeln unter ihrer sommersprossigen Haut spielen.

Kräftige Handgelenke, dachte er, und der etwas verstörende Gedanke an Estella in Dickens' »Große Erwartungen« kam ihm in den Sinn. Kräftig von Kopf bis Fuß, unverkennbar; der Wind presste ihren Rock gegen die solide Fläche ihrer Hüften, und beim Umdrehen malte sich ihr langer Oberschenkel kurz unter dem Stoff ab, glatt und rund wie ein Erlenstamm.

Er war nicht der Einzige, der das bemerkte. Die Hälfte der Leute in den Warteschlangen der beiden Ärzte beobachteten Brianna; einige - zum Großteil Frauen - mit leichtem, verwundertem Stirnrunzeln, andere - ausnahmslos Männer - mit einer Mischung aus verstohlener Bewunderung und derber Spekulation, die in Roger das Bedürfnis weckte, auf die Lichtung zu treten und augenblicklich seine Anrechte an ihr klarzustellen.

Ach, sollen sie doch hinsehen, dachte er und unterdrückte das Bedürfnis. Es bedeutet doch nur dann etwas, wenn sie die Blicke erwidert, aye?

Er trat ein kleines Stück aus dem Schutz der Bäume hervor, und ihr Kopf wandte sich in seine Richtung, sobald sie ihn bemerkte. Ihr leichtes Stirnrunzeln schmolz dahin, und ihr Gesicht erhellte sich. Er lächelte zurück, dann ruckte er einladend mit dem Kopf und wandte sich auf den Pfad, ohne auf sie zu warten.

War er wirklich so kleingeistig, dass er den Wunsch hatte, dieser Bande von Gaffern zu beweisen, dass seine Frau auf seinen Wink hin alles stehen und liegen lassen würde? Nun... ja, das war er. Seine Verlegenheit über diese Erkenntnis wurde beim Klang ihrer Schritte auf dem Pfad durch ein angenehm durchdringendes Besitzgefühl abgeschwächt; ja, sie *folgte* ihm.

Sie hatte ihre Arbeit zurückgelassen, trug aber etwas in der Hand; ein kleines Paket, das in Papier eingepackt und mit einer Schnur umwickelt war. Er streckte die Hand aus und führte sie vom Pfad fort zu einem kleinen Hain, wo ein Vorhang aus zerzausten roten und gelben Ahornblättern ihnen eine Art Zurückgezogenheit bot.

»Tut mir Leid, dass ich dich von der Arbeit abhalte«, sagte er, obwohl es nicht stimmte.

»Schon okay. Ich war froh, da wegzukommen. Ich fürchte, Blut und Gedärme liegen mir nicht besonders.« Bei diesem Eingeständnis zog sie ein reumütiges Gesicht.

»Schon gut«, versicherte er ihr. »Das gehört auch nicht zu den Eigenschaften, die ich von meiner Frau erwartet habe.«

»Vielleicht solltest du das aber«, sagte sie und warf ihm einen brütenden Blick zu. »In dieser Gegend kann es gut sein, dass du eine Frau brauchst, die dir die Zähne ziehen kann, wenn sie verfaulen, und dir die Finger wieder annäht, wenn du sie dir beim Holzhacken abschneidest.«

Der graue Tag schien ihr aufs Gemüt geschlagen zu sein - oder vielleicht war es auch die Arbeit, die sie gerade verrichtet hatte. Ein kurzer Blick auf Claires Patientenparade mit ihrer Sammlung von Deformationen, Verstümmelungen, Wunden und grauenhaften Krankheiten war mehr als Grund genug zur Depression - außer für Claire.

Wenigstens würde das, was er Brianna zu sagen plante, sie ein wenig von den gruseligen Einzelheiten des Lebens im achtzehnten Jahrhundert ablenken. Er hob die Hand an ihre Wange und strich mit seinem eiskalten Daumen eine ihrer dichten, roten Augenbrauen glatt. Ihr Gesicht war ebenfalls kalt, doch die Haut hinter ihrem Ohr, unter ihrem Haar war warm - genau wie die anderen verborgenen Stellen ihres Körpers.

»Ich habe bekommen, was ich wollte«, sagte er fest. »Aber was ist mit dir? Bist du sicher, dass du nicht doch einen Mann willst, der Indianer skalpieren und das Essen mit seinem Gewehr auf den Tisch bringen kann? Ich hab's auch nicht so mit Blut, aye?«

Ein Funke von Humor blitzte in ihren Augen auf, und sie verlor ihr grüblerisches Aussehen.

Er nahm ihre Hand, um sie zu einem Felsen zu ziehen, der sie zum Sitzen einlud, dann bemerkte er erneut das Päckchen in ihrer Hand.

»Was ist das?«

»Ein Hochzeitsgeschenk«, sagte sie und hielt es ihm angewidert mit zwei Fingern entgegen, als enthielte es eine tote Maus.

Er ergriff es vorsichtig, konnte aber keine Unheil verheißenden Formen unter dem Papier wahrnehmen. Er wog es auf seiner Handfläche; es war leicht, fast gewichtslos.

»Seidenstickgarn«, sagte sie als Antwort auf seinen fragenden Blick. »Von Mrs. Buchanan.« Da war es, das Stirnrunzeln wieder und dieser Ausdruck der... Sorge? Nein, es war etwas anderes, aber der Teufel sollte ihn holen, wenn er es identifizieren konnte.

»Was hast du denn gegen Stickgarn?«

»Nichts. Es geht um das, wozu es gut ist.« Sie nahm ihm das Päckchen ab und steckte es in das Täschchen, das sie an der Taille trug. Sie hielt den Blick gesenkt, während sie die Tasche wieder zuband, doch er konnte sehen, wie angespannt ihre Lippen waren. »Sie hat gesagt, es ist für unsere Leichentücher.«

»Leichen... oh.«

»Genau. Offensichtlich ist es meine eheliche Pflicht, mich am Morgen nach meiner Hochzeit hinzusetzen und mit dem Spinnen des Garns für mein Leichentuch zu beginnen.« Sie spie die Worte mit zusammengebissenen Zähnen aus. »Auf diese Weise soll ich es fertig gewoben und bestickt haben, wenn ich bei der Geburt unseres Kindes

sterbe. Und wenn ich mich beeile, bleibt mir noch genug Zeit, auch eins für dich zu machen - sonst muss deine *nächste* Frau es zu Ende bringen.«

Er hätte gelacht, wenn er nicht so deutlich gesehen hätte, dass das Geschenk sie ernsthaft aus der Fassung brachte.

»Mrs. Buchanan ist ein Dummkopf«, sagte er und ergriff ihre Hände. »Du solltest dir diesen Unsinn nicht zu Herzen nehmen.« Brianna sah ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

»Mrs. Buchanan«, sagte sie mit großer Präzision, »ist ignorant, dumm und taktlos. Das Einzige, was man ihr *nicht* nachsagen kann, ist, dass sie Unsinn redet.«

»Natürlich tut sie das«, sagte er im Brustton der Überzeugung, spürte aber dennoch einen Stich der Unsicherheit.

»Wie viele Frauen hat Farquard Campbell schon unter die Erde gebracht?«, fragte sie herausfordernd. »Gideon Oliver? Andrew MacNeill?«

Neun, alles in allem. MacNeill würde heute Abend zum vierten Mal heiraten - ein achtzehnjähriges Mädchen aus Weaver's Gorge. Der Stich meldete sich erneut, tiefer, doch er ignorierte ihn.

»Und Jenny van Campbell hat acht Kinder geboren und zwei Männer zu Tode getriezt«, konterte er mit Nachdruck. »Und was das angeht, so hat Mrs. Buchanan selbst fünf Kinder, und sie ist absolut putzmunter. Ich habe sie gesehen; Köpfe wie Runkelrüben, alle miteinander, aber gesund.«

Damit erntete er einen zögerlich zuckenden Mundwinkel, was ihn zu einem weiteren Vorstoß ermunterte.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Schatz. Du hattest doch bei Jemmy auch keine Probleme, aye?«

»Ach nein? Tja, wenn du meinst, dass es kein Problem ist, kannst *du* es ja beim nächsten Mal machen!«, schnappte sie, doch ihr Mundwinkel kräuselte sich sacht. Sie zog an seiner Hand, doch er ließ sie nicht los, und sie versuchte es nicht weiter.

»Dann schließt du also nicht völlig aus, dass es ein nächstes Mal gibt, aye? Trotz der guten Mrs. Buchanan?« Er bewahrte bewusst einen leichten Tonfall, doch er zog sie an sich und hielt sie fest, das Gesicht in ihrem Haar verborgen, damit sie nicht merkte, wie viel ihm diese Frage bedeutete.

Sie ließ sich nicht zum Narren halten. Sie wich ein wenig zurück und sah ihn forschend an, ihre Augen so blau wie Wasser, so klar wie die Wahrheit.

»Würdest du mich denn heiraten und dann abstinent leben?«, fragte sie. »Das ist nämlich der einzig sichere Weg. Das Gänsefingerkraut funktioniert nicht immer - sieh dir Marsali an!« Die Existenz der kleinen Joan war der beredte Beweis für das Versagen dieser Verhütungsmethode. Dennoch...

»Vielleicht gibt es ja noch andere Methoden«, sagte er. »Aber wenn du Abstinenz willst - dann sollst du sie bekommen.«

Sie lachte, weil sich seine Hand besitzergreifend auf ihren Hintern gelegt hatte, als sich seine Lippen davon lossagten. Dann verstummte das Lachen, und das Blau ihrer Augen verdunkelte, verschleierte sich.

»Du meinst es ernst, nicht wahr?«

»Ja«, sagte er, und meinte es, obwohl ihm der Gedanke schwer in der Brust lag, als hätte er einen Stein verschluckt.

Sie seufzte und fuhr mit der Hand über seine Wange, an seinem Hals und der Mulde seiner Kehle entlang. Ihr Daumen drückte auf seinen hämmernden Puls, so dass er die Schläge spürte, die durch seinen Blutstrom hallten.

Er meinte es ernst, doch er neigte seinen Kopf dem ihren entgegen und küsste ihren Mund, so atemlos, dass er ihren Atem brauchte, das Bedürfnis nach Vereinigung so stark, dass er sie auf jede Weise bewerkstelligen würde, die ihm offen stand - mit seinen Händen, seinem Atem, seinen Armen; sein Oberschenkel presste sich zwischen die ihren, und sie spreizte die Beine.

Ihre flache Hand lag an seiner Brust, als wollte sie ihn von sich schieben - dann ballte sie sich krampfhaft zusammen und krallte sich in sein Hemd und seine Haut. Ihre Finger gruben sich tief in seinen Brustmuskel, und dann waren sie miteinander verschmolzen, keuchend und mit offenen Mündern, und ihre Vorderzähne stießen im Wirbel ihres Verlangens schmerzhaft aneinander.

»Ich kann nicht... wir sind nicht...« Er riss sich einen Augenblick los, während sein Verstand im Trüben nach Wortfetzen fischte. Dann fand ihre Hand ihren Weg unter seinen Kilt, eine kalte, zielsichere Berührung auf seiner erhitzten Haut, und ihm versagte die Sprache.

»Noch einmal zum Abgewöhnen«, sagte sie, und ihr Atem umhauchte ihn mit Hitze und Nebel. »Um der alten Zeiten willen.« Sie sank auf dem feuchten, gelben Laub auf die Knie und zog ihn zu sich hinunter.

Es hatte wieder angefangen zu regnen; ihr Haar lag in wirren, teilweise nassen Strähnen am Boden. Ihre Augen waren geschlossen, ihr Gesicht dem nieselnden Himmel zugewandt, und Regentropfen trafen ihr Gesicht und rollten wie Tränen zu Boden. Sie wusste tatsächlich nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Roger lag bei ihr, halb auf ihr, sein Gewicht ein warmer, spürbarer Trost, und sein Kilt war zum Schutz vor dem Regen über ihre verschlungenen, nackten Beine gebreitet. Ihre Hand schmiegte sich um seinen Hinterkopf und strich ihm über das nasse Haar, das so glatt war wie ein schwarzer Seehundpelz.

Dann regte er sich stöhnend wie ein verwundeter Bär und erhob sich. Ein kalter Luftzug traf ihren entblößten Körper, der überall dort, wo sie sich berührt hatten, feucht und erhitzt war.

»Tut mir Leid«, murmelte er. »Gott, es tut mir Leid. Das hätte ich nicht tun sollen.« Sie öffnete ein Auge einen Spalt breit; er erhob sich schwankend auf die Knie und bückte sich, um ihren zerknitterten Rock herunterzuziehen und ihre Blöße zu bedecken. Er hatte seine Halsbinde verloren, und der Schnitt unter seinem Kinn war wieder aufgeplatzt. Sie hatte ihm das Hemd zerrissen, und seine Weste stand offen, denn die Hälfte der Knöpfe fehlte. Er war mit Schlamm und Blut verschmiert, und

Herbstlaub und Eichelhütchen hingen in den Wellen seines losen, schwarzen Haars.

»Ist schon gut«, sagte sie und setzte sich auf. Ihr Zustand war auch nicht besser; ihre Brüste waren schwer von Milch, und große, feuchte Flecken hatten ihre Bluse und ihr Leibchen durchtränkt und verkühlten ihr die Haut. Roger sah es und hob ihren Umhang auf, um ihn ihr sanft um die Schultern zu legen.

»Tut mir Leid«, sagte er erneut und streckte die Hand aus, um ihr das zerzauste Haar aus dem Gesicht zu streichen. Die Hand an ihrer Wange war kalt.

»Es ist schon gut«, wiederholte sie, während sie versuchte, die verstreuten Fragmente ihrer selbst zu sammeln, die über die kleine Lichtung zu rollen schienen wie Quecksilbertropfen. »Es ist erst sechs Monate her, und ich stille Jemmy noch. Es ist... ich meine, ich glaube, noch ist es ungefährlich.« Aber wie lange noch?, fragte sie sich. Das Verlangen durchfuhr sie immer noch in kurzen Stößen, vermischt mit Wellen der Panik.

Sie musste ihn berühren. Sie ergriff ein Ende ihres Umhangs und presste es auf die nässende Wunde an seinem Kinn. Abstinenz? Wo doch seine Nähe, sein Geruch, die Erinnerung an die letzten paar Minuten nur den Wunsch in ihr weckten, ihn im Laub zu Boden zu werfen und es noch einmal zu tun? Wo doch die Zuneigung zu ihm in ihr aufstieg wie die Milch, die ihr ungebeten in die Brüste schoss?

Ihre Brüste schmerzten vor ungestilltem Verlangen, und sie spürte, wie ihr unter dem Stoff kitzelnde Milchrinnsale über die Rippen liefen. Sie berührte eine Brust, schwer und geschwollen, ihre Sicherheitsgarantie - für eine Weile.

Roger schob ihre Hand fort und fasste sich an seine Schnittwunde.

»Ist schon gut«, sagte er. »Es hat aufgehört zu bluten.« Er trug den seltsamsten Gesichtsausdruck - oder besser Gesichtsausdrücke. Normalerweise war seine Miene freundlich und reserviert, vielleicht sogar ein wenig streng. Jetzt schien er seine Züge nicht in den Griff zu

bekommen und schwankte von einer Sekunde zur nächsten zwischen unleugbarer Genugtuung und genauso unleugbarer Bestürzung.

»Was ist los, Roger?«

Er warf ihr einen raschen Blick zu und schaute dann wieder fort. Eine leichte Röte stieg ihm in die Wangen.

»Oh«, sagte er. »Na ja. Es ist nur, dass wir... äh... jetzt gerade sind wir eigentlich nicht verheiratet.«

»Nun, natürlich nicht. Die Trauung ist erst heute Abend. Und wo wir gerade davon sprechen...« Sie sah Roger an, und eine Lachblase stieg mitten aus ihrem Bauch auf. »Oje«, sagte sie und unterdrückte einen Kicheranfall. »Du siehst aus, als hätte dir jemand im Wald übel mitgespielt, Mr. MacKenzie.«

»Sehr komisch, Mrs. Mac«, sagte er beim Anblick ihres ebenfalls mitgenommenen Zustandes. »So wie du aussiehst, hast du auch einen heftigen Ringkampf hinter dir. Was ich aber meinte war, dass wir während des letzten Jahres durch *handfasting* verbunden waren - und das ist gesetzlich bindend, zumindest in Schottland. Aber das Jahr plus einen Tag ist schon einige Zeit vorbei - und wir werden erst heute Abend offiziell getraut.«

Sie blinzelte ihn an und wischte sich mit dem Handrücken den Regen aus den Augen. Dann gab sie dem Drang zu lachen erneut nach.

»Mein Gott, du glaubst wirklich, das spielt eine *Rolle*?«

Er erwiderte ihr Grinsen etwas zögerlich.

»Tja, nein. Aber ich bin nun mal ein Priesterjunge; ich weiß, dass es nicht schlimm ist - aber irgendwo in mir steckt ein alter, schottischer Calvinist und brummt, dass es schon ein bisschen verdorben ist, es so mit einer Frau zu treiben, die eigentlich nicht meine Frau ist.«

»Ha«, sagte sie und schlang die Arme gemütlich um ihre angewinkelten Knie. Sie beugte sich zur Seite und stieß ihn sanft an.

»Alter, schottischer Calvinist, dass ich nicht lache. Was ist denn nun wirklich los?«

Er vermied es, sie direkt anzusehen, sondern senkte die Lider und starrte zu Boden. Wassertröpfchen glitzerten auf seinen kräftig gezeichneten, dunklen Augenbrauen und Wimpern und versilberten die Haut seiner Wangenknochen. Er holte tief Luft und atmete langsam wieder aus.

»Ich kann nicht sagen, dass du nicht zu Recht Angst hast«, sagte er leise. »Bis heute ist mir gar nicht klar gewesen - habe ich eigentlich auch nicht darüber nachgedacht -, wie gefährlich die Ehe für eine Frau ist.« Er blickte auf und lächelte sie an, obwohl der Ausdruck der Sorge nicht aus seinen moosgrünen Augen wich.

»Ich will dich, Brianna - mehr, als ich sagen kann. Ich musste nur an das denken, was wir gerade getan haben, und wie schön es war, und mir ist klar geworden, dass ich vielleicht - nein, dass ich *bestimmt* dein Leben riskiere, wenn ich damit weitermache. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich es lassen will!«

Die kleinen Fäden der Furcht hatten sich zu einer kalten Schlange verwoben, die an ihrer Wirbelsäule entlang kroch, sich tief in ihrem Bauch zusammenrollte und sich um ihr Inneres wand. Sie wusste, was er wollte, und es war mehr als das, was sie gerade miteinander erlebt hatten - so machtvoll das auch war. Aber wenn sie doch wusste, was er wollte - und warum -, wie konnte sie da zögern, es ihm zu geben?

»Ja.« Sie holte tief Luft und stieß sie in einer weißen Wolke wieder aus. »Tja, ich denke, es ist zu spät, sich deswegen Sorgen zu machen.« Sie sah ihn an und berührte seinen Arm. »Ich will dich, Roger.« Sie zog seinen Kopf zu sich herunter und küsste ihn. In der Kraft seines um sie gelegten Armes, in der Wärme seines Körpers an ihrer Seite fand sie Zuflucht vor ihren Ängsten.

»O Gott, Brianna«, murmelte er in ihr Haar. »Ich würde dir so gern sagen, dass ich dich beschützen werde, dass ich dich und Jemmy vor allem bewahren werde, was euch je bedrohen könnte. Es ist ein schrecklicher Gedanke, dass ich es sein könnte, der die Bedrohung darstellt, dass ich dich mit meiner Liebe umbringen könnte - aber es ist wahr.«

Sein Herz klopfte fest und gleichmäßig unter ihrem Ohr. Sie spürte, wie die Wärme in ihre Hände zurückkehrte, die sich fest an die Knochen seines

Rückens klammerten, und sie taute weiter auf, bis die eiskalte Angst in ihr sich zu lösen begann.

»Ist schon gut«, sagte sie schließlich, um ihm den Trost zu spenden, den er ihr nicht geben konnte. »Es wird schon nichts passieren. Ich habe die richtigen Hüften dazu, das sagt jeder. Gestatten, Bratarsch.« Sie fuhr reumütig mit der Hand über die Rundung ihrer Hüfte, und er lächelte und folgte ihrer Hand mit der seinen.

»Weißt du, was Ronnie Sinclair gestern Abend zu mir gesagt hat? Er hat dir zugesehen, wie du ein Holzscheit für das Feuer aufgehoben hast, und seufzend gesagt: >Wisst Ihr, woran man ein brauchbares Mädchen erkennt, MacKenzie? Man schaut ihr zuerst auf den Hintern und dann erst ins Gesicht! < Uff!« Er wich lachend zurück, als sie ihn ohrfeigte.

Dann beugte er sich über sie und küsste sie ganz sanft. Der Regen fiel immer noch prasselnd auf das Laub. Ihre Finger waren klebrig vom Blut aus seiner Wunde.

»Du hättest gern ein Baby, nicht wahr?«, fragte sie leise. »Eins, von dem du weißt, dass es deins ist?«

Er hielt den Kopf noch einige Sekunden gesenkt, doch schließlich blickte er zu ihr auf und ließ sie die Antwort in seinem Gesicht lesen; eine große Sehnsucht, vermischt mit ängstlicher Sorge.

»Ich meine aber nicht -«, fing er an, doch sie hielt ihm die Hand vor den Mund, um ihn zum Schweigen zu bringen.

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich verstehe.« Und das stimmte - beinahe. Sie war ein Einzelkind, genau wie er; sie kannte die Sehnsucht nach Verbundenheit und Nähe - doch ihr war sie erfüllt worden. Sie hatte nicht nur einen liebenden Vater gehabt, sondern zwei. Eine Mutter, die sie über die Grenzen von Raum und Zeit hinweg geliebt hatte. Die Murrays in Lallybroch, dieses unerwartete Geschenk einer Familie. Und vor allem hatte sie ihren Sohn, ihr Fleisch und Blut, ein kleines, vertrauensvolles Gewicht, durch das sie fest im Universum verankert war.

Doch Roger war Waise; er war so lange allein auf der Welt gewesen. Seine Eltern waren verunglückt, bevor er sie kennen lernen konnte, sein

alter Onkel tot - er hatte niemanden, der Anspruch auf ihn erhob, niemanden, der ihn um seines Fleisches und Blutes willen liebte - niemanden außer ihr. Kein Wunder, wenn es ihn nach der Gewissheit hungerte, die sie im Arm hielt, wenn sie ihr Kind stillte.

Er räusperte sich plötzlich.

»Ich - äh - wollte dir das eigentlich heute Abend geben. Aber vielleicht... na ja.« Er griff in die Innentasche seines Rocks und reichte ihr ein weiches, in Stoff gewickeltes Bündel.

»Eine Art Hochzeitsgeschenk, aye?« Er lächelte, doch sie konnte die Unsicherheit in seinen Augen sehen.

Sie öffnete das Tuch, und ein Paar schwarze Knopfaugen funkelte ihr entgegen. Die Puppe trug ein formloses Kittelchen aus grünem Kaliko, und rote Wollhaare standen von ihrem Kopf ab. Das Herz schlug ihr heftig in der Brust, und es schnürte ihr die Kehle zu.

»Ich dachte, der Kleine mag sie vielleicht - zum Nuckeln oder so.«

Sie bewegte sich, und der Druck des durchnässten Stoffs ließ ihre Brüste prickeln. Sie hatte Angst, kein Zweifel; doch es gab Dinge, die stärker waren als Angst.

»Es gibt ein nächstes Mal«, sagte sie und legte ihm die Hand auf den Arm. »Ich kann dir nicht sagen, wann - aber es gibt ein nächstes Mal.«

Er legte seine Hand auf die ihre und drückte fest zu, ohne sie anzusehen.

»Danke, Bratarsch«, sagte er schließlich ganz leise.

Der Regen war kräftiger geworden; inzwischen goss es regelrecht. Roger strich sich das nasse Haar aus den Augen und schüttelte sich wie ein Hund. Dabei versprühte er Tropfen aus der dicht gewebten Wolle von Rock und Plaid. Ein Schmutzstreifen zog sich über die Brust des grauen Rocks; er rieb mit der Hand darüber, doch es nützte nichts.

»Himmel, ich kann doch so nicht heiraten«, sagte er, um die Stimmung zwischen ihnen aufzuheitern. »Ich sehe ja wie ein Bettler aus.«

»Es ist noch nicht zu spät, weißt du«, sagte sie. Sie lächelte, doch ihre Neckerei klang ein wenig zaghaft. »Du könntest immer noch einen Rückzieher machen.«

»Es war schon zu spät für mich, als ich dich das erste Mal gesehen habe«, sagte er grimmig. »Außerdem«, fügte er mit hochgezogener Augenbraue hinzu, »würde dein Vater Hackfleisch aus mir machen, wenn ich sagen würde, ich hätte es mir anders überlegt.«

»Ha«, sagte sie, doch das verborgene Lächeln brach hervor und drückte ihr ein Grübchen in die Wange.

»Du gemeines Biest. Du hast Spaß an dieser Vorstellung!«

»Ja. Ich meine, nein.« Jetzt lachte sie wieder, und genau das wollte er. »Ich will nicht, dass er Hackfleisch aus dir macht. Es ist nur schön zu wissen, dass er es tun würde. Ein Vater sollte seine Kinder beschützen.« Sie lächelte ihn an und berührte ihn sacht mit der Puppe. »So wie du, Mr. MacKenzie.«

Bei diesen Worten wurde ihm eng ums Herz, als sei seine Weste geschrumpft. Dann folgte ein Hauch von Kälte, denn ihm fiel jetzt wieder ein, was er ihr erzählen musste. Jeder Vater hatte schließlich andere Vorstellungen davon, wie er seine Kinder am besten schützte, und er war sich nicht sicher, wie sie seine Worte aufnehmen würde.

Er nahm ihren Arm und zog sie aus dem Regen in den Schutz einer Gruppe von Hemlocktannen. Hier lag unter dem Dach der breit gefächerten Äste eine Schicht trockener, duftender Nadeln zu ihren Füßen.

»Komm und setz dich ein Weilchen zu mir, Mrs. Mac. Es ist nicht wichtig, aber es gibt da eine Kleinigkeit, die ich dir vor der Hochzeit noch erzählen wollte.« Er zog sie zu sich auf den verrottenden, mit rostfarbenen Flechten überzogenen Baumstamm, auf dem er sich niedergelassen hatte. Er räusperte sich und nahm den Faden seiner Geschichte auf.

»Als ich noch in Inverness war, bevor ich dir durch die Steine gefolgt bin, habe ich einige Zeit damit verbracht, die Papiere des Reverends durchzukramen, und bin dabei auf einen Brief gestoßen, den dein Vater geschrieben hat. Frank Randall, meine ich. Er spielt keine große Rolle -

jetzt nicht mehr -, aber ich dachte... na ja, ich habe mir gedacht, es sollte vor der Hochzeit keine Geheimnisse zwischen uns geben. Ich habe deinem Vater gestern Abend davon erzählt. Also möchte ich es dir jetzt auch gern sagen.«

Ihre Hand lag warm in der seinen, doch ihre Finger versteiften sich bei seinen Worten, und zwischen ihren Augenbrauen bildete sich eine steile Falte, während sie ihm zuhörte.

»Noch einmal«, sagte sie, als er fertig war. »Sag das noch einmal.«

Gehorsam wiederholte er den Wortlaut des Briefes, den er auswendig gelernt hatte. Wie er ihn am Abend zuvor schon einmal wiedergegeben hatte, vor Jamie Fraser.

»Dieser Grabstein in Schottland mit dem Namen von Pa ist eine *Attrappe*?« Ihre Stimme hob sich leicht vor Staunen. »Papa - Frank - hat ihn durch den Reverend anfertigen und dort auf dem Kirchhof von St. Kilda aufstellen lassen - aber Pa ist nicht... wird nicht, meine ich - wird nicht darunter liegen?«

»Ja, hat er, und nein, wird er nicht«, sagte Roger, wobei er sorgsam im Sinn behielt, wen er jeweils mit »er« meinte. »Er - Frank Randall - hat den Stein als eine Art Anerkennung gedacht; etwas, das er deinem Vater schuldete - deinem anderen Vater, meine ich; Jamie.«

Briannas Gesicht war fleckig vor Kälte; jetzt, wo die Hitze des Liebesaktes nachließ, liefen ihre Nasen- und Ohrenspitzen rot an.

»Aber er konnte doch gar nicht wissen, ob wir ihn je finden würden, Mama und ich!«

»Ich weiß ja auch gar nicht, ob er *wollte*, dass ihr ihn findet«, sagte Roger. »Vielleicht wusste er es ja selbst nicht. Aber er hatte das Gefühl, diese Geste machen zu müssen. Außerdem«, sagte er, denn ihm kam ein Gedanke, »hatte Claire nicht gesagt, dass er kurz vor seinem Tod vorhatte, mit dir nach England zu fahren? Vielleicht hatte er ja vor, dich dort hinzuführen, dafür zu sorgen, dass du den Stein findest - und dann dir und Claire alles Weitere zu überlassen.«

Sie saß reglos da und verdaute diese Idee.

»Dann hat er es gewusst«, sagte sie langsam. »Dass er - dass Jamie Fraser Culloden überlebt hat. Er hat es *gewusst*... aber nichts gesagt?«

»Ich glaube nicht, dass man ihm das vorwerfen kann«, sagte Roger sanft. »Es war nicht nur egoistisch, weißt du.«

»Ach nein?« Sie war zwar immer noch schockiert, aber noch nicht wütend. Er konnte sehen, wie sie das Gehörte in Gedanken durchkaute, versuchte, es von allen Seiten zu betrachten, bevor sie entschied, was sie denken und fühlen sollte.

»Nein. Überleg doch einmal«, drängte er sie. Die Tanne in seinem Rücken war kalt, die Rinde des umgestürzten Baumstammes feucht unter seiner Hand. »Er hat deine Mutter geliebt, aye, und wollte nicht das Risiko eingehen, sie erneut zu verlieren. Das mag ja egoistisch sein, aber er war schließlich als Erster mit ihr verheiratet; man kann ihm nicht vorwerfen, dass er sie nicht an einen anderen abtreten wollte. Aber das ist es nicht allein.«

»Was denn noch?« Ihre Stimme war ruhig, die blauen Augen geradeaus gerichtet und ungerührt.

»Na ja - was, wenn er es ihr gesagt *hätte*? Schließlich hatte sie dich, ein kleines Kind - und vergiss nicht, keiner von ihnen hätte gedacht, dass du die Steine ebenfalls durchqueren könntest.«

Ihre Augen waren nach wie vor geradeaus gerichtet, aber erneut von Bestürzung getrübt.

»Sie hätte wählen müssen«, sagte sie leise und heftete den Blick auf ihn. »Bei uns zu bleiben - oder zu ihm zu gehen. Zu Jamie.«

»Dich zurückzulassen«, sagte Roger nickend, »oder zu bleiben und ihr Leben zu leben, obwohl sie wusste, dass Jamie noch lebte, vielleicht erreichbar war - und doch außer Reichweite. Ihre Gelübde zu brechen - diesmal vorsätzlich - und ihr Kind im Stich zu lassen... oder mit der Sehnsucht zu leben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass *das* besonders gut für euer Familienleben gewesen wäre.«

»Ich verstehe.« Sie seufzte, und ihr Atemwölkchen verschwand wie ein Geist in der kalten Luft.

»Vielleicht hatte Frank Angst davor, ihr diese Wahl zu lassen«, sagte Roger, »aber er hat ihr - und dir - den Schmerz erspart, sie treffen zu müssen. Zumindest damals.«

Sie zog die Lippen ein, schob sie vor, lockerte sie wieder.

»Ich frage mich, wie sie sich entschieden hätte, wenn er es ihr erzählt *hätte*«, sagte sie leicht verloren. Er legte seine Hand auf die ihre und drückte sie sanft.

»Sie wäre geblieben«, sagte er mit Bestimmtheit. »Sie hatte sich doch schon einmal so entschieden, nicht wahr? Jamie hat sie zurück geschickt, um dich in Sicherheit zu wissen, und sie ist gegangen. Sie hätte gewusst, dass das sein Wunsch war, und sie wäre geblieben - so lange du sie brauchtest. Und selbst als sie dann zurück gegangen ist, hätte sie es nicht getan, wenn du nicht darauf bestanden hättest. Das weißt du doch selbst, oder?«

Ihr Gesicht entspannte sich ein wenig, als sie sich eingestand, dass es stimmte.

»Du hast sicher Recht. Aber trotzdem... zu wissen, dass er am Leben war, und nicht zu versuchen, ihn zu erreichen...«

Er biss sich von innen auf die Wange, um die Frage nicht laut auszusprechen. *Und wenn es deine Entscheidung wäre, Brianna? Das Kind oder ich?* Denn wie konnte ein Mann eine Frau, die er liebte, zu einer solchen Entscheidung zwingen, und sei es auch nur theoretisch? Sei es um ihrer selbst oder um seinetwillen... er würde sie nicht fragen.

»Aber er hat trotzdem den Grabstein dort hin gestellt. Warum hat er das getan?« Die Furche zwischen ihren Augenbrauen war immer noch tief, aber nicht länger steil; sie verzog sich, je mehr Briannas Unruhe wuchs.

Er hatte Frank Randall nicht gekannt, empfand aber ein gewisses Mitgefühl mit dem Mann - und mehr als nur die Sympathie eines Außenstehenden. Bis jetzt war ihm gar nicht richtig klar gewesen, warum er ihr jetzt von diesem Brief erzählen musste - vor der Hochzeit -, doch seine eigenen Beweggründe wurden mit jeder Sekunde deutlicher - und verstörender.

»Wie gesagt, ich glaube, er hat aus einem Gefühl der Verpflichtung gehandelt. Nicht nur Jamie oder deiner Mutter gegenüber - sondern auch dir. Wenn es -«, setzte er an, dann brach er ab und drückte ihr fest die Hand. »Hör mal. Sieh dir doch Jemmy an. Er gehört zu mir, genau wie du - und daran wird sich auch nichts ändern.« Er holte tief Luft. »Aber wenn ich der andere Mann wäre...«

»Wenn du Stephen Bonnet wärst«, sagte sie, und ihre kältebleichen Lippen wurden schmal.

»Wenn ich Bonnet wäre«, stimmte er ihr zu, und leises Unbehagen regte sich bei dieser Vorstellung. »Wenn ich wüsste, dass das Kind von mir ist und doch von einem Fremden aufgezogen wird - würde ich mir nicht wünschen, dass das Kind eines Tages die Wahrheit erfährt?«

Ihre Finger verkrampften sich in den seinen, und ihre Augen wurden dunkel.

»Das darfst du ihm nicht sagen! Roger, um Gottes willen, versprich mir, dass du ihm das nie erzählst!«

Er starrte sie erstaunt an. Ihre Nägel gruben sich schmerzhaft in seine Hand, doch er machte keine Anstalten, sich zu befreien.

»Bonnet? Himmel, nein! Wenn ich ihn noch einmal zu Gesicht bekomme, werde ich keine Zeit mit Reden vertun!«

»Nicht Bonnet.« Sie erschauerte, doch er konnte nicht sagen, ob vor Kälte oder vor Grauen. »Gott, halte dich fern von diesem Mann! Nein, ich meine Jemmy.« Sie schluckte angestrengt und ergriff seine beiden Hände. »Versprich mir das, Roger. Wenn du mich liebst, versprich mir, dass du Jemmy nie von Bonnet erzählst, niemals. Selbst wenn mir etwas zustößt...«

»Dir wird nichts zustoßen!«

Sie sah ihn an, auf ihren Lippen ein kleines, ironisches Lächeln.

»Ich bin auch nicht für die Abstinenz geschaffen. Es könnte passieren.« Sie schluckte. »Und wenn es geschieht... versprich es mir, Roger.«

»Aye, ich verspreche es dir«, sagte er widerstrebend. »Wenn du dir da sicher bist.«

»Ganz sicher!«

»Aber hättest du dann lieber nicht von ihm erfahren - von Jamie?«

Bei diesen Worten biss sie sich so fest auf die Lippe, dass ihre Zähne eine violette Spur in der weichen, hellroten Haut hinterließen.

»Jamie Fraser ist nicht Stephen Bonnet!«

»Zugegeben«, sagte er trocken. »Aber ich wollte sowieso nicht von Jemmy sprechen. Ich habe nur gemeint, dass ich an Bonnets Stelle den Wunsch hätte, es zu erfahren, und -«

»Er weiß es doch.« Sie entzog ihm abrupt ihre Hand, stand auf und wandte sich ab.

»*Was?*« Er holte sie mit zwei Schritten ein, packte sie an der Schulter und drehte sie zu sich um. Sie zuckte zusammen, und er lockerte seinen Griff. Er holte tief Luft und kämpfte darum, einen ruhigen Tonfall zu behalten. »Bonnet weiß von Jemmy?«

»Noch schlimmer.« Ihre Lippen zitterten; sie presste sie fest zusammen, um das Zittern zu unterdrücken, dann öffnete sie sie gerade weit genug, um die Wahrheit entschlüpfen zu lassen. »Er ist in dem Glauben, dass Jemmy von ihm ist.«

Sie war nicht dazu zu bewegen, sich wieder mit ihm hinzusetzen, also zog er ihren Arm fest durch den seinen und zwang sie, mit ihm zu gehen, durch den Regen und über das Geröll, vorbei am rauschenden Bach und den sich wiegenden Bäumen, bis die Bewegung sie so weit beruhigte, dass sie reden konnte, ihm von den Tagen erzählen konnte, die sie allein in River Run verbracht hatte, eine Gefangene ihrer Schwangerschaft. Von Lord John Grey, dem Freund ihres Vaters und dem ihren; davon, wie sie Lord John ihre Ängste und Sorgen anvertraut hatte.

»Ich hatte Angst, ihr wärt umgekommen. Ihr alle - Mama, Pa, du.« Ihre Kapuze war heruntergerutscht, und sie machte keine Anstalten, sie wieder aufzusetzen. Das rote Haar hing ihr in triefenden Rattenschwänzen über

die Schultern, und Wassertröpfchen klebten an ihren dichten, roten Augenbrauen.

»Das Letzte, was Pa zu mir gesagt hat - er hat es nicht einmal gesagt, sondern aufgeschrieben - er musste es aufschreiben, weil ich mich geweigert habe, mit ihm zu sprechen...« Sie schluckte und fuhr sich mit der Hand über die Nase, um einen Tropfen abzuwischen, der daran hing. »Er hat gesagt, ich müsste einen Weg finden, ihm zu vergeben. B-Bonnet.«

»*Was* zu tun?« Sie zog sacht an ihrem Arm, und er begriff, wie fest er seine Finger in ihre Haut gegraben hatte. Er lockerte seinen Griff mit einer leisen, geknurrten Entschuldigung, die sie mit einem knappen Kopfnicken akzeptierte.

»Er kannte das Gefühl«, sagte sie und hielt inne. Sie wandte sich ihm vollständig zu, denn jetzt hatte sie ihre Gefühle wieder unter Kontrolle. »Du weißt, was ihm passiert ist - in Wentworth.«

Roger nickte kurz und verlegen. Eigentlich hatte er keine klare Vorstellung davon, was Jamie Fraser angetan worden war - und er hegte auch nicht den Wunsch, mehr darüber zu erfahren. Doch er hatte die Narben auf Frasers Rücken gesehen, und er wusste aus Claires spärlichen Erzählungen, dass diese jetzt nur noch ein Schatten ihres damaligen Aussehens waren.

»Er wusste Bescheid«, sagte sie mit klarer Stimme. »Und er hat gewusst, was am besten für mich war. Er hat mir gesagt - wenn ich wieder... gesund... werden wollte, müsste ich einen Weg finden, Stephen Bonnet zu vergeben. Also habe ich das getan.«

Er hielt Briannas Hand so fest in der seinen, dass er die leichte Bewegung ihrer Knochen spürte. Sie hatte ihm nicht davon erzählt, er hatte nicht danach gefragt. Der Name Stephen Bonnet war zwischen ihnen nie gefallen, nicht bis jetzt.

»Also hast du das getan.« Seine Stimme klang schroff, und er musste sich unterbrechen, um sich zu räuspern. »Dann hast du ihn gefunden? Du hast mit ihm gesprochen?«

Sie strich sich das feuchte Haar aus dem Gesicht und nickte. Grey war zu ihr gekommen und hatte ihr gesagt, dass man Bonnet festgenommen und abgeurteilt hatte. Während er auf den Transport zu seiner Hinrichtung nach Wilmington wartete, hatte man ihn im Keller unter dem Lagerhaus der Krone in Cross Creek eingesperrt. Dort hatte sie ihn aufgesucht und ihm etwas gebracht, wovon sie hoffte, dass es die Absolution war - für Bonnet, für sie selbst.

»Ich war hochschwanger.« Mit der Hand zeichnete sie den Kugelbauch ihrer fortgeschrittenen Schwangerschaft vor sich in die Luft. »Ich habe ihm gesagt, das Baby sei von ihm; er hatte den Tod vor Augen, vielleicht hätte es ihn ja getröstet - der Gedanke, dass... etwas von ihm bleiben würde.«

Roger wurde von einer Eifersucht gepackt, die ihn so abrupt überkam, dass er im ersten Moment glaubte, echte, körperliche Schmerzen zu haben. *Dass etwas bleiben würde, dachte er. Etwas von ihm. Und was ist mit mir? Wenn ich morgen sterbe - und das ist gar nicht so abwegig, Mädchen! Das Leben hier ist für mich genauso eine Gratwanderung wie für dich - was bleibt dann von mir, kannst du mir das sagen?*

Es war besser, wenn er nicht weiter fragte, das wusste er. Er hatte sich geschworen, den Gedanken, dass Jemmy nicht von ihm sein könnte, nie laut auszusprechen, niemals. Wenn die Ehe zwischen ihnen galt, dann war Jemmy das Kind dieser Ehe, ganz gleich, unter welchen Umständen er entstanden war. Und doch spürte er die Worte hervorsprudeln wie ätzende Säure.

»Also warst du dir sicher, dass das Kind von ihm war?«

Sie blieb stehen und sah ihn mit vor Schreck geweiteten Augen an.

»Nein. Nein, natürlich nicht! Wenn ich das wäre, hätte ich es dir gesagt!«

Das Brennen in seiner Brust ließ ein wenig nach.

»Oh. Aber ihm hast du gesagt, es wäre so - du hast ihm nicht gesagt, dass es nicht ganz sicher war?«

»Er stand kurz vor seiner Hinrichtung! Ich wollte ihm Trost spenden, nicht meine Lebensgeschichte erzählen! Er brauchte nichts von dir zu wissen, unsere Hochzeitsnacht ging ihn nichts an, und - verdammt, Roger!« Sie trat ihm vors Schienbein.

Er schwankte unter der Kraft des Trittes, doch er packte ihren Arm und hinderte sie am Weglaufen.

»Es tut mir Leid!«, sagte er, bevor sie ihn noch einmal treten oder ihn beißen konnte, denn sie sah so aus, als hätte sie das vor. »Es tut mir Leid. Du hast Recht, es ging ihn nichts an - und es steht mir auch nicht zu, deine Erinnerung daran wieder zu wecken.«

Sie atmete tief durch die Nase ein wie ein Drache, der im Begriff war, ihn zu Asche zu verkohlen. Das wütende Funkeln in ihren Augen ließ ein wenig nach, obwohl ihre Wangen immer noch glühten. Sie schüttelte seine Hand ab, lief aber nicht davon.

»Doch, das tut es«, sagte sie. Sie warf ihm einen finsteren, stumpfen Blick zu. »Du hast gesagt, wir dürften keine Geheimnisse voreinander haben, und damit hattest du Recht. Aber manchmal verbirgt sich hinter einem Geheimnis ein weiteres Geheimnis, nicht wahr?«

»Ja. Aber es ist nicht - ich habe nicht gemeint -«

Bevor er weiter sprechen konnte, unterbrach ihn das Geräusch von Schritten und Stimmen. Vier Männer, die sich beiläufig auf Gälisch unterhielten, traten aus dem Nebel. Sie hatten angespitzte Stöcke und Netze dabei und waren barfuß und nass bis zu den Knien. Frisch gefangene, an Schnüren aufgereihte Fische glänzten stumpf im regnerischen Tageslicht.

»A *Smeòraich*!« Einer der Männer blinzelte unter der klitschnassen Krempe seines Schlapphutes hervor und brach in ein breites Grinsen aus, als sein Blick zielsicher auf ihren unordentlichen Zustand fiel. »Tatsächlich, es ist die Singdrossel! Und die Tochter des Roten ist auch dabei? Was denn, könnt Ihr Euch nicht bis zur Dunkelheit zurückhalten?«

»Es ist sicher schöner, verbotene Früchte zu naschen als den Segen eines verschrumpelten Priesters abzuwarten.« Der zweite Mann schob sich

sein Barett aus der Stirn und fasste sich kurz an den Schritt, um zu verdeutlichen, was genau er mit »verschrumpelt« meinte.

»Ach, nein«, sagte der Dritte und wischte sich die Tropfen von der Nase, während er Brianna betrachtete, die ihren Umhang fest um sich gezogen hatte. »Er will ihr nur ein kleines Hochzeitsständchen bringen, nicht wahr?«

»Oh, ich kenne auch die Verse«, sagte sein Begleiter und grinste so breit, dass man sehen konnte, dass ihm ein Backenzahn fehlte. »Aber ich kann sie noch viel schöner singen!«

Briannas Wangen hatten erneut zu glühen begonnen; ihr Gälisch war zwar weniger fließend als Rogers, aber sie konnte die groben Neckereien ohne Schwierigkeiten verstehen. Roger stellte sich vor sie und schirmte sie mit seinem Körper ab. Aber die Männer führten nichts Böses im Schilde; sie grinsten und kniffen anerkennend die Augen zu, machten aber keine weiteren Bemerkungen. Der erste Mann nahm seinen Hut ab und schlug ihn gegen seinen Oberschenkel, um das Wasser abzuschütteln, dann kam er zur Sache.

»Schön, dass ich Euch hier treffe, a *Òranaiche.* Meine Mutter hat gestern Abend am Feuer Eure Musik gehört und meinen Tanten und Kusinen erzählt, wie Eure Musik das Blut in ihren Füßen zum Tanzen gebracht hat. Jetzt geben sie keine Ruhe mehr und wollen, dass ihr zum *Ceilidh* nach Spring Creek kommt und dort singt. Es ist die Hochzeit meiner jüngsten Cousine, und sie ist das einzige Kind meines Onkels, dem die Mühle gehört.«

»Es wird bestimmt ein großes Fest!«, meldete sich einer der jüngeren Männer zu Wort, der Ähnlichkeit nach ein Sohn des ersten Sprechers.

»Oh, eine richtige Highlandhochzeit?«, sagte Roger langsam und gewählt auf Gälisch. »Wird es denn auch Hering geben?«

Die beiden älteren Männer brachen in Gelächter aus, aber ihre Söhne machten einfach nur verwirrte Gesichter.

»Ah, die Jungs würden einen Hering nicht einmal erkennen, wenn man sie damit ohrfeigen würde«, sagte der Mann mit dem Barett

kopfschüttelnd. »Beide hier geboren.«

»Und wo in Schottland wart Ihr zu Hause, Sir?« Der Mann fuhr zusammen, überrascht über die Frage, die mit klarer Stimme auf Gälisch erklang. Er starrte Brianna einen Augenblick an, dann veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und er antwortete ihr.

»Skye«, sagte er sanft. »Skeabost, am Fuß der Cuillins. Ich bin Angus MacLeod, und Skye ist das Land meiner Väter und Vorväter. Aber meine Söhne sind hier geboren.«

Er sprach leise, aber es lag ein Ton in seiner Stimme, der die Ausgelassenheit der jüngeren Männer dämpfte, als hätte man eine nasse Decke über sie geworfen. Der Mann mit dem Schlapphut betrachtete Brianna mit Interesse.

»Und seid Ihr in Schottland geboren, *a nighean?*«

Sie schüttelte stumm den Kopf und zog sich den Umhang fester um die Schultern.

»Aber ich«, sagte Roger auf den fragenden Blick des Mannes hin. »In Kyle of Lochalsh.«

»Ah«, sagte MacLeod, und ein Ausdruck der Genugtuung breitete sich über seine verwitterten Gesichtszüge. »Ist das der Grund, weshalb Ihr all die Lieder der Highlands und der Inseln kennt?«

»Nicht alle«, sagte Roger lächelnd. »Aber viele - und ich werde noch mehr lernen.«

»Tut das«, sagte MacLeod und nickte bedächtig. »Tut das, Sänger - und bringt sie Euren Söhnen bei.« Sein Blick fiel auf Brianna, und ein schwaches Lächeln umspielte seine Lippen. »Dann können sie meinen Söhnen vorsingen, damit sie das Land kennen lernen, aus dem sie kommen - auch wenn sie es niemals sehen werden.«

Einer der jüngeren Männer trat vor und hielt schüchtern eine Schnur mit Fischen vor sich hin, die er Brianna reichte.

»Für Euch«, sagte er. »Ein Hochzeitsgeschenk.«

Roger konnte sehen, dass einer ihrer Mundwinkel leicht zuckte - Humor oder drohende Hysterie?, fragte er sich -, doch sie streckte die Hand aus und nahm die triefenden Fische mit Würde und Ernst entgegen. Mit der anderen Hand ergriff sie den Saum ihres Umhangs und verbeugte sich tief vor ihnen allen.

»*Chaneil facal agam dhuibh ach taing*«, sagte sie in ihrem langsamen Gälisch mit dem seltsamen Akzent. Alles, was ich sagen kann, ist danke.

Die jüngeren Männer erröteten, und die älteren sahen hochzufrieden aus.

»Das ist gut, *a nighean*«, sagte MacLeod. »Lasst Euch von Eurem Mann Gälisch lehren - und bringt es Euren Söhnen bei. Mögt Ihr viele bekommen!« Er zog sein Barett ab und machte eine ausladende Verbeugung vor ihr. Dabei grub er sich mit den nackten Zehen in den Schlamm, um die Balance zu halten.

»Viele Söhne, kräftig und gesund!«, fiel sein Begleiter ein, und die beiden Jungen nickten lächelnd und murmelten schüchtern. »Wir wünschen Euch viele Söhne, Mistress!«

Roger traf mechanisch die Absprachen für das *Ceilidh* und wagte es nicht, Brianna anzusehen. Sie standen schweigend da, einen halben Meter voneinander getrennt, als die Männer gingen, wobei sie sich neugierig umsahen. Brianna starrte mit verschränkten Armen auf das schlammige Gras, auf dem sie standen. In Rogers Brust brannte es immer noch, doch jetzt war das Gefühl anders. Er hätte sie gern berührt, sich noch einmal entschuldigt, aber er hatte Angst, dadurch alles noch zu verschlimmern.

Schließlich regte sie sich zuerst. Sie kam zu ihm und legte ihren Kopf an seine Brust, und ihr kühles, nasses Haar strich über die Wunde an seinem Hals. Ihre Brüste waren riesig und hart wie Stein, drückten gegen ihn, schoben ihn fort.

»Ich brauche Jemmy«, sagte sie leise. »Ich brauche mein Baby.«

Die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, eingeklemmt zwischen Reue und Wut. Bis jetzt war ihm gar nicht klar gewesen, wie schmerzhaft

die Vorstellung war, dass Jemmy zu jemand anderem gehören könnte - nicht zu ihm, sondern Bonnet.

»Ich brauche ihn auch«, sagte er schließlich und küsste sie kurz auf die Stirn, bevor er ihre Hand ergriff, um über die Wiese zurückzukehren. Der Berg über ihnen lag unsichtbar im Nebel verhüllt, doch drifteten Rufe und Gemurmel und Fetzen von Gesprächen und Liedern zu ihnen herab wie Echos vom Olymp.

7

Schrapnell

Am späten Vormittag hatte der Nieselregen ausgesetzt, und die Wolken gaben hier und da für Sekunden den blauen Himmel frei. Ich begann zu hoffen, dass es bis zum Abend aufklaren würde. Von den Sprichwörtern und Omen einmal ganz abgesehen, wünschte ich mir um Briannas willen, dass die Hochzeitsfeierlichkeiten nicht zu feucht wurden. Es würde zwar nicht St. James mit Reis und weißem Satin werden, aber es konnte doch wenigstens *trocken* sein.

Ich rieb mir die rechte Hand, um den Krampf zu lösen, den die Zahnextraktion verursacht hatte; Mr. Goodwins abgebrochener Zahn war schwieriger zu ziehen gewesen, als ich erwartet hatte, aber es war mir gelungen, ihn samt Wurzel zu entfernen. Ich hatte Goodwin mit einer kleinen Flasche unverdünntem Whisky und der Instruktion entlassen, sich einmal stündlich damit den Mund auszuspülen, um einer Entzündung vorzubeugen. Ob er ihn herunterschluckte, blieb ihm überlassen.

Ich reckte mich und spürte dabei, wie die Tasche unter meinen Röcken mit einem leisen, aber zufriedenstellenden Klirren gegen mein Bein schwang. Mr. Goodwin hatte tatsächlich mit Bargeld bezahlt; ich fragte mich, ob es wohl für ein Astrolabium reichte und was in aller Welt Jamie damit wollte.

Als ich mich umdrehte, stand Archie Hayes mit leicht fragendem Gesichtsausdruck vor mir.

»Oh!«, sagte ich. »Äh, kann ich Euch helfen, Leutnant?«

»Nun, möglicherweise, Mistress Fräser«, sagte er und sah mich mit einem schwachen Lächeln an. »Farquard Campbell sagt, seine Sklaven sind überzeugt, dass Ihr Tote wieder zum Leben erwecken könnt, daher

dürfte ein verirrter Metallsplitter doch kein großes Problem für Eure chirurgischen Fähigkeiten darstellen, oder?«

Murray MacLeod, der das hörte, prustete bei diesen Worten laut los und wandte sich dann wieder seinen eigenen, wartenden Patienten zu.

»Oh«, sagte ich erneut und rieb mir verlegen die Nase. Einer von Campbells Sklaven hatte vor vier Tagen einen epileptischen Anfall erlitten und sich zufällig gerade in dem Moment wieder erholt, als ich ihm meine Hand zur Untersuchung auf die Brust legte. Vergeblich hatte ich zu erklären versucht, was geschehen war; mein Ruhm hatte sich wie ein Lauffeuer auf dem Berg ausgebreitet.

Auch jetzt hockte eine kleine Gruppe von Sklaven am Rand der Lichtung und würfelte, während sie abwarteten, bis die anderen Patienten versorgt waren. Ich warf ihnen vorsorglich einen prüfenden Blick zu; ich wusste, dass sie keine Anstalten machen würden, mich zu unterrichten, falls einer von ihnen im Sterben lag oder schwer krank war, einerseits aus Rücksichtnahme auf die weißen Patienten, andererseits, weil sie der festen Überzeugung waren, dass ich, falls während ihrer Wartezeit etwas Dramatisches vorfallen sollte, den Toten einfach wieder erwecken würde, wenn ich Zeit hatte, und mich dann mit dem Problem befassen würde.

Momentan schienen sie sich jedoch alle sicher in der Vertikalen zu befinden und machten auch den Eindruck, als würde dies vorerst so bleiben. Ich wandte mich wieder zu Hayes um und wischte mir die schmutzigen Hände an meiner Schürze ab.

»Nun... lasst mich einen Blick auf Euren Metallsplitter werfen, und dann sehe ich, was ich tun kann.«

Ohne Zögern legte Hayes Barett, Rock, Weste, Halsbinde und Hemd sowie die silberne Halsberge ab, die ihn wie ein Rundkragen schützte und ein Zeichen seines Amtes war. Er reichte die Kleidungsstücke an seinen Adjutanten weiter, der ihn begleitete, und setzte sich auf meinen Hocker. Weder seine teilweise Nacktheit noch die Gänsehaut, die sich über seinen Rücken und seine Schultern zog, noch das Gemurmel ehrfürchtiger Überraschung, das die wartenden Sklaven bei seinem Anblick ausstießen, konnten seiner stillen Würde etwas anhaben.

Sein Oberkörper war beinahe haarlos und hatte die bleiche Talgfarbe, die die menschliche Haut annimmt, wenn sie jahrelang der Sonne nicht ausgesetzt wird - ein scharfer Kontrast zu dem wettergegerbten Braun seiner Hände, seines Gesichtes und seiner Knie. Doch das war nicht der einzige Kontrast.

Über die milchig weiße Haut seiner linken Brust zog sich ein gewaltiger, bläulich-schwarzer Fleck, der ihn von den Rippen bis zum Schlüsselbein bedeckte. Und seine rechte Brustwarze war zwar ganz normal bräunlichrosa, doch die linke war fast erschreckend weiß. Ich kniff bei dem Anblick die Augen zu und hörte ein leises »*A Dhia*!« hinter mir.

»*A Dhia, tha e 'tionndadh dubh«,* sagte eine andere Stimme etwas lauter. Mein Gott, er wird schwarz.

Hayes schien nichts davon zu hören, sondern lehnte sich zurück, damit ich ihn untersuchen konnte. Bei näherer Betrachtung zeigte sich, dass die dunkle Verfärbung keine natürliche Pigmentierung war, sondern eine gesprenkelte Fläche, die durch unzählige, kleine, dunkle Körnchen gebildet wurde, die in die Haut eingebettet waren. Die Brustwarze war vollständig verschwunden und einer leuchtend weißen Narbe gewichen, die so groß war wie ein Sixpencestück.

»Schießpulver«, sagte ich und fuhr leicht mit den Fingerspitzen über die verfärbte Fläche. Ich hatte so etwas schon öfter gesehen, hervorgerufen durch Fehlzündungen oder Schüsse aus nächster Nähe, wobei Pulverpartikel - und oft auch Fasern des Ladepfropfens oder winzige Stoff-Fetzen - in die tieferen Hautschichten gejagt wurden. Und genau, meine Fingerspitzen spürten kleine Unregelmäßigkeiten unter der Haut, dunkle Fragmente des Kleidungsstückes, das er getragen hatte, als der Schuss fiel.

»Habt Ihr die Kugel noch im Körper?« Ich konnte sehen, wo sie eingedrungen war; ich berührte den weißen Fleck und versuchte, mir vorzustellen, welchen Weg das Geschoss danach genommen haben konnte.

»Die Hälfte davon, ja«, sagte er gelassen. »Sie ist zerschmettert worden. Als der Arzt sie herausgepult hat, hat er mir die Teile gegeben. Als ich sie

danach zusammengesetzt habe, haben sie nur für eine halbe Kugel gereicht, also musste der Rest drinnen geblieben sein.«

»Zerschmettert? Ein Wunder, dass Euch die Splitter nicht ins Herz oder die Lunge gedrungen sind«, sagte ich und hockte mich hin, um mir die Wunde noch genauer zu betrachten.

»Oh, das sind sie«, unterrichtete er mich. »Zumindest nehme ich das an, denn wie Ihr seht, ist mir die Kugel in die Brust gedrungen - aber jetzt lugt sie in meinem Rücken hervor.«

Zu meinem Erstaunen und dem des Publikums hatte er Recht. Ich konnte nicht nur einen kleinen Knoten just unter der Kante seines linken Schulterblattes fühlen, sondern ihn tatsächlich auch *sehen*; eine dunkle Schwellung auf der weißen Haut.

»Da hol mich doch der Teufel«, sagte ich, und er grunzte belustigt auf, ob über meine Überraschung oder meine Ausdrucksweise, konnte ich nicht sagen.

Der Schrapnellsplitter war zwar eine Kuriosität, doch er stellte kein chirurgisches Problem dar. Ich tauchte einen Lappen in meine Schale mit destilliertem Alkohol, wischte sorgfältig über die Stelle, sterilisierte ein Skalpell und schnitt rasch in die Haut. Hayes saß dabei vollkommen still; er war Soldat und Schotte, und wie die Narben auf seiner Brust bezeugten, hatte er schon viel Schlimmeres ertragen.

Ich nahm zwei Finger und presste sie gegen die beiden Enden des Einschnittes; die Kanten des kleinen Schlitzes wölbten sich vor, dann kam plötzlich ein dunkles, gezacktes Metallstück zum Vorschein wie eine Zunge - weit genug, dass ich es mit der Zange erfassen und herausziehen konnte. Mit einem kleinen Ausruf des Triumphes ließ ich Hayes den verfärbten Klumpen in die Hand fallen und presste ihm dann ein Alkohol getränktes Läppchen auf den Rücken.

Er stieß mit geschürzten Lippen einen heftigen Atemzug aus und sah sich dann lächelnd zu mir um.

»Ich danke Euch, Mrs. Fraser. Dieses kleine Ding begleitet mich jetzt schon eine ganze Weile, aber ich kann nicht behaupten, dass es mich

schmerzt, mich davon zu trennen.« Er hob seine blutverschmierte Handfläche und betrachtete das Metallfragment darauf mit großem Interesse.

»Wie lange ist es denn her, dass es passiert ist?«, fragte ich neugierig. Ich glaubte nicht, dass das Schrapnellstückchen tatsächlich seinen Körper durchdrungen hatte, obwohl man diesen Eindruck bekommen konnte. Ich hielt es für wahrscheinlicher, dass es in der Nähe der ursprünglichen Wunde an der Oberfläche verblieben und dann langsam um seinen Oberkörper gewandert war, durch Hayes' Bewegungen zwischen Haut und Muskel weiter getragen, bis es seine endgültige Position erreichte.

»Oh, über zwanzig Jahre, Mistress«, sagte er. Er berührte den verhärteten, weißen Fleck, der einmal eine seiner empfindlichsten Körperstellen gewesen war. »Das ist in Culloden geschehen.«

Sein Tonfall war beiläufig, doch ich spürte, wie mir beim Klang dieses Wortes eine Gänsehaut über die Arme lief. Über zwanzig Jahre... wohl eher fünfundzwanzig. Und damals...

»Da könnt Ihr ja kaum älter als zwölf gewesen sein!«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte er und zog eine Augenbraue hoch. »Elf. Aber am Tag danach hatte ich Geburtstag.«

Ich schluckte herunter, was auch immer meine Antwort gewesen wäre. Ich hatte gedacht, inzwischen könnten mich die Geschehnisse der Vergangenheit nicht mehr schockieren, doch offensichtlich stimmte das nicht. Jemand hatte aus nächster Nähe auf ihn geschossen - auf einen elfjährigen Jungen. Das konnte kein Versehen gewesen sein, kein verirrter Schuss in der Hitze des Gefechtes. Der Mann, der auf ihn geschossen hatte, hatte gewusst, dass er im Begriff war, ein Kind zu töten - und er hatte dennoch Feuer gegeben.

Meine Lippen waren fest zusammengepresst, als ich meinen Schnitt untersuchte. Nicht länger als drei Zentimeter und nicht tief; das Kugelfragment hatte sich direkt unter der Haut befunden. Gut, ich brauchte ihn nicht zu nähen. Ich drückte einen Lappen auf die Wunde und stellte mich dann vor ihn, um den Leinenstreifen zu verknoten, mit dem ich das Läppchen festband.

»Ein Wunder, dass Ihr überlebt habt«, sagte ich.

»So war es«, pflichtete er mir bei. »Ich lag am Boden, und Murchisons Gesicht war über mir, und ich -«

»Murchison!« Das Wort entfuhr mir als Ausruf, und ich sah, wie ein Ausdruck der Genugtuung über Hayes' Gesicht flackerte. Mich überkam eine dunkle Vorahnung, denn ich erinnerte mich an das, was Jamie am Abend zuvor über Hayes gesagt hatte. *Er denkt mehr, als er redet, der gute Archie - und er redet ziemlich viel. Nimm dich vor ihm in Acht, Sassenach.* Nun, dazu war es jetzt ein wenig spät - doch ich bezweifelte, dass es wichtig war, selbst wenn es derselbe Murchison gewesen *war*...

»Der Name ist Euch bekannt, wie ich sehe«, stellte Hayes freundlich fest. »Ich habe in England davon gehört, dass ein Sergeant Murchison vom Sechsundzwanzigsten nach North Carolina versetzt worden war. Aber die Garnisonsgebäude in Cross Creek standen nicht mehr, als wir den Ort erreichten - ein Brand, nicht wahr?«

»Äh, ja«, sagte ich, gereizt, weil er das erwähnte. Ich war froh, dass Brianna nicht mehr da war; es gab nur zwei Menschen, die wussten, was wirklich geschehen war, als das Lagerhaus der Krone in Cross Creek abgebrannt war, und sie war einer davon. Was den anderen anging - nun, es war nicht sehr wahrscheinlich, dass Stephen Bonnet dem Leutnant in nächster Zeit über den Weg laufen würde - falls Bonnet überhaupt noch lebte.

»Und die Besatzung der Garnison«, hakte Hayes nach. »Murchison und der Rest - wo sind sie hin, wisst Ihr das?«

»Sergeant Murchison ist tot«, sagte eine tiefe, sanfte Stimme hinter mir. »Leider.«

Hayes sah an mir vorbei und lächelte.

»Seaumais ruaidh«, sagte er. »Dachte ich mir doch, dass Ihr Euch früher oder später bei Eurer Frau einfinden würdet. Ich suche Euch schon den ganzen Morgen.«

Der Name ließ mich zusammenfahren, und Jamie erging es ebenso; ein Ausdruck der Überraschung blitzte in seinem Gesicht auf, verschwand

dann wieder, und Argwohn trat an seine Stelle. Seit den Tagen des Aufstandes hatte ihn niemand mehr den »Roten Jamie« genannt.

»Ich habe es gehört«, sagte er trocken. Er setzte sich Hayes gegenüber auf meinen zweiten Hocker. »Dann nur heraus damit. Was gibt es denn?«

Hayes fischte nach dem Sporran, der zwischen seinen Knien baumelte, kramte kurz darin herum und brachte ein zusammengefaltetes Papierquadrat zum Vorschein, das mit rotem Wachs versiegelt und mit einem Wappen gekennzeichnet war, das ich erkannte. Mein Herz setzte einen Schlag aus, als ich es sah, denn ich bezweifelte irgendwie, dass Gouverneur Tryon mir eine verspätete Geburtstagskarte schickte.

Hayes drehte den Brief um, überprüfte sorgfältig, ob der Name auf der Vorderseite Jamies war, und reichte ihn weiter. Zu meiner Überraschung öffnete Jamie ihn nicht sogleich, sondern behielt ihn einfach in der Hand, den Blick fest auf Hayes' Gesicht gerichtet.

»Was hat Euch hierher geführt?«, fragte er abrupt.

»Äh, die Pflicht natürlich«, erwiderte Hayes und zog in unschuldigem Erstaunen die Augenbrauen hoch. »Gibt es einen anderen Beweggrund für einen Soldaten?«

»Die Pflicht«, wiederholte Jamie trocken. Er klopfte geistesabwesend mit dem Brief an sein Bein. »Aye, nun ja. Die Pflicht führt Euch vielleicht von Charleston nach Virginia, aber es gibt schnellere Wege dorthin.«

Hayes setzte zu einem Achselzucken an, hielt aber sofort wieder inne, weil die Bewegung an der Schulter zerrte, die ich gerade verband.

»Ich hatte Gouverneur Tryons Proklamation zu überbringen.«

»Der Gouverneur hat keine Autorität über Euch und Eure Männer.«

»Das ist wahr«, räumte Hayes ein, »aber warum sollte ich dem Mann nicht den Gefallen tun, wenn es mir doch möglich war?«

»Aye, und hat er Euch darum gebeten, oder war es Eure eigene Idee?«, sagte Jamie mit einem hörbar zynischen Unterton.

»Ihr seid auf Eure alten Tage ein wenig argwöhnisch geworden, *Seaumais ruaidh«,* sagte Hayes und schüttelte tadelnd den Kopf.

»Deshalb bin ich auch so alt geworden«, erwiderte Jamie mit einem schwachen Lächeln. Er hielt inne und betrachtete Hayes. »Ihr sagt, es war ein Mann namens Murchison, der auf dem Feld von Drumossie auf Euch geschossen hat?«

Ich war mit dem Verband fertig; Hayes bewegte versuchsweise die Schulter, um zu sehen, ob es schmerzte.

»Aber das müsst Ihr doch wissen, *Seaumais ruaidh.* Erinnert Ihr Euch nicht mehr an diesen Tag, Mann?«

Jamies Gesicht durchlief eine subtile Veränderung, und ich spürte ein kurzes, beklommenes Zittern. Es war tatsächlich so, dass Jamie sich so gut wie gar nicht an diesen letzten Tag der Clans erinnern konnte, an das Gemetzel, an dessen Ende so viele Verletzte blutend im Regen gelegen hatten - darunter auch er selbst. Ich wusste, dass ihn dann und wann kleine Szenen dieses Tages im Schlaf heimsuchten, alptraumhafte Bruchstücke - aber sei es durch ein Trauma, eine Verletzung oder schlichte Willenskraft, die Schlacht von Culloden war für ihn verloren - oder sie war es zumindest bis jetzt gewesen. Ich hatte nicht das Gefühl, dass er sie zurückhaben wollte.

»Damals hat sich eine Menge ereignet«, sagte er. »Ich erinnere mich nicht an alles, nein.« Er senkte abrupt den Kopf, schob einen Daumen unter die Kante des Briefes und öffnete ihn so grob, dass das Siegelwachs in mehrere Stücke zerbrach.

»Euer Mann ist ein bescheidener Mensch, Mistress Fräser.« Hayes nickte mir zu, während er mit einer Handbewegung seinen Adjutanten herbeizitierte. »Hat er Euch nie erzählt, was er an diesem Tag getan hat?«

»Auf diesem Feld hat es viele Heldentaten gegeben«, murmelte Jamie, den Kopf über den Brief gebeugt. »Und auch eine Menge Gegenteiliges.« Ich hatte nicht den Eindruck, dass er las, sein Blick war starr, als sähe er jenseits des Papiers in seiner Hand etwas ganz anderes.

»Aye, so ist es gewesen«, pflichtete Hayes ihm bei. »Aber es scheint mir doch der Rede wert zu sein, wenn ein Mann einem das Leben gerettet hat, oder?«

Bei diesen Worten fuhr Jamies Kopf abrupt auf. Ich trat hinter ihn und legte ihm leicht meine Hand auf die Schulter. Hayes nahm sein Hemd von seinem Adjutanten entgegen und zog es vorsichtig an. Dabei lächelte er ein seltsames, halb wachsames Lächeln.

»Ihr könnt Euch nicht daran erinnern, wie Ihr Murchison eins über den Schädel gezogen habt, als er gerade im Begriff war, mir auf dem Boden mit seinem Bajonett den Rest zu geben? Und wie Ihr mich dann aufgehoben und mich vom Feld zu einer kleinen Quelle in der Nähe getragen habt? Einer der Clanshäuptlinge lag dort im Gras, und seine Männer haben seinen Kopf in dem Wasser gebadet, aber ich konnte sehen, dass er tot war, weil er so still dalag. Dort hat sich jemand um mich gekümmert; sie haben Euch gebeten, ebenfalls zu bleiben, weil Ihr eine blutende Wunde hattet, aber Ihr wolltet nicht. Ihr habt mir Glück gewünscht, im Namen des Heiligen Michael - und dann seid Ihr auf das Feld zurückgekehrt.«

Hayes befestigte die Kette seiner Halsberge und rückte sich den kleinen Silberhalbmond unter seinem Kinn zurecht. Ohne seine Halsbinde sah seine Kehle nackt und verletzlich aus.

»Ihr habt furchtbar wild ausgesehen, Mann; das Blut ist Euch übers Gesicht gelaufen, und Euer Haar wehte lose im Wind. Ihr hattet Euer Schwert in die Scheide gesteckt, um mich zu tragen, aber als Ihr Euch umgedreht habt, hab Ihr es erneut gezogen. Ich hätte nicht gedacht, dass ich Euch wieder sehen würde, denn wenn ich je einen Mann gesehen habe, der darauf aus war, den Tod zu finden...«

Er schüttelte den Kopf, die Augen halb geschlossen, als sähe er nicht den nüchternen, unerschütterlichen Mann vor sich, nicht den Fraser von Fraser’s Ridge - sondern den Roten Jamie, den jungen Krieger, der nicht aus Tapferkeit zurückgekehrt war, sondern um sein Leben wegzuwerfen, weil er es als Last empfand - denn er hatte mich verloren.

»Wirklich?«, murmelte Jamie. »Ich hatte es - vergessen.« Ich konnte die Anspannung in ihm spüren, die wie ein gestraffter Draht unter meiner Hand summte. Der Puls in der Arterie unter seinem Ohr schlug schnell. Es gab Dinge, die er vergessen hatte, jedoch nicht das. Und ich auch nicht.

Hayes senkte den Kopf, damit sein Adjutant ihm die Halsbinde anlegen konnte, dann richtete er sich auf und nickte mir zu.

»Ich danke Euch, Ma'am, das war sehr großzügig von Euch.«

»Keine Ursache«, sagte ich mit trockenem Mund. »Gern geschehen.« Es regnete wieder; kalte Tropfen trafen mein Gesicht und meine Hände, und Feuchtigkeit glitzerte auf den kräftigen Knochen in Jamies Gesicht und blieb zitternd in seinem Haar und seinen dichten Wimpern hängen.

Hayes schlüpfte in seinen Rock und befestigte sein Plaid mit einer Goldbrosche an seiner Schulter - die Brosche, die sein Vater ihm geschenkt hatte, vor Culloden.

»Murchison ist also tot«, sagte er wie zu sich selbst. »Ich habe gehört -«, seine Finger kämpften kurz mit der Spange der Brosche -, »dass es zwei Brüder dieses Namens gab, die sich so ähnlich waren wie ein Ei dem anderen.«

»So war es auch«, sagte Jamie. Dann blickte er auf und erwiderte Hayes' Blick. Das Gesicht des Leutnants verriet kaum mehr als schwaches Interesse.

»Ah. Und wisst Ihr vielleicht auch, welcher es gewesen ist...?«

»Nein. Aber es spielt keine Rolle; sie sind beide tot.«

»Ah«, sagte Hayes noch einmal. Er blieb stehen, als dächte er nach, dann verbeugte er sich formell vor Jamie und hielt dabei das Barett vor seine Brust.

»Buidheachas dhut, Seaumais mac Brian. Und möge der Heilige Michael Euch beistehen.« Er hob das Barett kurz in meine Richtung, setzte es auf und wandte sich zum Gehen. Der Adjutant folgte ihm schweigend.

Ein Windstoß fegte über die Lichtung und brachte kalten Regen mit, als sei der eisige Aprilregen von Culloden zurückgekehrt. Jamie erschauerte plötzlich neben mir und erzitterte krampfhaft, so dass er den Brief zusammenballte, den er in der Hand hielt.

»An wie viel erinnerst du dich?«, fragte ich, während ich Hayes hinterherblickte, der sich seinen Weg über den blutgetränkten Boden

bahnte.

»Fast nichts«, erwiderte er. Er stand auf und drehte sich um, so dass er mich ansehen konnte. Seine Augen waren so dunkel wie der verhangene Himmel über uns. »Und das ist noch zu viel.«

Er reichte mir den zerknitterten Brief. Der Regen hatte hier und dort die Tinte verschmiert, aber er war immer noch gut lesbar. Anders als die Proklamation bestand er aus *zwei* Sätzen - doch der zusätzliche Punkt schmälerte seine Wirkung in keiner Weise.

New Bern, 20. Oktober

Oberst James Fraser

Da der Friede und die Ordnung dieser Regierung in letzter Zeit immer wieder gestört und den Personen wie auch dem Eigentum vieler Bewohner dieser Provinz großer Schaden zugefügt wurde durch eine Gruppe von Leuten, die sich selbst als Regulatoren bezeichnen, ordere ich Euch gemäß der Anweisung Seiner Majestät, eine allgemeine Musterung aller Männer abzuhalten, die Ihr für geeignet haltet, in einem Milizregiment zu dienen, und mir sobald wie möglich zu berichten, wie groß die Zahl der Freiwilligen ist, die bereit sind, auf Verlangen ihrem König und Vaterland zu dienen, und auch, wie viele dienstfähige Männer Euer Regiment zählt, die man gesetzt den Fall einberufen kann, dass die Aufrührer weitere versuche zu Gewalttaten unternehmen. - Euere bereitwillige und pünktliche Befolgung dieses Befehls wird freundliche Anerkennung finden bei

Eurem gehors. Diener
William Tryon

Ich faltete den regenfleckigen Brief ordentlich zusammen und nahm geistesabwesend zur Kenntnis, dass meine Hände zitterten. Jamie nahm ihn mir ab und hielt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger fest, so als sei

er eine Widerwärtigkeit - was er ja auch war. Sein Mund verzog sich ironisch, als er mir in die Augen sah.

»Ich hatte gehofft, mir bliebe noch ein wenig Zeit«, sagte er.

8

Der Faktor

Nachdem Brianna gegangen war, um Jemmy in Jocastas Zelt abzuholen, stieg Roger langsam den Hügel zu ihrer eigenen Lagerstelle hinauf. Er tauschte im Vorübergehen Grüße aus oder nahm Glückwünsche entgegen, bekam aber kaum mit, was man zu ihm sagte.

»*Es wird ein nächstes Mal geben*«, hatte sie gesagt. Er hielt sich an den Worten fest und drehte und wendete sie im Kopf wie eine Hand voll Münzen in seiner Tasche. Sie hatte es nicht einfach so dahingesagt. Sie meinte es ernst, und das war ein Versprechen, das ihm momentan mehr bedeutete als diejenigen, die sie ihm in ihrer ersten Hochzeitsnacht gegeben hatte.

Der Gedanke an Hochzeiten erinnerte ihn schließlich daran, dass ihm eine weitere ebensolche bevorstand. Er unterzog sich einer kritischen Musterung und entdeckte, dass Brianna in Bezug auf seine Erscheinung nicht übertrieben hatte. Verdammt, und es war auch noch Jamies Rock.

Er begann, sich die Kiefernnadeln und Schlammspritzer abzubürsten, wurde aber durch einen Hallo-Ruf unterbrochen. Er blickte auf und sah, wie Duncan Innes vorsichtig den steilen Hang hinunterstieg, den Körper schräg geneigt, um den fehlenden Arm auszugleichen. Duncan trug seinen prunkvollen Rock, scharlachrot mit blauen Aufschlägen und Goldknöpfen, und das Haar unter seinem modischen, neuen schwarzen Hut war fest eingeflochten. Seine Verwandlung vom Highlandfischer in einen wohlhabenden Landbesitzer war verblüffend; selbst Duncans innere Haltung schien verändert zu sein, und er wirkte viel selbstbewusster als zuvor.

Duncan war in Begleitung eines hoch gewachsenen, dünnen, älteren Herrn von sehr ordentlicher, wenn auch abgetragener Aufmachung. Die

schütteren, weißen Locken waren ihm aus der hohen, langsam kahl werdenden Stirn gebunden. Sein Mund war aus Mangel an Zähnen eingefallen, hatte aber seine humorvolle Krümmung beibehalten, und seine Augen waren blau und leuchtend. Sie waren von einem langen Gesicht eingefasst, dessen Haut sich so fest über die Knochen spannte, dass um die Augen herum kaum Platz für Falten blieb, obwohl tiefe Linien seinen Mund und seine Stirn zerfurchten. Mit seiner langen Hakennase und seinen zerfledderten, schwarzen Kleidern sah er wie ein waschechter Geier aus.

»*A Smeòraich*«, rief Duncan Roger zu und machte ein erfreutes Gesicht. »Genau der Mann, den ich anzutreffen gehofft hatte! Ich hoffe, Ihr seid gut gerüstet für Eure Hochzeit?«, fügte er hinzu, als sein Blick fragend auf Rogers fleckigen Rock und sein mit Laubstückchen übersätes Haar fiel.

»Oh, aye.« Roger räusperte sich und wandelte seine Versuche, seinen Rock abzubürsten, in ein kurzes Beklopfen seiner Brust ab, so als wollte er Schleim lösen. »Aber das Wetter ist ganz schön feucht für eine Hochzeit, was?«

»Glücklich die Leiche, regnet’s mit Macht«, pflichtete Duncan ihm bei und lachte etwas nervös. »Nun ja, hoffen wir, dass wir nicht vor der Trauung an Lungenentzündung sterben, was, Junge?« Er zog sich den guten, karmesinroten Rock fester um die Schultern und strich sich eine imaginäre Staubflocke von der Manschette.

»Ihr macht eine sehr gute Figur, Duncan«, sagte Roger in der Hoffnung, mit ein wenig gutmütigem Spott von seinem eigenen, heruntergekommenen Zustand abzulenken. »Der perfekte Bräutigam!«

Duncan errötete ein wenig hinter seinem ausladenden Schnurrbart, und seine Hand spielte an den mit Wappen verzierten Knöpfen seines Rockes herum.

»Äh, nun ja«, sagte er und machte einen leicht verlegenen Eindruck. »Miss Jo hat gesagt, sie wollte nicht mit einer Vogelscheuche vor den Altar treten.« Er hustete und wandte sich abrupt an seinen Begleiter, als hätte ihn dieses Wort plötzlich an die Gegenwart des Mannes erinnert.

»Mr. Bug, dies ist Ehrwürdens Schwiegersohn, Roger Mac, von dem ich Euch erzählt habe.« Er wandte sich wieder an Roger und machte eine vage Handbewegung in Richtung seines Begleiters. Dieser trat vor und hielt Roger mit einer steifen, aber herzlichen Verbeugung die Hand entgegen. »Das hier ist Arch Bug, *a Smeòraich.«*

»Zu Diensten, Mr. Bug«, sagte Roger höflich und stellte etwas erschrocken fest, dass der großen, knochigen Hand, die jetzt die seine ergriff, die ersten beiden Finger fehlten.

»Ump«, erwiderte Mr. Bug auf eine Weise, die anzeigte, dass er ganz dieser Meinung war. Möglicherweise hatte er vor, das Thema noch zu vertiefen, doch als er seinen Mund öffnete, schien eine schrille Frauenstimme, die vom Alter ein wenig brüchig geworden war, daraus hervorzudringen.

»Es ist so gütig von Mr. Fraser, Sir, und er wird bestimmt nie Grund haben, es zu bedauern, wirklich nicht, wie ich ihm auch selbst gesagt habe. Ich kann Euch gar nicht sagen, was für ein Segen es für uns ist, wo wir doch keine Ahnung hatten, woher unser nächster Bissen kommen sollte oder wie wir ein Dach über dem Kopf behalten sollten! Und ich habe noch zu Arch gesagt, jetzt müssen wir einfach auf Christus und unsere Mutter Gottes vertrauen, und wenn wir hungern müssen, dann werden wir es im Zustand der Gnade tun, und da sagt Arch zu mir...«

Eine kleine, rundliche Frau, wie ihr Mann nicht mehr die Jüngste und in abgetragenen Kleidern, die jedoch ebenfalls ordentlich geflickt waren, trat in Rogers Blickfeld, ohne ihren Redefluss zu unterbrechen. Da sie so klein war, hatte er sie nicht gesehen, denn sie verschwand hinter den voluminösen Rockschößen ihres Mannes.

»Mistress Bug«, flüsterte Duncan ihm überflüssiger Weise zu.

»...und wir hatten nur noch einen letzten, silbernen Halfpenny, und ich habe mich schon gefragt, was aus uns werden sollte, und da sagt doch Sally McBride, sie hätte gehört, Jamie Fraser sei auf der Suche nach einem guten...«

Mr. Bug lächelte über den Kopf seiner Frau hinweg. Sie hielt mitten im Satz inne und riss erschrocken die Augen auf, als sie den Zustand von

Rogers Rock bemerkte.

»Ach du liebe Güte, seh' sich einer das an! Was habt Ihr denn angestellt, Junge? Hattet Ihr einen Unfall? Ihr seht ja aus, als hätte Euch jemand zu Boden geschlagen und an den Füßen über den Misthaufen geschleift!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, rupfte sie ein sauberes Halstuch aus der zum Bersten gefüllten Tasche, die sie um ihre Taille gebunden hatte, spuckte herzhaft darauf und machte sich mit Feuereifer daran, die Brust seines Rockes von den Schmutzstreifen zu befreien.

»Oh, das braucht Ihr doch nicht... ich meine... äh... danke.« Roger fühlte sich, als sei er in irgendeinem Mechanismus gefangen. In der Hoffnung auf Rettung sah er Duncan an.

»Jamie Roy hat Mr. Bug gebeten, als Faktor nach Fraser's Ridge zu kommen.« Duncan nutzte die Pause, die sich durch Mrs. Bugs Beschäftigung ergab, für einige erklärende Worte.

»Faktor?« Roger verspürte einen kleinen Ruck bei diesem Wort, so als hätte ihm jemand einen Boxhieb direkt unter das Brustbein versetzt.

»Aye, für die Zeiten, in denen Ehrwürden verreisen oder sich anderen Dingen widmen muss. Denn es ist nun einmal so - Felder und Pächter versorgen sich nicht von selbst.«

Duncans Stimme hatte einen gewissen, reumütigen Unterton; als ehemaliger, einfacher Fischer aus Coigach empfand er die Verantwortung, die der Betrieb einer großen Plantage mit sich brachte, oftmals als Belastung, und er betrachtete Mr. Bug mit einem schwachen, begehrlichen Glänzen in den Augen, als spielte er mit dem Gedanken, diesen nützlichen Menschen selbst einzusacken und ihn mit nach River Run zu nehmen. Natürlich, so bedachte Roger, hätte das bedeutet, dass er Mrs. Bug ebenfalls engagieren musste.

»Und *was* wir für ein Glück gehabt haben, da erzähle ich Arch doch gestern noch, dass wir höchstens hoffen könnten, in Edenton oder Cross Creek Arbeit zu finden und Arch vielleicht zur See fahren muss, aber das ist doch so gefährlich, nicht wahr? Die Hälfte der Zeit nass bis auf die Knochen, und die Seuchen steigen aus den Sümpfen wie Gespenster, und

in der Luft wimmelt es so von Miasmen, dass man gar nicht atmen kann. Und für mich vielleicht eine Arbeit als Wäscherin im Ort, wenn er unterwegs ist, obwohl ihm das bestimmt nicht recht wäre, denn wir haben seit unserer Hochzeit noch keine Nacht getrennt verbracht, nicht wahr, mein Lieber?«

Sie warf ihrem hoch gewachsenen Ehemann einen hingebungsvollen Blick zu, und er lächelte zärtlich auf sie hinab. Vielleicht war Mr. Bug ja taub, dachte Roger. Oder vielleicht waren sie erst seit einer Woche verheiratet?

Ohne dass er jedoch nachzufragen brauchte, unterrichtete man ihn, dass die Bugs bereits seit über vierzig Jahren Mann und Frau waren. Arch Bug war Pächter bei Malcolm Grant of Glenmoriston gewesen, doch die Jahre nach dem Stuartaufstand waren hart gewesen. Nachdem die Parzelle, die er für Grant verwaltet hatte, von der englischen Krone konfisziert worden war, hatte er sich ein paar Jahre als Kleinbauer versucht, doch dann hatten ständige Not und Hunger ihn gezwungen, sich mit seiner Frau und dem wenigen, restlichen Geld, das sie noch hatten, ein neues Leben in Amerika zu suchen.

»Wir hatten zuerst vor, es in Edinburgh zu versuchen -«, sagte der alte Herr mit langsamer, höflicher Stimme und einem gedehnten Highlandakzent. Also war er doch nicht taub, dachte Roger. Noch nicht.

»... denn ein Vetter von mir hatte dort Verbindungen zu einem der Bankhäuser, und wir haben gedacht, vielleicht könnte er ein gutes Wort für Arch einlegen...«

»Aber ich war viel zu alt und hatte nicht die nötige Erfahrung -«

»...und sie hätten sich glücklich schätzen können, ihn zu bekommen! Aber nein, sie haben gar nicht daran gedacht, Dummköpfe, die sie waren, und deshalb mussten wir fortgehen und versuchen, ob vielleicht...«

Duncan fing Rogers Blick auf und lächelte insgeheim in seinen ausladenden Schnurrbart, während die gesammelten Abenteuer der Bugs in synkopischen Satzfetzen vor ihnen ausgebreitet wurden. Roger erwiderte das Lächeln, während er insgeheim versuchte, ein nagendes Gefühl des Unbehagens zu verdrängen.

Faktor. Jemand, der die Vorgänge in Fraser's Ridge beaufsichtigte, sich um Saat und Ernte kümmerte, für die Belange der Pächter zuständig war, wenn Jamie Fraser unterwegs oder beschäftigt war. Angesichts des jüngsten Zuzugs von Pächtern und des Wissens um die Ereignisse der kommenden Jahre eine offensichtliche Notwendigkeit.

Doch erst in diesem Augenblick begriff Roger, dass er unterbewusst davon ausgegangen war, dass *er* Jamies rechte Hand in diesen Dingen sein würde. Oder zumindest seine linke.

Fergus stand Jamie in einem gewissen Ausmaß zur Seite, er war oft für ihn zu Pferd unterwegs, um Besorgungen zu machen und Erkundigungen einzuholen. Doch Fergus' körperliche Einsatzmöglichkeiten waren durch das Fehlen seiner Hand eingeschränkt, und man konnte ihn nicht mit Schreibarbeiten und Buchführung betrauen; Jenny Murray hatte dem französischen Waisenjungen, den ihr Bruder adoptiert hatte, das Lesen beigebracht - zumindest in Ansätzen -, doch es war ihr partout nicht gelungen, ihm auch nur das geringste Verständnis für Zahlen zu vermitteln.

Roger warf einen verstohlenen Blick auf Mr. Bugs Hand, die jetzt liebevoll auf der rundlichen Schulter seiner Frau ruhte. Trotz der Verstümmelung war es eine breite, abgearbeitete, kräftig aussehende Hand, doch seine verbleibenden Finger waren arthritisch und steif, seine Gelenke knotig und sahen so aus, als bereiteten sie ihm Schmerzen.

Dachte Jamie also, dass selbst ein älterer, halb verkrüppelter Mann besser als Roger imstande sein würde, die Angelegenheiten auf Fraser's Ridge zu lenken? Das war ein Gedanke von unerwarteter Bitterkeit.

Er wusste, dass sein Schwiegervater Zweifel an seinen Fähigkeiten hegte, die über das normale Misstrauen hinausgingen, das ein Vater gegenüber dem Mann hegte, der das Bett seiner Tochter teilte. Da er nicht einmal über den Hauch eines musikalischen Gehörs verfügte, wusste Jamie Rogers angeborene Begabung natürlich nicht zu schätzen. Und Roger war zwar kräftig gebaut und ein harter Arbeiter, doch unglücklicherweise war es tatsächlich so, dass er wenig praktische Ahnung von der Viehzucht, von der Jagd und vom Gebrauch lebensgefährlicher

Waffen hatte. Und er besaß wirklich keinerlei Erfahrung als Farmer oder Verwalter eines großen Anwesens - über die Mr. Bug eindeutig verfügte. Roger wäre der Erste gewesen, der das zugab.

Aber er war Jamies Schwiegersohn, oder im Begriff, es zu werden. Verdammt, Duncan hatte ihn doch gerade noch so vorgestellt! Es mochte ja so sein, dass er in einer anderen Zeit aufgewachsen war - aber er war trotzdem Highlandschotte, und ihm war deutlich bewusst, dass Blutsverwandtschaft über alles ging.

Der Ehemann der einzigen Tochter galt normalerweise als Sohn des Hauses und stand nur dem Haushaltsvorstand an Autorität und Respekt nach. Es sei denn, er hatte irgendeinen drastischen Makel. Wenn zum Beispiel allgemein bekannt wäre, dass er trank - oder leichtlebig und kriminell war. Oder nicht ganz richtig im Kopf... Himmel, war es das, wofür Jamie ihn hielt? Einen hoffnungslosen Spinner?

»Setzt Euch hin, junger Mann, und ich kümmere mich um *diesen* Schlamassel.« Mrs. Bug unterbrach seine finsteren Gedankengänge. Sie zupfte ihn am Ärmel und schnalzte missbilligend, während sie die Blätter und Zweige in seinem Haar begutachtete.

»Seht Euch das nur an, da sitzt ja nichts mehr, wie es soll! Eine Prügelei, was? Och, nun ja, ich hoffe, der andere Kerl sieht noch schlimmer aus.«

Bevor er Protest einlegen konnte, hatte sie ihn auf einen Felsbrocken gesetzt, einen Holzkamm aus ihrer Tasche zum Vorschein gebracht, ihm das Haarband herausgezogen und befasste sich nun auf eine Art und Weise mit seinen unordentlichen Locken, deren Zweck es zu sein schien, ihm das Haar strähnenweise auszureißen.

»Drossel, so nennen Sie Euch doch, nicht wahr?« Mrs. Bug hörte auf, ihm an den Haaren zu zerren, und hielt eine schwarzglänzende Strähne hoch, die sie skeptisch anblinzelte, als suchte sie nach Ungeziefer.

»Oh, aye, aber das hat nichts mit der Farbe seiner hübschen, schwarzen Locken zu tun«, warf Duncan ein und grinste über Rogers offensichtliches Unbehagen. »Es ist wegen seiner Singstimme. Hat ein Honigkehlchen wie eine Nachtigall, unser Roger Mac.«

»Singstimme?«, rief Mrs. Bug. Sie ließ die Haarsträhne verzückt fallen. »Dann wart Ihr es, den wir gestern Abend gehört haben? Der >Ceann-ràra< und >Loch Ruadhainn< gesungen und dazu Bodhran gespielt hat?«

»Nun, das kann schon sein«, murmelte Roger bescheiden.

Die ungehemmte Bewunderung der Dame - die sie ihm jetzt ausgiebig ausdrückte - schmeichelte ihm, und er schämte sich für seine vorübergehende Abneigung gegenüber ihrem Mann. Schließlich, so dachte er beim Anblick ihrer mehrfach geflickten Schürze und der Falten in ihrem Gesicht, hatte das alte Paar eindeutig schwere Zeiten hinter sich. Vielleicht hatte Jamie sie ja nicht nur eingestellt, weil er selbst Hilfe brauchte, sondern auch aus Wohltätigkeit.

Jetzt fühlte er sich schon besser, und er dankte Mrs. Bug huldvoll für ihre Hilfe.

»Möchtet Ihr mit an unser Feuer kommen?«, fragte er mit einem fragenden Blick auf Mr. Bug. »Ich nehme an, Ihr kennt Mrs. Fraser noch nicht, oder -«

Er wurde durch ein Geräusch unterbrochen, das wie eine Feuerwehrsirene klang. Es war noch ein Stück weit entfernt, befand sich aber offensichtlich im Anmarsch. Da ihm dieser Krach bestens vertraut war, überraschte es ihn nicht, auf einem der Pfade, die den ganzen Berg überzogen, seinen Schwiegervater aus dem Wald kommen zu sehen. Jemmy kreischte und wand sich wie eine verbrühte Katze auf seinem Arm.

Jamie machte ein etwas enerviertes Gesicht und reichte Roger das Kind. Roger ergriff es, und da ihm keine andere Idee kam, steckte er ihm den Daumen in den weit geöffneten Mund. Der Lärm endete abrupt, und jedermann entspannte sich.

»Was für ein süßes Kerlchen!« Mrs. Bug stellte sich auf die Zehenspitzen, um Jemmy etwas vorzugurren, während sich Jamie mit extrem erleichtertem Gesicht an Mr. Bug und Duncan wandte, um sie zu begrüßen.

»Süß« war nicht gerade das Adjektiv, das Roger persönlich gewählt hätte. Dann schon eher »durchgeknallt«. Das Baby war leuchtend rot im

Gesicht, das von Tränenspuren durchzogen war, und es saugte wie wild an Rogers rettendem Daumen, während es die Augen fest geschlossen hielt, um so der durch und durch unbefriedigenden Welt zu entfliehen. Sein Haarflaum stand in verschwitzten Stacheln und Knoten zu Berge, und es hatte seine Wickeltücher gelöst, die unordentlich herabhingen. Außerdem roch es wie ein ungepflegter Abort, und die Gründe dafür waren nur zu offensichtlich.

Als erfahrener Vater leitete Roger sofort Notfallmaßnahmen ein.

»Wo ist Brianna?«

»Das weiß Gott, und Er verrät es nicht«, sagte Jamie knapp. »Ich habe schon den ganzen Berg nach ihr abgesucht, seit der Kleine auf meinem Arm aufgewacht ist und beschlossen hat, dass er mit meiner Gesellschaft nicht zufrieden ist.« Er schnüffelte argwöhnisch an der Hand, mit der er seinen Enkelsohn festgehalten hatte, dann wischte er sie an seinen Rockschößen ab.

»Von meiner ist er anscheinend auch nicht allzu begeistert.« Jemmy kaute auf seinem Daumen herum, wobei ihm der Speichel über das Kinn und dann über Rogers Brust lief, und er quäkte frustriert. »Hast du denn Marsali gesehen?« Er wusste, dass Brianna nicht wollte, dass irgendjemand außer ihr selbst das Baby fütterte, aber dies war eindeutig ein Notfall. Er sah sich in der Hoffnung um, irgendwo in der Nähe eine stillende Mutter zu erspähen, die sich des Kindes, wenn nicht seiner erbarmen würde.

»Gebt mir den armen Kleinen«, sagte Mrs. Bug und griff dabei nach dem Baby, womit sie sich in Rogers Augen spontan aus einem aufdringlichen Klatschweib in einen rettenden Engel verwandelte.

»Aber, aber, *a leannan*, aber, aber.« Jemmy, der eine höhere Autorität erkannte, wenn er sie sah, verstummte prompt und betrachtete Mrs. Bug mit runden, ehrfürchtigen Augen. Sie setzte sich hin, den Kleinen auf dem Schoß, und begann, sich seiner auf die gleiche bestimmte und effiziente Weise anzunehmen, wie sie es gerade noch mit seinem Vater gemacht hatte. Roger kam der Gedanke, dass Jamie vielleicht den falschen Bug als Faktor eingestellt hatte.

Doch auch Arch legte Intelligenz und Kompetenz an den Tag, als er Jamie jetzt wohl durchdachte Fragen bezüglich seiner Vorräte, seiner Anbauvorlieben, seiner Pächter und so weiter stellte. *Aber das könnte ich doch auch*, dachte Roger, der die Unterhaltung aufmerksam verfolgte. Einiges davon, verbesserte er sich aufrichtig, als das Gespräch plötzlich in eine Diskussion über Rotte in den Mehlsäcken abschweifte. Vielleicht hatte Jamie ja Recht damit, sich jemanden mit mehr Erfahrung zu suchen... aber Roger konnte doch schließlich lernen...

»Und wer ist unser kleiner Junge, hmm?« Mrs. Bug war aufgestanden und flirtete immer noch mit Jemmy, der sich jetzt in einen anständigen, fest gewickelten Kokon verwandelt hatte. Sie fuhr mit einem ihrer Wurstfinger die Konturen seiner runden Wange nach, um dann Roger anzusehen. »Aye, aye, er hat genau die gleichen Augen wie sein Vater, nicht wahr?«

Roger errötete, und die Mehlsäcke waren vergessen.

»Oh? Ich finde, dass er vor allem nach seiner Mutter kommt.«

Mrs. Bug spitzte die Lippen und sah Roger mit zusammen gekniffenen Augen an. Dann schüttelte sie entschlossen den Kopf und tätschelte Jemmys Scheitel.

»Vielleicht nicht die Haare, aber sein Körperbau, aye, das ist der Eure, Junge. Diese schönen, breiten Schultern!« Sie nickte Roger anerkennend zu und küsste Jemmy auf die Stirn. »Und es würde mich auch gar nicht überraschen, wenn seine Augen später grün würden. Glaubt mir, Junge, wenn er erst groß ist, wird er Euch wie aus dem Gesicht geschnitten sein! Nicht wahr, kleiner Mann?« Sie schmuste mit Jemmy. »Du wirst ein großer, starker Junge wie dein Pa, nicht wahr?«

Das sagen die Leute doch nur so dahin, rief er sich ins Gedächtnis und versuchte, die absurde Freude zu unterdrücken, die ihn bei ihren Worten durchrauschte. *Die alten Vetteln, sie reden immer davon, dass ein Kind diesem oder jenem ähnlich sieht*. Plötzlich stellte er fest, dass er Angst davor hatte, sich auch nur die Möglichkeit einzugestehen, dass Jemmy tatsächlich von ihm sein könnte - er wünschte es sich so sehr. Er redete sich fest ein, dass es keine Rolle spielte, ob er mit dem Jungen

blutsverwandt war oder nicht, er würde ihn als seinen Sohn lieben und für ihn sorgen. Natürlich würde er das. Doch er stellte fest, dass es doch eine Rolle spielte - o ja, das tat es.

Doch bevor er noch etwas zu Mrs. Bug sagen konnte, wandte sich Mr. Bug an ihn, um ihn höflich in die Unterhaltung der Männer mit einzubeziehen.

»MacKenzie, ja?«, fragte er. »Seid Ihr dann einer von den MacKenzies aus Torridon oder aus Kilmarnock?«

Roger hatte sich während des gesamten *gatherings* mit Fragen wie dieser konfrontiert gesehen; sich nach der Herkunft seines Gegenüber zu erkundigen, war der übliche Anfang jeder schottischen Unterhaltung - etwas, das sich in den nächsten zweihundert Jahren kein bisschen ändern würde, dachte er, und seine Vertrautheit mit diesem Prozedere dämpfte seinen Argwohn. Doch bevor er antworten konnte, drückte Jamies Hand seine Schulter.

»Roger ist mütterlicherseits mit mir verwandt«, sagte er beiläufig. »Er gehört zu den MacKenzies of Leoch, aye?«

»Oh, aye?« Arch Bug sah beeindruckt aus. »Dann seid Ihr aber weit ab, Junge!«

»Oh, doch bestimmt nicht weiter als Ihr selbst, Sir - oder jeder andere hier.« Roger schwenkte den Arm in Richtung des Berghanges über ihnen, von wo gälische Rufe und Dudelsackmusik in der feuchten Luft herabgeschwebt kamen.

»Nein, nein, Junge!« Mrs. Bug, die Jemmy an ihrer Schulter hielt, mischte sich wieder in das Gespräch ein. »Das ist es nicht, was Arch meint«, erklärte sie. »Er meint, dass Ihr weit von den anderen entfernt seid.«

»Den anderen?« Roger wechselte einen Blick mit Jamie, der nicht minder ratlos mit den Achseln zuckte.

»Aus Leoch«, warf Arch ein, bevor seine Frau den Gesprächsfaden an sich reißen konnte.

»Wir haben es auf dem Schiff gehört, aye? Da war ein ganzer Haufen von ihnen, alles MacKenzies, alle aus der Gegend im Süden der alten Burg. Sie waren geblieben, nachdem ihr Clanführer abgereist war, er und der erste Trupp, aber jetzt hatten sie vor, sich dem Rest des Clans anzuschließen, um möglicherweise ihr Schicksal wieder ins Lot zu bringen, denn -«

»Der Clanführer?«, unterbrach Jamie sie scharf. »Etwa *Hamish mac Callum?*« Hamish, Colums Sohn, übersetzte Roger für sich und hielt inne. Oder vielmehr Hamish mac Dougal - aber es gab nur fünf Leute auf der Welt, die das wussten. Vielleicht waren es sogar nur noch vier.

Mrs. Bug nickte heftig. »Aye, aye, so haben sie ihn genannt. Hamish mac Callum MacKenzie, der dritte Herr von Leoch. Genauso haben sie es gesagt. Und -«

Jamie hatte offensichtlich heraus, wie mit Mrs. Bug umzugehen war; indem er sie ständig rücksichtslos unterbrach, gelang es ihm, ihr die Geschichte in kürzerer Zeit zu entlocken, als Roger es für möglich gehalten hätte. Leoch war von den Engländern zerstört worden, im Rahmen der Säuberung der Highlands, die auf die Schlacht von Culloden folgte. So viel hatte Jamie gewusst, doch da er zu der Zeit im Gefängnis gewesen war, hatte er nichts über das Schicksal der Bewohner erfahren.

»Und ich konnte mich nicht dazu durchringen zu fragen«, fügte er mit reumütig geneigtem Kopf hinzu. Die Bugs sahen einander an und seufzten gleichzeitig. Derselbe Hauch von Melancholie, der in Jamies Stimme mitschwang, überschattete auch ihre Augen. Es war ein Blick, den Roger inzwischen gewohnt war.

»Aber wenn Hamish mac Callum noch am Leben ist...« Jamie hatte seine Hand nicht von Rogers Schulter genommen, und bei diesen Worten drückte er fest zu. »Dann ist das doch eine wunderbare Neuigkeit, nicht wahr?« Er lächelte Roger mit solch offensichtlicher Freude zu, dass Roger spürte, wie als Reaktion auch in seinem Gesicht ein unerwartetes Grinsen ausbrach.

»Aye«, sagte er, und der Druck, der auf seiner Seele lastete, ließ nach. »Aye, das ist es!« Die Tatsache, dass Hamish mac Callum MacKenzie für

ihn ein wildfremder Mensch war, war nicht wichtig; der Mann war schließlich mit ihm verwandt - blutsverwandt -, und das *war* ein erfreulicher Gedanke.

»Wo sind sie denn hin gegangen?«, wollte Jamie wissen und ließ seine Hand sinken. »Hamish und sein Gefolge?«

Nach Akadien - Kanada, da waren die Bugs sich einig. Nach Nova Scotia? Nach Maine? Nein - auf eine Insel, beschlossen sie nach einer turbulenten Konferenz. Oder war es vielleicht...

Jemmy unterbrach das Geschehen mit einem Heullaut, der seinen bevorstehenden Hungertod ankündigte, und Mrs. Bug fuhr zusammen, als hätte man auf sie eingestochen.

»Wir müssen diesen armen Jungen zu seiner Mama bringen«, sagte sie vorwurfsvoll und unterzog die vier Männer einem funkelnden Blick, als wollte sie sie anklagen, sich gegen das Kind verschworen zu haben. »Wo ist Euer Lagerplatz, Mr. Fräser?«

»Ich bringe Euch hin, Ma'am«, sagte Duncan hastig. »Kommt mit mir.«

Roger machte Anstalten, den Bugs zu folgen, doch Jamie hielt ihn mit einer Hand auf seinem Arm zurück.

»Nein, lass Duncan das nur machen«, sagte er und tat die Bugs mit einem Kopfnicken ab. »Ich unterhalte mich später noch mit Arch. Es gibt etwas, das ich dir sagen muss, *a cliamhuinn*.«

Roger spürte, wie er sich bei dieser formellen Anrede anspannte. Kam jetzt der Augenblick, in dem Jamie ihm sagte, aufgrund welcher Mängel seines Charakters und seiner Herkunft er nicht geeignet war, die Verantwortung für den Betrieb von Fraser's Ridge zu tragen?

Doch nein, Jamie zog ein zusammengeknäultes Stück Papier aus seinem Sporran. Er reichte es Roger mit einem Anflug einer Grimasse, als hätte ihm das Papier die Hand versengt. Roger überflog es rasch und blickte dann von der kurzen Mitteilung des Gouverneurs auf.

»Miliz? Wann denn?«

Jamie zog eine Schulter hoch.

»Das weiß niemand so genau, doch ich nehme an, eher, als uns allen lieb ist.« Er lächelte Roger schwach und unglücklich an. »Du hast doch gehört, was man sich an den Feuern erzählt?«

Roger nickte ernüchtert. Er hatte die Gespräche in den Pausen zwischen seinen Liedern gehört, am Rande der Wettkämpfe im Steinweitwurf, unter den Männern, die tags zuvor in kleinen Gruppen zusammen getrunken hatten. Bei einem der Wettkämpfe war es zu einem Handgemenge gekommen - das rasch beendet wurde, ohne dass jemand zu Schaden kam, doch über dem *gathering* hing die Aggression in der Luft wie ein unangenehmer Geruch.

Jamie rieb sich mit der Hand über sein Gesicht und durch sein Haar und zuckte seufzend mit den Achseln.

»Ein Glück, dass mir heute der alte Arch Bug und seine Frau über den Weg gelaufen sind. Wenn es zu Auseinandersetzungen kommt - und das wird es wohl, wenn nicht jetzt, dann später -, dann wird Claire mit uns reiten. Ich hätte nicht gern, dass Brianna allein zurechtkommen muss, wenn es sich verhindern lässt.«

Roger spürte, wie das kleine, nagende Bleigewicht des Zweifels von ihm abfiel, als er plötzlich begriff.

»Allein? Du meinst - du willst, dass ich auch mitkomme? Um die Männer für die Miliz zu werben?«

Jamie sah ihn erstaunt an.

»Aye, wer denn sonst?«

Er zog sich die Enden seines Plaids enger um die Schultern und zog zum Schutz vor dem zunehmenden Wind den Kopf ein. »Na, dann komm mit, Hauptmann MacKenzie«, sagte er mit einem ironischen Unterton. »Wir haben noch zu tun, bevor du heiratest.«

9

Der Keim der Zwietracht

Ich spähte einem von Farquard Campbells Sklaven in die Nase, in Gedanken halb bei dem Polypen, der ihm das Nasenloch verstopfte, halb bei Gouverneur Tryon. Der Polyp war mir eindeutig der Sympathischere von beiden, und selbst *ihn* würde ich mit einem heißen Eisen ins Jenseits kauterisieren.

Es kam mir so furchtbar ungerecht vor, dachte ich, während ich stirnrunzelnd mein Skalpell sterilisierte und das kleinste Kautereisen in ein Becken mit heißen Kohlen legte.

War das der Anfang? Oder einer der Anfänge? Es war Ende 1770; in fünf Jahren würden sich alle dreizehn Kolonien im Krieg befinden. Doch jede Kolonie würde durch einen anderen Prozess an diesen Punkt gelangen. Da ich so lange in Boston gelebt hatte, wusste ich aus Briannas Geschichtshausaufgaben, wie dieser Prozess in Massachusetts ausgesehen hatte - oder aussehen würde. Steuern, das Massaker von Boston, der Hafen, Hancock, Adams, die Tea Party, all diese Dinge. Aber North Carolina? Wie war es hier dazu gekommen - wie *würde* es hier dazu kommen?

Möglich, dass es schon im Gange war. Schon seit mehreren Jahren glomm die Zwietracht zwischen den Pflanzern der Ostküste und den geplagten Siedlern des Hinterlandes im Westen. Die Regulatoren rekrutierten sich größtenteils aus der letzteren Klasse; Erstere stand mit ganzem Herzen auf Tryons Seite - und damit auf Seiten der Krone.

»Geht es jetzt?« Ich hatte dem Sklaven einen kräftigen Schluck Whisky als Medizin zur Stärkung verabreicht. Ich lächelte ermutigend, und er nickte mit unsicherer, aber ergebener Miene.

Ich hatte noch nie von Regulatoren gehört, doch hier waren sie nun - und ich hatte inzwischen genug gesehen, um zu wissen, wie viel die

Geschichtsbücher ausließen. Wurde die Saat der Revolution direkt vor meiner Nase ausgestreut?

Ich murmelte dem Sklaven beruhigend zu, wickelte mir eine Leinenserviette um die linke Hand, ergriff das Kinn des Sklaven fest damit, schob ihm das Skalpell in die Nase und trennte den Polypen mit einer geschickten Bewegung der Klinge ab. Natürlich blutete es heftig, und warmes Blut strömte durch das um meine Hand gewickelte Tuch, doch es war offensichtlich nicht sehr schmerzhaft. Der Sklave sah überrascht, aber nicht gequält aus.

Das Kautereisen hatte die Form eines winzigen Spatens, ein quadratisches, flaches Metallstück am Ende eines schmalen Stiels, der einen Holzgriff hatte. Das flache Ende qualmte im Feuer, seine Kanten glühten rot. Ich presste dem Mann das Tuch fest gegen die Nase, um den Blutfluss zu stoppen, entfernte es wieder, und in dem Bruchteil einer Sekunde, bevor das Blut wieder hervorschoss, schob ich ihm das heiße Eisen in die Nase und drückte es gegen die Nasenscheidewand. Jetzt konnte ich nur noch hoffen, dass ich die richtige Stelle getroffen hatte.

Der Sklave gab einen erstickten Kehllaut von sich, regte sich aber nicht, obwohl ihm die Tränen über die Wangen liefen und feucht und warm auf meinen Fingern landeten. Der Geruch nach versengtem Blut und Fleisch unterschied sich nicht von dem Geruch, der auch von den Grillfeuern herüber wehte. Mein Magen knurrte laut; der Sklave sah mich mit hervorquellenden, blutunterlaufenen Augen erstaunt an. Mein Mund zuckte, und er kicherte schwach zwischen Tränen und Rotz.

Ich zog das Eisen fort und hielt das Tuch bereit. Es floss kein frisches Blut. Ich bog den Kopf des Mannes zurück, lugte ihm mit zusammengekniffenen Augen in die Nase und entdeckte erfreut die kleine, saubere Brandmarke am oberen Teil der Schleimhaut. Ich wusste, dass die Brandwunde leuchtend rot sein musste, doch ohne Beleuchtung sah sie schwarz aus, eine kleine Schrunde, die sich wie eine Zecke im behaarten Schatten des Nasenloches verbarg.

Der Mann sprach kein Englisch; ich lächelte ihm zu, wandte mich aber an seine Begleiterin, eine junge Frau, die ihm während der Prozedur die

Hand gehalten hatte.

»Er wird wieder gesund. Sagt ihm bitte, dass er die Kruste nicht aufkratzen soll. Wenn die Wunde anschwillt, eitert oder er Fieber bekommt -« Ich hielt inne, denn eigentlich hätte die nächste Zeile lauten sollen, »sucht sofort einen Arzt auf.«

»Geht zu Eurer Herrin«, sagte ich stattdessen zögernd. »Oder sucht Euch eine Kräuterfrau.« Die derzeitige Mrs. Campbell war jung, und nach allem, was ich von ihr wusste, war sie sehr zerstreut. Dennoch sollte jede Plantagenherrin das nötige Wissen und die Mittel zur Fieberbehandlung besitzen. Und wenn es über eine simple Infektion hinaus zu einer Blutvergiftung kommen sollte... nun, in diesem Fall konnte niemand viel tun.

Ich klopfte dem Sklaven auf die Schulter und entließ ihn, während ich dem nächsten Patienten in der Warteschlange zunickte.

Eine Infektion. Das war es, was sich hier zusammenbraute. Im Großen und Ganzen schien die Lage ruhig zu sein - schließlich zog die Krone sogar ihre Truppen zurück! Doch Dutzende, Hunderte, Tausende kleiner Zwietrachtskeime mussten auf der Lauer liegen und überall in den Kolonien Konfliktherde bilden. Die Regulation war nur einer davon.

Zu meinen Füßen stand ein kleiner Eimer mit destilliertem Alkohol zur Desinfektion der Instrumente. Ich tauchte das Kautereisen hinein, dann stieß ich es wieder ins Feuer; der Alkohol entzündete sich mit einem kurzen, flammenlosen *Piff*.

Ich hatte das unangenehme Gefühl, dass der Brief, der Jamie gerade ein Loch in den Sporran sengte, auch zu jenen Flammen gehörte, die sich gerade Millionen von Zündschnüren näherten. Möglich, dass manche wieder ausgetreten wurden und andere von selbst herunterbrannten - doch es würden genügend andere Feuer fangen und weiterbrennen und sich ihren zerstörerischen Weg durch die Heime und Familien fressen. Am Ende würde ein sauberer Schnitt stehen, doch es würde sehr viel Blut fließen, bevor das heiße Eisen der Gewehre die offene Wunde versiegeln konnte.

Würde uns denn nie ein wenig Friede vergönnt sein, Jamie und mir?

»Dann wäre da Duncan MacLeod; er hat dreihundert Acres am Yadkin River, aber es lebt niemand darauf außer ihm selbst und seinem Bruder.« Jamie rieb sich mit dem Ärmel über das Gesicht, um den Feuchtigkeitsfilm abzuwischen, der an seiner Haut klebte. Er kniff die Augen zu, um seinen Blick zu klären, und schüttelte sich wie ein Hund, so dass es die Tropfen regnete, die sich in seinem Haar verfangen hatten.

»Aber«, fuhr er fort und wies dabei auf die Rauchwolke, die MacLeods Lagerstelle kennzeichnete, »er ist mit dem alten Rabbie Cochrane verwandt. Rabbie ist nicht zum *gathering* gekommen - wie ich höre, hat er die Wassersucht -, aber er hat elf erwachsene Kinder, die überall auf seinem Berg verstreut wohnen. Nimm dir also Zeit mit MacLeod, sieh zu, dass er gerne kommt, und sag ihm dann, dass er Rabbie benachrichtigen soll. Sag ihm, die Musterung ist in vierzehn Tagen in Fraser's Ridge.«

Er zögerte und legte Roger eine Hand auf den Arm, um zu verhindern, dass dieser verfrüht aufbrach. Er blinzelte in den Nebel und erwägte weitere Möglichkeiten. Sie hatten drei Lagerstellen gemeinsam besucht, und vier Männer hatten ihnen ihre Zusage gegeben. Wie viele konnten sie noch beim *gathering* antreffen?

»Von Duncan aus gehst du hinüber zu den Schafspferchen. Angus Og ist bestimmt da - du kennst doch Angus Og?«

Roger nickte und hoffte, dass er den richtigen Angus Og meinte. Er hatte im Lauf der vergangenen Woche mindestens vier Männer dieses Namens kennen gelernt, aber nur einem von ihnen war ein Hund nicht von der Seite gewichen, und er hatte nach Rohwolle gerochen.

»Campbell, aye? Krumm wie ein Angelhaken und hat ein Glasauge?«

»Aye, das ist er.« Jamie nickte zustimmend und lockerte seinen Griff. »Er ist zu verbaut, um selbst zu kämpfen, aber er wird dafür sorgen, dass seine Neffen kommen, und es in den Siedlungen in der Gegend von High Point weitersagen. Also, Duncan, Angus... oh, aye, Joanie Findlay.«

»Joanie?«

Fraser grinste.

»Aye, man nennt sie die alte Joan. Sie hat ihr Lager in der Nähe meiner Tante, sie und ihr Bruder lain Mhor.«

Roger nickte skeptisch.

»Aye. Aber ich soll mit *ihr* sprechen, ja?«

»Dir wird nichts anderes übrig bleiben«, sagte Fraser. »Iain Mhor kann nicht sprechen. Aber sie hat noch zwei andere Brüder, die es können, und zwei Söhne in kampffähigem Alter. Die wird sie schicken.«

Jamie warf einen Blick zum Himmel; der Tag hatte sich ein wenig erwärmt, und es regnete weniger, als dass es nebelte. Die Wolken waren so weit ausgedünnt, dass die Sonne zu sehen war, eine blasse, verschwommene Scheibe, die zwar noch hoch am Himmel stand, jedoch im Abstieg begriffen war. Es würde vielleicht noch zwei Stunden hell sein.

»Das reicht«, beschloss er und wischte sich die Nase mit dem Ärmel ab. »Komm zurück zum Feuer, wenn du bei Joan fertig bist, und dann essen wir eine Kleinigkeit zu Abend, bevor du heiratest, aye?« Er zog eine Augenbraue hoch und lächelte Roger schwach zu, dann wandte er sich ab. Bevor Roger sich entfernen konnte, drehte er sich noch einmal um.

»Sag von Anfang an, dass du Hauptmann MacKenzie bist«, riet er Roger. »Dann wirst du mehr Beachtung finden.« Er drehte sich wieder um und schritt davon, um die weniger viel versprechenden Kandidaten auf seiner Liste aufzusuchen.

MacLeods Feuer brannte wie ein Schlot im Nebel. Roger wandte sich ihm zu und murmelte dabei die Namen wie ein Mantra vor sich hin. »Duncan MacLeod, Rabbie Cochrane, Angus Og Campbell, Joanie Findlay... Duncan MacLeod, Rabbie Cochrane...« Kein Problem, dreimal, und er hatte alles im Kopf, ganz gleich, ob es der Text eines neuen Liedes war, den er sich einprägen musste, Daten aus einem Lehrbuch oder psychologische Gebrauchsanweisungen für potentielle Milizrekruten.

Er sah ein, dass es sinnvoll war, so viele Schotten aus dem Hinterland wie möglich jetzt gleich aufzusuchen, bevor sie sich wieder auf ihre Farmen und Blockhütten verteilten. Und er fand es ermutigend, dass die Männer, an die Fraser bis jetzt herangetreten war, die Einberufung zur

Miliz höchstens mit einem säuerlichen Blick und einem resignierten Räuspern akzeptiert hatten.

Hauptmann MacKenzie. Der Titel, den ihm Fraser so beiläufig verliehen hatte, erfüllte ihn mit einem Hauch von verlegenem Stolz. »Instant-Soldat«, murmelte er spöttisch vor sich hin und nahm in seinem durchnässten Rock Haltung an. »Geben Sie nur noch Wasser hinzu.«

Gleichzeitig musste er aber auch zugeben, dass er ein schwaches Kribbeln der Aufregung verspürte. Es mochte ja so sein, dass vorerst nicht viel mehr als Soldatenspiele dabei herauskommen würden - aber der Gedanke daran, in einer Miliz zu marschieren, die Musketen geschultert und Schießpulvergeruch an den Händen...

Keine vier Jahre mehr, dachte er, dann würden die Milizen auf dem Feld bei Lexington stehen. Männer, die auch keine bessere Soldatenausbildung mitbrachten als diese Männer, mit denen er hier im Regen sprach - oder als er selbst. Dieses Bewusstsein jagte ihm einen Schauer über die Haut und ließ sich bedeutungsschwanger in seinem Magen nieder.

Es kam näher. Himmel, es kam wirklich näher.

Mit MacLeod hatte er keine Probleme, doch er brauchte länger als gedacht, um Angus Og zu finden, der ganz in die Arbeit mit seinen Schafen vertieft war und sich über die Störung furchtbar aufregte. »Hauptmann MacKenzie« hatte wenig Wirkung auf den alten Schuft ausgeübt; die mit einem drohenden Unterton ausgesprochene Erwähnung von »Oberst Fraser« schon mehr. Angus Og hatte launisch und konzentriert an seiner breiten Oberlippe gekaut, widerstrebend genickt und sich dann mit einem schroffen »Aye, ich sag's weiter« wieder seinen Schafen zugewandt.

Das neblige Nieseln hatte aufgehört, und die Wolken begannen aufzureißen, als er den Hang erklettert hatte und Joan Findlays Lager erreichte.

»Die alte Joan« war zu seiner Überraschung eine attraktive Frau Mitte dreißig mit scharfsichtigen, braunen Augen, die sich unter den Falten eines

feuchten Schultertuches voll Interesse auf ihn richteten.

»So weit ist es also schon, aye?«, sagte sie als Antwort auf seine kurze Erklärung, warum er hier war. »Ich habe mich schon gewundert, als ich heute Morgen hörte, was der Soldat zu sagen hatte.«

Sie tippte sich nachdenklich mit dem Griff ihres hölzernen Kochlöffels an die Lippe.

»Ich habe eine Tante, die in Hillsborough lebt. Sie hat ein Zimmer im King's House, gleich gegenüber von Edmund Fannings Haus - oder der Stelle, an der es gestanden hat.« Sie lachte kurz auf, wenn auch ohne wirklichen Humor.

»Sie hat mir geschrieben. Der Pöbel kam die Straße entlang gekocht, hat sie gesagt, und hat Mistgabeln geschwungen wie eine Dämonenschar. Sie haben Fannings Haus vor ihren Augen von den Schwellenbalken abgesägt und es mit Seilen umgerissen. Und jetzt sollen wir also unsere Männer schicken, um für Fanning die Kastanien aus dem Feuer zu holen?«

Roger war auf der Hut; er hatte schon viel von Edmund Fanning gehört, der alles andere als beliebt war.

»Dazu kann ich nichts sagen, Mrs. Findlay«, sagte er. »Aber der Gouverneur -«

Joan Findlay prustete heftig los.

»Der Gouverneur«, sagte sie und spuckte ins Feuer. »Pah. Wohl eher die Freunde des Gouverneurs. Aber so ist es nun einmal - die Armen müssen für das Gold der Reichen bluten, und das bleibt immer so, was?«

Sie wandte sich zwei kleinen Mädchen zu, die hinter ihr aufgetaucht waren, still wie kleine, in Tücher gehüllte Geister.

»Annie, hol deine Brüder. Joanie, du rührst den Topf um. Gib Acht, dass du fest über den Boden kratzt, damit es nicht anbrennt.« Sie reichte dem kleinsten Mädchen den Löffel, dann wandte sie sich ab und winkte Roger, ihr zu folgen.

Es war ein ärmliches Lager, nicht mehr als eine Wolldecke, die zwischen zwei Büschen aufgespannt war und eine Art Unterschlupf

bildete. Joan Findlay kauerte sich vor den höhlenartigen Raum, und Roger, der ihr gefolgt war, bückte sich, um ihr über die Schulter zu blicken.

»*A brathair,* hier ist Hauptmann MacKenzie«, sagte sie und streckte eine Hand nach dem Mann aus, der im Schutz der Decke auf einer Matratze aus trockenem Gras lag. Roger bekam einen Schrecken, als er den Mann sah, unterdrückte ihn aber.

Einen Spastiker hätte man ihn in Rogers eigener Zeit in Schottland genannt; wie nannte man einen solchen Zustand jetzt? Vielleicht gab es keine spezielle Bezeichnung dafür; Fraser hatte nur gesagt, er könne nicht sprechen.

Nein, und richtig bewegen konnte er sich auch nicht. Seine Gliedmaßen waren knochig und ausgemergelt, sein Körper in unmöglichen Winkeln verdreht. Man hatte eine zerlumpte Bettdecke über ihn gelegt, doch durch seine ruckartigen Bewegungen war sie verrutscht, so dass der Stoff zusammengeballt zwischen seinen Beinen klemmte und sein Oberkörper entblößt war. Sein abgetragenes Hemd war zerknittert und durch seine angestrengten Bewegungen halb ausgezogen, so dass die bleiche Haut seiner Schultern und Rippen kalt und bläulich im Schatten glänzte.

Joan Findlay legte dem Mann ihre Hand auf die Wange und drehte seinen Kopf, so dass er Roger ansehen konnte.

»Das ist mein Bruder Iain, Mr. MacKenzie«, sagte sie mit fester Stimme, die ihn warnte, jetzt ja nicht falsch zu reagieren.

Auch Iain Mhors Gesicht war verzerrt, der speicheltriefende Mund verzogen, doch aus dieser Verwüstung blickten Roger ein Paar bildschöne - und intelligente - haselnussbraune Augen entgegen. Er brachte seine eigenen Gefühle und Gesichtszüge fest unter Kontrolle und nahm die Klauenhand des Mannes in die seine. Sie fühlte sich schrecklich an, die Knochen scharf und zerbrechlich unter seiner Haut, die so kalt war, dass sie die Haut einer Leiche hätte sein können.

»Iain Mhor«, sagte er leise. »Ich habe schon von Euch gehört. Jamie Fraser lässt Euch grüßen.«

Die Augenlider senkten sich grazil als Antwort und hoben sich dann wieder. Der Mann betrachtete Roger mit ruhigem, klarem Blick.

»Der Hauptmann ist hier, um Männer für die Miliz anzuwerben«, sagte Joan hinter Rogers Rücken. »Der Gouverneur hat die Order geschickt, aye? Anscheinend hat er genug von Aufruhr und Unruhe, so sagt er zumindest; er will jetzt mit Gewalt durchgreifen.« Ihre Stimme hatte einen kräftigen, ironischen Unterton.

Iain Mhors Blick wanderte zum Gesicht seiner Schwester. Sein Mund bewegte sich, rang um Kontrolle, und seine schmale Brust bäumte sich vor Anstrengung auf. Ein paar gekrächzte Silben kamen mit reichlich Speichel heraus, dann fiel er schwer atmend zurück, den Blick gebannt auf Roger gerichtet.

»Er fragt, ob dafür Handgeld gezahlt wird, Hauptmann«, übersetzte Joan.

Roger zögerte. Jamie hatte diese Frage angesprochen, jedoch keine eindeutige Antwort erhalten. Doch er konnte spüren, dass die Frau in seinem Rücken und der Mann, der vor ihm lag, ihre Erwartung nur mühsam unterdrückten. Die Findlays waren bettelarm; das war jedem klar, der sich die nackten Füße und die zerlumpten Kleider der kleinen Mädchen ansah, die abgetragenen Kleider und Bettdecken, die Iain Mhor kaum Schutz vor der Kälte boten. Doch seine Ehrlichkeit zwang ihn zu antworten.

»Ich weiß es nicht. Es gibt noch keine offizielle Auskunft darüber - aber es könnte sein.« Ob Handgeld gezahlt werden würde, hing davon ab, wie groß die Reaktion auf den Aufruf des Gouverneurs war; wenn seine Order allein nur eine unzureichende Truppe zustande brachte, war es gut möglich, dass der Gouverneur sich entschloss, den Milizionären weiteren Anreiz zur Befolgung des Aufrufs zu liefern.

Ein Ausdruck der Enttäuschung flackerte in Iain Mhors Augen auf, um beinahe sofort der Resignation zu weichen. Ihm wäre jede Einkunft willkommen gewesen, doch er rechnete nicht ernsthaft damit.

»Nun denn.« In Joans Stimme lag die gleiche Resignation. Roger spürte, wie sie zurücktrat und sich abwandte, doch der Blick der braunen Augen

mit den langen Wimpern hielt ihn immer noch fest. Iain sah ihn direkt an, furchtlos und neugierig. Roger zögerte, unsicher, ob er sich einfach verabschieden sollte. Er hätte gern Hilfe angeboten - aber Gott, was für Hilfe hatte er denn zu bieten?

Er streckte die Hände nach dem offenen Hemd und der zerwühlten Bettdecke aus. Es war nicht viel, aber besser als nichts.

»Darf ich?«

Die haselnussbraunen Augen schlossen sich kurz, dann öffneten sie sich zustimmend, und er machte sich daran, das Bett in Ordnung zu bringen. Iain Mhors Körper war ausgemergelt, aber überraschend schwer und von Rogers Position aus nur ungeschickt zu heben.

Dennoch dauerte es nur kurz, und er lag ordentlich zugedeckt da, und ihm war wenigstens wärmer. Roger blickte ihm erneut in die Augen, lächelte, nickte verlegen und trat von dem mit Gras ausgekleideten Nest zurück, genauso wortlos wie Iain Mhor.

Joan Findlays Söhne waren gekommen; sie standen neben ihrer Mutter, zwei kräftige Jungen von sechzehn und siebzehn, die Roger mit einer Mischung aus Argwohn und Neugier betrachteten.

»Das hier ist Hugh«, sagte sie und legte erst dem einen, dann dem anderen Jungen die Hand auf die Schulter, »und Iain Og.«

Roger neigte höflich den Kopf.

»Stets zu Diensten, die Herren.«

Die Jungen wechselten einen Blick, dann sahen sie zu Boden und verkniffen sich das Grinsen.

»Nun, *Hauptmann* MacKenzie.« Joan Findlays Stimme legte große Betonung auf das Wort. »Wenn ich Euch meine Söhne borge, versprecht Ihr mir dann, sie mir gesund wieder nach Hause zu schicken?«

Die braunen Augen der Frau leuchteten genauso intelligent wie die ihres Bruders - und genauso furchtlos. Er musste sich zwingen, den Blick nicht abzuwenden.

»Soweit es in meiner Macht liegt, Ma’am - sorge ich für ihre Sicherheit.«

Ihr Mundwinkel verzog sich ein wenig; sie wusste ganz genau, was in seiner Macht lag und was nicht. Doch sie nickte und ließ die Hände wieder an ihre Seiten sinken.

»Sie werden kommen.«

Jetzt nahm er Abschied und ging davon. Das Gewicht ihres Vertrauens lastete schwer auf seinen Schultern.

10

Großmutter Bacons Geschenke

Als der letzte meiner Patienten versorgt war, stellte ich mich auf die Zehenspitzen und räkelte mich genüsslich. Ich verspürte das angenehme Gefühl, etwas geschafft zu haben. Es gab zwar viele Probleme, die ich nicht ernsthaft behandeln konnte, viele Krankheiten, die ich nicht heilen konnte... aber ich hatte getan, was ich konnte, und hatte meine Sache gut gemacht.

Ich schloss den Deckel meiner Medizintruhe und nahm sie auf den Arm; Murray hatte mir großzügigerweise angeboten, mir den Rest meiner Ausrüstung zu bringen - gegen einen Beutel getrocknete Sennesblätter und mein zweites Pillendreherröhrchen. Er selbst war immer noch mit seiner letzten Patientin beschäftigt und befühlte stirnrunzelnd den Bauch einer kleinen, alten Dame mit Häubchen und Schultertuch. Ich winkte ihm zum Abschied zu, und er nickte geistesabwesend, während er seine Aderlassklinge ergriff. Immerhin vergaß er nicht, sie in kochendes Wasser zu tauchen; ich sah, wie sich seine Lippen bewegten, als er Briannas Zauberspruch murmelte.

Meine Füße waren taub vom Stehen auf dem kalten Boden, und mein Rücken und meine Schultern schmerzten, aber eigentlich war ich nicht müde. Mehrere Leute würden heute Nacht schlafen können, weil ich ihre Schmerzen gelindert hatte. Andere würden jetzt problemlos gesund werden, nachdem ich ihre Wunden sauber verbunden, ihre Gliedmaßen ordentlich eingerenkt hatte. Von ein paar konnte ich sogar mit Fug und Recht behaupten, dass ich sie möglicherweise vor ernsthaften Infektionen oder gar dem Tod gerettet hatte.

Und ich hatte erneut meine eigene Version der Bergpredigt zum Besten gegeben und der versammelten Menge gute Ernährung und Hygiene gepredigt.

»Selig sind die, die Grünes essen, denn sie werden ihre Zähne behalten«, murmelte ich einem Lebensbaum zu. Ich blieb stehen, um ein paar seiner duftenden Beeren zu pflücken. Ich zerdrückte eine davon mit dem Daumennagel und genoss den scharfen, sauberen Geruch.

»Selig sind die, die sich die Hände waschen, nachdem sie sich den Hintern abgewischt haben«, fügte ich hinzu und zeigte mahnend mit dem Finger auf einen Eichelhäher, der sich vor mir auf einen Ast gesetzt hatte. »Denn sie werden nicht erkranken.«

Das Lager war jetzt in Sicht, und mit ihm die erfreuliche Aussicht auf eine heiße Tasse Tee.

»Selig sind die, die ihr Wasser abkochen«, sagte ich zu dem Eichelhäher, als ich ein Dampfwölkchen von dem kleinen Kessel aufsteigen sah, der über unserem Feuer hing. »Denn man wird sie die Retter der Menschheit nennen.«

»Mrs. Fraser, Ma'am?« Ein dünnes Stimmchen unterbrach mich in meinen Gedankengängen, und als ich zu Boden blickte, sah ich die siebenjährige Eglantine Bacon und ihre jüngere Schwester Pansy, zwei flachsblonde, kleine Mädchen mit runden, sommersprossigen Gesichtern, vor mir stehen.

»Oh, hallo, ihr Süßen. Wie geht es euch?«, fragte ich und lächelte zu ihnen hinunter. Dem Aussehen nach wunderbar; wenn ein Kind krank ist, kann man es im Allgemeinen auf den ersten Blick sehen, und die beiden Baconmädchen erfreuten sich offensichtlich blühender Gesundheit.

»Sehr gut, Ma'am, vielen Dank.« Eglantine machte einen kurzen Knicks und drückte dann Pansys Kopf, damit auch sie sich verbeugte. Nachdem der Höflichkeit Genüge getan war - die Bacons kamen aus der Stadt, aus Edenton, und man hatte den Mädchen gute Manieren beigebracht -, griff Eglantine in ihre Tasche und reichte mir ein großes Stoffbündel.

»Oma Bacon schickt Euch ein Geschenk«, erklärte sie stolz, während ich das Tuch auseinander faltete, das sich als enorme Morgenhaube entpuppte, die reichlich mit Spitze verziert und mit lavendelfarbenen Bändern gesäumt war. »Sie konnte dieses Jahr nicht zum *gathering* kommen, aber sie hat gesagt, wir müssen Euch das hier geben und Euch

sagen, dass sie sich für die Medizin bedankt, die sie von Euch für ihren... Rheumatismus bekommen hat.« Sie sprach das Wort sehr sorgfältig aus und verzog das Gesicht in tiefer Konzentration. Dann entspannte sie sich und strahlte vor Stolz, dass sie es richtig herausbekommen hatte.

»Oh, danke. Wie hübsch!« Ich hielt die Haube hoch, um sie zu bewundern, und dachte mir dabei ein paar ausgewählte Dinge über Großmutter Bacon.

Ich war dieser Respekt einflößenden Dame vor ein paar Monaten auf Farquard Campbells Plantage begegnet, wo sie Farquards alternde, aufsässige Mutter besuchte. Mrs. Bacon war beinahe genauso alt wie die betagte Mrs. Campbell und besaß dasselbe Talent, ihre Nachkommen auf die Palme zu bringen, hatte aber außerdem einen ausgeprägten Sinn für Humor.

Sie hatte mehrfach lauthals gelacht und schließlich vor meinen Ohren ihre Missbilligung über meine Angewohnheit geäußert, mit unbedecktem Kopf herum zu laufen, da es sich ihrer Meinung nach für eine Frau meines Alters nicht ziemte, kein Häubchen zu tragen, ja, dass es für die Frau eines Mannes in der Position des meinen verwerflich war - und dass darüber hinaus »nur Schlampen aus dem Hinterland und Frauen von bescheidenem Charakter« das Haar lose auf der Schulter trugen. Ich hatte gegluckst, sie ignoriert, ihr eine Flasche von Jamies zweitbestem Whisky gegeben und sie angewiesen, zum Frühstück und nach dem Abendessen ein Schlückchen davon zu trinken.

Da sie eine Frau war, die niemandem etwas schuldig blieb, hatte sie sich eine charakteristische Bezahlung ausgesucht.

»Wollt Ihr sie nicht anziehen?« Eglantine und Pansy schauten vertrauensvoll zu mir auf. »Oma hat gesagt, wir sollen aufpassen, dass Ihr sie auch ganz bestimmt anzieht, damit wir ihr sagen können, wie sie Euch steht.«

»Hat sie das.« Es führte wohl kein Weg daran vorbei. Ich schüttelte das Bündel aus, drehte mein Haar mit einer Hand nach oben und setzte die Morgenhaube darauf. Sie hing mir so tief in die Stirn, dass sie mir fast bis zur Nase reichte, und umwallte meine Wangen mit gerüschten Bändern, so

dass ich mir vorkam wie ein Erdmännchen, das aus seiner Grube hervorlugt.

Eglantine und Pansy applaudierten, außer sich vor Begeisterung. Ich hatte das Gefühl, irgendwo hinter mir unterdrückte Laute der Belustigung zu hören, wandte aber nicht den Kopf, um nachzusehen.

»Sagt eurer Omi vielen Dank für das schöne Geschenk, ja?« Ich tätschelte den Mädchen die blonden Köpfe, ohne eine Miene zu verziehen, schenkte beiden ein Melassetoffee aus meiner Tasche und schickte sie wieder zu ihrer Mutter. Ich hatte gerade die Hand ausgestreckt, um mir die abscheuliche Haube vom Kopf zu ziehen, als ich feststellte, dass ihre Mutter anwesend war - und wahrscheinlich schon die ganze Zeit hinter einem Persimonenbaum gelauert hatte.

»Oh!«, sagte ich und funktionierte meine Handbewegung in ein Zurechtrücken der schlabberigen Kopfzierde um. Ich hielt den Vorhang über meiner Stirn hoch, um besser hinausspähen zu können. »Mrs. Bacon! Ich habe Euch gar nicht gesehen.««

»Mrs. Fräser.« Polly Bacons Gesicht war zartrosa angelaufen - zweifellos eine Folge des kühlen Wetters. Sie hatte die Lippen fest aufeinander gepresst, doch ihre Augen tanzten unter den Rüschen ihrer eigenen, gut sitzenden Haube.

»Die Mädchen wollten Euch gern die Haube schenken«, sagte sie, wobei sie den Blick taktvoll davon abgewendet hielt. »Aber meine Schwiegermutter schickt Euch noch ein anderes, kleines Geschenk. Ich hielt es allerdings für besser, Euch das selbst zu bringen.«

Ich war nicht besonders scharf auf weitere Geschenke von Granny Bacon, nahm jedoch das Päckchen, das sie mir entgegen hielt, mit dem größtmöglichen Anstand entgegen. Es war ein kleiner Beutel aus gewachster Seide, prall gefüllt mit einer Substanz, die einen süßlichen, leicht öligen Pflanzenduft verbreitete. Eine grobe Illustration der Pflanze war mit bräunlicher Tinte auf den Beutel gezeichnet; sie hatte hohe Stängel und Doldenblüten. Sie kam mir vage bekannt vor, doch ich konnte ihr keinen Namen zuordnen. Ich band den Beutel auf und schüttete mir ein Häufchen kleiner, dunkelbrauner Samenkörner auf die Handfläche.

»Was ist das?«, sagte ich und blickte fragend zu Polly auf.

»Ich weiß nicht, wie sie auf Englisch heißen«, sagte sie. »Die Indianer nennen sie *Dauco*. Oma Bacons Großmutter war Medizinfrau bei den Catawba, aye? Daher weiß sie, wozu sie gut sind.«

»Wirklich?« Jetzt war mein Interesse mehr als geweckt. Kein Wunder, dass mir die Zeichnung bekannt vorkam; dies musste die Pflanze sein, die Nayawenne mir einst gezeigt hatte - die Frauenpflanze. Doch um ganz sicher zu gehen, fragte ich.

»Wozu benutzt man sie?«

Pollys Wangen wurden noch röter, und sie sah sich auf der Lichtung um, um sich zu überzeugen, dass niemand in Hörweite war, bevor sie sich dann vorbeugte, um mir flüsternd zu antworten.

»Sie verhindern, dass eine Frau schwanger wird. Man nimmt täglich einen Teelöffel voll in einem Glas Wasser. Jeden Tag, nicht vergessen, dann kann sich der Samen des Mannes nicht einnisten.« Sie sah mir unverhüllt in die Augen, und das amüsierte Leuchten lauerte zwar immer noch im Hintergrund, doch gesellte sich jetzt ein sehr viel ernsterer Ausdruck dazu.

»Schwiegermama hat gesagt, Ihr seid eine Kräuterfrau, das könnte sie sehen. Und deshalb sei es auch oft nötig, dass Ihr Frauen helft. Und wenn es um Fehlgeburten, Totgeburten oder Kindbettfieber geht, ganz zu schweigen um den Schmerz, wenn man ein lebendes Kind verliert - dann soll ich Euch sagen, dass Vorbeugen zehnmal besser ist als Heilen.«

»Bestellt Eurer Schwiegermutter meinen Dank«, sagte ich aufrichtig. Eine durchschnittliche Frau in Pollys Alter hatte fünf oder sechs Kinder; sie selbst hatte nur die beiden Mädchen, und ihr fehlte das ausgezehrte Aussehen der Frauen, die ein Kind nach dem anderen bekamen. Offensichtlich funktionierten die Samenkörner.

Polly nickte, und das Lächeln leuchtete offen in ihrem Gesicht.

»Aye, ich sage es ihr. Oh - sie sagt, ihre Großmutter hat ihr gesagt, dass es ein Frauenzauber ist; Männern gegenüber erwähnt man es nicht.«

Ich blickte nachdenklich zur anderen Seite der Lichtung, wo Jamie sich mit Archie Hayes unterhielt, den schläfrig blinzelnden Jemmy auf dem Arm. Ja, ich konnte mir gut vorstellen, dass manche Männer sich den Einsatz von Granny Bacons Medizin verbitten würden. War Roger einer von ihnen?

Nachdem ich mich von Polly Bacon verabschiedet hatte, trug ich meine Truhe zu unserem Unterstand und verstaute den Beutel mit den Samen sorgsam darin. Eine ausgesprochen nützliche Erweiterung meiner Apotheke, wenn Nayawenne und Großmutter Bacon Recht hatten. Außerdem hätte dieses Geschenk zu keiner besseren Zeit kommen können, wenn ich meine Unterredung mit Brianna bedachte.

Wertvoller sogar als der kleine Haufen von Kaninchenfellen, obwohl mir auch diese mehr als willkommen waren. Wo hatte ich sie nur hingelegt? Ich sah mich auf der mit Gegenständen übersäten Lichtung um und lauschte dabei mit halbem Ohr dem Gespräch der Männer hinter mir. Da waren sie ja, gleich unter der Zeltkante. Ich hob den Deckel eines leeren Vorratskorbes an, um sie für den Heimweg zu verstauen.

»...Stephen Bonnet.«

Der Name stach mir ins Ohr wie ein Spinnenbiss, und ich knallte den Deckel heftig zu. Ich blickte mich rasch auf dem Lagerplatz um, doch weder Brianna noch Roger waren in Hörweite. Jamie stand mit dem Rücken zu mir, doch er war es, der gesprochen hatte.

Ich zog mir die Morgenhaube vom Kopf, hängte sie sorgfältig an einen Hartriegelzweig und ging zielstrebig auf ihn zu.

Was auch immer der Gegenstand des Gespräches der Männer gewesen war, sie ließen ihn fallen, als sie mich sahen. Leutnant Hayes dankte mir erneut höflich für meinen ärztlichen Beistand und verabschiedete sich, ohne dass sein ausdrucksloses Gesicht das Geringste verraten hätte.

»Was ist denn mit Stephen Bonnet?«, sagte ich, sobald der Leutnant außer Hörweite war.

»Genau danach habe ich mich erkundigt, Sassenach. Ist der Tee schon fertig?« Jamie setzte sich zum Feuer in Bewegung, aber ich bremste ihn, indem ich meine Hand auf seinen Arm legte.

»Warum?«, wollte ich wissen. Ich ließ ihn nicht los, und er drehte sich widerstrebend zu mir um.

»Weil ich wissen möchte, wo er ist«, sagte er ruhig. Er tat erst gar nicht so, als verstünde er mich nicht, und ein Kältegefühl durchfuhr meine Brust.

»Weiß Hayes, wo er ist? Hat er von Bonnet gehört?«

Er schüttelte wortlos den Kopf. Er sagte mir die Wahrheit. Erleichtert lockerte ich meinen Griff, und er entzog mir seinen Arm - nicht wütend, aber mit einer Ausstrahlung stiller, entschlossener Distanz.

»Es ist sehr wohl meine Sache!«, sagte ich als Antwort auf seine Geste. Ich hielt meine Stimme bedeckt und überzeugte mich kurz, dass weder Brianna noch Roger in Hörweite waren. Roger entdeckte ich nicht; Brianna stand am Feuer, in ein Gespräch mit den Bugs vertieft, dem älteren Ehepaar, das Jamie angeheuert hatte, um ihm beim Betrieb der Farm zu helfen. Ich drehte mich zu Jamie zurück.

»Warum suchst du nach diesem Mann?«

»Ist es nicht vernünftig zu wissen, woher uns Gefahr drohen könnte?« Er sah mich nicht an, sondern lächelte jemandem über meine Schulter hinweg kopfnickend zu. Ich blickte mich um und sah Fergus, der sich auf dem Weg zum Feuer die vor Kälte gerötete Hand unter dem Arm rieb. Er winkte fröhlich mit seinem Haken, und Jamie grüßte mit halb erhobener Hand zurück, wandte sich aber ein Stück ab, so dass er mir immer noch zugewandt stand, er aber durch seine Haltung signalisierte, dass er nicht wünschte, dass sich Fergus zu uns gesellte.

Das Kältegefühl kehrte zurück, so scharf, als hätte jemand meine Lunge mit einem Eissplitter durchbohrt.

»Oh, natürlich«, sagte ich, so kühl ich konnte. »Du möchtest natürlich wissen, wo er ist, damit du ihm dann möglichst aus dem Weg gehen kannst, nicht wahr?«

Etwas, das ein Lächeln hätte sein können, huschte über sein Gesicht.

»Oh, aye«, sagte er. »Natürlich.« Angesichts der geringen Bevölkerungsdichte von North Carolina im Allgemeinen und der abgeschiedenen Lage von Fraser's Ridge im Besonderen waren unsere Chancen, zufällig über Stephen Bonnet zu stolpern, ungefähr so groß wie die, beim Verlassen der Haustür auf eine Qualle zu treten - und das wusste Jamie ganz genau.

Ich musterte ihn prüfend. Sein Mundwinkel verzog sich für den Bruchteil einer Sekunde, dann entspannte er sich, und sein Blick wurde wieder ernst. Es gab nur einen Grund, warum er Stephen Bonnet ausfindig machen wollte - und *den* kannte *ich* ganz genau.

»Jamie«, sagte ich und legte ihm die Hand wieder auf den Arm. »Lass ihn in Ruhe. Bitte.«

Er legte seine Hand über die meine und drückte zu, doch ich empfand die Geste nicht als beruhigend.

»Mach dir keine Sorgen, Sassenach. Ich habe mich während des ganzen *gathering* nach ihm erkundigt, die ganze Woche lang, bei Männern aus Orten von Halifax bis Charleston. Der Mann ist in der ganzen Kolonie nicht aufgetaucht.«

»Gut so«, sagte ich. Es *war* gut so, aber mir entging nicht, dass er Bonnet mit Feuereifer nachgespürt hatte - und mir nichts davon gesagt hatte. Genauso wenig entging mir, dass er mir nicht versprochen hatte, seine Suche zu beenden.

»Lass ihn in Ruhe«, wiederholte ich leise und sah ihm direkt in die Augen. »Es kommen schon genug Schwierigkeiten auf uns zu; wir brauchen nicht noch mehr.« Er war dicht an mich herangetreten, um etwaigen Unterbrechungen besser vorbeugen zu können, und ich konnte seine Stärke an jeder Stelle spüren, wo er mich berührte, wo sein Arm unter meiner Hand lag, sein Oberschenkel den meinen streifte. Ein kraftvoller Körper und ein feuriger Verstand, und das alles ummantelte einen Kern aus stahlharter Entschlusskraft, der ihn zu einem tödlichen Projektil machte, wenn er sich einmal etwas vorgenommen hatte.

»Du sagst, es ist sehr wohl deine Sache.« Seine Augen waren reglos, ihr Blau vom Winterlicht gebleicht. »Ich weiß, dass es meine Sache ist. Dann bist du also auf meiner Seite?«

Das Eis keimte in meinem Blut auf, Nadeln aus kalter Panik. Der verdammte Mistkerl! Er meinte es ernst. Es gab einen Grund, Stephen Bonnet aufzuspüren, und zwar nur den einen Grund.

Ich machte auf dem Absatz kehrt und zog ihn hinterher, so dass wir dicht aneinander gepresst dastanden, die Arme verschlungen, den Blick auf das Feuer gerichtet. Brianna, Fergus, Marsali und die Bugs lauschten gebannt auf Roger, der mit vor Kälte und Lachen leuchtendem Gesicht irgendetwas rezitierte. Jemmys Gesicht war uns über die Schulter seiner Mutter hinweg zugewandt, die runden Augen voller Neugier.

»Sie sind deine Sache«, sagte ich mit leiser, vor Intensität zitternder Stimme. »Und meine. Hat Stephen Bonnet ihnen und uns denn noch nicht genug angetan?«

»Aye, mehr als genug.«

Er zog mich dichter an sich; ich konnte seine Körperhitze durch seine Kleider spüren, doch seine Stimme war so kalt wie der Regen. Fergus' Blick fiel auf uns; er lächelte mich warm an und fuhr dann mit seiner Geschichte fort. Für ihn hatten wir zweifellos das Aussehen eines Paars, das einen kurzen Moment der Zuneigung teilte, die Köpfe einander in Liebe zugeneigt.

»Ich habe ihn laufen lassen«, sagte Jamie leise. »Und es hat nur böse Folgen gehabt. Kann ich ihn frei herumlaufen lassen, obwohl ich weiß, was für ein Mensch er ist und dass ich ihn entfesselt habe, damit er Verderben über andere bringt? Es ist, als ließe man einen tollwütigen Hund laufen - und du würdest doch wohl nicht wollen, dass ich das tue.«

Seine Hand war hart, seine Finger lagen kalt auf den meinen.

»Du hast ihn einmal gehen lassen; die Krone hat ihn wieder eingefangen - wenn er jetzt frei ist, ist es doch nicht deine Schuld!«

»Vielleicht ist es nicht meine Schuld, dass er frei ist«, räumte er ein, »aber es ist doch wohl meine Pflicht, dafür zu sorgen, dass er es nicht

bleibt - wenn ich kann.«

»Deine Pflicht liegt bei deiner Familie!«

Er nahm mein Kinn in seine Hand, neigte den Kopf und sah mich durchdringend an.

»Du glaubst, ich würde sie gefährden? Jemals?«

Ich stand einige Sekunden stocksteif da und leistete ihm Widerstand, dann ließ ich kapitulierend meine Schultern und meine Augenlider sinken. Bebend atmete ich tief ein. Ich würde nicht ganz aufgeben.

»Auch die Jagd ist nicht gefahrlos, Jamie«, sagte ich leise. »Das weißt du.«

Sein Griff entspannte sich, doch seine Hand hielt immer noch mein Gesicht umfasst, seine Finger warm auf meinem kalten Wangenknochen. Sein Daumen fuhr die Umrisse meiner Lippen nach.

»Ich weiß«, flüsterte er. Der Nebel seines Atems berührte meine Wange. »Aber ich bin schon sehr, sehr lange Jäger, Claire. Ich werde sie nicht in Gefahr bringen - das schwöre ich.«

»Sondern nur dich selbst? Was glaubst du denn, was aus uns wird, wenn du -«

Mein Blick fiel aus dem Augenwinkel auf Brianna. Sie hatte sich halb umgedreht, als sie uns sah, und strahlte jetzt freudig über das, was sie für eine Szene elterlicher Zuneigung hielt. Jamie sah sie ebenfalls; ich hörte sein leises Prusten der ironischen Belustigung.

»Mir wird nichts zustoßen«, sagte er entschieden und nahm mich dann fest in den Arm, um jede weitere Widerrede mit einem ausgiebigen Kuss zu ersticken. Aus der Richtung des Feuers ertönte schwacher Applaus.

»*Encore*!«, rief Fergus.

»*Nein*«, sagte ich zu ihm, als er mich losließ. Ich flüsterte, doch das minderte meine Heftigkeit nicht. »Nicht *encore*. Ich will den Namen Stephen Bonnet nie wieder hören!«

»Es wird alles gut«, erwiderte er flüsternd und drückte mir die Hand. »Vertrau mir, Sassenach.«

11

Stolz

Roger blickte nicht zurück, doch der Gedanke an die Findlays begleitete ihn auf seinem Weg, der ihn bergab zwischen kleinen Sträuchern und zertretenen Grasbüscheln hindurchführte.

Die beiden Jungen waren blond und hellhäutig, klein - wenn auch größer als ihre Mutter -, aber breitschultrig. Angesichts der Alterslücke zwischen den älteren Jungen und ihren kleineren Geschwistern schloss Roger, dass Mrs. Findlay wahrscheinlich zweimal geheiratet hatte. Und allem Anschein nach jetzt wieder verwitwet war.

Vielleicht sollte er Brianna von Joan Findlay erzählen, dachte er, ein weiterer Beweis, dass Ehe und Geburt nicht unbedingt tödlich für eine Frau enden mussten. Vielleicht war es aber auch besser, dieses Thema eine Zeit lang nicht mehr anzusprechen.

Doch ganz abgesehen von dem Gedanken an Joan und ihre Kinder verfolgten ihn die sanften, leuchtenden Augen lain Mhors. Wie alt mochte er sein?, fragte sich Roger und klammerte sich an einen biegsamen Kiefernzweig, um nicht auf dem losen Kies auszurutschen, der an dieser Stelle auf dem Weg lag. Es war ihm absolut nicht anzusehen; sein bleiches, verzerrtes Gesicht war faltig und verhärmt - doch vor Schmerzen und Strapazen, nicht vom Alter. Er war nicht größer als ein etwa zwölfjähriger Junge, aber Iain Mhor musste älter sein als sein Namensvetter - und Iain Og war mindestens sechzehn.

Wahrscheinlich war er jünger als Joan; vielleicht aber auch nicht. Sie hatte ihn respektvoll behandelt und Roger zu ihm geführt, so wie jede Frau einen Besucher selbstverständlich zum Oberhaupt der Familie brachte. Also nicht sehr viel jünger - vielleicht dreißig oder etwas älter?

Himmel, dachte er, wie überlebte ein solcher Mann nur so lange in einer Zeit wie dieser? Doch als er sich verlegen von Iain Mhor verabschiedet hatte, war eins der kleinen Mädchen von der Rückseite her in den groben Unterschlupf gekrochen. Dabei hatte sie ein Schüsselchen Milchpudding vor sich hergeschoben und sich dann ganz selbstverständlich mit dem Löffel in der Hand an den Kopf ihres Onkels gesetzt. Iain Mhor hatte genug Gliedmaßen und Finger - er hatte eine Familie.

Bei diesem Gedanken spürte er ein Ziehen in der Brust, irgendwo zwischen Schmerz und Freude - das sich in Beklommenheit verwandelte, als er sich an Joan Findlays Worte erinnerte.

Bringt sie mir gesund nach Hause. Aye, und wenn nicht, dann stand Joan als die alleinige Ernährerin von zwei kleinen Mädchen und einem hilflosen Bruder da. Ob sie wohl Grundbesitz hatte?, fragte er sich.

Seit der Proklamation an diesem Morgen hatte er eine Menge Gerede über die Regulatoren gehört. Da die ganze Sache offensichtlich nicht wichtig genug gewesen war, um in den Geschichtsbüchern Erwähnung zu finden, hielt er es für unwahrscheinlich, dass die Miliz tatsächlich in Aktion treten würde. Wenn es aber doch dazu kam, so schwor er sich, einen Weg zu finden, Iain Og und Hugh Findlay von der Gefahr fernzuhalten. Und falls es Handgeld gab, sollten sie ihren Anteil bekommen.

In der Zwischenzeit... er zögerte. Er war gerade an Jocasta Camerons Lager vorbei gegangen. Zwischen den zahlreichen Zelten, Wagen und Unterständen ging es so geschäftig zu wie in einem kleinen Dorf. Um für ihre Hochzeit gerüstet zu sein - jetzt sogar eine Doppelhochzeit -, hatte Jocasta fast all ihre Haussklaven und dazu sogar einige Feldarbeiter mitgebracht. Sie hatte nicht nur Vieh, Tabak und andere Handelswaren dabei, sondern auch kofferweise Kleider, Bettwäsche und Porzellan, Tischböcke, Tische, fassweise Bier und Berge von Speisen für das Fest nach der Trauung. Er und Brianna hatten heute Morgen mit Mrs. Cameron in ihrem Zelt auf Rosenporzellan gefrühstückt; es gab saftigen, gebratenen Schinken mit Zwiebeln, Hafermehlporridge mit Sahne und Zucker, Fruchtkompott, frische Maiskuchen mit Honig, Kaffee aus Jamaika... wenn er nur daran dachte, knurrte ihm schon wohlig der Magen.

Der Kontrast zwischen dieser Fülle und der gerade erlebten Armut der Findlays war zu groß, als dass er ihn stillschweigend hätte hinnehmen können. Kurz entschlossen machte er kehrt und begab sich auf den Rückweg zu Jocastas Lager.

Jocasta Cameron war zu Hause, sozusagen jedenfalls; er sah ihre schlammdurchtränkten Schuhe vor dem Zelt stehen. Ungeachtet ihrer Blindheit unternahm sie manchmal Besuche bei Freunden, wobei sie sich von Duncan oder ihrem schwarzen Butler Ulysses begleiten ließ. Weitaus öfter ließ sie jedoch das *gathering* zu sich kommen, und in ihrem Zelt wimmelte es von morgens bis abends von Besuchern, denn die schottische Society der Cape-Fear-Region und der ganzen Kolonie war darauf aus, ihre viel gepriesene Gastfreundschaft zu genießen.

Im Augenblick schien sie jedoch zum Glück allein zu sein. Roger erblickte sie durch den zurückgeschlagenen Zelteingang. Sie saß in ihrem Rattansessel und ruhte sich aus, die Füße in Pantoffeln, den Kopf entspannt zurück gelehnt. Ihre Leibdienerin Phaedre saß auf einem Hocker neben dem offenen Zelteingang, eine Nadel in der Hand, und blickte in dem gedämpften Licht mit zusammengekniffenen Augen auf eine Flut aus blauem Stoff, die ihr vom Schoß quoll.

Jocasta spürte ihn als Erste; sie setzte sich in ihrem Sessel auf, und ihr Kopf wandte sich abrupt, als er den Zelteingang berührte. Phaedre blickte verspätet auf, eher eine Reaktion auf die Bewegung ihrer Herrin als auf seine Gegenwart.

»Mr. MacKenzie. Es ist doch die Singdrossel, oder?«, sagte Mrs. Cameron und lächelte in seine Richtung.

Er lachte und folgte ihrer einladenden Geste, indem er mit gesenktem Kopf das Zelt betrat.

»So ist es. Und woran habt Ihr das erkannt, Mrs. Cameron? Ich habe doch kein Wort gesagt, geschweige denn gesungen. Klingt mein Atem so musikalisch?« Brianna hatte ihr von der gespenstischen Fähigkeit ihrer Tante erzählt, ihre Blindheit mit Hilfe anderer Sinne wettzumachen, doch ihr Scharfsinn überraschte ihn dennoch.

»Ich habe Eure Schritte gehört, und dann habe ich das Blut an Euch gerochen«, sagte sie trocken. »Die Wunde hat sich wieder geöffnet, nicht wahr? Kommt, Junge, setzt Euch. Möchtet Ihr eine Tasse Tee oder einen Whisky? Phaedre - bitte einen Lappen.«

Er fuhr sich unwillkürlich mit den Fingern an den Schnitt an seiner Kehle. Er hatte ihn im Rausch der Ereignisse des Tages ganz vergessen, doch sie hatte Recht; er hatte wieder angefangen zu bluten und einen verkrusteten Fleck an Hals und Hemdkragen hinterlassen.

Phaedre war bereits aufgestanden und hatte begonnen, ihm aus der Auswahl an Kuchen und Plätzchen auf einem kleinen Tisch neben Jocastas Sessel ein Tablett zusammenzustellen. Hätte er nicht Erde und Gras unter seinen Füßen gehabt, hätte er kaum sagen können, dass er sich nicht in Jocastas Salon auf River Run befand. Sie war in ein wollenes Schultertuch gehüllt, doch selbst dieses wurde von einer prachtvollen Rauchquarzbrosche zusammen gehalten.

»Es ist nichts«, sagte er verlegen, doch Jocasta nahm ihrer Magd den Lappen aus der Hand und bestand darauf, den Schnitt selbst zu reinigen. Ihre langen Finger waren kühl und überraschend geschickt.

Sie roch nach Holzrauch, wie jedermann auf dem Berg, und nach dem Tee, den sie gerade getrunken hatte, doch ihr haftete nichts von dem schwach säuerlichen Kamphergeruch ab, den er normalerweise mit älteren Damen assoziierte.

»Tsk, Ihr habt es auch auf Eurem Hemd«, teilte sie ihm mit, während sie den steifen Stoff missbilligend befühlte. »Sollen wir es für Euch waschen? Allerdings weiß ich nicht, ob Ihr es nass tragen möchtet; bis heute Abend wird es niemals trocken.«

»Äh, nein, Ma'am. Danke, ich habe noch eins. Für die Hochzeit, meine ich.«

»Nun denn.« Phaedre hatte ein Töpfchen Schmalzsalbe geholt; er konnte riechen, dass Claire sie hergestellt hatte, weil sie nach Lavendel und Gelbwurz duftete. Jocasta nahm einen Daumennagel voll Salbe und verteilte sie sorgfältig auf seiner Wunde. Ihre Finger bewegten sich zielsicher über sein Kinn.

Ihre Haut war gepflegt und weich, zeigte aber nicht nur die Spuren des Alters, sondern auch des Wetters. Auf ihren Wangen waren rötliche Flecken, Netze aus winzigen, geplatzten Venen, die ihr von weitem ein gesundes, vitales Aussehen verliehen. Ihre Hände waren frei von Leberflecken - natürlich, sie entstammte einer reichen Familie und hatte sicher ihr Leben lang im Freien Handschuhe getragen -, doch die Gelenke waren knotig, und ihre Handflächen waren vom Zug der Zügel leicht schwielig. Sie war keine Treibhauspflanze, diese Tochter Leochs, trotz ihrer Umgebung.

Als sie fertig war, fuhr sie ihm leicht mit der Hand über Gesicht und Kopf, zupfte ihm ein trockenes Blatt aus dem Haar, und wischte ihm dann zu seiner Überraschung mit einem feuchten Tuch über das Gesicht. Sie ließ das Tüchlein fallen, ergriff dann seine Hand und schlang ihre Finger um die seinen.

»So. Jetzt könnt Ihr Euch wieder sehen lassen! Und jetzt, da Ihr wieder gesellschaftsfähig seid, Mr. MacKenzie - wolltet Ihr mich sprechen, oder seid Ihr nur zufällig vorbeigekommen?«

Phaedre stellte ihm eine Schale Tee und ein Tellerchen mit Kuchen hin, doch Jocasta hielt seine linke Hand weiterhin fest. Das fand er zwar seltsam, doch machte es ihm diese unerwartet intime Atmosphäre leichter, mit seinem Anliegen zu beginnen.

Er formulierte es schlicht; er hatte schon öfter mit angehört, wie der Reverend solche Bitten um Mildtätigkeit aussprach, und wusste, dass man die Situation am besten für sich selbst sprechen ließ und dem Gewissen des Zuhörers die letzte Entscheidung überließ.

Jocasta hörte ihm aufmerksam zu, eine kleine Falte zwischen den Augenbrauen. Er hatte erwartet, dass sie eine Denkpause einlegen würde, als er fertig war, doch stattdessen antwortete sie sofort.

»Aye«, sagte sie, »ich kenne Joanie Findlay und ihren Bruder. Ihr habt Recht; ihr Mann ist vor zwei Jahren von der Schwindsucht dahingerafft worden. Jamie Roy hat erst gestern von ihr gesprochen.«

»Oh, wirklich?« Roger kam sich albern vor.

Jocasta nickte. Sie lehnte sich ein wenig zurück und schürzte nachdenklich die Lippen.

»Man kann ihr aber nicht einfach so Hilfe anbieten, wisst Ihr«, erklärte sie. »Ich nehme die Gelegenheit gern wahr. Aber sie ist eine stolze Frau, Joan Findlay - sie nimmt keine Almosen.« In ihrer Stimme lag ein leicht tadelnder Unterton, als hätte Roger das doch wissen müssen.

Vielleicht hätte er das, dachte er. Aber er hatte sich vom Impuls des Augenblicks leiten lassen, gerührt von der Armut der Findlays. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, dass es umso wichtiger für Joan Findlay sein würde, an ihrem einzigen, wertvollen Besitz festzuhalten - ihrem Stolz.

»Ich verstehe«, sagte er langsam. »Aber es muss doch einen Weg geben, ihr zu helfen, ohne dass sie sich beleidigt fühlt, oder?«

Jocasta neigte sacht den Kopf erst zur einen, dann zur anderen Seite, eine Angewohnheit, die ihm sehr bekannt vorkam. Natürlich - Brianna tat das ab und zu, wenn sie etwas abwägte.

»Möglicherweise«, sagte sie. »Das Fest heute Abend - die Hochzeit, aye? Natürlich kommen die Findlays auch, und sie werden sich satt essen. Es wäre nicht ungewöhnlich, wenn Ulysses ihnen für den Heimweg ein kleines Esspaket packt - so verdirbt es wenigstens nicht.« Sie lächelte kurz, dann nahm ihr Gesicht wieder seinen konzentrierten Ausdruck an.

»Der Priester«, sagte sie und strahlte plötzlich Genugtuung aus.

»Priester? Ihr meint Vater Donahue?«

Sie zog eine ihrer dichten, glatten Augenbrauen hoch und sah ihn an.

»Kennt Ihr hier noch einen anderen Priester? Aye, natürlich meine ich ihn.« Sie hob die freie Hand, und Phaedre eilte dienstbeflissen wie immer an die Seite ihrer Herrin.

»Miss Jo?«

»Such ein paar Dinge aus den Koffern heraus, Kleine«, sagte Jocasta und legte ihrer Magd die Hand auf den Arm. »Decken, Mützen, eine Schürze oder zwei; Hosen und einfache Hemden - die Stallknechte haben genug davon.«

»Strümpfe«, warf Roger rasch ein, denn ihm fielen die nackten Füße der Mädchen ein.

»Strümpfe.« Jocasta nickte. »Einfach, aber aus guter Wolle und ordentlich gestopft. Ulysses hat meine Geldbörse. Sag ihm, er soll dir zehn Shilling geben und wickele sie in eine der Schürzen. Dann pack alles zu einem Bündel zusammen und bring es Vater Donahue. Sag ihm, es ist für Joan Findlay, aber er darf ihr nicht sagen, woher es kommt. Er wird schon wissen, was er sagen soll.« Sie nickte erneut zufrieden, ließ ihre Hand vom Arm der Magd sinken und setzte sie mit einer kleinen Geste in Marsch.

»Ab mit dir - kümmere dich sofort darum.«

Phaedre murmelte etwas zur Bestätigung und ging aus dem Zelt, nachdem sie den blauen Stoff ausgeschüttelt hatte, an dem sie genäht hatte, und ihn sorgfältig zusammengefaltet über ihren Hocker gelegt hatte. Er sah, dass es Briannas Hochzeitskleid war; das Dienstmädchen war gerade dabei gewesen, die letzten der Dutzende winziger Knöpfe anzunähen, die das Mieder schlossen. Er hatte eine plötzliche Vision von Briannas weißen Brüsten, die zwischen zwei Flügeln aus blauem Indigo hervorquollen, und konzentrierte sich unter Schwierigkeiten wieder auf das Gespräch.

»Verzeihung, Ma'am?«

»Ich habe gesagt - ist es gut so?« Jocasta lächelte ihn viel sagend an, als hätte sie seine Gedanken lesen können. Ihre Augen waren blau wie Jamies und Briannas, aber nicht so dunkel. Sie fixierten ihn - oder waren zumindest auf ihn gerichtet. Er wusste zwar, dass sie sein Gesicht nicht sehen konnte, doch sie erweckte dennoch den unheimlichen Eindruck, als könnte sie ihn *durchschauen*.

»Ja, Mrs. Cameron. Das ist - es ist sehr gütig von Euch.« Er zog seine Füße an, um sich zu erheben und sich zu verabschieden. Er ging davon aus, dass sie seine Hand sofort loslassen würde, doch stattdessen verstärkte sie ihren Druck und hielt ihn zurück.

»Nicht so schnell. Ich habe Euch etwas zu sagen, junger Mann.«

Er ließ sich wieder auf seinem Stuhl nieder und fasste sich.

»Natürlich, Mrs. Cameron.«

»Ich war mir nicht ganz sicher, ob ich jetzt etwas sagen sollte oder bis danach warten sollte - aber da Ihr jetzt hier seid, und allein...« Sie beugte sich konzentriert zu ihm herüber.

»Hat meine Nichte Euch erzählt, dass ich vorhatte, sie zur Erbin meines Eigentums zu machen, Junge?«

»Aye, das hat sie.«

Er war schlagartig auf der Hut. Brianna hatte es ihm erzählt, das stimmte - und ihm auch in aller Deutlichkeit gesagt, was sie von diesem Antrag hielt. Er machte sich darauf gefasst, ihre Einwände zu wiederholen, wenn auch hoffentlich auf taktvollere Weise als Brianna selbst. Er räusperte sich.

»Meine Frau weiß diese Ehre mit Sicherheit zu schätzen, Mrs. Cameron«, begann er vorsichtig, »aber -«

»Ach, wirklich?«, fragte Jocasta trocken. »Ich habe ihre Worte anders interpretiert. Aber Ihr kennt sie zweifellos besser als ich. Doch ganz gleich, ich habe vor, ihr mitzuteilen, dass ich es mir anders überlegt habe.«

»Oh? Nun, bestimmt wird sie -«

»Ich habe Gerald Forbes beauftragt, ein Testament aufzusetzen und River Run und alles, was dazu gehört, an Jeremiah zu vererben.«

»An -« Es dauerte eine Sekunde, bis sein Hirn die Verbindung herstellte. »Was, an Klein-Jemmy?«

Sie saß immer noch ein wenig vorgebeugt, so als sähe sie ihm ins Gesicht. Jetzt lehnte sie sich kopfnickend zurück, ohne seine Hand loszulassen. Endlich begriff er, dass sie ihn mit Hilfe dieser körperlichen Verbindung zu analysieren versuchte, wenn sie schon sein Gesicht nicht sehen konnte.

Er wünschte ihr viel Freude mit allem, was sie in seinen Fingern lesen mochte. Er war viel zu verblüfft über diese Neuigkeit, als dass er gewusst hätte, wie er darauf reagieren sollte. Himmel, was würde Brianna dazu sagen?

»Aye«, sagte sie mit einem freundlichen Lächeln. »Seht Ihr, mir ist klar geworden, dass der Besitz einer Frau bei ihrer Hochzeit ja an ihren Mann übergeht. Nicht, dass es keine Möglichkeiten gäbe, ihn fest an sie zu binden, aber es ist schwierig, und ich würde niemals unnötig einen Rechtsanwalt einschalten - ich halte es grundsätzlich für einen Fehler, den Rechtsweg einzuschlagen, meint Ihr nicht auch, Mr. MacKenzie?«

Völlig verblüfft begriff er, dass man ihn gerade gezielt beleidigte. Und nicht nur beleidigte, sondern auch warnte. Sie glaubte doch tatsächlich, er sei hinter Briannas vermutlichem Erbe her, und warnte ihn davor, sich irgendwelcher Rechtsverdreher zu bedienen, um es zu bekommen. Im ersten Moment versiegelte ihm eine Mischung aus Schock und Entrüstung die Lippen, doch dann fand er die Sprache wieder.

»Also, das ist doch das - Ihr nehmt also Rücksicht auf Joan Findlays Stolz, doch Ihr glaubt, dass ich keinen habe? Mrs. Cameron, wie könnt Ihr es wagen anzudeuten, dass -«

»Ihr seid ein hübscher Bursche, MacKenzie«, sagte sie, ohne seine Hand aus ihrer Umklammerung zu entlassen. »Ich habe Euer Gesicht gefühlt. Und Ihr tragt den Namen MacKenzie, der wirklich ein guter Name ist. Aber es gibt viele MacKenzies in den Highlands, nicht wahr? Ehrenmänner und Gauner. Jamie Roy nennt Euch seinen Verwandten - aber vielleicht tut er das ja, weil Ihr seiner Tochter versprochen seid. Ich glaube jedenfalls *nicht*, dass ich Eure Familie kenne.«

Sein Schock wich einem nervösen Impuls zu lachen. Sie und seine Familie kennen? Wohl kaum; und wie sollte er ihr auch erklären, dass er der Enkel - über sechs Generationen - ihres Bruders Dougal war? Dass er in Wirklichkeit nicht nur Jamies Neffe war, sondern auch der ihre, wenn auch etwas weiter unten auf dem Stammbaum als erwartet?

»Und auch sonst niemand, mit dem ich mich im Lauf der Woche hier unterhalten habe«, fügte sie hinzu, den Kopf zur Seite geneigt wie ein Falke, der seine Beute anvisiert.

Das war es also. Sie hatte sich bei ihren Besuchern nach ihm erkundigt - und aus nahe liegenden Gründen war es ihr nicht gelungen,

irgendjemanden aufzuspüren, der etwas über seine Herkunft wusste. Ein verdächtiger Umstand, natürlich.

Er fragte sich, ob sie ihn für einen Schwindler hielt, der Jamie umgarnt hatte, oder ob sie womöglich sogar glaubte, dass er mit Jamie unter einer Decke steckte. Nein, das wohl kaum; Brianna hatte ihm erzählt, dass Jocasta ursprünglich vorgehabt hatte, Jamie ihren Besitz zu hinterlassen - dass dieser jedoch abgelehnt hatte, weil er sich keinen solchen Klotz ans Bein binden wollte. Die hohe Meinung, die er von Jamies Intelligenz hatte, wurde erneut bestätigt.

Bevor er sich eine würdige Erwiderung ausdenken konnte, tätschelte sie - nach wie vor lächelnd - seine Hand.

»Also habe ich mir gedacht, ich hinterlasse mein gesamtes Hab und Gut dem Kleinen. Damit wäre doch alles ordentlich geregelt, oder? Brianna wird natürlich Nutznießerin des Geldes, bis der kleine Jeremiah volljährig ist - es sei denn natürlich, dem Kind stieße etwas zu.«

Ein deutlich warnender Tonfall lag in ihrer Stimme, obwohl ihr Mund weiter lächelte und sie ihre weit geöffneten, ausdruckslosen Augen weiter auf sein Gesicht heftete.

»Was? Was in Gottes Namen wollt Ihr damit sagen?« Er schob seinen Stuhl zurück, doch sie ließ seine Hand nicht los. Trotz ihres Alters war sie sehr kräftig.

»Gerald Forbes wird mein Testamentsvollstrecker sein, und mein Vermögen wird durch drei Vertrauensmänner verwaltet werden«, erklärte sie. »Doch wenn Jeremiah etwas zustoßen sollte, geht alles an meinen Neffen Hamish über.« Ihr Gesicht war jetzt völlig ernst. »Ihr würdet dann keinen Penny sehen.«

Er verdrehte seine Finger in den ihren und drückte so fest zu, dass er spürte, wie sich ihre Fingerknöchel aneinander rieben. Sollte sie doch daraus lesen, was sie wollte! Sie schnappte nach Luft, doch er ließ nicht los.

»Wollt Ihr mir damit sagen, dass Ihr glaubt, ich würde dem Kind etwas antun?« Seine Stimme klang ihm heiser in den Ohren.

Sie war blass geworden, bewahrte sich jedoch ihre Würde, indem sie die Zähne zusammenbiss und das Kinn hob.

»Habe ich das gesagt?«

»Ihr habt eine ganze Menge gesagt - und was Ihr nicht gesagt habt, spricht noch deutlichere Bände. Wie könnt Ihr mir so etwas unterstellen?« Er ließ ihre Hand los und hätte sie ihr fast auf den Schoß geschleudert.

Sie rieb sich langsam mit der anderen Hand die geröteten Finger und schürzte nachdenklich die Lippen. Die Segeltuchwände des Zeltes atmeten knisternd im Wind.

»Nun denn«, sagte sie schließlich. »Ich biete Euch meine Entschuldigung an, Mr. MacKenzie, falls ich Euch in irgendeiner Weise Unrecht getan habe. Ich hielt es jedoch für besser, wenn Ihr wisst, was mich bewegt.«

»Besser? Besser für wen?« Er stand auf und wandte sich dem Ausgang zu. Unter großen Schwierigkeiten hielt er sich davon ab, die Porzellanteller voller Kuchen und Plätzchen zu ergreifen und sie als Abschiedsgeste zu Boden zu schleudern.

»Für Jeremiah«, sagte sie ungerührt hinter ihm. »Und Brianna. Vielleicht sogar für Euch, mein Junge.«

Er fuhr herum und starrte sie an.

»Für mich? Was meint Ihr damit?«

Sie zuckte fast unmerklich mit den Achseln.

»Wenn Ihr den Jungen nicht um seiner selbst willen lieben könnt, dachte ich mir, vielleicht behandelt Ihr ihn dann wenigstens aufgrund seiner Aussichten gut.«

Er starrte sie an, und die Worte verstopften ihm die Kehle. Sein Gesicht fühlte sich heiß an, und das Blut pulsierte dumpf in seinen Ohren.

»Oh, ich weiß Bescheid«, versicherte sie ihm. »Es ist nur verständlich, wenn ein Mann keine übermäßig freundschaftlichen Gefühle für ein Kind hegt, das seine Frau einem anderen geboren hat. Aber wenn -«

Da trat er vor und packte sie so fest an der Schulter, dass sie zusammenfuhr. Sie zuckte blinzelnd zurück, und das Kerzenlicht spiegelte sich blitzend in ihrer Rauchquarzbrosche.

»Madam«, sagte er ihr ganz leise mitten ins Gesicht. »Ich will Euer Geld nicht. Meine Frau will es nicht. Und *mein Sohn* bekommt es nicht. Steckt es Euch hin, wo Ihr wollt, aye?«

Er ließ sie los, drehte sich um und trat aus dem Zelt. Dabei streifte er Ulysses, der ihm erstaunt nachblickte.

12

Rechtschaffenheit

Die Leute durchwanderten das zunehmende Zwielicht des Spätnachmittags, um sich gegenseitig an ihren Feuern zu besuchen, wie sie es jeden Tag getan hatten, doch heute herrschte auf dem Berg ein anderes Gefühl.

Zum Teil war es die süße Traurigkeit des Abschiednehmens; die Trennung von Freunden, das Auseinanderreißen frisch verbundener Liebender, das Bewusstsein, dass man manche Gesichter heute Abend zum letzten Mal auf Erden sehen würde. Zum Teil war es Vorfreude; die Sehnsucht nach dem eigenen Heim, die Freuden und Gefahren der bevorstehenden Reise. Zum Teil auch pure Erschöpfung; nörgelige Kinder, von Verantwortung geplagte Männer, Frauen, die geschafft waren von der Mühe, über offenem Feuer zu kochen und den Bedarf einer Familie an Kleidern, Arzneien und Nahrung allein mit Hilfe ihrer Satteltaschen und Maultierbündel zu stillen.

Ich selbst konnte das alles gut nachempfinden. Über die aufregende Erfahrung hinaus, neue Gesichter kennen zu lernen und Neuigkeiten zu hören, und das Glück, von Ian zu hören, war mir die Freude vergönnt gewesen - denn allen trostlosen Aspekten zum Trotz *war* es eine Freude -, neuen Patienten zu begegnen, neue Krankheiten zu sehen, zu heilen, was zu heilen war, und mich mit der Notwendigkeit konfrontiert zu sehen, Wege des Umgangs mit dem Unheilbaren zu finden.

Doch die Sehnsucht nach Hause war stark: nach meinem großen Herd mit seinem riesigen Kessel und seinem Grillgestell, dem lichterfüllten Frieden meines Behandlungszimmers, an dessen Decke Nesseln und getrockneter Lavendel in duftenden Bündeln hingen, staubgolden in der Nachmittagssonne. Meinem Federbett, weich und sauber, Leinenlaken, die nach Rosmarin und Schafgarbe dufteten.

Ich schloss für einen Moment sehnsuchtsvoll die Augen und beschwor ein Bild dieser himmlischen Zuflucht herauf, dann öffnete ich sie wieder und stellte mich der Realität: ein verkrustetes Bratblech, schwarz von den Überresten verbrannter Haferkekse, nasse Schuhe und durchgefrorene Füße, feuchte Kleider, kratzig von Sand und Maismehl, Vorratskörbe, deren Fülle zu einem einzigen Brotlaib - an dem sich schon die Mäuse gütlich getan hatten -, zehn Äpfeln und einem Eckchen Käse dahingeschwunden waren. Drei kreischende Babys, eine völlig erledigte, junge Mutter mit einer Brustentzündung und rissigen Brustwarzen, eine junge Braut am Rande des Nervenzusammenbruchs, ein totenbleiches Dienstmädchen mit Menstruationskrämpfen, vier leicht angetrunkene Schotten - und ein Franzose in ähnlichem Zustand -, die das Lager wie Bären heimsuchten und wieder verließen und heute Abend beim Packen keine große Hilfe sein würden... und ein tiefer, ziehender Schmerz in meinem Unterleib, der mir die unwillkommene Mitteilung machte, dass meine eigene Monatsblutung - die in letzter Zeit zum Glück seltener und nicht mehr in monatlichen Abständen auftrat - beschlossen hatte, Lizzies Gesellschaft zu leisten.

Ich biss die Zähne zusammen, rupfte ein kaltes, feuchtes Tuch von einem Busch und watschelte mit zusammengepressten Oberschenkeln den Pfad zur Frauenlatrine hinunter.

Das Erste, was mich bei meiner Rückkehr begrüßte, war der scharfe Gestank verrußten Metalls. Ich sagte etwas sehr Ausdrucksstarkes auf Französisch - eine nützliche, kleine Redewendung, die ich im Hôpital des Anges gelernt hatte, wo Kraftausdrücke oft die beste Medizin waren, die zur Verfügung stand.

Marsali stand der Mund offen. Germain sah mich bewundernd an und wiederholte den Ausdruck korrekt und mit dem schönsten Pariser Akzent.

»Tut mir Leid«, sagte ich und warf Marsali einen entschuldigenden Blick zu. »Aber irgendjemand hat den Teekessel trocken kochen lassen.«

»Das macht nichts, Mutter Claire«, sagte sie seufzend, während sie die kleine Joan schaukelte, die wieder zu schreien begonnen hatte. »Das ist

auch nicht schlimmer als die Dinge, die sein Vater ihm mit Absicht beibringt. Haben wir irgendwo einen trockenen Lappen?«

Ich suchte bereits hastig nach einem trockenen Lappen, um den Drahtgriff des Kessels anfassen zu können, doch es waren nur triefende Windeln und nasse Strümpfe zu finden. Doch ein Kessel war schwer zu ersetzen, und ich hatte nicht vor, ihn zu opfern. Ich wickelte mir eine Rockfalte um die Hand und riss den Kessel von den Flammen. Die Hitze schoss wie ein Blitz durch den feuchten Stoff, und ich ließ ihn fallen.

»Merde!«, imitierte Germain mich fröhlich.

»In der Tat«, sagte ich und saugte an meinem verbrannten Daumen. Der Kessel lag zischend und qualmend im nassen Laub, und ich versetzte ihm einen Tritt, der ihn in eine Schlammpfütze rollen ließ.

»Merde, merde, merde, *merde«,* sang Germain zur Melodie von »Ringel, rangel, Rose...« - eine Demonstration musikalischer Frühreife, die unter den gegebenen Umständen leider wenig Beifall fand.

»Halt jetzt endlich den Mund, Kleiner«, sagte ich.

Er dachte gar nicht daran. Jemmy stimmte in Joans Gebrüll ein, Lizzie - die aufgrund der widerstrebenden Trennung von ihrem Privatgefreiten Ogilvie einen Rückfall erlitten hatte - fing unter ihrem Busch zu stöhnen an, und es begann zu hageln. Kleine, weiße Eiskörner tanzten auf dem Boden und prallten stechend von meiner Kopfhaut ab. Ich zog die nasse Morgenhaube von einem Ast und setzte sie mir auf, worauf ich mir vorkam wie eine extrem gereizte Kröte unter einem besonders unansehnlichen Pilz. Jetzt fehlten nur noch die Warzen, dachte ich.

Der Hagel war nur von kurzer Dauer. Doch als das Rauschen und Prasseln nachließ, kam das Knirschen schlammiger Schuhe den Pfad entlang. Jamie mit Vater Kenneth im Schlepptau, beide mit verkrustetem Hagel auf Haar und Schultern.

»Ich habe den guten Vater zum Tee mitgebracht«, sagte er und sah sich strahlend auf der Lichtung um.

»Nein, das hast du nicht«, sagte ich unheilvoll. Und wenn er dachte, ich hätte die Sache mit Stephen Bonnet vergessen, irrte er sich ebenfalls.

Als er meinen Tonfall hörte, drehte er sich um und fuhr beim Anblick meiner Morgenhaube in übertriebenem Entsetzen zurück.

»Bist du das, Sassenach?«, fragte er in gespieltem Schrecken und tat so, als beugte er sich vor, um unter die tief hängenden Rüschen der Haube zu linsen. Angesichts der Gegenwart des Priesters verzichtete ich darauf, Jamie einen Tritt vor eine empfindliche Stelle zu versetzen und begnügte mich stattdessen mit dem Versuch, ihn mit meinen Blicken ä la Medusa zu versteinern.

Anscheinend bemerkte er das jedoch nicht, denn er wurde von Germain abgelenkt, der jetzt in kleinen Kreisen herumtanzte und zur Melodie von »Row, Row, Row your boat« Thema und Variationen meines französischen Ausdrucks sang. Vater Donahue wurde leuchtend rosa vor Anstrengung, sich den Anschein zu geben, als verstünde er kein Französisch.

»*Tais-toi, sot*«, sagte Jamie und griff in seinen Sporran. Er sagte es ausgesprochen liebenswürdig, jedoch mit dem Tonfall eines Menschen, der unbedingten Gehorsam erwartet. Germain hielt abrupt inne. Sein Mund stand offen, und Jamie steckte ihm prompt ein Bonbon hinein. Germain schloss den Mund und begann, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Sein Lied war vergessen.

Ich griff nach dem Kessel, wobei ich erneut eine Hand voll meines Rocksaums als Topflappen benutzte. Jamie bückte sich, hob einen kräftigen Ast auf und nahm mir damit den Griff des Kessels sauber aus der Hand.

»voilä!«, sagte er und hielt ihn mir entgegen.

»Merci«, sagte ich mit einem ausgeprägten Mangel an Dankbarkeit. Trotzdem nahm ich den Ast entgegen und machte mich zum nächsten Rinnsal auf. Den rauchenden Kessel trug ich wie eine Lanze vor mir her.

Als ich einen steinigen Teich erreichte, ließ ich den Kessel scheppernd fallen, riss mir die Morgenhaube vom Kopf - es hatte jetzt ganz aufgehört zu hageln -, schleuderte sie in ein Riedbüschel und trampelte darauf herum. Ich hinterließ einen großen, schlammigen Fußabdruck auf dem Leinen.

»Ich wollte damit nicht sagen, dass sie dir nicht steht, Sassenach«, sagte eine belustigte Stimme hinter mir.

Ich sah ihn kalt und mit hochgezogener Augenbraue an.

»Du wolltest aber auch nicht etwa sagen, *dass* sie mir steht, oder?«

»Nein. Du siehst damit aus wie ein Giftpilz. So ist es besser«, versicherte er mir.

Er zog mich an sich und neigte den Kopf, um mich zu küssen. »Nicht, dass ich den Gedanken nicht zu schätzen wüsste«, sagte ich, und mein Tonfall ließ ihn wenige Millimeter von meinem Mund entfernt inne halten. »Aber einen Zentimeter weiter, und ich glaube, ich beiße dir ein Stück von deiner Lippe ab.«

Mit den Bewegungen eines Mannes, der gerade festgestellt hat, dass der Stein, den er achtlos aufgehoben hat, in Wirklichkeit ein Wespennest ist, richtete er sich gerade auf und entfernte ganz, ganz langsam die Hände von meiner Taille.

»Oh«, sagte er. Er legte den Kopf zur Seite und betrachtete mich mit geschürzten Lippen. »Du siehst tatsächlich ein bisschen erledigt aus, Sassenach.«

Das stimmte zwar zweifelsohne, doch es von Jamie bestätigt zu hören, gab mir das Gefühl, in Tränen ausbrechen zu müssen. Offensichtlich war mir das anzusehen, denn er nahm mich - ganz sanft - bei der Hand und führte mich zu einem großen Felsen.

»Setz dich«, sagte er. »Mach die Augen zu, *a nighean donn.* Ruh dich paar Minuten aus.«

Ich blieb mit geschlossenen Augen und hängenden Schultern sitzen. Schwappendes Wasser und gedämpftes Scheppern kündeten davon, dass er den Kessel säuberte und füllte.

Er stellte den vollen Kessel mit einem leisen *Klank* zu meinen Füßen ab und ließ sich dann daneben im Laub nieder, wo er schweigend sitzen blieb. Ich konnte das schwache Seufzen seines Atems und gelegentliches

Schniefen und Rascheln hören, wenn er sich seine tropfende Nase am Ärmel abwischte.

»Es tut mir Leid«, sagte ich schließlich und schlug die Augen auf.

Er drehte sich halb lächelnd um und sah mich an.

»Was denn, Sassenach? Es ist ja nicht so, als hättest du dich geweigert, mein Bett zu teilen - zumindest hoffe ich, dass es so weit dann doch noch nicht ist.«

»Nein«, sagte ich reumütig. »Nachdem ich zwei Wochen auf dem Boden geschlafen habe, würde ich *jedes* Bett teilen.« Bei diesen Worten schossen seine Augenbrauen in die Höhe, und ich lachte überrumpelt.

»Nein«, sagte ich noch einmal. »Ich bin einfach nur... erledigt.« In meinem Unterleib verkrampfte sich etwas, und es folgte ein anhaltender Schmerz. Ich verzog das Gesicht und presste meine Hand auf die Stelle.

»Oh!«, sagte er wieder, denn plötzlich verstand er. »Diese Sorte von erledigt.«

»Diese Sorte von erledigt«, pflichtete ich ihm trocken bei. Ich stieß den Kessel mit dem Zeh an. »Ich bringe ihn besser zurück; ich brauche kochendes Wasser, damit ich meine Weidenrinde ziehen lassen kann. Das dauert ziemlich lange.« So war es; es dauerte über eine Stunde, und bis dahin würden sich die Krämpfe heftig verschlimmert haben.

»Zum Teufel mit deiner Weidenrinde«, sagte er und brachte aus den Tiefen seines Hemdes eine silberne Feldflasche zum Vorschein. »Versuch’s mal hiermit. Zumindest brauchst du es nicht erst zu kochen.«

Ich drehte den Stopfen heraus und atmete ein. Whisky, noch dazu sehr guter Whisky.

»Ich liebe dich«, sagte ich aufrichtig, und er lachte.

»Ich liebe dich auch, Sassenach«, sagte er und berührte sanft meinen Fuß.

Ich trank einen Schluck und ließ ihn mir tröpfchenweise durch die Kehle rinnen. Er sickerte angenehm über meine Schleimhäute, stieß dann auf Grund und stieg in einer plötzlichen, bernsteinfarbenen Rauchwolke

wieder auf, die all meine Ritzen füllte und sich langsam und lindernd um die Quelle meines Leidens legte.

»Ooooooh«, seufzte ich und nahm noch einen Schluck. Ich schloss die Augen, um ihn besser zu genießen. Ein irischer Bekannter hatte mir einmal versichert, dass wirklich guter Whisky Tote erwecken könnte. Ich sah keinen Grund, ihm zu widersprechen.

»Der ist ja wunderbar«, sagte ich, als ich meine Augen wieder aufschlug. »Woher hast du ihn?« Wenn ich auch nur etwas davon verstand, war das zwanzig Jahre alter Scotch - kein Vergleich mit dem rohen Schnaps, den Jamie auf dem Hang hinter unserem Haus destillierte.

»Jocasta«, sagte er. »Er sollte ein Hochzeitsgeschenk für Brianna und ihren jungen Mann sein, aber ich habe mir gedacht, du hattest ihn nötiger.«

»Da hast du Recht.«

Wir saßen kameradschaftlich schweigend da, und ich nippte an meinem Whisky, während der Drang, Amok zu laufen und jedermann in Sichtweite abzuschlachten, nach und nach gemeinsam mit dem Whiskyspiegel in der Flasche abflaute.

Der Regen war wieder einmal weiter gezogen, und ringsum tropfte es friedlich von den Blättern. Eine Gruppe von Fichten stand dicht bei uns; ich konnte ihren kühlen Harzgeruch riechen, eine durchdringende, saubere Note, die den schwereren Duft des nassen Laubes am Boden, der glimmenden Feuer und der nassen Stoffmassen überlagerte.

»Es ist drei Monate her, seit du zum letzten Mal deine Periode hattest«, bemerkte Jamie beiläufig. »Ich dachte schon, sie hätte vielleicht aufgehört.«

Ich stellte immer wieder mit großer Verblüffung fest, wie genau er solche Dinge beobachtete - doch er war schließlich Bauer und Viehzüchter. Er war mit dem gynäkologischen Werdegang und dem Fruchtbarkeitszyklus sämtlicher weiblichen Tiere in seinem Besitz genauestens vertraut; wahrscheinlich gab es keinen Grund, davon auszugehen, dass er bei mir eine Ausnahme machen würde, nur weil nicht davon auszugehen war, dass ich ferkeln oder rossig werden würde.

»Es ist nicht wie ein Zapfhahn, den man einfach so zudreht, weißt du«, sagte ich ziemlich gereizt. »Leider. Es wird nur immer unregelmäßiger und hört irgendwann auf, aber man kann nie wissen, wann.«

»Ah.«

Er beugte sich vor, die Arme über den Knien verschränkt, und sah friedlich zu, wie sich Zweige und Blätter auf den Wellen des Rinnsals wiegten.

»Ich könnte mir vorstellen, dass es eine Erleichterung wäre, wenn damit Schluss wäre. Weniger Sauerei.«

Ich unterdrückte das Bedürfnis, gehässige Vergleiche bezüglich der sexuellen Körperflüssigkeiten von Männern und Frauen anzustellen.

»Kann schon sein«, sagte ich. »Ich sage dir dann Bescheid, ja?«

Er lächelte schwach, war aber klug genug, das Thema nicht weiter zu verfolgen, denn er konnte die Schärfe in meiner Stimme hören.

Ich nippte noch ein wenig an dem Whisky. Der abgehackte Ruf eines Spechtes - die Sorte, die Jamie als Grünspechte bezeichnete - hallte tief im Wald wider und verstummte dann. Bei diesem Wetter waren nur wenige Vögel unterwegs; die meisten hatten sich einfach im nächsten Unterschlupf zusammengekauert, wenn ich auch irgendwo weiter flussabwärts das plaudernde Quaken einer kleinen Schar durchziehender Enten hören konnte. *Ihnen* machte der Regen nichts aus.

Jamie reckte sich plötzlich.

»Äh... Sassenach?«, sagte er.

»Was denn?«, fragte ich überrascht.

Er senkte schüchtern den Kopf, was ganz untypisch für ihn war.

»Ich weiß nicht, ob ich es vielleicht falsch gemacht habe, aber wenn ja, dann muss ich dich um Verzeihung bitten.«

»Natürlich«, sagte ich ein wenig unsicher. Und was bitte verzieh ich ihm hiermit? Ehebruch wohl kaum, aber es konnte so gut wie alles andere sein, bis hin zu und einschließlich bewaffneter Überfälle, Brandstiftung,

Straßenraub und Gotteslästerung. Gott, ich hoffte, es hatte nichts mit Bonnet zu tun.

»Was hast du denn angestellt?«

»Ich selbst eigentlich nichts«, sagte er leicht verlegen. »Es ist eher so, dass ich gesagt habe, *du* würdest etwas tun.«

»Oh?«, sagte ich mit einem Hauch von Argwohn. »Und was ist das? Wenn du Farquard Campbell gesagt hast, ich würde seine fürchterliche, alte Mutter noch einmal besuchen...«

»Oh nein«, versicherte er mir. »Nichts dergleichen. Aber ich habe Josiah Beardsley versprochen, dass du ihm vielleicht heute die Mandeln herausnimmst.«

»Dass ich *was* tue?« Ich sah ihn mit großen Augen an. Ich war Josiah Beardsley, einem Jungen mit dem schlimmsten Mandelabszess, den ich je gesehen hatte, tags zuvor zum ersten Mal begegnet. Ich war sogar so beeindruckt vom vereiterten Zustand besagter Drüsen gewesen, dass ich sie beim Abendessen vor aller Ohren beschrieben hatte - woraufhin sich Lizzie grün verfärbt und Germain ihre zweite Kartoffel spendiert hatte - und gleichzeitig erwähnt hatte, dass eine Operation eigentlich die einzig mögliche, wirksame Heilmethode darstellte. Ich hatte allerdings nicht damit gerechnet, dass Jamie mein Geschäft ankurbeln würde.

»Warum denn?«, fragte ich.

Jamie lehnte sich ein wenig zurück und sah zu mir auf.

»Ich will ihn haben, Sassenach.«

»Wirklich? Wozu denn?« Josiah war knapp vierzehn - oder zumindest glaubte er, dass er vierzehn war; er wusste nicht genau, wann er zur Welt gekommen war, und seine Eltern waren schon zu lange tot, als dass man es hätte sagen können. Auch für einen Vierzehnjährigen war er noch zu klein; er war unterernährt, und seine Beine waren ein wenig krumm, weil er Rachitis gehabt hatte. Außerdem legte er alle Anzeichen diverser Parasiteninfektionen an den Tag, und sein keuchender Atem konnte genauso gut von einer Tuberkuloseerkrankung wie von einer schlimmen Bronchitis herrühren.

»Als Pächter natürlich.«

»Oh? Und ich dachte, du hättest sowieso schon mehr Bewerber als du nehmen kannst.«

Das dachte ich nicht nur; ich wusste es genau. Wir hatten absolut kein Geld, auch wenn Jamie im Lauf des *gathering* durch seine Tauschgeschäfte fast - nicht ganz - alles beglichen hatte, was wir diversen Kaufleuten aus Cross Creek für Eisenwaren, Reis, Werkzeuge, Salz und andere Kleinigkeiten schuldeten. Wir hatten Land in Hülle und Fülle - das meiste davon Wald -, jedoch keine Mittel, um den Leuten dabei zu helfen, sich darauf niederzulassen oder es zu bebauen. Mit den Chisholms und den McGillivrays hatten wir die Zahl neuer Pächter, die wir noch verkraften konnten, schon heftig überschritten.

Jamie nickte nur, ohne auf diese Komplikationen einzugehen.

»Aye. Aber Josiah hat das Zeug dazu.«

»Hm«, sagte ich skeptisch. Es stimmte, dass der Junge einen zähen Eindruck machte - und das war es wahrscheinlich, was Jamie meinte; die bloße Tatsache, dass er so lange auf sich selbst gestellt überlebt hatte, sprach schon dafür. »Kann sein. Aber das trifft auch auf eine Menge anderer Leute zu. Was ist es denn, das ihn für dich so begehrenswert macht?«

»Er ist vierzehn.«

Ich sah ihn an, eine Augenbraue fragend hoch gezogen, und sein Mund verbreiterte sich zu einem ironischen Lächeln.

»Alle Männer zwischen sechzehn und sechzig müssen in der Miliz dienen, Sassenach.«

Ich spürte einen leichten, unangenehmen Druck in der Magengrube. Ich hatte den unwillkommenen Aufruf des Gouverneurs zwar nicht vergessen, hatte aber im Eifer des Gefechtes noch keine Zeit gefunden, mir genauere Gedanken darüber zu machen, wie seine praktischen Konsequenzen aussehen würden.

Jamie seufzte und reckte die Arme, wobei er seine Knöchel dehnte, bis sie knackten.

»Dann wirst du es also tun?«, fragte ich. »Eine Milizkompanie aufstellen und gehen?«

»Ich muss«, sagte er schlicht. »Tryon hat mich bei den Eiern, und ich habe keine Lust auszuprobieren, ob er auch zudrücken wird, aye?«

»Das habe ich befürchtet.«

Jamies pittoreske Einschätzung der Lage war unglücklicherweise zutreffend. Auf der Suche nach einem loyalen, kompetenten Mann, der bereit war, die Besiedelung einer großen Parzelle wilden Hinterlandes auf sich zu nehmen, hatte Gouverneur Tryon Jamie eine königliche Landvergabe knapp östlich der Vertragslinie angeboten, pachtfrei für zehn Jahre. Ein faires Angebot, das angesichts der schwierigen Siedlungsbedingungen in den Bergen allerdings nicht ganz so großzügig war, wie es auf den ersten Blick aussah.

Der Haken an der Sache war, dass die Nutznießer solcher Landvergaben von Gesetzes wegen männliche, weiße Protestanten von gutem Charakter und über dreißig sein mussten. Jamie erfüllte zwar alle anderen Anforderungen, doch der Gouverneur wusste sehr wohl, dass er katholisch war.

Solange er tat, was der Gouverneur verlangte... nun, der Gouverneur war ein erfolgreicher Politiker und wusste Unannehmlichkeiten unter den Teppich zu kehren. Widersetzte er sich aber, reichte ein simpler Brief aus New Bern, um Fraser’s Ridge der dort ansässigen Frasers zu entledigen.

»Hm. Du meinst also, wenn du die verfügbaren Männer aus Fraser’s Ridge mitnimmst - kannst du nicht ein paar dalassen?«

»Ich habe doch so schon nicht genug, Sassenach«, sagte er. »Fergus kann ich wegen seiner Hand dalassen, und Mr. Wemyss kann sich um unseren Hof kümmern. Niemand weiß, dass er kein Leibeigener mehr ist, und es sind nur freie Männer verpflichtet, sich der Miliz anzuschließen.«

»Und nur solche, die körperlich dazu in der Lage sind. Damit entfällt Joanna Grants Mann; er hat einen Holzfuß.«

Er nickte.

»Aye, und der alte Arch Bug, denn er ist bestimmt schon siebzig. Macht vier Männer - und vielleicht acht Jungs unter sechzehn - für dreißig Heimstätten und über hundertfünfzig Menschen.«

»Die Frauen kommen wahrscheinlich ganz gut allein zurecht«, sagte ich. »Es ist schließlich Winter; es gibt keine Felder zu bestellen. Und es sind keine Schwierigkeiten mit den Indianern zu erwarten, nicht zur Zeit.« Mein Haarband hatte sich gelöst, als ich die Haube abgesetzt hatte. Mein Haar entwich nun in alle Richtungen aus den aufgelösten Zöpfen und klebte sich in feuchten, lockigen Strähnen an meinen Hals. Ich zog das Band ganz ab und versuchte, mein Haar mit den Fingern auszukämmen.

»Was ist denn nun an Josiah Beardsley so wichtig?«, fragte ich. »Ein vierzehnjähriger Junge kann doch wohl kaum so viel bewirken.«

»Beardsley ist Jäger«, sagte Jamie, »und zwar ein guter. Er hat fast zwei Zentner Wolfs-, Rotwild- und Biberfelle zum *gathering* mitgebracht, und er sagt, er hat sie alle allein gejagt. Besser könnte ich das auch nicht.«

Das war ein echtes Kompliment, und ich schürzte zum Zeichen stiller Anerkennung die Lippen. Felle waren die wichtigste - eigentlich auch die einzige - Einnahmequelle, die im Winter in den Bergen einigen Wert hatte. Wir hatten jetzt schon kein Geld mehr - nicht einmal das Proklamationsgeld aus Papier, das nur einen Bruchteil von echtem Sterlingsilber wert war -, und ohne Felle, die wir im Frühjahr verkaufen konnten, würde es schwierig werden, den Saatmais und den Weizen zu kaufen, den wir brauchten. Und wenn sämtliche Männer verpflichtet wurden, den Großteil des Winters durch die Kolonie zu ziehen und Regulatoren zur Räson zu bringen, anstatt zu jagen...

Die meisten Frauen in Fraser’s Ridge konnten mit einem Gewehr umgehen, doch kaum eine von ihnen konnte ernsthaft jagen, da sie durch die Bedürfnisse ihrer Kinder an Heim und Herd gefesselt waren. Selbst Brianna, die eine sehr gute Jägerin war, konnte sich nicht mehr als eine halbe Tagesreise von Jemmy entfernen - nicht annähernd weit genug für Wolf und Biber.

Ich rieb mir mit der Hand durch die feuchten Locken und schüttelte die losen Strähnen aus.

»Nun gut. Das kann ich verstehen. Aber was haben seine Mandeln damit zu tun?«

Jamie sah zu mir auf und lächelte. Anstatt sofort zu antworten, stand er auf, schritt um mich herum und trat hinter mich. Mit fester Hand sammelte er die flüchtigen Strähnen ein, ordnete die losen Haare und flocht sie in meinem Nacken zu einem festen, dicken Zopf. Er nahm das Band von meinem Schoß und band es zu einer ordentlichen Schleife.

»Bitte sehr.« Er setzte sich wieder neben meine Füße. »Nun zu den Mandeln. Du hast dem Jungen gesagt, er müsste sie herausnehmen lassen, oder seine Halsbeschwerden würden sich verschlimmern.«

»So ist es auch.«

Josiah Beardsley hatte mir geglaubt. Und nachdem er letzten Winter dem Tod nur knapp entronnen war, als er um ein Haar an einem Abszess in seiner Kehle erstickt war, der dann doch noch aufgeplatzt war, war er nicht besonders erpicht darauf, diese Erfahrung zu wiederholen.

»Du bist der einzige Chirurg nördlich von Cross Creek«, sagte Jamie. »Wer sollte es sonst tun?«

»Nun ja«, sagte ich unsicher. »Aber...«

»Also habe ich dem Jungen ein Angebot gemacht«, unterbrach mich Jamie. »Eine Landparzelle - der gute Roger und ich werden ihm helfen, eine Blockhütte zu bauen, wenn die Zeit gekommen ist, und er gibt mir für die nächsten drei Winter die Hälfte von dem, was er an Fellen erbeutet. Er ist damit einverstanden - vorausgesetzt, du tust deinen Teil dazu und nimmst ihm die Mandeln heraus.«

»Aber warum ausgerechnet heute? Ich kann doch hier niemandem die Mandeln entfernen!« Ich deutete auf den triefenden Wald.

»Warum denn nicht?« Jamie zog eine Augenbraue hoch. »Hast du nicht gestern Abend noch gesagt, dass es keine große Sache ist - nur ein paar kurze Schnitte mit deinem kleinsten Messer?«

Ich rieb mir mit dem Knöchel unter der Nase entlang und schniefte entnervt.

»Hör mal, nur, weil es keine große, blutige Operation ist wie eine Beinamputation, heißt das nicht, dass es einfach ist!« Eigentlich war es natürlich doch eine relativ simple Operation - technisch gesehen. Es war die Möglichkeit nachfolgender Infektionen und die Notwendigkeit sorgfältiger Pflege - ein dürftiger Ersatz für Antibiotika, aber besser als Vernachlässigung -, die Komplikationen aufwarf.

»Ich kann ihm nicht einfach die Mandeln heraushacken und ihn dann laufen lassen«, sagte ich. »Aber wenn wir wieder in Fraser's Ridge sind...«

»Er will nicht sofort mit uns kommen«, unterbrach mich Jamie.

»Und warum nicht?«, wollte ich wissen.

»Das hat er nicht gesagt; nur, dass er noch etwas zu erledigen hat und in der ersten Dezemberwoche nach Fraser's Ridge kommt. Er kann auf dem Speicher über dem Kräuterschuppen schlafen«, fügte er hinzu.

»Also erwartest du - und er -, dass ich ihm einfach so die Mandeln herausrupfe, ihn mit ein paar Stichen nähe und ihn fröhlich seiner Wege schicke?«, fragte ich sardonisch.

»Bei dem Hund hast du das doch auch ganz gut hinbekommen«, sagte er grinsend.

»Oh, das hast du also gehört.«

»Oh, aye. Und das mit dem Jungen, der sich die Axt in den Fuß gerammt hat, auch - und von den Babys mit dem Milchschorf, und Mrs. Buchanans Zahnschmerzen und deinem Streit mit Murray MacLeod über die Gallengänge dieses Herrn...«

»Es *war* ziemlich viel zu tun heute Morgen.« Ich erschauerte kurz, als ich daran zurückdachte, und trank noch einen Schluck Whisky.

»Das ganze *gathering* spricht von dir, Sassenach. Ich musste selbst an die Bibel denken, als ich heute Morgen das Gedränge um deinen Tisch gesehen habe.«

»Die Bibel?« Ich muss bei dieser Anspielung ein verständnisloses Gesicht gemacht haben, denn sein Grinsen wurde breiter.

»Und jeder in der Menge versuchte, ihn zu berühren«, zitierte Jamie. »Denn es ging Rechtschaffenheit von ihm aus und heilte sie alle.«

Ich lachte reumütig und unterbrach mich mit einem kleinen Hickser.

»Mein Vorrat an Rechtschaffenheit ist gerade aufgebraucht, fürchte ich.«

»Keine Sorge. Es ist noch genug in der Flasche.«

Bei diesen Worten bot ich ihm den Whisky an, doch er winkte ab, die Stirn nachdenklich in Falten gelegt. Schmelzender Hagel hatte nasse Strähnen in seinem Haar zurückgelassen, und es lag ihm wie Schnüre aus flüssiger Bronze auf den Schultern - wie die verwitterte, glänzende Statue eines Kriegshelden in einem Park.

»Aber du kümmerst dich um die Mandeln des Jungen, wenn er nach Fraser's Ridge kommt?«

Ich dachte einen Augenblick nach, dann nickte ich schluckend. Es würde immer noch gefährlich sein, und normalerweise operierte ich nicht aus Gefälligkeit. Aber Josiahs Zustand war wirklich erbärmlich, und es war gut möglich, dass die fortwährenden Entzündungen ihn umbrachten, wenn ich nicht einschritt.

Jamie nickte zufrieden.

»Ja, dann tue ich es.«

Meine Füße waren aufgetaut, obwohl sie so nass waren, und ich fing an, mich warm und entspannt zu fühlen. Mein Bauch fühlte sich immer noch so an, als hätte ich einen großen Klumpen Vulkangestein verschluckt, aber es machte mir nicht mehr ganz so viel aus.

»Ich habe mich etwas gefragt, Sassenach«, sagte er.

»Ja?«

»Wo wir gerade von der Bibel geredet haben, weißt du.«

»Du hast nichts als fromme Sprüche im Kopf, was?«

Einer seiner Mundwinkel kräuselte sich, als er mich ansah.

»Aye, nun ja. Mir ist nur ein Gedanke gekommen. Als der Engel des Herrn Sarah erscheint und ihr sagt, dass sie nächstes Jahr ein Kind bekommen wird, lacht sie und sagt, dass das ein guter Witz ist, weil sie schon lange nicht mehr unter den Frauen weilt.«

»Die meisten Frauen in ihrer Situation würden das wahrscheinlich gar nicht komisch finden«, versicherte ich ihm. »Ich habe aber oft das Gefühl, dass Gott einen ganz besonderen Sinn für Humor hat.«

Er blickte auf das große Ahornblatt hinunter, das er gerade zwischen Daumen und Zeigefinger zerkleinerte, doch das schwache Zucken seines Mundes entging mir nicht.

»Das habe ich mir auch schon dann und wann gedacht, Sassenach«, sagte er sehr trocken. »Aber wie auch immer, jedenfalls hat sie das Kind bekommen, aye?«

»So behauptet es die Bibel. *Ich* habe nicht vor, das Buch Genesis der Lüge zu bezichtigen.« Ich überlegte, ob es wohl klug war, noch etwas zu trinken, beschloss aber, es mir für *noch* schlechtere Tage aufzuheben und drückte den Stopfen wieder auf die Flasche. Ich konnte hören, wie sich auf dem Lagerplatz Unruhe regte, und mein Ohr fing ein fragendes Wort auf, das vom eisigen Wind zu uns getragen wurde.

»Jemand sucht nach Ehrwürden«, sagte ich. »Schon wieder.«

Ehrwürden blickte hinter sich und verzog das Gesicht, machte aber keine direkten Anstalten, auf den Ruf zu reagieren. Er räusperte sich, und ich sah, wie eine zarte Röte ihm den Hals hinaufkroch.

»Nun, was ich sagen will, ist«, sagte er und wich sorgsam meinem Blick aus. »Sofern man nicht Maria heißt und der Heilige Geist seine Hand nicht im Spiel hat, gibt es, soweit ich weiß, nur einen Weg, schwanger zu werden. Habe ich Recht?«

»Soweit ich weiß, ja.« Ich hielt mir die Hand vor den Mund, um den aufsteigenden Schluckauf zu dämpfen.

»Aye. Und wenn es so ist... nun, dann heißt das doch, dass Sarah zu dieser Zeit nach wie vor mit Abraham ins Bett gegangen ist, oder?«

Er sah mich immer noch nicht an, aber seine Ohren waren vollkommen rot geworden, und ich begriff mit einiger Verspätung, worauf diese religiöse Erörterung hinauslief. Ich streckte meinen Zeh aus und stieß ihn sanft in die Seite.

»Du hast dich gefragt, ob ich dich vielleicht nicht mehr will?«

»Jetzt willst du mich ja auch nicht«, wies er mich in aller Logik zurecht, den Blick fest auf die zerkrümelten Überreste seines Blattes gerichtet.

»Ich komme mir vor, als hätte ich den Bauch voller Glasscherben, ich bin nass bis auf die Knochen und stecke bis zu den Knien im Schlamm, und wer auch immer da nach dir sucht, wird jeden Moment mit einer Hundemeute durch das Gebüsch brechen«, sagte ich mit einem gewissen Maß an Schärfe. »Willst du mich etwa allen Ernstes einladen, mit dir auf diesem nassen Blätterhaufen der Fleischeslust zu frönen? Denn falls das so ist...«

»Nein, nein,« sagte er hastig. »Ich meine nicht jetzt. Ich habe nur gemeint - ich habe mich nur gefragt, ob -« Seine Ohrenspitzen waren tiefrot angelaufen. Er stand abrupt auf und strich sich übertrieben heftig das Laub von seinem Kilt.

»Wenn«, sagte ich in gemessenem Tonfall, »du mich jetzt schwängern würdest, Jamie Fraser, würde ich deine Eier *en brochette* verspeisen.« Ich lehnte mich zurück und sah zu ihm auf. »Was aber die Frage angeht, ob ich mit dir ins Bett gehen würde...«

Er hielt mit seiner Beschäftigung inne und sah mich an. Ich lächelte ihn an und ließ mir meine Gedanken deutlich ansehen.

»Sobald du wieder ein Bett hast«, sagte ich, »verspreche ich dir, dass ich es nicht verschmähen werde.«

»Oh«, sagte er. Er holte tief Luft und sah plötzlich überglücklich aus. »Nun, dann ist es ja gut. Es ist nur - ich habe mir nun einmal Gedanken gemacht, weißt du.«

Einem plötzlichen, lauten Rascheln im Gebüsch folgte das Auftauchen von Mr. Wemyss, dessen schmales, nervöses Gesicht aus einem Geißblattgestrüpp hervorlugte.

»Oh, da seid Ihr ja, Sir«, sagte er sichtlich erleichtert.

»So ist es wohl«, sagte Jamie resigniert. »Gibt es ein Problem, Mr. Wemyss?«

Mr. Wemyss' Antwort kam etwas verzögert, da er sich unentrinnbar in dem Geißblatt verstrickt hatte, und ich sah mich gezwungen, mich helfend an seine Seite zu begeben. Als ehemaliger Buchhalter, der gezwungen gewesen war, sich als Leibeigener zu verkaufen, war Mr. Wemyss für das Leben in der Wildnis höchst ungeeignet.

»Ich bitte um Entschuldigung, dass ich Euch behellige, Sir«, sagte er mit hochrotem Kopf. Er zupfte nervös an einem Ästchen herum, das sich in seinem hellen, schütteren Haar verfangen hatte.

»Es ist nur - nun, sie hat gesagt, sie würde ihn vom Scheitel bis zum Schritt mit der Axt spalten, wenn er nicht verschwände, und er hat gesagt, so würde keine Frau mit ihm reden, und sie *hat* eine Axt...«

Jamie, der an die Art gewöhnt war, wie Mr. Wemyss kommunizierte, streckte die Hand nach der Whiskyflasche aus, entkorkte sie und trank einen tiefen, kräftigen Schluck. Er senkte die Flasche und fixierte Mr. Wemyss mit stechendem Blick.

»Wer?«, fragte er fordernd.

»Oh! Äh... habe ich das nicht gesagt? Rosamund Lindsay und Ronnie Sinclair.«

»Mmpfm.«

Keine guten Neuigkeiten; Rosamund Lindsay hatte in der Tat eine Axt; sie war gerade damit beschäftigt, in einer Grube am Bach mehrere Schweine auf Hickorykohle zu grillen. Außerdem wog sie fast zweihundert Pfund, und obwohl sie normalerweise gutmütig war, besaß sie ein bemerkenswertes Temperament, wenn sie sich aufregte. Was Ronnie Sinclair anging, so würde es ihm sogar gelingen, den Engel Gabriel in

Rage zu versetzen, ganz zu schweigen von einer Frau, die versuchte, im Regen zu kochen.

Jamie seufzte und reichte mir die Flasche zurück. Er richtete sich gerade auf und schüttelte sich die Tropfen von seinem Plaid, während er es ordnete.

»Geht und sagt ihnen, dass ich komme, Mr. Wemyss«, sagte er.

Mr. Wemyss' schmales Gesicht drückte lebhafte Nervosität aus bei dem Gedanken, sich in Rufweite von Rosamund Lindsays Axt zu begeben, doch seine Ehrfurcht vor Jamie war noch größer. Er verbeugte sich rasch und präzise, drehte sich um und stapfte geradewegs wieder in das Geißblattgewirr hinein.

Ein Heulen wie von einer nahenden Ambulanz verkündete das Erscheinen Marsalis, die Joan auf dem Arm hatte. Sie zupfte Mr. Wemyss einen anhänglichen Zweig vom Rockärmel und nickte ihm zu, während sie vorsichtig einen Bogen um ihn machte.

»Pa«, sagte sie ohne Umschweife. »Du musst sofort kommen. Sie haben Vater Kenneth verhaftet.«

Jamies Augenbrauen schossen in die Höhe.

»Verhaftet? Jetzt gerade? Wer denn?«

»Aye, vor einer Minute! Ein gemeiner, fetter Kerl, der gesagt hat, er sei der Sheriff des Bezirks. Er hatte zwei Männer dabei, sie haben gefragt, wer hier der Priester ist, und als Vater Kenneth gesagt hat, er, haben sie ihn bei den Armen gepackt und sind mit ihm davonmarschiert, ohne auch nur ein erklärendes Wort zu sagen!«

Jamie stieg das Blut ins Gesicht, und seine beiden steifen Finger klopften kurz gegen seinen Oberschenkel.

»Sie haben ihn von meinem Herdfeuer entführt?«, sagte er. »A *Dhia!*«

Dies war eindeutig eine rhetorische Frage, und bevor Marsali antworten konnte, knirschten Schritte aus der anderen Richtung, und Brianna tauchte hinter einer Kiefer auf.

»Was?«, bellte er sie an. Sie kniff verblüfft die Augen zu.

»Äh... Geordie Chisholm sagt, einer der Soldaten hat einen Schinken von seinem Feuer gestohlen, ob du wohl mit Leutnant Hayes darüber sprechen würdest?«

»Ja«, sagte er prompt. »Später. In der Zwischenzeit gehst du mit Marsali zurück und findest heraus, wohin sie Vater Kenneth gebracht haben. Und Mr. Wemyss...« Doch Mr. Wemyss war der Umklammerung des Geißblatts schließlich doch noch entronnen. Entferntes Krachen signalisierte seine Eile, seinen Befehl auszuführen.

Ein rascher Blick in Jamies Gesicht überzeugte beide Mädchen, dass der Tagesbefehl auf einen eiligen Rückzug lautete, und innerhalb von Sekunden waren wir wieder allein. Er holte tief Luft und atmete langsam durch die Zähne aus.

Ich hätte am liebsten gelacht, tat es aber nicht. Stattdessen trat ich dichter an ihn heran; trotz der Kälte und Nässe konnte ich die Hitze seiner Haut durch sein Plaid spüren.

»Wenigstens sind es bei mir nur die Kranken, die darauf aus sind, mich zu berühren«, sagte ich. Ich hielt ihm die Flasche hin. »Was machst *du,* wenn dir die Rechtschaffenheit ausgeht?«

Er sah zu mir hinab, und ein Lächeln breitete sich langsam über sein Gesicht. Ohne die Flasche zu beachten, bückte er sich, nahm mein Gesicht in beide Hände und küsste mich ganz sanft.

»Das«, sagte er.

Dann drehte er sich um und schritt bergab, wahrscheinlich erneut von Rechtschaffenheit erfüllt.

13

Bohnen und Barbecue

Ich trug den Kessel zu unserer Lagerstelle zurück und fand sie verlassen vor. Entfernte Stimmen und Gelächter sagten mir, dass Lizzie und Mrs. Bug - wahrscheinlich in Kinderbegleitung - auf dem Weg zum Frauenabort waren; einem Latrinengraben, den man ein Stück abseits der Lagerstelle hinter dem Schutz einer praktischen Wacholderhecke gegraben hatte. Ich hängte den vollen Kessel zum Kochen über das Feuer. Dann blieb ich ein paar Sekunden still stehen und fragte mich, in welche Richtung ich meine Bemühungen jetzt am besten lenkte.

Zwar befand sich Vater Kenneth langfristig gesehen wahrscheinlich in der ernstesten Lage, doch würde meine Gegenwart hier wohl kaum etwas bewirken. Aber ich *war* Ärztin, und Rosamund Lindsay *hatte* eine Axt. Ich zupfte mir die feuchten Haare und Kleider mehr oder minder ordentlich zurecht und machte mich auf den Weg zum Bach. Die Morgenhaube überließ ich ihrem Schicksal.

Jamie hatte die relative Wichtigkeit der vorliegenden Notfälle offensichtlich genauso eingeschätzt wie ich. Als ich mich am Bachrand durch ein Dickicht aus Weidenschösslingen kämpfte, traf ich ihn am Rand der Barbecuegrube an, wo er sich friedlich mit Ronnie Sinclair unterhielt - und sich dabei beiläufig auf den Griff der Axt stützte, die er irgendwie hatte an sich bringen können.

Ich entspannte mich ein wenig, als ich das sah, und ließ mir Zeit mit dem letzten Stück des Weges. Falls Rosamund nicht beschloss, Ronnie mit bloßen Händen zu erwürgen oder ihn mit einer Grillhaxe zu erschlagen - was beides nicht völlig undenkbar war -, würden meine ärztlichen Dienste wohl doch nicht gebraucht werden.

Die Grube war breit, eine natürliche Abflachung, die eine vergangene Flut in das lehmige Ufer gegraben hatte und die in den folgenden Jahren durch eifrige Spatenarbeit vertieft worden war. Den geschwärzten Felsen und Holzkohleverwehungen nach zu urteilen, war sie schon einige Zeit in Gebrauch. Und auch jetzt wurde sie von mehreren Parteien benutzt; die Aromen von Geflügel, Schwein, Lamm und Opossum stiegen in einer Wolke aus Apfelholz- und Hickoryrauch zum Himmel, ein würziger Weihrauch, der mir das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ.

Der Anblick der Grube war allerdings weniger appetitlich. Aus dem feuchten Holz stiegen weiße Qualmwolken auf, durch die eine Anzahl in Jute gewickelter, auf schwelenden Erhöhungen gelagerter Körper zum Teil verhüllt wurde - viele von ihnen sahen in dem Dunst haarsträubend menschenähnlich aus. Das Ganze erinnerte mich lebhaft an die Scheiterhaufen auf Jamaika, auf denen man die Leichen der Sklaven verbrannte, die die Strapazen der Atlantiküberquerung nicht überstanden hatten, und ich schluckte krampfhaft, während ich versuchte, nicht an den makaberen Grillfleischgeruch dieser Begräbnisfeuer zu denken.

Rosamund war im Augenblick unten in der Grube beschäftigt. Sie hatte den Rock bis weit über ihre pummeligen Knie geschürzt und die Ärmel aufgerollt, um ihre massiven Arme zu entblößen, während sie eine rötliche Sauce über die frei liegenden Rippen eines riesigen Schweinekadavers goss. Um sie herum lagen fünf weitere, gigantische, in nasse Jute gehüllte Umrisse, von denen duftende Rauchkringel aufstiegen und sich dann im sanften Nieselregen auflösten.

»Es ist Gift, sonst gar nichts!«, sagte Ronnie Sinclair gerade erregt, als ich hinter ihn trat. »Sie wird es ruinieren - wenn sie fertig ist, kann man es nicht einmal mehr den Schweinen vorwerfen.«

»Es *sind* Schweine, Ronnie«, sagte Jamie mit beträchtlicher Geduld. Er sah mich mit verdrehten Augen an und blickte dann in die Grube, wo zischendes Fett von den juteverhüllten Formen auf die darunter liegenden Holzkohlen tropfte. »Und ich kann mir gar nicht vorstellen, dass man Schweinefleisch so ruinieren kann - beim Kochen, meine ich -, dass es nicht mehr schmeckt.«

»Stimmt genau«, meldete ich mich helfend zu Wort und lächelte Ronnie an. »Räucherschinken, Grillkoteletts, Steaks, gebratene Haxe, Sülze, Wurst, Bries, Black Pudding... jemand hat einmal gesagt, man kann alles von einem Schwein verwerten, nur das Quieken nicht.«

»Aye, schön, aber das hier ist Barbecue, oder etwa nicht?«, sagte Ronnie sturköpfig, ohne meine vorsichtigen Versuche, die Sache mit Humor zu nehmen, zu beachten. »Jeder weiß, dass man beim Barbecue das Schwein mit Essig tränkt - so macht man es nun einmal! Ihr würdet doch schließlich auch keinen Kies unter Euer Wurstfleisch mischen, oder? Oder Euren Schinken mit Hühnerdreck kochen? Tscha!« Er wies mit einem Ruck seines Kinns auf die weiße Keramikschüssel unter Rosamunds Arm, um zu verdeutlichen, dass ihr Inhalt für ihn in dieselbe Kategorie nicht essbarer Fremdkörper fiel.

Der Wind drehte sich, und ich fing einen würzigen Hauch auf. Soweit ich es dem Geruch nach sagen konnte, schien Rosamunds Sauce Tomaten, Zwiebeln, Paprika und so viel Zucker zu beinhalten, dass sie eine dicke, schwärzliche Kruste auf dem Fleisch hinterließ und die Luft mit einem verlockenden Karamelaroma erfüllte.

»Ich schätze, dass das Fleisch nach dieser Zubereitung sehr saftig sein wird«, sagte ich und spürte, wie mein Magen unter meinem Schnürmieder zu grummeln und zu knurren begann.

»Aye, und was für wunderbar fette Schweine es sind«, sagte Jamie schmeichlerisch, als Rosamund funkelnd aufblickte. Sie war schwarz bis zu den Knien, und ihr kantiges Gesicht war von Regen-, Schweiß- und Rußstreifen durchzogen. »Sind es wilde Schweine oder wurden sie im Stall gehalten, Ma'am?«

»Wild«, sagte sie nicht ohne Stolz. Sie richtete sich auf und wischte sich eine Strähne ihres nassen, ergrauenden Haars aus der Stirn. »Mit Kastanien gemästet - es gibt nichts auf der Welt, was dem Fleisch einen besseren Geschmack verleiht!«

Ronnie Sinclair gab ein schottisches Geräusch von sich, das auf Hohn und Verachtung schließen ließ.

»Aye, der Geschmack ist so gut, dass Ihr ihn unter Eurer grässlichen Sauce verstecken müsst, die so aussieht, als wäre das Fleisch noch gar nicht gebraten, sondern roh und blutig!«

Rosamund äußerte einen ausgesprochen derben Kommentar über die angebliche Männlichkeit von Personen, denen bei dem bloßen Gedanken an Blut schon mulmig wurde, und Ronnie schien Anstalten zu machen, diesen persönlich zu nehmen. Jamie schob sich geschickt zwischen die beiden und hielt dabei die Axt außer Reichweite.

»Oh, es ist bestimmt gut durchgebraten«, erwiderte er beruhigend. »Schließlich ist Mistress Lindsay schon mindestens seit Tagesanbruch bei der Arbeit.«

»Sogar schon länger, Mr. Fräser«, erwiderte die Dame mit einer gewissen, grimmigen Genugtuung. »Ein vernünftiges Barbecue fängt man schon am Vortag an und kümmert sich die ganze Nacht darum. Ich bin schon seit gestern Nachmittag mit diesen Schweinen zugange.« Sie atmete den aufsteigenden Rauch tief ein und legte dabei einen seligen Gesichtsausdruck an den Tag.

»Ah, so muss es sein! Nicht, dass so eine gute Sauce an Euch verrohte Schotten nicht verschwendet wäre«, sagte Rosamund und legte dabei das Juteleinen wieder auf, das sie zärtlich zurechtzupfte. »Habt Eure ganzen Zungen ja schon in Euren ewigen Essig eingelegt, den Ihr über Euer Essen schüttet. Ich kann Kenny ja nur mit Mühe davon abhalten, ihn sich morgens über sein Brot und seinen Porridge zu gießen.«

Jamie übertönte Ronnies aufgebrachte Antwort auf diese Spitze mit einer lauten Frage.

»Und war es Kenny, der die Schweine für Euch gejagt hat, Mistress? Wildschweine haben einen unberechenbaren Charakter; es muss doch gefährlich sein, Tiere von dieser Größe zu jagen. Wie die Wildschweine, die wir in Schottland gejagt haben, aye?«

»Ha.« Rosamund warf einen Blick voll gutmütigem Spott auf den Berghang, wo ihr Mann - der ungefähr halb so groß war wie sie - sich wahrscheinlich gerade weniger strapaziösen Beschäftigungen widmete. »Nein, Mr. Fraser, ich habe sie alle selbst erlegt. Mit dieser Axt«, fügte sie

betont hinzu, wobei sie kopfnickend auf das fragliche Werkzeug wies und Ronnie dann mit unheilvoll zusammengekniffenen Augen ansah. »Habe ihnen mit einem Schlag den Schädel eingeschlagen, o ja.«

Ronnie, der nicht besonders schnell von Begriff war, verstand ihre Anspielung nicht.

»Es sind diese Tomatenfrüchte, die sie benutzt, *Mac Duhh«,* zischte er. Er zupfte an Jamies Ärmel und zeigte auf die rotverkrustete Schüssel. »Teufelsäpfel! Sie wird uns alle vergiften!«

»Oh, das glaube ich nicht, Ronnie.« Jamie packte Ronnies Arm mit festem Griff und lächelte Rosamund freundlich zu. »Ich nehme an, Ihr wollt das Fleisch verkaufen, oder, Mrs. Lindsay? Es wäre doch ein dummer Kaufmann, der seine Kunden umbringt, aye?«

»Bis jetzt habe ich noch keinen verloren, Mr. Fräser«, pflichtete Rosamund ihm bei, während sie ein anderes Jutestück zurückschlug und sich vorbeugte, um mit einem hölzernen Schöpflöffel Sauce über eine dampfende Haxe zu träufeln. »Und ich habe auch noch nie etwas anderes als Komplimente über den Geschmack gehört«, sagte sie, »obwohl das natürlich in Boston war, wo ich herkomme.«

Wo die Leute ihren Verstand beieinander haben, implizierte ihr Tonfall unzweifelhaft.

»Als ich das letzte Mal in Charlotteville war, bin ich einem Mann aus Boston begegnet«, sagte Ronnie, der seine fuchsroten Brauen missbilligend zusammengezogen hatte. Er zog an seinem Arm und versuchte, ihn aus Jamies Griff zu befreien, jedoch ohne Erfolg. »Er hat zu mir gesagt, er äße für gewöhnlich Bohnen zum Frühstück und Austern zur Nacht, und das jeden Tag seit seiner Kindheit. Ein Wunder, dass er noch nicht geplatzt war wie eine Schweineblase, vollgestopft mit solchem Dreck!«

»Jedes Böhnchen gibt ein Tönchen«, sagte ich fröhlich und packte die Gelegenheit beim Schopfe. »Je mehr man isst, je mehr man furzt. Je mehr man furzt, je gesünder das Mahl - drum sind Bohnen unsere Wahl!«

Ronnie klappte der Mund genauso auf wie Mrs. Lindsay. Jamie brüllte vor Lachen, und auch Mrs. Lindsays erstaunter Blick löste sich in lautes Gelächter auf. Einen Augenblick später fiel auch Ronnie zögernd ein, und ein kleines Grinsen kräuselte seinen Mundwinkel.

»Ich habe eine Zeit lang in Boston gelebt«, sagte ich freundlich, als die allgemeine Belustigung dann ein wenig nachließ. »Mrs. Lindsay, das riecht wunderbar!«

Rosamund nickte würdevoll und zufrieden.

»Ja, das tut es, Ma'am, wenn ich das sagen darf.« Sie beugte sich zu mir herüber und senkte die schrille Lautstärke ihrer Stimme zumindest ein wenig. »Das liegt an meinem Geheimrezept«, sagte sie und tätschelte die Keramikschüssel voller Besitzerstolz. »Unterstreicht den Geschmack, versteht Ihr?«

Ronnies Mund öffnete sich, doch es drang nur ein kurzes Jaulen heraus, offensichtlich weil Jamies Hand ihren Griff um seinen Bizeps verstärkte. Rosamund ignorierte das und begann ein freundliches Gespräch mit Jamie, das damit endete, dass sie sich einverstanden erklärte, ein ganzes Schwein für das Hochzeitsfest zu reservieren.

Als ich das hörte, sah ich Jamie an. Angesichts der Tatsache, dass Vater Kenneth sich derzeit wohl entweder auf dem Rückweg nach Baltimore oder unterwegs in das Gefängnis von Edenton befand, hegte ich gewisse Zweifel daran, ob heute Abend überhaupt irgendwelche Hochzeiten stattfinden würden.

Andererseits hatte ich auch gelernt, Jamie niemals zu unterschätzen. Mit einem abschließenden Kompliment an Mrs. Lindsay zerrte er Ronnie von der Grube fort und hielt nur lange genug inne, um mir die Axt in die Hand zu drücken.

»Bring das in Sicherheit, aye, Sassenach?«, sagte er und küsste mich rasch. Er grinste zu mir herunter. »Und wo hast du so viel über die Vorzüge der Bohnen gelernt?«

»Brianna hat es aus der Schule mitgebracht, als sie ungefähr sechs war«, sagte ich und erwiderte sein Lächeln. »Es ist wirklich ein kleines Lied.«

»Sag ihr, sie soll es ihrem Mann vorsingen«, riet Jamie mir. Sein Grinsen wurde breiter. »Dann kann er es in sein Büchlein schreiben.«

Er drehte sich um und legte Ronnie Sinclair kameradschaftlich, aber bestimmt den Arm um die Schultern, da dieser erneut Anstalten machte, in Richtung der Grillgrube zu entfliehen.

»Komm mit, Ronnie«, sagte er. »Ich muss ein Wörtchen mit dem Leutnant reden. Ich glaube, er hat vor, bei Mistress Lindsay einen Schinken zu kaufen«, fügte er hinzu und blinzelte mich dabei wie eine Eule an, seine Version eines zugekniffenen Auges. Dann wandte er sich wieder an Ronnie. »Und ich weiß, dass er gern hören würde, was du ihm über seinen Pa erzählen kannst. Du warst doch gut mit Gavin Hayes befreundet, nicht wahr?«

»Oh«, sagte Ronnie, und seine säuerliche Miene erhellte sich ein wenig. »Aye. Aye, Gavin war ein guter Kerl. Eine echte Schande.« Er schüttelte den Kopf - er spielte wohl auf Gavins Tod vor ein paar Jahren an. Er spitzte die Lippen und sah zu Jamie auf. »Weiß sein Sohn, was geschehen ist?«

Das war eine heikle Frage. Gavin war nämlich in Charleston wegen Diebstahls gehängt worden - ein schändlicher Tod, ganz gleich, wie man ihn betrachtete.

»Aye«, sagte Jamie leise. »Ich musste es ihm sagen. Aber ich glaube, es wird ihm helfen, wenn du ihm ein wenig von früher erzählen kannst - erzähl ihm, wie es uns ergangen ist, damals in Ardsmuir.« Etwas wie ein Lächeln erschien in seinem Gesicht, als er Ronnie anblickte, und ich sah, wie auch Sinclairs Gesichtszüge als Antwort sanfter wurden.

Jamies Hand drückte Ronnies Schulter, dann ließ er sie sinken, und sie setzten sich Seite an Seite bergauf in Bewegung. Vergessen waren die subtilen Regeln der Grillkunst.

Wie es uns ergangen ist... Ich sah ihnen nach - verbunden durch die Erinnerungen, die dieser schlichte Satz herauf beschwor. Fünf Worte, die die Nähe zurückbrachten, die durch jene Tage, Monate und Jahre geteilter Not geschmiedet worden war; eine Verwandtschaft, die jedem verwehrt blieb, der dies nicht selbst durchlebt hatte. Jamie sprach nur selten von

Ardsmuir, und das Gleiche galt auch für die anderen Männer, die es überlebt hatten, um schließlich hier die Neue Welt zu sehen.

Nebel erhob sich jetzt aus den Mulden des Berges; innerhalb von Sekunden waren die Männer nicht mehr zu sehen. Aus dem diesigen Wald über mir schwebte der Klang schottischer Männerstimmen zur Barbecuegrube herunter, die in freundschaftlichem Unisono sangen:

Jedes Böhnchen gibt ein Tönchen...

Bei meiner Rückkehr zum Lager sah ich, dass Roger von seinen Erledigungen zurückgekehrt war. Er stand am Feuer und unterhielt sich mit Brianna. Sein Gesicht war sorgenvoll.

»Mach dir keine Gedanken«, sagte ich zu ihm und langte an seiner Hüfte vorbei, um den surrenden Teekessel an mich zu nehmen. »Jamie wird es bestimmt irgendwie regeln. Er ist gerade unterwegs, um sich darum zu kümmern.«

»Wirklich?« Er machte ein etwas erschrockenes Gesicht. »Dann weiß er es schon?«

»Ja, ich denke, es kommt schon in Ordnung, sobald er den Sheriff findet.« Ich drehte die angeschlagene Teekanne, die ich unterwegs benutzte, mit einer Hand um, schüttete die alten Teeblätter auf den Boden, stellte sie auf den Tisch und goss ein wenig kochendes Wasser aus dem Kessel hinein, um die Kanne vorzuwärmen. Es war ein langer Tag gewesen, und der Abend würde wahrscheinlich genauso lang werden. Ich freute mich auf eine anständige, belebende Tasse Tee und dazu eine Scheibe des Früchtekuchens, den ich bei der Morgensprechstunde von einer meiner Patientinnen bekommen hatte.

»Den Sheriff?« Roger warf Brianna einen verblüfften Blick zu, unter den sich ein Hauch von Alarmiertheit mischte. »Sie hat mir doch nicht etwa einen Sheriff auf den Hals gehetzt, oder?«

»Dir einen Sheriff auf den Hals gehetzt? Wer denn?«, stimmte ich in den Chor der Verblüfften ein. Ich hängte den Kessel wieder an seinen

Dreifuß und griff nach der Teedose. »Was in aller Welt hast du angestellt, Roger?«

Eine schwache Röte erschien auf seinen hohen Wangen, doch bevor er antworten konnte, schnaubte Brianna los.

»Tante Jocasta die Meinung gesagt.« Sie sah Roger an, und ihre Augen verengten sich zu Dreiecken, in denen sich leichte Schadenfreude mit Belustigung mischte, als sie sich die Szene vorstellte. »Mensch, wäre ich gern dabei gewesen.«

»Was hast du denn zu ihr gesagt?«, erkundigte ich mich interessiert.

Die Röte nahm zu, und er wandte den Blick ab.

»Das möchte ich nicht wiederholen«, sagte er knapp. »Es war nicht die Art von Dingen, die man zu einer Frau sagt, geschweige denn einer älteren Dame, erst recht nicht, wenn sie im Begriff ist, zu einer angeheirateten Verwandten zu werden. Ich habe Brianna gerade gefragt, ob ich vielleicht zu Mrs. Cameron gehen und mich vor der Hochzeit noch entschuldigen sollte.«

»Nein«, sagte Brianna prompt. »Die hat vielleicht Nerven! Es war dein gutes Recht zu sagen, was du gesagt hast.«

»Na ja, den Inhalt meiner Worte bedauere ich ja auch nicht«, sagte Roger mit dem Anflug eines trockenen Lächelns zu ihr. »Nur die Form.«

»Verstehst du«, sagte er an mich gewandt, »ich überlege nur, ob ich mich entschuldigen sollte, damit es heute Abend nicht zu peinlich wird - ich möchte Brianna die Hochzeit nicht verderben.«

»Mir? Meinst du, ich heirate alleine?«, fragte sie und sah ihn mit gerunzelten Augenbrauen an.

»Oh, na ja, nein«, sagte er mit einem kleinen Lächeln. Er fasste ihr sanft an die Wange. »Ich werde schon neben dir stehen, keine Frage. Und solange wir am Ende verheiratet sind, ist mir die Zeremonie ziemlich egal. Aber du hättest es doch gern schön, oder? Und es wäre doch ein Dämpfer, wenn deine Tante mir eins mit einem Holzscheit über den Schädel brät, bevor ich >ja< sagen kann.«

Inzwischen brannte ich vor Neugier zu erfahren, was er zu Jocasta gesagt hatte, doch ich hielt es für besser, das nahe liegendere Problem zu schildern, dass es nämlich bei Redaktionsschluss sehr den Anschein hatte, dass es gar keine Hochzeit zu verderben geben würde.

»Also ist Jamie jetzt auf der Suche nach Vater Kenneth«, schloss ich. »Marsali kannte den Sheriff aber nicht, der ihn verhaftet hat, was ihm dies erschwert.«

Rogers dunkle Augenbrauen fuhren hoch, dann zogen sie sich zu einem besorgten Ausdruck zusammen.

»Ich frage mich...«, sagte er an mich gewandt. »Weißt du, ich glaube, ich habe ihn noch vor ein paar Minuten gesehen.«

»Vater Kenneth?«, fragte ich und hielt mit dem Messer über dem Früchtekuchen inne.

»Nein, den Sheriff.«

»Was? Wo?« Brianna fuhr auf dem Absatz halb herum und sah sich funkelnd um. Ihre Hand ballte sich zur Faust, und ich hielt es für eine ausgesprochen glückliche Fügung, dass der Sheriff nirgendwo in Sicht war. Eine Verhaftung Briannas wegen eines tätlichen Angriffs würde der Hochzeit tatsächlich einen Dämpfer versetzen.

»Er ist in diese Richtung gegangen.« Roger zeigte bergab in Richtung des Bachlaufes - und des Zeltes von Leutnant Hayes. In diesem Moment hörten wir Schritte durch den Schlamm platschen, und Sekunden später tauchte Jamie wieder auf. Er sah müde, besorgt und ausgesprochen verärgert aus. Offensichtlich hatte er den Priester noch nicht gefunden.

»Pa!«, begrüßte Brianna ihn aufgeregt. »Roger meint, er hat den Sheriff gesehen, der Vater Kenneth verhaftet hat.«

»Oh, aye?« Jamies Lebensgeister erwachten augenblicklich wieder. »Wo denn.« Seine linke Hand ballte sich erwartungsvoll zur Faust, und ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. »Was ist denn so lustig?«, wollte er wissen, als er das sah.

»Nichts«, versicherte ich ihm. »Hier, iss ein Stück Früchtekuchen.« Ich reichte ihm eine Scheibe, die er sich prompt in den Mund stopfte, um seine Aufmerksamkeit dann wieder auf Roger zu richten.

»Wo?«, wiederholte er undeutlich.

»Ich weiß nicht genau, ob es der Mann ist, den du suchst«, sagte Roger zu ihm. »Es war ein kleiner, schäbiger Mann. Aber er hatte jemanden festgenommen; er war gerade dabei, einen der Männer aus Drunkard's Creek in Handschellen abzuführen. MacLennan, glaube ich.«

Jamie verschluckte sich und hustete, wobei er kleine Kuchenbröckchen in das Feuer spie.

»Er hat Mr. MacLennan verhaftet? Und das hast du *zugelassen*?« Brianna starrte Roger erzürnt an. Weder sie noch Roger waren dabei gewesen, als Abel MacLennan beim Frühstück seine Geschichte erzählte, aber sie kannten ihn beide.

»Ich konnte ihn kaum daran hindern«, erwiderte Roger geduldig. »Ich habe MacLennan gefragt, ob er Hilfe bräuchte - wenn ja, dann hatte ich vor, deinen Pa oder Farquard Campbell zu holen. Aber er hat einfach nur durch mich hindurchgesehen, als wäre ich ein Geist, und als ich meine Frage wiederholt habe, hat er mich seltsam angelächelt und den Kopf geschüttelt. Ich war nicht der Ansicht, dass ich den Sheriff nur aus Prinzip verprügeln sollte. Aber wenn du -«

»Kein Sheriff«, sagte Jamie heiser. Ihm tränten die Augen, und er hielt inne, um erneut heftig zu husten.

»Ein Diebesfänger«, sagte ich zu Roger. »Das muss so etwas Ähnliches wie ein Kopfgeldjäger sein.« Der Tee war noch lange nicht fertig; ich fand eine halb volle Steingutflasche mit Ale und reichte sie Jamie.

»Wohin mag er Abel bringen?«, fragte ich. »Du hast doch gesagt, Hayes will keine Gefangenen.«

Jamie schüttelte den Kopf, schluckte und ließ die Flasche sinken. Jetzt fiel ihm das Atmen leichter.

»Das will er auch nicht. Nein, Mr. Boble - er muss es sein, aye? - bringt Abel zum nächsten Magistrat. Und wenn der gute Roger ihn gerade gesehen hat...« Er wandte sich mit nachdenklich gerunzelter Stirn auf dem Berghang um.

»Dann ist es höchstwahrscheinlich Farquard«, schloss er, und seine Schultern entspannten sich ein wenig. »Ich weiß von vier Friedensrichtern und drei Magistraten, die hier sind, und Campbell ist der Einzige von ihnen, der sein Lager auf dieser Seite hat.«

»Oh, das ist gut.« Ich seufzte erleichtert auf. Farquard Campbell war ein gerechter Mann; gesetzestreu bis ins letzte Detail, aber nicht ohne Mitgefühl - und, was womöglich noch wichtiger war, ein sehr alter Freund von Jocasta Cameron.

»Aye, wir werden meine Tante bitten, ein gutes Wort für ihn einzulegen.« Er wandte sich an Roger. »Gehst du zu ihr, MacKenzie? Ich muss Vater Kenneth finden, wenn es überhaupt eine Hochzeit geben soll.«

Roger machte ein Gesicht, als hätte er sich seinerseits gerade an einem Stück Früchtekuchen verschluckt.

»Äh... nun ja«, sagte er. »Vielleicht bin ich im Augenblick nicht der geeignete Mann, um mit Mrs. Cameron zu reden.«

Jamie starrte ihn mit einer Mischung aus Interesse und Ungeduld an.

»Wieso denn nicht?«

Mit puterrotem Gesicht wiederholte Roger die Grundzüge seiner Unterhaltung mit Jocasta Cameron - und senkte gegen Ende seine Stimme bis fast zur Unhörbarkeit.

Wir konnten ihn dennoch gut verstehen. Jamie sah mich an. Sein Mund zuckte. Dann begannen seine Schultern zu beben. Ich spürte, wie mir das Lachen unter den Rippen aufstieg, aber es war nichts im Vergleich zu Jamies unbändiger Heiterkeit. Er lachte beinahe lautlos, aber so heftig, dass ihm die Tränen in die Augen stiegen.

»Oh, Himmel«, japste er schließlich. Er hielt sich keuchend eine Hand an die Seite. »Gott, ich glaube, ich habe mir eine Rippe verknackst.« Er

streckte die Hand aus und nahm einen halb getrockneten Lappen von einem Busch, mit dem er sich achtlos das Gesicht abwischte.

»Nun gut«, sagte er, ein wenig erholt. »Dann gehst du eben zu Farquard. Wenn Abel bei ihm ist, sag Campbell, ich bürge für ihn. Bring ihn mit zurück.« Er machte eine kurze, scheuchende Geste, und Roger brach hastig auf - knallrot vor Verlegenheit, aber aufrecht und würdevoll. Brianna folgte ihm mit einem tadelnden Blick auf ihren Vater, der daraufhin nur erneut losprustete.

Ich ertränkte meine eigene Heiterkeit in einem wundervoll duftenden Schluck Tee. Ich hielt Jamie die Tasse hin, doch er winkte ab und gab sich mit dem restlichen Ale zufrieden.

»Meine Tante«, bemerkte er schließlich, »weiß ganz genau, was man mit Geld kaufen kann und was nicht.«

»Und sie hat sich - und dem ganzen Rest des Distrikts - gerade eine ausgesprochen gute Meinung von unserem armen Roger gekauft, nicht wahr?«, erwiderte ich sehr trocken.

Jocasta Cameron war eine gebürtige MacKenzie aus Leoch, eine Familie, die Jamie einmal als »bezaubernd wie die Lerchen im Felde - und gerissen wie Füchse dazu« beschrieben hatte. Ob Jocasta nun wirklich Zweifel an Rogers Motiven für seine Ehe mit Brianna gehabt hatte oder nur grundlosen Gerüchten in der Gegend von Cape Fear einen Riegel hatte vorschieben wollen, ihre Methode war jedenfalls hundertprozentig erfolgreich gewesen. Wahrscheinlich saß sie gerade in ihrem Zelt und amüsierte sich über ihre eigene Schlauheit, während sie sich schon darauf freute, die Geschichte von ihrem Angebot und Rogers Reaktion darauf zu verbreiten.

»Der arme Roger«, sagte Jamie zustimmend, und sein Mund zuckte immer noch. »Arm, aber rechtschaffen.« Er setzte die Bierflasche an, leerte sie und stellte sie mit einem kurzen Seufzer der Genugtuung ab. »Allerdings«, fügte er hinzu und sah mich an, »hat sie dem Jungen auch etwas von Wert erkauft, nicht wahr?«

»*Mein Sohn*«, zitierte ich leise und nickte. »Glaubst du, er hat das begriffen, bevor er es ausgesprochen hat? Dass er Jemmy wirklich als

seinen Sohn betrachtet?«

Jamie machte eine vage Bewegung mit den Schultern, die noch kein Achselzucken war.

»Das kann ich nicht sagen. Jedenfalls ist es aber gut, wenn er sich darüber im Klaren ist, bevor das nächste Kind kommt - eins, von dem er mit Sicherheit weiß, dass es von ihm ist.«

Ich dachte an das Gespräch, das ich heute Morgen mit Brianna geführt hatte, beschloss aber, dass es klüger war, nichts zu sagen - zumindest im Augenblick. Es war schließlich Rogers und Briannas Sache. Ich nickte und begann, das Teegeschirr wegzuräumen.

Ich spürte eine leise Wärme in meiner Magengrube, die nur zum Teil von meinem Tee herrührte. Roger hatte einen Eid geschworen, Jemmy an Sohnes Statt anzunehmen, ganz gleich, wer der wirkliche Vater des Kleinen sein mochte. Er war ein Ehrenmann, Roger, und er meinte es ernst. Doch die Stimme des Herzens ist lauter als jeder Eid, den man nur mit den Lippen ablegt.

Als ich schwanger durch die Steine zurückgekehrt war, hatte Frank mir geschworen, mich als seine Frau zu behalten, das Baby wie sein eigenes zu behandeln - und mich zu lieben wie zuvor. Seine Lippen und sein Verstand hatten ihr Bestes getan, alle drei Eide zu halten, doch am Ende war sein Herz nur bei einem davon beteiligt gewesen. Von der Sekunde an, als er Brianna zum ersten Mal in den Arm nahm, war sie seine Tochter.

Doch was, wenn es noch ein Kind gegeben hätte?, fragte ich mich plötzlich. Es war nie im Bereich des Möglichen gewesen - doch was wäre gewesen, wenn? Langsam trocknete ich die Teekanne ab und wickelte sie in ein Handtuch, während ich mir dieses mythische Kind vor Augen führte; das Kind, das Frank und ich vielleicht hätten bekommen können, jedoch nie bekommen hatten oder würden. Ich legte die eingewickelte Teekanne so sanft in die Truhe, als sei sie ein schlafendes Baby.

Als ich mich wieder umdrehte, stand Jamie nach wie vor dort und sah mich mit einem sehr merkwürdigen Ausdruck an - zärtlich, aber auch irgendwie reumütig.

»Habe ich schon daran gedacht, mich bei dir zu bedanken, Sassenach?«, sagte er, und seine Stimme war ein wenig belegt.

»Wofür?«, fragte ich verwundert. Er ergriff meine Hand und zog mich sanft an sich. Er roch nach Ale und feuchter Wolle und ganz schwach nach dem süßen Brandyaroma des Früchtekuchens.

»Für meine Kinder«, sagte er leise. »Für die Kinder, die du mir geboren hast.«

»Oh«, sagte ich. Ich ließ mich langsam nach vorn sinken und lehnte meine Stirn an seine feste, warme Brust. Ich schob meine Hände unter seinen Rock, umfasste sein Kreuz und seufzte. »Es war mir... eine Freude.«

»Mr. Fraser, Mr. Fraser!« Ich hob den Kopf, und als ich mich umdrehte, sah ich einen kleinen Jungen über den Steilhang zu uns herunterschlingern. Er wedelte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten, und sein Gesicht war leuchtend rot vor Kälte und Anstrengung.

»Uff!« Jamie hob die Hände gerade noch rechtzeitig, um den Jungen aufzufangen, als er auf den letzten paar Metern die Kontrolle verlor. Er hob den Kleinen, in dem ich Farquard Campbells Jüngsten erkannte, auf die Arme und lächelte ihn an. »Aye, Rabbie, was ist denn? Möchte dein Pa, dass ich wegen Mr. MacLennan zu ihm komme?«

Rabbie schüttelte den Kopf, und seine dünnen Haare flogen durch die Luft wie ein Schäferhundpelz.

»Nein, Sir«, keuchte er und rang nach Atem. Er schluckte Luft, und sein kleiner Hals schwoll wie der eines Frosches an, weil er sich angestrengt bemühte, zur selben Zeit zu atmen und zu sprechen. »Nein, Sir. Mein Pa sagt, er hat gehört, wo der Priester ist, und ich soll Euch den Weg zeigen, Sir. Kommt Ihr mit?«

Jamies Augenbrauen fuhren überrascht in die Höhe. Er sah mich an, dann lächelte er Rabbie zu und nickte. Er bückte sich, um den Jungen auf die Füße zu stellen.

»Aye, Junge, ich komme. Dann geh du vor.«

»Diplomatisch von Farquard«, sagte ich leise zu Jamie und wies kopfnickend auf Rabbie, der vor uns herturnte und sich dann und wann umsah, um sich zu vergewissern, dass wir auch mit ihm Schritt halten konnten. Niemand würde inmitten der Schwärme von Kindern auf dem Berg Notiz von einem kleinen Jungen nehmen. Dagegen wäre es mit Sicherheit allgemein aufgefallen, wenn Farquard selbst gekommen wäre oder einen seiner erwachsenen Söhne geschickt hätte.

Jamie schnaufte ein wenig, sein Atemnebel ein Dampfwölkchen in der zunehmenden Kälte.

»Nun, es ist schließlich nicht Farquards Problem, selbst wenn er große Hochachtung für meine Tante hegt. Und wenn er den Jungen schickt, um es mir zu sagen, dann nehme ich an, das bedeutet, dass er den Verantwortlichen kennt und nicht vorhat, sich mit mir gegen ihn zu stellen.« Er betrachtete die untergehende Sonne und warf mir einen reumütigen Blick zu.

»Ich habe zwar gesagt, dass ich Vater Kenneth bis Sonnenuntergang finden würde, aber dennoch - ich glaube nicht, dass wir heute Abend eine Hochzeit erleben werden, Sassenach.«

Rabbie führte uns quer durchs Gelände und folgte dem Netzwerk aus Fußwegen und zertrampeltem Gras ohne jedes Zögern. Die Sonne war tief in die Kerbe zwischen den Bergen gesunken, stand aber immer noch hoch genug, um den Berghang in ein warmes, rötliches Licht zu tauchen, das die Kälte des Tages vorübergehend Lügen strafte. Die Leute sammelten sich jetzt in hungriger Erwartung ihres Abendessens um ihre Familienfeuer. In der allgemeinen Geschäftigkeit hatte niemand einen Blick für uns übrig.

Endlich blieb Rabbie am Beginn eines gut kenntlichen Weges stehen, der bergauf und nach rechts führte. Ich hatte im Lauf der Woche, die das *gathering* dauerte, den Berg mehrfach im Zickzack überquert, hatte mich aber nie so weit nach oben vorgewagt. Wer hatte Vater Kenneth in seiner Gewalt, fragte ich mich - und was plante Jamie dagegen zu unternehmen?

»Da oben«, sagte Rabbie überflüssigerweise und zeigte auf die Spitze eines großen Zeltes, die gerade eben hinter einer Wand aus langnadeligen Kiefern zu sehen war.

Jamie gab beim Anblick des Zeltes einen schottischen Kehllaut von sich.

»Oh«, sagte er leise. »So ist das also.«

»Ach ja? Sei es, wie es will, *wem* gehört das Zelt?« Ich warf einen skeptischen Blick auf das Zelt, eine große Konstruktion aus gewachstem, braunen Segelleinen, das bleich in der Abenddämmerung schimmerte. Es gehörte offensichtlich einem ziemlich reichen Mann, doch mir war es nicht vertraut.

»Mr. Lillywhite aus Hillsborough«, sagte er, und seine Augenbrauen runzelten sich nachdenklich. Er tätschelte Rabbie Campbell den Kopf und reichte ihm einen Penny aus seinem Sporran. »Dank' dir, Junge. Lauf jetzt heim zu deiner Mama; es ist Abendessenszeit.« Rabbie nahm die Münze in Empfang und verschwand wortlos, froh, seine Aufgabe erledigt zu haben.

»Ach, wirklich.« Ich betrachtete das Zelt voller Argwohn. Das erklärte einiges, dachte ich - wenn auch nicht alles. Mr. Lillywhite war ein Magistrat aus Hillsborough, obwohl ich nichts weiter über ihn wusste, außer, wie er aussah. Ich hatte ihn im Lauf des *gathering* ein- oder zweimal zu Gesicht bekommen, war ihm jedoch nie offiziell vorgestellt worden - er war ein großer Mann von ausgesprochen schlaffer Körperhaltung, den ein flaschengrüner Rock mit Silberknöpfen unverwechselbar machte.

Magistraten waren für die Ernennung der Sheriffs verantwortlich, was sowohl seine Verbindung mit dem »gemeinen, fetten Kerl« aus Marsalis Beschreibung als auch den Grund erklärte, warum man Vater Kenneth hier festhielt - allerdings die Frage offen ließ, ob es in erster Linie Mr. Lillywhites Wunsch oder der des Sheriffs gewesen war, den Priester aus dem Verkehr zu ziehen.

Jamie legte mir eine Hand auf den Arm und zog mich vom Weg in den Schutz einer kleinen Kiefer.

»Du kennst Mr. Lillywhite nicht, oder, Sassenach?«

»Nur vom Sehen. Was soll ich denn tun?«

Er lächelte mich an, einen Hauch von Schabernack in den Augen, trotz seiner Sorge um Vater Kenneth.

»Also spielst du mit?«

»Wenn du nicht vorschlägst, dass ich Mr. Lillywhite eins über den Schädel brate und Vater Kenneth mit Gewalt befreie, ja. So etwas fällt eher in deinen Arbeitsbereich als in meinen.«

Er lachte und betrachtete das Zelt mit einem Blick, der mir sehr sehnsüchtig vorkam.

»Nichts, was ich lieber täte«, sagte er und bestätigte damit meinen Eindruck. »Es wäre auch gar nicht schwierig«, fuhr er fort und warf einen abschätzenden Blick auf die braunen Leinenwände des Zeltes, die sich im Wind blähten. »Sieh dir an, wie groß es ist; es können sich außer dem Priester höchstens ein oder zwei andere Männer darin befinden. Ich könnte warten, bis es ganz dunkel ist und dann ein paar Jungs mitnehmen und -«

»Ja, aber was soll ich jetzt tun?«, unterbrach ich seinen Gedankengang, der mir jetzt doch arg kriminelle Züge anzunehmen schien.

»Ah.« Er brach seine Überlegungen - vorerst - ab und sah mich blinzelnd an, um meine Erscheinung zu beurteilen. Ich hatte mir die blutbefleckte Leinenschürze ausgezogen, die ich während der Sprechstunde trug, hatte mir das Haar ordentlich mit Nadeln hochgesteckt und bot ein einigermaßen respektables, wenn auch an den Säumen ein wenig schlammiges Bild.

»Du hast nicht zufällig etwas von deiner Arztausrüstung dabei?«, fragte er mit einem skeptischen Stirnrunzeln. »Eine Flasche Alkohol, ein Messerchen?«

»Eine Flasche Alkohol, natürlich. Nein, ich - oh, warte. Ja, schau her, reichen die?« Ich hatte die Tasche durchforstet, die ich mir um die Taille gebunden hatte, und dabei das Elfenbeinkistchen zum Vorschein gebracht, in dem ich meine Akupunkturnadeln mit den goldenen Spitzen aufbewahrte.

Jamie nickte, offensichtlich zufrieden gestellt, und zog die silberne Whiskyflasche aus seinem Sporran.

»Aye, sie reichen«, sagte er und reichte mir die Flasche. »Nimm das hier noch, damit es besser aussieht. Geh zum Zelt hinauf, Sassenach, und sag dem Mann, der den Priester bewacht, dass er krank ist.«

»Der Wächter?«

»Der Priester«, sagte er mit einem leicht ungeduldigen Blick. »Inzwischen weiß ja wohl jeder, dass du eine Heilerin bist und wie du aussiehst. Sag, dass Vater Kenneth eine Krankheit hat, die du behandelt hast, und dass er sofort eine Dosis von seiner Medizin haben muss, damit sein Zustand sich nicht verschlimmert und er ihnen stirbt. Ich gehe nicht davon aus, dass ihnen das lieb wäre - und sie werden keine Angst vor dir haben.«

»Das brauchen sie ja wohl auch nicht«, sagte ich ein wenig sarkastisch. »Dann soll ich dem Sheriff also die Nadeln nicht ins Herz bohren?«

Er grinste bei diesem Gedanken, schüttelte aber den Kopf. »Nein, ich möchte nur, dass du herausfindest, warum sie den Priester verhaftet haben und was sie mit ihm vorhaben. Wenn ich selbst hingehe und Antworten verlange, könnte das ihren Argwohn erregen.«

Also hatte er die Idee eines späteren Terroranschlags auf Mr. Lillywhites Festung noch nicht ganz verworfen, falls die Antworten nicht zu seiner Zufriedenheit ausfielen. Ich warf einen Blick auf das Zelt, holte tief Luft und zog mein Schultertuch fest um mich.

»Nun gut«, sagte ich. »Und was hast du vor, während ich das tue?«

»Ich hole die Kinder«, sagte er, wünschte mir mit einem kurzen Händedruck Glück und war auf dem Pfad verschwunden.

Ich fragte mich immer noch, was er wohl mit *dieser* kryptischen Aussage meinte - welche »Kinder«? Und warum? -, als ich in Sichtweite des offenen Zelteingangs kam. Dann vergaß ich jegliche Spekulation, als darin ein Mann auftauchte, der Marsalis Beschreibung eines »gemeinen, fetten Kerls« so exakt entsprach, dass ich keinen Zweifel an seiner Identität hatte. Er war klein und hatte das Aussehen einer Kröte, einen zurückweichenden Haaransatz, einen Bauch, der die Knöpfe seiner

Lederweste fast sprengte, und kleine Knopfaugen, die mich ansahen, als erwägten sie meine unmittelbare Eignung als Nahrungsmittel.

»Guten Tag, Ma'am«, sagte er. Er betrachtete mich ohne große Begeisterung, da er mich offensichtlich kaum zum Anbeißen fand, neigte aber in formellem Respekt den Kopf.

»Guten Tag«, erwiderte ich fröhlich und verbeugte mich knapp. Es konnte nie schaden, höflich zu sein, zumindest nicht für den Anfang. »Ihr seid bestimmt der Sheriff, nicht? Ich hatte leider noch nicht das Vergnügen, Euch offiziell vorgestellt zu werden. Ich bin Mrs. Fraser - Mrs. James Fraser aus Fraser's Ridge.«

»David Anstruther, Sheriff von Orange County - stets zu Diensten, Ma'am«, sagte er mit einer erneuten Verbeugung, wenn auch ohne jedes Anzeichen echter Freude. Er legte auch keine Überraschung über den Klang von Jamies Namen an den Tag. Entweder kannte er ihn einfach nicht - sehr unwahrscheinlich -, oder er hatte schon mit einer solchen Gesandtschaft gerechnet.

Daher sah ich auch keinen Sinn darin, um den heißen Brei herumzureden.

»Ich habe gehört, dass Ihr Vater Donahue unter Eurem Dach beherbergt«, sagte ich freundlich. »Ich bin gekommen, um ihn zu besuchen; ich bin seine Ärztin.«

Ganz gleich, was er erwartet hatte, das war es jedenfalls nicht; sein Kinn senkte sich ein wenig und entblößte eine schwere Gebissanomalie, eine fortgeschrittene Zahnfleischentzündung und einen fehlenden Eckzahn. Bevor er den Mund wieder schließen konnte, trat ein hoch gewachsener Herr in einem flaschengrünen Rock hinter ihm aus dem Zelt.

»Mrs. Fraser?«, sagte er, eine Augenbraue hochgezogen. Er verbeugte sich förmlich. »Ihr sagt, Ihr wünscht den verhafteten Kirchenmann zu sprechen?«

»Verhaftet?« Ich täuschte große Überraschung über diese Tatsache vor. »Ein Priester? Aber was kann er denn nur getan haben?«

Der Sheriff und der Magistrat wechselten einen Blick. Dann hustete der Magistrat.

»Vielleicht ist Euch nicht bekannt, Madame, dass es nur dem Klerus der offiziellen Kirche - also der Anglikanischen Kirche - gestattet ist, innerhalb der Kolonie North Carolina sein Amt auszuüben?«

Das war mir zwar nicht unbekannt, doch ich wusste auch, dass dieses Gesetz nur selten angewandt wurde, da es in der Kolonie sowieso nur relativ wenige Priester gab und sich niemand die Mühe machte, Notiz von den Wanderpredigern zu nehmen, die dann und wann auftauchten und von denen die meisten im wahrsten Sinne des Wortes unabhängig operierten.

»Guter Gott!«, sagte ich und bemühte mich nach Leibeskräften um einen Ausdruck der schockierten Überraschung. »Nein, ich hatte ja keine Ahnung. Du liebe Güte! Wie überaus seltsam!« Mr. Lillywhite kniff kurz die Augen zu, was ich als Bestätigung betrachtete, dass meine Darstellung gepflegten Erschreckens ihre Wirkung nicht verfehlte. Ich räusperte mich und brachte die Silberflasche und das Nadelkistchen zum Vorschein.

»Nun denn. Ich hoffe doch, dass jegliche Schwierigkeiten bald Klärung finden. Dennoch würde ich Vater Donahue sehr gern einen Augenblick sehen. Wie ich schon sagte, bin ich seine Ärztin. Er hat... Beschwerden...« Ich schlug den Deckel des Kistchens auf und stellte geziert meine Nadeln zur Schau, damit sie sich etwas hinreichend Drastisches vorstellten. »Sie bedürfen regelmäßiger Behandlung. Dürfte ich ihn kurz sehen, um ihm seine Medizin zu verabreichen? Ich... äh... sähe es nur ungern, wenn er durch einen Mangel an Sorgfalt meinerseits Schaden nähme.« Ich lächelte so charmant wie möglich.

Der Sheriff versenkte seinen Hals im Kragen seines Rockes, was ihm das Aussehen einer bösartigen Amphibie gab, doch auf Mr. Lillywhite schien mein Lächeln mehr Wirkung zu haben. Er zögerte und betrachtete mich genau.

»Nun, ich weiß nicht genau, ob...«, setzte er an, als hinter mir auf dem Weg platschende Schritte ertönten. Ich drehte mich um, weil ich halb damit rechnete, Jamie zu sehen, erblickte aber stattdessen Mr. Goodwin, meinen Patienten von neulich. Seine Wange war aufgrund meiner

Zuwendungen immer noch geschwollen, doch seine Schlinge war noch intakt.

Er war nicht minder überrascht, mich zu sehen, begrüßte mich aber mit großer Herzlichkeit und einer Wolke alkoholischer Dämpfe. Offenbar hatte Mr. Goodwin meinen Rat bezüglich der Desinfektion sehr ernst genommen.

»Mrs. Fraser! Ihr seid doch wohl nicht hier, um meinen Freund Lillywhite zu behandeln, oder? Ich könnte mir aber vorstellen, dass Mr. Anstruther von einem ordentlichen Aderlass profitieren würde - weg mit den ganzen Gallensäften, was, David? Haha!« Er versetzte dem Sheriff einen kameradschaftlichen Hieb auf den Rücken; eine Geste, die Mr. Anstruther nicht mehr als eine kleine Grimasse entlockte, was mir einen Eindruck von Mr. Goodwins Bedeutung in der gesellschaftlichen Rangordnung von Orange County vermittelte.

»George, mein Lieber«, begrüßte Mr. Lillywhite ihn herzlich. »Dann bist du also mit dieser charmanten Dame bekannt?«

»Oh, das bin ich, das bin ich, Sir!« Mr. Goodwin sah mich strahlend an. »Oh, Mrs. Fraser hat mir heute Morgen einen großen Dienst erwiesen, einen wirklich großen! Hier, bitte!« Er schwang seinen verbundenen, geschienten Arm, der ihm zu meiner Freude gegenwärtig offenbar keinerlei Schmerzen verursachte, wenn dies wahrscheinlich auch eher an seiner selbst verabreichten Anästhesie als an meiner Handwerkskunst lag.

»Sie hat meinen Arm ganz geheilt und ihn doch nur hier und da berührt - und mir einen abgebrochenen Zahn so sauber gezogen, dass ich kaum etwas gemerkt habe. Ga!« Er steckte sich einen Finger in den Mundwinkel und zog seine Wange zurück, so dass ein blutgetränkter Wattebausch sichtbar wurde, der aus der Zahnlücke hervorlugte, sowie eine ordentliche Reihe schwarzer Stiche im Zahnfleisch.

»Ich bin wirklich höchst beeindruckt, Mrs. Fraser.« Lillywhite rümpfte die Nase, als ihm aus Goodwins Mund eine Mischung aus Knoblauch und Whisky entgegenwehte. Seine Miene war interessiert, und ich sah die Wölbung in seiner Wange, als er vorsichtig mit seiner Zunge einen Backenzahn abtastete.

»Aber was führt Euch hier herauf, Mrs. Fraser?« Mr. Goodwin lenkte den Strahl seiner Jovialität auf mich. »So spät am Tage - vielleicht erweist Ihr mir die Ehre, an meinem Feuer mit mir zu speisen?«

»Oh, danke, aber das kann ich wirklich nicht«, sagte ich und lächelte so charmant wie möglich. »Ich bin nur gekommen, um nach einem anderen Patienten zu sehen - das heißt -«

»Sie will den Priester sehen«, unterbrach Anstruther.

Goodwin kniff leicht verblüfft die Augen zu.

»Priester? Es ist ein Priester hier?«

»Ein Papist«, betonte Mr. Lillywhite, der dieses unreine Wort kaum über die Lippen brachte. »Mir ist zu Ohren gekommen, dass sich hier in der Menge ein katholischer Priester verborgen hielt, der vorhatte, heute Abend während der Festlichkeiten eine Messe abzuhalten. Ich habe ihn natürlich durch Mr. Anstruther verhaften lassen.«

»Vater Donahue ist ein Freund von mir«, warf ich so nachdrücklich wie möglich ein. »Und er hat sich nicht verborgen gehalten; er war ganz offen eingeladen, und zwar als Gast von Mrs. Cameron. Außerdem ist er mein Patient und bedarf der Behandlung. Ich bin hier, um dafür zu sorgen, dass er sie bekommt.«

»Ein Freund von Euch? Seid Ihr denn etwa katholisch, Mrs. Fraser?« Mr. Goodwin sah erschrocken aus; offensichtlich war er nicht auf die Idee gekommen, dass ihn eine papistische Zahnärztin behandelte, und er fuhr sich betreten mit der Hand an seine geschwollene Wange.

»Ja«, sagte ich in der Hoffnung, dass nicht schon die bloße Tatsache, dass man katholisch war, gegen Mr. Lillywhites Vorstellungen von Gesetzestreue verstieß.

Offensichtlich nicht. Mr. Goodwin versetzte Mr. Lillywhite einen kleinen Stoß.

»Ach, komm schon, Randall. Lass Mrs. Fraser den Mann besuchen, was kann es denn schaden? Und wenn er wirklich Jocasta Camerons Gast ist...«

Mr. Lillywhite spitzte ein paar Sekunden nachdenklich die Lippen, dann trat er beiseite und hielt den Zelteingang für mich auf.

»Es kann wohl nicht schaden, wenn Ihr nach Eurem... Freund seht«, sagte er langsam. »Tretet also ein, Madame.«

Die Sonne ging jetzt unter, und das Innere des Zeltes war dunkel, obwohl eine der Leinenwände immer noch vom Glühen der sinkenden Sonne erleuchtet war. Ich schloss einen Moment die Augen, um sie an die veränderten Lichtverhältnisse zu gewöhnen, dann sah ich mich blinzelnd um, um mich zu orientieren.

Das Zelt machte einen vollgestopften, aber relativ luxuriösen Eindruck. Es war mit einem Feldbett und anderen Möbelstücken ausgerüstet, und die Luft im Inneren roch nicht nur nach feuchtem Segeltuch und Wolle, sondern war auch mit den Aromen von Ceylontee, teurem Wein und Mandelplätzchen parfümiert.

Vater Donahue war als Silhouette vor dem leuchtenden Zeltleinen zu sehen. Er saß auf einem Hocker hinter einem kleinen Klapptisch, auf dem sich einige Bögen Papier, ein Tintenfass und ein Federkiel befanden. Seiner militant aufrechten Haltung nach zu urteilen, die auf ein bevorstehendes Märtyrertum hinzudeuten schien, hätten es genauso gut Daumenschrauben, Zangen und ein glühendes Schüreisen sein können.

Hinter mir ertönte das Klicken von Feuerstein und Zunder, dann glühte ein schwaches Licht auf. Es schwoll an, und ein schwarzer Junge - Mr. Lillywhites Bediensteter, vermutete ich - trat vor und stellte schweigend eine kleine Öllampe auf den Tisch.

Jetzt, da ich den Priester deutlich sehen konnte, wurde der Eindruck des Märtyrertums noch deutlicher. Er sah aus wie Sankt Stephan nach der ersten Steinsalve, denn er hatte eine Prellung am Kinn und ein erstklassiges, blaues Auge, das von der Braue bis zum Wangenknochen lila verfärbt und komplett zugeschwollen war.

Sein unverletztes Auge weitete sich bei meinem Anblick, und er fuhr mit einem überraschten Ausruf auf.

»Vater Kenneth.« Ich ergriff seine Hand und drückte sie. Dabei lächelte ich breit, um unser Publikum zufrieden zu stellen, das möglicherweise durch den Zelteingang linste. »Ich bringe Euch Eure Medizin. Wie fühlt Ihr Euch?« Ich zog die Augenbrauen hoch und wackelte damit, um ihm zu bedeuten, dass er bei dem Betrug mitspielen sollte. Im ersten Moment starrte er mich fasziniert an, doch dann schien er zu begreifen. Er hustete, dann, durch mein Nicken ermuntert, noch einmal heftiger.

»Es ist... sehr gütig von Euch... an mich zu denken, Mrs. Fraser«, keuchte er zwischen den Hustenstößen.

Ich zog den Stopfen von der Flasche und schenkte ihm einen großzügigen Schluck Whisky ein.

»Geht es Euch wirklich gut, Vater?«, fragte ich leise, als ich mich vorbeugte, um ihm den Whisky zu reichen.

»Oh, es ist nichts, liebe Mrs. Fraser, ganz und gar nichts«, versicherte er mir. Unter dem Druck der Situation kam sein schwacher, irischer Akzent zum Vorschein. »Ich habe nur den Fehler begangen, mich zu wehren, als der Sheriff mich verhaftet hat. Vor lauter Schrecken habe ich dem armen Mann ein wenig an den Eiern zugesetzt, dabei hat er doch nur seine Pflicht getan, möge Gott mir vergeben.« Vater Kenneth verdrehte sein unbeschädigtes Auge gen Himmel, doch sein Grinsen ruinierte den frommen Eindruck gründlich.

Vater Kenneth war von mittlerer Größe, und da er viel Zeit im Sattel verbrachte, sah er älter aus, als er war. Dennoch war er nicht älter als fünfunddreißig, hager und zäh wie eine Peitschenschnur unter seinem abgetragenen, schwarzen Rock und seinem zerfransten Hemd. Ich fing an, die Verärgerung des Sheriffs zu verstehen.

»Außerdem«, fügte er hinzu, während er sich vorsichtig an sein blaues Auge fasste, »hat mir Mr. Lillywhite eine ausgesprochen großzügige Entschuldigung für meine Schmerzen angeboten.« Er wies kopfnickend auf den Tisch, und ich sah, dass zwischen den Schreibutensilien eine offene Weinflasche und ein Zinnbecher standen - der Becher war noch voll, und es fehlte kaum Wein in der Flasche.

Der Priester griff nach dem Whisky, den ich ihm eingeschenkt hatte, und leerte ihn. Dann schloss er in verträumter Dankbarkeit die Augen.

»Auf bessere Medizin kann ich im Leben nicht hoffen«, sagte er und schlug sie wieder auf. »Ich danke Euch, Mistress Fraser. Jetzt geht es mir wieder so gut, dass ich glatt persönlich auf dem Wasser wandeln könnte.« Er besann sich darauf zu husten, diesmal ein zartes Aufhüsteln, wobei er sich die Faust vor den Mund hielt.

»Was stimmt denn mit dem Wein nicht?«, fragte ich mit einem Blick zum Eingang.

»Oh, gar nichts«, sagte er und entfernte seine Hand. »Nur, dass ich es nicht richtig fand, unter den gegebenen Umständen Erfrischungen von dem Magistraten anzunehmen. Nennt es von mir aus Gewissen.« Er lächelte mir erneut zu, doch diesmal lag ein Hauch von Ironie in seinem Grinsen.

»Warum haben sie Euch verhaftet?«, fragte ich mit leiser Stimme. Ich blickte erneut zum Zelteingang, doch er war leer, und ich hörte Stimmengemurmel im Freien. Jamie hatte offensichtlich Recht gehabt; sie hegten keinen Argwohn gegen mich.

»Wegen Lesens der Heiligen Messe«, erwiderte er ebenso leise wie ich. »Das haben sie zumindest gesagt. Es ist aber eine gemeine Lüge. Ich habe schon seit Sonntag keine Messe mehr gelesen, und das war in Virginia.« Er warf einen sehnsuchtsvollen Blick auf die Silberflasche. Ich griff danach und schenkte ihm noch einen großzügigen Schluck ein.

Ich runzelte die Stirn und überlegte, während er trank. Worauf wollten Mr. Lillywhite und seine Kumpane hinaus? Sie konnten doch wohl nicht vorhaben, den Priester vor Gericht zu stellen, weil man ihn bezichtigte, die Messe gelesen zu haben. Es würde natürlich nicht schwer sein, falsche Zeugen zu finden, die dies bestätigten - aber wozu sollte das gut sein?

Zwar erfreute sich der Katholizismus in North Carolina keiner großen Beliebtheit, doch ich konnte nicht viel Sinn darin sehen, einen Priester zu verhaften, der die Kolonie sowieso am nächsten Morgen verlassen würde. Vater Kenneth kam aus Baltimore und hatte auch vor, dort hin zurückzukehren; er war nur aus Gefälligkeit gegenüber Jocasta Cameron zum *gathering* gekommen.

»Oh!«, sagte ich, und Vater Kenneth sah mich über den Rand seines Bechers hinweg fragend an. »Wisst Ihr vielleicht, ob Mr. Lillywhite persönlich mit Mrs. Cameron bekannt ist?« Jocasta Cameron war eine prominente, reiche Frau, die noch dazu einen starken Charakter hatte und daher nicht ohne Feinde war. Ich konnte mir zwar nicht vorstellen, warum Mr. Lillywhite sich die Mühe machen sollte, sie auf eine derart ausgefallene Weise zu verärgern, aber...

»Ich bin mit Mrs. Cameron bekannt«, sagte Mr. Lillywhite sehr trocken in meinem Rücken. »Obwohl ich leider nicht behaupten kann, mit der Dame eng befreundet zu sein.« Ich fuhr herum und sah ihn innerhalb des Zelteingangs stehen, gefolgt von Sheriff Anstruther und Mr. Goodwin, während Jamie die Nachhut bildete. Letzterer sah mich kurz mit hoch gezogener Augenbraue an, behielt jedoch ansonsten seinen Ausdruck ernsten Interesses bei.

Mr. Lillywhite verbeugte sich grüßend vor mir.

»Ich war gerade dabei, Eurem Mann zu erklären, Madame, dass ich aus Rücksicht auf Mrs. Camerons Interessen versucht habe, Mr. Donahues Position zu legalisieren, um ihm ein weiteres Verbleiben in der Kolonie zu ermöglichen.« Mr. Lillywhite nickte dem Priester kalt zu. »Allerdings ist mein Vorschlag auf Ablehnung gestoßen.«

Vater Kenneth stellte seinen Becher ab und richtete sich auf. Sein gesundes Auge funkelte im Licht der Lampe.

»Sie wünschen, dass ich einen Eid unterzeichne, Sir«, sagte er zu Jamie und wies mit einer Geste auf das Papier und den Federkiel vor ihm auf dem Tisch. »Der besagt, dass ich nicht an die Transsubstantiation glaube.«

»Ach wirklich.« Jamies Stimme verriet nicht mehr als höfliches Interesse, doch ich verstand sofort, was der Priester mit seiner Bemerkung bezüglich seines Gewissens gemeint hatte.

»Nun, das kann er ja wohl auch nicht, oder?«, sagte ich und sah mich im Kreis der Männer um. »Katholiken - ich meine, *wir* -« Ich sprach mit einigem Nachdruck und sah dabei Mr. Goodwin an. »Wir *glauben* an die Transsubstantiation. Nicht wahr?«, fragte ich an den Priester gewandt, der als Antwort schwach lächelte und nickte.

Mr. Goodwin machte ein unglückliches, aber resigniertes Gesicht, denn die peinliche Situation tat seiner alkoholseligen Jovialität beträchtlichen Abbruch.

»Es tut mir Leid, Mrs. Fraser, aber so lautet nun einmal das Gesetz. Die einzige Bedingung, unter der ein Kirchenmann, der nicht der offiziellen Kirche angehört, in der Kolonie verbleiben darf - zumindest legal -, ist die Unterzeichnung eines solchen Eides. Viele unterzeichnen ihn. Ihr kennt doch Reverend Urmstone, den methodistischen Wanderprediger? Er hat den Eid unterschrieben, genau wie Mr. Calvert aus der Nähe von Wadesboro, der das Neue Licht predigt.«

Der Sheriff machte ein überlegenes Gesicht. Ich verkniff es mir, ihm auf den Fuß zu treten, und wandte mich an Mr. Lillywhite.

»Schön, aber Vater Donahue kann ihn nicht unterzeichnen. Was habt Ihr also mit ihm vor? Den armen Mann hinter Gitter zu bringen? Das könnt Ihr nicht - er ist krank!« Auf dieses Stichwort hin hustete Vater Kenneth gehorsam.

Mr. Lillywhite betrachtete mich skeptisch, zog es dann aber vor, sich an Jamie zu wenden.

»Von Rechts könnte ich den Mann ins Gefängnis stecken, doch aus Rücksicht auf Euch, Mr. Fraser, und auf Eure Tante werde ich es nicht tun. Allerdings muss er die Kolonie morgen verlassen. Ich werde ihn nach Virginia eskortieren lassen, wo er aus der Bewachung entlassen wird. Ihr dürft versichert sein, dass wir Sorge dafür tragen werden, sein Wohlergehen auf dem Weg zu garantieren.« Er richtete sein kaltes, graues Auge auf den Sheriff, der sich aufrichtete und versuchte, sich ein verlässliches Aussehen zu geben, allerdings mit wenig überzeugendem Ergebnis.

»Ich verstehe.« Jamie sprach mit unbeschwerter Stimme und sah von einem Mann zum anderen, bis er seinen Blick dann auf dem Sheriff ruhen ließ. »Ich verlasse mich darauf, dass das wahr ist, Sir - denn wenn mir zu Ohren kommen sollte, dass dem guten Vater etwas zugestoßen ist, würde mich das... sehr bestürzen.«

Der Sheriff erwiderte seinen Blick mit versteinertem Gesicht, bis Mr. Lillywhite sich räusperte und den Sheriff stirnrunzelnd ansah.

»Ihr habt mein Wort darauf, Mr. Fraser.«

Jamie wandte sich ihm zu und verbeugte sich andeutungsweise.

»Mehr kann ich mir nicht wünschen, Sir. Und dennoch, wenn ich das vorschlagen darf - könnte der Vater den heutigen Abend nicht in Ruhe bei seinen Freunden verbringen, damit sie sich von ihm verabschieden können? Und damit meine Frau sich um seine Wunden kümmern kann? Ich verbürge mich dafür, dass er Euch morgen früh heil wieder übergeben wird.«

Mr. Lillywhite schürzte die Lippen und gab sich den Anschein, diesen Vorschlag zu überdenken, doch der Magistrat war ein schlechter Schauspieler. Ich begriff mit einigem Interesse, dass er diese Frage vorausgesehen hatte und von vornherein entschlossen war, sie zu verneinen.

»Nein, Sir«, sagte er, um einen zögernden Tonfall bemüht. »Ich bedauere, dass ich Euch diese Bitte nicht gewähren kann. Sollte der Priester allerdings den Wunsch haben, Briefe an seine verschiedenen Bekannten zu schreiben -«, er wies mit einer Geste auf den Papierstapel -, »so werde ich für ihre prompte Auslieferung sorgen.«

Jamie räusperte sich und richtete sich auf.

»Nun denn«, sagte er. »Ob ich wohl so kühn sein dürfte, eine Bitte zu äußern...« Er hielt inne und machte einen etwas verlegenen Eindruck.

»Ja, Sir?« Lillywhite sah ihn neugierig an.

»Ich frage mich, ob man es dem guten Vater wohl gestatten würde, mir die Beichte abzunehmen.« Jamie hatte die Augen fest auf den Zeltpfosten gerichtet und wich meinem Blick angestrengt aus.

»Die Beichte?«

Lillywhite machte ein erstauntes Gesicht, wohingegen der Sheriff ein Geräusch machte, das man mit sehr viel Wohlwollen als hysterisches Kichern bezeichnen konnte.

»Drückt Euch etwa das Gewissen?«, fragte Anstruther grob. »Oder vielleicht habt Ihr eine Todesahnung, was?« Er lächelte böse, und Mr. Goodwin knurrte ihm mit schockierter Miene seinen Protest entgegen. Jamie ignorierte sie beide und konzentrierte sich ganz auf Mr. Lillywhite.

»Ja, Sir. Wisst Ihr, es ist schon eine ganze Weile her, dass ich die Gelegenheit zur Absolution hatte, und es ist gut möglich, dass es lange dauert, bis sie sich wieder ergibt. Und -« An diesem Punkt fing er meinen Blick auf und wies mit einer leichten, aber nachdrücklichen Kopfbewegung auf den Zelteingang. »Wenn uns die Herren einen Augenblick entschuldigen würden?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff er mich beim Ellbogen und beförderte mich rasch ins Freie.

»Brianna und Marsali stehen mit den Kindern da hinten auf dem Weg«, zischte er mir ins Ohr. »Versichere dich, dass Lillywhite und der verfluchte Sheriff weit genug weg sind, dann hol sie herein.«

Er ließ mich erstaunt auf dem Weg stehen und trat geduckt in das Zelt zurück.

»Bitte die Herren um Verzeihung«, hörte ich ihn sagen. »Ich dachte, möglicherweise... gibt es ein paar Dinge, die ein Mann nicht so gern vor seiner Frau sagt... Ihr versteht?«

Es folgte verständnisvolles Männergemurmel, und ich fing das Wort »Beichte« auf, das Mr. Lillywhite jetzt in zweifelndem Tonfall wiederholte. Jamie senkte daraufhin die Stimme zu einem geheimnisvollen Murmeln, das von einem ausgesprochen lauten »Ihr habt *was*?« aus dem Mund des Sheriffs unterbrochen wurde, den Mr. Goodwin wiederum entschlossen zum Schweigen brachte.

Dann eine kurze, verworrene Unterhaltung, das Schlurfen von Schritten, und ich schaffte es mit knapper Not, mich vom Weg in den Schutz der Kiefern zu begeben, bevor sich der Zelteingang hob und die drei Protestanten aus dem Zelt traten. Der Tag war jetzt fast ganz verblasst, und nur die schwelende Glut einiger von der Sonne erhellter Wolken war am Himmel übrig geblieben, doch ich hatte noch genug Licht, um aus der Nähe ihre vage verlegenen Gesichter zu sehen.

Sie gingen ein paar Schritte den Weg entlang und blieben nur wenige Meter von meinem Versteck entfernt stehen. Sie stellten sich dicht zusammen, um miteinander zu konferieren, und blickten zum Zelt zurück, von wo ich jetzt Vater Kenneths Stimme hören konnte, die sich zu einer lateinischen Segnung erhob. Die Lampe im Zelt ging aus, und die Gestalten Jamies und des Priesters, zwei dumpfe Schatten auf dem Zeltleinen, verschwanden im Dunkel, das dem eines Beichtstuhls glich.

Anstruthers massige Gestalt trat dichter an Goodwin heran.

»Was in Dreiteufelsnamen ist Transsubstantiation?«

Ich sah, wie Goodwin sich aufrichtete und dann die Schultern achselzuckend bis zu den Ohren hochzog.

»Wenn ich ganz ehrlich bin, Sir, bin ich mir nicht ganz sicher, was der Begriff bedeutet«, sagte er sehr geziert, »obwohl ich der Annahme bin, dass es eine dieser üblen Papistendoktrinen ist. Vielleicht kann Euch ja Mr. Lillywhite eine vollständigere Definition liefern - Randall?«

»In der Tat«, sagte der Magistrat trocken. »Es ist die Vorstellung, dass der Priester während der Messe eine Reihe bestimmter Worte spricht und sich dadurch Brot und Wein in die Substanz des Leibes Unseres Retters verwandeln.«

»Was?« Anstruther klang verwirrt. »Wie ist denn das möglich?«

»Brot und Wein in Fleisch und Blut zu verwandeln?« Mr. Goodwin klang ziemlich verblüfft. »Aber das ist doch wohl Hexerei!«

»Das wäre es, wenn es wirklich geschähe«, sagte Mr. Lillywhite, der jetzt ein wenig menschlicher klang. »Die Kirche ist aber der Überzeugung, dass es nicht so ist.«

»Wissen wir das genau?«, fragte Anstruther argwöhnisch. »Habt Ihr ihnen schon einmal dabei zugesehen?«

»Ob ich schon einmal einer katholischen Messe beigewohnt habe? Mit Sicherheit nicht!« Lillywhites hoch gewachsene Gestalt richtete sich auf, ein grober Umriss in der zunehmenden Dämmerung. »Wofür haltet Ihr mich, Sir?«

»Aber Randall, ich glaube nicht, dass der Sheriff es böse gemeint hat.« Goodwin legte seinem Freund beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Sein Amt befasst sich schließlich mit irdischeren Dingen.«

»Nein, nein, es war nicht böse gemeint, wirklich nicht«, sagte Anstruther rasch. »Vielmehr habe ich gemeint, ob *überhaupt* schon einmal jemand diese Vorgänge gesehen hat, um der Anklage als anständiger Zeuge dienen zu können, meine ich.«

Mr. Lillywhite schien immer noch etwas beleidigt zu sein; er antwortete mit kalter Stimme.

»Es ist kaum nötig, Zeugen für diese Häresie zu bemühen, Sheriff, da die Priester selbst es bereitwillig zugeben.«

»Nein, nein. Natürlich nicht.« Die kantige Gestalt des Sheriffs schien unterwürfig zu schrumpfen. »Aber wenn ich mich nicht irre, Sir, dann... äh... *beteiligen* sich die Papisten doch an dieser - dieser Transsubdings, aye?«

»Ja, das habe ich mir sagen lassen.«

»Nun denn. Das ist doch Kannibalismus in Reinkultur, oder nicht?« Entzückt blies sich Anstruthers massige Form wieder auf. »Und ich weiß, dass das gegen das Gesetz ist. Warum lassen wir den Kerl seinen Hokuspokus nicht veranstalten und nehmen dann die ganze Mischpoke fest? So werden wir mit einem Schlag einen ganzen Haufen von den Kerlen los.«

Mr. Goodwin stöhnte leise auf. Er schien sich das Gesicht zu massieren, bestimmt, um seine zurückkehrenden Zahnschmerzen zu lindern.

Mr. Lillywhite atmete heftig durch die Nase aus.

»Nein«, sagte er gefasst. »Ich fürchte, das lassen wir lieber, Sheriff. Meine Anweisung lautet, dass es dem Priester nicht gestattet ist, Zeremonien jeder Art durchzuführen, und dass er am Empfang von Besuchern gehindert werden soll.«

»Oh, aye? Und was macht er dann gerade?«, wollte Anstruther wissen und wies gestikulierend auf das abgedunkelte Zelt, in dem Jamies Stimme

zu sprechen begonnen hatte, zögernd und kaum hörbar. Möglicherweise sprach er auf Lateinisch.

»Das ist etwas ganz anderes«, sagte Lillywhite gereizt. »Mr. Fraser ist ein Ehrenmann. Und das Besuchsverbot soll sicher stellen, dass der Priester insgeheim keine Ehen schließt; darum brauchen wir uns momentan wohl kaum zu sorgen.«

»Segnet mich, Vater, denn ich habe gesündigt.« Jamies Stimme war auf Englisch zu hören, und Mr. Lillywhite fuhr zusammen. Vater Kenneth stellte murmelnd Fragen.

»Ich habe mich der Lüsternheit und der Unreinheit versündigt, in Gedanken und in der Tat«, verkündete Jamie - um einiges lauter, als es meiner Meinung nach dem Anstand entsprach.

»Oh, aha«, sagte Vater Kenneth plötzlich ebenfalls lauter. Er klang interessiert. »Nun, diese Sünden der Unreinheit - welche Form hatten sie genau, mein Sohn, und wie oft...?«

»Aye, nun ja. Erst einmal habe ich Frauen lüstern betrachtet. Wie oft - oh, bestimmt hundertmal, meine letzte Beichte ist schon eine ganze Weile her. Müsst Ihr auch wissen, welche Frauen, Vater, oder nur, was ich gern mit ihnen gemacht hätte?«

Mr. Lillywhite erstarrte spürbar.

»Ich glaube nicht, dass wir für alle Zeit haben, mein lieber Jamie«, sagte der Priester. »Aber wenn Ihr mir eine oder zwei dieser Gelegenheiten schildern könntet, nur damit ich mir ein besseres Bild von der... äh... Schwere der Vergehen machen kann?«

»Och, aye. Am schlimmsten war wahrscheinlich die Sache mit dem Butterquirl.«

»Butterquirl? Ah... die Sorte, bei der oben der Griff herausschaut?« Vater Kenneths Tonfall vermittelte ein trauriges Verständnis für die anstößigen Möglichkeiten, die ein solches Gerät suggerierte.

»Oh, nein, Vater. Es war ein Butterfass. Die Sorte, die auf der Seite liegt, aye, mit einem kleinen Griff zum Wenden? Nun ja, und sie hat mit sehr

viel Kraft an diesem Fass gearbeitet und hatte die Schnüre ihres Leibchens gelöst, so dass ihre Brüste hin und her wackelten und der verschwitzte Stoff an ihr klebte. Nun, und das Fass hatte genau die richtige Höhe - und Rundung, aye? -, so dass mir der Gedanke kam, sie darüber zu legen und ihren Rock zu heben und -«

Ich war so schockiert, dass mir unwillkürlich der Mund offen stand. Es war mein Leibchen, das er da beschrieb, meine Brüste und mein Butterfass! Ganz zu schweigen von meinem Rock. Ich konnte mich sehr gut an diesen Anlass erinnern, und er mochte ja mit lüsternen Gedanken begonnen haben, aber er hatte beileibe nicht damit geendet.

Geraschel und Gemurmel lenkten meine Aufmerksamkeit wieder auf die Männer auf dem Weg. Mr. Lillywhite hatte den Sheriff - der immer noch mit wedelnden Ohren eifrig in Richtung des Zeltes geneigt stand - am Arm gepackt und sprach zischelnd mit ihm, während er ihn hastig den Pfad entlangzerrte. Mr. Goodwin folgte ihnen, wenn auch ein wenig widerwillig.

Die Geräusche ihres Abmarsches hatten leider den Rest von Jamies Beschreibung dieser sündigen Gelegenheit übertönt, zum Glück aber auch das Blätterrauschen und das Knacken der Äste hinter mir überdeckt, das die Ankunft von Brianna und Marsali verkündete, die Jemmy und Joan eingewickelt im Arm hatten, während Germain sich wie ein Äffchen an den Rücken seiner Mutter klammerte.

»Ich dachte schon, sie würden nie gehen«, flüsterte Brianna und blinzelte über meine Schulter hinweg zu dem Fleck, an dem Mr. Lillywhite und seine Begleiter verschwunden waren. »Ist die Luft rein?«

»Ja, kommt mit.« Ich streckte die Arme nach Germain aus, der bereitwillig zu mir überwechselte.

»Où allons-nous, *grand-mere?«,* erkundigte er sich mit schläfriger Stimme und vergrub sein blondes Köpfchen liebevoll an meinem Hals.

»Schh. Wir gehen zu *grand-père* und Vater Kenneth«, flüsterte ich ihm zu. »Aber wir müssen sehr leise sein.«

»Oh. So?«, zischte er deutlich hörbar und fing an, mit halb lauter Stimme ein ausgesprochen vulgäres, französisches Lied zu singen.

»Schh!« Ich hielt ihm die Hand vor den Mund, der feucht und klebrig vom Essen war. »Nicht singen, Schätzchen, wir wollen doch die Babys nicht aufwecken.«

Ich hörte ein leises, ersticktes Geräusch aus Marsalis Mund, ein unterdrücktes Prusten von Brianna und begriff, dass Jamie immer noch beichtete. Er schien seinen Rhythmus gefunden zu haben und hatte jetzt das Reich der Erfindung betreten - oder zumindest hoffte ich das. Jedenfalls hatte er nichts von all dem mit *mir* getan.

Ich steckte meinen Kopf aus dem Gebüsch und sah mich auf dem Pfad um, doch es war niemand in der Nähe. Ich winkte den Mädchen zu, und wir huschten über den Pfad in das abgedunkelte Zelt.

Jamie hielt abrupt inne, als wir uns im Innenraum vortasteten. Dann hörte ich, wie er rasch sagte: »Und ich habe mich der Wut, des Stolzes und der Eifersucht versündigt - und, und hier und da ein bisschen gelogen, Vater. Amen.« Er sank auf die Knie, sprach in rasendem Französisch sein Reuegebet und war aufgestanden und hatte mir Germain abgenommen, bevor Vater Kenneth noch »*Ego te absolvo*« sagen konnte.

Meine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit; ich konnte die voluminösen Gestalten der Mädchen und Jamies hoch gewachsenen Umriss ausmachen. Er stellte Germain vor dem Vater auf den Tisch und sagte: »Rasch jetzt, Vater, wir haben nicht viel Zeit.«

»Wir haben auch kein Wasser«, bemerkte der Priester. »Es sei denn, die Damen hätten daran gedacht, welches mitzubringen?« Er hatte Feuerstein und Zunder ergriffen und versuchte, die Lampe wieder anzuzünden.

Brianna und Marsali wechselten einen entgeisterten Blick.

»Keine Sorge, Vater.« Jamies Tonfall war beruhigend, und ich sah, wie seine Hand sich vorsichtig auf dem Tisch vortastete und er dann mit einem kurzen Ausruf der Genugtuung fündig wurde. Es folgte das kurze Knirschen eines Korkens, der aus einer Flasche gezogen wurde, und der scharfe, süße Geruch des Whiskys erfüllte das Zelt, während gleichzeitig

der Docht Feuer fing und die flackernde Flamme zu einem kleinen, beständigen Licht wuchs.

»Angesichts der Umstände...«, sagte Jamie und hielt dem Priester die offene Feldflasche hin.

Vater Kenneth presste die Lippen zusammen, allerdings wohl eher vor unterdrückter Belustigung als Verärgerung.

»Angesichts der Umstände, aye«, wiederholte er trocken. »Und was könnte schließlich angemessener sein als das Wasser des Lebens?« Er hob die Hand, löste seine Halsbinde und zog einen Lederriemen hervor, den er um den Hals trug und an dem ein Holzkreuz und eine kleine Glasflasche hingen, die mit einem Korken verschlossen war.

»Heiliges Chrisma«, erklärte er, während er die Flasche öffnete und sie auf den Tisch stellte. »Dank der Mutter Gottes, dass ich es dabei hatte. Der Sheriff hat die Kiste mit meinen Messutensilien an sich genommen.« Er führte eine rasche Inventur der Gegenstände auf dem Tisch durch, indem er sie an seinen Fingern abzählte. »Feuer, Chrisma, Wasser - oder so ähnlich - und ein Kind. Nun gut. Ihr und Euer Mann wollt seine Paten sein, nehme ich an, Maʼam?«

Das war an mich gerichtet, da Jamie an den Zelteingang getreten und dort Posten bezogen hatte.

»Für alle drei, Vater«, sagte ich und hielt Germain fest, der es sich in den Kopf gesetzt zu haben schien, vom Tisch zu springen. »Halt still, Schatz, nur einen Augenblick.«

Ich hörte ein leises *Wisch* hinter mir; Metall, das aus geöltem Leder gezogen wurde. Ich schaute mich um und sah Jamie undeutlich im Schatten. Er stand mit dem Dolch in der Hand am Eingang Wache. Ein dumpfes Gefühl bahnte sich seinen Weg durch meinen Bauch, und ich hörte, wie Brianna neben mir scharf einatmete.

»Jamie, mein Sohn«, sagte Vater Kenneth in leicht tadelndem Ton.

»Fahrt fort, bitte, Vater«, erwiderte Jamie sehr ruhig. »Ich habe fest vor, heute Abend meine Enkel taufen zu lassen, und niemand wird mich davon abhalten.«

Der Priester atmete mit einem leisen Zischen ein und schüttelte dann den Kopf.

»Aye. Und wenn Ihr jemanden umbringt, hoffe ich nur, dass mir die Zeit bleibt, Euch erneut die Beichte abzunehmen, bevor sie uns beide hängen«, knurrte er und griff nach dem Öl. »Wenn Ihr es Euch aber aussuchen könnt, zielt nach dem Sheriff, mein Guter, ja?«

Indem er abrupt zum Lateinischen überwechselte, schob er Germains dichten Blondschopf zurück, und sein Daumen huschte zielsicher über Stirn, Lippen und dann - er fuhr dem Jungen mit einer Handbewegung unter das Kittelchen, die Germain kichernd zusammenzucken ließ - das Herz, im Zeichen des Kreuzes.

»Im Namen dieses Kindes, widersagt Ihr Satan und all seinen Werken?«, fragte er so rasend, dass ich kaum begriff, dass er wieder Englisch sprach, und mich gerade rechtzeitig wieder fing, um gemeinsam mit Jamie die Antwort der Paten anzustimmen, ein pflichtbewusstes: »Ich widersage.«

Ich war gespannt wie ein Flitzebogen und lauschte auf jedes Geräusch, das die Rückkehr von Mr. Lillywhite und dem Sheriff ankündigen könnte. Ich malte mir das Chaos aus, das entstehen würde, wenn sie bei ihrer Ankunft entdeckten, dass sich Vater Kenneth inmitten von etwas befand, das todsicher als widerrechtliche »Zeremonie« galt.

Ich sah mich nach Jamie um; er blickte mich an und schenkte mir ein schwaches Lächeln, das wohl zu meiner Beruhigung gedacht war. Wenn es so war, scheiterte der Versuch kläglich; ich kannte ihn zu gut. Er wollte seine Enkel getauft sehen und würde dafür sorgen, dass ihre Seelen sicher in Gottes Hände befohlen wurden, und wenn er dafür starb - oder wir alle dafür ins Gefängnis wanderten, Brianna, Marsali und die Kinder eingeschlossen. Das ist der Stoff, aus dem die Märtyrer sind, und ihre Familien haben das gefälligst zu schlucken.

»Glaubst-du-an-den-einen-Gott-den-Vater-den-Sohn-und-den-Heiligen-Geist?«

»Sturkopf«, war das Wort, das meine Lippen stumm in Jamies Richtung sandten. Sein Lächeln wurde breiter, und ich wandte mich zurück, um hastig in sein festes »Ich glaube« einzustimmen. Waren das Schritte

draußen auf dem Pfad, oder war es nur der Abendwind, der es im Vorüberziehen im Geäst knacken ließ?

Die Fragen und Antworten kamen zum Ende, und der Priester grinste mich an. Im flackernden Lampenschein sah er wie ein mittelalterlicher Wasserspeier aus. Er zwinkerte mir mit dem unverletzten Auge kurz zu.

»Wir können wohl davon ausgehen, dass Eure Antworten bei den anderen genauso lauten, nicht wahr, Ma'am? Und wie ist der Taufname dieses reizenden Jungen?«

Ohne sich in seinem Rhythmus stören zu lassen, ergriff der Priester die Whiskyflasche und ließ dem kleinen Jungen vorsichtig ein Rinnsal über den Kopf laufen und wiederholte: »Ich taufe dich, Germain Alexander Claudel MacKenzie Fraser, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.«

Germain beobachtete diese Operation mit profundem Interesse, und seine blauen Augen schielten, als die bernsteinfarbene Flüssigkeit ihm über den flachen Nasenrücken rann und von seiner Stupsnase tropfte. Er streckte die Zunge heraus, um die Tropfen aufzufangen, verzog aber das Gesicht, als er ihren Geschmack spürte.

»Bah«, sagte er deutlich. »Pferdepisse.«

Marsali antwortete ihm mit einem kurzen, schockierten »Tst!«, doch der Priester gluckste nur, schwang Germain vom Tisch und winkte Brianna.

Sie hielt Jemmy über den Tisch und wiegte ihn wie ein Opferlamm in den Armen. Ihr Blick hing am Gesicht des Babys, doch ich sah ihren Kopf sacht zucken, denn irgendetwas erregte draußen ihre Aufmerksamkeit. Es *waren* Geräusche unten auf dem Pfad; ich konnte Stimmen hören. Eine Gruppe von Männern, dachte ich, die sich kameradschaftlich, aber nicht betrunken unterhielten.

Ich spannte mich an und gab mir Mühe, nicht in Jamies Richtung zu blicken. Wenn sie hereinkamen, so beschloss ich, würde ich mir Germain schnappen, unter der Rückseite des Zeltes hindurchkriechen und die Flucht ergreifen. Für alle Fälle packte ich schon einmal den Kragen seines

Kittelchens. Dann spürte ich, wie ich sanft angestoßen wurde und Brianna ihr Gewicht gegen mich lehnte.

»Schon gut, Mama«, flüsterte sie. »Es sind Roger und Fergus.« Sie nickte in die Dunkelheit und wandte ihre Aufmerksamkeit dann wieder Jemmy zu.

Sie waren es, erkannte ich, und meine Schläfen prickelten vor Erleichterung. Jetzt, da ich es wusste, konnte ich den herrischen Tonfall von Fergus' Stimme erkennen, die sich zu einem längeren Vortrag erhoben hatte, und ein tiefes, schottisches Brummen, das wohl zu Roger gehören musste. Ein schrilleres Gekicher, das ich als Mr. Goodwins erkannte, driftete durch die Nacht, gefolgt von einer Bemerkung in Mr. Lillywhites gedehnter Aristokratenstimme.

Diesmal sah ich Jamie an. Er hatte nach wie vor den Dolch in der Hand, doch dieser war an seine Seite gesunken, und seine Schultern hatten ein wenig von ihrer Anspannung verloren. Er lächelte mir erneut zu, und diesmal erwiderte ich es.

Jemmy war wach, aber schläfrig. Er legte keinen Protest gegen das Öl ein, fuhr aber zusammen, als ihn der kalte Whisky an der Stirn berührte. Er riss die Augen auf und öffnete abrupt die Arme. Dann gab er ein schrilles »Jiep!« von sich, und als Brianna ihn hastig in seine Decke schlug und ihn an ihre Schulter hob, verzog er das Gesicht und versuchte zu entscheiden, ob er sich hinreichend gestört fühlte, um loszuweinen.

Brianna klopfte ihm auf den Rücken wie auf eine Bongotrommel und lenkte ihn mit leisen Zischelgeräuschen ab. Er begnügte sich damit, sich den Daumen in den Mund zu stecken und die Versammlung argwöhnisch anzufunkeln, doch zu diesem Zeitpunkt goss Vater Kenneth bereits der schlafenden Joan, die Marsali vor ihn hinhielt, Whisky auf die Stirn.

»Ich taufe dich, Joan Laoghaire Claire Fräser«, sprach er Marsali nach und ich sah Marsali erschrocken an. Ich wusste, dass sie nach Marsalis jüngerer Schwester Joan hieß, aber ich hatte nicht gewusst, wie die anderen Namen des Babys lauten würden. Ich spürte einen kleinen Kloß im Hals, als ich sah, wie Marsali ihren in ein Schultertuch gehüllten Kopf über das Kind beugte. Sowohl ihre Schwester als auch ihre Mutter

Laoghaire waren in Schottland; die Chance, dass auch nur eine von ihnen das Kind jemals zu Gesicht bekam, war verschwindend gering.

Plötzlich riss Joan ihre schrägen Augen weit auf, und ihr Mund folgte. Sie gab einen durchdringenden Schrei von sich, und wir alle fuhren zusammen, als sei eine Bombe in unserer Mitte explodiert.

»Gehet in Frieden und dienet dem Herrn! Und geht schnell!«, sagte Vater Kenneth, während er bereits mit flinken Fingern seine Glasflasche und die Whiskyflasche verkorkte und in größter Eile alle Spuren der Zeremonie verwischte. Ich konnte hören, wie sich die Stimmen draußen auf dem Pfad verwirrt und fragend erhoben.

Marsali schoss wie der Blitz zum Zelteingang hinaus, die schreiende Joan an der Brust, den protestierenden Germain fest an der Hand. Brianna hielt gerade lange genug inne, um Vater Kenneth die Hand auf den Hinterkopf zu legen und ihn auf die Stirn zu küssen.

»Danke, Vater«, flüsterte sie und verschwand mit wehenden Röcken.

Jamie hatte meinen Arm ergriffen und schob mich ebenfalls aus dem Zelt, hielt aber am Eingang eine halbe Sekunde inne und wandte sich zurück. »Vater?«, flüsterte er. »*Pax vobiscum*!«

Vater Kenneth hatte sich bereits hinter dem Tisch niedergesetzt, die Hände gefaltet, die anklagenden, leeren Papierbögen erneut vor sich ausgebreitet. Er blickte mit einem kleinen Lächeln auf, und im Schein der Lampe war sein Gesicht trotz des blauen Auges ganz von Frieden erfüllt.

»*Et cum spiritu tuo*, Mann«, sagte er und hob drei Finger zu einem segnenden Abschiedsgruß.

»Warum in aller Welt hast du das getan?« Briannas Flüstern driftete hörbar verärgert zu mir zurück. Sie und Marsali waren nur knapp vor uns. Wegen der Kinder gingen sie langsam, doch obwohl sie so nah waren, waren die dick eingemummten Gestalten der Mädchen kaum von den Büschen zu unterscheiden, die den Pfad überwucherten.

»Habe ich was getan? Lass das, Germain; komm, wir suchen Papa, ja? Nein, steck das nicht in den Mund!«

»Du hast Joanie gekniffen - ich habe es genau gesehen. Deinetwegen hätten sie uns alle schnappen können!«

»Aber das musste ich doch!« Marsali klang überrascht über Briannas Vorwurf. »Und es hätte doch sowieso nicht mehr viel ausgemacht - da war die Taufe ja schon vorbei. Sie hätten Vater Kenneth wohl kaum zwingen können, sie zurückzunehmen, oder?« Sie kicherte leise bei diesem Gedanken, dann brach sie ab. »Germain, ich habe gesagt, du sollst es loslassen.«

»Was soll das heißen, du musstest doch? Lass los, Jemmy, das sind meine Haare! Au! Lass los, habe ich gesagt!«

Jemmy war jetzt sichtlich hellwach und hoch interessiert an seiner neuen Umgebung, die er am liebsten genauer erkundet hätte, zumindest seinen wiederholten »Arg!«-Rufen nach, die sich gelegentlich mit einem neugierigen »Gleb?« abwechselten.

»Wie, sie hat doch geschlafen!«, sagte Marsali und klang ganz entgeistert. »Sie ist nicht aufgewacht, als Vater Kenneth ihr das Wasser - ich meine den Whisky - über den Kopf gegossen hat... Germain, komm zurück! *Thig air ais a seo*! - und du weißt doch, dass es Unglück bringt, wenn ein Kind bei der Taufe nicht ein bisschen weint; daran erkennt man, dass die Erbsünde aus ihm weicht! Ich konnte doch nicht zulassen, dass der *dhiahhol* in meinem kleinen Mädchen bleibt. Nicht wahr, *mo mhaorine*?« Ich hörte kleine Kussgeräusche und ein leises Gurren aus Joanies Mund, das prompt von Germain übertönt wurde, der erneut zu singen begonnen hatte.

Brianna prustete belustigt auf, und ihre Verärgerung ließ nach.

»Oh, ich verstehe. Nun, solange du einen guten Grund dafür hattest... Obwohl ich mir nicht so sicher bin, dass es bei Jemmy und Germain funktioniert hat. Sieh dir an, wie sie sich benehmen - man könnte schwören, dass sie besessen sind. Au! Beiß mich nicht, du kleines Monster, ich füttere dich ja gleich!«

»Och, sie sind ja schließlich Jungen«, sagte Marsali duldsam. Sie hob ihre Stimme leicht an, um trotz des Lärms gehört zu werden. »Jeder weiß doch, dass Jungen den Teufel in sich haben; ich nehme an, dass man mehr als ein bisschen Weihwasser braucht, um den zu ertränken, selbst wenn es noch so hochprozentig wäre. Germain! Wo hast du nur so ein schmutziges Lied gehört, du kleiner Racker?«

Ich lächelte, und Jamie lachte an meiner Seite leise vor sich hin, während er der Unterhaltung der Mädchen lauschte. Wir befanden uns jetzt weit genug vom Tatort entfernt, um uns nicht mehr darum sorgen zu müssen, ob man uns hören konnte. Denn überall um uns herum erklangen Bruchstücke von Liedern, Geigenmusik und Gelächter im flackernden Schein der Lagerfeuer unter den Bäumen, ein Lichtblick in der zunehmenden Dunkelheit.

Die Angelegenheiten des Tages waren im Großen und Ganzen erledigt, und die Leute ließen sich jetzt zum Abendessen nieder, bevor der Ruf der Clans, die Lieder und die letzten Besuchsrunden begannen. Die Gerüche von Holzrauch und Essen streckten ihre lockenden Finger durch die kalte, dunkle Luft aus, und mein Magen knurrte sacht als Antwort auf ihren Ruf. Ich hoffte, Lizzie war wieder so weit auf dem Damm, dass sie mit dem Kochen begonnen hatte.

»Was heißt *mo mhaorine*?«, fragte ich Jamie. »Das habe ich noch nie gehört.«

»Ich glaube, es heißt >meine kleine Kartoffel<«, sagte er. »Es ist Irisch, aye? Sie hat es von dem Priester.«

Er seufzte und klang bis jetzt hochzufrieden mit den Ergebnissen des Abends.

»Möge St. Bride Vater Kenneths flinke Finger segnen; eine Sekunde lang dachte ich, wir würden es nicht schaffen. Sind das Roger und Fergus?«

Zwei dunkle Schatten waren aus dem Wald getreten und hatten sich den Mädchen angeschlossen, und unterdrücktes Gelächter und Stimmengemurmel drangen - unterbrochen von lautem Gekreische der

beiden Jungen beim Anblick ihrer Papas - von den jungen Familien zu uns herüber.

»Das stimmt. Und wo wir gerade davon sprechen, mein süßes Kartöffelchen«, sagte ich und packte ihn fest am Arm, um ihn zu verlangsamen, »was fällt dir ein, Vater Kenneth von mir und dem Butterfass zu erzählen?«

»Willst du damit etwa sagen, dass dich das geärgert hat, Sassenach?«, fragte er in überraschtem Tonfall.

»Natürlich hat es das!«, sagte ich. Das Blut stieg mir warm in die Wangen, wenn ich mir auch nicht sicher war, ob dies an der Erinnerung an seine Beichte lag - oder an der Erinnerung an den ursprünglichen Anlass. Auch mein Inneres erwärmte sich bei diesem Gedanken ein wenig, und die letzten Krämpfe begannen nachzulassen, als das angenehme Glühen aus meiner Mitte mir Entspannung brachte. Es war kaum die passende Zeit oder der passende Ort, aber vielleicht war uns ja später am Abend die nötige Zurückgezogenheit vergönnt - ich schob den Gedanken hastig beiseite.

»Von meiner Intimsphäre einmal ganz abgesehen, war es überhaupt keine Sünde«, sagte ich geziert. »Wir sind verheiratet, zum Kuckuck!«

»Nun, ich habe ja auch gebeichtet, dass ich gelogen habe, Sassenach«, sagte er. Ich konnte das Lächeln in seinem Gesicht nicht sehen, aber ich konnte es deutlich in seiner Stimme hören. Ich nahm an, dass er das meine auch hören konnte.

»Ich musste mir schließlich eine Sünde einfallen lassen, die schlimm genug war, um Lillywhite zu vertreiben - und ich konnte weder Diebstahl noch Homosexualität nehmen; vielleicht muss ich mit dem Mann noch geschäftlich verkehren.«

»Oh, du glaubst also, dass Sodomie ihn verprellen könnte, dass er deine Einstellung gegenüber Frauen in feuchten Blusen aber als kleinen Charakterfehler abtun würde?« Sein Arm war warm unter dem Stoff seines Hemdes. Ich berührte die Unterseite seines Handgelenkes, jene verletzliche Stelle, an der die Haut bloß lag, und strich sanft den Verlauf

der Vene nach, die dort pulsierte und dann unter dem Leinenstoff in Richtung seines Herzens verschwand.

»Sprich leise, Sassenach«, murmelte er und berührte meine Hand. »Nicht, dass die Kinder dich hören. Außerdem«, fügte er so leise hinzu, dass er gezwungen war, sich zu bücken und in mein Ohr zu flüstern, »sind es ja nicht alle Frauen. Nur die mit schönen, runden Ärschen.« Er ließ meine Hand los und tätschelte mir vertraulich das Hinterteil, wobei er angesichts der Dunkelheit eine bemerkenswerte Zielsicherheit an den Tag legte.

»Für eine magere Frau würde ich nicht einmal die Straßenseite wechseln, wenn sie splitternackt und pudelnass wäre. Und was Lillywhite angeht«, griff er das Thema wieder auf, in normalerem Tonfall, aber ohne seine Hand zu entfernen, die den Stoff meines Rockes jetzt meditativ um meine Pobacke modellierte. »Mag ja sein, dass er Protestant ist, Sassenach, aber er ist trotzdem ein Mann.«

»Mir war gar nicht bewusst, dass das nicht miteinander vereinbar ist«, ertönte Rogers Stimme trocken hinter uns in der Dunkelheit.

Jamie zog seine Hand zurück, als stünde mein Hintern in Flammen. Das tat er zwar nicht - ganz -, aber ich konnte nicht leugnen, dass sein Feuerstein trotz der Feuchtigkeit den einen oder anderen Funken im Zunder entfacht hatte. Doch bis zur Schlafenszeit war es noch lange hin.

Ich blieb gerade lange genug stehen, um Jamie kurz an einer intimen Stelle seiner Anatomie zu kneifen, so dass er scharf nach Luft schnappte, dann drehte ich mich um und sah, dass Roger einen großen, sich windenden Gegenstand auf dem Arm hatte, dessen Natur von der Dunkelheit verhüllt wurde. Kein Ferkel, schloss ich, trotz der lauten Grunzgeräusche, die das Wesen von sich gab, sondern Jemmy, der fest auf den Fingerknöcheln seines Vaters herumzukauen schien. Eine kleine, rosafarbene Faust erschien in einem zufälligen Lichtfleck, verschwand und traf mit einem soliden Hämmern auf Rogers Rippen.

Jamie grunzte seinerseits belustigt auf, ohne sich durch die Tatsache aus der Fassung bringen zu lassen, dass jemand mitangehört hatte, was er von den Protestanten hielt.

»Alle Mädchen sind tüchtig«, zitierte er ein schottisches Sprichwort, »aber woher kommen dann die nutzlosen Frauen?«

»Häh?«, sagte Roger, der ein wenig verwirrt klang.

»Protestanten werden mit Schwänzen *geboren*«, erklärte Jamie. »Zumindest die Männer - aber so mancher lässt seinen unbenutzt verschrumpeln. Ein Mann, der seine Nase in die Sünden anderer Leute steckt, hat keine Zeit, sich um seine eigenen zu kümmern.«

Ich wandelte mein Lachen in ein taktvolleres Husten ab.

»Und manche werden mit der Zeit nur selbst zu Riesenschwänzen«, sagte Roger noch trockener. »Aye, nun gut. Ich bin hier, um dir zu danken... dass du das mit den Taufen hinbekommen hast, meine ich.«

Ich bemerkte sein leichtes Zögern; er hatte immer noch keinen Namen gefunden, mit dem er Jamie unbefangen direkt ansprechen mochte. Jamie nannte ihn ganz einfach »unseren Roger«, »Roger Mac« oder »MacKenzies« - manchmal benutzte er auch den Spitznamen, den Ronnie Sinclair Roger gegeben hatte, *a Smeòraich*, zu Ehren seiner Stimme. Es bedeutete Singdrossel.

»Ich bin es, der dir danken sollte, *a charaid*. Am Ende hätten wir es ohne dich und Fergus auch nicht geschafft«, sagte Jamie, und auch seine Stimme wurde von einem Lachen erwärmt.

Rogers Umriss malte sich deutlich vor der Glut eines Lagerfeuers ab, groß und schlank. Seine Schultern hoben sich, als er mit den Achseln zuckte, und er verlagerte Jemmy auf seinen anderen Arm und wischte sich den Speichel auf seiner Hand an der Hose ab.

»Keine Ursache«, sagte er ein wenig schroff. »Wird es - meinst du, man wird Vater Kenneth anständig behandeln? Brianna sagt, sie sind übel mit ihm umgesprungen. Ich hoffe, sie misshandeln ihn nicht, wenn sie erst einmal unterwegs sind.«

Diese Worte wirkten ernüchternd auf Jamie. Er zuckte leicht mit den Achseln und rückte damit seinen Rock zurecht.

»Ich glaube, ihm droht keine Gefahr, aye - ich habe ein Wörtchen mit dem Sheriff gewechselt.« Es lag eine gewisse, grimmige Betonung auf dem »Wörtchen«, die verdeutlichte, was er meinte. Ein ordentliches Bestechungsgeld wäre zwar effektiver gewesen, aber mir war nur zu deutlich bewusst, dass unsere Barschaft derzeit exakt zwei Shilling, drei Pence und neun Farthings zählte - die Überreste von Jamies Whiskygeschäften. Besser, das Geld zu sparen und auf Drohungen zu bauen, dachte ich. Jamie war offenbar derselben Meinung.

»Ich werde mit meiner Tante sprechen«, sagte er, »und sie bitten, Mr. Lillywhite noch heute Abend ihre Meinung zu diesem Thema schriftlich mitzuteilen. Das wird eine bessere Sicherheitsgarantie für Vater Kenneth sein als alles, was ich selbst sagen könnte.«

»Ich glaube nicht, dass sie besonders glücklich sein wird zu hören, dass ihre Hochzeit verschoben ist«, bemerkte ich. Nein, das würde sie wirklich nicht. Als Tochter eines Highlandfürsten und Witwe eines steinreichen Pflanzers war Jocasta Cameron es gewohnt, ihren Willen zu bekommen.

»Bestimmt nicht«, pflichtete Jamie mir ironisch bei, »auch wenn Duncan möglicherweise ein wenig erleichtert ist.«

Roger lachte nicht ohne Mitgefühl und gesellte sich an unsere Seite, als wir jetzt weiter bergab gingen. Er klemmte sich Jemmy, der immer noch heftig grunzte, wie einen Football unter den Arm.

»Aye, das wird er. Armer Duncan. Also sind die Trauungen definitiv abgesagt?«

Ich konnte Jamies Stirnrunzeln zwar nicht sehen, doch ich spürte die Bewegung, als er skeptisch den Kopf schüttelte.

»Aye, ich fürchte, ja. Sie haben sich geweigert, den Priester herauszurücken, obwohl ich ihnen mein Wort gegeben habe, ihn am Morgen wieder abzuliefern. Wir könnten ihn vielleicht mit Gewalt befreien, aber selbst dann -«

»Ich bezweifle, dass das helfen würde«, unterbrach ich ihn und erzählte ihnen, was ich mitbekommen hatte, während ich vor dem Zelt wartete.

»Ich kann mir also nicht vorstellen, dass sie untätig dastehen und zusehen werden, wie Vater Kenneth die Leute verheiratet«, schloss ich. »Selbst wenn ihr ihn befreien könntet, würden sie den Berg nach ihm durchkämmen, Zelte umkrempeln und einen Aufruhr verursachen.«

Sheriff Anstruther würde nicht allein dastehen; Jamie und seine Tochter mochten ja bei den Schotten in hohem Ansehen stehen, Katholiken im Allgemeinen und Priester im Besonderen jedoch nicht.

»Anweisungen?«, wiederholte Jamie und klang erstaunt. »Bist du sicher, Sassenach? Es war Lillywhite, der gesagt hat, er hätte ›Anweisungen‹?«

»So war es«, sagte ich und begriff erst jetzt, wie merkwürdig das war. Der Sheriff empfing seine Anweisungen natürlich von Mr. Lillywhite, denn das war seine Pflicht. Aber wer konnte dem Magistraten Anweisungen erteilen?

»Es gibt hier noch einen anderen Magistraten und ein paar Friedensrichter, aber es wird doch wohl...«, sagte Roger langsam und schüttelte beim Nachdenken den Kopf. Ein lautes Quäken unterbrach ihn in seinen Gedankengängen, und er senkte den Blick. Das Licht eines Feuers in unserer Nähe spiegelte sich auf seinem Nasenrücken und malte sein schwaches Lächeln nach, als er mit seinem Nachwuchs sprach. »Was? Hunger hast du, Junge? Keine Sorge, Mami ist gleich wieder da.«

»Wo ist Mami denn?«, sagte ich und blinzelte in die wogenden Schatten vor uns. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, und die nackten Äste der Eichen und Hickories rasselten wie Säbel über unseren Köpfen. Dennoch, Jemmy war laut genug, dass Brianna ihn hätte hören können. Ich fing Marsalis Stimme vor uns auf, anscheinend in ein freundschaftliches Gespräch mit Germain und Fergus über das Abendessen vertieft, doch keine Spur von Briannas tieferem, heiserem Bostoner Akzent.

»Warum?«, sagte Jamie zu Roger und hob die Stimme, um trotz des Windes gehört zu werden.

»Warum was? Hier, Jemmy, siehst du das? Möchtest du? Aye, natürlich möchtest du. Ja, guter Junge, kau ein bisschen darauf herum.« Ein Lichtfunke fing sich auf etwas Glänzendem in Rogers freier Hand; dann

verschwand der Gegenstand, und Jemmys Geschrei verstummte augenblicklich, gefolgt von lauten Saug- und Schlürfgeräuschen.

»Was ist das? Es ist doch nicht so klein, dass er es verschlucken könnte, oder?«, fragte ich ängstlich.

»Ah, nein. Es ist eine Uhrenkette. Keine Sorge«, beruhigte Roger mich, »ich habe das Ende fest in der Hand. Wenn er sie verschluckt, kann ich sie wieder herausziehen.«

»Warum sollte jemand verhindern wollen, dass du heiratest?«, sagte Jamie geduldig, ohne die drohende Gefahr für das Verdauungssystem seines Enkelsohnes zu beachten.

»Ich?« Roger klang überrascht. »Ich glaube nicht, dass es irgendjemanden kümmert, ob ich heirate oder nicht, ausgenommen mich selbst - und dich vielleicht«, fügte er mit einer Spur von Humor in der Stimme hinzu. »Ich nehme doch an, dass es dir auch lieb wäre, wenn der Junge einen Namen bekommt. Apropos«, wandte er sich an mich. Der Wind hatte lange Strähnen aus seinem Haar gelöst und seine Silhouette in einen wilden, schwarzen Geist verwandelt, »wie heißt er denn nun eigentlich? Mit Taufnamen, meine ich.«

»Jeremiah Alexander Ian Fräser MacKenzie«, sagte ich und hoffte, dass ich es richtig behalten hatte. »Entspricht das deinem Wunsch?«

»Oh, sein Name war mir gar nicht so wichtig«, sagte Roger und machte vorsichtig einen Bogen um eine Pfütze, die den Pfad versperrte. Es hatte wieder zu nieseln begonnen; ich konnte kleine, kalte Tropfen in meinem Gesicht spüren, und im Feuerschein sah ich, wie die Wassertropfen in der Pfütze landeten.

»Ich habe mir Jeremiah gewünscht, aber ich habe Brianna gesagt, dass ich ihr den Rest überlasse. Sie konnte sich nicht so recht zwischen John für John Grey und - und Ian für ihren Vetter entscheiden, aber es ist ja sowieso derselbe Name.«

Ich bemerkte erneut das leise Zögern, und ich spürte, wie sich Jamies Arm unter meiner Hand anspannte. Jamies Neffe Ian war ein wunder Punkt - und dank des Briefes, den wir tags zuvor von ihm erhalten hatten, war er

uns allen frisch in Erinnerung. Das musste es gewesen sein, was schließlich für Brianna den Ausschlag gab.

»Nun, wenn es nicht um dich und meine Tochter ging«, beharrte Jamie unbeirrbar, »um wen dann? Jocasta und Duncan? Oder die Leute aus Bremerton?«

»Du glaubst, jemand hatte es speziell darauf abgesehen, heute Abend die Hochzeiten zu verhindern?« Roger packte die Gelegenheit, über etwas anderes als Ian Murray zu reden, dankbar beim Schopf. »Dann glaubst du nicht, dass es nur allgemeiner Abscheu gegenüber den Praktiken Roms ist?«

»Das wäre möglich, aber so ist es nicht. Wenn es so wäre, warum haben sie dann mit der Verhaftung des Priesters bis jetzt gewartet? Warte, Sassenach, ich hebe dich auf die andere Seite.«

Jamie ließ meine Hand los, umrundete die Pfütze, dann drehte er sich um, umfasste meine Taille und hob mich mit wehenden Röcken hinüber. Die feuchten Blätter verrutschten gurgelnd unter meinen Schuhen, als er mich abstellte, aber ich ergriff seinen Arm, um mich zu stützen, und richtete mich auf.

»Nein«, setzte Jamie das Gespräch fort, wieder an Roger gewandt. »Lillywhite und Anstruther sind den Katholiken mit Sicherheit nicht besonders hold, aber warum stiften sie jetzt Unruhe, wo der Priester doch am Morgen sowieso verschwunden wäre? Glauben sie vielleicht, dass er alle gottesfürchtigen Leute auf dem Berg bis zum Morgengrauen korrumpiert, wenn sie ihn nicht wegsperren?«

Roger lachte kurz auf.

»Nein. Ich denke nicht. Gibt es außer den Trauungen und Taufen noch etwas, das der Priester heute Abend tun sollte?«

»Vielleicht ein paar Beichten«, sagte ich und kniff Jamie in den Arm. »Sonst ist mir nichts bekannt.« Ich presste meine Oberschenkel aneinander, weil meine intimen Wäschearrangements sich beunruhigend verschoben. Verdammt, eine der Nadeln, die das Tuch zwischen meinen

Beinen festhielten, hatte sich gelöst, als Jamie mich hochhob. Hatte ich sie verloren?

»Sie hatten doch wohl nicht vor zu verhindern, dass er jemandem die Beichte abnimmt? Jemand Bestimmtem, meine ich?« Roger klang skeptisch, aber Jamie nahm sich der Idee abwägend an.

»Sie hatten jedenfalls nichts dagegen, dass er mir die Beichte abnahm. Und ich glaube nicht, dass sie einen Pfifferling darum geben, ob sich ein Katholik im Zustand der Todsünde befindet oder nicht, denn wir sind ja sowieso alle verdammt. Aber wenn ihnen bekannt wäre, dass jemand dringend der Beichte bedarf und sie das Gefühl hätten, sich das zunutze machen zu können...«

»Dass dieser Jemand dafür bezahlen könnte, dass man ihn zu dem Priester vorlässt?«, fragte ich skeptisch. »Also wirklich, Jamie, wir reden hier von Schotten. Ich möchte doch meinen, dass der schottische Durchschnittsmörder oder Ehebrecher lieber ein Reuegebet spricht und das Beste hofft als bares Geld für einen Priester zu bezahlen.«

Jamie prustete leise, und ich sah, wie sich der weiße Nebel seines Atemwölkchens um seinen Kopf ringelte wie Kerzenrauch; es wurde zunehmend kälter.

»Mit Sicherheit«, sagte er trocken. »Und wenn Lillywhite vorhätte, ins Ablassgeschäft einzusteigen, hat er damit etwas zu lange gewartet, um noch viel Profit herauszuschlagen. Aber was, wenn es nicht darum ging, jemanden an der Beichte zu hindern - sondern vielmehr nur dafür zu sorgen, dass sie sie mithören können?«

Roger brummte zufrieden. Offensichtlich hielt er das für eine viel versprechende Idee.

»Erpressung? Aye, ein guter Gedanke«, sagte er zustimmend. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, dachte ich; Oxfordbildung oder nicht, es war unzweifelhaft, dass Roger Schotte war. Unter seinem Arm fand ein gewaltsamer Aufruhr statt, gefolgt von einem Jammerlaut Jemmys. Roger blickte zu Boden.

»Oh, hast du dein Spielzeug fallen gelassen? Wo ist es denn verschwunden?« Er hievte Jemmy auf seine Schulter wie ein Bündel Wäsche und hockte sich nieder, um den Boden nach der Uhrenkette abzustochern, die Jemmy anscheinend in die Dunkelheit geschleudert hatte.

»Erpressung? Das halte ich doch für ein bisschen weit hergeholt«, widersprach ich und fuhr mir mit der Hand unter der Nase entlang, die zu tropfen begonnen hatte. »Du meinst, sie vermuten vielleicht, dass beispielsweise Farquard Campbell ein schreckliches Verbrechen begangen hat, und wenn sie es genau wüssten, könnten sie ihn damit unter Druck setzen? Ist das nicht ein bisschen arg durchtrieben? Wenn du da unten eine Sicherheitsnadel findest, Roger, ist es meine.«

»Nun, Lillywhite und Anstruther sind schließlich Engländer, nicht wahr?«, sagte Jamie mit einem delikaten Sarkasmus, der Roger zum Lachen brachte. »Durchtriebenheit und ein verräterisches Wesen sind dieser Rasse angeboren, ist es nicht so, Sassenach?«

»Oh, Unfug«, sagte ich geduldig. »Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen. Außerdem haben sie ja auch nicht versucht, deine Beichte zu belauschen.«

»Es gibt ja auch nichts, womit man mich erpressen könnte«, erwiderte Jamie, obwohl klar war, dass er nur pro forma argumentierte.

»Trotzdem«, begann ich, wurde aber von Jemmy unterbrochen, der immer unruhiger wurde und sich mit dem Kreischen eines pfeifenden Wasserkessels hin und her warf. Roger ächzte, klemmte vorsichtig etwas zwischen seine Finger und stand auf.

»Hab' deine Nadel gefunden«, sagte er. »Aber keine Spur von der Kette.«

»Irgendjemand wird sie morgen früh schon finden«, sagte ich und hob meine Stimme, um trotz des Lärms gehört zu werden. »Vielleicht gibst du ihn besser mir.« Ich streckte die Arme nach dem Baby aus, und Roger übergab mir seine Bürde mit deutlicher Erleichterung - deren Grund ich sofort begriff, als mir der Geruch von Jemmys Windel in die Nase stieg.

»Doch nicht schon wieder?«, sagte ich. Da er dies offensichtlich als persönlichen Vorwurf betrachtete, schloss er die Augen und fing an zu heulen wie eine Luftschutzsirene.

»Wo ist Brianna denn?«, fragte ich, während ich gleichzeitig versuchte, ihn beruhigend zu wiegen und ihn auf hygienischer Distanz zu halten. »Autsch!« Er schien sich die Dunkelheit zunutze gemacht zu haben, um sich ein paar zusätzliche Gliedmaßen wachsen zu lassen, die alle wild ruderten oder nach mir grabschten.

»Oh, sie musste nur eine Kleinigkeit erledigen«, sagte Roger in einem vagen Tonfall, bei dessen Klang Jamie abrupt den Kopf wandte. Das Licht fiel auf sein Profil, und ich sah, dass er seine dichten, roten Brauen argwöhnisch zusammengezogen hatte. Das Feuer glänzte auf seinem langen, geraden Nasenrücken, als er fragend den Kopf hob. Offensichtlich kam ihm irgendetwas spanisch vor. Er wandte sich mir zu, eine Augenbraue hochgezogen. Steckte ich auch mit dahinter?

»Ich habe keine Ahnung«, versicherte ich ihm. »Warte, ich gehe zu den McAllisters, um mir eine saubere Windel zu borgen. Wir sehen uns gleich am Feuer.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, packte ich das Baby mit festem Griff und schob mich ins Gebüsch, um die nächstliegende Lagerstätte aufzusuchen.

Georgiana McAllister hatte neu geborene Zwillinge - ich hatte sie vor vier Tagen entbunden - und stellte mir gern eine saubere Windel und einen abgelegenen Busch zur Verfügung, hinter dem ich meine persönlichen Reparaturarbeiten vornehmen konnte. Danach plauderte ich noch ein wenig mit ihr und bewunderte die Zwillinge, während mir unablässig die jüngsten Enthüllungen durch den Kopf gingen. Angesichts von Leutnant Hayes und seiner Proklamation, den Machenschaften von Lillywhite und Co. sowie Briannas und Rogers seltsamen Geheimnissen schien mir der Berg heute Abend ein wahres Verschwörernest zu sein.

Ich war froh, dass wir die Taufe zuwege gebracht hatten - ich war sogar geradezu überrascht, welche Genugtuung ich darüber empfand -, musste aber zugeben, dass mich Briannas geplatzte Hochzeit mit Bestürzung

erfüllte. Sie hatte nicht viele Worte darüber verloren, aber ich wusste, dass sie und Roger sich sehr auf den Segen für ihre Verbindung gefreut hatten. Der Feuerschein spiegelte sich kurz und anklagend im Gold des Ringes an meiner linken Hand wider, und ich machte im Geiste eine resignierte Handbewegung in Franks Richtung.

»*Und was erwartest du, das ich diesbezüglich unternehme*?«, fragte ich im Stillen, während ich nach außen hin Georgianas Ansichten über die Behandlung von Pfriemenschwanzwürmern teilte.

»Ma'am?« Eines der älteren McAllistermädchen, das sich bereit erklärt hatte, Jemmy zu wickeln, hielt einen langen, schleimigen Gegenstand vorsichtig zwischen zwei Fingern. »Ich habe diese Kette in der Windel des Kleinen gefunden; gehört sie vielleicht Eurem Mann?«

»Ach du liebe Güte!« Das Wiederauftauchen der Uhrkette jagte mir einen Schrecken ein, doch ein paar Sekunden rationellen Denkens korrigierte meinen ersten, alarmierten Eindruck, dass Jemmy sie verschluckte hatte. Selbst ein Kind mit einem besonders aktiven Verdauungstrakt würde mehrere Stunden brauchen, um einen festen Gegenstand wieder auszuscheiden; offenbar war ihm sein Spielzeug einfach in den Halsausschnitt seines Kittelchens gefallen und in seiner Windel gelandet.

»Gib her, Kleine.« Als Mr. McAllister die Uhrkette erblickte, streckte er die Hand danach aus und ergriff sie mit einer kleinen Grimasse. Er zog ein großes Taschentuch aus seinem Hosenbund und wischte sie sorgfältig ab, wobei die silbernen Kettenglieder und ein kleiner, runder Anhänger ans Licht kamen, der eine Art Siegel trug.

Ich bemerkte den Anhänger mit einigem Grimm und beschloss innerlich, Roger eine anständige Strafpredigt bezüglich der Dinge zu halten, die er Jemmy in den Mund stecken ließ.

»Oh, aber das ist doch Mr. Caldwells Kette!« Georgiana beugte sich vor und betrachtete die Kette über die Köpfe ihrer Zwillinge hinweg, die sie gerade stillte.

»Wirklich?« Ihr Mann sah die Kette blinzelnd an und kramte in seinem Hemd nach seiner Brille.

»Aye, ganz bestimmt! Ich habe sie gesehen, als er am Sonntag gepredigt hat. Ich hatte gerade meine erste Wehe«, erklärte sie an mich gewandt, »und ich musste gehen, bevor er fertig war. Er hat gesehen, wie ich mich zum Gehen wandte, und muss geglaubt haben, dass er unsere Geduld überstrapaziert hatte, weil er die Uhr aus seiner Tasche gezogen hat, um einen Blick darauf zu werfen, und da habe ich das kleine, runde Ding an der Kette glitzern sehen.«

»Das nennt man ein Siegel, *a nighean*«, unterrichtete sie ihr Mann. Er hatte sich jetzt eine Halbmondbrille fest auf die Nase gesetzt und drehte das kleine Metallemblem zwischen den Fingern hin und her. »Aber du hast Recht, es gehört Mr. Caldwell, siehst du?« Sein schwieliger Finger fuhr den Umriss der Illustration auf dem Siegel nach: ein Amtsstab, ein offenes Buch, eine Glocke und ein Baum über einem Fisch mit einem Ring im Maul.

»Das ist das Siegel der Universität von Glasgow. Mr. Caldwell ist nämlich ein Gelehrter«, sagte er zu mir, und seine blauen Augen waren von Ehrfurcht erfüllt. »Hat dort das Predigen gelernt und macht seine Sache wirklich gut. Du hast ein tolles Finale versäumt, Georgie«, fügte er an seine Frau gewandt hinzu. »Er ist so rot im Gesicht geworden, als er von der Verwüstung und Gottes Zorn am Ende der Welt gesprochen hat, dass ich schon gedacht habe, er bekommt bestimmt gleich einen Schlag, und was machen wir dann? Denn er lässt Murray MacLeod nicht an sich heran, denn Murray ist für Mr. Caldwell ein Häretiker - er gehört dem Neuen Licht an, unser Murray«, erklärte Mr. McAllister an mich gewandt, »und Mrs. Fräser hier ist nicht nur Papistin, sondern war auch mit dir und den Kindern beschäftigt.«

Er beugte sich vor und strich einem der Zwillinge sanft über das Häubchen, doch das Baby schenkte ihm keine Beachtung, da es selig in seine Mahlzeit vertieft war.

»Hmp. Mir wäre es damals auch egal gewesen, wenn Mr. Caldwell geplatzt wäre«, sagte seine Frau unverblümt. Sie hob die doppelte Last auf ihren Armen an und machte es sich bequemer. »Und was mich angeht, so kann die Hebamme von mir aus Indianerin oder Engländerin sein - oh,

Verzeihung, Mrs. Fraser-, solange sie weiß, wie man ein Baby auffängt und Blutungen stillt.«

Ich tat Georgianas Entschuldigungen mit ein paar bescheidenen Worten ab und erkundigte mich weiter nach dem Ursprung der Uhrkette.

»Mr. Caldwell. Ihr sagt, er ist ein Prediger?« In meinem Hinterkopf regte sich ein dumpfer Verdacht.

»Oh, aye, der beste, den ich bis jetzt gehört habe«, versicherte Mr. McAllister mir. »Und ich habe sie alle gehört. Mr. Urmstone ist wirklich großartig, wenn es um die Sünde geht, aber er ist nicht mehr der Jüngste und mit der Zeit etwas heiser geworden, so dass man direkt vor ihm sitzen muss, um ihn zu verstehen - und das ist ein bisschen gefährlich, versteht Ihr, denn es sind die Leute in der ersten Reihe, deren Sünden er sich als Erstes vornimmt. Der Mann, der das Neue Licht predigt, macht dagegen nicht viel her; er hat keine Stimme.«

Er tat den unglückseligen Prediger mit der Verachtung eines echten Kenners ab.

»Mr. Woodmason ist nicht schlecht; ein bisschen steif - er ist Engländer, aye? -, aber man kann sich darauf verlassen, dass er stets zum Gottesdienst kommt, obwohl er schon sehr betagt ist. Nun, und der junge Campbell von der Barbecue Church -«

»Der Kleine hier hat ziemlichen Hunger, Ma'am«, warf das Mädchen ein, das Jemmy auf dem Arm hatte. Das stimmte unleugbar, denn er war rot im Gesicht und jammerte. »Soll ich ihm vielleicht etwas Porridge geben?«

Ich warf einen raschen Blick auf den Topf über dem Feuer; der Porridge warf dicke Blasen, also war er wahrscheinlich so gut durchgekocht, dass die meisten Keime abgetötet waren. Ich zog den Hornlöffel hervor, den ich in meiner Tasche dabei hatte und von dem ich mir sicher sein konnte, dass er einigermaßen sauber war, und gab ihn dem Mädchen.

»Danke sehr. Also, dieser Mr. Caldwell - er ist nicht zufällig Presbyterianer, oder?«

Mr. McAllister machte ein überraschtes Gesicht, dann strahlte er über meine Auffassungsgabe.

»Das ist er in der Tat! Dann habt Ihr schon von ihm gehört, Mrs. Fräser?«

»Möglicherweise ist mein Schwiegersohn mit ihm bekannt«, sagte ich trocken.

Georgiana lachte.

»Auf jeden Fall kennt ihn Euer Enkel, würde ich sagen.« Sie wies kopfnickend auf die Kette, die ihr Mann auf seiner breiten Handfläche drapiert hatte. »In diesem Alter sind Kinder wie die Elstern; sie stehlen alles, was glänzt.«

»So ist es«, sagte ich langsam und starrte auf die silbernen Kettenglieder und den baumelnden Anhänger. Das gab der ganzen Sache einen anderen Anstrich. Wenn Jemmy sich bei Mr. Caldwell als Taschendieb betätigt hatte, musste dies einige Zeit vor Jamies improvisierter Tauffeier geschehen sein.

Zu diesem Zeitpunkt hatten Brianna und Roger schon länger von Vater Kenneths Verhaftung und der möglichen Absage ihrer Hochzeit gewusst; sie hatten genug Zeit gehabt, andere Pläne zu schmieden, während Jamie und ich mit Rosamund, Ronnie und den gesammelten anderen Krisen befasst waren. Zeit genug für Roger, um Mr. Caldwell, den presbyterianischen Pastor, aufzusuchen und mit ihm zu sprechen - Jemmy auf dem Arm.

Und sobald Roger die Bestätigung erhalten hatte, dass der Priester heute Abend wohl kaum irgendwelche Ehen schließen würde, war Brianna zu einer vagen »Erledigung« verschwunden. Nun, wenn Vater Kenneth darauf bestanden hatte, einen presbyterianischen Bräutigam auszufragen, bevor er ihn traute, stand Mr. Caldwell wohl dasselbe Privileg bei einer zukünftigen papistischen Braut zu.

Jemmy verschlang seinen Porridge mit der Unerschütterlichkeit eines hungrigen Piranhas; wir konnten jetzt noch nicht gehen. Das war auch nicht schlimm, dachte ich; sollte Brianna doch ihrem Vater die Neuigkeit

eröffnen, dass sie ihre Hochzeit doch bekommen würde - ganz gleich, von welchem Priester.

Ich breitete meinen Rock aus, um den nassen Saum zu trocknen, und der Feuerschein spiegelte sich in meinen beiden Ringen wider. Ein heftiges Bedürfnis zu lachen kochte in mir hoch, als ich mir ausmalte, was Jamie sagen würde, wenn er es herausfand, doch ich unterdrückte es, weil ich keine Lust hatte, den McAllisters meine Belustigung zu erklären.

»Soll ich sie an mich nehmen?«, sagte ich stattdessen zu Mr. McAllister und wies kopfnickend auf die Uhrkette. »Ich glaube, ich werde Mr. Caldwell gleich noch sehen.«

14

Glücklich die Braut, auf die der Mond scheint

Wir hatten Glück. Es blieb trocken, und die Wolkenfetzen gaben einen Silbermond frei, der nicht ganz rund, aber strahlend hell über den Hängen des Black Mountain aufging; genau die richtige Beleuchtung für eine intime Familienhochzeit.

Ich war David Caldwell schon einmal begegnet, wenn es mir auch erst wieder einfiel, als ich ihn jetzt sah. Er war ein kleiner, aber ungemein sympathischer Mann, der makellos gekleidet war, obwohl er seit einer Woche im Freien campierte. Jamie kannte ihn ebenfalls und respektierte ihn. Das verhinderte aber nicht, dass sein Gesicht eine gewisse Anspannung widerspiegelte, als der Priester jetzt in den Schein des Feuers trat, sein abgenutztes Gebetbuch in den Händen. Doch ich stieß Jamie warnend an, und seine Miene nahm umgehend einen unergründlichen Ausdruck an.

Ich sah, wie Roger einen Blick in unsere Richtung warf und sich dann wieder Brianna zuwandte. Möglich, dass der Hauch eines Lächelns in seinem Mundwinkel hing, doch es hätte auch ein Spiel der Schatten sein können. Jamie atmete hörbar durch die Nase, und ich stupste ihn noch einmal an.

»Du hast bei der Taufe deinen Willen bekommen«, flüsterte ich. Er hob ein wenig das Kinn. Brianna blickte in unsere Richtung. Sie wirkte ein wenig nervös.

»Ich habe doch gar nichts gesagt, oder?«

»Es ist eine absolut respektable, christliche Hochzeit.«

»Habe ich das angezweifelt?«

»Dann mach ein *frohes Gesicht*, verdammt noch mal!«, zischte ich. Er atmete noch einmal aus und nahm dann einen derart wohlwollenden Gesichtsausdruck an, dass es schon fast vertrottelt aussah.

»Besser?«, fragte er, die Zähne zu einem jovialen Lächeln zusammengebissen. Ich sah, wie Duncan Innes sich beiläufig zu uns umdrehte, zusammenfuhr und sich hastig abwandte, um Jocasta etwas zuzumurmeln, die am Feuer stand. Ihr weißes Haar leuchtete, und sie hatte eine Binde über ihre kranken Augen gezogen, um sie vor dem Licht zu schützen. Ulysses, der hinter ihr stand, hatte doch tatsächlich zur Feier des Tages seine Perücke angezogen; sie war das Einzige, was ich in der Dunkelheit von ihm sehen konnte, und sie schwebte scheinbar körperlos über Jocastas Schulter in der Luft. Während ich hinsah, wandte sich das Haarteil seitwärts in unsere Richtung, und ich erhaschte den schwachen Glanz eines Augenpaars darunter.

»Wer ist das, *grand-mère?«*

Germain, wie immer der elterlichen Aufsicht entwischt, tauchte zu meinen Füßen auf und deutete neugierig auf Reverend Caldwell.

»Das ist ein Pastor, Schatz. Tante Brianna und Onkel Roger heiraten.«

»*C'est quoi,* Pastor?«

Ich holte tief Luft, aber Jamie war schneller als ich.

»Es ist eine Art Priester, aber kein richtiger.«

»Böser Priester?« Germain betrachtete Reverend Caldwell mit drastisch gesteigertem Interesse.

»Nein, nein«, sagte ich. »Er ist kein böser Priester. Es ist nur so... nun, siehst du, wir sind Katholiken, und Katholiken haben Priester, aber Onkel Roger ist Presbyterianer...«

»Das sind Ketzer«, warf Jamie hilfreicherweise ein.

»Er ist *kein* Ketzer, Schatz. *Grand-père* macht nur Spaß, oder zumindest glaubt er das. Presbyterianer sind...«

Germain schenkte meiner Erklärung nicht die geringste Aufmerksamkeit, sondern hatte vielmehr den Kopf zurückgelegt und

betrachtete Jamie fasziniert.

»Warum zieht *grand-père* so ein Gesicht?«

»Wir freuen uns so«, erklärte Jamie, die Miene nach wie vor zu einer Maske der Liebenswürdigkeit erstarrt.

»Oh.« Germain verzog sein extrem bewegliches Gesicht augenblicklich zu einer groben Kopie desselben Ausdrucks - einem Clownsgrinsen mit zusammen gebissenen Zähnen und vorquellenden Augen. »So?«

»Ja, Schatz«, sagte ich mit Nachdruck. »*Genauso.*«

Marsali musterte uns, kniff die Augen zu und zupfte Fergus am Ärmel. Er wandte sich um und blickte uns blinzelnd an.

»Froh gucken, Papa!« Germain wies auf sein überbreites Lächeln. »Siehst du?«

Fergus' Mund zuckte, als er von Jamie zu seinem Sprössling blickte. Seine Miene wurde für einen Moment ausdruckslos und verschob sich dann zu einem enormen Lächeln, aus dem die Unaufrichtigkeit mit weißen Zähnen hervorblitzte. Marsali trat ihm vor den Knöchel. Er zuckte zusammen, lächelte aber unverwandt weiter.

Brianna und Roger trafen gerade jenseits des Feuers noch ein paar letzte Absprachen mit Reverend Caldwell. Brianna wandte sich ab, strich sich das offene Haar zurück, sah die Phalanx grinsender Gesichter und starrte sie mit leicht geöffnetem Mund an. Ihre Augen wanderten zu mir. Ich zuckte hilflos mit den Achseln.

Ihre Lippen pressten sich fest zusammen, kräuselten sich aber dennoch unwillkürlich nach oben. Unterdrücktes Gelächter ließ ihre Schultern erbeben. Ich spürte, wie Jamie neben mir erzitterte.

Reverend Caldwell trat vor, einen Finger als Lesezeichen in sein Buch gesteckt. Er setzte seine Brille auf, lächelte den Anwesenden jovial zu und blinzelte dann schwach, als er die Reihe höhnischer Fratzen erblickte.

Er hustete und schlug sein Messbuch auf.

»Liebe Anwesende, wir haben uns vor Gott versammelt...«

Ich spürte, wie Jamie sich ein wenig entspannte, als er weiter sprach, denn der Wortlaut mochte ihm vielleicht nicht vertraut sein, doch er hatte auch nichts Merkwürdiges an sich. Ich nahm an, dass er tatsächlich noch nie einem presbyterianischen Zeremoniell beigewohnt hatte - es sei denn, man zählte die improvisierte Taufe, die Roger selbst bei den Mohawk durchgeführt hatte. Ich schloss die Augen und sandte ein kurzes Gebet für Ian himmelwärts, wie ich es immer tat, wenn ich an ihn dachte.

»Wir wollen uns daher ehrerbietig daran erinnern, dass Gott die Ehe eingesetzt und gesegnet hat, zum Wohle und zum Glück der Menschheit...«

Ich öffnete die Augen und sah, dass alle Augen jetzt auf Roger und Brianna gerichtet waren, die sich Hand in Hand gegenüberstanden. Sie waren ein prächtiges Paar, annähernd gleich groß, sie hell und er dunkel, wie eine Fotografie und ihr Negativ. Ihre Gesichter sahen einander vollkommen unähnlich, und doch hatten sie beide die kühnen Knochen und die klaren Rundungen, die ihr gemeinsames Erbe des MacKenzie-Clans waren.

Ich blickte zur anderen Seite des Feuers und fand dieselben Merkmale bei Jocasta wieder, hoch gewachsen und schön, das blinde Gesicht aufwärts gewandt, dem Klang der Stimme des Pastors entgegen. Während ich sie beobachtete, sah ich, wie sie die Hand ausstreckte, sie auf Duncans Arm legte und ihn mit ihren langen, weißen Fingern sacht drückte. Reverend Caldwell war so freundlich gewesen, ihr anzubieten, auch ihre Ehe zu schließen, doch Jocasta hatte abgelehnt, weil sie lieber auf eine katholische Zeremonie warten wollte.

»Wir haben ja schließlich keine große Eile, oder, mein Lieber?«, hatte sie Duncan gefragt und dabei eine Hochachtung demonstriert, die niemanden täuschen konnte. Dennoch hatte ich das Gefühl, dass Duncan erleichtert, nicht enttäuscht auf die Verschiebung seiner Hochzeit reagiert hatte.

»Durch seine Apostel hat Er die Menschen, die eine solche Bindung eingehen, zu gegenseitiger Hochachtung und Liebe angeleitet...«

Duncan bedeckte Jocastas Hand mit der seinen und legte dabei eine überraschende Zärtlichkeit an den Tag. Dies war keine Heirat aus Liebe,

dachte ich, aber gegenseitige Hochachtung... ja, die war wohl vorhanden.

»Ich fordere euch beide auf, vor dem großen Gott, der alle Herzen heimsucht: Wenn einer von euch einen Grund kennt, warum ihr nicht rechtmäßig den Bund der Ehe eingehen solltet, dann bekenne er ihn jetzt. Denn seid versichert, dass ein Paar, das wider Gottes Gebot vereint ist, nicht Seinen Segen hat.«

Reverend Caldwell hielt inne und blickte warnend von Roger zu Brianna. Roger schüttelte sacht den Kopf, den Blick fest auf Briannas Gesicht gerichtet. Sie antwortete mit einem schwachen Lächeln, und der Reverend räusperte sich und fuhr fort.

Die unterdrückte Ausgelassenheit am Rand des Feuers war erloschen; es war nichts mehr zu hören außer der ruhigen Stimme des Reverends und dem Knistern der Flammen.

»Roger Jeremiah, nimmst du diese Frau zu deinem Weib, und schwörst du ihr die Treue, sie zu lieben und zu ehren, ihr in Demut zu dienen, in Vertrauen und Sanftmut mit ihr zu leben und sie zu schätzen im heiligen Bund der Ehe nach Gottes Gebot?«

»Ja«, sagte Roger, und seine Stimme klang tief und rau.

Ich hörte einen tiefen Seufzer zu meiner Rechten und sah, wie Marsali ihren Kopf an Fergus' Schulter lehnte und ihr Gesicht einen verträumten Ausdruck annahm. Er wandte den Kopf und küsste sie auf die Stirn, dann lehnte er seinen dunklen Kopf an ihr weißes Häubchen.

»Ja«, sagte Brianna klar auf die Frage des Reverends. Sie hob das Kinn und blickte zu Rogers Gesicht auf.

Mr. Caldwell sah sich wohlwollend im Kreis der Anwesenden um, und der Feuerschein glänzte in seinen Brillengläsern.

»Wer gibt diesem Mann diese Frau in die Ehe?«

Es folgte eine winzige Pause, und ich spürte, wie Jamie überrascht zusammenfuhr. Ich drückte seinen Arm und sah das Feuer in dem goldenen Ring an meiner Hand glänzen.

»Oh. Ich natürlich!«, sagte er. Brianna wandte den Kopf und lächelte ihm zu, und ihre dunklen Augen waren von Liebe erfüllt. Er erwiderte das Lächeln, dann blinzelte er, räusperte sich und drückte mir fest die Hand.

Ich spürte, wie es auch mir die Kehle verschnürte, als sie ihre Gelübde ablegten, und ich musste an meine beiden eigenen Hochzeiten denken. Und Jocasta?, fragte ich mich. Sie war dreimal verheiratet gewesen, welche Echos der Vergangenheit hörte sie in diesen Worten?

»Ich, Roger Jeremiah, nehme dich, Brianna Ellen, zu meiner rechtmäßigen Ehefrau...«

Das Licht der Erinnerung leuchtete aus den meisten der Gesichter, die das Feuer umstanden. Die Bugs standen dicht beieinander und sahen einander mit identischen Blicken sanfter Hingabe an. Mr. Wemyss, der neben seiner Tochter stand, senkte den Kopf und schloss die Augen. In seinem Gesicht vermischten sich Freude und Traurigkeit, denn er dachte gewiss an seine eigene Frau, die schon seit so vielen Jahren tot war.

»In guten wie in schlechten Zeiten...«

»In Freud und Leid...«

»In Siechtum und Gesundheit...«

Lizzies Gesichtsausdruck war gebannt, ihre Augen weit aufgerissen angesichts des Mysteriums, das sich vor ihr abspielte. Wie lange noch, bis es an ihr war, unter Zeugen diese Ehrfurcht gebietenden Versprechen abzulegen?

Jamie streckte die Hand aus und ergriff meine Rechte. Er verschränkte seine Finger mit den meinen, und das Silber meines Ringes leuchtete rot im Schein der Flammen. Ich blickte in sein Gesicht auf und las das Versprechen, das in seinen Augen lag, genau wie in den meinen.

»So lange wir beide leben.«

15

Die Flammen der Deklaration

Bergabwärts loderte das große Feuer, und das feuchte Holz knisterte und knallte, dass es wie Pistolenschüsse am Berghang widerhallte. Weit entfernte Schüsse jedoch, die im Lärm der Feierlichkeit kaum auffielen.

Jocasta hatte zwar beschlossen, sich nicht von Reverend Caldwell trauen zu lassen, jedoch zu Ehren von Rogers und Briannas Eheschließung dennoch für ein großzügiges Hochzeitsfest gesorgt. Wein, Ale und Whisky flossen in Strömen, dank Ulysses, dessen weiße Perücke sich so rege durch die Menge am Lagerfeuer unserer Familie bewegte wie eine Motte, die eine Kerzenflamme umschwirrt.

Trotz des kühlen, feuchten Wetters und der Wolken, die sich wieder über uns zusammengezogen hatten, hatte sich mindestens die Hälfte des *gatherings* hier eingefunden, um zur Musik von Geige und Mundharmonika zu tanzen, sich wie die Heuschrecken auf die unter der Fülle der Köstlichkeiten ächzenden Tische zu stürzen und mit solchem Enthusiasmus auf die Gesundheit der frisch Vermählten - und der noch zu Vermählenden - zu trinken, dass Roger, Brianna, Jocasta und Duncan jeweils mindestens tausend Jahre alt werden mussten, wenn all ihre Wünsche in Erfüllung gehen sollten.

Auch ich fühlte mich, als könnte ich mindestens hundert werden. Ich hatte keine Schmerzen mehr, spürte nichts als einen leichten Schwindel und das angenehme Gefühl, als stünde ich kurz davor, mich in Wohlgefallen aufzulösen.

Auf der einen Seite des Feuers spielte Roger auf einer geliehenen Gitarre und sang vor einer gebannten Zuhörerschaft Serenaden für Brianna. Näher bei mir saß Jamie mit Duncan und seiner Tante auf einem Baumstamm und unterhielt sich mit Freunden.

»Madame?« Ulysses tauchte neben mir auf, ein Tablett in der Hand, mit seiner prunkvollen Livree bekleidet, als befänden wir uns nicht auf einem durchnässten Berghang, sondern im Salon von River Run.

»Danke.« Ich nahm einen Zinnbecher entgegen, dessen Inhalt sich als Brandy entpuppte. Ziemlich guter Brandy sogar. Ich nahm einen kleinen Schluck und ließ mir das Aroma in die Nebenhöhlen steigen. Doch bevor ich noch mehr davon zu mir nehmen konnte, wurde mir bewusst, dass die Fröhlichkeit, die mich umgab, plötzlich verstummte.

Jamie sah sich im Kreis um und suchte die Blicke der Feiernden, dann stand er auf und hielt mir den Arm entgegen. Ich war etwas überrascht, stellte aber hastig den Becher wieder auf Ulysses' Tablett, strich mir das Haar zurück und nahm meinen Platz an seiner Seite ein.

»*Thig a seo, a bhean uasa*«, sagte er und lächelte mir zu. Kommt, meine Dame. Er wandte sich um und hob das Kinn, um mit dieser Bewegung die anderen zu sich zu rufen. Roger stellte sofort die Gitarre hin und bedeckte sie mit einem Leinenüberzug, dann hielt er Brianna die Hand hin.

»*Thig a seo, a bhean*«, sagte er grinsend. Mit überraschtem Gesicht stand sie auf, Jemmy auf dem Arm.

Jamie stand still da und wartete, und die anderen erhoben sich nacheinander und klopften sich Kiefernnadeln und Sand von den Kleidersäumen, während sie verwundert lachten oder sich murmelnd unterhielten. Auch die Tänzer hielten mit ihrem Gewirbel inne und kamen neugierig herbei, während die Geigenmusik im Rascheln der Fragen erstarb.

Jamie führte mich den dunklen Pfad entlang zu den lichterlohen Flammen des großen Freudenfeuers unterhalb unseres Lagers, und die anderen folgten unter spekulativem Gemurmel. Am Rand der zentralen Lichtung blieb er stehen und wartete. Dunkle Gestalten huschten im Schatten umher; der dunkle Umriss eines Mannes stand mit erhobenem Arm vor dem Feuer.

»Die Menzies sind hier!«, rief er und warf den Ast in seiner Hand ins Feuer. Schwache Beifallsrufe erhoben sich aus den Reihen seiner Clans- und Familienmitglieder in Hörweite.

Ein anderer nahm seinen Platz ein - MacBean, und wieder einer - Ogilvie. Dann waren wir an der Reihe.

Jamie trat allein in den Schein der lodernden Flammen. Der Scheiterhaufen bestand aus Eiche und Kiefernholz, und das Feuer brannte mehr als mannshoch, seine Zungen aus transparentem Gelb so rein und heiß, dass sie vor dem schwarzen Himmel fast weiß erschienen. Ihr Glühen beleuchtete sein nach oben gewandtes Gesicht, seinen Kopf und seine Schultern und warf einen langen Schatten, der sich hinter ihm über die halbe Lichtung erstreckte.

»Wir sind hier versammelt, um alte Freunde zu begrüßen«, sagte er auf Gälisch. »Und um neue kennen zu lernen - in der Hoffnung, dass sie uns helfen, in diesem neuen Land ein neues Leben zu schmieden.«

Seine Stimme war tief und deutlich; die letzten Unterhaltungen erstarben, und die Menschen, die sich um das Feuer drängten, verstummten und reckten die Hälse, um ihm zuzuhören.

»Wir haben alle auf dem Weg hierher viel durchgemacht.« Er wandte sich langsam um und sah von Gesicht zu Gesicht. Viele der Männer aus Ardsmuir waren hier: Ich sah die Lindsaybrüder, hässlich wie ein Krötentrio, Ronnie Sinclairs fuchsäugiges Gesicht, das rote Haar mit Pomade zu Hörnern geformt, Robin McGillivray mit einem Profil wie auf einer römischen Münze - sie alle blickten aus dem Schatten hervor, Nasenrücken und Stirn von der Glut erleuchtet, ein Feuerkreuz in jedem einzelnen Gesicht.

Unter dem Einfluss des Brandys und meiner Gefühle fiel es mir nicht schwer, die Reihen der Geister zu sehen, die hinter ihnen standen, die Familien und Freunde, die noch in Schottland waren, ob auf der Erde... oder darunter.

Jamies Gesicht war von Schatten durchzogen, und der Feuerschein hob die Zeichen der Zeit und der Anstrengung auf seiner Haut hervor wie die Spuren von Wind und Regen auf einem Felsen.

»Viele von uns sind im Kampf gestorben«, sagte er, und seine Stimme ging im Knistern des Feuers fast unter. »Viele sind verbrannt. Viele von

uns sind verhungert. Viele sind auf See gestorben, viele ihren Verletzungen und Krankheiten erlegen.« Er hielt inne. »Viele sind aus Gram gestorben.«

Seine Augen sahen für einen Moment über den vom Feuer erleuchteten Kreis hinaus, und ich glaubte, dass er vielleicht nach Abel MacLennans Gesicht suchte. Dann hob er seinen Becher und hielt ihn kurz zum Gruß hoch.

»*Slainte*!«, murmelten Dutzende von Stimmen, die sich erhoben wie der Wind.

»*Slainte*!«, wiederholte er - dann neigte er den Becher, so dass ein wenig Brandy in die Flammen lief, wo er kurz aufzischte und dann mit blauer Flamme verbrannte.

Er senkte den Becher und blieb einen Augenblick mit gesenktem Kopf stehen. Dann hob er den Kopf und prostete Archie Hayes zu, der ihm gegenüber auf der anderen Seite des Feuers stand. Sein Gesicht war unergründlich, und die Funken glitzerten auf seiner silbernen Halsberge und der Brosche seines Vaters.

»Wir trauern zwar um die, die wir verloren haben, doch genauso müssen wir auch euch Tribut zollen, die ihr nicht minder tapfer gekämpft und gelitten - und überlebt habt.«

»*Slainte*!«, kam der Salut der dröhnenden Männerstimmen, diesmal lauter.

Jamie schloss einen Moment die Augen, dann öffnete er sie wieder und sah zu Brianna hinüber, die bei Lizzie und Marsali stand, Jemmy auf dem Arm. Die Schärfe und Kraft seiner Gesichtszüge stand in auffallendem Kontrast zu den runden, unschuldigen Gesichtern der Kinder und der Sanftheit der jungen Mütter - obwohl, so dachte ich, bei all ihrer Zartheit der Feuerschein die Stränge aus schottischem Granit in ihren Knochen durchscheinen ließ.

»Wir zollen unseren Frauen Tribut«, sagte er und hob den Becher zunächst in Briannas, dann in Marsalis und dann, mit einer Drehung seines Körpers, in meine Richtung. Ein Lächeln umspielte kurz seine Lippen.

»Denn sie sind unsere Stärke. Und unsere Rache an unseren Feinden wird schließlich aus unseren Wiegen kommen. *Slainte*!«

Unter den Rufen der Menge leerte er den Holzbecher und warf ihn in das Feuer, wo er ein paar Sekunden liegen blieb, ein dunkles Rund, und dann auf einmal in leuchtende Flammen ausbrach.

»*Thig a seo*!«, rief er aus und hielt mir seine rechte Hand entgegen. »*Thig a seo, a Sorcha, nighean Eanruig neart mo chridhe.« Komm her zu mir*, sagte er. *Komm zu mir, Claire, Tochter des Henry Kraft meines Herzens*. Ich spürte meine Füße kaum, geschweige denn die Füße, über die ich stolperte, als ich zu ihm trat und seine Hand ergriff, die sich kalt, aber kraftvoll um meine Finger schloss.

Ich sah, wie er den Kopf umwandte; hielt er nach Brianna Ausschau? Aber nein - er streckte seine andere Hand nach Roger aus.

»*Seas ri mo làmh, Roger an t'òranaiche, mac Jeremiah MacChoinnich*!« *Steh mir zur Seite, Roger, der Sänger, Sohn des Jeremiah MacKenzie*. Im ersten Moment stand Roger stocksteif da und sah Jamie mit dunklen Augen an, dann bewegte er sich wie ein Schlafwandler auf ihn zu. Die Menge war immer noch erregt, doch die Rufe waren verstummt, und die Leute reckten die Hälse, um zu hören, was gesagt wurde.

»Steh mir bei im Kampf«, sagte er auf Gälisch, die Augen auf Roger geheftet, die Linke ausgestreckt. Er sprach langsam und deutlich, um sicher zu gehen, dass man ihn verstand. »Sei ein Schutzschild für meine Familie - und für die deine, Sohn meines Hauses.«

Rogers Gesichtszüge schienen sich plötzlich aufzulösen, wie ein Spiegelbild im Wasser, wenn man einen Stein hinein wirft. Dann verfestigten sie sich wieder, und er ergriff Jamies Hand und drückte sie fest.

Dann wandte sich Jamie der Menge zu und begann, die Anwesenden aufzurufen. Ich hatte schon einmal gesehen, wie er das tat, viele Jahre zuvor in Schottland. Es war eine formelle Einladung und Benennung der Pächter durch den Gutsherrn, eine kleine Zeremonie, die oftmals am Quartalstag oder nach der Ernte stattfand. Hier und dort erhellte sich ein Gesicht, als es den Brauch wieder erkannte; viele der Highlandschotten

kannten ihn, wenn er ihnen auch in diesem Land bis heute Abend noch nicht untergekommen war.

»Komm zu mir, Geordie Chisholm, Sohn des Walter, Sohn von Connaught, dem Roten!

Steht mir bei, a *Choinneich*, Evan, Murdo, ihr Söhne des Alexander Lindsay of the Glen!

Kommt an meine Seite, Joseph Wemyss, Sohn des Donald, Sohn des Robert!« Ich lächelte, als ich sah, wie Mr. Wemyss auf uns zukam, verlegen, aber überglücklich darüber, in aller Öffentlichkeit als dazugehörig zu gelten. Er trug den Kopf stolz erhoben, und sein blondes Haar wehte wild im Wind des großen Feuers.

»Steh mir bei, Josiah, der Jäger!«

War Josiah Beardsley hier? Ja, da war er; eine schlanke, dunkle Gestalt glitt aus dem Schatten hervor und nahm schüchtern ihren Platz in der Gruppe ein, dicht bei Jamie. Ich fing seinen Blick auf und lächelte ihm zu; er wandte hastig den Blick ab, doch ein kleines, verlegenes Lächeln haftete an seinen Lippen, so als hätte er vergessen, dass es da war.

Als Jamie fertig war, war es eine beeindruckende Gruppe geworden - fast vierzig Männer, die Schulter an Schulter standen und nicht nur vom Whisky, sondern auch vor Stolz gerötet waren. Ich sah, wie Roger einen langen Blick mit Brianna wechselte, die ihn über das Feuer hinweg anstrahlte. Sie senkte den Kopf, um Jemmy etwas zuzuflüstern, der in seine Decken gewickelt im Halbschlaf auf ihrem Arm lag. Sie ergriff eine seiner kleinen Pfoten und winkte Roger schlaff damit zu. Roger lachte.

»... *earbsachd a tha thu.*« Abgelenkt wie ich war, hatte ich Jamies abschließende Rede nicht gehört und nur die letzten Worte aufgefangen. Doch was er gesagt hatte, stieß auf Beifall; die Männer ringsum ließen ein leises Brummen ernster Zustimmung hören, dann folgte ein Moment der Stille.

Jamie ließ meine Hand los, bückte sich und hob einen trockenen Ast vom Boden auf. Er entzündete ihn und hielt ihn hoch, dann warf er den

flammenden Stock hoch in die Luft, so dass er sich wieder und wieder überschlug, bevor er geradewegs ins Herz des Feuers stürzte.

»Die Frasers von Fraser’s Ridge sind hier!«, gellte er, und auf der Lichtung brach gewaltiger Beifall aus.

Auf dem Rückweg zur Fortsetzung der unterbrochenen Festlichkeiten weiter oben auf dem Hang fand ich mich neben Roger wieder, der fröhlich vor sich hinsummte. Ich legte ihm eine Hand auf den Ärmel, und er sah lächelnd zu mir herunter.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte ich und erwiderte das Lächeln. »Willkommen in der Familie - Sohn des Hauses.«

Er grinste breit.

»Danke«, sagte er. »Mum.«

Wir erreichten eine ebene Stelle und gingen einen Moment nebeneinander her, ohne etwas zu sagen. Dann sagte er in völlig verändertem Tonfall: »Das war... etwas ganz Besonderes, nicht wahr?«

Ich wusste nicht, ob er etwas historisch Besonderes oder etwas in persönlicher Hinsicht Besonderes meinte, doch er hatte in jedem Fall Recht, und ich nickte.

»Ich habe allerdings den Schluss nicht ganz mitbekommen«, sagte ich. »Und ich weiß nicht, was *earhsachd* bedeutet - du vielleicht?«

»Oh... aye. Das weiß ich.« Hier zwischen den Feuern war es völlig dunkel; alles, was ich von ihm sehen konnte, war ein dunkler Fleck vor dem schwarzen Hintergrund der Büsche und Bäume. Doch es lag ein seltsamer Ton in seiner Stimme. Er räusperte sich.

»Es ist eine Art Eid. Er - Jamie - er hat uns einen Eid geschworen, seiner Familie und seinen Pächtern. Unterstützung, Schutz und so weiter.«

»Ach ja?«, sagte ich leicht verwundert. »Wie meinst du das, >eine Art<?«

»Na ja.« Er schwieg ein paar Sekunden, während er sich offensichtlich seine Worte zurechtlegte. »Es bedeutet eher ein Ehrenwort als nur einen Eid«, sagte er vorsichtig. »*Earhsachd* -«, er sprach es YERB-sochk aus, »-

galt früher einmal als das wichtigste Charakteristikum der MacCrimmons auf Skye, und es bedeutete mehr oder minder, dass sie ihr einmal gegebenes Wort um jeden Preis einhalten mussten. Wenn ein MacCrimmon sagte, dass er etwas tun würde -«, er hielt inne und holte Luft, »dann hat er es auch getan, und wenn es ihn Kopf und Kragen kostete.«

Er stützte meinen Ellbogen mit seiner Hand, die überraschend kräftig war. »Komm«, sagte er leise. »Ich helfe dir, hier ist der Boden rutschig.«

16

In der Nacht, in der wir Hochzeit halten

»Singst du etwas für mich, Roger?«

Sie stand in der Öffnung des geborgten Zeltes und blickte ins Freie. Von innen konnte er nicht mehr von ihr sehen als ihre Silhouette vor dem Grau des bewölkten Himmels und ihr langes Haar, das sich im Regenwind bewegte. Sie hatte es bei der Hochzeit offen getragen - Maidenhaar, obwohl sie ein Kind hatte.

Es war kalt heute Nacht, so ganz anders als in ihrer ersten gemeinsamen Nacht, jener heißen, wunderbaren Nacht, die mit Wut und Verrat geendet hatte. Monate voll anderer Nächte lagen zwischen dieser Nacht und heute - Monate der Einsamkeit, Monate des Glücks. Und doch schlug sein Herz jetzt genauso schnell wie in ihrer ersten Hochzeitsnacht.

»Ich werde immer für dich singen, mein Herz.« Er trat hinter sie und zog sie an sich, so dass ihr Kopf auf seiner Schulter ruhte, ihr Haar kühl und lebendig in seinem Gesicht. Er schlang den Arm um ihre Taille und hielt sie fest. Er neigte den Kopf, und seine Lippen suchten nach ihrem Ohr.

»Ganz egal, wie«, flüsterte er. »Ganz egal, wo. Ganz egal, ob du da bist und es hören kannst oder nicht - ich werde immer für dich singen.«

Da wandte sie sich zu ihm um und schmiegte sich mit einem leisen, zufriedenen Kehllaut in seine Umarmung, und ihr Mund, der nach Grillfleisch und Gewürzwein schmeckte, fand den seinen.

Der Regen prasselte über ihnen auf das Zeltleinen, und die Kälte des Spätherbstes kroch zu ihren Füßen vom Boden hoch. Beim ersten Mal hatte die Luft nach Hopfen und Uferschlamm gerochen; ihr Schlafgemach hatte das erdige Aroma von Heu und Eseln gehabt. Jetzt erfüllten Kiefer

und Wacholder die Luft, gewürzt mit dem Rauch der glimmenden Feuer - und dem schwachen, süßen Unterton von Babywindeln.

Und doch lag sie wieder in seinen Armen, dunkel und leicht, ihr Gesicht verborgen, ihr Körper schimmernd. Damals war sie feucht gewesen und in der Sommerhitze fast geschmolzen. Jetzt war ihre Haut so kühl wie Marmor, außer an den Stellen, wo er sie berührte - und doch dauerte der Sommer dort, wo er sie berührte, in seiner Handfläche fort, süß und glatt und reif und angefüllt mit den Geheimnissen einer heißen, dunklen Nacht. Es war gut, dachte er, dass sie ihr Gelübde genauso abgelegt hatten wie beim erstem Mal, im Freien, ein Teil von Wind und Erde, Feuer und Wasser.

»Ich liebe dich«, murmelte sie an seinem Mund, und er ergriff ihre Lippe mit den Zähnen, zu gerührt, um ihr mit denselben Worten zu antworten.

Auch damals waren Worte zwischen ihnen gewechselt worden, genau wie heute Nacht. Die Worte waren dieselben gewesen, und er hatte sie damals nicht weniger ernst gemeint als heute. Und doch *war* es anders.

Beim ersten Mal hatte er sie nur zu *ihr* gesagt, und es war zwar im Angesicht Gottes geschehen, doch dieser hatte sich diskret im Hintergrund gehalten und den Blick von ihren nackten Körpern abgewandt.

Heute hatte er sie im hellen Feuerschein gesprochen, im Angesicht Gottes und der Welt, ihrer und seiner Familie. Schon damals hatte ihr sein Herz gehört und alles, was er sonst noch hatte - doch jetzt gab es keine Grenze mehr zwischen ihm und ihr, seinem und ihrem Eigentum. Der Schwur war abgelegt, der Bund geknüpft und bezeugt. Sie waren ein Körper.

Eine Hand ihres vereinten Organismus' drückte zu fest auf eine Brust, und ein kurzer Laut des Unbehagens drang aus einer Kehle. Sie wich ein Stück von ihm zurück, und er spürte ihre Grimasse mehr, als dass er sie sah. Kalte Luft fuhr zwischen sie, und seine Haut fühlte sich plötzlich roh an, bloßgelegt, so als hätte man ihn mit einem Messer von ihr getrennt.

»Ich muss -«, sagte sie und berührte ihre Brust, ohne den Satz zu beenden. »Eine Sekunde, okay?«

Claire hatte das Kind gefüttert, während Brianna bei Reverend Caldwell gewesen war, um sich vorzustellen. Vollgestopft mit Porridge und Pfirsichkompott, war Jemmy nur mit Mühe und Not zu bewegen gewesen, kurz bei ihr zu trinken, bevor ihn die Müdigkeit erneut überkam und Lizzie ihn mit seinem runden Trommelbauch davontrug. Das mochte ja schön sein für ihre Intimsphäre - dermaßen betäubt und satt gefressen, würde der Junge kaum vor Tagesanbruch aufwachen. Doch der Preis dafür war die unbenutzte Milch.

Es war unmöglich, dass jemand, der mit einer stillenden Mutter im selben Haus lebte, sich ihrer Brüste nicht bewusst war, schon gar nicht ihr Ehemann. Sie führten ein Eigenleben, diese Brüste. Sie veränderten zum Beispiel von einer Stunde zur nächsten die Größe und schwollen von einem normalen, sanften Rund zu großen, harten Ballons an, die ihm das gespenstische Gefühl gaben, dass sie bei der kleinsten Berührung platzen würden.

Und dann und wann platzte tatsächlich eine, oder zumindest erweckte sie den Eindruck. Die Kuppe aus weicher Haut ging auf wie ein gekneteter Brotteig und schob sich langsam, aber sicher über den Rand von Briannas Mieder. Dann erschien plötzlich ein großer, feuchter Kreis auf dem Stoff, als hätte eine unsichtbare Person mit einem Schneeball nach ihr geworfen. Oder mit zwei Schneebällen - denn wenn es bei einer Brust geschah, beeilte sich ihre Nachbarin, es ihr augenblicklich gleich zu tun.

Manchmal wurden die himmlischen Zwillinge allerdings auch genarrt; Jemmy trank eine Seite leer, schlief aber dummerweise ein, bevor er der anderen denselben Gefallen tun konnte. Dann stand seine Mutter zähneknirschend da und ergriff die geschwollene Brust mit einer Hand, um den Rand eines Zinnbechers genau unter die Brustwarze zu pressen und die sprühende, tropfende Milch aufzufangen und den schmerzenden Druck so weit zu lindern, dass sie selbst schlafen konnte.

Das tat sie auch jetzt, sittsam von ihm abgewandt, ein Schultertuch gegen die Kühle umgelegt. Er konnte das Zischen der Milch hören, die mit leisem Klingeln auf das Metall traf.

Er übertönte das Geräusch nur ungern, weil er es erotisch fand, ergriff aber dennoch die Gitarre und legte den Daumen auf die Saiten, die Hand an die Griffleiste. Er schlug keine Akkorde, sondern zupfte nur einzelne Töne, leise Echos seiner eigenen Stimme, und der Klang der einzelnen Saite hallte unter der Liedzeile wider.

Ein Liebeslied, natürlich. Eines der ganz alten, auf Gälisch. Auch wenn sie nicht jedes Wort verstand, glaubte er doch, dass sie den Sinn erfassen würde.

»In der Nacht, in der wir Hochzeit halten,
komme ich mit Geschenken zu dir geeilt,
In der Nacht, in der wir Hochzeit halten...«

Er schloss die Augen und sah in der Erinnerung, was die Nacht jetzt verbarg. Ihre Brustwarzen hatten die Farbe reifer Pflaumen und die Größe reifer Kirschen, und Roger konnte sich deutlich vorstellen, wie sich eine davon in seinem Mund anfühlen würde. Er hatte einmal daran gesaugt, vor langer Zeit - vor Jemmys Ankunft -, aber dann nicht mehr.

»Du wirst hundert Silberlachse bekommen...
Hundert Felle des Dachses...«

Sie bat ihn nie, es nicht zu tun, wandte sich niemals ab - doch an der Art, wie sie sacht die Luft anhielt, konnte er erkennen, dass sie sich oft bemühte, nicht zusammenzuzucken, wenn er ihre Brüste berührte.

War das nur Empfindlichkeit?, fragte er sich. Hatte sie Angst, dass er nicht sanft genug sein würde?

Er floh vor diesem Gedanken, ertränkte ihn in einer kleinen Notenkaskade, fließend wie ein Wasserfall.

Vielleicht liegt es ja gar nicht an dir, flüsterte die Stimme, die sich beharrlich weigerte, sich ablenken zu lassen. *Vielleicht war er es ja - etwas, das er ihr angetan hat.*

Verpiss. Dich. So richtete er sich in Gedanken kurz und bündig an die Stimme und unterstrich die Worte einzeln mit scharf angezupften Saiten. Stephen Bonnet würde keinen Platz in ihrem Hochzeitsbett haben. Keinen Millimeter.

Er legte kurz die Hand auf die Saiten, um sie zum Schweigen zu bringen, und als Brianna jetzt das Tuch von ihren Schultern gleiten ließ, begann er erneut, diesmal auf Englisch. Auch ein besonderes Lied - eines, das nur für sie beide da war. Er wusste nicht, ob es noch jemand hören konnte, aber es war ihm auch egal. Sie stand auf und ließ ihre Chemise zu Boden gleiten, als seine Finger leise die ersten Töne spielten: »Yesterday« von den Beatles.

Er hörte sie auflachen, dann seufzen, und das Leinen ihres Hemdes glitt flüsternd über ihre Haut, als es zu Boden fiel.

Sie trat nackt hinter ihn, und die sanfte Melancholie des Stückes erfüllte die Dunkelheit. Ihre Hand strich über sein Haar und zog es im Nacken fest zusammen. Sie schwankte, und er spürte, wie sie sich an seinen Rücken drückte. Jetzt waren ihre Brüste weich und nachgiebig, drückten sich warm durch sein Hemd, und ihr Atem kitzelte sein Ohr. Ihre Hand ruhte kurz auf seiner Schulter, dann fuhr sie in sein Hemd, ihre Finger kühl auf seiner Brust.

Er sehnte sich danach, sich umzudrehen und sie zu packen, doch er kämpfte den Drang nieder, und seine Erregung steigerte sich weiter. Er neigte seinen Kopf dichter über die Saiten und sang, bis ihm die Gedanken vergingen und es nur noch seinen Körper und den ihren gab. Er hätte nicht sagen können, wann sich ihre Hand auf der Griffleiste um die seine schloss und er aufstand und sich zu ihr umdrehte, immer noch von der Musik seiner Liebe erfüllt, sanft und kräftig und rein in der Dunkelheit.

Sie lag still in der Dunkelheit und spürte, wie der Donner ihres Herzens langsam in ihren Ohren dröhnte. Sein Echo hallte im Puls ihres Halses, ihrer Handgelenke, ihrer Brüste, ihres Bauches wider. Sie hatte die Grenzen ihres Körpers aus den Augen verloren; langsam kehrte ihr Gespür für ihre Gliedmaßen und Finger, Kopf und Rumpf, für den Raum, den sie einnahm, zurück. Sie bewegte den einzelnen Finger, der zwischen ihren Beinen klebte, und spürte, wie eine letzte, kribbelnde Schockwelle über ihren Oberschenkel lief, als er davonglitt.

Sie holte langsam Atem und lauschte.

Er atmete immer noch in langen, regelmäßigen Zügen; Gott sei Dank, er war nicht aufgewacht. Sie war vorsichtig gewesen, hatte kaum mehr als eine Fingerspitze bewegt, doch das Aufblitzen des Höhepunktes hatte sie schließlich so hart getroffen, dass ihre Hüften mitgezuckt hatten, während ihr Bauch bebte und sich verkrampfte und ihre Fersen sich unter lautem Rascheln in die Strohmatratze bohrten.

Er hatte einen langen Tag gehabt - wie sie alle. Dennoch konnte sie immer noch schwach hören, wie ringsum auf dem Berg gefeiert wurde. Es gab so selten Gelegenheit zu solchen Festivitäten, dass sich niemand von Nebensächlichkeiten wie Regen, Kälte oder Müdigkeit davon abhalten ließ.

Sie dagegen fühlte sich, als bestünde sie aus flüssigem Quecksilber, das bei jedem Herzschlag weich und schwer aufschimmerte. Eigentlich war es undenkbar, jetzt die Anstrengung einer Bewegung auf sich zu nehmen, doch ihr letztes Erbeben hatte ihm die Bettdecke von den Schultern gezogen, und die Haut seines Rückens lag glatt und entblößt da, dunkel im Kontrast zum hellen Flickwerk der Quiltdecke. Sie war von einer perfekten, kuschelig warmen Höhle umgeben, doch sie konnte diesen Luxus nicht genießen, solange er der kühlen Nachtluft preisgegeben war. Kleine Nebelschwaden waren unter der Eingangsklappe des Zeltes hindurchgekrochen und hingen klamm und gespenstisch ringsum in der Luft; sie konnte den schwachen Schimmer der Feuchtigkeit auf seinem hohen, geschwungenen Wangenknochen sehen.

Sie rief sich die Existenz ihrer Knochen und Muskeln wieder zu Bewusstsein, entdeckte ein funktionsbereites, motorisches Neuron und setzte es entschlossen in Gang. Wieder im Besitz ihres Körpers, rollte sie sich auf die Seite, so dass sie ihm zugewandt lag, und zog ihm sanft den Quilt bis zu den Ohren hoch. Er regte sich und murmelte etwas; sie strich ihm das zerzauste, schwarze Haar zurück, und er lächelte schwach. Seine Augenlider öffneten sich halb und gaben den ausdruckslosen Blick eines Menschen preis, der nur seine Träume sieht. Dann sanken sie wieder herab, und er holte tief und seufzend Luft und schlief wieder ein.

»Ich liebe dich«, flüsterte sie voller Zärtlichkeit.

Sie strich ihm sacht über den Rücken und genoss es, seine flachen Schulterblätter durch die Decke zu spüren, den festen Knochenhügel in seinem Nacken und die lange, ebenmäßige Grube, die in der Mitte seiner Wirbelsäule entlanglief, bis sie in seine geschwungenen Pobacken überging. Ein kalter Luftzug ließ die winzigen Härchen auf ihrem Arm zu Berge stehen, und sie zog ihn wieder unter die Decke und legte ihre Hand leicht auf Rogers Hintern.

Ihn zu spüren, war nichts Neues, doch mit seinen perfekten, warmen Rundungen, seinem drahtigen, gelockten Haar erregte er sie dennoch. Ein schwaches Echo ihrer einsamen Freuden ermunterte sie, es noch einmal zu tun, und ihre freie Hand kroch zwischen ihre Beine, doch dann gebot ihr die pure Erschöpfung Einhalt. Ihre Finger blieben schlaff auf der geschwollenen Stelle liegen, und einer davon zog eine träge Spur durch die Feuchtigkeit.

Sie hatte gehofft, dass es heute Nacht anders sein würde. Ohne die beständige Gefahr, Jemmy aufzuwecken, frei, sich so viel Zeit zu lassen, wie sie wollten, im Sog der Emotionen nach dem Austausch ihrer Gelübde, hatte sie gedacht... doch es war immer dasselbe.

Nicht, dass sie nicht erregt gewesen wäre, ganz im Gegenteil. Jede Bewegung, jede Berührung prägte sich in die Nerven ihrer Haut ein, in ihren Mund, in ihr Gedächtnis. Die Gerüche überfluteten sie, die Gefühle brannten sich in sie ein. Doch ganz gleich, wie wunderbar der Liebesakt sein mochte, ein gewisses, seltsames Gefühl der Distanz ließ sich niemals vertreiben, eine Barriere, die sie nicht durchdringen konnte.

Und so hatte sie einmal mehr neben ihm gelegen, nachdem er eingeschlafen war, rückblickend jede Sekunde der Leidenschaft, die sie gerade geteilt hatten, noch einmal durchlebt - und sich ihr rückblickend endlich hingeben können.

Vielleicht liebte sie ihn ja einfach zu sehr, dachte sie, vielleicht war ihr seine Befriedigung zu wichtig, als dass sie sich der ihren hätte überlassen können. Die Genugtuung, die sie empfand, wenn er sich verlor, in ihren Armen keuchte und stöhnte, war viel größer als die schlichte, körperliche Befriedigung des Höhepunktes. Und doch verbarg sich darunter etwas

Dunkleres, ein merkwürdiges Triumphgefühl, so als hätte sie einen unausgesprochenen Wettstreit zwischen ihnen gewonnen.

Sie seufzte und lehnte ihre Stirn an seine Schulter. Sie genoss seinen Geruch, ein starker, bitterer Moschusgeruch, ähnlich der Poleiminze.

Der Gedanke an Kräuter erinnerte sie an etwas, und sie fasste erneut nach unten, vorsichtig, um ihn nicht zu wecken, und führte ihren schlüpfrigen Finger tief ein, um nachzufühlen. Nein, es war alles in Ordnung, das in Gänsefingerkrautöl getränkte Schwämmchen saß immer noch an Ort und Stelle, ein zerbrechlicher, durchdringend duftender Wächter am Tor ihres Schoßes.

Sie rückte näher, und er bewegte sich unbewusst. Sein Körper drehte sich halb, so dass sie sich an ihn schmiegen konnte, und seine tröstende Wärme umschloss sie augenblicklich. Seine Hand tastete sich wie ein Vogel im Blindflug vor und berührte ihre Hüfte, ihren weichen Bauch auf der Suche nach einem Schlafplatz. Brianna ergriff sie mit beiden Händen, die sie dann unter ihrem Kinn faltete. Seine Hand klammerte sich um die ihre. Sie küsste einen seiner großen, rauen Fingerknöchel, und er seufzte tief. Seine Hand entspannte sich.

Die Geräusche der Feierlichkeiten auf dem Berg waren verstummt, denn die Tänzer waren ermüdet, die Musiker heiser und erschöpft. Der Regen setzte wieder ein und trommelte über ihr auf das Zeltleinen, und grauer Nebel berührte mit kühlen, feuchten Fingern ihr Gesicht. Der Geruch des nassen Zeltleinens weckte in ihr die Erinnerung an die Campingausflüge, die sie als Kind mit ihrem Vater gemacht hatte, an das Gemisch aus Aufregung und Geborgenheit, das sie dabei empfunden hatte, und sie kuschelte sich fester an Rogers Körper und verspürte dabei ein ähnliches Gefühl des Trostes und der Vorfreude.

Es war noch früh, dachte sie. Sie hatten ihr ganzes Leben noch vor sich. Die Zeit der Hingabe würde sicher kommen.

17

Wachfeuer

Von der Stelle, an der sie lagen, konnte er durch eine Lücke in den Felsen bis zu dem Wachfeuer hinunter blicken, das vor Hayes' Zelt brannte. Das große Feuer des *gathering* war bis auf die Glut niedergebrannt, sein Glühen eine schwache Erinnerung an die lodernden Flammen der Deklaration, doch das kleinere Feuer brannte stetig wie ein Stern in der kalten Nacht. Dann und wann erhob sich eine dunkle, mit einem Kilt bekleidete Gestalt, um Holz nachzulegen, stand kurz als grober Umriss vor dem hellen Licht und verschmolz dann wieder mit der Nacht.

Ihm war schwach bewusst, dass dahinrasende Wolken den Mond vernebelten, dass das Zeltleinen über ihm heftig im Wind flatterte und die Felsen des Berghangs tiefschwarze Schatten warfen, doch er hatte nur Augen für das Feuer unter ihm und das Zelt dahinter, ein weißer Fleck, formlos wie ein Geist.

Er hatte seinen Atem verlangsamt, die Muskeln seiner Arme und seiner Brust, seines Rückens, seiner Pobacken und Beine entspannt. Nicht, um zu schlafen; an Schlaf war nicht zu denken, und er hatte nicht vor, ihn krampfhaft zu erzwingen.

Auch versuchte er nicht, Claire vorzumachen, dass er schlief. So dicht an seinem Körper, so nah, wie sie seinen Gedanken war, würde sie wissen, dass er wachte. Nein, es war nur ein Zeichen für sie, eine stumme Übereinkunft, dass sie sich nicht um ihn zu kümmern brauchte. Sie konnte schlafen und würde wissen, dass er mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war und keine unmittelbaren Ansprüche an sie stellte.

Kaum jemand schlief heute Nacht auf dem Berg, dachte er. Das Geräusch des Windes übertönte das Murmeln der Stimmen und das Rascheln der Bewegungen, aber seine Jägersinne registrierten Unruhe hier

und da, identifizierten mit halbem Ohr gehörte Dinge, ordneten bewegten Schatten Namen zu. Schuhleder schabte über einen Felsen, eine Decke wurde dumpf klatschend ausgeschlagen. Das waren wohl Hobson und Fowles, die sich in der Dunkelheit leise davonmachten, weil sie Angst hatten, bis zum Morgen zu warten, falls man sie in der Nacht verriet.

Ein paar Töne einer Melodie kamen mit einem Windstoß von oben; Konzertina und Geige. Jocastas Sklaven, die keine Lust verspürten, diese seltene Gelegenheit zum Feiern ihrem Schlafbedürfnis oder den Wetterbedingungen zu opfern.

Das leise Jammern eines Säuglings. Jemmy? Nein, hinter ihm. Also die kleine Joan, und Marsalis Stimme, die leise und wohlklingend auf Französisch sang.

... Alouette, *gentille alouette...*

Da, ein Geräusch, auf das er gewartet hatte; Schritte, jenseits der Felsen, die den Unterschlupf seiner Familie eingrenzten. Rasch und leicht, bergab unterwegs. Er wartete mit offenen Augen, und ein paar Sekunden später hörte er den leisen Ruf eines Wachtpostens neben dem Zelt. Es erschien keine Gestalt im Schein des Feuers, doch der Zelteingang dahinter bewegte sich, klaffte auf und schloss sich wieder.

Also war es genauso, wie er gedacht hatte; die allgemeine Stimmung war vehement gegen die Aufrührer. Man betrachtete es nicht als Verrat an Freunden, sondern als unumgängliche Opferung einiger Krimineller zum Schutz all jener, die sich lieber an das Gesetz hielten. Es mochte zwar nicht ohne Zögern geschehen - die Zeugen hatten immerhin die Nacht abgewartet -, aber nicht im Verborgenen.

...je te plumerai la tête...

Er fragte sich plötzlich, warum Kinderlieder oft so brutal waren und warum niemand einen Gedanken an die Worte verschwendete, die die Kleinen mit der Muttermilch aufsogen. Die Melodien der Lieder waren für ihn nicht mehr als tonloser Gesang - vielleicht war das der Grund, warum er mehr als andere auf die Worte achtete.

Selbst Brianna, die aus einer Zeit stammte, die angeblich friedlicher war, sang dem kleinen Jemmy Lieder über Schrecken erregende Tode und tragische Verluste vor, und das alles mit dem zärtlichen Gesichtsausdruck einer Madonna mit dem Jesuskind. Dieser Text über die Köhlerstochter, die mit ihren Entlein ertrank...

Ihm kam der perverse Gedanke, was für Schreckenstaten wohl das Wiegenliederrepertoire der Mutter Gottes umfasst hatte; der Bibel nach zu urteilen, war das Heilige Land auch nicht friedlicher gewesen als Frankreich oder Schottland.

Er hätte sich zur Strafe für diesen Gedanken gern bekreuzigt, aber Claire lag auf seinem rechten Arm.

»Waren sie im Unrecht?«, ertönte Claires Stimme leise unter seinem Kinn, und er fuhr zusammen.

»Wer?« Er neigte ihr den Kopf zu und küsste ihre dichten, weichen Locken. Ihr Haar roch nach Holzrauch und dem scharfen, reinen Duft der Wacholderbeeren.

»Die Männer in Hillsborough.«

»Aye, ich denke schon.«

»Was hättest du getan?«

Er seufzte und zuckte mit einer Schulter.

»Kann ich das sagen? Aye, wenn ich der Betrogene wäre und es keine Hoffnung auf Wiedergutmachung gäbe, hätte ich vielleicht auch Hand an den Schuldigen gelegt. Aber was dort geschehen ist - du hast es ja gehört. Häuser niedergerissen und in Brand gesetzt, Männer auf die Straße gezerrt und besinnungslos geprügelt, und das nur des Amtes wegen, das sie bekleideten... nein, Sassenach, ich kann nicht sagen, was ich getan hätte, aber das nicht.«

Sie wandte den Kopf ein wenig, so dass er ihren hohen, geschwungenen Wangenknochen sah, der vom Licht umrandet wurde, und die Bewegung des Muskels vor ihrem Ohr, als sie lächelte.

»Das habe ich auch nicht gedacht. In einem Pöbel kann ich mir dich nicht vorstellen.«

Er küsste ihr Ohr, um nicht direkt zu antworten. Er konnte sich nur zu leicht in einem Pöbel sehen. Das war es, was ihm Angst machte. Er wusste nur zu gut, wie machtvoll ein solches Phänomen war.

Ein einzelner Highlander war zwar ein Krieger, aber auch der mächtigste Mann war nur ein Mann. Der Wahnsinn, der Männer gemeinsam ergriff, das war es, was tausend Jahre lang die schottischen Täler regiert hatte; dieses Kribbeln im Blut, wenn die Schreie der Kameraden erklangen, wenn man spürte, wie man von der Kraft des Ganzen mitgerissen wurde, und man sich unsterblich fühlte - denn wenn man selber fiel, wurde man dennoch weiter getragen, schrie der Geist des Gefallenen aus den Mündern derer, die an seiner Seite liefen. Erst später, wenn das Blut kalt in erschlafften Adern lag und taube Ohren die Frauen weinen hörten...

»Und wenn es kein Mann war, der dich betrogen hat? Wenn es die Krone war oder das Gericht? Keine Person, meine ich, sondern eine Institution?«

Er wusste, worauf sie hinaus wollte. Er nahm sie fester in den Arm und spürte ihren warmen Atem auf den Knöcheln seiner Hand, die genau unter ihrem Kinn zusammengerollt war.

»Das ist es nicht. Nicht hier. Nicht jetzt.« Die Aufrührer hatten als Reaktion auf die Verbrechen von einzelnen Männern zugeschlagen, von Individuen; möglich, dass der Preis für diese Verbrechen mit Blut bezahlt werden würde, doch er würde keinen Krieg zur Folge haben - noch nicht.

»Nein«, sagte sie leise. »Aber es wird so kommen.«

»Nicht jetzt«, sagte er noch einmal.

Das Stück Papier war sicher in seiner Satteltasche versteckt, sein verhasster Ruf sorgsam verborgen. Er musste sich darum kümmern, und zwar bald, aber heute Nacht würde er so tun, als existierte es nicht. Eine letzte Nacht des Friedens in den Armen seiner Frau, umringt von seiner Familie.

Wieder ein Schatten am Feuer. Wieder ein Ruf des Wächters, und der nächste Mann passierte das Tor des Verrats.

»Und haben sie Unrecht?« Ein leichtes Rucken ihres Kopfes in Richtung des Zeltes unten am Bach. »Die, die jetzt ihre Bekannten anschwärzen?«

»Aye«, sagte er. »Sie haben auch Unrecht.«

Ein Pöbel mochte das Regiment übernehmen, doch es waren einzelne Männer, die den Preis dafür bezahlen würden. Ein Teil dieses Preises war der Bruch des Vertrauens, Nachbarn, die sich gegen ihre Nachbarn wandten, ihre Angst eine Henkersschlinge, die sich zuzog, bis der letzte Atemhauch der Gnade und Milde erstickt war.

Es regnete; das leise Prasseln der Tropfen auf dem Zeltleinen schwoll jetzt zu regelrechtem Getrommel an, und das Rauschen des Wassers versetzte die Luft in Bewegung. Es war ein Winterunwetter; kein Blitz erhellte den Himmel, und die hohen Berge blieben unsichtbar.

Er hielt Claire fest und fuhr mit seiner freien Hand über ihren Bauch. Sie seufzte mit einem leisen Unterton des Schmerzes, dann schmiegte sie sich an ihn, und ihr Hintern nistete sich rund wie ein Ei in die Beuge seiner Oberschenkel. Er konnte spüren, wie sie zu verschmelzen begannen und sie sich entspannte, als sein Körper seine seltsame Verbindung mit dem ihren einging.

Zuerst war es immer nur geschehen, wenn sie sich liebten, und auch dann nur ganz am Ende. Dann früher und früher, bis schon ihre bloße Hand auf seiner Haut Einladung und Vervollkommnung zugleich bedeutete, unausweichliche Hingabe auf beiden Seiten. Dann und wann hatte er ihr Widerstand geleistet, nur um sicher zu sein, dass er es konnte, weil er plötzlich fürchtete, sich selbst zu verlieren. Er hatte es für eine verräterische Leidenschaft gehalten, genau wie jene, die einen Pöbel mitriss und die Männer in blinder Wut zusammenschweißte.

Doch jetzt vertraute er darauf, dass es gut war. Es stand schließlich in der Bibel, *Ihr sollt ein Fleisch sein* und *Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.*

Er hatte eine solche Trennung einmal überlebt; er würde sie kein zweites Mal ertragen und am Leben bleiben. Die Wachen hatten einen Unterstand aus Segeltuch neben ihrem Feuer errichtet, um sich vor dem Regen zu schützen. Doch die Flammen zischten, als der Regen in das Feuer blies, und tauchten das helle Tuch in ein flackerndes Licht, das wie ein schlagendes Herz pulsierte. Er hatte keine Angst davor, mit ihr zu sterben, sei es durch Feuer oder auf andere Weise - nur vor einem Leben ohne sie.

Der Wind wechselte die Richtung und brachte leises Lachen aus dem Zelt mit, in dem die Jungvermählten schliefen - oder auch nicht. Er lächelte, als er es hörte. Er konnte nur hoffen, dass seine Tochter ebensolches Glück in ihrer Ehe fand wie er - doch so weit, so gut. Das Gesicht des Jungen leuchtete auf, wenn er sie ansah.

»Was wirst du tun?«, sagte Claire so leise, dass ihre Worte im Hämmern des Regens beinahe untergingen.

»Was ich muss.«

Es war keine Antwort und doch die einzig mögliche.

Es gab keine Welt außerhalb dieser kleinen Zuflucht, sagte er sich. Schottland war dahin, die Kolonien auf dem Weg in den Abgrund - was vor ihnen lag, konnte er sich anhand von Briannas Erzählungen nur vage vorstellen. Real war nur die Frau, die er fest in den Armen hielt, seine Kinder und Enkel, seine Pächter und Bediensteten - dies waren die Geschenke, die Gott ihm gegeben hatte, sein Hafen, seine Schutzbefohlenen.

Der Berghang lag still und dunkel da, doch er konnte sie ringsum spüren, das Vertrauen spüren, das sie in ihn setzten. Wenn Gott ihm dieses Vertrauen geschenkt hatte, musste er ihm doch auch die Kraft geben, es zu rechtfertigen.

Der ständige, enge Kontakt begann ihn zu erregen, sein anschwellendes Glied steckte zwischen ihnen fest. Er begehrte sie; begehrte sie schon seit Tagen, hatte aber seine Sehnsucht im Hin und Her des *gatherings* verdrängt. Der dumpfe Schmerz in seinen Hoden musste ein Echo der Schmerzen in ihrem Unterleib sein.

Er hatte schon dann und wann mit ihr geschlafen, wenn sie ihre Tage hatte und ihrer beider Verlangen zu groß gewesen war, um zu warten. Er hatte es als unsauber und verstörend, aber auch als erregend empfunden, und es hatte ihn mit einem Schamgefühl erfüllt, das nicht nur unangenehm war. Natürlich war jetzt weder die Zeit noch der Ort dazu, doch als er sich jetzt an andere Zeiten und andere Orte erinnerte, rückte er ein Stück von ihr ab, um sie nicht mit den körperlichen Anzeichen seiner Gedankengänge zu behelligen.

Und doch war es nicht Lust, was er jetzt empfand - nicht nur. Es war auch nicht das Bedürfnis nach ihrer Seelenverwandtschaft. Er hätte sie gern mit seinem Körper bedeckt, sie besessen - denn wenn er das konnte, konnte er sich selbst einreden, dass sie in Sicherheit war. Solange er sie so bedeckte, zu einem Körper vereint, konnte er sie vielleicht beschützen. Zumindest hatte er das Gefühl, auch wenn er wusste, was für ein sinnloses Gefühl das war.

Bei diesen Gedanken spannte sich sein Körper unwillkürlich an. Claire regte sich und tastete mit einer Hand hinter sich. Sie legte sie auf sein Bein, ließ sie einen Augenblick dort liegen, dann wanderte sie sanft und verschlafen fragend weiter aufwärts.

Er senkte den Kopf und drückte seine Lippen hinter ihr Ohr. Sprach aus, was er dachte, ohne zu überlegen.

»Nichts wird dir zustoßen, solange ich noch atmen kann, *a nighean donn.* Nichts.«

»Ich weiß«, sagte sie. Ihre Gliedmaßen erschlafften langsam, ihr Atem entspannte sich, und die sanfte Rundung ihres Bauches schwoll unter seiner Handfläche an, als sie in den Schlaf sank. Ihre Hand blieb auf ihm liegen und bedeckte ihn. Er lag noch starr und hellwach da, als das Wachfeuer schon längst im Regen erloschen war.

ZWEITER TEIL

Der Ruf des Clanhäuptlings

18

Daheim ist es am schönsten

Gideons Kopf schoss nach vorn wie der einer Schlange und zielte nach dem Bein des Reiters dicht vor ihm.

»Seas!« Jamie riss den Kopf des kräftigen Braunen herum, bevor er zubeißen konnte. »Du verdammter Schweinepriester«, murmelte er. Geordie Chisholm, dem gar nicht bewusst war, wie knapp er Gideons Zähnen entronnen war, schnappte die Bemerkung auf und sah sich erschrocken um. Jamie lächelte, tippte sich entschuldigend an seinen Schlapphut und trieb das Pferd an Chisholms langbeinigem Maultier vorbei.

Jamie trat Gideon unsanft in die Rippen und trieb ihn so schnell am Rest der Reisenden vorbei, dass er keine Gelegenheit hatte zu beißen, auszutreten, frei laufende Kinder zu zertrampeln oder sonstiges Unheil anzustellen. Nach einer Woche unterwegs war er mit den Macken des Hengstes bestens vertraut. Er passierte Brianna und Marsali in der Mitte der Kolonne noch im langsamen Trab; als er vorn an Claire und Roger vorbei kam, war er schon so schnell, dass er nur noch grüßend seinen Hut in ihre Richtung schwingen konnte.

»*A mhic an dhiabhoil«,* rief er, setzte sich den Hut wieder auf und beugte sich dicht über den Hals des Pferdes. »Du bist um einiges kerniger, als gut für dich ist, geschweige denn für mich. Dann wollen wir einmal sehen, wie weit deine Puste wirklich reicht, aye?«

Er wandte sich scharf nach links und verließ den Pfad hügelabwärts. Er zertrampelte trockenes Gras und schob blattlose Hartriegelzweige beiseite, die beim Abbrechen knallten wie Gewehrschüsse. Was dieses übergeschnappte Biest brauchte, war flacher Boden, auf dem Jamie mit ihm galoppieren konnte, bis ihm Hören und Sehen verging. Da es aber im

Umkreis von zwanzig Meilen keinen flachen Fleck gab, musste er das Nächstbeste tun.

Er nahm die Zügel auf, schnalzte mit der Zunge, rammte dem Pferd beide Absätze in die Rippen, und sie jagten den mit Büschen überwachsenen Hügel hinauf, als hätte man sie aus einer Kanone abgeschossen.

Gideon hatte einen stabilen Knochenbau, war gut genährt und hatte kräftige Lungen, weshalb Jamie ihn auch gekauft hatte. Außerdem war er hart im Maul und launisch, weshalb er nicht viel gekostet hatte - jedoch immer noch mehr, als Jamie sich einfach so leisten konnte.

Als sie jetzt über einen schmalen Bach flogen, über einen umgestürzten Baumstamm sprangen und dann einen beinahe senkrechten, mit Krüppeleichen und Persimonenbäumen übersäten Hang hinauf hetzten, ertappte sich Jamie bei der Frage, ob er einen guten Fang gemacht oder doch eher Selbstmord begangen hatte. Das war sein letzter zusammenhängender Gedanke, bevor Gideon einen Haken schlug und Jamies Bein gegen einen Baum quetschte, um dann sein Gewicht auf die Hinterhand zu verlagern und auf der anderen Seite in ein Gebüsch zu brechen, wobei ganze Schwärme von Wachteln unter seinen riesigen, flachen Hufen in alle Richtungen stoben.

Nachdem Jamie eine halbe Stunde lang tief hängenden Ästen ausgewichen, durch Bäche gejagt und jeden verfügbaren Abhang hinauf galoppiert war, war Gideon zwar immer noch nicht unbedingt friedfertig, aber zumindest war er so erschöpft, dass er sich lenken ließ. Jamie war nass bis zu den Oberschenkeln und voller blauer Flecken, er blutete aus einem halben Dutzend Kratzern und atmete beinahe genauso schwer wie das Pferd. Doch immerhin saß er fest im Sattel und hatte nach wie vor das Kommando.

Er wandte den Kopf des Pferdes in Richtung der untergehenden Sonne und schnalzte noch einmal mit der Zunge.

»Na, dann komm«, sagte er. »Gehen wir nach Hause.«

Sie hatten sich zwar mächtig angestrengt, doch da der Boden so zerklüftet war, waren sie nicht weit genug gekommen, um sich ernstlich zu

verlaufen. Er wandte Gideon bergauf, und innerhalb einer Viertelstunde waren sie auf einem kleinen Kamm ausgekommen, den er erkannte.

Sie bahnten sich ihren Weg über den Grat und suchten nach einem Weg, der sie durch das Gewirr aus Esskastanien, Pappeln und Fichten sicher bergab führte. Die Kolonne war nicht weit entfernt, das wusste er, doch es würde einige Zeit dauern, wieder dazu zu stoßen, und er hätte sich ihnen gern angeschlossen, bevor sie Fraser's Ridge erreichten. Nicht, dass Claire oder MacKenzie sie nicht leiten konnten, doch er musste zugeben, dass er gern selbst an der Spitze der Kolonne nach Fraser's Ridge zurückgekehrt wäre und die Seinen nach Hause geführt hätte.

»Lieber Himmel, Mann, als ob du Moses wärst«, brummte er und schüttelte in gespielter Entrüstung über seinen eigenen Dünkel den Kopf.

Das Pferd war schaumbedeckt, und als jetzt die Bäume eine Lichtung freigaben, hielt er an, um eine Minute zu rasten - er ließ die Zügel locker, hielt sie aber noch so fest, dass das eigensinnige Tier nicht auf dumme Gedanken kommen konnte. Sie standen in einem Silberbirkenhain an der Kante eines kleinen Felsvorsprungs, hinter dem es zwölf Meter in die Tiefe ging. Er ging zwar davon aus, dass das Pferd viel zu sehr von sich eingenommen war, um einen Selbstmord in Betracht zu ziehen, hielt es aber für besser, vorsichtig zu sein, falls Gideon auf die Idee kam, seinen Reiter in die Lorbeersträucher am Fuß des Felsens zu schleudern.

Der Wind kam von Westen. Jamie hob das Kinn und genoss den kalten Hauch auf seiner erhitzten Haut. Das Land senkte sich in endlosen, braunen und grünen Wellen, zwischen denen hier und dort bunte Flecken aufflammten und den Nebel in den Mulden erleuchteten, als sei er der Rauch eines Lagerfeuers. Er spürte, wie bei diesem Anblick Friede über ihn kam, und er atmete langsam, während sich sein Körper entspannte.

Auch Gideon entspannte sich, und alle Widerspenstigkeit sickerte langsam aus ihm heraus wie Wasser aus einem löcherigen Eimer. Behutsam ließ Jamie seine Hände auf den Hals des Pferdes sinken, und das Pferd blieb reglos mit aufgestellten Ohren stehen. Ah, dachte er, und allmählich kam ihm die Erkenntnis, dass dies ein besonderer Ort war.

Er konnte seine Gedanken über solche Orte nicht in Worte fassen, und er erkannte sie auch nur, wenn er unmittelbar dort stand. Er hätte die Stelle vielleicht heilig genannt, nur, dass die Atmosphäre solcher Orte nicht das Geringste mit der Kirche oder ihren Heiligen zu tun hatte. Es war einfach nur ein Ort, dem er sich zugehörig fühlte, das genügte, auch wenn er es vorzog, allein zu sein, wenn er einen solchen Ort fand. Er legte die Zügel lose auf den Pferdehals. Nicht einmal eine eigensinnige Kreatur wie Gideon würde hier Schwierigkeiten machen, dachte er.

Und wirklich, das Pferd stand still, und sein gewaltiger, dunkler Widerrist dampfte in der kühlen Luft. Sie konnten nicht lange verweilen, doch er war zutiefst dankbar für einen Augenblick der Erholung - nicht von seinem Kampf mit Gideon, sondern von den ständigen Ansprüchen der Leute.

Er hatte schon früh den Kunstgriff gelernt, in einer Menschenmenge Zurückgezogenheit zu finden, in Gedanken allein zu sein, wenn sein Körper es nicht sein konnte. Doch er war zum Bergbewohner geboren und hatte nicht minder früh die Magie des Alleinseins und die heilende Kraft stiller Orte erfahren.

Unvermittelt sah er in Gedanken seine Mutter vor sich, eines jener kleinen, lebensechten Portraits, die er in seinem Gedächtnis hütete, um sie bisweilen unerwartet als Reaktion auf die verschiedensten Eindrücke hervorzuholen - ein Geräusch, einen Geruch, einen Streich, den seine Erinnerung ihm spielte.

Damals hatte er auf einem Hügel Kaninchenschlingen ausgelegt, heiß und verschwitzt, seine Finger vom Ginster zerstochen und das Hemd von Schmutz und Feuchtigkeit verklebt. Er hatte einen kleinen Hain gesehen und hatte sich in seinen Schatten begeben. Seine Mutter saß dort im grünlichen Halbdunkel neben einer kleinen Quelle auf dem Boden. Sie saß völlig reglos da - was für sie ungewöhnlich war - und hatte die langen Hände auf dem Schoß gefaltet.

Sie hatte nichts gesagt, ihn aber angelächelt, und er war zu ihr gegangen, ebenfalls wortlos, aber von großem Frieden und von Ruhe erfüllt. Er hatte den Kopf an ihre Schulter gelehnt, hatte gespürt, wie ihr

Arm ihn umfing und gewusst, dass er am Mittelpunkt der Welt stand. Er war vielleicht fünf oder sechs gewesen.

Genauso plötzlich, wie sie gekommen war, verschwand die Vision auch wieder, wie eine glänzende Forelle, die in dunkles Wasser abtaucht. Doch sie ließ dasselbe Gefühl des Friedens zurück - so als hätte ihn jemand kurz in den Arm genommen, eine sanfte Hand sein Haar berührt.

Er schwang sich aus dem Sattel, denn er hatte das Bedürfnis, die Kiefernnadeln unter seinen Schuhen zu spüren, eine körperliche Verbindung mit dem Ort einzugehen. Er blieb einen Moment still stehen, dann wandte er sich vorsichtig nach rechts, Richtung Norden.

Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wer ihm das beigebracht hatte - ob es Mutter, Vater oder der alte John, Ians Vater, gewesen war. Doch er sprach die Worte, während er sich mit der Sonne drehte, und murmelte das kurze Gebet nacheinander in jede der vier Himmelsrichtungen, bis er schließlich im Westen herauskam und in die sinkende Sonne blickte. Er hielt seine leeren Hände auf, und das Licht erfüllte sie und ergoss sich von seinen Handflächen.

»Möge Gott jedem meiner Schritte Sicherheit schenken,
Möge Gott mir jeden Pass öffnen,
Möge Gott mir jede Straße frei räumen,
Und möge er mich in seinen beiden Händen halten.«

Einem Instinkt folgend, der älter war als das Gebet, nahm er seine Gürtelflasche und goss ein paar Tropfen auf den Boden.

Der Abendwind trug ihm Geräuschfetzen zu; Gelächter und Rufe, das Geräusch von Tieren, die sich ihren Weg durch das Unterholz bahnten. Die Karawane war nicht mehr weit entfernt; sie umrundete auf der anderen Seite einer kleinen Talmulde langsam den gegenüber liegenden Hügel.

Dennoch zögerte er kurz, denn es widerstrebte ihm, den Frieden des Ortes zu brechen. Aus dem Augenwinkel bemerkte er eine winzige Bewegung, und er bückte sich und blinzelte in den zunehmenden Schatten unter einem Stechpalmenbusch.

Sie saß erstarrt da und verschmolz perfekt mit ihrem dämmerigen Hintergrund. Er hätte sie niemals gesehen, hätte sein Jägerauge nicht ihre Bewegung aufgefangen. Ein winziges Kätzchen, dessen grauer Pelz aufgeplustert war wie eine Wollgrasblüte, die enormen Augen weit offen und reglos, beinahe farblos im Zwielicht unter dem Strauch.

»A chait«, flüsterte er und streckte langsam den Finger nach dem Tierchen aus. »Was machst du denn hier?«

Zweifellos eine verwilderte Katze, deren Mutter aus der Blockhütte irgendeines Siedlers davon gelaufen und sich längst aus der Falle der Domestizität befreit hatte. Er streichelte den feinen Pelz auf der Brust des Kätzchens, und unvermittelt senkte es seine Zähne in seinen Daumen.

»Au!« Er fuhr zurück und betrachtete den Blutstropfen, der aus der kleinen Bisswunde quoll. Er funkelte die Katze ein paar Sekunden an, doch sie starrte nur zurück und machte keine Anstalten, davonzulaufen. Er hielt inne, dann fasste er einen Entschluss. Er schüttelte den Blutstropfen von seinem Finger in das Laub, eine zusätzliche Opfergabe zu dem Whisky, den er vergossen hatte, ein Geschenk an die Geister dieses Ortes - die offenbar beschlossen hatten, ihm ebenfalls ein Geschenk zu machen.

»Also gut«, murmelte er. Er kniete sich hin und streckte die Hand aus, die Handfläche nach oben gewandt. Ganz langsam bewegte er erst einen Finger, dann den nächsten, dann den nächsten und den nächsten und wieder von vorn, mit einer wogenden Bewegung wie Seetang unter Wasser. Die großen, hellen Augen starrten gebannt auf seine Bewegung, beobachteten ihn wie hypnotisiert. Er konnte sehen, wie der winzige Schwanz ganz leicht zuckte, und lächelte bei diesem Anblick.

Wenn er eine Forelle betören konnte, und das konnte er, warum dann nicht auch eine Katze?

Er zischte leise durch die Zähne, ein flüsterndes Geräusch wie entferntes Vogelgezwitscher. Das Kätzchen starrte fasziniert auf die sanft wogenden Finger, die langsam näher kamen. Auch als er schließlich erneut seinen Pelz berührte, rührte es sich nicht zur Flucht. Ein Finger schlich sich unter das Fell, ein anderer glitt unter die kleinen, kalten Polster einer

Tatze, und dann ließ es sich sanft in die Hand nehmen und vom Boden aufheben.

Er hielt es einen Augenblick an seine Brust und streichelte es mit einem Finger. Er fuhr an seinem seidigen Kinn entlang, an den zarten Öhrchen. Die kleine Katze schloss die Augen und begann ekstatisch zu schnurren. Auf seiner Handfläche grollte es wie ferner Donner.

»Oh, dann kommst du also mit mir, ja?« Da von der Katze kein Widerspruch kam, öffnete er den Kragen seines Hemdes und steckte das Tierchen hinein. Es piekste ihn eine Weile in die Rippen, dann rollte es sich an seiner Haut zusammen, und sein Schnurren reduzierte sich auf ein geräuschloses, angenehmes Vibrieren.

Gideon schien die Pause gut getan zu haben; er setzte sich willig in Bewegung, und innerhalb einer Viertelstunde hatten sie die anderen eingeholt. Angesichts der letzten, anstrengenden Steigung verflog die vorübergehende Friedfertigkeit des Hengstes jedoch.

Nicht, dass das Pferd mit dem steilen Pfad nicht fertig wurde; was es nicht leiden konnte, war, einem anderen Pferd zu folgen. Ganz gleich, ob Jamie den Wunsch hatte, die anderen heimzuführen oder nicht - wenn es nach Gideon ging, würden sie die Kolonne nicht nur anführen, sondern ihr mehrere hundert Meter vorauseilen.

Die Kolonne der Reisenden verteilte sich über eine halbe Meile, und jede Familie bewegte sich mit der ihr eigenen Geschwindigkeit: Frasers, MacKenzies, Chisholms, MacLeods und Aberfeldys. Sobald sich der Pfad verbreiterte und genug Platz war, drängte Gideon rücksichtslos nach vorn, indem er sich an den Lastmulis, Schafen, Fußgängern und Stuten vorbeischob; er verscheuchte sogar die drei Schweine, die langsam hinter Großmutter Chisholm hertrotteten und unter panischem Gequieke ins Gebüsch brachen, als Gideon über sie kam.

Jamie konnte sich ein gewisses Verständnis für das Pferd nicht verkneifen; er war genauso begierig, nach Hause zu kommen, und er strengte sich genauso an, verärgert über alles, was ihn zurückzuhalten drohte. Im Augenblick bestand das Haupthindernis seines Fortkommens in Claire, die - es war einfach nicht zu glauben - ihre Stute vor ihm

angehalten hatte und gerade abstieg, um wieder einmal ein Kräutlein am Wegesrand zu sammeln. Als wäre nicht sowieso schon das ganze Haus von der Türschwelle bis zum Dachstuhl mit Pflanzen gefüllt, ganz zu schweigen von ihren ausgebeulten Satteltaschen!

Gideon, der die Stimmung seines Reiters blitzschnell erfasste, reckte den Hals und zwickte die Stute in den Hintern. Die Stute buckelte, quietschte auf und schoss mit hängenden Zügeln den Pfad hinauf. Gideon gab ein tiefes, zufriedenes Kollern von sich und machte Anstalten, ihr nachzusetzen, fand sich aber abrupt zum Stehen gebracht.

Claire war bei dem Getöse mit großen Augen herumgefahren. Sie blickte zu Jamie auf, sah ihrem verschwundenen Pferd nach, dann wieder zu ihm. Sie zuckte entschuldigend mit den Achseln, die Hände voller zerfledderter Blätter und angegammelter Wurzeln.

»Tut mir Leid«, sagte sie, doch er sah, wie sich ihr Mundwinkel verzog und ihr die Röte in die Wangen stieg. Ein Lächeln glitzerte in ihren Augen wie Morgenlicht auf einem Forellenbach. Ganz gegen seine Absicht spürte er, wie die Anspannung in seinen Schultern nachließ. Er hatte vorgehabt, ihr eine Strafpredigt zu halten; wollte es eigentlich immer noch, aber die Worte wollten ihm einfach nicht über die Lippen.

»Na dann herauf mit dir, Frau«, sagte er stattdessen schroff und wies kopfnickend hinter sich. »Ich will mein Essen.«

Sie lachte ihm zu, schürzte ihre Röcke und kletterte auf das Pferd. Mürrisch über diese zusätzliche Last, fuhr Gideon herum, um nach irgendetwas Erreichbarem zu beißen. Jamie war darauf vorbereitet; er klatschte dem Hengst das Zügelende fest auf die Nase, worauf dieser überrascht schnaubend zurückfuhr.

»Dir werd ich's zeigen, du alter Schuft.« Er zog sich den Hut in die Stirn und sorgte dafür, dass seine Frau sicher saß, die flatternden Röcke unter den Oberschenkeln festgesteckt, die Arme um seine Taille gelegt. Sie ritt ohne Schuhe und Strümpfe, und ihre entblößten, langen Unterschenkel hoben sich weiß von Gideons dunkelbraunem Fell ab. Er nahm die Zügel auf und gab dem Pferd etwas fester als unbedingt notwendig die Fersen.

Gideon stellte sich prompt auf die Hinterbeine, ging rückwärts, wand sich und versuchte, sie beide an einem tief hängenden Pappelast abzustreifen. Das Kätzchen, das sich unsanft aus dem Schlaf geweckt fand, senkte sämtliche Klauen in Jamies Bauch und jaulte alarmiert auf, doch das Geräusch ging in Jamies sehr viel lauterem Schrei völlig unter. Fluchend riss er den Kopf des Pferdes halb herum und trat mit dem linken Bein nach dessen Hinterhand.

Gideon, der nicht so leicht aufgab, machte einen Satz wie ein Korkenzieher. Es ertönte ein leiser Aufschrei, gefolgt von einem plötzlichen Gefühl der Leere hinter ihm, und Claire landete wie ein Mehlsack im Gebüsch. Das Pferd gab plötzlich dem Ziehen in seinem Maul nach und schoss in die falsche Richtung über den Pfad, stürzte sich mitten in ein Brombeergebüsch und machte dann eine Vollbremsung, bei der es beinahe auf dem Hintern landete und einen Schauer von Drecksklumpen und Laub auslöste. Dann richtete es sich wie eine Schlange gerade, schüttelte den Kopf und trottete völlig ungerührt zwecks gegenseitigen Beschnupperns zu Rogers Pferd hinüber, das am Rand der Lichtung stand und die Darbietung mit demselben perplexen Ausdruck betrachtete wie sein abgestiegener Reiter.

»Alles in Ordnung da drüben?«, fragte Roger und zog eine Augenbraue hoch.

»Sicher doch«, erwiderte Jamie und versuchte, gleichzeitig nach Luft zu schnappen und sich ein würdevolles Aussehen zu geben. »Und selbst?«

»Wunderbar.«

»Gut.« Bei diesem Wort schwang er sich schon aus dem Sattel, warf MacKenzie die Zügel zu, ohne abzuwarten, ob er sie fing, und rannte zum Pfad zurück. »Claire! Wo bist du?«

»Hier drüben!«, rief sie fröhlich. Sie trat aus dem Schatten der Pappeln hervor. Ein paar Blätter hatten sich in ihrem Haar verfangen, und sie humpelte ein wenig, doch ansonsten sah sie unverletzt aus. »Ist dir etwas passiert?«, rief sie mit fragendem Gesichtsausdruck.

»Nein. Ich werde dieses Pferd erschießen.« Er nahm sie kurz in den Arm, um sich zu vergewissern, dass sie wirklich unverletzt war. Sie atmete

schwer, fühlte sich jedoch beruhigend handfest an und küsste ihn auf die Nase.

»Nun, erschieß es nicht, bevor wir zu Hause sind. Ich habe keine Lust, die letzte Meile auf nackten Füßen zu laufen.«

»Heh! Lass das, du Mistkerl!«

Er ließ Claire los, und als er sich umdrehte, sah er, wie Roger Gideon eine Faust voll mitgenommen aussehender Pflanzen unter der vorwitzigen Ramsnase wegriss. Noch mehr Pflanzen - wohin sollte diese Sammelmanie noch führen? Claire keuchte immer noch von ihrem Sturz, beugte sich jedoch mit interessiertem Gesicht vor, um sie sich anzusehen.

»Was hast du da, Roger?«

»Für Brianna«, sagte er und hielt sie hoch, damit Claire sie in Augenschein nehmen konnte. »Sind das die richtigen?« In Jamies voreingenommenen Augen sahen sie aus wie die vergilbten Spitzen von Möhren, die ausgetrieben hatten und die man dann zu lange im Boden gelassen hatte, aber Claire betastete die gammeligen Blätter und nickte zustimmend.

»O ja«, sagte sie. »Sehr romantisch!«

Jamie machte ein leises, taktvolles Geräusch, um anzudeuten, dass sie sich vielleicht besser auf den Weg machten, da Brianna und die langsamere Chisholmsippe sie bald eingeholt haben würden.

»Ja, einverstanden«, sagte Claire und tätschelte seine Schulter mit einer Geste, die wahrscheinlich beruhigend gedacht war. »Reg' dich nicht auf, wir gehen ja schon.«

»Mmpfm«, sagte er und bückte sich, um ihr die Hand als Räuberleiter hinzuhalten. Er warf sie in den Sattel, blickte Gideon warnend an und schwang sich hinter ihr auf den Rücken des Pferdes.

»Wartest du dann also auf die anderen und bringst sie mit?« Ohne Rogers Kopfnicken abzuwarten, wendete er das Pferd und lenkte Gideon wieder auf den Pfad.

Zufrieden, dass er so weit vorn gehen durfte, machte sich Gideon an die Arbeit und kletterte mit regelmäßigen Schritten durch das Dickicht aus Hainbuchen und Pappeln, Kastanien und Fichten. Selbst so spät im Jahr hingen immer noch ein paar Blätter an den Bäumen, und kleine gelbe und braune Schnipsel sanken wie ein sanfter Regen auf sie herab. Sie verfingen sich in der Mähne des Pferdes und kamen in den losen, dichten Wellen von Claires Haar zur Ruhe. Es hatte sich bei ihrem überstürzten Abstieg gelöst, und sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, es wieder hochzustecken.

Auch sein eigener Gleichmut kehrte zurück, als er jetzt wieder das Gefühl bekam, voranzukommen, und er wurde durch den glücklichen Fund seines Hutes vervollkommnet, den er verloren hatte und der am Wegesrand an einer Weißeiche hing, als hätte eine freundliche Hand ihn dort platziert. Dennoch blieb ein Gefühl der Beklommenheit, und er kam nicht ganz zur Ruhe, obwohl der Berg ringsum friedlich dalag, die Luft von blauem Dunst und dem Geruch von feuchtem Holz und Immergrün erfüllt.

Dann begriff er mit einem plötzlichen Ruck in der Magengrube, dass das Kätzchen verschwunden war. Er hatte juckende Kratzer an den Stellen an Brust und Bauch, wo es bei seinem panischen Fluchtversuch an ihm hochgeklettert war, doch es musste bei der wilden Jagd über den Abhang aus der Halsöffnung seines Hemdes geschleudert worden und von seiner Schulter geflogen sein. Er sah sich nach rechts und links um und suchte den Schatten der Büsche und Bäume ab, doch es war aussichtslos. Es war schon fast dunkel, und sie benutzten jetzt den Pfad, während er und Gideon vorhin quer durch den Wald gepflügt waren.

»Geh mit Gott«, murmelte er und bekreuzigte sich kurz.

»Was sagst du?«, fragte Claire und wandte sich im Sattel nach ihm um.

»Nichts«, sagte er. Es war schließlich eine Wildkatze, wenn auch eine kleine. Sie würde schon zurechtkommen.

Gideon legte sich auf das Gebiss und bewegte ruckartig den Kopf. Jamie merkte, dass sich die Anspannung in seinen Händen über die Zügel auf ihn übertrug, und er zwang sich, seinen Griff zu lockern. Er hielt auch Claire etwas weniger eng umklammert, und sie holte plötzlich tief Luft.

Sein Herz schlug schnell.

Jede Heimkehr war für ihn mit einem gewissen Gefühl der Nervosität verbunden. Nach dem Aufstand hatte er jahrelang in einer Höhle gelebt und sich seinem Haus nur ganz selten genähert, stets nach Anbruch der Dunkelheit und mit großer Vorsicht, denn er wusste nie, was er dort vorfinden würde. Mehr als ein Highlandmann war schon zu seinem Haus heimgekehrt, um es verbrannt und verkohlt vorzufinden, seine Familie verschwunden. Oder schlimmer, immer noch an Ort und Stelle.

Es war ja schön und gut, wenn man sich einredete, man solle den Teufel nicht an die Wand malen; das Problem war, dass er sich gar nichts einzubilden brauchte - seine Erinnerungen reichten aus.

Das Pferd grub sich mit den Hinterbeinen in den Boden und kämpfte sich vorwärts. Zwecklos, sich einzureden, dass dies ein neues Land war; das war es in der Tat, mit seinen eigenen Gefahren. Wenn es auch keine englischen Soldaten in diesen Bergen gab, so gab es doch marodierende Räuber. Männer, die zu haltlos waren, um Fuß zu fassen und für sich selbst zu sorgen, und die stattdessen raubend und plündernd das Hinterland durchwanderten. Indianer auf Raubzügen. Wilde Tiere. Und Feuer. Immer wieder Feuer.

Er hatte die Bugs unter Fergus' Führung voraus geschickt, damit Claire nicht gleichzeitig die Ankunft der Kolonne beaufsichtigen und sich um ihre Gäste kümmern musste. Die Chisholms, die MacLeods und Billy Aberfeldy mit Frau und Kind würden eine Zeit lang bei ihnen im Haus bleiben; er hatte Mrs. Bug aufgetragen, sogleich mit dem Kochen zu beginnen. Anständig beritten und weder durch Kinder noch Vieh behindert, hätten die Bugs vor zwei Tagen in Fraser's Ridge ankommen sollen. Noch war ihnen niemand mit der Nachricht entgegengekommen, dass irgendetwas nicht stimmte, also war ja vielleicht alles gut. Aber dennoch...

Er hatte gar nicht gemerkt, dass auch Claire nervös gewesen war, bis sie sich plötzlich entspannt an ihn lehnte, eine Hand auf seinem Bein.

»Es ist alles gut«, sagte sie. »Ich rieche Kaminrauch.«

Er hob den Kopf, um den Luftzug aufzufangen. Sie hatte Recht, der Wind trug ihnen das Aroma brennenden Hickoryholzes zu. Nicht den Gestank der Scheiterhaufen seiner Erinnerung, sondern einen vertrauten

Hauch, der Wärme und Essen verhieß. Anscheinend hatte ihn Mrs. Bug beim Wort genommen.

Sie folgten der letzten Windung des Pfades, und dann sahen sie ihn, den hohen Schornstein aus Feldsteinen, der sich über die Bäume auf dem Bergkamm erhob und aus dem eine fette Rauchwolke über den Dachstuhl rollte.

Das Haus stand noch.

Er atmete erleichtert auf und nahm jetzt auch die anderen Gerüche seines Heims wahr; einen leisen Hauch von Dunggeruch aus dem Stall, von Räucherfleisch, das im Schuppen hing, und er spürte, wie der Atem des nahen Waldes ihm kühl und liebevoll die Wange berührte - feuchtes Holz und verrottendes Laub, Felsen und rauschendes Wasser.

Sie ritten aus dem Kastanienhain auf die große Lichtung, auf der das Haus stand, solide und ordentlich gebaut, die Fenster golden im letzten Sonnenlicht.

Es war ein bescheidenes Holzhaus, geweißt und mit Schindeln gedeckt, von sauberer Linienführung und anständig gezimmert, doch es beeindruckte nur, wenn man es im Vergleich mit den groben Blockhütten der meisten anderen Siedler sah. Seine erste Hütte stand immer noch, ein kleines Stück hügelabwärts, dunkel und stabil. Auch aus diesem Schornstein kam Rauch.

»Jemand hat für Brianna und Roger Feuer gemacht«, sagte Claire und wies kopfnickend auf die Hütte.

»Schön«, sagte er. Er fasste sie enger um die Taille, und sie gab einen leisen, zufriedenen Kehllaut von sich und schmiegte sich mit dem Hintern in seinen Schoß.

Auch Gideon war froh; er reckte den Hals und wieherte den beiden Pferden auf der Koppel zu, die innerhalb ihres Zaunes hin und her trabten und ihn lauthals begrüßten. Claires Stute stand mit durchhängenden Zügeln am Zaun und verzog die Lippe zu einem Ausdruck, der wie Verachtung aussah, das freche Weibsstück. Irgendwo hinter ihnen auf dem

Pfad erklang tiefes, überglückliches Eselsgeschrei; das Maultier Clarence hatte den Lärm gehört und war entzückt, wieder nach Hause zu kommen.

Die Tür flog auf, und Mrs. Bug kam herausgeflitzt, rundlich und völlig aufgewühlt. Er lächelte bei ihrem Anblick und hielt Claire den Arm hin, damit sie vom Pferd gleiten konnte, bevor er dann selbst abstieg.

»Alles bestens, alles bestens, und wie geht es Euch, Sir?«, versicherte Mrs. Bug ihm, noch bevor seine Schuhe auf dem Boden auftrafen. Sie hatte einen Zinnbecher in der einen Hand, ein Poliertuch in der anderen und hielt nicht eine Sekunde lang mit Polieren inne, selbst als sie den Kopf hob, um sich von ihm auf die verwitterte, runde Wange küssen zu lassen.

Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern drehte sich zur Seite und stellte sich auf die Zehenspitzen, um Claire strahlend einen Kuss auf die Wange zu drücken.

»Oh, großartig, dass Ihr zu Hause seid, Ma'am, Ihr und Ehrwürden, und ich habe das Abendessen schon fertig, also braucht Ihr Euch darum nicht zu kümmern, Ma'am, aber kommt herein, kommt herein, und zieht Eure staubigen Kleider aus, und dann schicke ich Arch zum Maischehaus, damit er Euch etwas für die Lebensgeister holt, und dann machen wir...« Sie hatte Claire bei der Hand genommen und redete und redete, während sie mit der anderen Hand weiter energisch polierte und ihre Knubbelfinger zielsicher das Innere des Bechers mit dem Tuch abrieben. Claire sah sich hilflos nach ihm um, und er grinste ihr zu, als sie im Haus verschwanden.

Gideon schob ihm die Nase unter den Arm und stieß ihn am Ellbogen an.

»Oh, aye«, sagte er, an seine Pflicht erinnert. »Na, dann komm mit, du widerborstiger, alter Schurke.«

Als er den kräftigen Hengst und Claires Stute abgesattelt, trockengerieben und gefüttert hatte, war Claire Mrs. Bug entwischt; auf dem Rückweg vom Paddock sah er, wie die Haustür aufschwang und Claire hinausschlüpfte. Sie sah sich schuldbewusst um, als befürchtete sie, verfolgt zu werden.

Wohin mochte sie wollen? Sie sah ihn nicht; sie wandte sich ab, huschte zum anderen Ende des Hauses und verschwand mit wehenden Röcken. Neugierig folgte er ihr.

Ah. Sie hatte nach ihrem Sprechzimmer gesehen; jetzt ging sie in ihren Garten, bevor es vollständig dunkel wurde; er erspähte sie auf dem ansteigenden Pfad hinter dem Haus - das letzte Tageslicht fing sich wie Spinnweben in ihrem Haar. Jetzt würde kaum etwas wachsen, nur ein paar zähe Kräuter und winterharte Pflanzen wie Karotten, Zwiebeln und Rüben, aber das spielte keine Rolle; sie überzeugte sich jedes Mal, wie es um den Garten stand, ganz gleich, wie kurz ihre Abwesenheit gewesen war.

Er verstand dieses Bedürfnis; er würde sich ebenfalls erst dann vollständig zu Hause fühlen, wenn er alles Vieh und alle Gebäude überprüft und sich vom Stand der Dinge in der Destille überzeugt hatte.

Der Abendwind trug einen scharfen Hauch vom Abort zu ihm herüber, der darauf hin deutete, dass die Lage dort bald seine Aufmerksamkeit beanspruchen würde - apropos Gebäude. Dann fielen ihm die neuen Pächter ein, und er entspannte sich; das Ausheben einer neuen Latrine würde genau das Richtige für die beiden ältesten Söhne der Chisholms sein.

Er und Ian hatten diese hier ausgehoben, gleich nach ihrer Ankunft auf dem Berg. Gott, der Junge fehlte ihm.

»*A Micheal bheanaichte«,* murmelte er. Heiliger Michael, beschütze ihn. Er hatte nichts gegen MacKenzie, aber wäre es seine Entscheidung gewesen, hätte er Ian nicht gegen den Mann eingetauscht. Doch es war Ians Entscheidung gewesen, nicht seine, und damit war die Angelegenheit erledigt.

Er verdrängte den Schmerz über Ians Verlust, trat hinter einen Baum, öffnete seine Hose und urinierte. Wenn Claire ihn jetzt sähe, würde sie mit Sicherheit wieder eine ihrer neunmalklugen Bemerkungen darüber machen, wie Hunde und Wölfe bei ihrer Heimkehr ihr angestammtes Territorium markierten. Nichts da, erwiderte er ihr im Geiste, warum soll ich auf den Berg steigen, um dort die Lage im Abort noch zu verschlimmern? Dennoch, so gesehen *war* es sein Territorium, und wenn

es ihm gefiel, darauf zu pinkeln... er ordnete seine Kleider und fühlte sich jetzt ruhiger.

Er hob den Kopf und sah sie auf dem Pfad aus dem Garten kommen, die Schürze mit Karotten und Rübchen gefüllt. Ein Windstoß ließ die letzten Blätter des Kastanienhains mit Lichtfunken durchsetzt in einem gelben Tanz um sie herum wirbeln.

Einem plötzlichen Impuls folgend, trat er tiefer in den Wald und begann, sich umzusehen.

Normalerweise beachtete er nur jenen Teil der Vegetation, der von Pferd oder Mensch unmittelbar verzehrt werden konnte, sich als Brett oder Bauholz eignete oder derart mit Dornen übersät war, dass er ein Hindernis darstellte. Doch als er seine Umgebung jetzt unter ästhetischen Gesichtspunkten betrachtete, war er selbst überrascht über die Vielfalt, die er vorfand.

Halb gereifte Gerstenstängel, die Samenkörner aufgereiht wie der Zopf einer Frau. Eine trockene, zerbrechliche Pflanze, die aussah wie der Spitzensaum eines Unterrocks. Ein Blaufichtenzweig, gespenstisch grün und kühl zwischen den getrockneten Pflanzen, hinterließ duftendes Harz an seinen Fingern, als er ihn vom Baum abriss. Ein Zweig mit glänzenden, trockenen Eichenblättern, die ihn an ihr Haar erinnerten, Schattierungen von Gold, Braun und Grau. Und ein Stück von einer roten Kletterpflanze, das er wegen seiner schönen Farbe pflückte.

Gerade noch rechtzeitig; sie bog schon um die Ecke des Hauses. Gedankenverloren ging sie in weniger als einem Meter Abstand an ihm vorbei, ohne ihn zu sehen.

»*Sorcha*«, rief er leise, und sie drehte sich um, die Augen erst gegen die Strahlen der sinkenden Sonne zusammengekniffen, dann groß und golden vor Überraschung über seinen Anblick.

»Willkommen zu Hause«, sagte er und hielt ihr den kleinen Strauß aus Blättern und Zweigen hin.

»Oh«, sagte sie. Sie blickte erneut erst das Sträußchen an, dann ihn, und ihre Mundwinkel bebten, so als wollte sie lachen oder weinen, sei sich

aber nicht ganz sicher, welches von beidem. Dann streckte sie die Hand aus und nahm ihm die Pflanzen ab. Ihre kleinen Finger waren kalt, als sie seine Hand streiften.

»Oh, Jamie, sie sind *wundervoll.*« Sie stellte sich auf die Zehen und küsste ihn, warm und salzig, und er wollte mehr, doch sie huschte schon ins Haus davon, die albernen Blumen an die Brust geklammert als seien sie aus Gold.

Er fühlte sich angenehm verlegen, und geradezu albern zufrieden mit sich selbst. Ihr Geschmack lag immer noch auf seinem Mund.

»*Sorcha*«, flüsterte er und begriff, dass er sie einen Augenblick zuvor so genannt hatte. Wie seltsam; kein Wunder, dass sie überrascht gewesen war. Es war ihr Name auf Gälisch, aber er hatte sie noch nie so gerufen. Er liebte ihre Fremdheit, das Englische an ihr. Sie war seine Claire, seine Sassenach.

Und doch war sie in dem Augenblick, als sie an ihm vorbei ging, *Sorcha.* Es bedeutete nicht nur »Claire« - sondern auch Licht.

Er holte tief und zufrieden Luft.

Plötzlich hatte er Heißhunger auf etwas Essbares und auf sie, doch er machte keine Anstalten, ins Haus zu hasten. Manche Arten von Hunger waren schön, die Vorfreude auf die Befriedigung genauso angenehm wie diese selbst. Hufgetrappel und Stimmen; die anderen waren endlich da. Er verspürte auf einmal das Bedürfnis, noch ein paar Minuten in seiner friedlichen Einsamkeit zu verweilen, doch zu spät - in Sekundenschnelle war er von Konfusion umgeben, von den Schreien aufgeregter Kinder und den Rufen abgelenkter Mütter, der Begrüßung der Neuankömmlinge, dem geschäftigen Treiben des Abladens, dem Abzäumen der Pferde und Maultiere, um dann Futter und Wasser zu holen... und doch bewegte er sich inmitten dieses Babels, als sei er immer noch allein, friedvoll und still im Sonnenuntergang.

Er war daheim.

Es war vollkommen dunkel, als endlich alles geordnet war, man auch das kleinste der wilden Chisholmkinder eingefangen und zum Abendessen ins Haus geschickt hatte, das Vieh für die Nacht versorgt war. Er folgte Geoff Chisholm in Richtung des Hauses, doch dann fiel er zurück und verweilte noch ein wenig auf dem dunklen Hof.

Er stand einen Moment da und rieb sich geistesabwesend die kalten Hände, während er das Aussehen des Hofes bewunderte. Eine anständige Scheune und stabile Schuppen, Koppel und Paddock in gutem Zustand, ein ordentlicher Palisadenzaun, der Claires dürftigen Garten umgab, um das Wild fern zu halten. Das Haus ragte weiß in der frühen Dunkelheit auf, ein wohlwollender Geist, der den Bergkamm bewachte. Licht flutete aus jeder Tür und jedem Fenster, und aus dem Inneren drang Gelächter hervor.

Er nahm eine Bewegung in der Dunkelheit wahr, und als er sich umdrehte, sah er seine Tochter aus der Milchkammer kommen, einen Topf frischer Milch in der Hand. Sie blieb bei ihm stehen und blickte zum Haus.

»Schön, wieder hier zu sein, nicht wahr?«, sagte sie leise.

»Aye«, sagte er. »So ist es.« Sie sahen einander lächelnd an. Dann beugte sie sich vor und betrachtete ihn genau. Sie drehte ihn um, so dass das Licht aus dem Fenster auf ihn fiel, und ein kleines Stirnrunzeln legte die Haut zwischen ihren Augenbrauen in Falten.

»Was ist denn das?«, sagte sie und strich über seinen Rock. Ein glänzendes, rotes Blatt löste sich und segelte zu Boden. Ihre Augenbrauen fuhren hoch, als sie es sah. »Geh lieber und wasch dich, Pa«, sagte sie. »Du bist in den Giftsumach geraten.«

»Du hättest es mir sagen sollen, Sassenach.« Jamie funkelte zu dem Tisch am Fenster hinüber, wo ich seinen Blumenstrauß in ein Glas Wasser gestellt hatte. Das helle, scheckige Rot des Giftsumachs leuchtete selbst im gedämpften Licht des Feuers. »Außerdem solltest du ihn wegwerfen. Willst du dich über mich lustig machen?«

»Nein, das will ich nicht«, sagte ich lächelnd, hängte meinen Rock an den Kleiderhaken und machte mich dann an die Schnüre meines Kleides.

»Aber wenn ich es dir gesagt hätte, als du mir den Strauß gegeben hast, hättest du ihn wieder an dich gerissen. Das ist der einzige Blumenstrauß, den ich je von dir bekommen habe, und ich kann mir nicht vorstellen, dass ich noch einmal einen bekomme; ich will ihn behalten.«

Er prustete und setzte sich auf das Bett, um sich seiner Strümpfe zu entledigen. Er hatte bereits Rock, Halsbinde und Hemd ausgezogen, und der Feuerschein glänzte auf seinen Schultern. Er kratzte sich an der Unterseite seines Handgelenkes, obwohl ich ihm gesagt hatte, dass es psychosomatisch war; er hatte nicht das geringste Anzeichen eines Ausschlags.

»Du hast doch noch nie Ausschlag davon bekommen«, bemerkte ich. »Und du bist bestimmt schon mit Giftsumach in Berührung gekommen, so oft, wie du im Wald oder auf den Feldern bist. Ich nehme an, du bist immun dagegen. Das kommt bei manchen Menschen einfach vor.«

»Oh, aye?« Sein Gesicht nahm einen interessierten Ausdruck an, auch wenn er sich weiter kratzte. »Wie bei dir und Brianna, wenn ihr nicht krank werdet?«

»So ähnlich, aber aus anderen Gründen.« Ich zog das hellgraue Leinenkleid aus - das nach der einwöchigen Reise mehr als nur ein wenig schmutzig war - und entledigte mich mit einem erleichterten Seufzer meines Korsetts.

Ich stand auf, um nach dem Topf mit Wasser zu sehen, den ich zum Erhitzen in die Glut gestellt hatte. Wir hatten einige der Neuankömmlinge über Nacht zu Fergus und Marsali oder zu Roger und Brianna geschickt, aber die Küche, das Sprechzimmer und Jamies Studierzimmer im Parterre, alles war voller Gäste, die auf dem Boden schliefen. Ich hatte einerseits nicht vor, ins Bett zu gehen, ohne mir den Schmutz der Reise abzuwaschen, war aber andererseits auch nicht besonders scharf darauf, ein öffentliches Spektakel daraus zu machen.

Das Wasser schimmerte vor Hitze, und winzige Bläschen hingen an der Wand des Topfes. Ich hielt prüfend meinen Finger hinein - wunderbar warm. Ich goss einen Teil in die Schüssel und stellte den Rest wieder warm.

»Wir sind nicht vollständig immun, weißt du«, sagte ich warnend. »Manche Dinge - wie die Pocken - können wir nicht bekommen, Roger, Brianna und ich, weil wir dagegen geimpft sind und der Schutz dauerhaft ist. Andere Dinge wie Cholera und Typhus bekommen wir *wahrscheinlich* nicht, aber die Impfungen verleihen keine permanente Immunität; sie lässt nach einer Weile nach.«

Ich bückte mich, um in den Satteltaschen zu kramen, die er mit nach oben gebracht und an der Tür abgestellt hatte. Beim *gathering* hatte mir jemand als Bezahlung für das Ziehen eines vereiterten Zahns einen Schwamm geschenkt - einen echten, der von den Westindischen Inseln importiert war. Genau das Richtige für meine Katzenwäsche.

»Dinge wie Malaria - Lizzies Krankheit -«

»Ich dachte, du hättest sie davon geheilt«, unterbrach mich Jamie stirnrunzelnd.

Ich schüttelte bedauernd den Kopf.

»Nein, sie wird es immer haben, die Arme. Das Einzige, was ich tun kann, ist, die Schwere und Häufigkeit der Anfälle zu lindern. Es ist in ihrem Blut, verstehst du.«

Er zog sich den Riemen, der seinen Zopf zusammenhielt, aus dem Haar und schüttelte seine roten Locken aus, bis sie seinen Kopf wie eine zerzauste Mähne umstanden.

»Das ergibt aber keinen Sinn«, wandte er ein und stand auf, um seine Hose zu öffnen. »Du hast mir gesagt, wenn ein Mensch die Masern bekommt und überlebt, bekommt er sie nicht wieder, weil es in seinem Blut bleibt. Und dass ich deshalb jetzt keine Pocken oder Masern mehr bekommen kann, weil ich sie als Kind hatte - ich habe sie im Blut.«

»Nun, es ist nicht ganz dasselbe«, sagte ich matt. Die Vorstellung, ihm die Unterschiede zwischen aktiver, passiver und erworbener Immunität zu erklären, zwischen Antikörpern und parasitären Infektionen, war eine so große Herausforderung, dass ich nicht das Gefühl hatte, ihr nach einem langen Tagesritt gewachsen zu sein.

Ich tauchte den Schwamm in die Schüssel, ließ ihn sich voll saugen, dann drückte ich ihn aus und freute mich an seiner seltsam seidigen, faserigen Oberfläche. Ein leichter Nebel aus Sand floss aus den Poren und rieselte auf den Boden der Schüssel. Der Schwamm wurde weicher, als er jetzt Wasser aufnahm, aber an einer Ecke konnte ich noch eine harte Stelle spüren.

»Wo wir gerade vom Reiten sprechen -«

Jamie sah mich aufgeschreckt an.

»Wir haben vom Reiten gesprochen?«

»Na ja, nein, aber ich habe daran gedacht.« Ich tat diesen unbedeutenden Unterschied mit einer Handbewegung ab. »Wie auch immer, was hast du mit Gideon vor?«

»Oh.« Jamie ließ seine Hose als Häufchen zu Boden fallen und räkelte sich, während er überlegte. »Nun, ich kann es mir wohl doch nicht leisten, ihn zu erschießen. Und er ist ein kräftiger Kerl. Erst einmal werde ich ihn legen. Das dürfte ihn etwas zur Vernunft bringen.«

»Ihn legen? Oh, du meinst, ihn kastrieren. Ja, ich schätze, das würde ihm nahe gehen, auch wenn es mir ein bisschen drastisch vorkommt.« Ich zögerte kurz, bevor ich weitersprach. »Möchtest du, dass ich das mache?«

Er starrte mich verwundert an, dann brach er in Gelächter aus.

»Nein, Sassenach, ich glaube nicht, dass die Kastration eines Hengstes von einem Meter achtzig Frauensache ist, und wenn du noch so sehr Ärztin bist. Man braucht keine besonders feinfühlige Hand dazu, aye?«

Ich war nicht traurig, das zu hören. Ich hatte den Schwamm mit meinem Daumen bearbeitet; er gab jetzt ein wenig nach, und plötzlich schoss eine winzige Muschel aus einer großen Pore hervor. Sie schwebte zum Grund des Wassers, eine perfekte Miniaturspirale in Rosa und Purpur.

»Oh, sieh mal«, sagte ich entzückt.

»Was für ein hübsches, kleines Ding.« Jamie beugte sich über meine Schulter und berührte die Muschel am Boden der Schüssel sanft mit

seinem großen Zeigefinger. »Wie mag sie in deinen Schwamm geraten sein?«

»Ich nehme an, der Schwamm hat sie aus Versehen verspeist.«

»Verspeist?« Seine rote Augenbraue fuhr hoch.

»Schwämme sind Tiere«, erklärte ich. »Oder Mägen, um genauer zu sein. Sie saugen Wasser auf und absorbieren alles Essbare, was dabei durch sie hindurchschwimmt.«

»Ah, deshalb hat Brianna Jemmy also einen kleinen Schwamm genannt. Er macht das auch.« Er lächelte bei dem Gedanken an Jemmy.

»So ist es.« Ich setzte mich, ließ mir die Trägerbändchen meiner Chemise von den Schultern gleiten, und das Hemd sank mir auf die Taille. Das Feuer hatte dem Zimmer seine Kälte genommen, aber es war immer noch so kühl, dass ich eine Gänsehaut auf den Brüsten und Armen bekam.

Jamie hob seinen Gürtel auf, befreite ihn sorgsam von den gesammelten Utensilien, die daran befestigt waren, und arrangierte Pistole, Patronenschachtel, Dolch und Zinnflasche auf dem kleinen Sekretär. Er hob die Flasche und sah mich mit fragend hochgezogener Augenbraue an.

Ich nickte begeistert, und er wandte sich ab, um in dem Durcheinander von Gegenständen einen Becher zu suchen. Da das ganze Haus mit Leuten und ihren Habseligkeiten voll gestopft war, hatte man unsere eigenen Satteltaschen und die Bündel und Kleinigkeiten, die wir beim *gathering* erstanden hatten, nach oben getragen und in unserem Zimmer abgestellt; die buckeligen Schatten des Gepäcks, die über die Wand flackerten, gaben der Schlafkammer das seltsame Aussehen einer felsengesäumten Grotte.

Jamie war ein ebenso gieriger Schwamm wie sein Enkelsohn, dachte ich, während ich ihm zusah, wie er splitternackt und unbefangen in seinem Gepäck kramte. Er nahm alles in sich auf und schien in der Lage zu sein, mit allem fertig zu werden, was des Weges kam, ganz gleich, wie vertraut oder fremd es ihm war. Durchgedrehte Hengste, entführte Priester, Dienstmädchen im heiratsfähigen Alter, sture Töchter und heidnische Schwiegersöhne... Was er nicht niederkämpfen, überlisten oder ändern

konnte, akzeptierte er - ganz wie der Schwamm und die darin eingebettete Muschel.

Und wenn ich diese Analogie weiter verfolgte, dann war ich wohl die Muschel. Von einer unerwarteten, starken Strömung aus meiner persönlichen, kleinen Nische gerissen, von Jamie und seinem Leben aufgenommen und umgeben. Für ewig zwischen den Strömungen gefangen, die durch diese fremde Umgebung pulsierten.

Bei diesem Gedanken überkam mich plötzlich ein seltsames Gefühl. Die Muschel lag reglos am Boden der Schüssel - zierlich, wunderschön... aber leer. Ganz langsam hob ich den Schwamm in meinen Nacken, drückte ihn und spürte, wie mir das warme Wasser kitzelnd über den Rücken lief.

Im Großen und Ganzen bereute ich nichts. Es war meine Entscheidung gewesen, hier zu sein; ich *wollte* hier sein. Und doch ließen mich Kleinigkeiten wie unsere Unterhaltung über Immunität dann und wann begreifen, wie viel ich verloren hatte - von dem, was ich gehabt hatte, von dem, was ich gewesen war. Es war unleugbar, dass einige meiner weichen Stellen verdaut worden waren, und bei diesem Gedanken fühlte ich mich manchmal ein wenig hohl.

Jamie bückte sich, um eine der Satteltaschen zu durchforsten, und der Anblick seiner nackten Pobacken, die mir in aller Unschuld zugewandt waren, tat das Seine, um mein vorübergehendes Gefühl der Beunruhigung zu zerstreuen. Sie waren ebenmäßig geformt, gut bemuskelt - und mit einem rotgoldenen Flaum bewachsen, in dem sich das Licht von Feuer und Kerze fing. Die langen, hellen Säulen seiner Oberschenkel rahmten den dunklen Schatten seines Skrotums ein, das dazwischen nur zu ahnen war.

Er hatte endlich einen Becher gefunden und goss ihn halb voll. Er drehte sich um und reichte ihn mir. Als er den Blick von der Oberfläche der dunklen Flüssigkeit hob, schrak er zusammen, weil ich ihn so anstarrte.

»Was ist?«, sagte er. »Ist irgendetwas, Sassenach?«

»Nein«, sagte ich, aber es muss wenig überzeugend geklungen haben, denn er zog kurz die Augenbrauen zusammen.

»Nein«, sagte ich, diesmal sicherer. Ich nahm den Becher entgegen, lächelte und hob ihn leicht, um mich zu bedanken. »Ich überlege nur.«

Auf seinen Lippen erschien ebenfalls ein Lächeln,

»Aye? Nun, so spät am Abend solltest du lieber nicht mehr zu viel denken, Sassenach. Davon bekommst du nur Alpträume.«

»Da hast du wohl Recht.« Ich nippte an dem Becher; zu meiner großen Überraschung war es Wein - und zwar sehr guter. »Wo hast du den denn her?«

»Von Vater Kenneth. Es ist Messwein - allerdings noch nicht geweiht, aye? Er meinte, die Männer des Sheriffs würden ihn sowieso an sich nehmen; da wäre es ihm lieber, wenn ich ihn bekäme.«

Ein leichter Schatten überflog sein Gesicht, als er den Priester erwähnte.

»Glaubst du, er kommt heil davon?«, fragte ich. Die Männer des Sheriffs waren mir nicht unbedingt wie die zivilisierten Hüter einer abstrusen Regelung vorgekommen, sondern eher wie Gewalttäter, die ihre Vorurteile vorübergehend im Zaum hielten - aus Angst vor Jamie.

»Ich hoffe es.« Jamie wandte sich unruhig ab. »Ich habe dem Sheriff gesagt, dass er und seine Männer dafür gerade stehen werden, wenn jemand den Priester misshandelt.«

Ich nickte schweigend und trank. Falls Jamie erfuhr, dass Vater Donahue etwas zugestoßen war, würde er den Sheriff in der Tat zur Verantwortung ziehen. Bei diesem Gedanken wurde mir ein wenig beklommen zumute; dies war kein guter Zeitpunkt, um sich Feinde zu machen, und mit dem Sheriff von Orange County verfeindet zu sein, war alles andere als wünschenswert. Als ich aufsah, war Jamies Blick immer noch auf mich gerichtet, wenn auch jetzt mit einem Ausdruck höchster Anerkennung.

»Du stehst zur Zeit gut im Futter, Sassenach«, bemerkte er und legte den Kopf schief.

»Schmeichler«, sagte ich und warf ihm einen kalten Blick zu, während ich wieder nach dem Schwamm griff.

»Du hast seit dem Frühling bestimmt fünf Kilo zugenommen«, sagte er beifällig, ohne meinen Blick zu beachten. Er umkreiste mich, um mich zu inspizieren. »Es ist ein guter, fetter Sommer gewesen, aye?«

Ich fuhr herum und warf ihm den nassen Schwamm an den Kopf.

Er fing ihn zielsicher auf und grinste.

»Ich habe gar nicht gemerkt, wie schön rund du geworden bist, so eingemummt wie du in den letzten Wochen gewesen bist. Ich habe dich bestimmt seit einem Monat nicht mehr nackt gesehen.« Er betrachtete mich nach wie vor anerkennend, so als wäre ich ein viel versprechender Medaillenkandidat bei der Schweinezuchtschau von Shropshire.

»Na dann sieh gut hin«, riet ich ihm, und meine Wangen liefen vor Verärgerung rot an. »Es könnte sein, dass es vorerst das letzte Mal ist!« Ich riss das Oberteil meiner Chemise wieder hoch und bedeckte meine - unleugbar ziemlich vollen - Brüste.

Seine Augenbrauen hoben sich vor Überraschung über meinen Tonfall.

»Du bist doch nicht wütend auf mich, Sassenach?«

»Natürlich nicht«, sagte ich. »Wie kommst du denn auf *die* Idee?«

Er lächelte und rieb sich geistesabwesend mit dem Schwamm über die Brust, während sein Blick über mich hinweg wanderte. Seine Brustwarzen stellten sich in der Kühle auf, dunkel und steif zwischen den roten, gelockten Haaren, und die Feuchtigkeit glänzte auf seiner Haut.

»Ich mag es, wenn du fett bist, Sassenach«, sagte er leise. »Fett und saftig wie ein Hühnchen. Das gefällt mir gut.«

Möglicherweise hätte ich dies als schlichten Versuch betrachtet, sich wieder aus dem Fettnapf zu befreien, wäre da nicht die Tatsache gewesen, dass Männer praktischerweise mit sexuellen Lügendetektoren ausgestattet sind. Es *gefiel* ihm gut.

»Oh«, sagte ich. Ganz langsam ließ ich die Chemise wieder sinken. »Nun gut.«

Er hob gestikulierend das Kinn. Ich zögerte einen Augenblick, dann stand ich auf und ließ die Chemise zu seiner Hose auf den Boden fallen.

Ich streckte die Hand aus und nahm ihm den Schwamm ab.

»Ich... äh... wasche mich nur schnell fertig, ja?«, murmelte ich. Ich wandte ihm den Rücken zu, stellte einen Fuß auf den Hocker, um mich zu waschen, und hörte hinter mir ein ermutigendes Brummen der Zustimmung. Ich lächelte vor mich hin und ließ mir ausgiebig Zeit. Das Zimmer erwärmte sich zusehends; als ich mit meinen Waschungen fertig war, war meine Haut rosa und glatt, und nur meine Finger und Zehen waren noch ein wenig kühl.

Endlich drehte ich mich um und sah, dass Jamie mich nach wie vor beobachtete, wobei er mit leichtem Stirnrunzeln an seinem Handgelenk rieb.

»Hast *du* dich denn gewaschen?«, fragte ich. »Auch wenn es dir nichts ausmacht, wenn du das Öl des Giftsumachs an der Haut hast, kann es an die Dinge gelangen, die du anfasst - und *ich* bin nicht immun dagegen.«

»Ich habe mir die Hände mit Seife gewaschen«, versicherte er mir und legte sie mir zur Illustration auf die Schultern. Und genau, er roch nach der scharfen Waschpaste, die wir aus Talg und Holzkohlenasche herstellten - es war keine parfümierte Toilettenseife, aber man bekam die Dinge damit sauber. Dinge wie Bodendielen und Eisentöpfe. Kein Wunder, dass er sich die ganze Zeit kratzte; sie war nicht gut für die Haut, und seine Hände waren rau und rissig.

Ich neigte den Kopf und küsste seine Fingerknöchel. Dann streckte ich die Hand nach der kleinen Kiste aus, in der ich meine persönlichen Kleinigkeiten aufbewahrte, und holte das Töpfchen mit dem Hautbalsam heraus. Er bestand aus Walnussöl, Bienenwachs und gereinigtem Lanolin, wirkte angenehm lindernd und war mit den Kräuterdüften von Kamille, Schwarzwurzel, Schafgarbe und Holunderblüten versetzt.

Ich nahm mit dem Daumennagel ein wenig heraus und verrieb es zwischen meinen Händen; der Balsam war zwar anfangs fast steinhart, verflüssigte sich aber sehr schnell, wenn er sich erwärmte.

»So«, sagte ich, nahm eine seiner Hände zwischen die meinen und rieb ihm den Balsam in die Risse auf den Handrücken und massierte seine schwieligen Handflächen. Langsam entspannte er sich und ließ mich jeden

einzelnen Finger lang ziehen, während ich mich an seinen Gelenken entlang vorarbeitete und ihm Balsam in die kleinen Kratzer und Risse rieb. Die Stellen, an denen Jamie die Lederzügel fest umklammert gehalten hatte, waren noch deutlich abgemalt.

»Dein Blumenstrauß ist wirklich schön, Jamie«, sagte ich und wies mit einer Kopfbeugung auf das kleine Bouquet in dem Glas. »Aber wie bist du nur darauf gekommen?« Jamie war zwar auf seine eigene Weise ein großer Romantiker, doch er war auch durch und durch praktisch veranlagt; ich konnte mich nicht daran erinnern, dass er mir je ein Luxusgeschenk gemacht hatte, und er war kein Mann, der auch nur den geringsten Wert in einer Pflanze sah, die man nicht essen, medizinisch verwerten oder zu Bier brauen konnte.

Er wand sich ein wenig, denn meine Frage war ihm sichtlich unangenehm. »Aye, nun ja«, sagte er und wandte den Blick ab. »Es war einfach nur - ich meine - nun, ich hatte eine Kleinigkeit, die ich dir schenken wollte, aber ich habe sie verloren, und dann schien es dir doch so zu gefallen, dass unser Roger Brianna ein paar Blumen gepflückt hatte, und ich -« Er brach ab und murmelte etwas, das sich wie *Ifrinn* anhörte.

Ich hätte am liebsten gelacht. Stattdessen ergriff ich seine Hand und küsste ihn sanft auf den Handrücken. Er machte ein verlegenes, aber erfreutes Gesicht und fuhr mit dem Daumen um den Rand einer halb verheilten Brandblase auf meiner Handfläche, die von einem heißen Kessel stammte.

»Hier, Sassenach, du brauchst auch ein bisschen davon. Lass mich das machen«, sagte er und beugte sich vor, um ein wenig von der grünen Salbe auf seinen Finger zu streichen. Er umfasste meine Hand mit der seinen. Sie war warm und immer noch schlüpfrig von der Mischung aus Öl und Bienenwachs.

Im ersten Moment wehrte ich mich, doch dann überließ ich ihm meine Hand, und er fuhr langsam in festen Kreisen über meine Handfläche. Am liebsten hätte ich die Augen geschlossen, um still dahinzuschmelzen. Ich seufzte leise vor Vergnügen und muss dann tatsächlich die Augen

geschlossen haben, denn ich sah nicht, wie er näher kam, um mich zu küssen; ich spürte nur die kurze Berührung seines Mundes.

Ich hob träge die andere Hand, und er ergriff sie ebenfalls, um sie mit seinen Fingern zu glätten. Unsere Finger verschlangen sich, unsere Daumen rangen sanft miteinander, die Handwurzeln rieben sich sacht aneinander. Er stand so dicht bei mir, dass ich seine Wärme spürte, und die sonnengebleichten Haare auf seinem Arm strichen fast unspürbar über mich, als er an meiner Hüfte vorbeilangte, um noch einmal in die Salbe zu fassen.

Er hielt inne, als er sich aufrichtete, und küsste mich erneut. Im Kamin zischten die Flammen wie die anrollende Flut, und der Feuerschein flackerte dumpf auf den weiß getünchten Wänden, wie das Licht, das weit über einem Taucher auf der Wasseroberfläche tanzt. Wir hätten zusammen allein am Grund der See sein können.

»Roger hat es eigentlich nicht romantisch gemeint, weißt du«, sagte ich. »Oder vielleicht ja auch doch - je nachdem, wie man es betrachtet.«

Jamie sah mich fragend an und ergriff erneut meine Hand. Unsere Finger verbanden und verflochten sich in langsamen Bewegungen, und ich seufzte genussvoll auf.

»Aye?«

»Brianna hat mich nach Mitteln zur Verhütung gefragt, und ich habe ihr gesagt, welche Möglichkeiten es hier gibt. Natürlich sind sie nicht besonders gut, aber besser als gar nichts. Aber die alte Großmutter Bacon hat mir ein paar Samen gegeben, von denen sie sagt, dass die Indianer sie zur Empfängnisverhütung benutzen; angeblich sehr wirksam.«

Jamies Gesicht durchlief eine ausgesprochen komische Veränderung von schläfrigem Vergnügen zu einer Miene des Erstaunens.

»Empfängnis... was? Sie - du meinst, er - dieses verwelkte Unkraut -«

»Nun - ja. Oder zumindest glaube ich, dass sie helfen können, eine Schwangerschaft zu verhindern.«

»Mmpfm.« Die Bewegungen seiner Finger verlangsamten sich, und seine Augenbrauen zogen sich zusammen - mehr aus Sorge als Missbilligung, dachte ich. Dann wandte er sich wieder der Massage meiner Hände zu und umfing sie derart entschieden mit seinen so viel größeren Fingern, dass ich mich gezwungen sah, sie ihm zu überlassen.

Er schwieg einige Sekunden, während er mir die Salbe in die Finger rieb, und zwar eher in der sachlichen Art eines Mannes, der sein Sattelzeug pflegt, als eines Gatten, der den hingebungsvollen Händen seiner Frau eine zärtliche Liebeserklärung macht. Ich wand mich sacht, und er schien zu merken, was er tat, denn er hielt stirnrunzelnd inne. Dann drückte er mir sacht die Hände, und sein Gesicht entspannte sich. Er hob meine Hand an seine Lippen, küsste sie und fuhr dann sehr viel langsamer mit seiner Massage fort.

»Meinst du -«, begann er und brach dann ab.

»Was?«

»Mmpfm. Es ist nur - kommt dir das nicht ein bisschen seltsam vor, Sassenach? Dass eine frisch verheiratete, junge Frau sich über so etwas Gedanken macht?«

»Nein, das tut es nicht«, sagte ich ziemlich scharf. »Es kommt mir ausgesprochen vernünftig vor. Und so frisch verheiratet sind sie ja gar nicht - sie sind... Ich meine, sie haben ja schon ein Kind.«

Er blähte in stummem Widerspruch die Nasenlöcher auf.

»*Sie* hat ein Kind«, sagte er. »Das ist es ja, was ich meine, Sassenach. Ich habe nicht das Gefühl, dass der erste Gedanke einer jungen Frau, die mit ihrem Mann glücklich ist, der Frage gelten sollte, wie sie *nicht* von ihm schwanger wird. Bist du sicher, dass zwischen ihnen alles im Reinen ist?«

Ich hielt inne und dachte darüber nach.

»Ich glaube schon«, sagte ich schließlich langsam. »Vergiss nicht, Jamie - Brianna kommt aus einer Zeit, in der die Frauen mit einiger Verlässlichkeit entscheiden *können*, ob sie Kinder bekommen oder nicht. Sie hält es für ihr gutes Recht.«

Sein breiter Mund bewegte sich, und er schürzte nachdenklich die Lippen; ich konnte sehen, wie er sich mit dieser Vorstellung auseinander setzte - einer Vorstellung, die seinen eigenen Erfahrung völlig zuwider lief.

»So ist es dann also?«, fragte er schließlich. »Eine Frau kann sagen, ich tu's, oder ich tu's nicht - und der Mann hat kein Mitspracherecht?« Seine Stimme war voller Erstaunen - und Missbilligung.

Ich lachte kurz auf.

»Nun ja, nicht *ganz*. Oder nicht immer. Ich meine, es gibt Unfälle. Und Unwissenheit und Dummheit; viele Frauen lassen den Dingen einfach ihren Lauf. Und den meisten Frauen ist es mit Sicherheit nicht gleichgültig, was ihre Männer darüber denken. Dennoch, ja... ich nehme an, im Grunde genommen ist es so.«

Er grunzte leise.

»Aber MacKenzie ist auch aus dieser Zeit. Also wird er es nicht merkwürdig finden?«

»Er hat die Kräuter für sie gepflückt«, sagte ich.

»Das stimmt.« Die Furche zwischen seinen Augenbrauen war zwar noch da, doch sein Stirnrunzeln glättete sich ein wenig.

Es wurde langsam spät, und das gedämpfte Brummen der Gespräche und des Gelächters in der unteren Etage verstummte. Ein plötzlicher Babyschrei durchdrang die zunehmende Stille des Hauses. Wir standen beide still da und lauschten - und entspannten uns dann, als das Murmeln der Stimme seiner Mutter durch die geschlossene Tür zu uns drang.

»Außerdem ist es doch gar nicht so ungewöhnlich, dass eine junge Frau sich über so etwas Gedanken macht - auch Marsali ist mit dieser Frage zu mir gekommen, bevor sie Fergus geheiratet hat.«

»Ach wirklich? Er zog eine Augenbraue hoch. »Hast du es ihr denn nicht gesagt?«

»Natürlich habe ich das!«

»Was auch immer du ihr erzählt hast, hat aber nicht besonders gut funktioniert, oder?« Sein Mundwinkel verzog sich zu einem zynischen Lächeln. Germain war annähernd zehn Monate nach der Hochzeit seiner Eltern geboren worden, und Marsali war nur wenige Tage, nachdem sie ihn abgestillt hatte, mit Joan schwanger geworden.

Ich spürte, wie mir die Röte in die Wangen stieg.

»Kein Mittel funktioniert immer - nicht einmal moderne Methoden. Und überhaupt - sie funktionieren alle nicht, wenn man sie nicht benutzt.« Und Marsali hatte sich ja nicht deshalb ein Verhütungsmittel gewünscht, weil sie kein Baby wollte, sondern weil sie befürchtet hatte, dass eine Schwangerschaft ihr Intimleben mit Fergus stören würde. »Wenn wir zu der Sache mit dem Schwanz kommen, möchte ich, dass es für mich schön ist«, waren ihre Worte bei dieser denkwürdigen Gelegenheit gewesen, und mein Mund verzog sich ebenfalls, als ich daran zurückdachte.

Meiner nicht minder zynischen Einschätzung nach hatte sie es in der Tat schön gefunden und beschlossen, dass auch eine Schwangerschaft ihr Wohlgefallen an den delikateren Punkten von Fergus' Anatomie kaum verringern würde. Womit wir allerdings wieder bei Jamies Ängsten in Bezug auf Brianna waren - denn ihr Intimleben mit Roger war ja wohl den Kinderschuhen entwachsen. Dennoch...

Eine von Jamies Händen blieb mit der meinen verschlungen; die andere ließ von meinen Fingern ab und wanderte anderswo hin - ganz sacht.

»Oh«, sagte ich, und es fiel mir zunehmend schwerer, mich zu konzentrieren.

»Pillen, sagst du.« Sein Gesicht war ganz nah, die Augen gedankenverloren. »So macht man es - dann?«

»Äh.. oh. Ja.«

»Du hast aber keine mitgebracht«, sagte er. »Als du zurückgekommen bist.«

Ich atmete tief ein und wieder aus. Ich fühlte mich, als löste ich mich langsam auf.

»Nein«, sagte ich schwach.

Er hielt kurz inne, und seine Hand umfasste mich sanft.

»Ich... nun ja... eigentlich - ich dachte man muss sie permanent nehmen. Ich hätte nicht genug mitbringen können. Es gibt noch eine endgültige Methode, eine kleine Operation. Sie ist relativ einfach, und man wird für immer... unfruchtbar.« Ich schluckte. Als ich mich damals mit der Vorstellung auseinander setzte, in die Vergangenheit zurückzukehren, hatte ich mir in der Tat ernsthafte Gedanken über die Möglichkeit einer Schwangerschaft gemacht und über das Risiko. Angesichts meines Alters und meiner Vorgeschichte hielt ich die Möglichkeit für ziemlich klein, doch das Risiko...

Jamie stand stocksteif da und blickte zu Boden.

»Um Himmels willen, Claire«, sagte er schließlich leise. »Sag mir, dass du es getan hast.«

Ich holte tief Luft und drückte mit schlüpfrigen Fingern seine Hand.

»Jamie«, sagte ich leise, »wenn ich es getan hätte, hätte ich es dir gesagt.« Ich schluckte erneut. »Hättest... du es denn gewollt?«

Er hielt immer noch meine Hand. Seine andere Hand ließ von mir ab, berührte meinen Rücken, drückte mich - ganz sanft - an ihn. Seine Haut lag warm an der meinen.

Wir standen dicht beieinander, aneinander, reglos, minutenlang. Dann seufzte er, und seine Brust hob sich unter meinem Ohr.

»Ich habe genug Kinder«, sagte er leise. »Ich habe nur das eine Leben - und das bist du, *mo chridhe.«*

Ich hob die Hand und berührte sein Gesicht. Es war von Müdigkeit durchfurcht und mit rauem Bartwuchs überzogen; er hatte sich seit Tagen nicht mehr rasiert.

Ich *hatte* daran gedacht. Und war tatsächlich dicht daran gewesen, einen befreundeten Chirurgen zu bitten, die Sterilisation für mich durchzuführen. Meine Kaltblütigkeit und mein gesunder Menschenverstand hatten dafür plädiert; es war unvernünftig gewesen, ein

Risiko einzugehen. Allerdings hatte es keine Garantie gegeben, dass ich die Passage überleben würde, in der richtigen Zeit oder am richtigen Ort ankommen würde, ihn wiederfinden würde. Und erst recht nicht dafür, dass ich in meinem Alter noch einmal schwanger werden würde.

Und dennoch, so lange von ihm getrennt, ohne zu wissen, ob ich ihn finden würde - konnte ich mich nicht dazu überwinden, jede Möglichkeit zwischen uns zu zerstören. Ich wollte kein Kind mehr. Doch falls ich ihn fand, und *er* es wollte... dann hätte ich es für ihn riskiert.

Ich berührte ihn sacht, und er gab einen leisen Laut von sich, legte sein Gesicht an mein Haar und hielt mich fest. Wenn wir miteinander schliefen, gingen wir stets ein Risiko und ein Versprechen ein - denn so, wie er dabei mein Leben in der Hand hielt, hielt ich seine Seele in der meinen, und wusste es.

»Ich dachte... ich dachte doch, du würdest Brianna nie zu Gesicht bekommen. Und ich wusste nichts von Willie. Es wäre nicht recht gewesen, wenn ich dir jede Chance geraubt hätte, noch einmal ein Kind zu haben - nicht, ohne es dir zu sagen.«

»Du bist Blut von meinem Blut«, hatte ich zu ihm gesagt, »*Bein von meinem Bein.«* So war es auch, und es würde immer so sein, ob daraus Kinder entstanden oder nicht.

»Ich will kein Kind mehr«, flüsterte er. »Ich will dich.«

Seine Hand hob sich wie von selbst, berührte meine Brust mit der Fingerspitze und hinterließ eine schimmernde Spur aus duftender Salbe auf meiner Haut. Ich schlang meine Hand um ihn, schlüpfrig und kräuterduftend, und trat zurück, um ihn mit mir auf das Bett zu ziehen. Ich besaß gerade noch genügend Geistesgegenwart, um die Kerze zu löschen.

»Mach dir keine Sorgen um Brianna«, sagte ich und streckte die Hand aus, um ihn zu berühren, als er sich über mir erhob und schwarz vor dem Feuerschein aufragte. »Roger hat die Kräuter für sie gepflückt. Er weiß, was sie will.«

Er seufzte tief mit dem Hauch eines Lachens, das ihm im Hals stecken blieb, als er zu mir kam, und in einem leisen Stöhnen des Vergnügens und

der Vervollkommnung endete, als er zwischen meine Beine glitt, gut geölt und bereit.

»Ich weiß auch, was ich will«, sagte er mit gedämpfter Stimme in mein Haar. »Morgen pflücke ich dir einen neuen Blumenstrauß.«

Betäubt vor Erschöpfung, träge vor Liebe und eingelullt vom Luxus eines weichen, sauberen Bettes, schlief ich wie ein Stein.

Irgendwann um die Zeit der Morgendämmerung begann ich zu träumen - angenehme Träume von Berührungen und Farben ohne Form. Kleine Hände berührten mein Haar, liebkosten mein Gesicht; halb bei Bewusstsein, drehte ich mich auf die Seite und träumte davon, im Schlaf ein Kind zu stillen. Kleine, weiche Finger kneteten meine Brust, und ich hob die Hand, um sie um den Kopf des Kindes zu legen. Da biss es mich.

Ich kreischte auf, schoss senkrecht im Bett hoch und sah eine graue Gestalt über die Bettdecke rasen und über die Bettkante verschwinden. Ich kreischte noch einmal, diesmal lauter.

Jamie schoss seitwärts aus dem Bett, rollte sich über den Boden und kam mit angespannten Schultern und halb geballten Fäusten zum Stehen.

»Was?«, wollte er wissen und sah sich mit wildem Funkeln suchend nach Räubern um. »Wer? Was?«

»Eine Ratte!«, sagte ich und zeigte mit einem zitternden Finger auf die Stelle, wo das graue Etwas in der Spalte zwischen dem Fuß des Bettes und der Wand verschwunden war.

»Oh.« Seine Schultern entspannten sich. Er rieb sich blinzelnd mit den Händen über das Gesicht und durch das Haar. »Eine Ratte, aye?«

»Eine Ratte in unserem *Bett*«, sagte ich, denn ich hatte nicht vor, dieses Ereignis seelenruhig zu vergessen. »Sie hat mich gebissen!« Ich warf einen genauen Blick auf meine verletzte Brust. Kaum Blut; nur ein paar winzige, leicht beißende Einstichstellen. Allerdings musste ich an Tollwut denken, und mir wurde kalt.

»Keine Sorge, Sassenach. Ich kümmere mich darum.« Jamie richtete sich erneut auf, ergriff das Schüreisen vom Kamin und näherte sich zielsicher dem Bett. Das Fußende bestand aus Massivholz und stand nur ein paar Zentimeter von der Wand entfernt. Die Ratte musste in der Falle sitzen, falls es ihr nicht gelungen war, in den wenigen Sekunden zwischen meinem Aufschrei und Jamies Satz aus dem Bett zu entkommen.

Ich kniete mich hin und hielt mich bereit, nötigenfalls aus dem Bett zu springen. Mit konzentriertem Gesicht hob Jamie das Schüreisen, streckte die freie Hand aus und schlug die herabhängende Bettdecke zur Seite.

Er ließ das Schüreisen mit voller Wucht niedersausen - und riss es zur Seite, so dass es vor die Wand prallte.

»Was?«, sagte ich.

»Was?«, wiederholte er in ungläubigem Tonfall. Er beugte sich dichter über die Stelle, blinzelte im gedämpften Licht, dann fing er an zu lachen. Er ließ das Schüreisen fallen, hockte sich auf den Boden und griff langsam in den Zwischenraum zwischen Bettende und Wand, wobei er ein leises Zirpgeräusch machte. Es hörte sich an, als hätten sich ein paar Vögel in einiger Entfernung zum Fressen auf einem Busch eingefunden.

»*Redest* du etwa mit der Ratte?« Ich begann, auf das Fußende zuzukriechen, doch er gebot mir gestikulierend Einhalt und schüttelte den Kopf, während er weiter zirpte.

Ich wartete voll Ungeduld. Es dauerte keine Minute, bis er zugriff und das Tier - was auch immer es war - offenbar auch erwischte, denn er tat einen leisen Ausruf der Genugtuung. Er stand lächelnd auf und hielt ein graues, pelziges Etwas am Nacken gepackt, das wie ein kleines Täschchen an seinen Fingern baumelte.

»Da hast du deine kleine Ratte, Sassenach«, sagte er und setzte den grauen Pelzball sanft auf die Bettdecke. Riesige, blassgrüne Augen starrten reglos zu mir auf.

»Ach du meine Güte«, sagte ich. »Wo kommst *du* denn her?« Ich streckte ganz langsam einen Finger aus. Das Kätzchen bewegte sich nicht. Ich berührte die Kante des winzigen, seidig-grauen Kinns, und die großen,

grünen Augen verengten sich zu Schlitzen, als sich das Tierchen an meinem Finger rieb. Ein überraschend tiefes Schnurren rollte durch seine kleine Gestalt. »Das«, sagte Jamie mit immenser Genugtuung, »ist das Geschenk, das ich dir eigentlich machen wollte, Sassenach. Er wird dir das Ungeziefer aus dem Sprechzimmer vertreiben.«

»Nun, wahrscheinlich aber nur sehr *kleines* Ungeziefer«, sagte ich mit einem skeptischen Blick auf mein neues Geschenk. »Ich glaube, eine größere Kakerlake könnte ihn - ist es ein er? - in ihren Unterschlupf verschleppen, von einer Maus ganz zu schweigen.«

»Er wächst schon noch«, versicherte mir Jamie. »Sieh dir nur seine Pfoten an.«

Das Kätzchen - ja, es war ein Er - hatte sich auf den Rücken gerollt und spielte gerade toter Käfer, die Pfoten in der Luft. Die hatten ungefähr die Größe eines Kupferpenny, relativ klein, doch im Vergleich mit dem winzigen Körper waren sie enorm. Ich berührte die winzigen Zehensohlen, makellos rosa in ihrem Dickicht aus weichem, grauen Pelz, und das Kätzchen wand sich ekstatisch.

Es klopfte diskret an der Tür, und ich riss mir das Laken vor die Brust, als sich die Tür öffnete und Mr. Wemyss den Kopf ins Zimmer steckte. Sein Haar stand ab wie ein Haufen Weizenstroh.

»Äh... ich hoffe, es ist nichts passiert, Sir?«, fragte er und blinzelte kurzsichtig in das Zimmer. »Meine Tochter hat mich geweckt und gesagt, sie glaubte, sie hätte einen Schrei gehört, und dann ein Krachen -« Sein Blick, den er hastig von mir abwandte, wanderte zu der Stelle an der weiß verputzten Wand, an der Jamies Angriff mit dem Schüreisen das nackte Holz bloß gelegt hatte.

»Aye, es ist nichts«, beruhigte ihn Jamie. »Nur eine kleine Katze.«

»Oh, aye?« Mr. Wemyss blinzelte zum Bett herüber, und sein schmales Gesicht brach in ein Lächeln aus, als er den grauen Pelzklecks entdeckte. »Ein kleiner Wildfang, wie? Er wird bestimmt eine große Hilfe in der Küche.«

»Aye. Wo wir gerade von der Küche reden, Joseph - meint Ihr, Eure Kleine bringt uns vielleicht ein Schälchen Sahne für den kleinen Racker hier?«

Mr. Wemyss nickte und verschwand mit einem letzten, onkelhaften Lächeln in Richtung der Katze.

Jamie reckte sich, gähnte und rieb sich heftig mit beiden Händen durch das Haar, das sich heute noch unternehmungslustiger benahm als sonst. Ich betrachtete ihn mit einem gewissen Maß an purem, ästhetischen Wohlgefallen.

»Du siehst aus wie ein Mammut«, sagte ich.

»Oh? Und was ist ein Mammut außer groß?«

»Eine Art prähistorischer Elefant - du weißt schon, die Tiere mit den langen Stoßzähnen?«

Er blickte der Länge nach an seinem Körper hinunter und sah mich dann fragend an.

»Nun, danke für das Kompliment, Sassenach«, sagte er. »Ein Mammut, wie?« Er warf die Arme hoch und räkelte sich erneut. Dabei schob er ganz beiläufig das Becken vor, was - wahrscheinlich nicht ganz ungewollt - die rein zufällige Ähnlichkeit noch verstärkte, die der Betrachter zwischen der halb aufgerichteten, morgendlichen Anatomie eines Mannes und dem Gesichtsschmuck gewisser Dickhäuter feststellen mochte.

Ich lachte.

»Das ist nicht *ganz* das, was ich gemeint habe«, sagte ich. »Hör mit dem Gewackel auf; Lizzie kommt jede Minute. Du solltest lieber dein Hemd anziehen oder wieder ins Bett kommen.«

Auf dem Treppenabsatz erklangen Schritte, und er machte einen Hechtsprung ins Bett, so dass die kleine Katze angsterfüllt über die Bettdecke krabbelte. Schließlich war es jedoch Mr. Wemyss, der das Sahneschälchen brachte, um seiner Tochter den möglichen Anblick von Ehrwürden in *natura* zu ersparen.

Da das Wetter schön war, hatten wir am Abend zuvor die Fensterläden offen gelassen. Der Himmel hatte die Farbe frischer Austern, feucht und perlgrau. Mr. Wemyss warf einen Blick hinaus, kniff die Augen zu, nahm Jamies Dank entgegen und stapfte wackelig in sein Bett zurück, dankbar für eine letzte, halbe Stunde Schlaf vor der Dämmerung.

Ich befreite das Kätzchen, das in meinem Haar Zuflucht gesucht hatte, und setzte es neben dem Sahneschälchen auf den Boden. Ich ging nicht davon aus, dass es so etwas im Leben schon einmal gesehen hatte, doch der Geruch reichte aus - in Sekundenschnelle steckte es mit dem ganzen Schnurrbart in der Sahne und schlürfte um sein Leben.

»Er hat ein gesundes Schnurren am Leib«, bemerkte Jamie beifällig. »Ich kann ihn bis hier hören.«

»Er ist süß, woher hast du ihn?« Ich schmiegte mich an Jamies gebogenen Körper und genoss seine Wärme; das Feuer war im Lauf der Nacht heruntergebrannt, und die Luft im Zimmer war kalt und roch sauer nach Asche.

»Hab′ ihn im Wald gefunden.« Jamie gähnte herzhaft, dann entspannte er sich und legte den Kopf an meine Schulter, um die kleine Katze zu beobachten, die in ekstatische Völlerei verfallen war. »Ich dachte, ich hätte ihn verloren, als Gideon gebockt hat - wahrscheinlich ist er in eine der Satteltaschen gekrochen und mit den übrigen Sachen wieder zum Vorschein gekommen.«

Wir verfielen in friedliches Dösen und kuschelten uns schläfrig im warmen Nest unseres Bettes aneinander, während sich der Himmel mit jeder Sekunde mehr erhellte und Vogelstimmen in der Luft erwachten. Auch das Haus erwachte - unten erklang das Jammern eines Babys, gefolgt von den Geräuschen seiner Mutter beim Aufstehen und von Stimmengemurmel. Auch wir mussten eigentlich aufstehen - es gab viel zu tun -, und doch regte sich keiner von uns, denn es widerstrebte uns, die Geborgenheit unseres stillen Zufluchtsortes aufzugeben. Jamie seufzte, sein Atem warm auf meiner Schulter.

»Eine Woche, denke ich«, sagte er leise.

»Bevor du gehen musst?«

»Aye. So viel Zeit kann ich mir nehmen, um die Dinge hier zu regeln und mit den Männern aus Fraser's Ridge zu sprechen. Dann eine Woche, um die Gegend zwischen der Vertragsgrenze und Drunkard's Creek abzureiten und eine Musterung durchzuführen - dann bringe ich sie zum Exerzieren nach hier. Falls Tryon die Miliz dann einberuft...«

Ich lag einen Augenblick still. Ich hatte eine Hand um Jamies geschlungen, seine lockere Faust lag zusammengerollt an meiner Brust.

»Wenn er es tut, gehe ich mit euch.«

Er küsste meinen Nacken.

»Möchtest du das?«, sagte er. »Ich glaube nicht, dass es nötig sein wird. Dir ist doch nichts über Kämpfe in dieser Gegend bekannt, und Brianna auch nicht.«

»Das heißt aber nur, dass es keine große Schlacht wird, falls es tatsächlich eine gibt«, sagte ich. »Wir sind hier in den Kolonien, und sie sind riesig, Jamie. Und nach zweihundert Jahren voller Ereignisse ist es unmöglich, auch über die kleineren Konflikte im Bilde zu sein, vor allem, wenn sie sich in einer anderen Gegend zugetragen haben. Wenn wir in Boston wären -« Ich seufzte und drückte seine Hand.

Ich wusste zwar auch nicht besonders viel über die Ereignisse in Boston, Brianna dagegen schon; da sie dort aufgewachsen war, hatte sie in der Schule einiges über die Geschichte der Stadt und des Staates gelernt. Ich hatte gehört, wie sie Roger vom Bostoner Massaker erzählte - einer kleineren Konfrontation zwischen Bürgern und britischen Truppen, die im letzten Januar statt gefunden hatte.

»Aye, da hast du wohl Recht«, sagte er. »Trotzdem habe ich nicht das Gefühl, dass es dazu kommen wird. Ich glaube, Tryon will den Regulatoren nur Angst machen, damit sie sich benehmen.«

Das war in der Tat wahrscheinlich. Andererseits war ich mir des alten Sprichwortes »Der Mensch denkt, und Gott lenkt« nur zu bewusst. Und ganz gleich, ob es nun Gott war oder William Tryon, der das Heft in der Hand hatte, der Himmel allein wusste, was dabei herauskommen würde.

»Hast du wirklich das Gefühl?«, fragte ich. »Oder hoffst du es nur?«

Er seufzte und streckte die Beine. Sein Arm schlang sich fester um meine Taille.

»Beides«, gab er zu. »Zum Großteil hoffe ich. Und ich bete. Aber ich habe auch das Gefühl.«

Das Kätzchen hatte das Sahneschälchen vollständig geleert. Es setzte sich mit einem hörbaren Plumps auf sein Hinterteil, wischte sich den Rest der Delikatesse von den Schnurrhaaren und stapfte dann mit sichtlich ausgebeulten Flanken langsam auf das Bett zu. Es sprang auf die Bettdecke, vergrub sich dicht neben mir und schlief augenblicklich ein.

Oder vielleicht doch nicht ganz; ich konnte die Vibrationen, die es beim Schnurren von sich gab, deutlich sehen.

»Was meinst du, wie ich ihn nennen soll?«, dachte ich laut nach und berührte die Spitze des weichen, buschigen Schwänzchens. »Klecks? Quast? Wölkchen?«

»Was für alberne Namen«, sagte Jamie träge und geduldig. »Nennt man etwa so in Boston seine Katze? Oder in England?«

»Nein. Ich habe noch nie eine Katze gehabt«, gab ich zu. »Frank war gegen Katzen allergisch, sie haben ihn zum Niesen gebracht. Was ist denn ein guter, schottischer Katzenname - Diarmuid? MacGillivray?«

Er prustete und lachte.

»Adso«, sagte er im Brustton der Überzeugung. »Nenne ihn Adso.«

»Was ist denn das für ein Name?«, fragte ich und verdrehte den Hals, um mich erstaunt nach ihm umzusehen. »Ich habe ja schon viele merkwürdige schottische Namen gehört, aber der ist neu.«

Er legte sein Kinn bequem auf meine Schulter und sah dem Kätzchen beim Schlafen zu.

»Meine Mutter hatte eine kleine Katze namens Adso«, sagte er zu meiner Überraschung. »Einen grauen Tiger, ganz wie dieser hier.«

»Wirklich?« Ich legte meine Hand auf sein Bein. Er sprach nur selten von seiner Mutter, die gestorben war, als er acht Jahre alt war.

»Aye. Ein guter Mäusefänger, und er hat meine Mutter geliebt, aber uns Kinder konnte er nicht leiden.« Er lächelte bei dem Gedanken daran. »Wahrscheinlich, weil Jenny ihm immer Kittelchen angezogen und ihn mit Zwieback gefüttert hat und ich ihn in den Mühlteich geworfen habe, um zu sehen, ob er schwimmen konnte. Er konnte es übrigens«, teilte er mir mit, »aber er mochte es nicht.«

»Ich kann nicht sagen, dass ich ihm das verübele«, sagte ich belustigt. »Aber warum hieß er Adso? Ist das ein Heiligenname?« Ich war ja an die merkwürdigen Namen keltischer Heiliger gewöhnt, von Aodh - »Ooh« ausgesprochen - bis hin zu Dervorgilla, aber vom Heiligen Adso hatte ich noch nicht gehört. Wahrscheinlich der Schutzheilige der Mäuse.

»Kein Heiliger«, verbesserte er mich. »Ein Mönch. Meine Mutter war sehr gebildet - sie hat in Leoch dieselbe Schulbildung wie Colum und Dougal genossen, weißt du, und konnte Latein und Griechisch lesen, ein bisschen Hebräisch und Französisch und Deutsch. Natürlich hatte sie in Lallybroch nicht viel Gelegenheit zum Lesen, aber mein Vater war immer bemüht, ihr Bücher aus Edinburgh und Paris zu besorgen.«

Er griff über mich hinweg und berührte eines der seidigen, durchscheinenden Ohren, und das Kätzchen zuckte mit den Schnurrhaaren und verzog das Gesicht, als wollte es niesen, ohne jedoch die Augen zu öffnen. Das Schnurren ging ohne Unterbrechung weiter.

»Eines der Bücher, die sie besonders mochte, stammte von einem österreichischen Mönch, Adso von Melk, und sie fand den Namen sehr passend für das Kätzchen.«

»Passend...?«

»Aye«, sagte er und wies kopfnickend auf das leere Schälchen, ohne mit der Wimper zu zucken. »Adso von der Milch.«

Ein grüner Schlitz erschien, als sich eines der Augen öffnete, als reagierte es auf den Namen. Dann schloss es sich wieder, und das Schnurren begann von neuem.

»Nun, wenn es ihn nicht stört, dann stört es mich wohl auch nicht«, sagte ich schicksalsergeben. »Also heißt er Adso.«

19

Der Teufel, den man kennt

Eine Woche später waren wir - das heißt, die Frauen - gerade mit dem Wäschewaschen beschäftigt, einer wahren Knochenarbeit, als Clarence, das Maultier, trompetend verkündete, dass wir Gesellschaft bekamen. Die kleine Mrs. Aberfeldy fuhr auf wie von einer Biene gestochen und ließ eine Armladung nasser Hemden in den Schmutz des Hofes fallen. Ich konnte sehen, wie Mrs. Bug und Mrs. Chisholm vorwurfsvoll die Münder öffneten, und ergriff die Gelegenheit, mir die Hände an meiner Schürze abzuwischen und zur Vorderseite des Hauses zu eilen, um den Besucher zu begrüßen - wer auch immer er sein mochte.

Und tatsächlich - an der Einmündung des Pfades kam ein braunes Maultier aus dem Wald, gefolgt von einer fetten Fuchsstute als Handpferd. Das Maultier stellte die Ohren auf und beantwortete Clarences Begrüßung mit begeistertem Gegröle. Ich steckte mir die Finger in die Ohren, um sie vor dem Höllenlärm zu schützen, und blinzelte in die blendende Nachmittagssonne, um den Reiter des Mulis auszumachen.

»Mr. Husband!« Ich zog die Finger wieder aus den Ohren und eilte auf ihn zu, um ihn zu begrüßen.

»Mrs. Fraser - einen guten Tag wünsch’ ich Euch!«

Hermon Husband nahm seinen schwarzen Schlapphut ab und nickte mir zur Begrüßung kurz zu, dann glitt er mit einem Stöhnen, das auf viele Stunden im Sattel schließen ließ, vom Rücken des Maultiers. Seine Lippen bewegten sich tonlos inmitten seines Bartes, als er sich dann steif aufrichtete; er war Quäker und benutzte keine Kraftausdrücke. Zumindest nicht laut.

»Ist Euer Mann daheim, Mrs. Fraser?«

»Ich habe ihn gerade Richtung Stall gehen sehen; ich gehe und suche ihn!«, übertönte ich das ununterbrochene Geschrei der Maultiere. Ich nahm ihm den Hut ab und wies auf das Haus. »Ich kümmere mich um Eure Tiere!«

Er nickte dankend und humpelte mühsam in Richtung der Küchentür um das Haus. Ich konnte sehen, dass er sich nur unter Schmerzen bewegte; er konnte den linken Fuß kaum belasten. Der Hut in meinen Händen war mit Staub und Schlammspritzern bedeckt, und aus nächster Nähe war mir der Geruch seines Körpers und seiner ungewaschenen Kleider nicht entgangen. Er war lange geritten, und das nicht nur heute - eine Woche oder noch länger, dachte ich, und die meiste Zeit hatte er im Freien geschlafen.

Ich sattelte das Maultier ab und entfernte dabei auch zwei verschlissene Satteltaschen, die zur Hälfte mit schlampig gedruckten und grob illustrierten Pamphleten gefüllt waren. Ich betrachtete die Illustration mit Interesse; es war ein Holzschnitt mehrerer empört und rechtschaffen aussehender Regulatoren, die einer Gruppe von Würdenträgern trotzten, darunter eine kantige Gestalt, in der ich mühelos David Anstruther wieder erkannte; die Unterzeile erwähnte ihn zwar nicht namentlich, doch der Künstler hatte die Ähnlichkeit des Sheriffs mit einer Giftkröte mit bemerkenswertem Geschick eingefangen. War Husband jetzt dazu übergegangen, die verflixten Dinger persönlich an die Haushalte zuzustellen?, fragte ich mich.

Ich stellte die Tiere auf das Paddock, lud Hut und Satteltaschen auf der Veranda ab und stapfte dann den Berg hinauf zum Stall, einer flachen Höhle, die Jamie mit dicken Palisaden eingefasst hatte. Brianna bezeichnete ihn als Entbindungsstation, da seine Bewohner meistens hoch tragende Stuten, Kühe oder Säue waren.

Ich fragte mich, was Hermon Husband hierher geführt hatte - und ob er verfolgt wurde. Er besaß eine Farm und eine kleine Mühle, die beide mindestens zwei Tagesreisen von Fraser’s Ridge entfernt lagen; ein Weg, den er bestimmt nicht einfach um des Vergnügens unserer Gesellschaft willen auf sich genommen hatte.

Husband war einer der Anführer der Regulatoren und hatte schon mehr als einmal wegen der aufrührerischen Pamphlete, die er druckte und verteilte, hinter Gittern gesessen. Das Letzte, was ich von ihm gehört hatte, war, dass die Quäker der Gegend ihn aus ihrer Versammlung ausgeschlossen hatten, da die Freunde seine Aktivitäten missbilligend betrachteten und sie als Aufruf zur Gewalt sahen. Angesichts der Pamphlete, die ich gelesen hatte, fand ich, dass sie da nicht ganz Unrecht hatten.

Die Stalltür stand offen und ließ die angenehm fruchtbaren Gerüche nach Stroh, warmen Tieren und Dung ins Freie, gemeinsam mit einem Schwall nicht minder fruchtbarer Worte. Jamie, der schließlich kein Quäker war, glaubte an die Macht der Flüche und bediente sich ihrer freizügig, wenn auch auf Gälisch, welches eher zum Poetischen als zum Vulgären tendiert.

Ich übersetzte den aktuellen Erguss in etwa mit: »Mögen sich deine Eingeweide wie Schlangen verflechten und deine Gedärme durch die Wände deines Bauches platzen! Möge der Fluch der Krähen auf dir lasten, du Missgeburt aus dem Volk der Schmeißfliegen!« Oder so ähnlich.

»Mit wem sprichst du da?«, erkundigte ich mich und steckte den Kopf zur Stalltür hinein. »Und was ist der Fluch der Krähen?«

Ich blinzelte im plötzlichen Zwielicht des Stalls und sah ihn nur als Schatten vor den hellen Heuhaufen aufragen, die an der Wand aufgetürmt waren. Beim Klang meiner Stimme drehte er sich um und trat in das Licht, das durch die Tür fiel. Er war sich mit den Händen durch die Haare gefahren; mehrere Strähnen waren aus ihrem Zopfband gerissen und standen mit Strohhalmen verziert in alle Himmelsrichtungen ab.

»Tha nighean na galladh torrach«, sagte er mit wütendem Gesicht und wies mit einer Geste hinter sich.

»Weiße Tochter einer Hu - oh! Du meinst, die verflixte Sau hat es schon wieder getan?«

Die große, weiße Sau war ungemein fett und geradezu erstaunlich fruchtbar, gleichzeitig aber auch ein Geschöpf von niederem Intellekt, das es nicht ausstehen konnte, wenn man es einsperrte. Sie war schon zweimal

aus ihrer Wurfbox entkommen, einmal, indem sie auf Lizzie losgegangen war, die - klugerweise - aufgeschrien und mit einem Satz den Weg geräumt hatte, als das Schwein an ihr vorbeiraste; beim zweiten Mal hatte sie eine Seite der Box zerwühlt und sich dann auf die Lauer gelegt, bis die Stalltür geöffnet wurde. Dann hatte sie mich umgerannt und das Weite gesucht.

Diesmal hatte sie sich gar nicht erst die Mühe gemacht, eine Strategie zu entwickeln, sondern einfach nur ein Brett ihrer Box zermalmt und sich dann einen Fluchttunnel unter der Palisade hindurchgegraben, der jedem britischen Kriegsgefangenen in einem Nazilager Ehre gemacht hätte.

»Aye, das hat sie«, sagte Jamie, der jetzt die Sprache wechselte, da seine anfängliche Wut ein wenig nachgelassen hatte. »Was den Fluch der Krähen angeht, kommt es ganz darauf an. Es kann bedeuten, dass man sich wünscht, dass die Krähen über das Feld eines Mannes herfallen und seine Saat fressen. In diesem Fall hatte ich eher daran gedacht, dass die Vögel dem Biest die Augen auspicken.«

»Dann wäre sie bestimmt leichter zu fangen«, sagte ich seufzend. »Wie lange noch, bis sie ferkelt, was meinst du?«

Er zuckte mit den Achseln und schob sich eine Hand durch das Haar.

»Einen Tag, zwei Tage, vielleicht drei. Geschieht dem Biest ganz recht, wenn es im Wald ferkelt und mitsamt seiner Brut von den Wölfen gefressen wird.« Er trat verärgert nach dem Erdhaufen, den die Sau bei ihrer Tunnelgräberei hinterlassen hatte, und Erde prasselte in das Loch. »Wer ist da gekommen? Ich habe Clarence gehört.«

»Hermon Husband.«

Er drehte sich abrupt zu mir um und vergaß das Schwein.

»Ach ja?«, sagte er leise. »Warum, frage ich mich.«

»Ich auch. Er ist schon eine ganze Weile zu Pferd unterwegs - und hat offensichtlich Pamphlete verteilt.«

Bei diesem Nachsatz musste ich mich beeilen, Jamie zu folgen; er schritt bereits bergab auf das Haus zu und ordnete dabei sein Haar. Ich

holte ihn gerade noch rechtzeitig ein, um ihm ein paar Strohhälmchen von den Schultern zu streichen, bevor er den Hof erreichte.

Jamie nickte beiläufig zu Mrs. Chisholm und Mrs. MacLeod hinüber, die mit Paddeln dampfende Ballen nasser Wäsche aus dem großen Kessel hievten und sie auf Büschen zum Trocknen ausbreiteten. Ich huschte an Jamies Seite weiter, ohne die vorwurfsvollen Blicke der Frauen zu beachten, und bemühte mich, mir das Aussehen zu geben, als hätte ich mich mit wichtigeren Dingen als der Wäsche zu befassen.

Jemand hatte Husband eine Erfrischung gereicht; auf dem Tisch standen ein Teller mit einem angebissenen Butterbrot und ein halb voller Krug mit Buttermilch. Daneben lag Husband, den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt, und schlief. Adso hockte vor ihm auf dem Tisch, fasziniert von den buschigen, grauen Barthaaren, die bei jedem sonoren Schnarcher des Quäkers wie Fühler vibrierten. Das Kätzchen streckte gerade versuchsweise eine Tatze nach Husbands offenem Mund aus, als Jamie es beim Nacken packte und es mir in die Hände setzte.

»Mr. Husband?«, sagte er leise und beugte sich über den Tisch. »Euer Diener, Sir.«

Husband prustete, blinzelte und setzte sich dann abrupt auf, wobei er fast die Buttermilch umgestoßen hätte. Im ersten Moment glotzte er mich und Adso an, dann schien ihm wieder einzufallen, wo er war, denn er schüttelte sich und erhob sich halb, um sich vor Jamie zu verbeugen.

»Freund Fraser«, sagte er mit belegter Stimme. »Ich bin - bitte um Verzeihung - ich war -«

Jamie verbat sich seine Entschuldigungen, setzte sich ihm gegenüber hin und nahm sich beiläufig eine Butterstulle von der Platte.

»Kann ich Euch irgendwie dienen, Mr. Husband?«

Husband rieb sich mit der Hand durch das Gesicht, was zwar nicht zur Verbesserung seines Aussehens beitrug, ihn jedoch vollständig zu wecken schien. Bei genauer Betrachtung im weichen Nachmittagslicht der Küche sah er sogar noch schlimmer aus als draußen. Seine Augen waren verquollen und blutunterlaufen, und sein gräuliches Haar und sein Bart

waren verknotet. Ich wusste, dass er erst Mitte fünfzig war, doch er sah zehn Jahre älter aus. Er unternahm einen Versuch, sich den Rock glatt zu streichen, und nickte erst mir zu, dann Jamie.

»Ich danke Euch für die Freundlichkeit Eures Empfangs, Freund Fraser. Und Euch auch, Mrs. Fraser. Ich bin in der Tat gekommen, um Euch um einen Gefallen zu bitten, wenn ich darf.«

»Natürlich könnt Ihr fragen«, sagte Jamie höflich. Er biss in sein Brot und zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Würdet Ihr mein Pferd kaufen?«

Jamie ließ die Augenbrauen nicht sinken. Er kaute langsam und überlegte, dann schluckte er.

»Warum?«

Warum, in der Tat. Es wäre sehr viel leichter für Husband gewesen, in Salem oder High Point ein Pferd zu verkaufen, wenn ihm der Ritt nach Cross Creek zu weit war. Kein vernünftiger Mensch hätte sich an einen so abgelegenen Ort wie Fraser's Ridge begeben, nur um ein Pferd zu verkaufen. Ich stellte Adso auf den Boden und setzte mich neben Jamie, um seine Antwort abzuwarten.

Husband warf ihm einen Blick zu, der zwar blutunterlaufen, aber klar und direkt war.

»Ich höre, man hat Euch zum Oberst der Miliz ernannt?«

»Als Strafe für meine Sünden«, sagte Jamie und hielt sich das Brot vor den Mund, ohne hineinzubeißen. »Glaubt Ihr vielleicht, der Gouverneur hat mir Geld gegeben, um mein Regiment mit Pferden auszustatten?«

Husbands Mundwinkel hob sich kurz als Reaktion auf diesen trockenen Witz. Ein Oberst der Miliz versorgte sein Regiment selbst und verließ sich dabei darauf, seine Kosten irgendwann von der Abgeordnetenversammlung erstattet zu bekommen; ein Grund, warum nur Männer mit Besitz in diesen Rang erhoben wurden - und ein wichtiger Grund, warum diese Berufung nicht als uneingeschränkte Ehre galt.

»Wenn er es getan hätte, wäre es mir ein Vergnügen, etwas davon anzunehmen.« Auf Jamies einladende Geste hin streckte Husband die Hand aus und griff erneut nach einer gebutterten Brotscheibe, auf der er ernst herumkaute, während er Jamie unter seinen dichten, graumelierten Brauen hinweg ansah. Schließlich schüttelte er den Kopf.

»Nein, Freund James. Ich muss mein Vieh verkaufen, um die Strafen zu zahlen, die der Gerichtshof mir auferlegt hat. Wenn ich nicht so viel wie möglich verkaufe, könnte es sein, dass es beschlagnahmt wird. Und wenn ich es nicht will, bleibt mir keine andere Wahl, als die Kolonie zu verlassen und mit meiner Familie an einen anderen Ort zu ziehen - und wenn ich gehe, dann muss ich veräußern, was ich nicht mitnehmen kann - um jeden Preis.«

Zwischen Jamies Augenbrauen bildete sich eine kleine Falte.

»Aye, ich verstehe«, sagte er langsam. »Ich würde Euch ja helfen, wenn es mir möglich wäre, Hermon. Ich hoffe, Ihr wisst das. Aber ich habe keine zwei Shilling in bar - nicht einmal Proklamationsgeld, geschweige denn Sterling. Wenn es allerdings irgendetwas in meinem Besitz gibt, was Euch von Nutzen sein könnte...«

Husband lächelte sacht, und seine schroffen Gesichtszüge wurden weicher.

»Aye, Freund James. Eure Freundschaft und Ehre sind mir von wahrhaft großem Nutzen. Was den Rest angeht...« Er lehnte sich vom Tisch zurück und tastete in der kleinen Schultertasche herum, die er neben sich gestellt hatte. Er brachte einen dünnen Brief zum Vorschein, der ein rotes Wachssiegel trug. Ich erkannte das Siegel, und es verschnürte mir die Brust.

»Ich habe den Boten in Pumpkin Town getroffen«, sagte Husband und sah zu, wie Jamie den Brief ergriff und seinen Daumen unter die Lasche schob. »Ich habe ihm angeboten, Euch den Brief zu bringen, da ich so oder so hierher unterwegs war.«

Jamie zog die Augenbrauen hoch, doch seine Aufmerksamkeit galt einzig dem Papierbogen in seiner Hand. Ich rückte näher, um ihm über die Schulter zu blicken.

22. November 1770

Oberst James Fraser

*Alldieweil man mich unterrichtet***,** *dass die Männer, welche sich Regulatoren nennen, sich in großer Zahl in der Nähe von Salisbury gesammelt hahen, hahe ich General Waddell mitteilen lassen, dass er sich augenblicklich mitsamt der ihm verfügbaren Miliztruppen dort hin begeben soll, um die gesetzeswidrige versammlung zu zerstreuen. Ihr werdet hiermit ersucht und kommandiert jedwede Männer um Euch zu sammeln, die Ihr für den Dienst in einem Milizregiment tauglich befindet und Euch mit ihnen eiligst nach Mooresville zu begeben, um Euch am oder vor dem 15. Dezember eiligst den Truppen des Generals anzuschließen, da er zu diesem Zeitpunkt auf Salisbury marschieren wird. So weit möglich, bringt Mehl und genügend andere vorräte mit, um Eure Männer zwei Wochen lang zu verpflegen.*

Euer ergebener Diener

William Tryon

Bis auf das sanfte Dröhnen des großen Kochtopfes über den Kohlen in der Feuerstelle war es still im Zimmer. Ich konnte hören, wie sich die Frauen draußen in kurzen Sätzen unterhielten, die von angestrengtem Keuchen unterbrochen wurden, und durch das offene Fenster kam Seifengeruch herein und vermischte sich mit den Düften von Eintopf und aufgehendem Sauerteig.

Jamie blickte zu Husband auf.

»Ihr wisst, was hier steht?«

Der Quäker nickte, und seine Gesichtszüge erschlafften in plötzlicher Erschöpfung.

»Der Bote hat es mir gesagt. Der Gouverneur hat schließlich nicht den Wunsch, seine Absichten geheim zu halten.«

Jamie grunzte zustimmend und sah mich an. Nein, der Gouverneur würde es nicht geheim halten wollen. Wenn es nach Tryon ging, so war es umso besser, je mehr Leute wussten, dass Waddell mit einer großen Miliztruppe nach Salisbury unterwegs war. Daher also die Festlegung eines bestimmten Datums. Jeder kluge Soldat macht seinem Gegner lieber Angst als gegen ihn anzutreten - und da Tryon keine offiziellen Truppen hatte, ließ er lieber Vorsicht walten als das Nachsehen zu haben.

»Was ist denn mit den Regulatoren?«, fragte ich Husband. »Wie sehen ihre Pläne aus?«

Er sah ein wenig erschrocken aus.

»Pläne?«

»Wenn sich Eure Leute zusammenziehen, steckt doch sehr wahrscheinlich eine Absicht dahinter«, erläuterte Jamie mit leicht sardonischem Unterton. Husband hörte diesen Ton, protestierte jedoch nicht dagegen.

»Sicherlich gibt es eine Absicht«, sagte er und richtete sich würdevoll auf. »Obwohl Ihr irrt, wenn Ihr sagt, dass dies meine Männer sind, außer natürlich insofern, als sie meine Brüder sind wie alle Menschen. Doch was ihre Absicht angeht, wollen sie nur gegen den Machtmissbrauch protestieren, der heutzutage nur allzu verbreitet ist - das Auferlegen gesetzeswidriger Steuern, die grundlose Beschlagnahmung von -«

Jamie schnitt ihm mit einer ungeduldigen Geste das Wort ab. »Aye, Hermon, ich habe es gehört. Schlimmer noch, ich habe gelesen, was Ihr darüber geschrieben habt. Und wenn dies die Ziele der Regulatoren sind, wie lauten dann die Euren?«

Der Quäker starrte ihn an, die buschigen Augenbrauen fragend hochgezogen, den Mund halb geöffnet.

»Tryon hat keinerlei Interesse daran, seine Pläne geheim zu hatten«, führte Jamie aus, »doch bei Euch könnte das anders sein. Es wäre schließlich nicht von Vorteil für die Regulatoren, wenn er seine Absichten

ausführen würde.« Er starrte Husband an und rieb sich mit dem Finger langsam über den langen, geraden Nasenrücken.

Husband hob eine Hand und kratzte sich am Kinn.

»Ihr meint, warum habe ich Euch dies gebracht -« Er wies kopfnickend auf den Brief, der offen auf dem Tisch lag, »-wenn ich es doch hätte unterschlagen können?«

Jamie nickte geduldig.

»So ist es.«

Husband seufzte schwer und reckte sich, wobei seine Gelenke hörbar knackten. Von seinem Rock stiegen kleine, weiße Staubwölkchen auf und lösten sich auf wie Rauch. Dann sammelte er sich wieder, blinzelte und sah jetzt entspannter aus.

»Abgesehen von der Frage nach der Aufrichtigkeit eines solchen Verhaltens, Freund James... habe ich doch gesagt, dass es Eure Freundschaft ist, die mir am meisten von Nutzen wäre.«

»Das habt Ihr.« In Jamies Mundwinkel erschien der Hauch eines Lächelns.

»Nehmen wir also einmal an, dass General Waddell gegen eine Gruppe von Regulatoren marschiert«, meinte Husband. »Ist es zum Wohle der Regulatoren, wenn sie sich Männern gegenübersehen, die sie nicht kennen und die ihnen feindlich gesonnen sind oder wenn ihnen Nachbarn gegenüberstehen, die sie kennen und die vielleicht sogar ein wenig Verständnis für ihre Sache haben?«

»Besser der Teufel, den man kennt, als der, den man nicht kennt, was?«, meinte Jamie. »Und ich bin der Teufel, den Ihr kennt. Verstehe.«

Auch in Husbands Gesicht leuchtete langsam ein Lächeln auf.

»Einer davon, Freund James. Ich sitze seit zehn Tagen im Sattel, um mein Vieh zu verkaufen und im ganzen Westen der Kolonie ein Haus nach dem anderen zu besuchen. Die Regulatoren bedrohen niemanden und sind nicht auf Zerstörung aus; wir wünschen nur, dass man unsere Beschwerden anhört und sich ihnen widmet. Ausschließlich, um auf die weite

Verbreitung und auf die berechtigte Natur dieser Beschwerden aufmerksam zu machen, versammeln sich all jene, an denen man sich am schlimmsten vergangen hat, in Salisbury. Doch ich kann wohl kaum Verständnis von Leuten erwarten, die gar nichts von diesen Vergehen wissen.«

Das Lächeln verschwand aus Jamies Gesicht.

»Mein Verständnis könnt Ihr haben, Hermon, und zwar gern. Aber wenn es hart auf hart kommt... Ich bin Oberst der Miliz. Ich werde meine Pflicht tun müssen, ob mir diese Pflicht gefällt oder nicht.«

Husband winkte ab.

»Ich würde Euch nie bitten, Eure Pflicht zu vernachlässigen - falls es so weit kommt. Ich bete darum, dass es nicht geschieht.« Er beugte sich ein wenig über den Tisch. »Allerdings habe ich eine Bitte an Euch. Meine Frau, meine Kinder... wenn ich in Eile aufbrechen muss...«

»Schickt sie zu uns. Hier sind sie in Sicherheit.«

Da lehnte sich Husband zurück und ließ die Schultern sinken. Er schloss die Augen und holte tief Luft, dann öffnete er sie wieder und stützte die Hände auf den Tisch, als wollte er sich erheben.

»Ich danke Euch. Und was die Stute angeht - behaltet sie. Sollte meine Familie sie brauchen, wird jemand kommen. Wenn nicht - dann ist es mir sehr viel lieber, wenn sie Euch nützt als irgendeinem korrupten Sheriff.«

Ich spürte, wie Jamie sich bewegte, um Protest einzulegen, und legte ihm meine Hand auf das Bein, um ihn zu bremsen. Hermon Husband hatte ein Gefühl der Sicherheit viel nötiger als ein Pferd, das er sich nicht leisten konnte.

»Wir werden gut für sie sorgen«, sagte ich und sah ihn lächelnd an. »Und für Eure Familie auch, falls es nötig wird. Sagt mir doch, wie sie heißt.«

»Die Stute?« Hermon erhob sich, und ein plötzliches Lächeln teilte sein Gesicht und erhellte es erstaunlich. »Ihr Name ist Jerusha, aber meine

Frau nennt sie Mistress Piggy; sie besitzt leider einen gesunden Appetit«, fügte er entschuldigend an Jamie gerichtet hinzu.

»Das macht nichts«, sagte Jamie. Er erhob sich und blickte zum Fenster, wo die Strahlen der Nachmittagssonne das polierte Kiefernholz der Fensterbänke und Dielen in geschmolzenes Gold tauchten. »Es wird langsam spät, Hermon. Wollt Ihr nicht mit uns zu Abend essen und hier übernachten?«

Husband schüttelte den Kopf und bückte sich, um seine Schultertasche wieder an sich zu nehmen.

»Nein, Freund James, ich danke Euch. Ich habe noch viele Häuser aufzusuchen.«

Ich bestand jedoch darauf, dass er wartete, bis ich ihm ein Vorratspaket gepackt hatte, und er ging mit Jamie, um sein Maultier zu satteln. Ich hörte, wie sie sich auf dem Rückweg vom Paddock leise unterhielten - so leise, dass ich die Worte nicht ausmachen konnte. Doch als ich mit dem Paket voller Sandwiches und Bier auf die rückwärtige Veranda trat, hörte ich, wie Jamie ihn mit drängender Stimme fragte: »Hermon, seid Ihr sicher, dass das, was Ihr da tut, klug ist - und notwendig?«

Husband antwortete nicht sogleich, sondern nahm mir das Paket ab und nickte dankend. Dann wandte er sich Jamie zu, das Kopfstück des Maultiers in der anderen Hand.

»Das erinnert mich«, sagte er und sah erst Jamie an, dann mich, »an James Nayler. Ihr habt doch schon von ihm gehört?«

Jamie machte ein genauso ausdrucksloses Gesicht wie ich, und Hermon lächelte vor sich hin.

»Er war ein frühes Mitglied der Gesellschaft der Quäker, einer von denen, die sich George Fox anschlossen, der die Gesellschaft in England gegründet hat. James Nayler war ein Mann von starken Überzeugungen, wenn er sie auch auf sehr... individuelle Weise ausdrückte. Bei einer berühmten Gelegenheit ist er nackt im Schnee herumgewandelt und hat dabei der Stadt Bristol lauthals das Verderben prophezeit. Damals hat

George Fox ihn gefragt: >Seid Ihr *sicher*, dass der Herr Euch aufgetragen hat, dies zu tun?‹«

Sein Lächeln wurde breiter, und er setzte sich sorgsam den Hut wieder auf den Kopf.

»Er hat gesagt, er sei es. Und ich bin es auch, Freund James. Gott erhalte Euch und Eure Familie.«

20

Schießunterricht

Brianna sah sich um, denn sie hatte ein schlechtes Gewissen. Das Haus war unter ihr in einem Meer aus gelben Kastanienblättern verschwunden, aber sie hatte das Weinen ihres Kindes immer noch im Ohr.

Roger sah, wie sie sich bergab umschaute, und runzelte schwach die Stirn, auch wenn sein Tonfall unbeschwert war, als er jetzt sprach.

»Er kommt schon zurecht, Schatz. Du weißt doch, dass deine Mutter und Lizzie gut auf ihn aufpassen werden.«

»Lizzie wird ihn von vorn bis hinten verwöhnen«, pflichtete sie ihm bei, verspürte jedoch einen seltsamen Druck bei diesem Eingeständnis. Sie konnte sich gut vorstellen, wie Lizzy Jemmy den ganzen Tag herumtrug, mit ihm spielte, für ihn Grimassen schnitt, ihm Reispudding mit Melasse gab... Sobald er seinen Kummer über die Trennung von ihr vergessen hatte, würde Jemmy die Aufmerksamkeit genießen. Sie verspürte plötzlich ein heftiges, besitzergreifendes Gefühl in Bezug auf Jemmys kleine Zehen; die Vorstellung, dass Lizzie damit Fingerspiele spielte, war ihr zutiefst zuwider.

Es war ihr zuwider, ihn allein zu lassen, und damit basta. Sein panisches Gekreische, als sie seine festgeklammerte Hand von ihrem Hemd gelöst und ihn ihrer Mutter gereicht hatte, hallte in ihrem Kopf wider, in ihrer Vorstellung noch verstärkt, und sein tränenerfüllter Blick der Entrüstung über ihren Verrat hing ihr nach.

Andererseits aber war ihr Fluchtbedürfnis dringend gewesen. Sie hatte es kaum abwarten können, Jemmys klebrige Klammerhändchen von ihrer Haut zu lösen und in den Morgen davonzupreschen, frei wie eine der Gänse, die unter lauten Rufen durch die Bergpässe nach Süden zogen.

Widerstrebend räumte sie ein, dass es ihr wahrscheinlich ein weniger schlechtes Gewissen bereitet hätte, Jemmy allein zu lassen, wenn sie nicht insgeheim so sehr darauf gebrannt hätte.

»Natürlich kommt er zurecht«, beruhigte sie mehr sich selbst als Roger. »Es ist einfach nur... ich habe ihn noch nie längere Zeit allein gelassen.«

»Mmpfm.« Roger machte ein unverbindliches Geräusch, das sich als Verständnis interpretieren ließ. Sein Gesichtsausdruck besagte allerdings eindeutig, dass er persönlich der Meinung war, es sei höchste Zeit, *dass* sie das Baby einmal allein ließ.

Ein vorübergehender Anflug von Wut erwärmte ihr das Gesicht, doch sie biss sich auf die Zunge. Er hatte schließlich nichts gesagt - hatte sich sogar sichtlich Mühe gegeben, nichts zu sagen. Also konnte sie sich auch Mühe geben - und es war wohl nicht fair, sich mit jemandem über das zu streiten, wovon man dachte, dass er es dachte.

Sie schluckte die giftige Bemerkung herunter, die ihr auf der Zunge gelegen hatte, und lächelte ihn stattdessen an.

»Schönes Wetter heute, nicht wahr?«

Sein argwöhnischer Gesichtsausdruck verschwand, und er lächelte ebenfalls. Seine Augenfarbe nahm ein warmes Grün an, das so dunkel und frisch war wie das Moos, das in dicken Kissen auf den schattigen Wurzeln der Bäume wuchs, an denen sie vorübergingen.

»Toll«, sagte er. »Schön, einmal aus dem Haus zu kommen, aye?«

Sie warf ihm einen raschen Blick zu, aber es schien eine schlichte Feststellung ohne Hintergedanken zu sein.

Sie antwortete nicht, sondern nickte zustimmend und hob ihr Gesicht in den Windhauch, der ziellos zwischen den Fichten umherstrich. Ein Wirbel rostbraunen Espenlaubs fuhr zu Boden und klammerte sich im Vorüberfliegen an das Leinen ihrer Hosen und die leichte Wolle ihrer Strümpfe.

»Warte mal.«

Einem Impuls folgend, blieb sie stehen, zog sich ihre ledernen Schnürstiefel und die Strümpfe aus und schob sie achtlos in den Rucksack auf ihrer Schulter. Sie stand still, die Augen ekstatisch geschlossen, und ließ ihre Zehen auf einem feuchten Mooskissen spielen.

»Oh, Roger, das musst du auch probieren! Es ist wundervoll!«

Er zog eine Augenbraue hoch, stellte aber gehorsam das Gewehr hin - er hatte es an sich genommen, als sie aus dem Haus gingen, und sie hatte ihn gelassen, obwohl sie das selbstverständliche Bedürfnis verspürt hatte, es selbst zu tragen -, zog sich ebenfalls das Schuhwerk aus und ließ vorsichtig seine langgliedrigen Füße neben den ihren in das Moos gleiten. Er schloss unwillkürlich die Augen, und sein Mund rundete sich zu einem tonlosen »ooh«.

Sie beugte sich spontan zu ihm hinüber und küsste ihn. Er öffnete verblüfft die Augen, doch seine Reflexe waren gut. Er schlang seinen langen Arm um ihre Taille und erwiderte den Kuss ausführlich. Er roch nach Rasierseife und Schinken und schmeckte nach Salz und Erdbeermarmelade. Für den Spätherbst war es ein ungewöhnlich warmer Tag, und er trug keinen Rock, sondern nur ein Jagdhemd; sie konnte spüren, wie seine Brustwarze unter ihrer Handfläche steif wurde.

Der Himmel wusste, was vielleicht als Nächstes geschehen wäre, doch der Wind wechselte die Richtung. Durch das wogende, gelbe Meer drang ein schwaches Weinen zu ihnen herauf. Es konnte genauso gut der Schrei eines Babys wie eine entfernte Krähe sein, doch ihr Kopf fuhr in diese Richtung wie eine Kompassnadel gen Norden.

Die Stimmung war dahin, und er ließ sie los und trat zurück.

»Möchtest du zurückgehen?«, fragte er und klang resigniert.

Sie presste die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf.

»Nein. Aber lass uns etwas weiter vom Haus weggehen. Wir wollen sie ja nicht mit dem Lärm behelligen. Beim - beim Schießen, meine ich.«

Er grinste, und sie spürte, wie ihr das Blut heiß ins Gesicht stieg. Nein, sie konnte nicht so tun, als sei ihr nicht klar gewesen, dass es mehr als einen Beweggrund für diese Privatexpedition gab.

»Nein, das auch nicht«, sagte er. Er bückte sich nach seinen Schuhen und Strümpfen. »Dann komm.«

Sie lief weiter ohne Schuhe, nutzte aber die Gelegenheit, das Gewehr wieder an sich zu nehmen. Nicht, dass sie ihm nicht zutraute, es zu tragen, auch wenn er zugab, dass er noch nie mit einem solchen Gewehr geschossen hatte. Sie liebte es einfach, es zu spüren, und selbst wenn es nicht geladen war, fühlte sie sich sicher mit seinem Gewicht auf der Schulter. Es war eine jener legendären, »Braune Bess« genannten Musketen, über anderthalb Meter lang und gute zehn Pfund schwer, doch der Kolben aus poliertem Walnussholz schmiegte sich glatt in ihre Hand, und das Gewicht des himmelwärts gerichteten, stählernen Laufes fühlte sich in ihrer Schulterbeuge genau richtig an.

»Willst du weiter barfuß gehen?« Roger warf einen fragenden Blick auf ihre Füße, dann bergauf, wo sich ein Pfad kaum sichtbar durch Brombeergestrüpp und über herab gefallene Äste wand.

»Nur noch ein bisschen«, beruhigte sie ihn. »Als Kind bin ich dauernd barfuß gelaufen. Papa - Frank - ist jeden Sommer mit uns in die Berge gefahren, in die White Mountains oder die Adirondacks. Nach einer Woche hatte ich Fußsohlen wie Leder; ich hätte über glühende Kohlen laufen können, ohne etwas zu merken.«

»Aye, ich auch«, sagte er lächelnd und verstaute seine Schuhe ebenfalls. »Obwohl«, sagte er und wies auf den zwischen Büschen und halb vergrabenen Granitfelsen schwach sichtbaren Pfad, »es sich am Flussufer des Ness oder auf dem Kiesstrand am Firth leichter lief als hier, trotz der Steine.«

»Da hast du Recht«, sagte sie und blickte mit einem leichten Stirnrunzeln auf seine Füße. »Hattest du eigentlich in letzter Zeit eine Tetanusimpfung? Falls du auf etwas Spitzes trittst und dich verletzt?«

Er kletterte bereits vor ihr her und setzte seine Schritte sehr sorgfältig.

»Ich habe mich gegen alles Menschenmögliche impfen lassen, bevor ich durch die Steine gekommen bin«, versicherte er ihr, indem er hinter sich blickte. »Typhus, Cholera, Denguefieber, alles. Tetanus war mit Sicherheit auch dabei.«

»Denguefieber? Ich dachte ja, ich hätte mich auch gegen alles impfen lassen, aber das war nicht dabei.« Sie bohrte ihre langen Zehen in die kühlen Matten aus abgestorbenem Gras und holte ihn mit wenigen, großen Schritten ein.

»Das ist hier oben wohl auch nicht nötig.« Der Pfad umrundete einen steilen Felsen, der mit vergilbendem Pawpaw überwachsen war, und verschwand unter den herabhängenden Zweigen einer Gruppe schwarzgrüner Hemlocks. Er hielt die schweren Zweige für sie beiseite, und sie trat geduckt in das durchdringend duftende Zwielicht, wobei sie das Gewehr vorsichtig schräg hielt.

»Ich wusste ja nicht, wohin es mich verschlagen würde.« Seine Stimme erklang beiläufig hinter ihr, gedämpft durch die dunkle Luft unter den Bäumen. »Ob in die Städte an der Küste oder auf die Westindischen Inseln... es gab... es *gibt*«, verbesserte er sich automatisch, »alle möglichen, sehr lustigen afrikanischen Seuchen, die von den Sklavenschiffen eingeschleppt worden sind. Ich dachte, es ist wohl besser, wenn ich vorbereitet bin.«

Sie nutzte das unwegsame Terrain als Vorwand, nicht zu antworten, war aber bestürzt - und gleichzeitig geradezu beschämend erfreut - festzustellen, welchen Aufwand er bereitwillig getrieben hatte, um ihr zu folgen und sie zu finden.

Der Boden war von den abgeworfenen Nadeln braun gescheckt, aber so feucht, dass es unter ihren Füßen weder knackte noch stach. Unter ihren nackten Fußsohlen fühlte er sich schwammig, kühl und angenehm an und war so nachgiebig, dass sie das Gefühl hatte, die Masse der toten Nadeln müsse mindestens dreißig Zentimeter dick sein.

»Au!« Roger, der weniger Glück hatte als sie, war auf eine verfaulte Persimone getreten und ausgerutscht. Er hatte sich mit knapper Not aufrecht gehalten, indem er sich an einem Stechpalmengebüsch festhielt, welches prompt mit seinen stacheligen Blättern auf ihn einpiekste.

»Mist«, sagte er und saugte an seinem verletzten Daumen. »Eine gute Idee, das mit dem Tetanus, aye?«

Sie lachte zustimmend, doch als sie dann weiter kletterten, wurde sie von Sorge ergriffen. Was war mit Jemmy, wenn er anfing zu laufen oder barfuß auf Berge zu kraxeln? Sie hatte genug von den kleinen MacLeods und Chisholms mitbekommen - von Germain ganz zu schweigen -, um zu begreifen, dass kleine Jungen sich mindestens einmal pro Woche stachen, kratzten, sich die Haut aufrissen oder die Knochen brachen. Sie und Roger waren gegen Dinge wie Tetanus und Typhus geschützt - Jemmy würde einen solchen Schutz nicht haben.

Sie schluckte, als ihr der gestrige Abend wieder einfiel. Dieses mörderische Pferd hatte ihren Vater in den Arm gebissen, und Claire hatte Jamie mit nacktem Oberkörper am Feuer Platz nehmen lassen, während sie die Bisswunde reinigte und verband. Jemmy hatte neugierig den Kopf aus seiner Wiege gesteckt, und sein Großvater hatte ihn lächelnd herausgeholt und ihn auf seine Knie gesetzt.

»Hoppe, hoppe Reiter«, hatte er gesungen und den entzückten Jemmy sanft auf und ab wippen lassen. »Wenn er fällt, dann schreit er. Fällt er in den Sumpf, dann macht der Reiter Plumps.«

Es war jedoch nicht das bezaubernde Bild der beiden Rotschöpfe, die einander ankicherten, das ihr im Gedächtnis geblieben war; es war der Feuerschein, der glühend auf die durchscheinende, perfekte, unberührte Haut ihres Sohnes fiel - und der silbern auf dem Netz der Narben auf dem Rücken ihres Vaters aufglänzte, schwarzrot auf dem blutigen Riss in seinem Arm. Es waren gefährliche Zeiten für einen Mann.

Sie konnte Jemmy nicht vor jedem Schaden behüten; das wusste sie. Doch bei dem Gedanken, dass er - oder Roger - krank werden oder sich verletzen könnte, drehte sich ihr der Magen um, und in ihrem Gesicht brach der kalte Schweiß aus.

»Alles klar mit deinem Daumen?« Sie wandte sich zu Roger um, der ein überraschtes Gesicht machte und seinen Daumen schon ganz vergessen hatte.

»Was?« Er warf einen verwirrten Blick auf seine Finger. »Aye, natürlich.«

Dennoch ergriff sie seine Hand und küsste den verletzten Daumen.

»Sei bloß *vorsichtig*«, sagte sie heftig.

Er lachte und machte ein überraschtes Gesicht, als sie ihn anfunkelte.

»Mach' ich«, sagte er ein wenig ernüchtert. Er wies kopfnickend auf das Gewehr, das sie trug. »Keine Sorge; mag ja sein, dass ich noch nicht damit geschossen habe, aber ich weiß das eine oder andere darüber. Ich werde mir schon nicht die Finger wegpusten. Meinst du, diese Stelle hier ist gut zum Üben?«

Sie waren auf eine Heidelichtung hinausgetreten, eine Hochwiese, die dicht mit Gras und Rhododendren bewachsen war. Auf der anderen Seite stand eine Gruppe von Espen, in deren bleichen Ästen noch ein paar späte, scharlachrote Blätter flatterten, die in lebhaftem Kontrast zum tiefblauen Himmel standen. Irgendwo gurgelte ein Bach unsichtbar bergab, und hoch über ihnen kreiste ein rotschwänziger Falke. Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel und wärmte ihr die Schultern, und gleich neben ihnen befand sich eine sanfte, Gras bewachsene Böschung.

»Goldrichtig«, sagte sie und schwang das Gewehr von ihrer Schulter.

Es war ein wunderbares Gewehr, über anderthalb Meter lang, aber so perfekt ausbalanciert, dass man es quer über seinen ausgestreckten Arm legen konnte, ohne dass es ins Wanken kam - was Brianna gerade zu Demonstrationszwecken tat.

»Siehst du?«, sagte sie und hob mit einer einzigen, fließenden Bewegung den Kolben an ihre Schulter. »Das ist der Schwerpunkt, du musst es mit der linken Hand genau hier anfassen, mit der rechten den Kolben am Abzug fassen und es kräftig an deine Schulter drücken, bis es richtig fest sitzt. Du musst es mit Schwung machen.« Sie stieß den knorrigen Walnusskolben zur Illustration sachte gegen ihr lederbekleidetes Schultergelenk, dann ließ sie das Gewehr sinken und reichte es Roger mit weitaus mehr Zärtlichkeit und Vorsicht, als sie an den Tag legte, wenn sie ihm ihr Baby reichte, wie er ironisch feststellte. Soweit er das beurteilen konnte, war Jemmy allerdings auch um einiges unzerstörbarer als das Gewehr.

Sie zeigte ihm alles, zögernd zunächst, weil es ihr widerstrebte, ihn zu verbessern. Doch er biss sich auf die Zähne und ahmte sie sorgsam nach, indem er dem nahtlosen Fluss der einzelnen Arbeitsschritte folgte, erst die Patrone mit den Zähnen aufriss, dann die Waffe lud und mit dem Ladestock die Munition in den Lauf rammte, dann die Ladung kontrollierte, verärgert über sein Anfängerungeschick, aber insgeheim fasziniert - und mehr als nur ein wenig erregt - von der Selbstverständlichkeit und Energie ihrer Bewegungen.

Ihre Hände waren fast genauso groß wie die seinen, allerdings feingliedrig; sie ging mit dem Gewehr so vertraut um wie andere Frauen mit Nadel und Besen. Sie trug eine Kniehose aus Leinen, und ihr langer Oberschenkelmuskel drückte sich fest und rund gegen das Tuch, als sie sich jetzt mit gesenktem Kopf neben ihn hockte, um in ihrer Ledertasche zu kramen.

»Was, du hast ein Lunchpaket mitgebracht?«, scherzte er. »Ich dachte, wir würden uns einfach etwas schießen und es essen.«

Sie ignorierte ihn. Sie zog ein zerschlissenes, weißes Halstuch hervor, um es als Ziel zu benutzen, und schüttelte es mit einem kritischen Stirnrunzeln aus. Früher einmal hatte er Jasmin und Gras für ihre Gerüche gehalten; jetzt roch sie nach Schießpulver, Leder und Schweiß. Er atmete ihren Duft ein, und seine Finger strichen unauffällig über das Holz des Gewehrkolbens.

»Fertig?«, sagte sie und sah ihn lächelnd an.

»Oh, aye«, sagte er.

»Kontrolliere deine Ladung«, sagte sie und stand auf. »Ich hefte das Ziel fest.« Wenn man sie so von hinten sah, das rote Haar fest geflochten, bekleidet mit einem weiten Jagdhemd aus Wildleder, das ihr von der Schulter bis zum Oberschenkel reichte, war ihre Ähnlichkeit mit ihrem Vater so betont, dass es geradezu erschreckend war. Doch niemand würde die beiden verwechseln, dachte er. Hose oder nicht, Jamie Fraser hatte nie im Leben einen *solchen* Arsch gehabt. Er beobachtete sie beim Gehen und beglückwünschte sich zu seiner Lehrerwahl.

Sein Schwiegervater hätte ihn bereitwillig unterwiesen. Jamie war ein guter Schütze und ein geduldiger Lehrer; Roger hatte beobachtet, wie er die Chisholmjungen nach dem Abendessen mit auf das abgeerntete Maisfeld genommen hatte, um mit ihnen das Schießen auf Felsen und Bäume zu üben. Schlimm genug, dass Jamie wusste, dass Roger unerfahren im Umgang mit Gewehren war - doch die Demütigung, ihm unter dem leidenschaftslosen Blick seiner blauen Augen demonstrieren zu müssen, *wie* unerfahren, war noch etwas anderes.

Von seinem Stolz einmal ganz abgesehen, hatte er jedoch noch einen Hintergedanken gehabt, als er Brianna gebeten hatte, mit ihm schießen zu gehen. Nicht, dass er sich der Illusion hingab, irgendjemand hätte dieses Motiv nicht bemerkt; Claires Blick war bei seinem Vorschlag von ihm zu ihrer Tochter gewandert, und sie hatte auf eine derart viel sagende Weise belustigt ausgesehen, dass Brianna vorwurfsvoll »Mutter!« gesagt hatte.

Abgesehen von den viel zu kurzen Stunden ihrer Hochzeitsnacht war dies das erste Mal, dass er Brianna ganz für sich allein hatte, frei von den unersättlichen Forderungen ihres Sprösslings.

Als sie jetzt den Arm senkte, fiel ihm auf, dass sich die Sonne in etwas Metallischem spiegelte. Er begriff voller Freude, dass sie sein Armband trug. Er hatte es ihr geschenkt, als er sie gebeten hatte, seine Frau zu werden - vor einer Ewigkeit, im eisigen Nebel einer Winternacht in Inverness. Es war ein schlichter Silberreif, in den eine Reihe französischer Worte eingraviert war. *Je t'aime,* stand da. Ich liebe dich. *Un peu, beaucoup, passionement, pas du tout*. Ein bisschen, sehr, leidenschaftlich - gar nicht.

»Passionement«, murmelte er und stellte sich insgeheim vor, dass sie nichts *außer* seinem Armband und ihrem Ehering trug.

Immer der Reihe nach, dachte er und griff nach einer frischen Patrone. Sie hatten schließlich Zeit.

Zufrieden, weil er zunehmend Routine beim Laden bekam, wenn er auch noch nicht rasend schnell war, erlaubte Brianna ihm schließlich, das Zielen zu üben und dann auch zu schießen.

Er brauchte ein Dutzend Versuche, bis es ihm gelang, das weiße Stoffquadrat zu treffen, doch der Freudentaumel, der ihn überkam, als an dessen Rand plötzlich ein schwarzer Fleck auftauchte, ließ ihn nach einer neuen Patrone greifen, noch bevor der Rauch des Schusses verflogen war. Voller Aufregung über seinen Erfolg verschoss er ein weiteres Dutzend Patronen und bekam dabei kaum etwas mit außer dem Ruck und dem Knall des Gewehrs, dem Aufblitzen des Schießpulvers und dem Augenblick atemloser Erkenntnis, wenn er sah, dass er einen Treffer gelandet hatte.

Inzwischen hing das Tuch in Fetzen da, und weißer Rauch trieb in kleinen Wölkchen über die Wiese. Der Falke hatte sich bei Ertönen des ersten Schusses gemeinsam mit allen anderen Vögeln der näheren Umgebung verzogen, obwohl sich das Sausen in seinen Ohren anhörte wie ein ganzer Schwarm von Meisen.

Er ließ das Gewehr sinken und sah Brianna grinsend an, und sie brach in Gelächter aus.

»Du siehst aus wie ein Schornsteinfeger«, sagte sie, und ihre Nasenspitze lief rot an vor Belustigung. »Hier, mach dich ein bisschen sauber, dann versuchen wir es aus größerer Entfernung.«

Sie nahm ihm das Gewehr ab und reichte ihm ein sauberes Taschentuch. Er wischte sich den schwarzen Ruß aus dem Gesicht und sah zu, wie sie rasch den Lauf säuberte und neu lud. Sie richtete sich auf, dann hörte sie etwas; ihr Kopf hob sich plötzlich, und sie heftete den Blick auf eine Eiche am anderen Ende der Wiese.

Roger, dessen Ohren immer noch vom Lärm des Gewehres dröhnten, hatte nichts gehört. Doch als er jetzt herumfuhr, fing er eine blitzartige Bewegung auf; ein dunkelgraues Eichhörnchen, das in mindestens zehn Metern Höhe auf einem Kiefernast saß.

Ohne eine Sekunde zu zögern, hob Brianna das Gewehr an ihre Schulter und schien im selben Atemzug zu feuern. Der Ast gleich unter dem Eichhörnchen zerplatzte in einem Regen aus Holzstückchen, und das Eichhörnchen verlor den Halt und stürzte zu Boden. Dabei prallte es von den nachgiebigen, immergrünen Zweigen ab.

Roger rannte zum Fuß des Baumes hinüber, doch es gab keinen Grund zur Eile, das Eichhörnchen lag tot da, schlaff wie ein Pelzlappen.

»Guter Schuss«, gratulierte er Brianna und hielt das tote Tier hoch, als sie herbeikam, um es sich anzusehen. »Es hat aber nicht einmal einen Kratzer abbekommen - du musst es zu Tode erschreckt haben.«

Brianna sah ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

»Wenn ich vorgehabt hätte, es zu treffen, Roger, hätte ich es getroffen«, sagte sie mit einem leicht tadelnden Unterton. »Und wenn ich es getroffen *hätte*, hättest du jetzt Eichhörnchenbrei in der Hand. Auf so kleine Tiere zielt man nicht direkt; man zielt knapp unter sie und erschlägt sie durch die Wucht«, erklärte sie wie eine freundliche Kindergärtnerin, die einen begriffsstutzigen Schützling verbessert.

»Oh, aye?« Er unterdrückte einen Anflug von Verärgerung. »Hat dein Vater dir das beigebracht?«

Sie sah ihn merkwürdig an, bevor sie antwortete.

»Nein, Ian.«

Er reagierte mit einem unverbindlichen Geräusch. Ian war ein wunder Punkt in der Familie. Alle hatten Briannas Vetter sehr geliebt, und er wusste, dass er der ganzen Familie fehlte. Dennoch zögerten sie aus Taktgefühl, vor Roger von Ian zu sprechen.

Es war zwar nicht unbedingt Rogers Schuld gewesen, dass Ian Murray bei den Mohawk geblieben war - aber es war nicht zu leugnen, dass er dabei die Hand im Spiel gehabt hatte. Hätte er diesen Indianer nicht getötet...

Nicht zum ersten Mal verdrängte er seine konfusen Erinnerungen an jene Nacht in Snaketown, spürte aber dennoch ihren Nachhall am ganzen Körper; den pfeilschnellen Rausch des Schreckens, der durch seine Eingeweide jagte, und die Vibrationen des Aufpralls, die durch seine Unterarmmuskeln liefen, als er das Ende eines abgebrochenen Holzpflockes mit aller Kraft in einen Schatten rammte, der vor ihm in der von Geschrei erfüllten Dunkelheit aufgetaucht war. Einen ausgesprochen soliden Schatten.

Brianna hatte die Wiese überquert und ein neues Ziel errichtet; drei unregelmäßig geformte Holzstücke, die sie auf einen tischgroßen Baumstumpf gestellt hatte. Kommentarlos wischte er sich die verschwitzten Hände an der Hose ab und konzentrierte sich auf die neue Herausforderung, doch Ian Murray wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen. Er hatte den Mann kaum zu Gesicht bekommen, konnte sich jedoch deutlich an ihn erinnern; kaum mehr als ein Jugendlicher, groß und schlaksig, mit einem nicht besonders hübschen, aber sympathischen Gesicht.

Er konnte nicht an Murrays Gesicht denken, ohne es so vor sich zu sehen wie beim letzten Mal, mit den Krusten einer Reihe frisch tätowierter Punkte, die sich über seine Wangen und seinen Nasenrücken schwang. Sein Gesicht war von der Sonne gebräunt, aber seine frisch gerupfte Kopfhaut war schockierend rosa gewesen, nackt wie ein Kinderpopo und mit roten, vom Ausreißen der Haare gereizten Flecken übersät.

»Was ist los?«

Briannas Stimme ließ ihn zusammenfahren, der Lauf fuhr mit einem Ruck in die Luft, und der Schuss ging ins Leere. Oder besser, noch mehr ins Leere. Mit einem Dutzend Schüssen hatte er es nicht geschafft, auch nur einen der Holzklötze zu treffen.

Er ließ das Gewehr sinken und drehte sich zu ihr um. Sie hatte die Stirn gerunzelt, sah aber nicht wütend aus, nur verwirrt und besorgt.

»Was ist denn?«, fragte sie erneut.

Er holte tief Luft und rieb sich mit dem Ärmel über das Gesicht, ohne sich an den schwarzen Rußspuren zu stören.

»Dein Vetter«, sagte er abrupt. »Es tut mir furchtbar Leid, Brianna.«

Ihre Gesichtszüge wurden weicher, und ihr besorgtes Stirnrunzeln entspannte sich ein wenig.

»Oh«, sagte sie. Sie legte ihm die Hand auf den Arm und trat dichter an ihn heran, so dass er die Wärme ihrer Nähe spürte. Sie seufzte tief und legte ihre Stirn an seine Schulter.

»Na ja«, sagte sie schließlich, »mir tut es auch Leid - aber du bist auch nicht mehr schuld daran als Pa oder ich... oder Ian selbst.« Ihr leises Prusten hätte ein Lachen sein können. »Wenn jemand daran schuld ist, ist es Lizzie - und *ihr* macht niemand Vorwürfe.«

Da lächelte er, wenn auch ein wenig ironisch.

»Aye, verstehe«, antwortete er und legte die Hand um ihren kühlen, glatten Zopf. »Da hast du Recht. Und trotzdem - ich habe einen Mann umgebracht, Brianna.«

Sie fuhr nicht zusammen und riss sich nicht los, erstarrte aber irgendwie ganz und gar. Ihm ging es nicht anders; es war das Letzte, was er hatte sagen wollen.

»Das hast du mir gar nicht erzählt«, sagte sie schließlich und hob den Kopf, um ihn anzusehen. Sie klang unschlüssig, unsicher, ob sie das Thema weiter verfolgen sollte. Der Wind blies ihr eine Haarsträhne ins Gesicht, doch sie versuchte nicht, sie beiseite zu streichen.

»Ich - na ja, um die Wahrheit zu sagen, habe ich auch kaum noch daran gedacht.« Er ließ die Hand sinken, und sie erwachte aus ihrer Erstarrung. Sie schüttelte sich sacht und trat zurück.

»Das klingt schrecklich, nicht wahr? Aber -« Er rang um Worte. Er hatte nicht vorgehabt, etwas zu sagen, aber jetzt, da er damit angefangen hatte, schien es ihm dringend notwendig, es ihr zu erklären, es in die richtigen Worte zu fassen - für ihn selbst genauso wie für sie.

»Es war Nacht, und im Dorf gab es eine Auseinandersetzung. Ich bin entflohen - ich hatte ein Stück von einem abgebrochenen Pfosten in der Hand, und als dann jemand aus der Dunkelheit auftauchte, habe ich...«

Seine Schultern fielen plötzlich zusammen, als er begriff, dass es unmöglich zu erklären war. Er blickte auf das Gewehr hinab, das er in der Hand hatte.

»Ich wusste nicht, dass ich ihn umgebracht hatte«, sagte er leise, den Blick auf die Zündung gerichtet. »Ich habe noch nicht einmal sein Gesicht gesehen. Ich weiß bis heute nicht, wer es war - obwohl es jemand sein musste, den ich kannte; Snaketown war ein kleines Dorf, ich kannte alle *ne*

rononkwe dort.« Warum, fragte er sich plötzlich, war es ihm nicht ein einziges Mal in den Sinn gekommen zu fragen, wer der Tote war? Die Antwort war simpel; er hatte nicht danach gefragt, weil er es nicht wissen wollte.

»*Ne rononkwe.*« Sie wiederholte die Worte unsicher.

»Die Männer... die Krieger. So nennen sie sich selbst, die *Kahnyen'kehaka.«* Die Mohawkwörter lagen ihm seltsam fremd und vertraut zugleich auf der Zunge. Er konnte Argwohn in ihrem Gesicht sehen und wusste, dass es ungewohnt für sie war, die Sprache aus seinem Mund zu hören; nicht zurückhaltend, wie wenn man sich eines Wortes aus einer Fremdsprache bedient, sondern so, wie ihr Vater manchmal beiläufig Gälisch und Schottisch vermischte, wenn er in Gedanken nach dem erstbesten Wort aus einer der beiden Sprachen griff.

Er starrte auf das Gewehr in seiner Hand hinunter, als hätte er eine solche Waffe noch nie gesehen. Er sah sie nicht an, spürte aber, wie sie wieder näher trat, zögernd, aber nicht abgestoßen.

»Tut es... dir Leid?«

»Nein«, sagte er augenblicklich und blickte zu ihr auf. »Ich meine... aye, es tut mir Leid, dass es passiert ist. Aber nicht, dass ich es getan habe, nein.« Er hatte geantwortet, ohne innezuhalten und seine Worte abzuwägen, und stellte überrascht - und erleichtert - fest, dass sie die Wahrheit waren. Er verspürte Bedauern, wie er gesagt hatte, aber was er an Schuldgefühlen empfand, hatte nichts mit dem Tod des Schattens zu tun, wer er auch immer gewesen war. Er war in Snaketown Sklave gewesen und hegte keine großen Sympathien für die Mohawk, wenn auch manche von ihnen ganz anständig waren. Er hatte nicht vorgehabt, jemanden zu töten, aber er hatte sich verteidigt. Unter denselben Umständen würde er dasselbe wieder tun.

Und doch nagte sein Gewissen leise an ihm - die Erkenntnis, wie leicht er diesen Tod verdrängt hatte. Die *Kahnyen'kehaka* sangen Lieder und erzählten sich Geschichten über ihre Toten und hielten ihr Andenken an den Feuern der Langhäuser lebendig, wo man sie noch Generationen später kannte und sich ihrer Taten erinnerte. Genau wie es die Highlander taten.

Plötzlich musste er an Jamie Fraser denken, wie er mit leuchtendem Gesicht am großen Feuer des *gathering* gestanden und seine Gefolgsleute beim Namen und ihrer Herkunft genannt hatte. *Steh mir bei, Roger, der Sänger, Sohn des Jeremiah MacKenzie.* Vielleicht fand Ian Murray die Mohawk ja gar nicht so fremd.

Dennoch hatte er das obskure Gefühl, den unbekannten Toten nicht nur um sein Leben, sondern auch um seinen Namen gebracht zu haben, um ihn durch das Vergessen auszulöschen, so zu tun, als sei dieser Tod niemals geschehen, nur um sich selbst von dem Wissen um diesen Tod zu befreien. Und das, so fand er, war falsch.

Ihr Gesicht war reglos, jedoch nicht erstarrt; ihr Blick ruhte mit einer Art Mitgefühl auf ihm. Dennoch wandte er den Blick ab, zurück zu dem Gewehr, dessen Lauf er umklammert hielt. Seine rußverschmierten Finger hatten fettige, schwarze Ovale auf dem Metall hinterlassen; sie streckte die Hand aus und nahm es ihm ab, um die Flecken an ihrem Hemdsaum abzuwischen.

Er ließ es geschehen und sah ihr zu, während er sich die schmutzigen Finger an seiner Hose abrieb.

»Es ist nur... wenn man schon jemanden umbringen muss, findest du nicht, dass es dann mit Absicht geschehen sollte? Dass man wissen sollte, was man tut?«

Sie antwortete nicht, sondern spitzte ein wenig die Lippen, um sie dann wieder zu entspannen.

»Wenn du hiermit jemanden erschießt, Roger, wird es Absicht sein«, sagte sie leise. Dann blickte sie mit durchdringenden blauen Augen zu ihm auf, und er sah, dass das, was er für Mitgefühl gehalten hatte, in Wirklichkeit stille Energie war, wie die Flammen auf einem ausgebrannten Holzscheit.

»Und wenn du jemanden erschießt, Roger, dann möchte ich, dass du weißt, was du tust.«

Zwei Dutzend Schüsse später konnte er die Holzstücke mindestens bei jedem sechsten Versuch treffen. Verbissen hätte er sogar noch weiter geübt, doch sie konnte sehen, wie seine Unterarmmuskeln zu zittern begannen, wenn er das Gewehr hob, das er nur noch durch seine Willenskraft still halten konnte. Er würde jetzt aus Erschöpfung öfter daneben treffen, und das würde ihm kaum weiter helfen.

Und ihr auch nicht. Ihre milchgefüllten Brüste begannen langsam zu schmerzen. Sie würde bald etwas dagegen unternehmen müssen.

»Lass uns etwas essen«, sagte sie lächelnd und nahm ihm nach dem letzten Schuss die Muskete ab. »Ich habe Bärenhunger.«

Die ständige Bewegung des Schießens, Nachladens und des Errichtens der Ziele hatte sie beide warm gehalten, doch es war früher Winter, und die Luft war kalt; viel zu kalt, dachte sie bedauernd, um nackt im trockenen Farn zu liegen. Aber die Sonne war warm, und sie hatte vorausschauend zwei alte Quiltdecken zu ihrem Essen in den Rucksack gepackt.

Er schwieg, doch es war ein entspanntes Schweigen. Sie sah zu, wie er mit gesenkten Augenlidern das Stück Hartkäse in Scheiben schnitt, und bewunderte sein Aussehen - langgliedrig, kompetent -, seine flinken, sicheren Finger, seinen sanften Mund, den er leicht zusammenpresste, während er sich auf die Arbeit konzentrierte. Ein Schweißtropfen rollte vor seinem Ohr über seine hohe, geschwungene, braune Wange.

Sie wusste nicht so recht, was sie von den Dingen halten sollte, die er ihr erzählt hatte. Andererseits war sie klug genug zu wissen, dass es gut war, dass er es ihr überhaupt erzählt hatte, auch wenn sie nicht gern von seiner Zeit bei den Mohawk hörte oder daran dachte. Es war nicht nur für ihn eine schlimme Zeit gewesen, sondern auch für sie - allein, schwanger, voller Zweifel, ob er oder ihre Eltern je zurück kommen würden. Sie streckte die Hand aus, um ein Stück Käse in Empfang zu nehmen, streifte seine Finger mit den ihren und beugte sich vor, damit er sie küsste.

Er tat es, dann setzte er sich zurück. Seine Augen waren jetzt sanft und klar, frei von den Schatten, die sie zuvor heimgesucht hatten.

»Pizza«, sagte er.

Sie kniff die Augen zu, dann lachte sie. Es war eines ihrer Spiele, sich abwechselnd Dinge einfallen zu lassen, die ihnen aus der anderen Zeit fehlten - von früher - oder später, je nachdem, wie man es betrachtete.

»Cola«, sagte sie prompt. »Eine Pizza kriege ich, glaube ich, hin - aber was ist schon eine Pizza ohne Coca-Cola?«

»Pizza mit Bier ist absolut in Ordnung«, versicherte er ihr. »Und Bier können wir ja haben - nicht, dass Lizzies Selbstgebrautes einem MacEwan's Lager schon das Wasser reichen könnte. Aber meinst du wirklich, du könntest Pizza machen?«

»Ich wüsste nicht, warum nicht.« Sie knabberte stirnrunzelnd an ihrem Käse. »Damit geht es nicht -« Sie wedelte mit dem gelblichen Überbleibsel in ihrer Hand, dann steckte sie es in den Mund. »Er schmeckt zu streng. Aber ich glaube -« Sie unterbrach sich, um zu kauen und zu schlucken, dann spülte sie den Käse mit einem großen Schluck einfachem Cidre herunter.

»Der würde, ehrlich gesagt, auch nicht schlecht zu Pizza schmecken.« Sie ließ die Lederflasche sinken und leckte sich die letzten süßen, leicht alkoholischen Tropfen von den Lippen. »Aber der Käse - vielleicht funktioniert es ja mit Schafskäse. Pa hat letztes Mal welchen aus Salem mitgebracht. Ich bitte ihn, noch welchen mitzubringen, und dann probiere ich, wie er schmilzt.«

Sie blinzelte in die helle, blasse Sonne und überlegte.

»Mama hat jede Menge getrocknete Tomaten und tonnenweise Knoblauch. Ich weiß, dass sie Basilikum hat - bei Oregano bin ich mir nicht sicher, aber darauf kann ich verzichten. Und der Boden -« Sie winkte ab. »Mehl, Wasser und Schmalz, da ist nichts dabei.«

Er lachte und reichte ihr ein Brötchen, das mit Schinken und Mrs. Bugs selbst gemachten Pickles belegt war.

»Wie die Pizza in die Kolonien kam«, sagte er und salutierte kurz mit der Cidreflasche. »Die Leute fragen sich doch immer, wo die großen Erfindungen der Menschheit her kommen; jetzt wissen wir es!«

Sein Tonfall war beschwingt, jedoch mit einem seltsamen Unterton, und er sah sie fest an.

»Vielleicht wissen wir es tatsächlich«, sagte sie kurz darauf leise. »Denkst du manchmal darüber nach - warum? Warum wir hier sind?«

»Natürlich.« Das Grün seiner Augen war jetzt dunkler, aber immer noch klar. »Du doch auch, aye?«

Sie nickte, biss in ihr Schinkenbrötchen und schmeckte süße Pickles und durchdringenden Zwiebelgeschmack. Natürlich dachten sie darüber nach. Sie und Roger und ihre Mutter. Denn sie musste doch etwas zu bedeuten haben, diese Passage durch die Steine. Sie musste es. Und doch... ihre Eltern sprachen nur selten von Kriegen und Schlachten, doch aus ihren spärlichen Erzählungen - und ihrer eigenen, sehr viel umfangreicheren Lektüre - wusste sie, wie zufällig und sinnlos solche Dinge manchmal sein konnten. Manchmal erhebt sich ein Schatten, und der Tod wartet namenlos in der Dunkelheit.

Roger zerbröselte den letzten Rest seines Brotes zwischen den Fingern und warf die Krümel von sich. Eine Kohlmeise kam angeflogen, pickte zu, und innerhalb von Sekunden folgte ihr ein ganzer Schwarm, der aus den Bäumen angesegelt kam und die Krümel mit zwitschernder Gründlichkeit vertilgte. Er reckte sich seufzend und legte sich auf der Decke zurück.

Ihr Herzschlag kribbelte in ihren Brüsten, nicht länger sicher hinter dem Bollwerk ihres Brustbeins verwahrt, sondern frei, ihren Körper mit einem Knistern zu erfüllen, während kleine Stromschläge an ihren Brustwarzen zerrten. Sie wagte es nicht, an Jemmy zu denken; bei der kleinsten Andeutung würde ihre Milch nur so hervorschießen.

Bevor sie sich zu viele Gedanken darüber machen konnte, zog sie sich das Jagdhemd über den Kopf.

Rogers Augen waren offen, gebannt auf sie gerichtet, sanft und leuchtend wie das Moos unter den Bäumen. Sie löste den Knoten der Leinenbandage und spürte die kühle Berührung des Windes auf ihren nackten Brüsten. Sie umfasste sie mit den Händen und spürte, wie die Schwere aufstieg, kribbelnd, und den Gipfelpunkt erreichte.

»Komm her«, sagte sie sanft und sah ihm in die Augen. »Beeil dich. Ich brauche dich.«

Sie lagen halb bekleidet und gemütlich ineinander verschlungen unter der zerschlissenen Quiltdecke, schläfrig und klebrig von halb getrockneter Milch, immer noch umhüllt von der Hitze ihres Zusammenseins.

Die Sonne, die über ihnen durch die blattlosen Äste schien, warf hinter den Lidern ihrer geschlossenen Augen schwarze Wellen, als blickte sie auf ein dunkelrotes Meer hinab, während sie im blutwarmen Wasser watete und schwarzer Vulkansand zu ihren Füßen im Wasser wogte.

War er wach? Anstatt den Kopf zu wenden oder die Augen zu öffnen, um nachzusehen, versuchte sie, ihm im langsamen, trägen Puls ihres Herzschlags eine Botschaft zu schicken, eine Frage, die von Blutstrom zu Blutstrom rauschte. *Bist du da?,* fragte sie stumm. Sie spürte, wie sich die Frage durch ihre Brust hinauf und dann an ihrem Arm entlang bewegte; sie stellte sich den aufgekrempelten Leinenärmel vor, der die bleiche Unterseite ihres Armes und die blaue Vene darin freigab, als könnte sie vielleicht ein verräterisches Aufblitzen sehen, während sich der Impuls durch ihre Adern und über ihren Unterarm schlängelte, ihre Handfläche erreichte, dann ihren Finger, und dann ein kaum spürbares Pulsieren an seine Haut aussandte.

Zunächst kam keine Reaktion. Sie konnte seinen Atem hören, langsam und regelmäßig, ein Kontrapunkt zum Rauschen des Windes in den Bäumen und im Gras, wie die Brandung, die auf einen Sandstrand trifft.

Sie stellte sich vor, sie wäre eine Qualle und er eine andere. Sie konnte sie beide deutlich sehen, zwei transparente Körper, leuchtend wie der Mond, die mit rhythmisch pulsierenden Fransenschleiern von der Flut aufeinander zu getragen wurden, sich langsam berührten....

Sein Finger strich über ihre Handfläche, so leicht, dass es die Berührung einer Flosse oder Feder hätte sein können.

Ich bin hier, sagte er. *Und du?*

Sie umschloss den Finger mit der Hand, und er drehte sich zu ihr herum.

Zu dieser fortgeschrittenen Jahreszeit verblasste das Licht früh. Es dauerte zwar noch einen Monat bis zur Wintersonnenwende, doch schon am frühen Nachmittag streifte die Sonne den Hang des Black Mountain, und ihre Schatten dehnten sich vor ihnen auf eine schier unmögliche Länge aus, als sie sich ostwärts nach Hause wandten.

Sie trug jetzt das Gewehr; der Unterricht war für heute vorbei, und obwohl sie eigentlich nicht auf der Jagd waren, würde sie sich keine Gelegenheit entgehen lassen, etwas zu schießen. Das Eichhörnchen, das sie vorhin erlegt hatte, war schon gesäubert und in ihrem Sack verstaut, aber es war kaum mehr als Würze für einen Gemüseeintopf. Ein paar mehr wären nicht schlecht. Oder ein Opossum, dachte sie verträumt.

Sie wusste allerdings nicht besonders viel über das Verhalten von Opossums; vielleicht hielten sie ja Winterschlaf, und wenn ja, dann waren sie möglicherweise schon verschwunden. Die Bären waren noch aktiv; auf dem Pfad hatte sie halb getrockneten Dung gesehen und Krallenspuren an einer Kiefer, aus denen noch gelbes Harz tropfte. Bären waren gutes Wild, aber sie hatte weder vor, nach einem Ausschau zu halten, noch auf einen zu schießen, es sei denn, er griff sie an - und das war kaum wahrscheinlich. Wenn man Bären in Ruhe ließ, ließen sie einen normalerweise ebenfalls in Ruhe; darin waren sich ihre beiden Väter einig gewesen, und sie hielt es für einen exzellenten Rat.

Ein Wachtelschwarm kam direkt vor ihnen aus einem Busch geschossen wie Schrapnell aus einem Kanonenrohr, und sie fuhr auf. Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

»Die kann man doch gut essen, oder?« Roger wies kopfnickend auf die letzten gräulich-weißen Federbüschel, die gerade verschwanden. Er hatte sich auch erschrocken, jedoch weniger als sie, wie sie verärgert feststellte.

»Ja«, sagte sie, mürrisch, weil sie sich hatte überrumpeln lassen. »Aber man schießt sie nicht mit einer Muskete, es sei denn, man braucht nur Federn für ein Kopfkissen. Man benutzt eine Vogelflinte und Schrot.«

»Das weiß ich«, sagte er knapp.

Aus ihrer friedlichen Stimmung gerissen, hatte sie keine Lust, sich zu unterhalten. Ihre Brüste begannen wieder anzuschwellen; es war Zeit, nach Hause zu gehen, heim zu Jemmy.

Bei diesem Gedanken beschleunigten sich ihre Schritte wie von selbst, während ihr Kopf sich widerstrebend von der Erinnerung an den durchdringenden Duft des zerdrückten, trockenen Farns trennte, an das Glänzen des Sonnenlichts auf Rogers entblößten, braunen Schultern über ihr, das Zischen ihrer Milch, die seine Brust mit einem Film aus feinen Tröpfchen besprühte, schlüpfrig und abwechselnd warm und kalt zwischen ihren sich windenden Körpern.

Sie seufzte schwer und hörte ihn tief und kehlig lachen.

»Mm?« Sie wandte den Kopf, und er wies auf den Boden vor ihnen. Sie hatten sich beim Gehen allmählich aufeinander zu bewegt, ohne den unbewussten Sog der Anziehungskraft zu bemerken, die sie aneinander band. Jetzt waren ihre Schatten an der Spitze verschmolzen, so dass eine merkwürdige, vierbeinige Kreatur wie eine Spinne vor ihnen herschritt, ihre beiden Köpfe einander zugeneigt.

Er legte einen Arm um ihre Taille, und der eine Schattenkopf senkte sich und verschmolz mit dem anderen zu einem birnenförmigen Gebilde.

»Es war ein schöner Tag, aye?«, sagte er leise.

»Aye, das war es«, sagte sie und lächelte. Sie hätte vielleicht noch mehr gesagt, aber sie hörte unter dem Klappern der Äste ein Geräusch und trat unvermittelt zurück.

»Was -?« begann er, doch sie legte einen Finger an ihre Lippen, um ihn zum Schweigen zu bringen, winkte ihm zu und bewegte sich langsam auf ein Gebüsch aus Roteichenschösslingen zu.

Es war eine Truthahnschar, die friedlich unter einer großen Eiche am Boden scharrte, um aus der Matte zu Boden gefallener Blätter und Eicheln Winterinsekten zutage zu fördern. Das Sonnenlicht stand tief und ließ ihre irisierenden Brustfedern aufleuchten, so dass winzige Regenbögen im schlichten Schwarz ihres Federkleides aufglitzerten, wenn sie sich bewegten.

Sie hatte das Gewehr schon geladen, aber noch nicht zündfertig. Sie griff nach dem Pulverhorn an ihrem Gürtel und füllte das Pfännchen, ohne die Vögel aus dem Auge zu lassen. Roger hockte sich neben sie, gebannt wie ein Meutehund, der die Fährte aufgenommen hat. Sie stieß ihn an, hielt ihm das Gewehr einladend hin und zog eine Augenbraue hoch. Die Truthähne waren nicht mehr als zwanzig Meter von ihnen entfernt, und selbst die kleineren Exemplare hatten die Größe eines Footballs.

Er zögerte, doch sie konnte ihm das Verlangen, es zu versuchen, von den Augen ablesen. Sie drückte ihm das Gewehr fest in die Hände und wies mit einer Kopfbewegung auf eine Lücke im Gebüsch.

Er bewegte sich vorsichtig darauf zu, um ein klares Sichtfeld zu bekommen. Sie hatte ihm noch nicht beigebracht, wie man aus der Hocke feuert, und klugerweise versuchte er es auch nicht, sondern stand stattdessen auf, auch wenn das bedeutete, dass er nach unten schießen musste. Er zögerte, und der lange Lauf wankte hin und her, als er von einem Vogel auf den nächsten zielte und versuchte, das beste Ziel auszuwählen. Ihre Finger zuckten und verkrampften sich, zu gern hätte sie sein Ziel korrigiert und abgedrückt.

Sie spürte, wie er Atem holte und ihn dann anhielt. Dann geschahen drei Dinge so rasch, dass es gleichzeitig zu sein schien. Das Gewehr ging mit einem ohrenbetäubenden *Pfwuhm!* los, am Boden unter dem Baum wurde eine Wolke trockener Eichenblätter aufgewirbelt, und fünfzehn Truthähne verloren den Verstand und rannten unter hysterischem Gegacker geradewegs auf sie zu.

Die Truthähne erreichten das Gebüsch, erblickten Roger und erhoben sich mit panisch schlagenden Flügeln wie fliegende Fußbälle in die Luft. Roger duckte sich, um einem der Vögel auszuweichen, der zwei Zentimeter an seinem Kopf vorbei aufstieg, doch sogleich prallte ihm ein anderer vor die Brust. Er schwankte rückwärts, und der Truthahn, der sich an sein Hemd klammerte, nutzte die Gelegenheit, ihm flink die Schulter hinaufzulaufen und sich abzustoßen, wobei er Rogers Hals mit seinen Klauen kratzte.

Das Gewehr flog durch die Luft. Brianna fing es auf, fischte eine Patrone aus der Schachtel an ihrem Gürtel, und rammte gerade grimmig die Ladung in den Lauf, als der letzte Truthahn auf Roger zurannte, einen Haken schlug, sie erblickte, einen Haken in die andere Richtung schlug und schließlich unter Schreckensgegacker zwischen ihnen hindurchzischte.

Sie fuhr herum, nahm ihn aufs Korn, als er vom Boden abhob, erwischte den schwarzen Fleck, dessen Silhouette für den Bruchteil einer Sekunde vor dem leuchtenden Himmel erschien und schoss ihm in die Schwanzfedern. Er fiel wie ein Sack Kohlen zu Boden und landete vierzig Meter weiter mit einem hörbaren Plumps.

Sie stand ein paar Sekunden still, dann ließ sie das Gewehr sinken. Roger starrte sie mit offenem Mund an und presste sein Hemd gegen die blutigen Kratzer an seinem Hals. Sie lächelte ihn an, wenn auch ein wenig schwach, und spürte, wie ihre Hände auf dem hölzernen Kolben schwitzten und ihr Herz verspätet loshämmerte.

»Meine Güte«, sagte Roger tief beeindruckt. »Das war aber nicht nur Glück, oder?«

»Na ja... zum Teil«, sagte sie, um Bescheidenheit bemüht. Es gelang ihr nicht, und sie spürte, wie sich ein Lächeln über ihr Gesicht breitete. »Vielleicht zur Hälfte.«

Roger ging ihre Beute holen, während sie das Gewehr wieder reinigte. Er kam mit einem guten Zehnpfünder zurück, dessen Hals schlaff herunterhing und blutete wie ein angestochener Wasserschlauch.

»Was für ein Riese«, sagte er. Er hielt ihn auf Armeslänge von sich weg, damit er ausbluten konnte, und bewunderte das schrille Rot und Blau des kahlen, warzigen Kopfes und des herabhängenden Kehllappens. »Ich glaube, ich habe noch nie einen echten Truthahn gesehen, außer gebraten auf einer Platte mit Kastanienfüllung und Röstkartoffeln.«

Er blickte mit großem Respekt von dem Truthahn zu ihr und deutete auf das Gewehr.

»Das war ein toller Schuss, Brianna.«

Sie spürte, wie ihre Wangen vor Stolz rot anliefen, und verkniff sich nur mit Mühe ein: »Ach, Mensch, das war doch nichts Besonderes.« Stattdessen begnügte sie sich mit einem schlichten: »Danke.«

Sie wandten sich erneut heimwärts. Roger trug den blutenden Kadaver, den er nach wie vor ein Stück von sich weg hielt.

»Du schießt doch auch noch gar nicht so lange«, sagte Roger, immer noch beeindruckt. »Wie lange ist das jetzt, sechs Monate?«

Sie machte seinen guten Eindruck von ihrer Zielsicherheit nur ungern zunichte, lachte aber, zuckte mit den Achseln und sagte ihm dennoch die Wahrheit.

»Wohl eher sechs Jahre. Eigentlich sogar eher zehn.«

»Häh?«

»Papa - Frank - hat mir das Schießen beigebracht, als ich elf oder zwölf war. Mit dreizehn hat er mir mein erstes Gewehr geschenkt, und als ich fünfzehn war, hat er mich zum Tontaubenschießen mitgenommen, oder im Herbst am Wochenende auf die Tauben- und Wachteljagd.«

Roger betrachtete sie voll Interesse.

»Ich dachte, Jamie hätte es dir beigebracht; ich hatte ja keine Ahnung, dass Frank Randall etwas für den Schießsport übrig hatte.«

»Na ja«, sagte sie gedehnt. »Ich weiß auch gar nicht, ob es so war.«

Er hob fragend seine schwarzen Augenbrauen.

»Oh, er konnte schon schießen«, versicherte sie ihm. »Er war Soldat im Zweiten Weltkrieg. Aber er selbst hat nie viel geschossen; er hat es mir nur gezeigt und mir dann zugesehen. Er hat in seinem ganzen Leben kein Gewehr besessen.«

»Das ist ja merkwürdig.«

»Nicht wahr?« Sie rückte absichtlich dichter an ihn heran und berührte seine Schulter, so dass ihrer beider Schatten erneut verschmolzen; er sah jetzt wie ein zweiköpfiger Oger aus, der ein Gewehr über der Schulter trug und einen dritten, blutigen Kopf in der Hand hielt. »Ich habe mich auch

schon darüber gewundert«, sagte sie, um Beiläufigkeit bemüht. »Nachdem du mir - beim *gathering* diese ganze Geschichte mit seinem Brief erzählt hast.«

Er sah sie scharf an.

»Inwiefern gewundert?«

Sie holte tief Luft und spürte, wie die Leinenbandagen ihr in die Brust kniffen.

»Ich habe mich gefragt, warum ein Mann, der selbst weder Interesse am Reiten, noch am Schießen hatte, solchen Wert darauf gelegt hat, dass seine Tochter beides konnte. Ich meine, es war ja nicht gerade üblich für Mädchen.« Sie versuchte zu lachen. »Jedenfalls nicht in Boston.«

Ein paar Sekunden lang war kein Geräusch zu hören außer dem Schlurfen ihrer Füße im trockenen Laub.

»Himmel«, sagte Roger schließlich leise. »Er hat nach Jamie Fraser Ausschau gehalten. Das stand in seinem Brief.«

»Und er hat einen Jamie Fraser gefunden. Das stand auch darin. Wir wissen nur nicht, ob es der Richtige war.« Sie hielt den Blick auf ihre Füße gerichtet, ständig auf der Hut vor Schlangen. Es gab Mokassinschlangen und Baumklapperschlangen hier im Wald; sie sah sie dann und wann beim Sonnenbaden auf Felsen oder Baumstämmen.

Roger holte tief Luft und hob den Kopf.

»Aye. Und jetzt fragst du dich, was er wohl sonst noch gefunden hat?«

Sie nickte, ohne aufzusehen.

»Vielleicht hat er ja mich gefunden«, sagte sie leise. Ihre Kehle war zugeschnürt. »Vielleicht hat er ja gewusst, dass ich zurückgehen würde, durch die Steine. Aber wenn es so war - hat er mir nichts davon erzählt.«

Er blieb stehen und legte ihr die Hand auf den Arm, um sie zu ihm hinzudrehen.

»Und vielleicht hat er ja auch gar nichts gewusst«, sagte er bestimmt. »Vielleicht hat er nur *gedacht*, dass du es versuchen würdest, falls du je

von Fraser erfuhrst. Und falls du von ihm erfuhrst und gingst... dann wollte er, dass du in der Lage bist, dich zu schützen. Ich würde sagen, ganz gleich, was er gewusst hat, das hat er gewollt; dass du dich schützen kannst.« Er lächelte ein wenig schief. »So, wie du dir wünschst, dass ich mich schützen kann. Aye?«

Sie seufzte tief auf und spürte, wie bei seinen Worten ein Trostgefühl über sie kam. Sie hatte nie daran gezweifelt, dass Frank Randall sie geliebt hatte, während ihrer ganzen Jugendjahre nicht. Sie hatte auch jetzt nicht den Wunsch, daran zu zweifeln.

»Aye«, sagte sie und stellte sich auf die Zehen, um ihn zu küssen.

»Na schön«, sagte er und berührte sanft ihre Brust, dort, wo sich ein kleiner, feuchter Fleck auf dem Wildleder ihres Hemdes zeigte. »Jemmy hat bestimmt Hunger. Komm schon; Zeit, nach Hause zu gehen.«

Sie wandten sich wieder um, stiegen den Berg hinab in das goldene Meer aus Kastanienblättern und sahen zu, wie ihre Schatten ihnen eng umschlungen voraus gingen.

»Meinst du -«, begann sie und zögerte dann. Der eine Schattenkopf wandte sich dem anderen zu, um ihm zuzuhören.

»Meinst du, Ian ist glücklich?«

»Ich hoffe es«, erwiderte er und legte den Arm fester um sie. »Wenn er eine Frau wie dich hat - dann ist er es ganz bestimmt.«

21

Falkenauge

»Halt das vor dein linkes Auge und lies die kleinste Zeile vor, die du noch deutlich erkennen kannst.«

Geduldig hielt sich Roger den Holzlöffel vor das eine Auge und kniff das andere zusammen, während er sich auf das Blatt Papier konzentrierte, das ich an die Küchentür geheftet hatte. Er stand im Eingangsflur, gleich an der Innenseite der Haustür, da der Korridor das einzige Stück Fußboden im Haus war, das länger als sechs Meter war.

»*Et tu, Brute*?«, las er. Er ließ den Löffel sinken, zog eine seiner dunklen Augenbrauen hoch und sah mich an. »Ich habe noch nie einen literarischen Sehtest gemacht.«

»Nun ja, ich fand die ›f-e-5 -z-t-d‹-Reihen der üblichen Tests schon immer ziemlich langweilig«, sagte ich. Ich nahm das Blatt ab und drehte es um. »Das andere Auge, bitte. Was ist die kleinste Zeile, die du noch mühelos lesen kannst?«

Er hielt sich den Löffel vor das andere Auge, blinzelte die fünf handgeschriebenen Zeilen an - deren Größe ich so ebenmäßig wie möglich verringert hatte - und las langsam die dritte Zeile.

»*Esst keine Zwiebeln*. Woher ist das?«

»Shakespeare natürlich«, sagte ich und machte mir eine Notiz. »*Esst keine Zwiebeln noch Knoblauch, denn süß soll euer Atem sein*. Das ist das Kleinste, was du lesen kannst, ja?«

Ich sah, wie sich Jamies Gesichtsausdruck fast unmerklich veränderte. Er und Brianna standen draußen auf der Veranda gleich hinter Roger und beobachteten das Geschehen mit großem Interesse. Brianna stand zu Roger

hinübergebeugt, und ihre Miene war etwas nervös, so als hätte sie ihn am liebsten durch ihre Willenskraft dazu gebracht, die Buchstaben zu lesen.

Jamies Miene dagegen zeigte leichte Überraschung, einen Anflug von Mitleid - und ein unleugbares Aufblitzen der Genugtuung. *Er* konnte offensichtlich die fünfte Zeile ohne Probleme lesen. Sie stammte aus *Julius Caesar*: *Weil er tapfer war, ehr ich ihn; aber weil er herrschsüchtig war, erschlug ich ihn.*

Er spürte meinen Blick, und der Ausdruck verschwand. Sein Gesicht nahm umgehend wieder die übliche Miene gutmütiger Unergründlichkeit an. Ich gab ihm mit zusammengekniffenen Augen zu verstehen, dass er *mich* nicht zum Narren halten konnte, und er wandte den Kopf ab. Sein Mundwinkel zuckte schwach.

»Du kannst gar nichts von der nächsten Zeile lesen?« Wie durch Osmose angezogen, war Brianna dichter an Roger heran getreten. Sie starrte gebannt auf das Papier und sah ihn dann ermutigend an. Auch sie konnte offensichtlich die beiden letzten Zeilen ohne Schwierigkeiten lesen.

»Nein«, sagte Roger kurz angebunden. Er hatte sich auf ihre Bitte hin bereit erklärt, seine Augen von mir untersuchen zu lassen, aber er war offensichtlich nicht besonders glücklich darüber. Er schlug sich ungeduldig mit dem Löffel auf die Handfläche, als könne er es nicht abwarten, die Sache hinter sich zu bringen. »Sonst noch etwas?«

»Nur noch ein paar kleine Übungen«, sagte ich so beruhigend wie möglich. »Komm hier herein, da ist das Licht besser.« Ich legte ihm die Hand auf den Arm und zog ihn auf mein Sprechzimmer zu. Dabei warf ich Brianna und Jamie einen entschlossenen Blick zu. »Brianna, wie wär’s, wenn du schon den Tisch für das Abendessen deckst? Wir brauchen nicht lange.«

Sie zögerte eine Sekunde, doch Jamie berührte ihren Arm und sagte leise etwas zu ihr. Sie nickte, sah Roger erneut mit einem kleinen, nervösen Stirnrunzeln an und ging. Jamie zuckte entschuldigend mit den Achseln und folgte ihr.

Roger stand inmitten des Durcheinanders in meinem Sprechzimmer und sah aus wie ein Bär, der in der Ferne Hunde bellen hört - verärgert und argwöhnisch zugleich.

»Das ist doch wirklich nicht nötig«, sagte er, als ich die Tür schloss. »Ich kann wunderbar sehen. Ich schieße nur einfach noch nicht gut. Mit meinen Augen ist alles in Ordnung.« Dennoch machte er keine Anstalten zu gehen, und der Anflug des Zweifels in seiner Stimme entging mir nicht.

»Davon bin ich fest überzeugt«, sagte ich zuversichtlich. »Lass mich trotzdem einen raschen Blick darauf werfen... es ist wirklich nur Neugier meinerseits...« Ich brachte ihn dazu, sich, wenn auch widerstrebend, zu setzen, und da ich keine Taschenlampe hatte, zündete ich eine Kerze an.

Ich hielt sie ihm dicht vor das Gesicht, um seine Pupillenerweiterung zu überprüfen. Seine Augen hatten eine wunderhübsche Farbe, dachte ich; nicht der geringste Braunstich, sondern ein ganz klares, dunkles Grün. So dunkel, dass sie im Schatten fast schwarz aussahen, im hellen Licht betrachtet jedoch verblüffend intensiv - beinahe smaragdgrün - gefärbt waren. Ein verstörender Anblick für jemanden, der Geilie Duncan gekannt und gesehen hatte, wie ihr Wahnwitz in diesen klaren, grünen Tiefen auflachte. Ich hoffte, dass Roger wirklich nur die *Augen* von ihr geerbt hatte.

Er kniff unwillkürlich die Augen zu, und als sich seine langen, schwarzen Wimpern darüber senkten, verflog die Erinnerung. Diese Augen waren wunderschön - aber voller Ruhe, und ihnen haftete nichts Irres an. Ich lächelte ihm zu, und er erwiderte das Lächeln automatisch, ohne den Grund zu verstehen.

Ich fuhr mit der Kerze vor seinem Gesicht hin und her, auf und ab, nach rechts und links, bat ihn, den Blick dabei auf die Flamme gerichtet zu halten und beobachtete die Veränderungen seiner Augen. Da bei diesem Test keine Antworten von ihm erwartet wurden, entspannte er sich langsam ein wenig, und die Fäuste auf seinen Oberschenkeln lockerten sich allmählich.

»Sehr schön«, sagte ich in leisem, beruhigendem Tonfall. »Ja, so ist es gut... kannst du bitte nach oben schauen? Ja, jetzt nach unten in die Ecke

am Fenster. Mm-hm, ja... Jetzt wieder zu mir. Siehst du meinen Finger? Gut, jetzt mach das linke Auge zu und sag mir, ob sich der Finger bewegt. Mmhmmm...«

Schließlich pustete ich die Kerze aus, richtete mich auf und dehnte leise stöhnend meinen Rücken.

»Und«, sagte Roger betont unbeschwert, »wie lautet Ihr Urteil, Frau Doktor? Soll ich mir einen Blindenstock besorgen?« Er wedelte die dahintreibenden Rauchwölkchen der gelöschten Kerze beiseite und bemühte sich redlich um Beiläufigkeit - nur die leichte Anspannung in seinen Schultern verriet ihn.

Ich lachte.

»Nein, du brauchst vorerst noch keinen Blindenhund und auch keine Brille. Apropos Brille - du sagst, du hast noch nie einen literarischen Sehtest gemacht. Das heißt aber, dass du Sehtests kennst, ja? Hast du als Kind eine Brille getragen?«

Er dachte stirnrunzelnd nach.

»Aye, das habe ich«, sagte er langsam. »Oder besser -« Ein schwaches Grinsen erschien in seinem Gesicht. »Ich *hatte* eine Brille. Oder zwei oder drei. Als ich sieben oder acht war, glaube ich. Sie hat mich furchtbar gestört, und ich habe Kopfschmerzen davon bekommen. Also habe ich sie ständig im Bus vergessen, oder in der Schule oder auf den Felsen am Fluss... Ich kann mich nicht erinnern, sie je länger als eine Stunde am Stück getragen zu haben, und nachdem ich die dritte Brille verloren hatte, hat mein Vater aufgegeben.« Er zuckte mit den Achseln.

»Ehrlich gesagt, hatte ich nie das Gefühl, eine Brille zu brauchen.«

»Tja, das brauchst du auch nicht-jetzt nicht mehr.«

Beim Klang meines Tonfalls sah er verwirrt zu mir herab.

»Was?«

»Du bist links etwas kurzsichtig, aber nicht so sehr, dass es dir echte Probleme bereiten würde.« Ich rieb mir den Nasenrücken, als würde ich

selbst von einer Brille gekniffen. »Lass mich raten - du warst in der Schule gut beim Fußball und beim Hockey, aber nicht beim Tennis.«

Er lachte, und seine Augenwinkel legten sich in Falten.

»Tennis? An der Volksschule in Inverness? Das war für uns ein Sport für die Weichlinge aus dem Süden. Aber ich verstehe, was du meinst - nein, du hast Recht, ich konnte gut Fußball spielen, aber beim Baseball war ich eine Niete. Wieso?«

»Du besitzt kein räumliches Sehvermögen«, sagte ich. »Wahrscheinlich ist das irgendjemandem aufgefallen, als du ein Kind warst, und man hat versucht, es mit Prismengläsern zu korrigieren - aber als du sieben oder acht warst, war es wahrscheinlich schon zu spät«, fügte ich hastig hinzu, als sein Gesicht jeden Ausdruck verlor. »Wenn das funktionieren soll, muss man es sehr früh machen - vor dem fünften Lebensjahr.«

»Kein - räumliches Sehen? Aber kann denn nicht jeder...? Ich meine, meine Augen funktionieren doch beide, oder?« Er machte ein etwas verwirrtes Gesicht. Er blickte auf seine Handfläche hinab und schloss erst ein Auge, dann das andere, als könnte er zwischen den Linien seiner Hand eine Antwort finden.

»Mit deinen Augen ist alles in Ordnung«, versicherte ich ihm. »Es ist nur so, dass sie nicht *zusammen*arbeiten. Das ist eigentlich ein recht verbreitetes Phänomen - und vielen Leuten ist gar nicht klar, dass sie es haben. Aus irgendwelchen Gründen lernt nur bei manchen Leuten das Gehirn nicht, die Bilder der beiden Augen zu einem dreidimensionalen Bild zusammenzufügen.«

»Ich sehe nicht dreidimensional?« Er kniff die Augen fest zusammen und sah mich an, als erwartete er, mich plötzlich platt mit der Wand verschmelzen zu sehen.

»Na ja, ich habe weder die Ausstattung eines Augenarztes -«, ich wies mit einer Handbewegung auf die gelöschte Kerze, den Holzlöffel, die gezeichneten Figuren und die Stöckchen, mit denen ich mir ausgeholfen hatte, »noch bin ich entsprechend ausgebildet. Aber ich bin mir einigermaßen sicher, ja.«

Er hörte schweigend zu, während ich ihm erklärte, was in meiner Macht lag. Was die Schärfe anging, schien seine Sehkraft einigermaßen normal zu sein. »Und sehr wahrscheinlich kannst du ganz normal schießen lernen; die meisten Männer, die ich sehe, schließen beim Schießen sowieso ein Auge. Aber es könnte sein, dass es dir Probleme bereitet, bewegte Ziele zu treffen. Du kannst zwar sehen, worauf du zielst - aber ohne räumliches Sehvermögen kannst du möglicherweise nicht genau bestimmen, wo es sich befindet, um es dann zu treffen.«

»Verstehe«, sagte er trocken. »Wenn es also zum Kampf kommt, verlasse ich mich besser auf die gute, alte Prügelei, ja?«

»Meiner bescheidenen Erfahrung mit schottischen Auseinandersetzungen nach«, sagte ich genauso trocken, »sind die meisten Kämpfe sowieso Prügeleien. Gewehre oder Pfeile benutzt man nur, wenn man vorhat, jemanden zu ermorden - und in diesem Fall ist normalerweise ein Messer die bevorzugte Waffe. Jamie sagt, das ist viel zuverlässiger.«

Er gab ein leises, belustigtes Grunzen von sich, sagte aber nichts mehr. Er saß still da und dachte über meine Worte nach, während ich die Unordnung beseitigte, die von der heutigen Sprechstunde zurückgeblieben war. Ich konnte es in der Küche rumpeln und scheppern hören, und die Geräusche heißen Fettes schwebten gemeinsam mit dem verlockenden Aroma von gebratenen Zwiebeln und Speck durch den Flur.

Es würde eine hastige Mahlzeit werden; Mrs. Bug war den ganzen Tag mit den Vorbereitungen für die Milizexpedition beschäftigt gewesen. Doch selbst Mrs. Bugs bescheidenste Anstrengungen waren immer noch eine Gaumenfreude.

Gedämpfte Stimmen drangen durch die Wand - Jemmy heulte plötzlich auf, dann ein kurzer Ausruf von Brianna, ein anderer von Lizzie, gefolgt von Jamies tiefer Stimme - offenbar tröstete er das Baby, während Brianna und Lizzie sich um das Abendessen kümmerten.

Roger hörte sie auch; ich sah, wie sich sein Kopf den Geräuschen zuwendete. »Was für eine Frau«, sagte er mit einem langsamen Lächeln. »Sie kann es umbringen *und* kochen. Sieht so aus, als wäre das ein Glück«,

fügte er reumütig hinzu. »Ich werde ja offensichtlich nicht viel Fleisch auf den Tisch bringen.«

»Pah«, sagte ich energisch, um seine selbstmitleidigen Anwandlungen im Keim zu ersticken. »Ich habe im Leben noch nichts geschossen, und ich bringe täglich Essen auf diesen Tisch. Wenn du wirklich das Gefühl hast, etwas umbringen zu müssen, dann haben wir genug Hühner, Gänse und Schweine. Und wenn es dir gelingt, die verfluchte weiße Sau zu fangen, bevor sie das Fundament komplett untergräbt, wirst du der Held des Tages sein.«

Das brachte ihn zum Lächeln, wenn auch noch mit einer Spur von Ironie.

»Ich gehe davon aus, dass sich mein Selbstwertgefühl wieder erholen wird, mit oder ohne Schweine«, sagte er. »Das Schlimmste wird sein, es den Scharfschützen zu erklären -« Er wies mit einem Ruck seines Kopfes zur Wand, hinter der sich Briannas Stimme mit Jamies in einem gedämpften Gespräch abwechselte. »Sie werden sehr nett zu mir sein - so, wie man mit jemandem umgeht, dem ein Fuß fehlt.«

Ich lachte, wischte meinen Mörser ab und reckte mich, um ihn im Schrank zu verstauen.

»Brianna macht sich nur Sorgen um dich, weil es diesen Ärger mit den Regulatoren gibt. Aber Jamie glaubt nicht, dass es Ernst wird; die Wahrscheinlichkeit, dass du auf jemanden schießen musst, ist nur gering. Außerdem können Raubvögel auch nicht räumlich sehen«, fügte ich an. »Bis auf Eulen. Für Falken und Adler ist es unmöglich; ihre Augen sind auf beiden Seiten des Kopfes. Sag Brianna und Jamie einfach, ich hätte gesagt, du hast Augen wie ein Falke.«

Er lachte schallend, stand auf und klopfte sich den Staub von den Rockschößen.

»Gut, das mache ich.« Er wartete auf mich und hielt mir die Tür zum Flur auf. Doch als ich sie erreichte, legte er mir die Hand auf den Arm, um mich aufzuhalten.

»Diese Sache mit dem räumlichen Sehen«, sagte er mit einer vagen Geste in Richtung seiner Augen. »Ich nehme an, sie ist angeboren?«

Ich nickte.

»Ja, mit ziemlicher Sicherheit.«

Er zögerte, und es war deutlich, dass er nicht wusste, wie er das, was er sagen wollte, formulieren sollte.

»Heißt das - es ist erblich? Mein Vater war bei der Royal Air Force; er kann es bestimmt nicht gehabt haben - aber meine Mutter hat eine Brille getragen. Sie hat sie an einer Kette um den Hals getragen; ich kann mich daran erinnern, wie ich damit gespielt habe. Ich meine, ich könnte mein Augenproblem von ihr haben.«

Ich schürzte die Lippen und versuchte, mir ins Gedächtnis zu rufen, was ich - wenn überhaupt - über das Thema erblicher Sehfehler gelesen hatte, aber mir fiel nichts Konkretes ein.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich schließlich. »Es könnte sein. Vielleicht aber auch nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Machst du dir Sorgen wegen jemmy?«

»Oh.« Ein schwacher Ausdruck der Enttäuschung überzog sein Gesicht, obwohl er ihn hastig unterdrückte. Er lächelte mich verlegen an.

»Nein, keine Sorgen. Ich dachte nur - wenn es erblich wäre und der kleine Mann es auch bekäme... dann wüsste ich Bescheid.«

Der Flur war mit den würzigen Düften von Eichhörncheneintopf und frischem Brot erfüllt, und ich hatte einen Bärenhunger, aber ich blieb stehen und starrte zu ihm hinauf.

»Nicht, dass ich es ihm wünschen würde«, sagte Roger schnell, als er mein Gesicht sah. »Wirklich nicht. Nur, wenn es so wäre...« Er brach ab und wandte schluckend den Blick ab. »Hör mal, sag Brianna nicht, dass mir dieser Gedanke gekommen ist, bitte.«

Ich berührte leicht seinen Arm.

»Ich glaube, dass sie es verstehen würde. Dass du dir Gewissheit wünschst.«

Er warf einen Blick zur Küchentür, hinter der sich Briannas Stimme erhob und zu Jemmys lautstarkem Vergnügen »Clementine« sang.

»Sie würde es vielleicht verstehen«, sagte er. »Das heißt aber nicht, dass sie es auch gern hören würde.«

22

Das flammende Kreuz

Die Männer waren fort. Jamie, Roger, Mr. Chisholm und seine Söhne, die Gebrüder MacLeod... sie alle waren vor Tagesanbruch verschwunden, und die einzige Spur, die sie hinterlassen hatten, waren die chaotischen Überreste eines hastigen Frühstücks und eine Ansammlung schmutziger Fußabdrücke auf der Eingangsschwelle.

Jamie bewegte sich so leise, dass er mich nur selten weckte, wenn er unser Bett verließ, um sich im Dunkel vor der Dämmerung anzukleiden. Allerdings beugte er sich normalerweise über mich, um mir einen Abschiedskuss zu geben und mir eine rasche Liebkosung ins Ohr zu flüstern, so dass ich seine Berührung und seinen Geruch zurück in meine Träume mitnehmen konnte.

Heute Morgen hatte er mich nicht geweckt.

Diese Aufgabe hatte er den kundigen Händen eines Rudels halbwüchsiger Chisholms und MacLeods überlassen, die kurz nach Anbruch der Dämmerung direkt unter meinem Fenster eine lautstarke Auseinandersetzung austrugen.

Im ersten Moment verwirrt durch die Rufe und Schreie, war ich abrupt erwacht, und meine Hände hatten automatisch nach Schwamm und Sauerstoffmaske, Injektionsnadel und Alkohol getastet, während ich die Notaufnahme eines Krankenhauses lebhaft vor mir sah. Dann holte ich Luft und roch Holzrauch, kein Äthanol. Ich schüttelte den Kopf und betrachtete blinzelnd die zerwühlte, blaugelbe Quiltdecke, die friedlichen Reihen der Kleider an ihren Haken und das klare, blasse Winterlicht, das durch die halb geöffneten Fensterläden fiel. Zuhause. Ich war zu Hause in Fraser’s Ridge.

Unten flog krachend eine Tür auf, und der Lärm verstummte augenblicklich, gefolgt von raschelnden Fluchtgeräuschen, die von gedämpftem Kichern begleitet wurden.

»Mmmpfm!«, sagte Mrs. Bugs Stimme voll grimmiger Genugtuung, weil es ihr gelungen war, die Unruhestifter aufzumischen. Die Tür schloss sich, und hölzernes Hämmern und metallenes Scheppern zeigten mir an, dass unter mir die Aktivitäten des Tages begannen.

Als ich kurz darauf hinunterging, traf ich die gute Frau dabei an, wie sie gleichzeitig Brot röstete, Kaffee kochte, Porridge zubereitete und sich beim Aufräumen der Hinterlassenschaft der Männer beschwerte. Nicht über die Unordnung - was konnte man von Männern schon anderes erwarten? -, sondern vielmehr darüber, dass Jamie sie nicht geweckt hatte, um ihnen ein anständiges Frühstück zu machen.

»Wie soll Ehrwürden denn so zurechtkommen?«, fragte sie bestimmt und schwang tadelnd die Toastgabel in meine Richtung. »So ein großer, kräftiger Mann, und jetzt ist er da draußen unterwegs und hat nichts als einen Schluck Milch und ein altes Brötchen im Bauch?«

Ein verquollener Blick auf das Durcheinander aus Krümeln und schmutzigem Geschirr erweckte bei mir eher den Eindruck, dass Ehrwürden und seine Mannen mindestens zwei Dutzend Maismuffins und ein ganzes Brot auf dem Gewissen hatten, dazu ein gutes Pfund frische Butter, ein Glas Honig und die gesamte Milch des morgendlichen Melkens.

»Ich glaube nicht, dass er Hunger leiden wird«, murmelte ich und pickte mit dem Zeigefinger einen Krümel auf. »Ist der Kaffee schon fertig?«

Der Großteil der größeren Chisholm- und MacLeodkinder verbrachte die Nächte in Decken oder alte Tücher gewickelt am Herdfeuer. Sie waren schon auf den Beinen, ihre Bettdecken hinter der Kaminbank aufgetürmt. Als jetzt Essensgerüche das Haus zu durchwehen begannen, drangen murmelnde Geräusche durch die Wände und die Treppe herab, während die Frauen sich ankleideten und sich um die Babys und Kleinkinder kümmerten. Eine Schar kleiner Gesichter kehrte nach und nach von draußen zurück und lugte hungrig um die Ecke.

»Habt ihr eure Dreckspfoten gewaschen, ihr gottlosen Geschöpfe?«, wollte Mrs. Bug bei ihrem Anblick wissen. Sie wies mit dem Porridgelöffel auf die Bänke entlang des Tisches. »Wenn ja, dann kommt herein und setzt euch. Aber putzt euch ja die schmutzigen Füße ab!«

In Sekundenschnelle waren die Bänke und Stühle besetzt, und Mrs. Chisholm, Mrs. MacLeod und Mrs. Aberfeldy sahen sich gähnend und blinzelnd unter ihren Sprösslingen um, wünschten mir und einander murmelnd und kopfnickend einen guten Morgen, zupften hier ein Halstuch und da einen Hemdschoß gerade und benutzten ihre speichelfeuchten Daumen, um einem kleinen Jungen die abstehenden Haare an den Kopf zu kleben oder einem kleinen Mädchen einen Fleck aus dem Gesicht zu wischen.

Angesichts eines halben Dutzends hungrig aufgesperrter Mäuler war Mrs. Bug in ihrem Element. Sie hüpfte unablässig zwischen Herd und Tisch hin und her, und als ich ihr dabei zusah, kam mir der Gedanke, dass sie in einem früheren Leben eine Wachtel gewesen sein musste.

»Habt Ihr Jamie aufbrechen sehen?«, fragte ich, als sie kurz stehen blieb, um sämtliche Tassen nachzufüllen, in der anderen Hand eine große, noch ungebratene Wurst.

»Nein, nichts dergleichen.« Sie schüttelte den Kopf mit seinem ordentlichen, weißen Häubchen. »Ich habe nicht das Geringste davon mitbekommen. Ich habe gehört, wie mein alter Herr vor der Dämmerung aufgestanden ist, aber ich dachte, er ginge nur zum Abort, denn er stört mich nicht gern mit dem Lärm vom Nachttopf. Aber er ist nicht zurück gekommen, und als ich ganz wach war, waren sie alle fort. Ah! Hör sofort auf damit!«

Aus dem Augenwinkel sah sie eine Bewegung und hieb einem sechsjährigen MacLeodjungen die Wurst über den Schädel, woraufhin er abrupt seine Finger aus dem Marmeladenglas zog.

»Vielleicht sind sie ja auf die Jagd gegangen«, sagte Mrs. Aberfeldy schüchtern, während sie das kleine Mädchen auf ihrem Knie löffelweise mit Porridge fütterte. Sie war kaum neunzehn, und aus Respekt vor den älteren Frauen sagte sie nur selten etwas.

»Sie sollten besser nach Siedlungsplätzen und nach Bauholz jagen«, sagte Mrs. MacLeod und hob sich ein Baby an die Schulter, um ihm den Rücken zu klopfen. Sie schob sich eine ergrauende Haarsträhne aus dem Gesicht und lächelte mich ironisch an. »Nichts gegen Eure Gastfreundschaft, Mrs. Fraser, aber ich möchte den Winter lieber nicht unter Euren Füßen verbringen. Geordie! Lass die Zöpfe deiner Schwester in Ruhe, oder du wirst dir wünschen, du hättest es getan!«

Da ich so früh am Morgen noch nicht in Hochform war, lächelte ich vor mich hin und murmelte höflich etwas Unverständliches. Auch ich brannte nicht darauf, einen ganzen Winter lang fünf oder zehn zusätzliche Leute in meinem Haus zu beherbergen, aber ich bezweifelte, dass es sich vermeiden ließ.

Der Brief des Gouverneurs hatte wenig Spielraum für Interpretationen gelassen; alle gesunden Männer im Hinterland mussten sich als Milizionäre mustern lassen und sich Mitte Dezember in Cross Creek melden. Das ließ nicht viel Zeit zum Hausbau. Dennoch hoffte ich, dass Jamie etwas einfallen würde, wie sich die Überfüllung lindern ließ; Adso, das Kätzchen, hatte sich vorübergehend in einem Schrank in meinem Sprechzimmer einquartiert, und die Szene in der Küche nahm mit rasender Geschwindigkeit ihre tägliche Ähnlichkeit mit einem Gemälde von Hieronymus Bosch an.

Wenigstens hatte die voll gestopfte Küche ihre frühmorgendliche Kühle verloren und war jetzt angenehm warm und laut. Angesichts der Menschenmassen dauerte es jedoch einige Zeit, bevor ich bemerkte, dass nicht nur drei junge Mütter anwesend waren, sondern vier.

»Wo kommst du denn her?«, fragte ich erstaunt beim Anblick meiner Tochter, die in der Ecke der Kaminbank benommen unter einer Decke hockte.

Brianna blinzelte schläfrig und verlagerte Jemmy, der hochkonzentriert an ihrer Brust trank, ohne die Menge zu beachten.

»Die Muellers sind mitten in der Nacht aufgetaucht und haben bei uns an die Tür gehämmert«, sagte sie gähnend. »Acht Mann hoch. Sie konnten

nicht viel Englisch, aber ich *glaube*, sie haben gesagt, Pa hat sie rufen lassen.«

»Wirklich?« Ich griff nach einem Stück Rosinenkuchen, das ich einem der kleinen Chisholms knapp vor der Nase wegschnappte. »Sind sie noch da?«

»Hm-mm. Danke, Mama.« Sie streckte die Hand nach dem Kuchenstück aus, das ich ihr entgegen hielt. »Ja. Pa ist im Stockfinsteren gekommen und hat Roger aus dem Bett gezerrt, aber die Muellers schien er noch nicht zu brauchen. Als Roger fort war, ist einer von ihnen, ein großer, alter Kerl, aufgestanden, hat ›*Darf ich, Fräulein*?‹ gesagt und sich neben mich gelegt.« Ihre Wangen liefen zartrosa an. »Also habe ich mir gedacht, ich stehe lieber auf und komme zu euch.«

»Oh«, sagte ich und verkniff mir ein Lächeln. »Das war dann wohl Gerhard.« Der alte Bauer war ausgesprochen praktisch veranlagt und konnte sich wohl keinen Grund vorstellen, warum er seine betagten Knochen auf einen harten Dielenboden legen sollte, wenn doch Platz in einem Bett war.

»Ich nehme es an«, sagte sie undeutlich, den Mund voller Kuchen. »Wahrscheinlich ist er ja harmlos, aber trotzdem...«

»Nun, zumindest dürfte er *dir* nicht gefährlich werden«, pflichtete ich ihr bei. Gerhard Mueller war der Patriarch einer großen, deutschen Familie, die zwischen Fraser's Ridge und der Herrnhutersiedlung in Salem lebte. Er war Ende siebzig, aber alles andere als harmlos.

Ich dachte bedächtig kauend daran zurück, wie Jamie mir die Skalps beschrieben hatte, die an Gerhards Scheunentor genagelt waren. Frauenskalps mit langem, dunklem, seidigem Haar, dessen Spitzen sich im Wind hoben. *Als wären es lebendige Wesen*, hatte er gesagt, und sein Gesicht hatte bei dieser Erinnerung bestürzt ausgesehen. *Wie ans Holz genagelte Vögel*. Und dann der weiße Skalp, den Gerhard mir gebracht hatte, in Leinen gewickelt und blutbefleckt. Nein, nicht harmlos. Ich schluckte, und der Kuchen klebte mir trocken in der Kehle.

»Harmlos oder nicht, sie haben bestimmt Hunger«, sagte Mrs. Chisholm praktisch. Sie bückte sich und sammelte ein Maisstrohpüppchen, eine

nasse Windel und ein sich windendes Kleinkind ein, wobei sie es irgendwie schaffte, eine Hand für ihren Kaffee frei zu behalten. »Am besten schaffen wir hier Ordnung, bevor die Deutschen das Essen wittern und an die Tür hämmern.«

»Haben wir denn noch etwas für sie?«, sagte ich und versuchte nervös, mir ins Gedächtnis zu rufen, wie viele Schinken wir noch im Räucherschuppen hatten. Nach zwei Wochen der Gastfreundschaft schwanden unsere Vorräte mit alarmierender Geschwindigkeit dahin.

»Natürlich haben wir das«, sagte Mrs. Bug energisch, während sie ihre Wurst kleinschnitt und die Scheiben auf das brutzelnde Bratblech warf. »Lasst mich hier nur fertig machen, und dann könnt Ihr sie zum Frühstück kommen lassen. Du, *a muirninn*«, sie klopfte einem etwa achtjährigen Mädchen mit dem Küchenschieber auf den Kopf. »Lauf in den Gemüsekeller und hol mir eine Schürze voll Kartoffeln. Deutsche mögen Kartoffeln.«

Als ich mit meinem Porridge fertig war und damit anfing, die Schüsselchen zum Spülen einzusammeln, hatte Mrs. Bug bereits den Besen in der Hand und fegte mit rücksichtsloser Effizienz die Kinder mit den Abfällen zur Tür hinaus, während sie einen ganzen Strom von Befehlen an Lizzie und Mrs. Aberfeldy-Ruth, so hieß sie-austeilte, die sie als Hilfsköche verpflichtet zu haben schien.

»Soll ich helfen...«, setzte ich ausgesprochen schwach an, doch Mrs. Bug schüttelte den Kopf und schwenkte den Besen.

»Denkt erst gar nicht daran, Mrs. Fräser!«, sagte sie. »Ihr habt gewiss genug zu tun, und - halt, mit diesen Schmutzschuhen kommt Ihr mir nicht in meine schöne, saubere Küche! Hinaus, hinaus, und putzt sie Euch ab, bevor Ihr auf die Idee kommt, hier einzutreten!«

Gerhard Mueller stand in der Tür, gefolgt von seinen Söhnen und Neffen, und machte ein verblüfftes Gesicht. Mrs. Bug, die sich weder von der Tatsache beirren ließ, dass er sie um mehr als dreißig Zentimeter überragte, noch davon, dass er kein Englisch sprach, verkniff das Gesicht und piekste ihn fest mit dem Besen in die Schuhe.

Ich winkte den Muellers grüßend zu, dann ergriff ich die Gelegenheit und entfloh.

Um der Menge im Haus aus dem Weg zu gehen, wusch ich mich draußen am Brunnen, dann ging ich zu den Schuppen und beschäftigte mich damit, eine Bestandsaufnahme zu machen. Die Lage war nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte; wir hatten genug, um den Winter - bei sorgsamer Einteilung - zu überstehen, wenn ich auch sehen konnte, dass man Mrs. Bug ein wenig auf ihre großzügigen Finger schauen musste.

Neben den sechs Schinken hingen noch viereinhalb Speckseiten im Räucherhaus, dazu ein Wandbord mit getrocknetem Wild und die Hälfte eines relativ frisch erlegten Hirsches. Ich wandte den Blick zu den rußgeschwärzten Deckenbalken empor, die mit Bündeln getrockneter Räucherfische behängt waren, aufgespalten und steif wie die Blütenblätter großer, hässlicher Blumen.

Außerdem hatten wir zehn Fässer Pökelfisch und vier mit gepökeltem Schweinefleisch. Ein Steingutfass mit Schmalz, ein weiteres mit feinem Schichtschmalz, ein drittes mit Sülze - allerdings hatte ich meine Zweifel, was diese betraf.

Ich hatte sie nach Anleitung einer der Muellerfrauen hergestellt, die Jamie mir übersetzt hatte, aber ich hatte noch nie Sülze gesehen und war mir daher nicht ganz sicher, ob sie so aussehen sollte. Ich hob den Deckel und schnupperte vorsichtig daran, aber die Sülze roch gut; leicht würzig nach Knoblauch und Pfeffer, ohne den leisesten Hauch von Fäulnis. Vielleicht würden wir ja nicht an Ptomainvergiftung sterben, obwohl ich vorhatte, Gerhard Mueller als Ersten davon probieren zu lassen.

»Wie kannst du den alten Verbrecher nur in deinem Haus dulden?«, hatte Marsali gefragt, als Gerhard vor ein paar Monaten mit einem seiner Söhne zu uns geritten kam. Fergus hatte ihr die Geschichte mit den Indianerfrauen erzählt, und sie betrachtete die Deutschen voll Entsetzen und Abneigung.

»Und was soll ich deiner Meinung nach tun?«, hatte Jamie seinerseits gefragt und den Löffel über seinem Teller schweben lassen. »Soll ich die Muellers umbringen - und zwar alle, denn wenn ich Gerhard erledige, muss ich sie alle erledigen-und ihre Haare an *meine* Scheune nageln?« Sein Mund zuckte leicht. »Ich glaube, das würde der Kuh die Milch verderben. Jedenfalls würde es mir die Lust am Melken verderben.«

Marsalis Augenbrauen kräuselten sich, aber so leicht ließ sie sich nicht entwaffnen.

»Das vielleicht nicht«, sagte sie. »Aber du lässt sie in dein Haus und empfängst sie als Freunde!« Sie blickte stirnrunzelnd von Jamie zu mir. »Die Frauen, die er umgebracht hat - *sie* waren doch auch eure Freunde, oder nicht?«

Ich wechselte einen Blick mit Jamie und zuckte mit den Achseln. Er schwieg ein paar Sekunden, um seine Gedanken zu sammeln, und rührte dabei langsam in seiner Suppe. Dann legte er den Löffel hin und sah sie an.

»Was Gerhard getan hat, war furchtbar«, sagte er schlicht. »Aber es war für ihn ein Racheakt; da er in dem Glauben war, sie hätten mit dem Tod seiner Familie zu tun, blieb ihm nichts anderes übrig. Würde es die Sache für mich besser machen, wenn ich mich ebenfalls an ihm rächte?«

»Non«, sagte Fergus überzeugt. Er legte Marsali die Hand auf den Arm und unterband ihre nächste Bemerkung, wie auch immer sie gelautet hätte. Er sah grinsend zu ihr auf. »Natürlich halten Franzosen sowieso nichts von Rache.«

»Bis auf den einen oder anderen vielleicht«, murmelte ich, denn mir fiel der Comte St. Germain ein.

Aber Marsali gab sich nicht so leicht geschlagen.

»Hmpf«, sagte sie. »Was du meinst, ist, dass es nicht die *Deinen* waren, nicht wahr?« Als sie sah, wie Jamie verblüfft die Augenbrauen hochzog, ging sie noch weiter. »Die ermordeten Frauen. Aber wenn es deine Familie wäre? Wenn es zum Beispiel Lizzie, Brianna und ich gewesen wären?«

»Genau darauf«, sagte Jamie ruhig, »will ich ja hinaus. Es *war* Gerhards Familie.« Er schob seinen Stuhl vom Tisch zurück, stand auf und ließ die Hälfte seiner Suppe stehen. »Bist du fertig, Fergus?«

Fergus zog eine Augenbraue hoch und sah ihn an, dann ergriff er seine Suppenschale und trank sie leer. Sein Adamsapfel hüpfte in seinem langen, braunen Hals auf und ab.

»*Oui*«, sagte er und wischte sich den Mund am Ärmel ab. Er stand auf und tätschelte Marsali den Kopf, dann zupfte er eine Strähne ihres strohblonden Haars aus ihrem Häubchen. »Mach dir keine Sorgen, *chérie* - auch wenn ich nichts von Rache halte; wenn sich jemand an deinem Haar vergreifen sollte, verspreche ich dir, dass ich einen Tabaksbeutel aus seinem Skrotum mache. Und dein Papa wird sich mit den Gedärmen des Übeltäters die Schuhe zubinden.«

Marsali gab ein leises, ebenso verärgertes wie belustigtes *Pfft*! von sich und schlug nach seiner Hand, und damit war das Thema Gerhard Mueller erledigt.

Ich hob das schwere Sülzefässchen an und stellte es neben die Tür des Räucherhauses, um es nicht zu vergessen, wenn ich zum Haus zurück ging. Ich fragte mich, ob Gerhards Sohn Frederick wohl auch mitgekommen war - sehr wahrscheinlich; der Junge war noch keine zwanzig, ein Alter, in dem er wohl kaum bereit war, etwas auszulassen, was ein Abenteuer zu werden versprach. Es waren Fredericks junge Frau Petronella und ihr Baby gewesen, die gestorben waren - an den Masern, auch wenn Gerhard die Infektion für einen Fluch gehalten hatte, den die Tuscarora ihnen mit Absicht auferlegt hatten.

Hatte Frederick schon eine neue Frau gefunden?, fragte ich mich. Sehr wahrscheinlich. Doch wenn nicht... unter den neuen Pächtern waren zwei Mädchen um die sechzehn. Vielleicht plante Jamie, sie schnell zu verheiraten? Und dann war da noch Lizzie...

Der Maisspeicher war zu mehr als drei Vierteln voll, obwohl die Menge des Mäusekots draußen auf dem Boden Besorgnis erregend war. Adso wuchs zwar schnell, aber vielleicht nicht schnell genug; er hatte gerade die Größe einer durchschnittlichen Ratte. Mehl - das war etwas wenig, nur

acht Säcke. Möglicherweise standen aber noch welche in der Mühle; ich musste Jamie fragen.

Säcke mit Reis und getrockneten Bohnen, scheffelweise Hickorynüsse, Butternüsse und schwarze Walnüsse. Berge von getrockneten Kürbissen, Jutesäcke voll Hafer- und Maisschrot, und viele Gallonen Apfelcidre und Cidreessig. Ein Fässchen gesalzene Butter, ein weiteres mit frischer Butter, und ein Korb mit kugelförmigen Ziegenkäselaiben, die ich gegen einen Scheffel Brombeeren und einen Scheffel wilde Johannisbeeren eingetauscht hatte. Den Rest der Beeren hatte ich genau wie die wilden Trauben sorgsam getrocknet oder zu Marmelade verkocht, die in der Vorratskammer versteckt war, wo sie - so hoffte ich - vor den Übergriffen der Kinderhände sicher war.

Der Honig. Ich blieb stehen und spitzte die Lippen. Ich hatte fast neunzig Liter gereinigten Honig und vier große Steinguttöpfe mit Honigwaben, die ich meinen Bienenstöcken entnommen hatte und die jetzt darauf warteten, eingeschmolzen und zu Bienenwachskerzen verarbeitet zu werden. Wir bewahrten ihn in der eingezäunten Höhle auf, die uns als Stall diente, um ihn vor den Bären zu schützen. Doch er war nicht sicher vor den Kindern, die abgestellt worden waren, die Kühe und Schweine im Stall zu füttern. Ich hatte zwar noch keine verräterischen, klebrigen Finger oder Gesichter gesehen, doch es würde wohl besser sein, vorbeugende Maßnahmen zu ergreifen.

Angesichts unserer Fleisch- und Mehlvorräte und unserer kleinen Molkerei sah es also nicht danach aus, als drohte uns in diesem Winter Hunger. Was mir jetzt noch Sorgen machte, war die kleinere, aber dennoch wichtige Gefahr durch Vitaminmangel. Ich warf einen Blick auf den Kastanienhain, dessen Äste jetzt vollständig kahl waren. Es würde gute vier Monate dauern, bis wir wieder frisches Grün zu sehen bekamen, wenn ich auch noch Rüben und reichlich Kohl im Boden hatte.

Der Kartoffelkeller war beruhigend gefüllt und duftete aromatisch nach dem Erdgeruch der Kartoffeln, dem scharfen Aroma von Zwiebeln und Karotten und dem angenehm neutralen Duft der Rübchen. An der Rückwand standen zwei große Fässer mit Äpfeln - und ich sah, dass mehrere Paare kleiner Fußspuren darauf zuliefen.

Ich blickte zur Decke. Große Büschel wilder Trauben hingen an den Deckenbalken, wo sie langsam zu Rosinen trockneten. Sie waren zwar noch da, aber die niedriger hängenden, leichter erreichbaren Trauben bestanden nur noch aus nackten Stielen. Vielleicht brauchte ich mir ja doch keine Sorgen um Skorbut zu machen.

Ich wanderte zum Haus zurück und versuchte dabei, mir auszurechnen, wie viele Vorräte Jamie und seine Miliz mitnehmen mussten und wie viel für die Frauen und Kinder übrig blieb. Unmöglich zu sagen; es würde zum Teil davon abhängen, wie viele Männer er zusammentrommelte, und davon, was diese wiederum mitbrachten. Doch er war zum Oberst ernannt worden; die Verantwortung für die Verpflegung der Männer seiner Kompanie war in erster Linie seine Sache. Eine Erstattung der Kosten - falls es sie geben würde - würde später durch die Abgeordnetenversammlung erfolgen.

Nicht zum ersten Mal wünschte ich mir von ganzem Herzen, ich wüsste mehr. Wie lange mochte die Abgeordnetenversammlung noch ein funktionierendes Organ bleiben?

Brianna war draußen am Brunnen und umrundete ihn ein ums andere Mal, einen nachdenklichen Ausdruck auf der gerunzelten Stirn.

»Rohre«, sagte sie ohne Einleitung. »Stellt man heutzutage Rohrleitungen aus Metall her? Bei den Römern gab es sie, aber-«

»In Paris und Edinburgh habe ich Fallrohre aus Metall gesehen«, sagte ich. »Also gibt es sie. Ich glaube aber nicht, dass ich in den Kolonien schon einmal so etwas gesehen habe. Und wenn, dann sind sie mit Sicherheit furchtbar teuer.« Von den allereinfachsten Dingen wie Hufeisen einmal abgesehen, mussten alle Schmiedewaren aus Britannien importiert werden, genau wie alle anderen Metalle wie Kupfer, Messing und Blei.

»Hm. Zumindest werden sie wissen, was es ist.« Sie kniff die Augen zusammen, während sie die Steigung zwischen dem Brunnen und dem Haus berechnete, dann schüttelte sie den Kopf und seufzte. »Eine Pumpe kann ich, glaube ich, bauen. Das Wasser ins Haus zu bekommen, ist etwas anderes.« Sie gähnte plötzlich und kniff die Augen zu, die im Sonnenschein leicht tränten. »Gott, ich bin so müde, dass ich gar nicht

richtig denken kann. Jemmy hat die ganze Nacht gejammert, und als er endlich eingeschlafen war, sind die Muellers aufgetaucht - ich glaube nicht, dass ich überhaupt geschlafen habe.«

»An das Gefühl kann ich mich erinnern«, sagte ich mitfühlend - und grinste.

»War ich ein sehr unleidliches Baby?«, fragte Brianna und grinste ebenfalls.

»Sehr«, versicherte ich ihr und wandte mich dem Haus zu. »Und wo ist deins?«

»Er ist bei -«

Brianna erstarrte und klammerte sich an meinen Arm.

»Was -«, sagte sie. »Was in Gottes Namen ist denn *das*?«

Ich drehte mich um, und mein Magen verkrampfte sich vor Schreck.

»Es ist doch ganz offensichtlich, was es ist«, sagte ich und schritt langsam darauf zu. »Die Frage ist-warum?«

Es war ein Kreuz. Ein ziemlich großes Kreuz, zusammen gefügt aus Kiefernästen, die von ihren Zweigen befreit und mit Seilen zusammen gebunden waren. Es war fest in den Boden unseres Hofes gerammt, neben der großen Fichte, die das Haus beschützte.

Es war etwas über zwei Meter hoch, die Äste dünn, aber stabil. Es war nicht massiv oder aufdringlich - und doch schien seine stumme Präsenz den Platz zu dominieren, so ähnlich, wie ein Tabernakel eine Kirche dominiert. Allerdings schien es weder ehrfürchtig noch schützend zu wirken. Eigentlich war es sogar verdammt gespenstisch.

»Veranstalten wir hier einen Open-Air-Gottesdienst?« Briannas Mund zuckte, und sie versuchte, es ins Lächerliche zu ziehen. Das Kreuz war ihr genauso unheimlich wie mir.

»Nicht, dass ich wüsste.« Ich wanderte langsam um das Kreuz herum und betrachtete es von oben bis unten. Jamie hatte es gebaut - das konnte ich an der Qualität seiner Machart erkennen. Die Äste, die er ausgewählt hatte, waren so gerade und symmetrisch wie eben möglich, und er hatte sie

sorgfältig beschnitten und die Enden angespitzt. Der Querbalken war ordentlich eingekerbt, um sich dem aufrechten Balken anzupassen, und das Seil mit seemännischer Präzision über Kreuz darum geschlungen.

»Vielleicht stiftet Pa ja seine eigene Religion.« Brianna zog eine Augenbraue hoch; auch sie erkannte seine Handschrift.

Mrs. Bug kam plötzlich um die Hausecke gebogen, eine Schüssel Hühnerfutter in den Händen. Bei unserem Anblick bremste sie abrupt, und ihr Mund öffnete sich spontan. Ich machte mich instinktiv auf ihren Wortschwall gefasst und hörte Brianna leise kichern.

»Och, da seid Ihr ja, Ma'am! Gerade habe ich noch zu Lizzie gesagt, was für eine Schande es ist, einfach nicht zu glauben, dass diese Bälger durch sämtliche Stockwerke toben und im ganzen Haus ihren Dreck hinterlassen, sogar in Myladys eigenem Arbeitszimmer, und sie hat zu mir gesagt, unsere Lizzie -«

»In meinem Sprechzimmer? Was? Wo? Was haben sie angestellt?« Ohne einen weiteren Gedanken an das Kreuz zu verschwenden, hastete ich bereits auf das Haus zu. Mrs. Bug folgte mir auf den Fersen und redete pausenlos weiter.

»Ich habe zwei von den kleinen Teufeln dabei erwischt, wie sie dort drinnen mit Euren schönen blauen Flaschen und einem Apfel Kegeln gespielt haben, und natürlich habe ich ihnen ein paar Ohrfeigen verpasst, dass ihnen jetzt noch die Ohren sausen, den bösartigen Kreaturen, und dann lassen sie auch noch das gute Essen liegen und verderben, und -«

»Mein Brot!« Ich war im Eingangsflur angelangt, und als ich jetzt die Tür des Sprechzimmers aufwarf, fand ich es blitzsauber vor - inklusive der Arbeitsfläche, auf der ich meine jüngsten Penizillinexperimente ausgebreitet hatte. Jetzt war sie vollkommen leer, die Eichenoberfläche blank geschrubbt.

»Es war widerlich«, sagte Mrs. Bug hinter mir im Flur, die Lippen tugendsam aufeinander gepresst. »Widerlich! Ganz und gar mit Schimmel überzogen, vollkommen blau, und -«

Ich holte tief Luft, die Hände an meinen Seiten zu Fäusten geballt, um sie nicht zu erwürgen. Ich schloss die Tür des Sprechzimmers, um den Anblick der leeren Arbeitsfläche zu verhüllen, und wandte mich an die kleine Schottin.

»Mrs. Bug«, sagte ich und hielt meine Stimme mit großer Mühe im Zaum. »Ihr wisst ja, wie sehr ich Eure Hilfe zu schätzen weiß, aber ich *habe* Euch gebeten, nicht -«

Die Haustür flog auf und knallte neben mir vor die Wand.

»Verfluchte, alte Schachtel! Wie könnt Ihr es wagen, Hand an meine Kinder zu legen.«

Ich fuhr herum und fand mich Nase an Nase mit Mrs. Chisholm wieder, deren Gesicht vor Wut rot angelaufen war und die mit einem Besen bewaffnet war. Zwei Kleinkinder hingen mit hochroten Köpfen an ihren Röcken, die Wangen mit frischen Tränen verschmiert. Sie ignorierte mich vollständig und konzentrierte sich ganz auf Mrs. Bug, die zu meiner anderen Seite im Flur stand, die Haare gesträubt wie ein Zwergigel.

»Ihr und Eure wunderbaren Kinder!«, rief Mrs. Bug entrüstet. »Wenn Euch irgendwie an ihnen gelegen wäre, würdet Ihr sie anständig aufziehen und ihnen den Unterschied zwischen Gut und Böse beibringen, anstatt sie wie die Wilden im Haus herumtanzen zu lassen, wo sie mit ihren Klebefingern auf alles losgehen, was nicht niet- und nagelfest ist.«

»Also, Mrs. Bug, sie wollten aber doch bestimmt nicht -« Mein Versuch, Frieden zu stiften, ging im ohrenbetäubenden Gekreische aller drei Chisholms unter, wobei Mrs. Chisholm mit Abstand am lautesten war.

»Wer seid Ihr denn, dass Ihr meine Kinder Diebe nennt, alte Meckerhexe!« Die aufgebrachte Mutter schwenkte drohend den Besen und bewegte sich von einer Seite zur anderen, um an Mrs. Bug zu gelangen. Ich bewegte mich mit ihr und hüpfte hin und her, um zwischen den beiden Kontrahentinnen zu bleiben.

»Mrs. Chisholm«, sagte ich und hob die Hand, um sie zu beruhigen. »Margaret, ich bin sicher, dass -«

»Wer ich bin?« Mrs. Bug schien vor unseren Augen an Höhe zu gewinnen wie ein Hefeteig. »Wer *ich* bin? Nun, ich bin eine gottesfürchtige Frau und eine christliche Seele. Wer seid *Ihr* denn, dass Ihr so mit Leuten sprecht, die älter und besser gestellt sind als Ihr, Ihr und Eure nichtsnutzige Sippe, die in Lumpen durchs Gebirge wandert und nicht einmal einen Topf besitzt, in den Ihr pissen könnt?«

»Mrs. Bug!«, rief ich aus. »Das dürft Ihr aber nicht -«

Mrs. Chisholm versuchte erst gar nicht, darauf eine Erwiderung zu finden, sondern machte stattdessen mit gezücktem Besen einen Satz nach vorn. Ich breitete die Arme aus, um zu verhindern, dass sie sich an mir vorbeischob; als sie ihren Angriffsversuch auf Mrs. Bug gescheitert sah, begann sie, über meine Schulter hinweg nach ihr zu zielen und vollführte wilde Stöße mit dem Besen, um die ältere Frau niederzuschlagen.

Mrs. Bug, die sich hinter der Barrikade meiner Person offensichtlich sicher fühlte, hüpfte auf und ab wie ein Pingpongball, und ihr kleines, rundes Gesicht lief vor Triumphgefühl und Wut rot an.

»Bettler!«, rief sie, so laut sie konnte. »Kesselflicker! Zigeuner!«

»Mrs. Chisholm! Mrs. Bug!«, appellierte ich an die beiden, aber keine von ihnen schenkte mir auch nur die geringste Aufmerksamkeit.

»Vettel! Dumme Pute!«, bellte Mrs. Chisholm unter weiteren, heftigen Besenstößen. Die Kinder kreischten und brüllten, und Mrs. Chisholm - die eine sehr kräftige Frau war - trat mir fest auf den Zeh.

Dies fiel nun unter die Überschrift »Mehr als genug«, und ich baute mich mit Funken sprühenden Augen vor Mrs. Chisholm auf. Sie wich zurück und ließ den Besen fallen.

»Ha! Ihr Hurenpack! Ihr und -«

Mrs. Bugs schrille Rufe hinter mir verstummten plötzlich, und ich wirbelte erneut herum und entdeckte Brianna. Offenbar war sie um das Haus herumgelaufen und durch die Küche hereingekommen. Jetzt hielt sie Mrs. Bug ein gutes Stück über den Boden, einen Arm um ihre Taille gelegt, die andere Hand fest auf ihren Mund gepresst. Mrs. Bug trat wild mit ihren winzigen Füßen um sich, und oberhalb der knebelnden Hand

quollen ihr die Augen hervor. Brianna sah mich an und verdrehte die Augen, dann trat sie den Rückzug durch die Küchentür an und nahm ihre Gefangene mit.

Ich machte kehrt, um mich mit Mrs. Chisholm zu befassen, sah aber nur noch ihren Leinenrock vor der Haustür um die Ecke verschwinden. Das Kinderjammern entfernte sich wie Sirenengeheul. Der Besen lag zu meinen Füßen. Ich hob ihn auf, ging in mein Sprechzimmer und schloss die Tür.

Ich kniff die Augen zu und stützte mich mit den Händen auf die Arbeitsplatte. Ich verspürte ein plötzliches, irrationales Bedürfnis, auf irgendetwas einzuschlagen - und das tat ich auch. Ich hieb mit der Faust auf die Arbeitsplatte und hämmerte wieder und wieder mit der fleischigen Seite meiner Hand darauf ein, doch die Platte war so stabil, dass meine Schläge kaum ein Geräusch verursachten, und ich hielt keuchend inne.

Was in aller Welt war nur mit mir los? Mrs. Bugs Einmischung war zwar ärgerlich, aber keinesfalls eine Katastrophe. Dasselbe galt für Mrs. Chisholms mütterlichen Kampfgeist - sie und ihre kleinen Plagegeister würden früher oder später wieder aus dem Haus verschwinden. Früher, hoffte ich.

Mein Herzschlag verlangsamte sich allmählich, aber kleine Anflüge von Irritation überliefen meine Haut immer noch wie Nesselfieber. Ich versuchte, sie abzuschütteln, und öffnete den großen Schrank, um mich zu versichern, dass weder Mrs. Bug noch die Kinder bei ihren Raubzügen irgendetwas wirklich Wichtiges beschädigt hatten.

Nein, alles war in bester Ordnung. Jede einzelne Flasche war so blank gewichst, dass sie wie ein Edelstein glänzte - das Sonnenlicht fing sich mit blauem, grünem und kristallenem Funkeln darin -, aber jede war auch wieder exakt an ihren Platz gestellt worden, die ordentlich beschrifteten Etiketten nach vorn gedreht. Die in Gaze gehüllten Bündel getrockneter Kräuter waren abgestaubt, dann aber wieder sorgsam an ihre Nägel zurückgehängt worden.

Der Anblick meiner Arzneisammlung war beruhigend. Ich berührte ein Töpfchen mit Entlausungstinktur und empfand die Genugtuung eines

Geizkragens über die Anzahl und Vielfalt der Beutel, Töpfchen und Flaschen.

Die Alkohollampe, die Alkoholflasche, das Mikroskop, die große Amputationssäge, das Glas mit Nähmaterial, die Pflasterschachtel, das Paket mit Spinnweben - alles war mit militärischer Präzision arrangiert, aufgereiht wie extrem unterschiedliche Rekruten unter dem Blick eines Exerziermeisters. Mrs. Bug mochte ja den Fehler der Hochmut besitzen, aber ihre Fähigkeiten als Haushälterin konnte ich nur bewundern.

Der einzige Gegenstand im Schrank, der ganz eindeutig nicht angerührt worden war, war ein kleiner Lederbeutel, das Amulett, das mir die Tuscaroraschamanin Nayawenne geschenkt hatte; es lag abseits in einer Ecke. Interessant, dass Mrs. Bug es nicht anrührte, dachte ich; ich hatte ihr nicht gesagt, was es war, obwohl die Raben- und Spechtfedern, die im Knoten des Beutelchens steckten, ihm ein indianisches Aussehen gaben. Da sie noch kein Jahr in den Kolonien und noch keinen ganzen Monat in der Wildnis war, betrachtete Mrs. Bug alles Indianische mit großem Argwohn.

Seifengeruch hing in der Luft, tadelnd wie ein Hausmeistergeist. Eigentlich konnte ich ihr wohl keine Vorwürfe machen; verschimmeltes Brot, verfaulte Melone und pampige Apfelschnitze mochten für mich Forschungsgegenstände sein; für Mrs. Bug waren sie nichts weiter als ein bewusster Affront gegen die Gottheit der Reinlichkeit.

Ich seufzte und schloss den Schrank, wobei sich das schwache Parfum getrockneten Lavendels und der Stinktiergeruch der Poleiminze zu den Geistern der Seife und der gammeligen Äpfel gesellten. Ich hatte schon oft die Früchte meiner Arbeit verloren, und das vorliegende Experiment war weder besonders komplex noch besonders fortgeschritten gewesen. Ich würde nicht mehr als eine halbe Stunde brauchen, um es zu ersetzen, indem ich neue Brotstücke und andere Teststoffe auslegte. Aber ich würde es nicht tun; ich hatte nicht genug Zeit dazu. Jamie war unübersehbar im Begriff, seine Miliz um sich zu sammeln; es konnte nur noch ein paar Tage dauern, bis sie nach Cross Creek aufbrachen, um sich bei Gouverneur Tryon einzustellen. Bevor wir aufbrachen - denn ich hatte fest vor, sie zu begleiten.

Ganz plötzlich wurde mir klar, dass ich von Anfang an nicht genug Zeit gehabt hatte, das Experiment zu Ende zu führen - schon, als ich es angesetzt hatte. Ich hatte gewusst, dass wir bald aufbrechen würden; selbst wenn der Schimmel gut angeschlagen wäre, wäre mir keine Zeit geblieben, ihn zu ernten, zu trocknen, zu reinigen... Das hatte ich genau gewusst - und ich hatte es dennoch getan, war einfach mit meinen Vorhaben fortgefahren und meiner täglichen Routine gefolgt, als sei das Leben nach wie vor geordnet und vorhersehbar, als könne nichts auf der Welt den Grundton meiner Tage bedrohen. Als könnte es wahr werden, wenn ich so tat, als ob.

»Du bist eine Närrin, Beauchamp«, murmelte ich und schob mir müde eine Haarlocke hinter das Ohr. Ich trat aus dem Sprechzimmer, schloss die Tür fest hinter mir, und machte mich auf, um Frieden zwischen Mrs. Bug und Mrs. Chisholm auszuhandeln.

Oberflächlich war der Friede im Haus wieder hergestellt, doch die Atmosphäre blieb gedrückt. Die Frauen erledigten ihre Arbeiten angespannt und mit schmalen Lippen; selbst Lizzie, normalerweise die Geduld in Person, ließ sich dazu hinreißen, eines der Kinder anzuzischen, als es Buttermilch auf den Stufen verschüttete.

Selbst im Freien schien die Luft zu knistern, als zöge ein Gewitter auf. Während ich zwischen den Vorratsschuppen und dem Haus hin und her pendelte, blickte ich immer wieder hinter mich zum Himmel über dem Roan Mountain, weil ich fest damit rechnete, Gewitterwolken über mir aufragen zu sehen - doch der frühe Winterhimmel war nach wie vor blassblau und nur von ein paar zarten Wolkenstreifen durchzogen.

Ich war abgelenkt und konnte mich auf nichts konzentrieren. Ich driftete von einer Aufgabe zur nächsten, ließ einen Zwiebelzopf halb geflochten in der Vorratskammer liegen, ließ eine Schüssel Bohnen halb gepult auf der Eingangstreppe stehen, ließ eine zerrissene Hose mit am Faden baumelnder Nadel auf der Kaminbank liegen. Wieder und wieder ertappte ich mich dabei, dass ich richtungslos den Hof überquerte.

Jedes Mal, wenn ich an dem Kreuz vorbeikam, blickte ich daran hinauf, als erwartete ich, dass es seit dem letzten Mal verschwunden war oder

jemand eine erklärende Notiz daran geheftet hatte. Wenn nicht *Iesus Nazarenus, Rex Iudaeorum*, dann eben etwas anderes. Aber nein. Das Kreuz blieb, wie es war, zwei schlichte Kiefernholzstücke, die mit einem Seil zusammen gebunden waren. Sonst nichts. Außer, dass ein Kreuz natürlich *immer* eine Bedeutung hat. In diesem Fall wusste ich nur noch nicht, welche.

Alle anderen schienen genauso unkonzentriert zu sein wie ich. Mrs. Bug, die wegen der Auseinandersetzung mit Mrs. Chisholm schmollte, weigerte sich, Mittagessen zu machen, und zog sich in ihr Zimmer zurück, angeblich, weil sie Kopfschmerzen hatte, auch wenn sie sich nicht von mir behandeln lassen wollte. Lizzie, die normalerweise eine geschickte Köchin war, ließ den Eintopf anbrennen, und schwarze Rauchwolken verfärbten die Eichenbalken über dem Herdfeuer.

Wenigstens waren wir die Muellers fürs Erste los. Sie hatten ein großes Fass Bier mitgebracht und hatten sich nach dem Frühstück in Briannas Hütte zurückgezogen, wo sie sich prächtig zu amüsieren schienen.

Der Brotteig weigerte sich aufzugehen. Jemmy bekam einen neuen Zahn, der besonders hartnäckig war, und er schrie und schrie und schrie. Das ununterbrochene Gebrüll zerrte an jedermanns Nerven, die meinen eingeschlossen, bis sie kurz vor dem Zerreißen standen. Am liebsten hätte ich Brianna vorgeschlagen, ihn irgendwo hinzubringen, wo wir ihn nicht hören konnten, aber ich sah die dunklen Ränder der Erschöpfung unter ihren Augen und die Anspannung in ihrem Gesicht und brachte es nicht übers Herz. Mrs. Chisholm, die durch die ständigen Zankereien ihrer eigenen Brut abgehärtet war, waren derlei Hemmungen fremd.

»Warum in Gottes Namen bringt ihr das Kind denn nicht in Eure eigene Hütte?«, schnappte sie. »Wenn er schon so schreien muss, dann brauchen wir es doch nicht alle zu hören.«

Briannas Augen verengten sich bedrohlich.

»Weil«, zischte sie, »Eure beiden ältesten Söhne in meiner Hütte sitzen und sich mit den Deutschen besaufen. Ich möchte sie wirklich nicht stören.«

Mrs. Chisholms Gesicht lief knallrot an. Bevor sie etwas erwidern konnte, schritt ich hastig ein und nahm Brianna das Baby ab.

»Ich gehe ein bisschen mit ihm spazieren, ja?«, sagte ich und hob ihn an meine Schulter. »Ich kann etwas frische Luft gebrauchen. Wie wär's, wenn du nach oben gehst und dich ein Weilchen bei mir hinlegst, Schatz?«, sagte ich zu Brianna. »Du siehst ein klein wenig müde aus.«

»Hm-mm«, sagte sie. Ihr Mundwinkel zuckte. »Und der Papst ist ein klein wenig katholisch. Danke, Mama.« Sie küsste Jemmys heiße, nasse Wange und verschwand in Richtung Treppe.

Mrs. Chisholm sah ihr böse funkelnd nach, doch sie fing meinen Blick auf, hustete und rief nach ihren dreijährigen Zwillingen, die damit beschäftigt waren, meinen Nähkorb auseinander zu nehmen.

Nach der heißen, verqualmten Enge der Küche war die kalte Luft im Freien eine Erlösung, und Jemmy beruhigte sich etwas, wenn er auch weiter jammerte und sich wand. Er rieb sein heißes, feuchtes Gesicht an meinem Hals und kaute verbissen auf meinem Schultertuch herum, während ihm beim Quäken der Speichel aus dem Mund lief.

Ich ging langsam auf und ab, klopfte ihm sanft auf den Rücken und summte ihm ein Kinderlied vor. Jemmys Genörgel zum Trotz empfand ich die Bewegung als beruhigend. Er war schließlich allein, und er konnte nicht sprechen.

»Außerdem bist du ein Mann«, sagte ich zu ihm und zog ihm die Wollmütze über seinen leuchtenden, weichen Haarflaum. »Ein Geschlecht, das zwar nicht ohne Fehler ist, aber ich muss zugeben, dass Keifereien nicht dazu gehören.«

So lieb mir die einzelnen Frauen waren - Brianna, Marsali, Lizzie und sogar Mrs. Bug -, so musste ich doch zugeben, dass ich mit Männern *en masse* sehr viel leichter zurechtkam. Ob dies eine Folge meiner ausgesprochen unorthodoxen Erziehung - ich war vornehmlich von meinem Onkel Lamb und seinem persischen Leibdiener Firouz aufgezogen worden -, meiner Kriegserfahrungen oder schlicht ein Aspekt meiner eigenen, unkonventionellen Persönlichkeit war, jedenfalls empfand ich

Männer als beruhigend logisch und - von einigen drastischen Ausnahmen abgesehen - angenehm direkt.

Ich drehte mich um und betrachtete das Haus. Es stand friedlich zwischen den Fichten und Kastanienbäumen, elegant proportioniert, solide gebaut. An einem Fenster tauchte ein Gesicht auf. Es streckte seine Zunge heraus, drückte sich flach an die Glasscheibe und verdrehte die Augen. Schrille Frauenstimmen und scheppernde Geräusche drangen schwach durch die kalte, klare Luft zu mir.

»Hmm«, sagte ich.

So sehr es mir widerstrebte, so bald schon wieder von zu Hause aufzubrechen, und so wenig mir die Vorstellung gefiel, dass Jamie in irgendwelche bewaffneten Konflikte verwickelt werden könnte - der Gedanke, loszuziehen und ein oder zwei Wochen lang unter zwanzig oder dreißig unrasierten, stark riechenden Männern zu leben, hatte eine gewisse, unleugbare Anziehungskraft entwickelt. Und wenn es bedeutete, dass ich auf dem Boden schlafen musste...

»Jeder hat sein Bündel zu tragen«, sagte ich seufzend zu Jemmy. »Aber das erfährst du ja gerade selbst, nicht wahr, du armes Ding?«

»Gnnnh!«, sagte er und verkrampfte sich zu einer Kugel, um den Schmerzen des Zahnens zu entrinnen. Seine Knie gruben sich schmerzhaft in meine Seite. Ich setzte ihn mir bequemer auf die Hüfte und gab ihm meinen Zeigefinger zum Kauen. Sein Zahnfleisch war hart und von Knoten durchzogen; ich konnte die empfindliche Stelle spüren, wo der neue Zahn wuchs, geschwollen und heiß unter der Haut. Aus dem Haus kam ein durchdringender Schrei, gefolgt von den Geräuschen lauter Rufe und rennender Füße.

»Weißt du«, sagte ich im Plauderton, »ich glaube, ein Schluck Whisky wäre genau das Richtige dafür, meinst du nicht?« Dann zog ich meinen Finger weg und hob Jemmy an meine Schulter. Ich schlich mich geduckt an dem Kreuz vorbei in den Schutz der großen Fichte - gerade noch rechtzeitig, bevor die Haustür aufflog und Mrs. Bugs Stimme sich wie eine Trompete in der kühlen Luft erhob.

Es war ein weiter Weg bis zu der Lichtung, auf der sich die Destillerie befand, aber das machte mir nichts aus. Es war herrlich still im Wald, und Jemmy, der sich durch die Bewegung einlullen ließ, verfiel endlich in dösende Entspannung und hing mir schlaff wie ein kleiner Sandsack im Arm.

So spät im Jahr hatten alle Laubbäume ihre Blätter verloren; der Pfad war knöcheltief mit einem knisternden Teppich aus Braun und Gold bedeckt, und der Wind wirbelte Ahornsamen an mir vorbei, die mit flüsternden Flügeln meine Röcke streiften. Ein Rabe flog hoch über mir vorüber. Er schrie drängend und laut, und das Baby zuckte in meinen Armen zusammen.

»Schsch«, sagte ich und nahm ihn fester in den Arm. »Es ist nichts, Schätzchen, nur ein Vogel.«

Dennoch blickte ich dem Raben nach und lauschte auf einen weiteren. Raben waren Omenvögel - so besagte es zumindest der Aberglaube in den Highlands. Ein Rabe war ein Omen der Veränderung; zwei brachten Glück, drei brachten Unglück. Ich versuchte, derlei Gedanken zu verdrängen, aber Nayawenne hatte mir gesagt, der Rabe sei mein Führer, mein spirituelles Tier - und es war mir unmöglich, einen solchen großen, schwarzen Schatten über mich hinwegziehen zu sehen, ohne dass mir ein Schauer über den Rücken lief.

Jemmy regte sich, quäkte kurz auf und schwieg dann wieder. Ich tätschelte ihn und setzte meine Klettertour fort. Während ich gemächlich den Berg hinaufstieg, fragte ich mich, was für ein Tier wohl sein Führer sein mochte.

Der Tiergeist wählte den Menschen aus, hatte Nayawenne mir gesagt, nicht umgekehrt. Man musste sorgfältig auf Zeichen und Omen achten und darauf warten, dass sich das Tier vor einem manifestierte. Ians Tier war der Wolf, Jamies der Bär - so sagten die Tuscarora. Ich hatte mich damals gefragt, was man wohl tat, wenn man von etwas Peinlichem wie einer Spitzmaus oder einem Mistkäfer erwählt wurde, hatte aber aus Höflichkeit nicht danach gefragt.

Nur ein Rabe. Ich konnte ihn immer noch hören, obwohl er außer Sichtweite war, doch es erscholl kein antwortender Ruf aus den Fichten hinter mir. Ein Omen der Veränderung.

»Die Mühe hättest du dir sparen können«, sagte ich zu dem Vogel, leise, um das Baby nicht zu wecken. »Das brauchte mir nun wirklich niemand zu sagen, oder?«

Ich kletterte weiter und lauschte dabei dem Seufzen des Windes und dem tieferen Klang meines eigenen Atems. Um diese Jahreszeit hing die Veränderung überall in der Luft, in den Düften von Tod und Reife, die der Wind mit sich brachte, und im kühlen Atemhauch des Winters. Doch die Rhythmen der Erddrehung brachten Veränderungen, die erwartet wurden, vorherbestimmt waren; Körper und Geist sahen ihnen wissend und - im Großen und Ganzen - friedvoll entgegen. Die Veränderungen, die auf uns zukamen, waren von einer anderen Art und bestens geeignet, unseren Seelenfrieden zu stören.

Ich blickte zum Haus zurück; von hier oben konnte ich nur noch den Giebel sehen und den Rauch, der aus dem Schornstein aufstieg.

»Was meinst du?«, sagte ich leise zu Jemmys Kopf, der rund und warm in seiner Strickmütze unter meinem Kinn lag. »Wird es einmal dir gehören? Wirst du hier leben, und deine Kinder nach dir?«

Es würde ein ganz anderes Leben sein, dachte ich, als das, was er gelebt haben könnte. Wenn Brianna den Weg durch die Steine riskiert hätte, um ihn zurückzubringen - doch sie hatte es nicht getan, und so lag das Schicksal des kleinen Jungen hier. Hatte sie das bedacht?, fragte ich mich. Dass sie durch ihr Bleiben nicht nur für sich eine Wahl traf, sondern auch für ihn? Dass sie Krieg und Unwissenheit gewählt hatte, Seuchen und Gefahr - und das alles um seines Vaters willen - für Roger? Ich war mir nicht hundertprozentig sicher, ob es die richtige Wahl gewesen war - aber es war nicht meine Entscheidung gewesen.

Dennoch, so dachte ich, konnte sich niemand im Voraus vorstellen, wie es war, ein Kind zu bekommen - keine Macht des Verstandes kam dem Wissen gleich, was die Geburt eines Kindes bewerkstelligen konnte, die das Leben der Beteiligten lenkte und ihre Herzen bewegte.

»Und das ist auch gut so«, sagte ich zu Jemmy. »Sonst würde es kein vernünftiger Mensch tun.«

Inzwischen hatte sich meine Aufregung gelegt, beruhigt durch den Wind und den Frieden des blattlosen Waldes. Die Whiskylichtung, wie wir sie nannten, lag abseits des Pfades verborgen. Tagelang hatte Jamie die Hänge oberhalb von Fraser's Ridge abgesucht, bis er eine Stelle fand, die seinen Anforderungen entsprach.

Oder besser Stellen. Der Mälzboden befand sich auf einer kleinen Lichtung am Boden einer Mulde; die Destille stand weiter bergauf auf einer separaten Lichtung in der Nähe einer kleinen Quelle, die frisches, klares Wasser spendete. Der Mälzboden war vom Pfad aus nicht direkt zu sehen, doch er war nicht schwierig zu erreichen.

»Zwecklos, ihn zu verstecken«, hatte Jamie gesagt, als er mir seine Ortswahl erklärte. »Wo doch jeder, der eine Nase hat, ihn mit verbundenen Augen finden würde.«

Das stimmte; selbst jetzt hing ein schwacher, fruchtbarer, rauchiger Geruch in der Luft, obwohl kein Korn im Schuppen fermentierte oder auf dem Boden geröstet wurde. Wenn das Korn »arbeitete«, konnte man den durchdringenden Fermentationsgeruch durchaus aus einiger Entfernung riechen, aber wenn die keimende Gerste über kleiner Flamme auf dem Boden ausgebreitet wurde, hing eine dünne Dunstwolke über der Lichtung, und der Geruch war so stark, dass er bis zu Fergus' Hütte hinüberwehte, wenn der Wind richtig stand.

Natürlich war jetzt niemand auf dem Mälzboden. Wenn eine neue Ladung »arbeitete«, waren entweder Marsali oder Fergus hier, um sich darum zu kümmern, aber zur Zeit lag der überdachte Boden, dessen glatte Planken durch Gebrauch und Wetter grau verfärbt waren, brach. Doch daneben war ein ordentlicher Haufen Brennholz gebrauchsfertig aufgestapelt.

Ich ging näher heran, um herauszufinden, welche Sorte Holz es war; Fergus bevorzugte Hickoryholz, weil es sich leichter spalten ließ und dem gemälzten Korn einen süßen Geschmack verlieh. Jamie, dessen Whiskyverständnis tief in der Tradition verwurzelt war, benutzte nie etwas

anderes als Eichenholz. Ich berührte ein Holzscheit; grobe Körnung, helles Holz, dünne Rinde. Ich lächelte. Also war Jamie noch vor kurzem hier gewesen.

Normalerweise wurde stets ein kleines Whiskyfass beim Mälzboden aufbewahrt, sowohl aus Gastlichkeit als auch aus Vorsicht. »Falls jemand Marsali hier allein überrascht, ist es besser, wenn sie ihm etwas anbieten kann«, hatte Jamie gesagt. »Was wir hier tun, ist kein Geheimnis; es ist besser, wenn niemand versucht, Marsali zu entlocken, wo der Whisky ist.« Es war nicht der beste Whisky - normalerweise war es sehr junger, roher Alkohol -, aber für ungeladene Besucher und zahnende Kinder war er mit Sicherheit gut genug.

»Du hast ja sowieso noch keine Geschmacksknospen, was soll's also?«, murmelte ich Jemmy zu, der sich im Schlaf rührte, mit den Lippen schmatzte und sein kleines Gesicht zu einer Grimasse verzog.

Ich sah mich suchend um, doch ich fand keine Spur von dem kleinen Whiskyfass, weder an seinem normalen Platz hinter den Gerstensäcken noch im Inneren des Brennholzstapels. Vielleicht hatte es jemand mitgenommen, um es nachzufüllen, vielleicht war es gestohlen worden. Wie auch immer, es war nicht so schlimm.

Ich wandte mich nach Norden, am Mälzboden vorbei, ging zehn Schritte weit und wandte mich nach rechts. Hier kam der Felsenkern des Berges zum Vorschein, ein fester Granitblock, der aus dem Turpelo- und Färberwurzdickicht ragte. Nur, dass er nicht fest war. Zwei Felsplatten lehnten aneinander, und die offene Spalte darunter war mit Stechpalmen maskiert. Ich zog Jemmy mein Schultertuch über das Gesicht, um ihn vor den scharfen Kanten der Blätter zu schützen, dann schob ich mich vorsichtig dahinter vorbei und duckte mich, um die Spalte zu durchschreiten.

Am anderen Ende der Spalte senkte sich der Felsboden in einem Gewirr großer Brocken ab, und Baumschösslinge und Kriechgewächse sprossen überall aus den Ritzen zwischen den Felsen. Von unten sah es unpassierbar aus, doch von oben konnte man schwach einen Pfad erkennen, der zu einer weiteren, kleinen Lichtung führte. Lichtung war fast zu viel gesagt; es war

nicht mehr als eine Lücke zwischen den Bäumen, in der eine klare Quelle aus dem Felsen entsprang und wieder im Boden verschwand. Im Sommer war die Stelle auch von oben nicht zu sehen, abgeschirmt durch das Laub der Bäume ringsum.

Jetzt, an der Schwelle des Winters, war der weiß leuchtende Fels durch das blattlose Dach der Erlen und Bergeschen gut zu sehen. Jamie hatte einen großen, hellen Stein gefunden und ihn zum Ausgangspunkt der Quelle gerollt, wo er die Form eines Kreuzes hinein geritzt und ein Gebet gesprochen hatte, um die Quelle für unseren Gebrauch zu segnen. Damals hätte ich fast einen Witz über den Vergleich zwischen Whisky und Weihwasser gemacht - und auch jetzt musste ich an Vater Kenneth und die Taufen denken -, doch dann hatte ich es mir verkniffen; ich bezweifelte, dass Jamie es witzig gefunden hätte.

Ich bahnte mir vorsichtig meinen Weg bergab. Der angedeutete Pfad führte zwischen den Gesteinsbrocken hindurch und schließlich um einen Felsvorsprung herum, bevor er auf der Lichtung mit der Quelle endete. Mir war warm vom Gehen, aber es war so kalt, dass meine Finger, die die Enden des Schultertuches hielten, taub geworden waren. Und Jamie stand am Rand der Quelle und trug nichts als sein Hemd.

Durch ein immergrünes Gebüsch verdeckt, blieb ich wie angewurzelt stehen.

Es war nicht sein halb bekleideter Zustand, der mich innehalten ließ, sondern vielmehr etwas an seinem Gesichtsausdruck. Er sah müde aus, aber das war nur verständlich, da er schon so früh auf den Beinen gewesen war.

Die abgetragene Hose, die er zum Reiten trug, lag in einem Haufen neben ihm auf dem Boden, sein Gürtel war nebst den dazugehörigen Utensilien ordentlich daneben aufgerollt. Mein Blick fiel auf einen dunklen Farbklecks, der halb im Gras verborgen lag; der blau und braun gemusterte Stoff seines Jagdkilts. Er zog sich vor meinen Augen das Hemd über den Kopf und ließ es fallen, dann kniete er nackt an der Quelle nieder und besprengte sich Arme und Gesicht mit Wasser.

Seine Kleider waren vom Reiten mit Schlamm bespritzt, doch er selbst war überhaupt nicht schmutzig. Eine schlichte Hand- und Gesichtswäsche hätte gereicht, dachte ich - und sie hätte sich sehr viel angenehmer in der Küche am Herd erledigen lassen.

Doch er stand auf, ergriff den kleinen Eimer, der am Rand der Quelle stand, füllte ihn mit kaltem Wasser und übergoss sich gezielt damit. Er schloss die Augen und biss die Zähne zusammen, als es über seine Brust und seine Beine strömte. Ich konnte sehen, wie sich seine Hoden schutzsuchend hochzogen, als das eisige Wasser durch sein buschiges, dunkelrotes Schamhaar spülte und von seinem Glied tropfte.

»Dein Großvater hat nicht mehr alle Tassen im Schrank«, flüsterte ich Jemmy zu, der sich im Schlaf regte und eine Grimasse zog, jedoch keinerlei Notiz vom eigentümlichen Verhalten seines Ahnherrn nahm.

Ich wusste, dass Jamie nicht völlig unempfindlich gegen die Kälte war; vom Schutz des Felsens aus konnte ich sehen, dass er nach Luft schnappte und zitterte, und ich erschauerte mitfühlend. Als waschechter Highlander störte er sich nicht an Dingen wie Kälte, Hunger oder generellem Unwohlsein. Dennoch fand ich, dass er es hier mit der Reinlichkeit übertrieb.

Er holte tief und keuchend Luft und übergoss sich ein zweites Mal mit Wasser. Als er sich bückte, um den Eimer ein drittes Mal zu füllen, dämmerte mir langsam, was er tat.

Ein Chirurg wäscht sich natürlich vor einer Operation aus Sauberkeitsgründen, aber das ist es nicht allein. Das Ritual des Einseifens der Hände, der Nagelreinigung, des Abspülens der Haut, wieder und wieder, bis es fast schmerzt, ist genauso sehr eine geistige wie eine körperliche Handlung. Dieser Akt des obsessiven Waschens dient dazu, die Konzentration des Verstandes zu schärfen und den Geist vorzubereiten; man wäscht sich von äußerlichen Problemen frei, spült jede belanglose Ablenkung genauso fort, wie man sich von den Keimen und Hautschuppen befreit.

Ich hatte das oft genug getan, um das Ritual zu erkennen, wenn ich es sah. Jamie wusch sich nicht einfach; er reinigte sich innerlich, und das

kalte Wasser war nicht nur ein Schmutzlöser, sondern auch ein Mittel der Kasteiung. Er bereitete sich auf etwas vor, und der Gedanke ließ mir ein kleines Rinnsal über den Rücken laufen, so kalt wie das Quellwasser.

Und genau, nach dem dritten Guss stellte er den Eimer ab und schüttelte sich, so dass die Tropfen von seinen nassen Haarspitzen wie Regen ins Gras prasselten. Kaum mehr als halb trocken, zog er sich das Hemd wieder über den Kopf und wandte sich nach Westen, wo die Sonne tief über den Bergen stand. Einen Augenblick stand er still - ganz still.

Das Licht strömte so hell durch die blattlosen Bäume, dass ich ihn von meinem Beobachtungspunkt aus nur als Silhouette sehen konnte, das feuchte Leinen seines Hemdes von Licht durchflutet, sein dunkler Körper ein Schatten unter dem Stoff. Er stand mit erhobenem Kopf da, die Schultern gerade, ein Mann, der lauscht.

Worauf? Ich versuchte, meine Atemgeräusche zu unterdrücken, und presste den Kopf des Babys sanft an meine Schulter, damit es nicht aufwachte. Ich lauschte ebenfalls.

Ich konnte den Klang des Waldes hören, ein ständiges, sanftes Seufzen von Nadeln und Ästen. Der Wind wehte nur schwach, und in meiner Nähe konnte ich das Wasser der Quelle hören, die gedämpft über Steine und Wurzeln rauschte. Ich hörte sehr deutlich, wie mein Herz schlug und Jemmy an meinem Hals atmete, und plötzlich bekam ich Angst - als seien die Geräusche zu laut, als könnten sie die Aufmerksamkeit von etwas Gefährlichem auf uns lenken.

Ich erstarrte, stellte jede Bewegung ein, versuchte, nicht zu atmen und ein Teil des Waldes ringsum zu werden, wie ein Kaninchen unter einem Busch. Jemmys Puls schlug blau, eine zarte Vene, die sich über seine Schläfe zog, und ich beugte meinen Kopf darüber, um sie zu verbergen.

Jamie sagte irgendetwas auf Gälisch. Es klang wie eine Herausforderung - oder vielleicht ein Gruß. Die Worte kamen mir vage bekannt vor - doch es war niemand da; die Lichtung war leer. Die Luft fühlte sich plötzlich kälter an, als hätte das Licht nachgelassen; eine Wolke, die sich vor die Sonne schob, dachte ich, und blickte auf - doch es waren keine Wolken zu sehen; der Himmel war klar. Jemmy bewegte sich

plötzlich aufgeschreckt in meinen Armen, und ich hielt ihn fester umklammert und beschwor ihn, kein Geräusch zu machen.

Dann kam wieder Bewegung in die Luft, die Kälte legte sich, und mein Angstgefühl verschwand. Jamie hatte sich nicht geregt. Jetzt wich die Anspannung von ihm, und seine Schultern lockerten sich. Er machte eine kleine Bewegung, und plötzlich ließ die untergehende Sonne sein Hemd wie einen goldenen Strahlenkranz aufleuchten und sein Haar aufflammen.

Er zog seinen Dolch aus der Scheide am Boden, und ohne zu zögern, zog er die Klinge quer über die Finger seiner rechten Hand. Ich konnte die schmale, dunkle Linie sehen, die sich über seine Fingerspitzen zog, und biss mir auf die Lippen. Er wartete ein paar Sekunden, bis das Blut aufquoll, dann schüttelte er die Hand mit einer plötzlichen, festen Bewegung seines Handgelenkes, so dass Blutstropfen von seinen Fingern flogen und den aufrechten Stein an der Quelle trafen.

Er legte den Dolch zu Füßen des Steins nieder und bekreuzigte sich mit den blutenden Fingern seiner rechten Hand. Dann kniete er ganz langsam nieder und beugte den Kopf über seine gefalteten Hände.

Ich hatte ihn natürlich schon dann und wann beten gesehen, aber immer in der Öffentlichkeit. Jetzt ging er eindeutig davon aus, dass er allein war, und zu beobachten, wie er dort blutbefleckt kniete und seine Seele darbot, gab mir das Gefühl, einen Akt zu bespitzeln, der persönlicher war als jede körperliche Intimität. Ich hätte mich gern bewegt oder etwas gesagt, doch es wäre mir wie eine Entweihung vorgekommen, wenn ich ihn unterbrach. Ich verharrte also schweigend, stellte jedoch fest, dass ich nicht länger nur Zuschauerin war; auch mein Geist hatte sich unbeabsichtigt dem Gebet zugewandt.

»*O Herr*«, formten sich die Worte in meinem Kopf, ohne dass ich sie bewusst dachte, »*in Deine Hände befehle ich die Seele Deines Dieners James*. *Bitte hilf ihm.*« Und dachte dann vage, hilf ihm wobei?

Dann bekreuzigte er sich erneut, und die Zeit setzte sich wieder in Bewegung, ohne dass ich bemerkt hatte, dass sie stehen geblieben war. Ich war schon bergab zu ihm unterwegs, und das Gras streifte meine Füße, ohne dass ich mich hätte erinnern können, den ersten Schritt getan zu

haben. Ich konnte mich auch nicht entsinnen, dass er aufgestanden war, aber auch Jamie kam mir jetzt entgegen. Er machte keinen überraschten Eindruck, sondern sein Gesicht leuchtete bei unserem Anblick.

»*Mo chridhe*«, sagte er leise und beugte sich zu mir herab, um mich zu küssen. Seine Bartstoppeln waren rau, und seine Haut war immer noch kalt und frisch vom Wasser.

»Zieh dir lieber deine Hose wieder an«, sagte ich. »Sonst erfrierst du noch.«

»Ich werd's überleben. *Ciamar a tha thu, a ruaidh*?«

Zu meiner Überraschung war Jemmy wach. Der Speichel triefte ihm aus dem Mund, die blauen Augen in seinem rosigen Gesicht waren weit geöffnet, und jeder Hauch von Mürrischkeit war spurlos verschwunden. Er beugte sich vor und wand sich, um nach Jamie zu greifen, der ihn mir sanft aus den Armen nahm und ihn an seine Schulter legte. Dann zog er ihm die Wollmütze fest über die Ohren.

»Wir bekommen einen Zahn«, sagte ich zu Jamie. »Er hat sich unwohl gefühlt, also dachte ich mir, vielleicht etwas Whisky für sein Zahnfleisch... und wir hatten keinen im Haus.«

»Oh, aye. Ich glaube, das lässt sich machen. Ich habe noch etwas in meiner Flasche.« Er trug das Baby zu der Stelle, wo seine Kleider lagen, bückte sich und kramte mit einer Hand suchend herum, dann richtete er sich mit der zerbeulten Zinnflasche auf, die er an seinem Gürtel trug.

Er setzte sich auf einen Felsen, balancierte Jemmy auf den Knien und reichte mir die Flasche zum Öffnen.

»Ich war in der Mälzerei«, sagte ich und zog den Korken mit einem leisen Plop heraus, »aber das Fass war fort.«

»Aye, Fergus hat es. Warte, ich mache das, meine Hände sind sauber.« Er hielt mir seinen linken Zeigefinger hin, und ich ließ ein wenig Alkohol darauf tropfen.

»Was macht Fergus denn damit?«, fragte ich und setzte mich neben ihn auf den Felsen.

»Er bewahrt es auf«, antwortete er einsilbig. Er steckte Jemmy den Finger in den Mund und massierte ihm sanft das geschwollene Zahnfleisch. »Oh, da ist es. Aye, das tut ein bisschen weh, nicht wahr? Autsch!« Er senkte die Hand und zog Jemmys Finger vorsichtig aus den Haaren auf seiner Brust.

»Apropos...«, sagte ich und griff nach seiner rechten Hand. Er nahm Jemmy auf den anderen Arm und überließ mir die Hand. Ich drehte seine Finger nach oben.

Es war ein sehr oberflächlicher Schnitt, der gerade eben über die Spitzen der ersten drei Finger lief - die Finger, mit denen er sich bekreuzigt hatte. Das Blut war bereits geronnen, aber ich träufelte noch ein wenig von dem Whisky auf die Schnitte und wischte ihm mit meinem Taschentuch die Blutspuren von der Handfläche.

Er ließ sich schweigend von mir verarzten, doch als ich fertig war und zu ihm aufblickte, sah er mir schwach lächelnd in die Augen.

»Es ist schon gut, Sassenach«, sagte er.

»Wirklich?«, sagte ich. Ich durchforschte sein Gesicht; er sah müde, aber gelassen aus. Die schmale Falte, die ich während der letzten Tage zwischen seinen Augenbrauen gesehen hatte, war fort. Was auch immer er vorhatte, er hatte es begonnen.

»Dann hast du mich also gesehen?«, fragte er leise und studierte seinerseits mein Gesicht.

»Ja. Ist es - es hat mit dem Kreuz auf dem Hof zu tun, nicht wahr?«

»Oh, so könnte man es wohl sagen.«

»Wozu ist es gut?«, fragte ich unverblümt.

Er schürzte die Lippen und rieb sanft über Jemmys wundes Zahnfleisch. Schließlich sagte er: »Du hast niemals gesehen, wie Dougal MacKenzie den Clan gerufen hat, oder?«

Ich war mehr als verblüfft über diese Frage, antwortete jedoch vorsichtig.

»Nein. Ich habe einmal gesehen, wie Colum es getan hat-bei der Eidzeremonie in Leoch.«

Er nickte, und die Erinnerung an jene lang vergangene Nacht voller Fackeln spiegelte sich tief in seinen Augen.

»Aye«, sagte er leise. »Das weiß ich noch. Colum war der Häuptling, und wenn er rief, gab es keinen Zweifel, dass die Männer kommen würden. Aber es war Dougal, der sie in den Krieg geführt hat.«

Er schwieg kurz und sammelte seine Gedanken.

»Dann und wann gab es auch Raubzüge. Das war etwas anderes, oft nicht mehr als eine Laune, die Dougal oder Rupert überkam, möglicherweise ein Bedürfnis, das aus Alkohol oder Langeweile geboren wurde - eine kleine Gruppe, die genauso um des Spaßes willen loszog wie um des Viehs oder Korns willen. Aber den Clan zum Kriegszug zu versammeln, alle kampffähigen Männer - das war etwas Selteneres. Ich selbst habe es nur einmal erlebt, aber es war ein Anblick, den man nicht vergisst.«

Er war eines Morgens im Schloss erwacht, und das Kreuz aus Kiefernholz hatte dagestanden und ihn überrascht, als er den Schlosshof überquerte. Die Bewohner von Leoch gingen ihren Geschäften nach wie üblich, aber niemand würdigte das Kreuz eines Blickes oder sprach es in irgendeiner Weise an. Und doch durchlief eine aufgeregte Strömung das Schloss.

Die Männer standen hier und dort in Gruppen zusammen und unterhielten sich leise, doch immer, wenn er sich einer solchen Gruppe anschloss, gingen sie sofort zu harmlosem Gerede über.

»Ich war zwar Colums Neffe, aye, aber ich war erst seit kurzem auf der Burg, und sie kannten meinen Vater und meinen Großvater.« Jamies Großvater väterlicherseits war Simon, Lord Lovat - der Anführer der Frasers von Lovat und kein besonderer Freund der MacKenzies von Leoch.

»Ich konnte nicht sagen, was vor sich ging, aber irgendetwas war jedenfalls im Gange; jedes Mal, wenn ich den Blick eines anderen auffing, stellten sich die Haare auf meinen Armen auf.« Schließlich war er in den

Stall gegangen, wo er den Alten Alec traf, Colums Stallmeister. Der Alte war ein großer Verehrer Ellen MacKenzies gewesen, und er war um ihretwie um Jamies selbst willen freundlich zu ihrem Sohn.

»Das ist das flammende Kreuz, Junge«, hatte er zu Jamie gesagt, ihm einen Striegel zugeworfen und mit einem Ruck seines Kopfes auf die Boxen gewiesen. »Hast du das denn noch nie gesehen?«

Es war alt, hatte er gesagt, einer jener Bräuche, die schon seit Jahrhunderten befolgt wurden, ohne dass irgendjemand wusste, wo sie herkamen und wer damit begonnen hatte oder warum.

»Wenn ein Highlandhäuptling seine Männer zum Krieg ruft«, hatte der alte Mann gesagt, während er mit seiner knorrigen Hand geschickt durch die verknotete Mähne eines Pferdes fuhr, »lässt er ein Kreuz anfertigen und steckt es in Brand. Man löscht es sofort, weißt du, mit Blut oder Wasser - aber man nennt es trotzdem das flammende Kreuz, und es wird dann durch die Täler und Schluchten getragen, ein Zeichen für die Männer des Clans, zu den Waffen zu greifen und sich an den Sammelplatz zu begeben, bereit zum Kampf.«

»Aye?«, hatte Jamie gesagt und die Aufregung in seiner Bauchhöhle gespürt. »Gegen wen kämpfen wir denn? Wohin reiten wir?«

Die zerfurchte Stirn des alten Mannes hatte sich in beifälliger Belustigung über dieses »wir« gekräuselt.

»Du gehst, wohin dein Häuptling dich führt, Junge. Aber heute Nacht ziehen wir gegen die Grants.«

»So war es auch«, sagte Jamie. »Allerdings nicht in dieser Nacht. Als es dunkel wurde, hat Dougal das Kreuz in Brand gesteckt und hat den Clan gerufen. Er hat das brennende Holz mit Schafsblut gelöscht - und zwei Männer sind mit dem flammenden Kreuz vom Burghof geritten, um es durch die Berge zu tragen. Vier Tage später standen dreihundert Männer auf diesem Hof, bewaffnet mit Schwertern, Pistolen und Dolchen - und in der Dämmerung des fünften Tages sind wir gegen die Grants gezogen.«

Er hatte den Finger weiter im Mund des Babys, und sein Blick war abwesend, während er zurückdachte.

»Das war das erste Mal, dass ich mein Schwert gegen einen anderen Menschen eingesetzt habe«, sagte er. »Ich weiß es noch sehr gut.«

»Das kann ich mir vorstellen«, murmelte ich. Jemmy fing erneut an, sich zu winden und zu protestieren; ich streckte die Arme aus und hob ihn auf meinen Schoß, um ihn mir anzusehen - und natürlich, seine Windel war nass. Zum Glück hatte ich noch eine dabei, die ich mir für den Fall des Falles in meinen Gürtel gesteckt hatte. Ich legte ihn über meine Knie, um ihn zu wickeln.

»Also hat dieses Kreuz auf unserem Hof...«, sagte ich vorsichtig, den Blick auf meine Arbeit gerichtet, »...mit der Miliz zu tun, ja?«

Jamie seufzte, und ich konnte sehen, wie sich der Schatten der Erinnerung hinter seinen Augen bewegte.

»Aye«, sagte er. »Früher einmal konnte ich rufen, und die Männer sind gekommen, ohne zu fragen - weil sie meine Männer waren. Blutsverwandte, Männer von meinem Land.«

Sein Blick war verschleiert und richtete sich auf den Berghang, der sich vor uns erhob. Ich glaubte allerdings nicht, dass er die bewaldeten Höhen der Wildnis von Carolina sah, sondern vielmehr die kahlen Berge und die steinigen Katstellen von Lallybroch. Ich legte meine freie Hand auf sein Handgelenk; seine Haut war kalt, doch ich konnte seine Hitze spüren, gleich unter der Oberfläche, wie steigendes Fieber.

»Sie sind um deinetwillen gekommen - aber du hast das Gleiche für sie getan, Jamie. Du bist in Culloden zu ihnen geeilt. Du hast sie dorthin geführt - und du hast sie zurückgebracht.«

Welche Ironie, dachte ich, dass die Männer, die damals gekommen waren, um auf sein Geheiß zu dienen, zum Großteil nach wie vor sicher in Schottland lebten. Kein Fleck der Highlands war von dem Krieg unberührt geblieben, doch Lallybroch und seine Bewohner waren zum Großteil unversehrt- dank Jamie.

»Aye, so ist es.« Er wandte sich mir zu und sah mich an, und ein reuiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Seine Hand umspannte für einen Moment die meine, dann ließ er wieder locker, und die Linie zwischen

seinen Augenbrauen vertiefte sich erneut. Er wies mit einer ausladenden Geste auf die umliegenden Berge.

»Aber diese Männer-es gibt keine verwandtschaftlichen Verpflichtungen zwischen ihnen und mir. Sie sind keine Frasers, ich bin weder ihr Gutsherr noch ihr Familienoberhaupt. Wenn sie kommen, um an meiner Seite zu kämpfen, ist es ihr freier Wille.«

»Der«, sagte ich trocken, »und Gouverneur Tryons.«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, das stimmt nicht. Weiß der Gouverneur, welche Männer hier leben oder seinem Ruf folgen?« Er verzog leicht das Gesicht. »Er kennt mich -und das reicht ihm voll und ganz.«

Ich musste zugeben, dass dem so war. Tryon würde weder wissen, noch würde es ihn interessieren, *wen* Jamie ihm brachte - wichtig war nur, dass er mit einer zufriedenstellenden Anzahl von Männern erschien, um für den Gouverneur die Drecksarbeit zu erledigen.

Darüber dachte ich nach, während ich Jemmys Pobacken mit meinem Rocksaum trocken tupfte. Alles, was ich von der amerikanischen Revolution wusste, waren die Dinge, die ich Briannas Schulbüchern aus zweiter Hand entnommen hatte - und ausgerechnet ich wusste nun wirklich, wie groß die Kluft zwischen Geschichtsschreibung und Realität sein konnte.

Außerdem hatten wir in Boston gelebt, und natürlich spiegelten die Schulbücher die Lokalgeschichte wider. Der allgemeine Eindruck, den man bekam, wenn man Begriffe wie Lexington und Concord las, war, dass jeder waffenfähige Bewohner dieser Gegend Mitglied der Miliz war und dass sie alle beim ersten Anzeichen eines Alarms zu den Waffen eilten und nur so darauf brannten, ihren Dienst an der Gemeinschaft zu leisten. Vielleicht war es ja so, vielleicht auch nicht - aber das Hinterland von Carolina war mit Boston nicht im Mindesten zu vergleichen.

Ich hob Jemmy hoch, der sich aufbäumte und wand wie ein Fisch auf dem Trockenen und heftig dagegen protestierte, zwangsgewickelt zu werden. Er trat mir in den Bauch. »Oh, Kind, nun hör doch auf damit.«

Jamie streckte die Hände aus, packte das Baby unter den Armen und hob es von meinem Schoß.

»Komm, ich nehme ihn. Braucht er noch Whisky?«

»Ich weiß es nicht, aber wenigstens kann er nicht plärren, wenn er deinen Finger im Mund hat.« Ich überließ ihm Jemmy mit beträchtlicher Erleichterung und widmete mich erneut meinem Gedankengang.

»Boston ist schon seit über hundert Jahren besiedelt, selbst jetzt«, sagte ich. »Dort *gibt* es Dörfer und Farmen - und die Farmen sind nicht weit von den Dörfern entfernt. Die Leute leben schon lange dort, jeder kennt jeden.«

Jamie nickte bei jeder dieser verblüffenden Enthüllungen geduldig in dem festen Vertrauen, dass ich irgendwann zur Sache kommen würde. Was ich auch tat, nur um festzustellen, dass er mir genau dasselbe gerade vor Augen geführt hatte.

»Wenn also dort jemand eine Miliz einberuft«, sagte ich und begriff plötzlich, was er mir die ganze Zeit erklärt hatte, »dann kommen sie, weil sie es gewohnt sind, gemeinsam zu kämpfen und ihre Wohnorte zu verteidigen, und weil keiner von ihnen von seinen Nachbarn für einen Feigling gehalten werden möchte. Hier dagegen...« Ich biss mir auf die Lippe und betrachtete die hohen Berge ringsum.

»Aye«, sagte er und nickte, als er sah, dass in meinem Gesicht die Erkenntnis dämmerte. »Hier ist es anders.«

Es gab im Umkreis von hundert Meilen keine Siedlung, die so groß war, dass sie die Bezeichnung »Ortschaft« verdient hätte, ausgenommen die Herrnhuter in Salem. Davon abgesehen gab es im Hinterland nur verstreute Heimstätten; manchmal auch einen Ort, wo sich eine Familie niedergelassen und ausgebreitet hatte, und wo Brüder oder Vettern ihre Häuser in Sichtweite der jeweils anderen errichtet hatten. Kleine Siedlungen und entlegene Blockhütten, oft in den Bergtälern verborgen und von Lorbeerbüschen verdeckt, deren Bewohner manchmal monate- oder gar jahrelang keinen anderen Weißen zu Gesicht bekamen.

Die Sonne war hinter dem steilen Berghang versunken, aber sie spendete immer noch Licht, ein kurzes Farbenspiel, das die Bäume und

Felsen ringsum in Gold tauchte und die Gipfel in der Ferne blau und violett färbte. Ich wusste, dass es in dieser kalten, leuchtenden Landschaft Leben gab, dass sich ganz in der Nähe Heimstätten befanden, in denen sich warme Körper regten; doch so weit das Auge sehen konnte, bewegte sich nichts.

Die Siedler in den Bergen würden ihren Nachbarn fraglos helfen - weil es jederzeit möglich sein konnte, dass sie selbst solche Hilfe brauchten. Schließlich gab es sonst niemanden, an den man sich wenden konnte.

Doch sie hatten noch nie für ein gemeinsames Ziel gekämpft, hatten nichts gemein, was es zu verteidigen gab. Und ihre Häuser zu verlassen und ihre Familien schutzlos zurückzulassen, um der Laune eines weit entfernten Gouverneurs zu genügen? Einige würden sich möglicherweise durch ein vages Pflichtgefühl gedrängt fühlen; andere würden aus Neugier kommen, aus Rastlosigkeit oder in der vagen Hoffnung auf Profit. Doch die meisten würden nur gehen, wenn sie von einem Mann gerufen wurden, den sie respektierten; einem Mann, dem sie vertrauten.

*Ich bin weder ihr Gutsherr noch ihr Familienoherhaup*t, hatte er gesagt. Nicht von Geburts wegen, nein - aber dennoch dazu geboren. Wenn er es wollte, konnte er sich zu ihrem Anführer machen.

»Warum?«, fragte ich leise. »Warum willst du es tun?« Von den Felsen stiegen Schatten auf und verschluckten langsam das Licht.

»Verstehst du das denn nicht?« Er wandte mir den Kopf zu und zog eine Augenbraue hoch. »Du hast mir gesagt, was in Culloden passieren würde - und ich habe dir geglaubt, Sassenach, so furchtbar es auch war. Die Männer von Lallybroch haben ihre sichere Heimkehr genauso sehr dir zu verdanken wie mir.«

Das stimmte nicht ganz; jeder Mann, der mit der Highlandarmee nach Nairn marschiert war, musste gewusst haben, dass eine Katastrophe vor ihm lag. Dennoch... ich *hatte* meinen kleinen Beitrag leisten können, indem ich dafür sorgte, dass Lallybroch vorbereitet war, nicht nur auf die Schlacht, sondern auch auf ihre Folgen. Das kleine Gewicht der Schuld, das ich jedes Mal spürte, wenn ich an den Aufstand dachte, hob sich ein wenig, und mir wurde leichter ums Herz.

»Nun, vielleicht. Aber was -«

»Du hast mir gesagt, was hier geschehen wird, Sassenach. Du, Brianna und MacKenzie, ihr alle drei. Rebellion und Krieg... und diesmal... der Sieg.«

Der Sieg. Ich nickte dumpf, denn ich erinnerte mich daran, was ich über Kriege und den Preis eines Sieges wusste. Es war dennoch besser als eine Niederlage.

»Nun denn.« Er bückte sich, um seinen Dolch aufzuheben, und wies damit auf die umliegenden Berge. »Ich habe einen Eid auf die Krone geschworen; wenn ich ihn in Kriegszeiten breche, bin ich ein Verräter. Mein Land ist verwirkt, genau wie mein Leben - und wer mir folgt, wird mein Schicksal teilen. Richtig?«

»Richtig.« Ich schluckte, schlug meine Arme fest um mich und wünschte, ich hätte Jemmy noch im Arm. Jamie sah mich an, seine Augen hart und hell.

»Aber diesmal wird die Krone nicht durchkommen. Du hast es mir gesagt. Und wenn der König abgesetzt wird - was ist dann mit meinem Eid? Wenn ich ihn halte, bin ich ein Verräter an der Sache der Rebellen.«

»Oh«, sagte ich ganz schwach.

»Verstehst du? Zu irgendeinem Zeitpunkt werden Tryon und der König ihre Macht über mich verlieren - aber ich weiß nicht, wann das sein wird. Irgendwann werden die Rebellen die Macht in der Hand halten - aber ich weiß auch nicht, wann *das* sein wird. Und unterdessen...« Er drehte die Spitze seines Dolches nach unten.

»Ich verstehe. Eine nette, kleine Zwickmühle«, sagte ich, und mir wurde ein wenig mulmig, als ich begriff, wie vertrackt unsere Situation wirklich war.

Im Augenblick gab es eindeutig nur die Möglichkeit, Tryons Befehlen zu folgen. Später jedoch... wenn Jamie während der Anfänge der Revolution als Mann des Gouverneurs auftrat, stempelte er sich damit zum Loyalisten - und das würde auf die Dauer tödlich sein. Wenn er jedoch zu früh mit Tryon brach, seinen Eid auf den König verletzte und seine

Sympathien mit den Rebellen erklärte... würde ihn das sein Land und sehr wahrscheinlich auch sein Leben kosten.

Er zuckte mit den Achseln, verzog ironisch den Mund, setzte sich ein wenig zurück und hob Jemmy auf seinen Schoß.

»Nun, es ist ja nicht so, als hätte ich mich noch nie zuvor zwischen zwei Fronten befunden, Sassenach. Kann sein, dass ich dabei ein paar Federn lasse, aber ich glaube nicht, dass ich ernsthaft zu Schaden kommen werde.« Er prustete leise auf. »So etwas liegt mir schließlich im Blut, nicht wahr?«

Ich brachte ein kurzes Lachen zuwege.

»Wenn du dabei an deinen Großvater denkst«, sagte ich trocken, »so gebe ich zu, dass er so etwas gut konnte. Aber am Ende ist es ihm doch zum Verhängnis geworden, nicht wahr?«

Er beugte den Kopf abwägend von einer Seite zur anderen.

»Aye, vielleicht. Aber meinst du nicht, dass er möglicherweise doch seinen Willen bekommen hat?«

Der verstorbene Lord Lovat war für seine Durchtriebenheit bekannt gewesen, aber mir war nicht ganz klar, welchen Vorteil es haben sollte, sich den Kopf abschlagen zu lassen, und das sprach ich auch aus.

Jamie lächelte, trotz der Ernsthaftigkeit des Themas.

»Nun ja, eine Enthauptung war vielleicht nicht ganz das, was er geplant hatte, aber dennoch - du hast doch gesehen, was er getan hat; er hat den Jungen Simon in die Schlacht geschickt, und er ist daheim geblieben. Doch wer von ihnen hat auf dem Tower Hill dafür bezahlt?«

Ich nickte, denn ich begriff langsam, worauf er hinaus wollte. Der Junge Simon, der in Wirklichkeit ungefähr in Jamies Alter war, hatte keine körperlichen Strafen für seine Mitwirkung an dem Aufstand bezahlt, obwohl sie völlig unverhüllt geschehen war. Anders als viele andere Jakobiten war er nicht eingekerkert oder verbannt worden, und er hatte zwar den Großteil seiner Ländereien verloren, inzwischen jedoch durch

wiederholte, hartnäckige Gerichtsverfahren gegen die Krone weite Teile seines Besitzes zurückerlangt.

»Der Alte Simon *hätte* die Schuld auf seinen Sohn schieben können, und dieser wäre auf dem Schafott geendet - aber er hat es nicht getan. Wahrscheinlich zögert sogar eine alte Viper wie er, seinen eigenen Sohn und Erben ans Messer zu liefern.«

Jamie nickte.

»Würdest du dich enthaupten lassen, Sassenach, wenn du zwischen dir und Brianna entscheiden müsstest?«

»Ja«, sagte ich, ohne zu zögern. Es widerstrebte mir zuzugeben, dass der Alte Simon möglicherweise eine Tugend wie die des Familiensinns besessen hatte, aber wahrscheinlich *war* selbst Vipern das Wohlergehen ihrer Kinder nicht völlig einerlei.

Jemmy hatte von Jamies Finger abgelassen und sich stattdessen auf seinen Dolch gestürzt, an dessen Knauf er jetzt energisch herumkaute. Jamie legte seine Hand um die Klinge und hielt sie außer Reichweite des Kindes, machte jedoch keine Anstalten, ihm das Messer wegzunehmen.

»Ich auch«, sagte Jamie mit einem schwachen Lächeln. »Obwohl ich hoffe, dass es nicht so weit kommt.«

»Ich glaube nicht, dass die Armeen auf beiden Seiten Leute enthauptet haben - oder es werden«, sagte ich. Damit stand natürlich noch eine ganze Reihe anderer, unangenehmer Möglichkeiten offen - doch das wusste Jamie genauso gut wie ich.

Plötzlich verspürte ich den leidenschaftlichen Wunsch, ihn zu bedrängen, alles aufzugeben, der ganzen Sache den Rücken zuzukehren. Tryon zu sagen, dass er sich sein Land sonst wo hin stecken konnte, den Pächtern zu sagen, dass sie auf sich selbst gestellt waren - Fraser's Ridge zu verlassen und zu fliehen. Es zog ein Krieg herauf, doch er brauchte uns nicht zu erfassen; diesmal nicht. Wir konnten nach Süden ziehen, nach Florida oder auf die Westindischen Inseln. Nach Westen, um Zuflucht bei den Cherokee zu suchen. Oder sogar zurück nach Schottland. Die Kolonien würden sich erheben, doch es gab Orte, an die man sich flüchten konnte.

Er beobachtete mein Gesicht.

»Das hier«, sagte er mit einer Geste, die Tryon, die Miliz, die Regulatoren als unwichtig abtat, »das ist eine Kleinigkeit, Sassenach, die an und für sich gar nichts bedeuten muss. Aber ich glaube, dass sie der Anfang ist.«

Jetzt begann das Licht zu schwinden; der Schatten bedeckte seine Füße und Beine, doch die letzten Sonnenstrahlen betonten die Konturen seines Gesichtes. Er hatte einen Blutfleck auf der Stirn, an der Stelle, wo er sie berührt hatte, als er sich bekreuzigt hatte. Ich hätte das Blut abwischen sollen, dachte ich, rührte aber keinen Finger, um es zu tun.

»Wenn ich diese Männer retten soll - wenn sie meine Gratwanderung mitmachen sollen -, dann müssen sie mir fraglos folgen, Sassenach. Besser, wenn es jetzt beginnt, solange noch nicht so viel auf dem Spiel steht.«

»Ich weiß«, sagte ich und erschauerte.

»Ist dir kalt, Sassenach? Hier, nimm den Kleinen und geh nach Hause. Ich komme nach, sobald ich mich angezogen habe.«

Er reichte mir Jemmy und den Dolch, da die beiden im Augenblick unzertrennlich zu sein schienen, und erhob sich. Er hob seinen Kilt auf und schüttelte ihn aus, doch ich rührte mich nicht. Die Klinge des Messers war warm in meinen Fingern, warm von seiner Hand.

Er sah mich fragend an, doch ich schüttelte den Kopf.

»Wir warten auf dich.«

Er zog sich rasch, aber sorgfältig an. Trotz meiner Ängste musste ich seinen untrüglichen Instinkt bewundern. Nicht sein Kilt für offizielle Anlässe, der karminrot und schwarz gefärbt war, sondern der Jagdkilt. Kein Versuch, die Siedler auf dem Berg mit seinem Reichtum zu beeindrucken, aber dennoch ein ungewöhnliches Kleidungsstück, eines, das den Highlandschotten bewies, dass er einer von ihnen war, und das die Blicke und das Interesse der Deutschen auf sich zog. Das Plaid mit seiner Brosche mit dem Hirschmotiv festgesteckt, Gürtel und Dolchscheide, saubere Wollstrümpfe. Er war still, ganz auf sein Tun konzentriert, und

kleidete sich mit einer Ruhe und Präzision an, die beunruhigend an die Einkleidung eines Priesters erinnerte.

Heute Abend also. Roger und die anderen waren unterwegs, um jene Männer herbeizuholen, die nicht mehr als einen Tagesritt entfernt wohnten; heute Abend würde er sein Kreuz in Flammen setzen und die Ersten seiner Männer an seine Seite rufen - und den Handel mit Whisky besiegeln.

»Dann hat Brianna ja doch Recht gehabt«, sagte ich, um das Schweigen auf der Lichtung zu brechen. »Sie hat gesagt, du willst vielleicht deine eigene Religion stiften. Als sie das Kreuz gesehen hat, meine ich.«

Er sah mich verblüfft an, blickte in die Richtung, in der das Haus lag, und verzog dann seinen Mund voll Ironie.

»So ist es wohl«, sagte er. »Gott steh mir bei.«

Er nahm Jemmy sanft das Messer ab, wischte es an einer Falte seines Plaids ab und ließ es in die Scheide gleiten. Er war fertig.

Ich stand auf, um ihm zu folgen. Die Worte, die ich nicht aussprechen konnte - nicht aussprechen wollte -, steckten mir wie ein Knäuel Aale im Hals. Aus Angst, dass eines sich loswinden und mir aus dem Mund gleiten könnte, sagte ich stattdessen: »War es Gott, den du um Hilfe angerufen hast? Als ich dich vorhin beobachtet habe?«

»Och, nein«, sagte er. Er wandte kurz den Blick ab, dann sah er mich mit einem plötzlichen, merkwürdigen Ausdruck an. »Ich habe Dougal MacKenzie gerufen.«

Ich spürte, wie mich ein plötzlicher, tiefer Skrupel durchfuhr. Dougal war lange tot; er war am Vorabend der Schlacht von Culloden in Jamies Armen gestorben - mit Jamies Dolch im Hals. Ich schluckte, und meine Augen wanderten unwillkürlich zu dem Messer an seinem Gürtel.

»Ich habe meinen Frieden mit Dougal schon vor langer Zeit gemacht«, sagte er leise, als er meine Blickrichtung sah. Er berührte das Heft des Messers mit seinem goldenen Knauf - ein Messer, das einmal Hector Cameron gehört hatte. »Dougal war Clanshäuptling. Er wird wissen, dass

ich damals getan habe, was ich musste - für meine Männer, für dich -, und dass ich es jetzt wieder tun werde.«

Jetzt begriff ich, was er gesagt hatte, als er hoch aufgerichtet dort stand, das Gesicht gen Westen gewandt - die Richtung, in welche die Seelen der Toten heimfliegen. Es war weder Gebet noch Bitte gewesen. Ich kannte die Worte - auch wenn ich sie schon viele Jahre nicht mehr gehört hatte. Er hatte »*Tulach Ard*« gerufen - den Kriegsruf des MacKenzie-Clans.

Ich schluckte krampfhaft.

»Und glaubst du, dass er... dir helfen wird?«

Er nickte ernst.

»Wenn er kann. Wir haben oft gemeinsam gekämpft, Dougal und ich; Hand an Hand - und Rücken an Rücken. Und schließlich, Sassenach - Blut ist Blut.«

Ich nickte ebenfalls, wenn auch mechanisch, und hob Jemmy an meine Schulter. Der Himmel war zu einem winterlichen Weiß verblichen, und Schatten erfüllte die Lichtung. Der Stein an der Quelle hob sich weiß und geisterhaft vom Schwarz des Wassers ab.

»Lass uns gehen«, sagte ich. »Es wird bald Nacht.«

23

Der Barde

Es war vollständig dunkel, als Roger schließlich vor seiner Haustür anlangte, doch die Fenster leuchteten einladend, und die Funken über dem Schornstein versprachen ihm Wärme und etwas zu essen. Er war müde, durchgefroren und sehr hungrig, und er wusste sein Heim zutiefst und dankbar zu schätzen - umso mehr, als ihm klar war, dass er es am frühen Morgen verlassen würde.

»Brianna?« Er trat ein und sah sich im gedämpften Licht des Feuers suchend nach seiner Frau um.

»Da bist du ja! Du kommst so spät! Wo bist du denn gewesen?« Sie kam aus dem kleinen Hinterzimmer, balancierte das Baby auf der Hüfte und hielt sich einen Berg aus Tartanstoff vor die Brust. Sie beugte sich vor, um ihn zu küssen, und hinterließ dabei einen verführerischen Geschmack nach Pflaumenmarmelade.

»Ich bin die letzten zehn Stunden über Stock und Stein geritten«, sagte er. Er nahm ihr den Stoff ab und warf ihn auf das Bett. »Auf der Suche nach einer sagenumwobenen Holländersippe. Komm her und gib mir einen richtigen Kuss, aye?«

Sie schlang ihm gehorsam den freien Arm um die Taille und gab ihm einen langen, pflaumenduftenden Kuss, der ihn zu dem Schluss brachte, dass er zwar hungrig war, dass das Abendessen jedoch noch ein wenig warten konnte. Das Baby hatte allerdings andere Pläne und stieß lautes Geheul aus. Brianna löste sich hastig von ihm und quittierte den Lärm mit einer Grimasse.

»Zahnt er immer noch?«, sagte Roger angesichts des roten, aufgedunsenen Gesichtes seines Sohnes, das mit einer glänzenden Schicht aus Rotz, Speichel und Tränen überzogen war.

»Wie hast du das nur erraten?«, fragte sie sarkastisch. »Da, kannst du ihn nehmen, nur für eine Minute?« Sie drückte Roger seinen sich windenden Sohn in die Arme und zupfte an ihrem Leibchen, dessen grüner Leinenstoff feucht und zerknittert war und von der ausgespuckten Milch mit weißen Flecken übersät war. Dann tauchte eine ihrer Brüste auf, und sie griff nach Jemmy und setzte sich mit ihm auf den Stillsessel am Feuer.

»Er hat den ganzen Tag nur Theater gemacht«, sagte sie kopfschüttelnd, während das Baby sich wand und jammerte und die dargebotene Nahrungsquelle aufgebracht mit der Faust bearbeitete. »Er trinkt nie länger als ein paar Minuten, und dann spuckt er es wieder aus. Er quengelt, wenn man ihn aufhebt, aber er brüllt, wenn man ihn wieder hinlegt.« Sie fuhr sich müde mit der Hand durch das Haar. »Ich fühle mich, als hätte ich mir den ganzen Tag Ringkämpfe mit Alligatoren geliefert.«

»Oh, mm. Du Arme.« Roger rieb sich sein schmerzendes Kreuz, gab sich aber Mühe, es nicht zu offensichtlich zu tun. Er wies mit dem Kinn auf das Bett. »Äh... wozu ist denn der Tartan gut?«

»Oh, das habe ich ganz vergessen - der ist für dich.« Für den Augenblick von ihrem widerspenstigen Kind abgelenkt, blickte sie zu Roger auf und nahm jetzt erst wahr, wie mitgenommen seine Erscheinung war. »Pa hat ihn hergebracht, denn du sollst ihn heute Abend anziehen. Du hast übrigens einen dicken Schlammspritzer im Gesicht - bist du vom Pferd gefallen?«

»Mehrmals.« Er begab sich schwach humpelnd zum Waschtisch. Einer seiner Rockärmel und ein Hosenknie waren mit Schlamm verkrustet, und er rieb sich die Brust, um die trockenen Laubstückchen zu beseitigen, die ihm in den Hemdkragen gerutscht waren.

»Oh? Du Armer. Sch, sch, sch«, gurrte sie dem Kind zu und wiegte es hin und her. »Hast du dir weh getan?«

»Ach, nein. Es geht schon.« Er zog den Rock aus, wandte sich von ihr ab und goss Wasser aus dem Krug in die Schüssel. Während er sich kaltes Wasser ins Gesicht spritzte, lauschte er auf Jemmys Quäken und berechnete insgeheim seine Chancen, noch mit Brianna zu schlafen, bevor er am nächsten Morgen aufbrach. Im Anbetracht von Jemmys

Zahnbeschwerden und den Plänen seines Großvaters schienen ihm diese gering zu sein, doch man soll ja die Hoffnung bekanntlich nie aufgeben.

Er trocknete sich das Gesicht mit dem Handtuch ab und sah sich verstohlen nach etwas Essbarem um. Tisch und Herd waren leer, obwohl ein starker, säuerlicher Geruch in der Luft hing.

»Sauerkraut?«, riet er unter lautem Schnüffeln. »Die Muellers?«

»Sie haben zwei Fässer mitgebracht«, sagte Brianna und wies in die Ecke, wo ein Steingutgefäß im Dunklen stand. »Das da ist für uns. Hast du unterwegs etwas zu essen bekommen?«

»Nein.« Sein Magen knurrte laut - offensichtlich wäre er sogar bereit gewesen, sich mit kaltem Sauerkraut zufrieden zu geben, wenn sonst nichts zu haben war. Wahrscheinlich würde es ja oben am Haupthaus etwas zu essen geben. Durch diesen Gedanken aufgemuntert, zog er sich die Hose aus und begann mit der umständlichen Aufgabe, den Tartanstoff so in Falten zu legen, dass er ein Kiltplaid ergab.

Jemmy hatte sich ein bisschen beruhigt und stieß jetzt nur noch ab und zu ein gequältes Jammern aus, während seine Mutter ihn hin- und herschaukelte.

»Und was war mit den sagenumwobenen Holländern?«, fragte Brianna, die ihre Aufmerksamkeit jetzt nicht mehr einzig ihren Wiegebewegungen widmen musste.

»Jamie hat mich nach Nordosten geschickt, um nach einer holländischen Familie zu suchen, von der er gehört hatte, dass sie sich am Boiling Creek niedergelassen hatte. Ich sollte den Männern von der Einberufung der Miliz erzählen und sie bitten, mich zu begleiten.« Er warf einen stirnrunzelnden Blick auf das Tuch, das auf dem Bett ausgebreitet lag. Er hatte einen solchen Kilt erst zweimal getragen und hatte beide Male Hilfe beim Ankleiden gehabt. »Meinst du, es ist wichtig, dass ich das hier trage?«

Brianna prustete hinter ihm amüsiert auf.

»*Irgendetwas* musst du ja tragen. Du kannst doch nicht im Hemd zum Haus hinauf gehen. Dann konntest du die Holländer also nicht finden?«

»Nicht einen einzigen Holzschuh.« Er hatte den Bach gefunden, von dem er *dachte*, dass es der Boiling Creek war, und war meilenweit an seinem Ufer entlanggeritten und dabei ständig überhängenden Ästen, Brombeerranken und Zaubernussdickichten ausgewichen - oder auch nicht -, hatte jedoch keine Spur von einem Lebewesen gefunden, das größer war als der Fuchs, der seinen Pfad gekreuzt hatte und im Gebüsch verschwunden war wie eine plötzlich gelöschte Flamme.

»Vielleicht sind sie ja fortgezogen. Nach Virginia oder Pennsylvania.« Briannas Tonfall war mitfühlend-und langsam wurde es ja auch Zeit, dachte er. Es war ein langer, furchtbar anstrengender Tag gewesen, an dessen Ende ein Misserfolg gestanden hatte. Kein sehr schrecklicher Misserfolg: »Finde sie, wenn du kannst«, war alles, was Jamie gesagt hatte - und wenn er sie gefunden *hätte*, hätten sie die paar Fetzen Holländisch, die er in den 1960ern während seiner kurzen Trips nach Amsterdam gelernt hatte, am Ende vielleicht gar nicht verstanden. Oder sie wären trotzdem nicht mitgekommen. Dennoch ärgerte ihn der kleine Misserfolg wie ein Stein in seinem Schuh.

Er sah Brianna an, die ihn erwartungsvoll angrinste.

»Na gut«, sagte er. »Lach ruhig, wenn du es nicht lassen kannst.« Das Anlegen eines Kiltplaids war nicht die allerwürdevollste Tätigkeit für einen Mann, denn die wirksamste Methode war, sich auf den in Falten arrangierten Stoff zu legen und sich wie eine Wurst in der Pfanne hinein zu rollen. Jamie konnte es im Stehen, aber er hatte ja auch schließlich Übung.

Seine - mit Absicht sehr übertriebenen - Bemühungen wurden durch Briannas Kichern belohnt, was wiederum eine beruhigende Wirkung auf das Baby zu haben schien. Als Roger die letzten Korrekturen an seinen Falten vorgenommen hatte, waren Mutter und Kind rot angelaufen, aber zufrieden.

Roger machte eine ausladende Verbeugung vor ihnen, und Brianna belohnte ihn mit einhändigem Applaus, indem sie mit der Hand auf ihr Bein schlug.

»Toll«, sagte sie und betrachtete ihn anerkennend von Kopf bis Fuß. »Siehst du deinen Papi? Sieht er nicht toll aus?« Sie drehte Jemmy um, der die Vision männlicher Glorie vor seinen Augen mit offenem Mund anstarrte und langsam in ein breites Grinsen ausbrach, wobei ihm ein Speichelfaden von der Unterlippe kleckerte.

Roger war immer noch hungrig, wund und müde, aber es kam ihm nicht mehr so wichtig vor. Er grinste und streckte die Arme nach dem Baby aus.

»Musst du dich umziehen? Wenn er satt und trocken ist, nehme ich ihn mit zum Haus - dann kannst du dich ein bisschen zurechtmachen.«

»Du meinst wohl, ich habe es nötig, was?« Brianna blickte tadelnd auf ihn herab. Ihre Frisur hatte sich in wirre Strähnen aufgelöst, ihr Kleid sah aus, als hätte sie wochenlang darin geschlafen, und über die Oberseite der einen Brust zog sich ein dunkler Marmeladenstreifen.

»Du siehst toll aus«, sagte er. Dann bückte er sich und schwang Jemmy geschickt empor. »Psst, *a bailach*. Du hast genug von Mami gehabt, und sie hat vorerst definitiv genug von dir. Komm mit mir.«

»Vergiss dein Bodhran nicht!«, rief Brianna ihm nach, als er sich zur Tür in Bewegung setzte. Er blickte überrascht zu ihr zurück.

»Was?«

»Pa möchte gern, dass du singst. Warte, er hat mir eine Liste gegeben.«

»Eine Liste? Was denn für eine *Liste*?« So weit Roger wusste, gab Jamie Fraser nicht das Geringste um Musik. Er gestand es sich zwar nur selten ein, aber eigentlich ärgerte es ihn sogar - dass sein größtes Talent eines war, das für Fraser keine Bedeutung hatte.

»Lieder natürlich.« Sie runzelte die Stirn und rief sich die Liste ins Gedächtnis. »Er möchte, dass du *Ho Ro*! singst und *Birniebouzle* und *The Great Silkie* - er sagt, du kannst zwischendurch auch andere Lieder singen, aber die möchte er auf jeden Fall - und dann sollst du mit der Kriegstreiberei loslegen. Natürlich hat *er* es nicht so ausgedrückt, aber du weißt ja, was ich meine - *Killiecrankie, Haughs of Cromdale* und *The Sherrifsmuir Fight*. Aber nur die alten Sachen; er sagt, keine Lieder vom

Fünfundvierziger Aufstand, außer *Johnny Cope* - das will er auf jeden Fall, aber erst gegen Ende. Und -«

Roger starrte sie an und zog Jemmys Fuß aus den Falten seines Plaids.

»Ich hätte nie gedacht, dass dein Vater auch nur den Namen eines einzigen Liedes kennt, geschweige denn, dass er bestimmte Vorlieben hat.«

Brianna war aufgestanden und hatte nach der langen Holzspange gegriffen, die ihr Haar zusammenhielt. Sie zog sie heraus und ließ sich die dicke, glänzend rote Kaskade über Gesicht und Schultern fallen. Sie fuhr sich mit beiden Händen durch die rotbraune Masse und schob es kopfschüttelnd zurück.

»Hat er auch nicht. Vorlieben, meine ich. Pa ist vollkommen unmusikalisch. Mama sagt, er hat ein gutes Rhythmusgefühl, aber er kann keine Noten unterscheiden.«

»Das dachte ich auch. Aber warum -«

»Es mag ja sein, dass er keine Musik hört, Roger, aber er hört *zu*.« Sie sah ihn an, während sie den Kamm durch ihr verworrenes Haar zog. »Und er ist ein guter Beobachter. Er weiß, wie sich die Leute verhalten - und was sie fühlen -, wenn du diese Lieder singst.«

»Ach ja?«, murmelte Roger. Er spürte einen seltsamen Funken der Zufriedenheit bei dem Gedanken, dass Fraser die Wirkung seiner Musik tatsächlich bemerkt hatte, auch wenn er sie selbst nicht zu schätzen wusste. »Dann - dann möchte er also, dass ich sie ein bisschen aufwärme, ja? Sie in Stimmung bringe, bevor er selbst loslegt?«

»Genau.« Sie nickte, während sie die Schnüre ihres Leibchens öffnete. Aus der Beengung erlöst, hingen ihre Brüste plötzlich frei, rund und lose unter der dünnen Musselinbluse.

Roger verlagerte sein Gewicht und zupfte sich das Plaid zurecht. Sie bemerkte seine kleine Bewegung und sah ihn an. Langsam hob sie die Hände, umfasste ihre Brüste und hob sie an, ihre Augen auf die seinen gerichtet und ein leichtes Lächeln auf den Lippen. Im ersten Moment hatte

er das Gefühl, er hätte aufgehört zu atmen, obwohl sich seine Brust weiter hob und senkte.

Sie beendete den Augenblick, indem sie ihre Hände sinken ließ und sich umdrehte, um in der Truhe zu graben, in der sie ihr Leinen aufbewahrte.

»Weißt du, was genau er vorhat?«, fragte sie mit gedämpfter Stimme aus den Tiefen der Truhe. »Hatte er das Kreuz schon da stehen, als ihr aufgebrochen seid?«

»Aye, das weiß ich.« Jemmy gab leise Prustgeräusche von sich wie eine Spielzeuglok, die sich einen Berg hinauf kämpft. Roger nahm ihn unter den Arm und balancierte seinen fetten, kleinen Bauch auf seiner Hand. »Es ist ein flammendes Kreuz. Weißt du, was das ist?«

Sie tauchte aus der Truhe auf, eine frische Bluse in der Hand, und machte ein leicht verstörtes Gesicht.

»Ein flammendes Kreuz? Du meinst, er hat vor, auf dem Hof ein Kreuz zu *verhrennen*?«

»Na ja, nicht ganz, nein.« Er nahm mit der freien Hand das Bodhran von der Wand und schnippte versuchsweise mit dem Finger gegen das Trommelfell, um zu prüfen, ob es fest gespannt war. Dabei erklärte er kurz die Tradition des flammenden Kreuzes. »Das ist etwas ganz Seltenes«, sagte er abschließend und hielt die Gitarre außerhalb von Jemmys klammernder Reichweite. »Ich glaube nicht, dass es nach dem Aufstand in den Highlands je wieder gemacht wurde. Aber dein Vater hat mir erzählt, dass er es einmal erlebt hat - es ist etwas ganz Besonderes, dabei zu sein, wenn es hier erneut geschieht.«

Ganz rot vor historischer Begeisterung, fiel ihm gar nicht auf, dass Brianna sehr viel weniger Enthusiasmus an den Tag legte.

»Das mag ja sein«, sagte sie beklommen. »Ich weiß nicht... irgendwie ist es mir nicht geheuer.«

»Häh?« Roger sah sie überrascht an. »Wieso?«

Sie zuckte mit den Achseln und zog sich die zerknitterte Bluse über den Kopf.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht kommt es ja nur daher, dass ich schon brennende Kreuze gesehen *habe* - in den Abendnachrichten im Fernsehen. Du weißt schon, der KKK - oder etwa nicht? Vielleicht bringen - brachten - die Nachrichten in Großbritannien so etwas ja nicht?«

»Der Ku Klux Klan?« Roger interessierte sich zwar weniger für bigotte Fanatiker als für den Anblick von Briannas blanken Brüsten, doch er gab sich Mühe, sich auf das Gespräch zu konzentrieren. »Oh, aye, habe davon gehört. Was meinst du denn, woher sie die Idee haben?«

»Was? Du meinst-«

»Klar«, sagte er fröhlich. »Sie haben es von den Immigranten aus den Highlands - von denen sie ursprünglich abstammten. Darum haben sie es ja auch >Klan< genannt, aye? Und apropos«, fügte er interessiert hinzu. »Es könnte sein, dass dies hier - der heutige Abend - das Bindeglied ist. Der Anlass, der die Sitte aus der Alten Welt in die Neue bringt, meine ich. Wäre das nicht großartig?«

»Großartig«, wiederholte Brianna schwach. Sie hatte sich ein frisches Hemd angezogen und schlüpfte jetzt mit beklommenem Gesicht in ein sauberes, blaues Leinenkleid.

»Alles hat irgendwo seinen Anfang, Brianna«, sagte er, diesmal sanfter. »Meistens wissen wir gar nicht, wo oder wie; spielt es eine Rolle, wenn wir es diesmal wissen? Außerdem wird der Ku Klux Klan frühestens in hundert Jahren gegründet.« Er hievte Jemmy etwas höher und wippte ihn auf seiner Hüfte. »Das werden wir nicht mehr erleben, und nicht einmal unser Jemmy hier - vielleicht noch nicht einmal sein Sohn.«

»Toll«, sagte sie trocken, während sie ihr Leibchen anzog und nach den Schnüren griff. »Dann kann unser *Ur*enkel ja der Rädelsführer werden.«

Roger lachte.

»Aye, vielleicht. Aber heute Abend ist es dein Vater.«

24

Spiel mit dem Feuer

Er wusste nicht genau, was er erwartet hatte. Etwas wie das Spektakel am groβen Feuer des *gatherings* vielleicht. Die Vorbereitungen waren die gleichen, und sie umfassten große Mengen an Ess- und Trinkbarem. Ein großes Fass Bier und ein kleineres mit Whisky standen auf Planken am Rand des Hofes, und ein gigantisches Grillschwein drehte sich langsam an einem grünen Hickoryspieß über einem Kohlefeuer und entsandte Rauchwölkchen und ein köstliches Aroma in die kalte Abendluft. Die Frauen wechselten sich schon seit der Morgendämmerung mit der Beaufsichtigung des Barbecues ab - ein geladenes Gewehr stets zur Hand, für den Fall, dass sich raublustige Bären oder Großkatzen durch den Duft angezogen fühlten.

Gefahr gebannt, dachte Roger. Bis auf mehrere Meilen würde sich kein wildes Tier diesem Lärm nähern.

Er grinste den in Feuer getauchten Gesichtern vor ihm zu, die mit Bratenfett geölt und vom Alkohol gerötet waren, und schlug sein Bodhran. Sein Magen knurrte laut, doch das Geräusch ging im grölenden Refrain von »Killiecrankie« unter.

»O, I met the De-ev-ill and Dundeeeee...
On the brae-aes o' Killiecrankie-O!«

Wenn er schließlich irgendwann etwas zu essen bekam, würde er es sich verdient haben. Er spielte und sang bereits seit Anbruch der Dunkelheit, und jetzt ging der Mond über dem Black Mountain auf. Er nutzte den Refrain, um kurz inne zu halten, gerade lange genug, um nach dem Alebecher zu greifen, der unter seinem Hocker stand, und sich die Kehle anzufeuchten und dann die neue Strophe frisch gestärkt anzugehen.

»I fought on land, I fought on sea.
At hame I fought my auntie, Oh!
I met the Devil and Dundee...
On the braes o'Killiecrankie-O!«

Während er sang, setzte er sein professionelles Lächeln auf, erwiderte hier einen Blick, konzentrierte sich dort auf ein Gesicht und rechnete sich im Hinterkopf seine Fortschritte aus. Er hatte ihnen jetzt gut eingeheizt - zugegebenermaßen mit ein wenig Hilfe seitens der dargebotenen Getränke - und sie auf das eingestimmt, was Brianna »Kriegstreiberei« genannt hatte.

Er konnte das Kreuz in seinem Rücken spüren, im Dunkeln beinahe unsichtbar. Doch jeder hatte die Gelegenheit gehabt, es zu sehen; er hatte das interessierte, spekulative Gemurmel gehört.

Jamie Fraser stand abseits, außerhalb des vom Feuer erhellten Kreises. Roger konnte seine hoch gewachsene Gestalt gerade eben ausmachen, dunkel im Schatten der großen Blaufichte, die dicht neben dem Haus stand. Den ganzen Abend hatte sich Fraser systematisch unter den Anwesenden vorgearbeitet, war stehen geblieben, um hier eine Höflichkeit auszutauschen, dort einen Witz zu erzählen oder sich ein Problem oder eine Geschichte anzuhören. Jetzt stand er allein da und wartete. Fast an der Zeit also - was auch immer er vorhatte.

Roger ließ ihnen eine Minute Zeit zum Applaudieren und um selbst wieder zu Atem zu kommen, dann begann er »Johnny Cope«, rasant und gnadenlos komisch.

Er hatte dieses Lied mehrfach beim *gathering* gesungen und wusste ganz gut, wie sie es aufnehmen würden. Kurzes Innehalten, Unsicherheit, dann fielen mehr und mehr Stimmen ein - am Ende der zweiten Strophe würden sie im Hintergrund johlen und spotten.

Einige der Männer hier hatten in Prestonpans gekämpft; sie mochten in Culloden besiegt worden sein, doch zuerst hatten sie immer noch Johnnie Copes Truppen aufgemischt, und sie freuten sich über die Gelegenheit, diesen legendären Sieg noch einmal zu durchleben. Und wer von den Highlandschotten nicht dort gekämpft hatte, hatte davon gehört. Die

Muellers, die wahrscheinlich noch nie von Charles Stuart gehört hatten und nur jedes zehnte Wort verstanden, schienen in der letzten Reihe ihren eigenen Jodelrefrain zu improvisieren und schwenkten bei jeder Strophe ihre überschwappenden Becher zum Salut. Aye, schön, solange sie ihren Spaß hatten.

Beim letzten Refrain brüllte die Menge beinahe und übertönte ihn fast dabei.

»Hey Johnnie Cope, are ye walking yet?
And are your drums a-beatin' yet?
If ye were walkin', I wad wait,
Tae gang tae the coals in the mornin'!«

Er schlug ein letztes Mal auf die Trommel und verbeugte sich unter tosendem Applaus. Damit waren sie aufgewärmt; Zeit, die Bühne für das Hauptprogramm zu räumen. Er verbeugte sich und lächelte, erhob sich von seinem Hocker und verdrückte sich in den Schatten neben den zerhackten Überresten des riesigen Schweinekadavers.

Dort erwartete ihn Brianna, die Jemmy auf dem Arm hatte, hellwach mit riesigen Eulenaugen. Sie beugte sich zu ihm herüber und küsste ihn. Dabei reichte sie ihm das Kind und nahm ihm dafür das Bodhran ab.

»Du warst toll!«, sagte sie. »Halt ihn fest; ich besorge dir etwas zu essen und ein Bier.«

Normalerweise blieb Jemmy lieber bei seiner Mutter, doch er war zu sehr vom Lärm und den lodernden Flammen betäubt, um gegen die Übergabe zu protestieren. Er kuschelte sich an Rogers Brust und nuckelte konzentriert an seinem Daumen.

Roger schwitzte vor Anstrengung, sein Herz raste vom Adrenalinrausch seiner Darbietung, und die Luft abseits des Feuers und der Menge war kalt in seinem erröteten Gesicht. Das Gewicht des eingewickelten Babys fühlte sich gut an, warm und fest in seiner Armbeuge. Er hatte seine Sache gut gemacht, und er wusste es. Hoffentlich war es das, was Fraser wollte.

Als Brianna mit seinem Bier und einem Teller voll Schweinefleisch, Reibekuchen aus Rübchen und Bratkartoffeln wieder auftauchte, war

Jamie in den vom Feuer erleuchteten Kreis getreten und hatte Rogers Platz vor dem Kreuz eingenommen.

Hoch gewachsen und breitschultrig stand er da, in seinem besten, grauen Sonntagsrock, unter dem er einen weichen, blauen Kilt trug, das leuchtende Haar lose auf den Schultern, auf der einen Seite einen dünnen, geflochtenen Kriegerzopf, den eine einzelne Feder zierte. Das Feuer glitzerte auf dem Goldknauf seines Dolches und der Brosche, die das um seine Schultern geschlungene Plaid festhielt. Seine Miene wirkte zufrieden, aber sein Verhalten war ernst und konzentriert. Er zog eine gute Show ab, das musste Roger zugeben - und er wusste es auch.

Die Menge verstummte innerhalb von Sekunden, und hier und da brachte jemand seine dreisteren Nachbarn mit dem Ellbogen zum Schweigen.

»Ihr wisst alle genau, warum wir hier sind, aye?«, fragte er ohne Einleitung. Er hob die Hand, in der er die zerknitterte Order des Gouverneurs hielt, auf der das rote Siegel im Feuerschein wie eine rote Schmierspur zu sehen war. Es erscholl ein beifälliges Grummeln; die Menge war in guter Stimmung, Blut und Whisky strömten ungehemmt durch ihre Adern.

»Man ruft uns, unsere Pflicht zu tun, und wir kommen als Ehrenmänner, um der Sache des Gesetzes zu dienen - und dem Gouverneur.«

Roger sah, wie sich der alte Gerhard Mueller zur Seite beugte, um die Übersetzung zu hören, die ihm einer seiner Söhne ins Ohr murmelte. Er nickte beifällig und rief: »Ja! Lang lebe der Gouverneur!« Es erklang Gelächter, gefolgt von ähnlichen Ausrufen auf Englisch und Gälisch.

Jamie wartete lächelnd, bis der Lärm verstummte. Dann vollzog er eine langsame Wendung und nickte dabei einem Gesicht nach dem anderen zu, nahm die Anwesenheit jedes einzelnen Mannes zur Kenntnis. Dann wandte er sich zur Seite und wies mit erhobener Hand auf das Kreuz, das kahl und schwarz hinter ihm stand.

»Wenn sich ein Clanhäuptling in den schottischen Highlands zum Krieg rüstete«, sagte er in einem Tonfall, der sachlich, aber laut genug war, dass man ihn auf dem ganzen Hof hören konnte, »entzündete er das flammende

Kreuz und schickte es als Zeichen durch das Land seines Clans. Es war ein Signal für die Männer seines Namens, zu ihren Waffen zu greifen und sich kampfbereit an den Sammelplatz zu begeben.«

Es kam Bewegung in die Menge, man stieß sich gegenseitig an, und es ertönten weitere Beifallsrufe, wenn auch gedämpfter. Ein paar Männer hatten dies schon einmal erlebt oder wussten zumindest, wovon er sprach. Die anderen hoben das Kinn und reckten die Hälse, die Münder vor Neugier halb geöffnet.

»Doch dies ist ein neues Land, und wir sind zwar Freunde -«, er lächelte Gerhard Mueller an, »ja, Freunde, Nachbarn, Landsmänner-«, ein Blick in Richtung der Lindsaybrüder, »-und bald auch Waffenbrüder, doch wir sind kein Clan. Man hat mir zwar den Befehl erteilt, doch ich bin nicht euer Häuptling.«

Natürlich bist du das, dachte Roger. *Oder jedenfalls auf dem besten Weg dazu*. Er trank einen letzten, großen Schluck kaltes Bier und stellte seinen Becher und den Teller hin. Das Essen konnte noch etwas warten. Brianna hatte das Baby wieder genommen und sich das Bodhran unter den Arm geklemmt; er nahm es ihr ab, und sie lächelte ihm flüchtig zu, doch ihre Aufmerksamkeit war weitgehend auf ihren Vater gerichtet.

Jamie bückte sich und zog eine Fackel aus dem Feuer, stand da, und die Fackel in seiner Hand erleuchtete die scharfen Kanten seines Gesichtes.

»Möge Gott unseren guten Willen bezeugen und unseren Armen Kraft verleihen -« Er hielt inne, um den Deutschen Zeit zum Übersetzen zu lassen. »Doch möge dieses Flammenkreuz als Zeichen unserer Ehre hier stehen und Gottes Schutz auf unsere Familien herabrufen - bis wir gesund heimkehren.«

Er drehte sich um und hielt die Fackel an den senkrechten Balken des Kreuzes, bis die trockene Rinde sich entzündete und eine kleine Flamme sich glühend auf dem dunklen Holz ausbreitete.

Alles stand schweigend da und sah zu. Es war kein Geräusch zu hören bis auf die Bewegungen und die Atemzüge der Menge, ein Echo des seufzenden Windes in der Wildnis ringsum. Es war nicht mehr als eine winzige, züngelnde Flamme, die bei jedem Windhauch flackerte und ganz

zu erlöschen drohte. Kein benzingetränktes Dröhnen, keine gierige Feuersbrunst. Roger spürte, wie Brianna an seiner Seite aufseufzte und ihre Anspannung ein wenig nachließ.

Die Flamme schlug an und begann, gleichmäßig zu brennen. Die unregelmäßigen Kanten der Rindenstücke erglühten erst rot, dann weiß und wurden zu Asche, als die Flamme nun aufwärts züngelte. Es war groß und stabil und würde langsam brennen, dieses Kreuz, die halbe Nacht lang, und den Platz erhellen, während sich die Männer darunter sammelten, aßen und tranken und allmählich zu dem wurden, als was Jamie Fraser sie sehen wollte: Freunde, Nachbarn, Waffenbrüder. Unter seinem Befehl.

Fraser beobachtete die Flamme einen Moment, um sicher zu gehen, dass sie richtig brannte. Dann wandte er sich erneut den versammelten Männern zu und ließ seine Fackel wieder in das Feuer fallen.

»Wir können nicht sagen, was uns widerfahren wird. Gott schenke uns Mut«, sagte er schlicht. »Gott schenke uns Weisheit. Wenn es Sein Wille ist, möge Er uns Frieden schenken. Wir reiten am Morgen.«

Dann machte er kehrt und trat vom Feuer zurück. Dabei sah er sich nach Roger um. Roger nickte ihm zu, schluckte, um den Hals freizubekommen, und begann im Dunkeln leise das Lied zu singen, das Jamie sich zum Abschluss des Zeremoniells gewünscht hatte - »The Flower of Scotland«.

»O flower of Scotland,
When will we see your likes again?
You fought and died for
Your wee bit hill and glen...«

Keins von den Liedern, die Brianna kriegstreiberisch fand. Es war ein ernstes, melancholisches Lied. Dennoch war es kein Lied der Trauer, sondern eins der Erinnerung, des Stolzes, der Entschlossenheit. Es war nicht einmal ein echtes, altes Lied - Roger kannte den Mann, der es geschrieben hatte, in seiner eigenen Zeit -, doch Jamie hatte es bei ihm gehört, und da er die Geschichte Stirlings und Bannockburns kannte, war die Aussage des Liedes ganz in seinem Sinne.

»And stood against him,
Proud Edward's army,

And sent him homeward,
Tae think again.«

Die Schotten in der Menge ließen ihn die Strophen allein singen, doch beim Refrain fielen die Stimmen erst leise, dann lauter ein.

»And sent him ho-omeward...
Tae think again!«

Ihm fiel etwas ein, das Brianna ihm letzte Nacht im Bett erzählt hatte, während der wenigen Minuten, die sie beide noch bei Bewusstsein waren. Sie hatten sich über die Menschen dieser Zeit unterhalten und sich überlegt, ob sie wohl eines Tages Männern wie Jefferson oder Washington persönlich begegnen würden; es war eine aufregende-und alles andere als undenkbare-Vorstellung. Sie hatte John Adams erwähnt und etwas zitiert, wovon sie gelesen hatte, dass Adams es im Lauf der Revolution gesagt hatte - oder vielmehr sagen würde:

»Ich bin ein Krieger, auf dass mein Sohn ein Kaufmann werden kann - und sein Sohn ein Poet.«

»The hills are bare now,
And autumn leaves lie thick and still,
O'er land that is lost now,
Which those so dearly held.

That stood against him,
Proud Edward's army,
And sent him homeward,
Tae think again.«

Es war nicht mehr Edwards Armee, wie in dem Lied, sondern Georges Armee. Und doch war es die gleiche, stolze Armee. Er erspähte Claire, die abseits bei den anderen Frauen stand, ganz am Rand des Lichtkreises. Ihre Miene war abwesend, und sie stand bewegungslos, während das Haar ihr lose das Gesicht umwehte und ein innerer Schatten ihre goldenen Augen verdunkelte - die auf Jamie gerichtet waren, der ruhig an ihrer Seite stand.

Dieselbe stolze Armee, in der sie einst gekämpft hatte; die stolze Armee, in der sein Vater gestorben war. Er spürte, wie sich seine Kehle zuschnürte, zwang die Luft aus der Tiefe hindurch und sang mit aller Kraft weiter.*Ich bin ein Krieger, auf dass mein Sohn ein Kaufmann werden kann - und sein Sohn ein Poet*. Weder Adams noch Jefferson hatten je gekämpft, und Jefferson hatte keine Söhne gehabt. Er war der Poet gewesen, dessen Worte durch die Jahre weiter gehallt hatten, Armeen zusammengetrommelt hatten, in den Herzen jener gebrannt hatten, die bereit waren, für diese Worte zu sterben und für das Land, das sich auf sie gründete.

Vielleicht liegt es ja an seinem Haar, dachte Roger voller Ironie - er sah den rötlichen Schimmer, als Jamie, der schweigend über das Unterfangen wachte, das er begonnen hatte, eine Bewegung machte. Eine Spur von Wikingerblut, die diesen hoch gewachsenen, flammendroten Männern die Gabe verlieh, andere zum Krieg anzustiften.

»You fought and died for
Your wee bit bill and glen...«

Das hatten sie getan, für ihre Täler und Hügel gekämpft, und sie würden es wieder tun. Denn das war es doch immer, wofür Männer kämpften, nicht wahr? Ihre Heime und Familien. Wieder schimmerte rotes Haar auf, lose im Feuerschein neben dem Skelett des Schweins. Brianna, Jemmy auf dem Arm. Und wenn Roger jetzt auch der Barde eines Highlandhäuptlings war, musste er doch auch versuchen, ein Krieger zu werden, wenn die Zeit kam - um seines Sohnes willen und all derer, die nach ihm kommen würden.

»And sent him homeward
Tae think again.

Tae think... again.«

25

Der Segen der Engel

Trotz der späten Stunde schliefen wir in unausgesprochenem Einverständnis miteinander, denn wir sehnten uns beide nach der beruhigenden Zuflucht, die der Körper des anderen bot. Allein in unserem Schlafzimmer, die Fensterläden fest gegen die Geräusche vor dem Haus verschlossen - auf allgemeinen Wunsch sang der arme Roger immer noch -, konnten wir die Nöte und die Erschöpfung des Tages abstreifen - zumindest für eine kleine Weile.

Hinterher hielt er mich fest, sein Gesicht in meinem Haar vergraben, und umklammerte mich wie einen Talisman.

»Es wird alles gut«, sagte ich leise, strich über sein feuchtes Haar und grub meine Finger fest in die Stelle, wo Hals und Schulter aufeinander trafen. Der Muskel unter seiner Haut war so hart wie Holz.

»Aye, ich weiß.« Er lag ein paar Minuten still und ließ sich von mir massieren, und die Verspannungen in seinem Hals und seinen Schultern ließen allmählich nach. Sein Körper wurde schwerer auf dem meinen. Er spürte, wie ich unter ihm Luft holte, und rollte sich auf die Seite.

Sein Magen knurrte laut, und wir lachten beide.

»Keine Zeit zum Abendessen gehabt?«, fragte ich.

»Unmittelbar vorher kann ich nichts essen«, antwortete er. »Dann bekomme ich Magenkrämpfe. Und hinterher hatte ich keine Zeit. Wir haben nicht zufällig etwas Essbares hier oben?«

»Nein«, bedauerte ich. »Ich hatte ein paar Äpfel, aber die Chisholms haben sie erwischt. Tut mir Leid, ich hätte daran denken sollen, etwas für dich mitzunehmen.« Ich wusste, dass er nur selten »vorher« aß - vor Kämpfen, Konfrontationen oder anderen, gesellschaftlich fordernden

Situationen -, war aber nicht auf den Gedanken gekommen, dass er vielleicht hinterher keine Gelegenheit mehr zum Essen gehabt hatte, weil ihn alle Welt »nur einen kleinen Moment« sprechen wollte.

»Es war ja nicht so, als hättest du keine anderen Probleme, Sassenach«, antwortete er trocken. »Mach dir keine Sorgen; ich werd's bis zum Frühstück überleben.«

»Bist du sicher?« Ich ließ meinen Fuß aus dem Bett hängen und machte Anstalten aufzustehen. »Es ist noch reichlich da, und wenn du nicht nach unten gehen möchtest, könnte ich gehen und -«

Er gebot mir Einhalt, indem er mir die Hand auf den Arm legte, dann zog er mich wieder unter die Bettdecke, schmiegte sich an meinen Rücken und schlang den Arm um mich, um sicher zu gehen, dass ich blieb, wo ich war.

»Nein«, sagte er bestimmt. »Dies ist vielleicht für einige Zeit die letzte Nacht, die ich in einem Bett verbringe. Ich habe vor, darin zu bleiben - mit dir.«

»Na gut.« Ich kuschelte mich gehorsam unter sein Kinn und lehnte mich entspannt an ihn. Ich hatte nichts dagegen zu bleiben. Ich verstand ihn; solange kein Notfall eintrat, würde zwar niemand kommen und uns holen, doch sein oder mein bloßer Anblick würde unten auf der Stelle zu einem Ansturm von Leuten führen, die dieses oder jenes brauchten, gern eine Frage stellen wollten, uns ihren Rat anbieten wollten oder denen etwas fehlte... viel besser, hier zu bleiben, gemütlich und friedvoll, zusammen.

Ich hatte die Kerze gelöscht, und das Feuer war weit heruntergebrannt. Ich fragte mich kurz, ob ich aufstehen und neues Holz auflegen sollte, entschied mich aber dagegen. Sollte es doch ausglühen, wenn es wollte; wir würden bei Tagesanbruch fort sein.

Trotz meiner Müdigkeit und des alles andere als harmlosen Anlasses freute ich mich auf die Reise. Abgesehen von der Verlockung des Neuen und der Möglichkeit eines Abenteuers, brachte sie die wunderbare Aussicht mit sich, dem Waschen, Kochen und der weiblichen Kriegsführung zu entkommen. Dennoch, Jamie hatte Recht; heute Nacht

konnten wir wahrscheinlich für lange Zeit zum letzten Mal die Vorzüge der Zurückgezogenheit und des Komforts genießen.

Ich räkelte mich und erfreute mich bewusst der weichen Umarmung des Federbetts und der glatten, sauberen Laken mit ihrem schwachen Duft nach Rosmarin und Holunderblüte. Hatte ich genug Bettzeug eingepackt?

Rogers Stimme drang durch die Fensterläden, immer noch kräftig, wenn sie auch allmählich vor Erschöpfung ein wenig rau klang.

»Die Drossel sollte besser ins Bett gehen«, sagte Jamie mit einem Hauch von Missbilligung, »wenn er sich anständig von seiner Frau verabschieden will.«

»Ach du liebe Güte, Brianna und Jemmy sind doch schon seit Stunden im Bett!«, sagte ich.

»Der Kleine vielleicht; Brianna ist noch da. Ich habe ihre Stimme gerade noch gehört.«

»Wirklich?« Ich lauschte angestrengt, konnte jedoch nur das Rauschen des gedämpften Applauses hören, als Roger sein Lied beendete. »Wahrscheinlich möchte sie so lange wie möglich bei ihm bleiben. Die Männer werden morgen ganz schön erschöpft sein - von ihrem Kater ganz zu schweigen.«

»Solange sie noch auf einem Pferd sitzen können, ist es mir einerlei, wenn sie dann und wann im Gebüsch verschwinden und sich übergeben«, versicherte mir Jamie.

Ich kuschelte mich ein und zog mir die warme Bettdecke um die Schultern. Ich konnte das tiefe Brummen von Rogers Stimme hören. Er lachte, weigerte sich aber entschieden, noch etwas zu singen. Nach und nach verstummten die Geräusche vor dem Haus, wenn ich es auch immer noch rumpeln und klappern hörte, als jemand das Bierfass umstülpte und die letzten Tropfen herausschüttelte. Dann ein dumpfer Aufprall, als es zu Boden geworfen wurde.

Auch im Haus erklangen Geräusche; das plötzliche Aufheulen eines Babys, das schläfrige Gejammer von Kleinkindern, die von den Männern

aufgestört wurden, eine Frauenstimme, die sich erst tadelnd, dann beruhigend erhob.

Mein Hals und meine Schultern schmerzten, und meine Füße waren wund von meinem langen Spaziergang zur Whiskyquelle mit Jemmy auf dem Arm. Dennoch war ich noch so wach, dass es geradezu ärgerlich war, und es gelang mir nicht, die Geräusche der Außenwelt genauso vollständig auszusperren, wie die Fensterläden ihren Anblick ausblendeten.

»Kannst du dich noch an alles erinnern, was du heute getan hast?« Dies war ein kleines Spiel, das wir manchmal nachts spielten. Jeder von uns versuchte, sich detailliert an alles zu erinnern, was er im Lauf des Tages vom Aufstehen bis zum Zubettgehen getan, gesehen, gehört oder gegessen hatte. Wie das Verfassen eines Tagebuches, schien die bewusste Erinnerung den Verstand von den Anstrengungen des Tages zu reinigen, und wir fanden es sehr unterhaltsam, uns die Erlebnisse des anderen anzuhören. Ich liebte Jamies Tagesberichte, ganz gleich, ob sie alltäglich oder aufregend waren, aber heute Abend war er nicht in der Stimmung.

»Ich kann mich an nichts mehr erinnern, das passiert ist, bevor wir die Zimmertür hinter uns geschlossen haben«, sagte er und drückte mir kameradschaftlich die Pobacke. »Danach ist mir allerdings das eine oder andere Detail in Erinnerung geblieben.«

»Das habe ich auch noch einigermaßen gut im Kopf«, versicherte ich ihm. Ich krümmte meine Zehen und liebkoste die Oberseiten seiner Füße.

Dann hörten wir auf zu reden und legten uns allmählich zum Schlafen zurecht, während unten die Geräusche verstummten und dem Brummen und Rasseln schnarchender Schläfer wichen. Zumindest versuchte ich zu schlafen. Obwohl es schon so spät und mein Körper unzweifelhaft erschöpft war, schien mein Kopf entschlossen zu sein, aufzubleiben und mich zu stören. Sobald ich die Augen schloss, erschienen Fragmente des Tages hinter meinen Augenlidern - Mrs. Bug und ihr Besen, Gerhard Muellers schmutzige Stiefel, kahl gegessene Traubenstängel, helle Sauerkrautnester, die runden Hälften von Jemmys kleinem rosa Hinterteil, Dutzende kleiner Chisholms beim Amoklauf... Ich bemühte mich entschlossen, meinen flüchtigen Verstand zu disziplinieren, indem ich

mich stattdessen an eine geistige Strichliste meiner Vorbereitungen für unseren Aufbruch machte.

Das war alles andere als hilfreich, denn innerhalb weniger Minuten war ich vor lauter unterdrückter Nervosität hellwach und malte mir aus, wie mein Sprechzimmer vollständig zerstört wurde, wie Brianna, Marsali oder die Kinder einer plötzlichen, grauenvollen Epidemie zum Opfer fielen und Mrs. Bug ganz Fraser’s Ridge zu Aufruhr und Blutvergießen anstiftete.

Ich drehte mich auf die Seite und betrachtete Jamie. Er hatte sich wie üblich auf den Rücken gelegt, die Arme wie eine Grabfigur über seinem Bauch gekreuzt, sein Profil klar und streng vor der ersterbenden Glut des Kamins, ordentlich zum Schlafen zurecht gelegt. Seine Augen waren geschlossen, doch seine Stirn war leicht gerunzelt, und seine Lippen zuckten dann und wann, als sei er dabei, einen inneren Streit auszufechten.

»Du denkst so laut nach, dass ich es bis hier hören kann«, sagte ich im Plauderton. »Oder zählst du nur Schafe?«

Seine Augen öffneten sich sofort, und er drehte sich um und lächelte mich reumütig an.

»Ich habe Schweine gezählt«, unterrichtete er mich. »Und ich war auch schon ziemlich weit. Nur, dass ich im Augenwinkel immer wieder diese weiße Kreatur gesehen habe, die ganz knapp außer Reichweite hin und her gehüpft ist, um mich zum Narren zu halten.«

Ich lachte mit ihm und rückte dichter an ihn heran. Ich legte meine Stirn an seine Schulter und seufzte tief.

»Wir müssen wirklich schlafen, Jamie. Ich bin so müde, dass es sich anfühlt, als würden meine Knochen schmilzen, und du bist schließlich noch länger auf als ich.«

»Mm.« Er legte einen Arm um mich und zog mich in seine Schulterbeuge.

»Das Kreuz-es wird doch das Haus nicht in Brand stecken, oder?«, fragte ich kurz darauf, da mir etwas Neues eingefallen war, worüber ich mir Sorgen machen konnte.

»Nein.« Er klang ein wenig schläfrig. »Es ist schon lange erloschen.«

Das Feuer im Kamin war zu einem Teppich aus glühenden Kohlen heruntergebrannt. Ich drehte mich wieder um und beobachtete sie ein paar Minuten, während ich versuchte, meinen Verstand aller Gedanken zu entledigen.

»Als Frank und ich geheiratet haben«, sagte ich, »sind wir zu einem Priester zur Beratung gegangen. Er hat uns empfohlen, unser Eheleben damit zu beginnen, dass wir jeden Abend zusammen im Bett den Rosenkranz beteten. Frank meinte, er sei sich nicht sicher, ob dies als Akt der Religiosität, als Hilfe zum Einschlafen oder nur als von der Kirche sanktionierte Verhütungsmethode gedacht war.«

Jamies Brust vibrierte hinter mir, als er lautlos lachte.

»Nun, das können wir gern versuchen, wenn du willst, Sassenach«, sagte er. »Aber die Ave Marias musst du zählen; du liegst auf meiner linken Hand, und meine Finger sind eingeschlafen.«

Ich drehte mich ein wenig, damit er seine Hand unter meiner Hüfte hervorziehen konnte.

»Lieber nicht den Rosenkranz«, sagte ich. »Aber vielleicht ein Gebet. Kennst du irgendwelche guten Nachtgebete?«

»Aye, viele«, sagte er. Er hielt seine Hand hoch und beugte langsam die Finger, in denen das Blut wieder zu zirkulieren begann. In der Dunkelheit des Zimmers erinnerten mich seine langsamen Bewegungen an die Art, wie er Forellen unter Steinen hervorlockte. »Lass mich kurz nachdenken.«

Unten im Haus war es jetzt still bis auf das übliche Knarren und Ächzen der Dielen, die sich noch nicht richtig gesetzt hatten. Ich glaubte, irgendwo draußen eine Stimme zu hören, die sich zum Disput erhob, doch vielleicht war es auch nicht mehr als das Klappern der Äste im Wind.

»Ich weiß eins«, sagte Jamie schließlich. »Ich hatte es schon fast vergessen. Mein Vater hat es mir kurz vor seinem Tod beigebracht. Er hat gesagt, er glaubte, ich könnte es vielleicht eines Tages nützlich finden.«

Er legte sich bequem zurecht, den Kopf geneigt, so dass sein Kinn auf meiner Schulter ruhte, und begann mir mit leiser Stimme ins Ohr zu sprechen.

»Segne mir, o Gott den Mond, der über mir ist,
Segne mir, o Gott, die Erde, die unter mir ist,
Segne mir, o Gott, meine Frau und meine Kinder,
Und, o Gott segne mich, dem sie anvertraut sind,
Segne mir meine Frau und meine Kinder,
Und, o Gott segne mich, dem sie anvertraut sind.«

Er war zunächst ein wenig befangen gewesen und hatte dann und wann auf der Suche nach einem Wort gezögert, aber das hatte im Lauf des Gebets nachgelassen. Jetzt sprach er leise und sicher weiter, und seine Worte waren nicht länger an mich gerichtet, obwohl seine Hand warm auf der Rundung meiner Taille lag.

»Segne, o Gott, worauf mein Auge fällt,
Segne, o Gott worauf meine Hoffnung ruht,
Segne, o Gott meine Ziele und Gedanken,
Segne, o segne sie, Du Gott des Lebens;
Segne, o Gott meine Ziele und Gedanken,
Segne, o segne sie, Du Gott des Lebens.«

Seine Hand strich über die Rundung meiner Hüfte und hob sich dann, um mein Haar zu liebkosen.

»Segne mir die Bettgefährtin meiner Liebe,
Segne mir, was meine Hände berührten,
Segne, o segne mich, o Gott in Verteidigung und Kampf,
Und sende den Segen der Engel über meinen Schlaf;
Segne, o segne mich, o Gott, in verteidigung und Kampf,
Und sende den Segen der Engel über meinen Schlaf.«

Seine Hand lag zusammengerollt und reglos unter meinem Kinn. Ich umschlang sie mit der meinen und seufzte tief.

»Oh, das ist schön. Besonders der ›Segen der Engel‹. Als Brianna noch klein war, haben wir sie immer mit einem Engelsgebet zu Bett gebracht:

>Michael, steh mir zur Rechten, Gabriel zur Linken, Uriel hinter mir, Rafael vor mir - und über meinem Kopf die Gegenwart des Herrn.‹«

Er antwortete nicht, drückte aber als Antwort meine Finger. Im Kamin zerfiel ein Stück Kohle mit einem leisen *Wuff*, und einige Sekunden lang segelten Funken durch das dunkle Zimmer.

Etwas später kehrte ich noch einmal kurz zu Bewusstsein zurück, als ich spürte, dass er aus dem Bett glitt.

»Was -?«, sagte ich verschlafen.

»Nichts«, flüsterte er. »Nur eine Kleinigkeit, die ich noch niederschreiben wollte. Schlaf nur, *a nighean donn*. Ich wache an deiner Seite.«

Fraser's Ridge, I. Dezember 1770
James Fraser, Esq., an Lord John Grey,
Mount Josiah Plantage

Mylord,

Ich schreibe dir in der Hoffnung, dass auf deinem Gut alles in bester Ordnung ist und seine Bewohner bei guter Gesundheit sind; ganz besonders dein Sohn.

In meinem Haus steht alles zum Besten, und - soweit ich weiß - auf River Run ebenfalls. Die geplanten Hochzeiten meiner Tochter und meiner Tante, von denen ich dir geschrieben habe, wurden durch unerwartete Umstände behindert (vor allem durch einen Umstand namens Mr. Randall Lillywhite, dessen Namen ich erwähne, falls er dir eines Tages zu Ohren kommt), aber glücklicherweise wurden meine Enkel getauft, und während die Hochzeit meiner Tante auf einen späteren Zeitpunkt verschoben wurde, wurde die Verbindung meiner Tochter mit Mr. MacKenzie durch Reverend Caldwell gesegnet einen ehrenwerten Herrn, wenn er auch Presbyterianer ist.

Der kleine Jeremiah Alexander Jonathan Fraser MacKenzie (der Name »Jonathan« wurde zu Ehren eines Freundes gewählt) hat sowohl den

Anlass seiner Taufe als auch die Heimreise bei guter Laune überstanden. Seine Mutter bittet mich, dir mitzuteilen, dass dein Namensvetter inzwischen nicht weniger als vier Zähne besitzt, eine Furcht erregende Leistung die ihn ausgesprochen gefährlich macht für jene ahnungslosen Seelen, die sich von seiner scheinbaren Unschuld umgarnen lassen und sich mit den Fingern in seine gefährliche Umklammerung begeben. Das Kind beißt wie ein Krokodil.

Unsere Bevölkerung hat in letzter Zeit ein zufriedenstellendes Wachstum an den Tag gelegt und seit meinem letzten Brief sind gut zwanzig Familien hinzu gekommen. Gott hat unsere Mühen im Lauf des Sommers Früchte tragen lassen und uns mit einer Fülle an Mais und Heu gesegnet sowie einer Vielzahl an Vieh, es zu verspeisen. Ich schätze die Anzahl der Schweine, die frei in meinem Wald laufen, augenblicklich auf nicht weniger als vierzig zwei Kühe haben Kälber zur Welt gebracht, und ich habe ein neues Pferd gekauft. Zwar hege ich arge Zweifel am Charakter dieses Tiers, nicht jedoch an seinen Lungen.

So viel zu meinen guten Nachrichten.

Und jetzt die schlechten. Man hat mich zum Oberst der Miliz berufen und mir aufgetragen, bis Mitte des Monats so viele Männer, wie ich finden kann, zu mustern und in den Dienst des Gouverneurs zu stellen, um bei der Niederwerfung lokaler Feindseligkeiten zu helfen.

Möglicherweise hast du ja während deines Aufenthaltes in North Carolina von einer Gruppe von Männern gehört, die sich »Regulatoren« nennen - vielleicht ja auch nicht, da deine Aufmerksamkeit damals von anderen Dingen beansprucht wurde (meine Frau freut sich über die Nachricht von deiner guten Genesung und sendet beiliegend ein Paket mit Arzneien sowie Instruktionen zu ihrer Anwendung, sollten dich immer noch Kopfschmerzen plagen).

Diese Regulatoren sind nicht mehr als gemeines Pack, noch disziplinloser gar als die Aufrührer, die, wie wir gehört haben, Gouverneur Richardson in Boston symbolisch gehängt haben. Ich sage nicht, dass ihre Klagen nicht ihren Grund haben, doch die Mittel, mit denen sie sie zum Ausdruck bringen, kommen mir wenig geeignet vor, um Schadensersatz durch die

Krone zu erwirken - sondern eher dazu, beide Seiten zu weiter gehenden Maßnahmen zu provozieren, an deren Ende nur Blutvergießen stehen kann.

Am 17. September hat sich ein ernsthafter Ausbruch der Gewalt in Hillsborough ereignet in dessen Verlauf es willkürliche Zerstörungen von Eigentum gab und den Vertretern der Krone - teils zu Recht, teils nicht - schwere Gewalt angetan wurde. Ein Mann, ein Richter, wurde schwer verletzt; viele der Regulatoren wurden festgenommen. Seitdem haben wir kaum mehr als Gemurmel gehört; der Winter dämpft die Unzufriedenheit, die jetzt an den Kaminfeuern der Hütten und Tavernen weiterschwelt, doch wenn im Frühjahr die Fenster aufgerissen werden, wird sie ins Freie entweichen und alles durchseuchen wie die schlechte Luft aus einem versiegelten Haus.

Tryon ist ein fähiger Mann, aber kein Farmer. Wäre er es, so würde er kaum auf den Gedanken kommen, im Winter Krieg führen zu wollen. Dennoch, vielleicht hofft er ja, die Unruhestifter jetzt - wo er sich einigermaßen sicher sein kann, nicht einschreiten zu müssen - durch die Demonstration seiner Macht so einzuschüchtern, dass er diese später gar nicht mehr einsetzen muss. Er ist Soldat.

Diese Gedanken führen mich nun zum wahren Zweck dieses Briefes. Ich gehe nicht davon aus, dass das gegenwärtige Unternehmen einen bösen Ausgang nehmen wird, und doch - auch du bist Soldat genau wie ich auch. Du weißt, wie unvorhersehbar das Böse ist und was für Katastrophen aus unbedeutenden Anfängen erwachsen können. Niemand kann wissen, wie er selbst enden wird - nur, dass er enden wird. Daher habe ich alle mir möglichen Vorkehrungen für das Wohlergehen meiner Familie getroffen.

Ich zähle deren Mitglieder hier auf, da du sie nicht alle kennen wirst: Claire Fraser, meine geliebte Frau; meine Tochter Brianna mit ihrem Mann Roger MacKenzie und ihrem Kind Jeremiah MacKenzie. Dazu meine Tochter Marsali und ihr Mann Fergus Fraser (der mein Adoptivsohn ist) - sie haben jetzt zwei kleine Kinder namens Germain und Joan. Die kleine Joan ist nach Marsalis Schwester benannt, die Joan Joyce heißt und gegenwärtig immer noch in Schottland lebt. Mir bleibt keine Zeit, dich mit der Vorgeschichte der Situation vertraut zu machen, doch ich bin aus gutem Grund geneigt, auch diese junge Frau als meine Tochter zu

betrachten, und fühle mich auch für ihr Wohlergehen verantwortlich, ebenso das ihrer Mutter Laoghaire MacKenzie Joyce. Ich bitte dich um unserer langen Freundschaft und um deiner Hochachtung für meine Frau und Tochter willen, dein Möglichstes für ihre Sicherheit zu tun, falls mich bei diesem Unternehmen ein Unglück treffen sollte.

Ich breche in der Morgendämmerung auf, die jetzt nicht mehr fern ist.

Dein ergebener und gehorsamer Diener,
James Alexander Malcolm MacKenzie Fraser

Postscriptum: Meinen Dank für deine Informationen bezüglich meiner früheren Anfrage, Stephen Bonnet betreffend. Ich nehme deinen begleitenden Rat mit der größten Dankbarkeit für deine gut gemeinten Absichten zur Kenntnis - doch wie du schon vermutest, wird er mich nicht umstimmen.

Post-Postscriptum: Kopien meines Letzten Willens und Testamentes und der Papiere bezüglich meines Eigentums und meiner Angelegenheiten hier und in Schottland liegen bei Farquard Campbell in Greenoaks bei Cross Creek.

DRITTER TEIL

Nächtlicher Alarm und ein Erkundungsritt

26

Die Miliz erhebt sich

Das Wetter war uns freundlich gesonnen, und es blieb kalt, aber klar. Die Muellers und die Männer aus den nahe gelegenen Ansiedlungen mitgezählt, brachen wir mit einer Truppe von fast vierzig Männern aus Fraser's Ridge auf - und dazu ich.

Fergus würde nicht in der Miliz dienen, war jedoch mit uns gekommen, um Männer zu mobilisieren, da ihm die umliegenden Siedlungen und Heimstätten am besten vertraut waren.

Als wir uns der Vertragsgrenze und damit dem entlegensten Punkt unserer mobilen Musterung näherten, hatten wir uns zu einer respektablen Kompanie gemausert - zumindest zahlenmäßig, wenn auch nicht an Erfahrung. Einige der Männer hatten schon einmal als Soldaten oder sogar als ausgebildete Infanteristen gedient; entweder in Schottland oder in den Franzosen-und Indianerkriegen. Viele aber auch nicht, und Jamie führte jeden Abend militärische Exerzierübungen durch, wenn sie auch von höchst unorthodoxer Art waren.

»Wir haben keine Zeit, um sie ordentlich auszubilden«, hatte er Roger am Feuer des ersten Abends erzählt. »Es dauert Wochen, Männer so zu formen, dass sie unter Beschuss nicht davonlaufen.«

Roger nickte nur, obwohl ein schwacher Ausdruck der Beklommenheit über sein Gesicht huschte. Ich vermutete, dass ihm sein eigener Mangel an Erfahrung Zweifel einflößte und er sich selbst nicht sicher war, wie er unter Beschuss reagieren würde. Ich war schon vielen jungen Soldaten begegnet.

Ich kniete am Feuer und buk Maisküchlein auf einem Eisenblech, das in der Asche stand. Ich blickte zu Jamie auf und stellte fest, dass auch er mich ansah, ein schwaches Lächeln im Mundwinkel versteckt. Er war

nicht nur schon vielen jungen Soldaten begegnet; er war auch selbst einer gewesen. Er hustete und beugte sich vor, um mit einem Stock in den Kohlen herumzustochern und sich noch eine der Wachteln zu suchen, die ich in Lehm verpackt dort gebacken hatte.

»Es ist doch ganz natürlich, vor einer Gefahr wegzulaufen, aye? Der Sinn des Exerzierens ist, dass sich die Truppe an die Stimme eines Offiziers gewöhnt und sie selbst bei Kanonendonner hört und ihm gehorcht, ohne auch nur einen Gedanken an die Gefahr zu verschwenden.«

»Aye, so wie man einem Pferd beibringt, bei einem Geräusch nicht durchzugehen«, unterbrach Roger ziemlich trocken.

»Aye, genauso«, pflichtete Jamie ihm ganz ernst bei. »Mit dem Unterschied, dass man das Pferd davon überzeugen muss, dass man der Klügere ist; der Offizier muss nur der Lautere sein.« Roger lachte, und Jamie fuhr mit einem halben Lächeln fort.

»Als ich in Frankreich Soldat geworden bin, haben sie mich kreuz und quer und auf und ab marschieren lassen, und ich habe ein Paar Stiefel durchgelaufen, bevor sie mir Pulver für mein Gewehr gegeben haben. Nach dem Exerzieren war ich abends so müde, dass man eine Kanone neben meinem Strohlager hätte abschießen können und ich nicht mit der Wimper gezuckt hätte.«

Er schüttelte sacht den Kopf, und das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht. »Aber dazu haben wir keine Zeit. Die Hälfte unserer Männer ist wohl schon einmal im Krieg gewesen; wir müssen uns darauf verlassen, dass sie an ihrem Fleck bleiben, wenn es zum Kampf kommt, und den anderen Mut machen.« Er blickte über das Feuer hinweg und wies auf die verblassende Landschaft aus Bäumen und Bergen.

»Hat nicht viel Ähnlichkeit mit einem Schlachtfeld, was? Ich kann nicht sagen, wo die Schlacht stattfinden wird - wenn es eine gibt -, aber ich glaube, wir müssen uns auf einen Kampf einstellen, bei dem es Deckung gibt. Wir werden ihnen beibringen zu kämpfen, wie es die Highlandschotten tun; sich auf mein Wort zu sammeln oder zu zerstreuen und sich ansonsten irgendwie durchzuschlagen. Nur die Hälfte von ihnen sind Soldaten gewesen, aber sie wissen alle, wie man jagt.« Er hob das

Kinn und wies auf die Rekruten. Mehrere von ihnen hatten im Lauf des Tagesrittes kleinere Wildtiere erlegt. Den Lindsaybrüdern verdankten wir die Wachteln, die wir gerade aßen.

Roger nickte und bückte sich, um mit seinem Stock einen der geschwärzten Lehmklumpen aus dem Feuer zu holen. Er hielt sein Gesicht verborgen. Fast alle. Seit unserer Rückkehr nach Fraser's Ridge hatte er täglich schießen geübt, und bis jetzt hatte er noch nicht einmal ein Opossum geschossen. Jamie, der ihn einmal begleitet hatte, hatte mir heimlich gesagt, dass Roger mehr Glück haben würde, wenn er dem Wild seine Muskete über den Schädel zog, als wenn er darauf schoss.

Ich sah Jamie mit zusammengezogenen Augenbrauen an; er zog die seinen hoch und starrte zurück. Rogers Gefühle mussten zusehen, wie sie zurechtkamen, war die deutliche Botschaft in seinem Blick. Ich zog ebenfalls die Brauen hoch und erhob mich.

»Aber es hat nicht viel Ähnlichkeit mit der Jagd, oder?« Ich setzte mich neben Jamie und reichte ihm eins der heißen Maisküchlein. »Vor allem jetzt.«

»Was meinst du damit, Sassenach?« Jamie brach das Küchlein auf und schloss selig die Augen, als ihm der heiße, duftende Dampf in die Nase stieg.

»Erstens weißt du doch gar nicht, ob es überhaupt zum Kampf kommen wird«, sagte ich. »Und zweitens, wenn, dann werdet ihr keiner ausgebildeten Truppe gegenüberstehen - die Regulatoren sind genauso wenig Soldaten wie deine Männer. Drittens wollt ihr die Regulatoren doch nicht tatsächlich umbringen, sondern ihnen nur Angst machen, so dass sie abziehen oder sich ergeben. Und viertens«, - ich lächelte Roger zu, »- geht es bei der Jagd ums Töten. Wenn man in den Krieg zieht, geht es darum, lebend zurückzukommen.«

Jamie verschluckte sich an einem Bissen seines Küchleins. Ich hämmerte ihm hilfsbereit auf den Rücken, und er baute sich funkelnd vor mir auf. Er hustete Krümel, schluckte und stand mit schwingendem Plaid auf.

»Jetzt hör mir gut zu«, sagte er heiser. »Du hast Recht, Sassenach - und du hast Unrecht. Es ist anders als die Jagd, aye. Weil das Wild normalerweise nicht darauf aus ist, *dich* umzubringen. Pass gut auf -« Er wandte sich mit grimmigem Gesicht an Roger. »Was den Rest angeht, hat sie Unrecht. Im Krieg geht es ums Töten, und das ist alles. Denk an irgendetwas anderes - denk an halbe Sachen, denk daran, dem Gegner nur Angst zu machen, denk vor allem an deine eigene Haut... und bei Gott, Mann, du wirst tot sein, bevor der erste Tag vorüber ist.«

Er warf die Reste seines Maisküchleins ins Feuer und stapfte davon.

Ein paar Sekunden saß ich erstarrt da, bis die Hitze des frischen Maisküchleins in meiner Hand durch das Tuch drang und ich mir die Finger verbrannte. Ich legte es mit einem unterdrückten »Autsch« auf den Baumstamm, und Roger rutschte ein wenig hin und her.

»Alles klar?«, sagte er, ohne mich jedoch anzusehen. Sein Blick war in die Richtung geheftet, in die Jamie verschwunden war, zu den Pferden.

»Ja.« Ich hielt meine versengten Fingerspitzen an die lindernde, feuchtkalte Rinde des Baumstamms. Da das peinliche Schweigen nun durch diesen kurzen Wortwechsel gebrochen war, konnte ich das Problem ansprechen.

»Zugegebenermaßen«, sagte ich, »hat Jamie ein gewisses Maß an Erfahrung, auf die er sich berufen kann. Aber ich finde, was er gesagt hat, war eine Überreaktion.«

»Meinst du?« Jamies Worte schienen Roger nicht aufgeregt oder verblüfft zu haben.

»Natürlich. Wohin diese Sache mit den Regulatoren auch immer führt, wir wissen doch genau, dass es kein richtiger Krieg wird. Wahrscheinlich verläuft das Ganze eher im Sand!«

»Oh, aye.« Roger blickte nach wie vor in die Dunkelheit, die Lippen nachdenklich geschürzt. »Nur - darum ging es, glaube ich, gar nicht.«

Ich zog eine Augenbraue hoch und musterte ihn, und er wandte mir mit einem ironischen Lächeln den Blick zu.

»Als er mit mir auf die Jagd gegangen ist, hat er mich gefragt, was ich über die Dinge wüsste, die auf uns zukommen. Ich habe es ihm gesagt. Brianna sagt, er hat sie auch gefragt, und sie hat es ihm auch gesagt.«

»Was auf uns zukommt - du meinst die Revolution?«

Er nickte, den Blick auf die Bruchstücke des Maisküchleins gerichtet, das er gerade zwischen seinen langen, schwieligen Fingern zerkrümelte.

»Ich habe ihm erzählt, was ich wusste. Über die Schlachten und die politischen Schachzüge. Natürlich nicht jedes Detail, aber die wichtigsten Schlachten, an die ich mich erinnern konnte; was für ein endloser, blutiger Schlamassel es wird.« Er schwieg einen Moment, dann sah er zu mir auf, ein schwaches, grünes Glitzern in den Augen.

»Ich nehme an, es war nur fair. Bei ihm ist es schwer zu sagen, aber ich *glaube*, ich habe ihm Angst gemacht. Das hat er mir gerade heimgezahlt.«

Ich prustete belustigt auf, erhob mich und strich mir Krümel und Asche von meinem Rock.

»Der Tag, an dem du Jamie Fraser mit Kriegsgeschichten Angst machst, Junge«, sagte ich extrem trocken, »wird der Tag sein, an dem die Hölle gefriert.«

Er lachte, nicht im Geringsten aus der Fassung gebracht.

»Dann habe ich ihm eben vielleicht keine Angst gemacht - aber er ist jedenfalls ziemlich still geworden. Aber ich sage dir etwas -« Sein Tonfall wurde nüchterner, wenn das Glitzern in seinen Augen auch nicht erlosch. »Er hat mir gerade Angst gemacht.«

Ich blickte in die Richtung, wo die Pferde standen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und ich konnte nichts sehen außer einer undeutlichen Ansammlung großer, unruhiger Schatten. Gelegentlich spiegelte sich der Feuerschein auf einer runden Kruppe, oder ein Auge glänzte kurz auf. Jamie war nicht zu sehen, aber ich wusste, dass er da war; unter leisem

Wiehern und Schnauben ging eine kaum merkliche Bewegung durch die Pferde, die mir sagte, dass sich jemand Vertrautes unter ihnen befand.

»Er ist nicht nur Soldat gewesen«, sagte ich schließlich mit leiser Stimme, obwohl ich mir ziemlich sicher war, dass Jamie zu weit weg war, um mich zu hören. »Er war Offizier.«

Ich setzte mich wieder auf den Baumstamm und legte meine Hand auf das Maisküchlein. Es war jetzt nur noch lauwarm. Ich nahm es in die Hand, biss aber nicht hinein.

»Ich war Feldkrankenschwester. In einem Lazarett in Frankreich.«

Er nickte und hielt mir seinen dunklen Kopf interessiert entgegen geneigt. Das Feuer warf tiefe Schatten auf sein Gesicht und betonte den Kontrast zwischen seiner Stirn und seinen kräftigen Knochen und der sanften Rundung seines Mundes.

»Ich habe Soldaten gepflegt. Sie hatten *alle* Angst.« Ich lächelte traurig. »Diejenigen, die schon einmal unter Beschuss gewesen waren, erinnerten sich daran, und diejenigen, die es noch nicht erlebt hatten, stellten es sich vor. Aber es waren die Offiziere, die nachts nicht schlafen konnten.«

Ich fuhr geistesabwesend mit dem Daumen über die unregelmäßige Oberfläche des Küchleins. Sie war leicht fettig vom Schmalz.

»Ich habe einmal bei Jamie gesessen, als er nach der Schlacht von Preston einen seiner Männer im Arm hielt, der im Sterben lag. Und er hat geweint. Er kann sich gut daran erinnern. Er erinnert sich nicht an Culloden - weil er es nicht ertragen kann.« Ich blickte auf den frittierten Teigklumpen in meiner Hand und pickte mit dem Daumennagel an den verbrannten Stellen herum.

»Ja, du hast ihm Angst gemacht. Er will nicht um dich weinen. Und ich auch nicht«, fügte ich leise hinzu. »Mag sein, dass es jetzt noch nicht zum Kampf kommt, aber wenn es so weit ist, pass auf dich auf, ja?«

Es folgte eine lange Pause. Dann sagte er leise »Ja«. Er stand auf und ging, und seine Schritte verhallten schnell auf dem feuchten Boden.

Die anderen Lagerfeuer brannten hell, und die Nacht schritt voran. Noch suchten die Männer die Gesellschaft ihrer Verwandten und Freunde, und jede der kleinen Gruppen saß um ihr eigenes, kleines Feuer herum. Im Verlauf des Weges würden sie allmählich zusammenwachsen, das wusste ich. In ein paar Tagen würden wir ein großes Feuer haben, und alle würden sich in einem großen Lichtkreis sammeln.

Jamie hatte keine Angst vor dem, was Roger ihm erzählt hatte, dachte ich - sondern vor dem, was er selbst wusste. Es gab zwei Möglichkeiten für einen guten Offizier: sich vor Sorge um seine Verantwortlichkeiten zu zerreißen - oder sich von den Umständen zu Stein erhärten zu lassen. Das wusste er.

Und was mich betraf... auch ich war nicht völlig ahnungslos. Ich hatte zwei Soldaten geheiratet - beide Offiziere, denn auch Frank war einer gewesen. Ich war Krankenschwester und Heilerin gewesen, auf den Schlachtfeldern zweier Kriege.

Ich kannte die Namen und die Daten der Schlachten; kannte den Geruch des Blutes. Und den von Erbrochenem und entleerten Därmen. Ein Feldlazarett sieht die zerschmetterten Glieder, die aufgeplatzten Bäuche, die Knochensplitter... doch es sieht auch Männer, die nie eine Waffe erhoben haben, aber dennoch dort gestorben sind, am Fieber und am Schmutz, an Krankheit und Verzweiflung.

Ich wusste, dass Tausende an den tödlichen Wunden zweier Weltkriege gestorben waren; ich wusste, dass Aberhunderttausende dort durch Infektionen und Seuchen umgekommen waren. Es würde jetzt nicht anders sein - und in vier Jahren ebenso wenig.

Und das machte mir in der Tat große Angst.

Am nächsten Abend schlugen wir unser Lager in den Wäldern des Balsam Mountain auf, etwa eine Meile oberhalb einer Siedlung namens Lucklow. Einige der Männer hätten den Weg gern noch bis zu einem Örtchen namens Brownsville fortgesetzt. Brownsville war der äußerste Punkt unseres Weges, bevor wir uns wieder Richtung Salisbury zurück wandten,

und möglicherweise gab es dort ein Wirtshaus - oder wenigstens eine gastliche Scheune zum Übernachten -, doch Jamie hielt es für besser zu warten.

»Ich will den Leuten da unten keinen Schrecken einjagen«, hatte er Roger erklärt, »indem ich nach Anbruch der Dunkelheit mit einem Trupp Bewaffneter in den Ort reite. Besser, wenn wir unser Anliegen bei Tageslicht vortragen und den Männern dann einen Tag - und eine Nacht - Zeit lassen, sich zum Aufbruch fertig zu machen.« Dann hatte er inne gehalten und so heftig gehustet, dass seine Schultern bebten.

Mir gefiel weder Jamies Aussehen noch die Art, wie er sich anhörte. Er hatte das fleckige Aussehen einer verschimmelten Quiltdecke, und als er zum Feuer kam, um sich seine Suppenschüssel zu füllen, hörte ich bei jedem Atemzug ein schwaches Pfeifen. Den meisten anderen Männern ging es auch nicht anders; fast alle hatten rote Nasen und husteten, und alle paar Sekunden knallte und zischte es, wenn sich jemand hustend vom Schleim befreite und ihn in das Feuer spuckte.

Am liebsten hätte ich Jamie ins Bett gesteckt, ihm einen heißen Pflasterstein an die Füße gelegt, ihm einen Senfwickel auf die Brust gepackt und ihm einen Tee aus Pfefferminze und Ephedrablättern zu trinken gegeben. Da er aber nur mit Kanonen, Fußeisen und der Hilfe mehrerer bewaffneter Männer dorthin zu bewegen gewesen wäre, gab ich mich damit zufrieden, ihm eine besonders fleischhaltige Kelle Eintopf in seine Schüssel zu schöpfen.

»Ewald«, rief Jamie einem der Muellers mit heiserer Stimme zu. Er blieb stehen und räusperte sich mit einem Geräusch, als zerrisse jemand ein Stück Flanellstoff. »Ewald - nimm Paul mit und holt noch mehr Brennholz. Die Nacht wird kalt.«

Sie war schon kalt. Die Männer standen so dicht am Feuer, dass die Fransen ihrer Schultertücher und Röcke angesengt wurden und die Spitzen ihrer Schuhe - sofern sie Schuhe hatten - nach heißem Leder stanken. Auch meine Knie und Oberschenkel standen kurz davor, Brandblasen zu bekommen, da ich gezwungenermaßen dicht am Feuer stand, um den Eintopf auszuteilen. Doch mein Rücken fühlte sich an wie Eis, trotz der

alten Hose, die ich unter Hemd und Unterrock trug - sowohl als Kälteschutz als auch, um mich beim Reiten nicht wund zu scheuern. Das Hinterland von Carolina war nicht der Ort für einen Damensattel.

Nachdem die letzte Schüssel ausgeteilt war, drehte ich mich um, um meinen eigenen Eintopf mit dem Rücken zum Feuer zu essen, dankbar für die Wärme, die meinen durchgefrorenen Hintern durchströmte.

»Ist er gut, Ma'am?« Jimmy Robertson, der den Eintopf gekocht hatte, sah mir in der Hoffnung auf ein Kompliment über die Schulter.

»Wunderbar«, versicherte ich ihm. »Köstlich!« Tatsächlich war der Eintopf heiß, und ich hatte Hunger. Das plus die Tatsache, dass ich ihn nicht selber hatte kochen müssen, verlieh meinem Tonfall so viel Aufrichtigkeit, dass er sich zufrieden zurückzog.

Ich aß langsam und genoss die Hitze der Holzschüssel in meinen eisigen Händen und die beruhigende Wärme des Essens in meinem Magen. Die Kakophonie aus Husten und Niesen hinter mir konnte das Wohlgefühl nicht beeinträchtigen, das durch das Essen und die Aussicht auf Rast nach einem langen Tag im Sattel hervorgerufen wurde. Selbst der Anblick des Waldes ringsum, kalt und schwarz unter dem zunehmenden Sternenschein, konnte mich nicht beunruhigen.

Auch meine Nase hatte heftig zu laufen begonnen, aber ich hoffte, dass dies nur eine Folge des heißen Essens war. Ich schluckte versuchsweise, spürte aber weder ein Anzeichen von Halsschmerzen noch ein Rasseln von Schleim in meiner Brust. Bei Jamie rasselte es; er hatte aufgegessen und hatte sich neben mich gestellt, um sich am Feuer den Rücken zu wärmen.

»Geht es dir gut, Sassenach?«, fragte er heiser.

»Nur eine vasomotorische Rhinitis«, erwiderte ich und betupfte mir die Nase mit meinem Taschentuch.

»Wo?« Er warf einen argwöhnischen Blick in den Wald. »Hier? Ich dachte, du hast gesagt, die gibt es nur in Afrika.«

»Was - oh, Rhinozerosse. Ja, das stimmt. Ich habe nur gemeint, dass mir die Nase läuft, ich aber nicht die Grippe habe.«

»Oh, aye? Dann ist es ja gut. Ich schon«, fügte er überflüssigerweise hinzu und nieste dreimal kurz nacheinander. Er reichte mir seine leere Schüssel, um sich mit beiden Händen heftig trompetend die Nase zu putzen. Ich zuckte leicht zusammen, als ich sah, wie wund und gerötet seine Nasenlöcher aussahen. Ich hatte mit Kampher versetztes Bärenfett in meiner Satteltasche, aber er würde sich garantiert nicht in aller Öffentlichkeit von mir einreiben lassen.

»Bist du dir wirklich sicher, dass wir nicht weiter reiten sollten?«, fragte ich, während ich ihn beobachtete. »Geordie sagt, es ist nicht mehr weit bis zu dem Dorf, und es gibt so etwas wie eine Straße.«

Ich kannte die Antwort darauf schon; er war kein Mann, der um seines persönlichen Wohlbefindens willen seine Strategie änderte. Außerdem war das Lager bereits aufgeschlagen, und es brannte ein schönes Feuer. Dennoch, ganz abgesehen von meinem eigenen Wunsch nach einem warmen, sauberen Bett - oder auch einfach nur einem Bett, ich war gar nicht wählerisch -, machte ich mir Sorgen um Jamie. Aus der Nähe hatte das Seufzen in seinem Atem einen tieferen, pfeifenden Unterton, der mir nicht gefiel.

Er wusste, was ich meinte. Er lächelte und steckte sich das nasse Taschentuch in seinen Ärmel.

»Ich werd’s überleben, Sassenach«, sagte er. »Es ist nur eine kleine Erkältung. Mir ist es schon oft viel schlechter gegangen.«

Paul Mueller hievte ein neues Holzscheit in das Feuer; ein großes Glutstück zersplitterte und flammte dröhnend auf, so dass wir zur Seite traten, um dem Funkenregen auszuweichen. Da mein Rücken inzwischen gut durchgebraten war, drehte ich mich mit dem Gesicht zum Feuer. Jamie blieb jedoch mit dem Gesicht nach außen stehen und runzelte leicht die Stirn, während er den Blick über die Schatten des düsteren Waldes schweifen ließ.

Das Stirnrunzeln entspannte sich, und als ich mich umdrehte, sah ich zwei Männer aus dem Wald kommen, die sich Nadeln und Rindenstücke aus den Kleidern schüttelten. Jack Parker und ein neuer Mann - ich kannte

seinen Namen noch nicht, aber er war ganz offensichtlich erst vor kurzem eingewandert, seinem Akzent nach aus Glasgow.

»Alles ruhig, Sir«, sagte Parker und salutierte, indem er kurz seinen Hut berührte. »Aber erbärmlich kalt.«

»Aye, ich hab' meine Eier schon seit heut' Mittag nicht mehr gespürt«, fiel der Mann aus Glasgow ein und rieb sich an der entsprechenden Stelle, während er sich ans Feuer begab. »Könnte gut sein, dass sie gar nich' mehr da sind!«

»Das kann ich dir nachfühlen, Mann«, sagte Jamie grinsend. »Ich wollte gerade noch pinkeln gehen, konnte aber nichts mehr finden.« Unter allgemeinem Gelächter wandte er sich ab und entfernte sich, um nach den Pferden zu sehen, in der Hand eine zweite, halb geleerte Schüssel Eintopf.

Die anderen Männer bereiteten schon ihre Schlafplätze vor und debattierten, ob es klüger sei, mit dem Kopf oder den Füßen am Feuer zu schlafen.

»Du verkohlst dir die Schuhsohlen, wenn du zu dicht ans Feuer kommst«, argumentierte Evan Lindsay. »Siehst du? Hab' mir alle Stifte verbrannt, und jetzt sieh dir das an!« Er hob seinen großen Fuß und zeigte seinen zerschlissenen Schuh, der mit grobem Zwirn umwickelt war, damit er nicht auseinander fiel. Ledersohlen und Absätze wurden manchmal vernäht, meistens jedoch mit kleinen, geschnitzten Holz- oder Lederstiften befestigt und mit Kiefernharzkleber oder einem anderen Klebstoff verklebt. Der Kiefernkleber war hoch brennbar; ich hatte schon gesehen, wie dann und wann die Funken von den Füßen der Männer aufstoben, wenn sie mit den Füßen zu nah am Feuer schliefen und ein Schuhstift von der Hitze plötzlich Feuer fing.

»Besser, als wenn man sich die Haare abfackelt«, entgegnete Ronnie Sinclair.

»Ich glaube nicht, dass die Lindsays sich da große Sorgen machen müssen.« Kenny grinste seinen älteren Bruder an und zog an der Strickmütze, die er - genau wie seine beiden Brüder - auf dem fast kahlen Kopf trug.

»Aye, ich bin immer für den Kopf«, pflichtete Murdo ihm bei. »Besser, als wenn man sich die Kopfhaut verkühlt; das geht sofort auf die Leber über, und schon ist man tot.« Murdo war stets zärtlich um seine Kopfhaut besorgt und ließ sich nur selten ohne seine gestrickte Schlafmütze oder seinen merkwürdigen Hut sehen, der aus Opossumfell bestand und extravagant mit Stinktierpelz gesäumt war. Er warf einen neidischen Blick auf Roger, der sich gerade das dichte, schwarze Haar mit einem Lederriemen zusammenband.

»MacKenzie braucht sich keine Sorgen zu machen; er hat'nen Pelz wie ein Bär!«

Roger grinste als Antwort. Wie die anderen hatte auch er sich seit unserem Aufbruch aus Fraser's Ridge nicht mehr rasiert; jetzt, acht Tage später, verlieh ihm ein dicker, dunkler Stoppelpelz in der Tat das wilde Aussehen eines Bären. Mir kam der Gedanke, dass einem - von der Bequemlichkeit einmal ganz abgesehen - ein dichter Bart in Nächten wie dieser zweifellos das Gesicht wärmte; ich vergrub mein nacktes, verletzliches Kinn tief in den schützenden Falten meines Schultertuches.

Jamie, der gerade rechtzeitig von den Pferden zurückkam, um das zu hören, lachte ebenfalls, doch sein Gelächter endete in einem Hustenanfall. Evan wartete, bis er vorbei war.

»Was sagst du, *Mac Dubh?* Kopfende oder Fußende?«

Jamie wischte sich den Mund am Ärmel ab und lächelte. Haarig wie der Rest, sah er wie ein echter Wikinger aus, und das Feuer glitzerte rot, golden und silbern in seinen Bartstoppeln und seinem losen Haar auf.

»Keine Sorge, Jungs«, sagte er. »Ich werde warm schlafen, ganz gleich, *wie* herum.« Er neigte den Kopf in meine Richtung, und es folgten allgemeines Gelächter und eine Reihe leicht anzüglicher Bemerkungen von Seiten der Männer aus Fraser's Ridge.

Ein oder zwei der neuen Rekruten betrachteten mich kurz voll instinktiver Spekulation, die sie jedoch rasch vergaßen, nachdem sie einen Blick auf Jamies Körpergröße, seine breiten Schultern und sein wildes Aussehen geworfen hatten. Ich erwiderte den Blick eines der Männer und

lächelte; er machte ein erschrockenes Gesicht, lächelte dann aber zurück und senkte schüchtern den Kopf.

Wie zum Teufel machte Jamie das nur? Ein kurzer, grober Scherz, und er hatte in aller Öffentlichkeit klargestellt, dass ich die Seine war, mich von jeder Bedrohung durch unerwünschte Avancen befreit und seine Anführerposition erneut sichergestellt.

»Wie die Paviane«, murmelte ich vor mich hin. »Und ich schlafe mit dem Oberpavian!«

»Paviane? Sind das nicht die Affen ohne Schwänze?«, fragte Fergus und unterbrach seinen Wortwechsel mit Evan über die Pferde, um sich mir zuzuwenden.

»Das weißt du ganz genau.« Ich fing Jamies Blick auf, und sein Mund kräuselte sich auf einer Seite. Ich wusste, was er dachte, und er wusste, dass ich es wusste; sein Lächeln wurde breiter.

Louis von Frankreich unterhielt in Versailles einen Privatzoo, unter dessen Insassen sich auch eine kleine Herde von Mandrillaffen befand. An den Frühlingsnachmittagen gehörte es zu den beliebtesten höfischen Unternehmungen, das Mandrillgehege zu besuchen, um dort die sexuellen Fähigkeiten des Männchens sowie seinen farbenfrohen Hintern zu bewundern.

Ein gewisser Monsieur de Ruvel hatte vor meinen Ohren angeboten, sich seinen Allerwertesten ähnlich tätowieren zu lassen, wenn ihn dies der Gunst der Hofdamen ebenso versichern würde. Allerdings hatte ihn Madame de la Tourelle in bestimmtem Ton davon in Kenntnis gesetzt, dass sein Körperbau dem des Affen in jeder Weise unterlegen sei und auch eine neue Farbgebung da kaum helfen würde.

Im Schein des Feuers war es schwer zu sagen, doch ich war mir einigermaßen sicher, dass auch Jamies Gesicht seine tiefe Färbung ebenso sehr der unterdrückten Belustigung wie der Hitze verdankte.

»Wo wir gerade von Schwänzen reden«, murmelte er mir ins Ohr. »Hast du diese infernalische Hose an?«

»Ja.«

»Zieh sie aus.«

»Was, hier?« Ich riss die Augen auf und sah ihn mit gespielter Unschuld an. »Willst du, dass ich mir den Arsch abfriere?«

Er kniff die Augen ein Stückchen zu, und in ihren Tiefen glitzerte es blau und katzenhaft.

»Oh, der wird nicht frieren«, sagte er leise. »Das garantiere ich dir.«

Er trat hinter mich, und der heftige Glutschimmer auf meiner Haut wich der Kühle seines Körpers. Auch dieser hatte jedoch etwas Heftiges an sich, wie ich feststellte, als er die Arme um meine Taille legte und mich an sich zog.

»Oh, du hast ihn wieder gefunden«, sagte ich. »Wie schön.«

»Was gefunden? Hattest du etwas verloren?« Roger blieb auf dem Rückweg von den Pferden bei uns stehen. Er trug eine dicke Deckenrolle unter dem einen Arm und das Bodhran unter dem anderen.

»Oh, nur eine alte Hose«, sagte Jamie in neutralem Ton. Im Schutz meines Schultertuches ließ er eine Hand in den Taillenbund meines Rockes gleiten. »Hast du vor, uns etwas vorzusingen?«

»Wenn jemand das möchte?« Roger lächelte, und das Feuer spiegelte sich rot in seinem Gesicht. »Eigentlich hatte ich aber vor, ein Lied zu lernen; Evan hat mir versprochen, mir ein Lied über ein Silkie vorzusingen, das er von seiner Großmutter kennt.«

Jamie lachte.

»Oh, ich glaube, das kenne ich.«

Eine von Rogers Augenbrauen fuhr empor, und ich drehte mich so weit um, dass ich überrascht zu Jamie aufblicken konnte.

»Nun, ich könnte es nicht *singen«,* sagte er nachsichtig, als er unser Erstaunen sah. »Aber ich kenne den Text. Evan hat es oft im Gefängnis von Ardsmuir gesungen. Es ist ein bisschen obszön«, sagte er in jenem gezierten Tonfall, den die Hochlandschotten oft einschlagen, bevor sie einem etwas durch und durch Schockierendes erzählen.

Roger erkannte den Ton und lachte.

»Dann werde ich es vielleicht aufschreiben«, sagte er. »Zum Nutzen der kommenden Generationen.«

Jamies Fingers hatten sich kundig vorgearbeitet, und an diesem Punkt löste sich die Hose - die ihm gehörte und mir daher ungefähr sechs Nummern zu groß war - und fiel geräuschlos zu Boden. Ein kalter Luftzug fuhr mir unter den Rock und traf auf meine frisch entblätterten, unteren Regionen. Ich schnappte leise nach Luft.

»Kalt, nicht wahr?« Roger zog die Schultern hoch und lächelte, während er sich meinem Zittern mitfühlend anschloss.

»Ja, wirklich«, sagte ich. »Eine echte Affenkälte.«

Jamie und Roger brachen in simultane Hustenanfälle aus.

Als die Wachen postiert und die Pferde für die Nacht versorgt waren, zogen wir uns zu unserem Ruheplatz zurück, der sich in diskretem Abstand von der Runde am Feuer befand. Bis Jamie mit seinem letzten Rundgang durch das Lager fertig war, hatte ich die größten Steine und Zweige aus der Laubschicht ausgegraben, ein paar Fichtenzweige geschnitten und unsere Decken darüber gebreitet. Die Wärme des Essens und des Feuers hatte nachgelassen, doch so richtig begann ich erst zu zittern, als er mich berührte.

Ich hätte mich gern sofort Richtung Bettdecke in Bewegung gesetzt, doch Jamie hielt mich immer noch fest. Seine ursprüngliche Absicht schien nicht nachgelassen zu haben - gelinde gesagt -, doch seine Aufmerksamkeit war abgelenkt. Seine Arme hielten mich nach wie vor umfasst, doch er stand völlig still, den Kopf erhoben, als lauschte er auf etwas, und spähte in die Finsternis des Waldes. Es war vollständig dunkel; von den Bäumen war nicht mehr zu sehen als der Feuerschein, der von den Stämmen reflektiert wurde, die dem Lager am nächsten standen - der letzte Hauch von Zwielicht war verblichen, und dahinter lag nur noch bodenlose Schwärze.

»Was ist denn?« Ich trat ein bisschen zurück und drückte mich instinktiv an ihn, und seine Arme umfassten mich fester.

»Ich weiß es nicht. Aber ich spüre etwas, Sassenach.« Er bewegte sich hin und her und hob unruhig suchend den Kopf wie ein Wolf, der in den Wind wittert, doch es kam keine Botschaft bei uns an außer dem fernen Klappern blattloser Äste.

»Vielleicht ja keine Rhinozerosse, aber irgendetwas ist da«, sagte er leise, und ein Hauch von Beklommenheit ließ mir die Nackenhaare zu Berge stehen. »Warte einen Augenblick.«

Er ließ mich stehen, und der Wind umwehte mich plötzlich kalt, als er nicht mehr da war. Er trat zu einer Gruppe von Männern und sprach leise mit ihnen.

Und was spürte er wohl da draußen in der Dunkelheit? Ich hegte den allergrößten Respekt vor Jamies Gespür für Gefahren. Er hatte zu lange als Jäger und als Gejagter gelebt, um nicht die nervöse Spannung zwischen den beiden Polen zu spüren - und mochten sie noch so unsichtbar sein.

Kurz darauf kam er zurück und hockte sich neben mich, während ich mich zitternd in den Decken vergrub.

»Es ist schon gut«, sagte er. »Ich habe ihnen gesagt, sie sollen heute Nacht zwei Wachen aufstellen, und jeder soll sein Schießeisen laden und griffbereit halten. Aber ich glaube, es ist schon gut.« Er blickte über mich hinweg in den Wald, aber sein Gesicht war jetzt nur noch nachdenklich.

»Ist schon gut«, wiederholte er noch einmal, diesmal sicherer.

»Ist es fort?«

Er wandte den Kopf, und seine Lippen kräuselten sich schwach. Zwischen den steifen, roten Drahthaaren seines sprießenden Bartes sah sein Mund sanft, zärtlich und verletzlich aus.

»Ich weiß gar nicht, ob es überhaupt da war, Sassenach«, sagte er. »Ich hatte das Gefühl, einen Blick auf mir zu spüren, aber es kann auch ein vorbeiziehender Wolf oder eine Eule gewesen sein - oder nichts weiter als ein unruhiger *spiorad*, der den Wald durchstreift. Aber aye, es ist fort.«

Er lächelte mich an; ich sah das flackernde Licht, das seinen Kopf und seine Schultern umrahmte, Silhouette vor dem Feuer. Dahinter driftete der Klang von Rogers Stimme etwas lauter als das Knistern des Feuers zu mir herüber, als er die Melodie des *Silkie-Songs* lernte, indem er Evans heiserer, aber selbstbewusster Stimme folgte. Jamie glitt neben mir zwischen die Decken, und ich wandte mich ihm zu und tastete mich mit meinen kalten Händen zu ihm vor, um ihm heimzuzahlen, was er mir zuvor angetan hatte.

Wir erschauerten krampfhaft, und beide drängte es nach der Wärme des anderen. Ich fand ihn, und er drehte mich um und zerwühlte die Stoffschichten zwischen uns, bis er hinter mir lag, den Arm fest um mich gelegt, die kleinen, geheimen, nackten Stellen warm unter den Decken vereint. Ich lag mit dem Gesicht dem dunklen Wald zugewandt und sah zu, wie der Schein des Feuers zwischen den Bäumen umhertanzte, während Jamie sich hinter mir bewegte - dahinter, dazwischen, darin -, warm und kräftig und so langsam, dass die Zweige unter uns kaum ein Geräusch machten. Rogers Stimme erhob sich kraftvoll und klar über dem Gemurmel der Männer, und das Zittern verebbte langsam.

Sehr viel später erwachte ich unter einem blauschwarzen Himmel. Mein Mund war trocken, und ich hatte Jamies rasselnden Atem im Ohr. Ich hatte geträumt; einen jener sinnlosen Träume voller beunruhigender Wiederholungen, die beim Aufwachen sofort verblassen, aber einen unangenehmen Geschmack in Mund und Kopf zurücklassen. Da ich meine Blase entleeren und etwas trinken musste, wand ich mich vorsichtig unter Jamies Arm hervor und schlüpfte aus den Bettdecken. Er regte sich, stöhnte leise auf und schnaufte im Schlaf, erwachte aber nicht.

Ich hielt inne und legte ihm leicht die Hand auf die Stirn. Kühl, kein Fieber. Vielleicht hatte er ja doch Recht - nur eine böse Erkältung. Ich stand auf, obwohl es mir widerstrebte, die warme Zuflucht unseres Nestes zu verlassen, doch ich wusste, dass ich nicht bis zum Morgen warten konnte.

Die Lieder waren verstummt, das Feuer war geschrumpft, doch es brannte noch, und der Dienst habende Wachtposten hielt es in Gang. Es war Murdo Lindsay; ich konnte den weißen Pelz seiner Opossumfellmütze sehen, die auf etwas thronte, das aussah wie ein zusammengekauerter Haufen aus Kleidern und Decken. Der namenlose Mann aus Glasgow hockte auf der anderen Seite der Lichtung, die Muskete auf den Knien: Er nickte mir zu, das Gesicht von der Krempe seines Schlapphutes überschattet. Beim Klang meiner Schritte wandte sich die weiße Mütze ebenfalls in meine Richtung. Ich winkte schemenhaft, und Murdo nickte mir zu, dann wandte er sich wieder dem Wald zu.

Die Männer lagen eingehüllt im Kreis, in ihren Decken vergraben. Ich verspürte ein plötzliches Gefühl der Beklommenheit, als ich zwischen ihnen hindurchschritt. Immer noch im Bann der Nacht und meiner Träume, erschauerte ich beim Anblick der schweigenden Gestalten, die so still dalagen, Seite an Seite. Genauso hatte man in Amiens die Leichen der Soldaten hingelegt. In Preston. Still und verhüllt, Seite an Seite, die Gesichter verdeckt und anonym. Der Krieg sieht seinen Toten selten ins Gesicht.

Und wie kam es, dass ich aus einer liebevollen Umarmung erwachte und nur an Krieg und die schlafenden Reihen der Gefallenen dachte? Das fragte ich mich, während ich leise an der Reihe der verhüllten Körper vorbei tappte. Nun, angesichts unserer Order war die Antwort leicht. Wir steuerten geradewegs auf eine kriegerische Auseinandersetzung zu - wenn nicht jetzt, so doch bald.

Eine der in Decken gewickelten Gestalten ächzte, hustete und drehte sich um. Ihr Gesicht blieb unsichtbar und war von denen der anderen nicht zu unterscheiden. Die Bewegung jagte mir einen Schrecken ein, doch dann schob sich ein großer Fuß aus der Decke und ließ Evan Lindsays mit Zwirn umwickelten Schuh erkennen. Ich spürte, wie die angstvolle Last meiner Einbildungskraft angesichts dieses Zeichens von Leben und Individualität leichter wurde.

Es ist die Anonymität des Krieges, die das Morden möglich macht. Wenn die namenlosen Toten auf den Grabsteinen und Zenotaphen wieder beim Namen genannt werden, erhalten sie die Identität zurück, die sie als

Soldaten verloren haben, und nehmen ihren Platz im trauernden Gedenken ein, die Geister der Söhne und Geliebten. Vielleicht würde unsere Reise ja in Frieden enden. Doch der kommende Konflikt... davon würde die ganze Welt hören, und ich ging an den letzten der schlafenden Männer vorbei, als wandelte ich durch einen Alptraum, aus dem ich noch nicht vollends erwacht war.

Ich hob eine Feldflasche auf, die bei den Satteltaschen auf dem Boden lag, und trank in tiefen Zügen. Das Wasser war beißend kalt, und meine ernsten Gedanken begannen zu verfliegen, fortgespült von seinem reinen, süßen Geschmack. Ich hielt inne und schnappte vor Kälte nach Luft. Dann wischte ich mir den Mund ab.

Am besten nahm ich etwas Wasser für Jamie mit; wenn ihn meine Abwesenheit nicht aufgeweckt hatte, so würde meine Rückkehr es tun, und ich wusste, dass sein Mund ebenfalls trocken sein würde, da er gegenwärtig absolut nicht in der Lage war, durch die Nase zu atmen. Ich schlang mir den Trageriemen der Feldflasche über die Schulter und trat in den Schutz des Waldes.

Es war kalt unter den Bäumen, aber die Luft war still und kristallklar. Die Schatten, die vom Feuer aus so unheimlich ausgesehen hatten, machten von hier aus einen seltsam beruhigenden Eindruck. Von der knisternden Glut des Feuers abgewandt, gewöhnten sich meine Augen und Ohren allmählich an die Dunkelheit. Ich hörte neben mir ein kleines Tier im trockenen Gras rascheln, und in der Ferne erklang der unerwartete Ruf einer Eule.

Als ich fertig war, blieb ich noch einige Minuten reglos stehen und genoss die Einsamkeit des Augenblicks. Es war sehr kalt, aber auch sehr friedvoll. Jamie hatte Recht gehabt, dachte ich; was auch immer sich vorhin hier aufgehalten haben mochte, jetzt beherbergte der Wald nichts Feindseliges mehr.

Als hätten meine Gedanken ihn herbei gerufen, hörte ich vorsichtige Schritte und das langsame, pfeifende Rasseln seines Atems. Er hustete, ein eristicktes, keuchendes Geräusch, das mir überhaupt nicht gefiel.

»Ich bin hier«, sagte ich leise. »Was macht deine Brust?«

Der Husten wurde durch ein plötzliches, panisches Pfeifen abgewürgt, und es folgte ein wirres Knirschen im Laub. Ich sah, wie Murdo am Feuer aufschrak, die Muskete in der Hand, und dann schoss eine dunkle Gestalt an mir vorbei.

»Hoppla!«, sagte ich, eher überrascht als erschrocken. Die Gestalt stolperte, und ich schwang mir reflexiv die Feldflasche von der Schulter und wirbelte sie an ihrem Riemen herum. Sie traf die Gestalt mit einem dumpfen Geräusch im Rücken, und wer auch immer es war - bestimmt nicht Jamie - fiel hustend auf die Knie.

Es folgte ein kurzes Chaos - Männer fuhren explosionsartig aus ihren Decken hoch wie die aufgescheuchten Hühner, brüllten zusammenhanglose Worte und richteten ein heilloses Durcheinander an. Der Mann aus Glasgow sprang mit einem Satz über mehrere verknäulte Körper hinweg und raste brüllend in den Wald, das Gewehr über den Kopf erhoben. Er preschte in die Dunkelheit und ging auf die erste Gestalt los, die er sah - zufälligerweise war ich es. Ich flog kopfüber in das Laub, wo ich sehr unelegant auf dem Rücken landete und mir die Luft wegblieb, weil sich der Mann auf meinen Bauch setzte.

Ich muss bei meinem Sturz hinreichend weibliche Geräusche von mir gegeben haben, denn er hielt inne und nahm in letzter Sekunde Abstand davon, mir die Muskete über den Schädel zu brummen.

»Häh?« Er ließ die freie Hand sinken und tastete sich vorsichtig vor. Als er etwas spürte, das unzweifelhaft eine Brust war, fuhr er zurück, als hätte er sich verbrannt und ließ langsam von mir ab.

»Äh... hm!«, sagte er.

»Uhh«, erwiderte ich so höflich wie möglich. Die Sterne drehten sich über mir im Kreis und schienen hell durch das blattlose Geäst. Der Mann aus Glasgow verschwand mit einem leisen, schottischen Laut der Verlegenheit. Zu meiner Linken erklang heftiges Geschrei und Gerumpel, aber im Moment konnte ich mich nur darauf konzentrieren, wieder zu Atem zu kommen.

Als ich mich wieder auf die Beine gekämpft hatte, war der Eindringling festgenommen, und sie hatten ihn ans Licht des Feuers gezerrt.

Hätte er nicht gehustet, als ich nach ihm hieb, wäre er wahrscheinlich entkommen. Doch er hustete und keuchte so schlimm, dass er kaum aufrecht stehen konnte, und sein Gesicht war von der Anstrengung, zwischendurch Luft zu schnappen, dunkel angelaufen. Die Venen auf seiner Stirn hoben sich von seiner Haut ab wie Würmer, und er machte ein gespenstisches Pfeifgeräusch, wenn er atmete - oder es versuchte.

»Was zum Teufel macht *Ihr* denn hier?«, wollte Jamie heiser wissen. Dann hielt er inne, um in das Husten einzustimmen.

Dies war eine rein rhetorische Frage, da der Junge ganz offensichtlich nicht in der Lage war zu sprechen. Es war Josiah Beardsley, mein potentieller Mandelpatient, und was auch immer er seit dem *gathering* getrieben hatte, hatte nicht merklich zur Verbesserung seiner Gesundheit beigetragen.

Ich eilte an das Feuer, in dessen Glut noch die Kaffeekanne stand. Ich ergriff sie mit einer Falte meines Schultertuches und schüttelte sie. Gut, es war noch Kaffee da, und da er seit dem Abendessen vor sich hinsimmerte, würde er so stark sein, dass der Löffel darin stand.

»Lasst ihn sich hinsetzen, lockert seine Kleider, bringt mir kaltes Wasser!« Ich schob mich in den Kreis der Männer, die den Gefangenen umstanden, indem ich sie mit der heißen Kaffeekanne aus dem Weg drängte.

Innerhalb weniger Sekunden hatte ich ihm einen Becher starken Kaffees an die Lippen gesetzt, schwarz und teerig, nur mit einem Spritzer kalten Wassers verdünnt, damit er sich nicht den Mund verbrannte.

»Bei vier langsam ausatmen, bei zwei langsam einatmen, ausatmen und einen Schluck trinken«, sagte ich. In seinen Augen war rings um die Iris das Weiße zu sehen, und in seinen Mundwinkeln hatte sich der Speichel gesammelt. Doch ich legte ihm fest die Hand auf die Schulter und drängte ihn zu atmen, zu zählen, zu atmen - und der verzweifelte Kampf ließ ein wenig nach.

Ein Schluck, ein Atemzug, ein Schluck, ein Atemzug, und als er den Kaffee ganz getrunken hatte, war seine Gesichtsfarbe von einem alarmierenden Rotton zu einer Farbe verblichen, die eher an einen

Fischbauch erinnerte, mit schwachen, roten Abdrücken an den Stellen, wo die Männer auf ihn eingeschlagen hatten. Die Luft pfiff immer noch in seinen Lungen, aber immerhin atmete er, was schon eine beträchtliche Verbesserung war.

Die Männer standen murmelnd herum und beobachteten uns interessiert, aber es war kalt, es war spät, und als jetzt die Aufregung der Festnahme verflog, fingen sie an, sich hängen zu lassen und zu gähnen. Es war schließlich nur ein Junge, und noch dazu ein dürrer, kranker Kerl. Sie verdrückten sich bereitwillig zu ihren Schlafplätzen, als Jamie sie entließ, und Jamie und ich blieben mit der Fürsorge für unseren unerwarteten Gast allein.

Ich hatte ihn in einige überzählige Decken gewickelt, ihn mit kampherhaltigem Bärenfett eingerieben und ihm einen weiteren Becher Kaffee in die Hände gedrückt, bevor ich zuließ, dass Jamie ihn befragte. Dem Jungen schienen meine Zuwendungen zutiefst peinlich zu sein - er saß mit eingezogenem Kopf da, den Blick zu Boden gerichtet, aber ich wusste nicht, ob er es einfach nicht gewohnt war, dass sich jemand um ihn kümmerte, oder ob Jamie, der mit verschränkten Armen über ihm stand, ihm so zu schaffen machte.

Er war klein für einen Vierzehnjährigen, und so dünn, dass er fast nur noch aus Haut und Knochen bestand; ich hätte seine Rippen zählen können, als ich ihm das Hemd öffnete, um sein Herz abzuhören. Auch ansonsten war er keine Schönheit; sein schwarzes Haar war kurz geschnitten und stand in verklebten Stacheln schmutzig, fettig und verschwitzt von seinem Kopf ab. Im Großen und Ganzen sah er aus wie ein verlauster Affe mit großen, schwarzen Augen in einem Gesicht, das vor Sorge und Argwohn verkniffen war.

Als ich endlich für ihn getan hatte, was ich konnte, war ich mit seinem Aussehen zufrieden. Auf mein Kopfnicken hin hockte sich Jamie neben dem Jungen auf den Boden.

»Nun, Mr. Beardsley«, sagte er freundlich. »Seid Ihr gekommen, um Euch unserer Miliz anzuschließen?«

»Äh... nein.« Josiah drehte den Holzbecher zwischen seinen Händen hin und her, ohne aufzublicken. »Ich... äh... hatte etwas zu erledigen, das mich zufällig in diese Gegend geführt hat, das ist alles.« Er sprach so heiser, dass ich mitfühlend zusammenfuhr, als ich mir vorstellte, wie wund sein entzündeter Hals sein musste.

»Ich verstehe.« Jamie sprach leise und freundlich. »Dann habt Ihr also zufällig unser Feuer gesehen und wolltet um einen Unterschlupf und etwas zu essen bitten?«

»Aye, genau.« Der Junge schluckte unter sichtlichen Schwierigkeiten.

»Mmpfm. Aber Ihr seid doch schon einmal hier gewesen, oder? Ihr wart kurz nach Sonnenuntergang im Wald. Warum habt Ihr Euch erst nach dem Mondaufgang zu erkennen gegeben?«

»Ich habe... war nicht...«

»Oh doch, das wart Ihr.« Jamies Stimme war immer noch freundlich, aber bestimmt. Er streckte die Hand aus, packte die Vorderseite von Josiahs Hemd und zwang den Jungen, ihn anzusehen.

»Hört mir zu, Mann. Wir haben eine Abmachung. Ihr seid mein Pächter; das steht fest. Das heißt, Ihr habt ein Anrecht auf meinen Schutz. Es heißt aber auch, dass ich ein Anrecht darauf habe, die Wahrheit zu hören.«

Josiah erwiderte seinen Blick, und seine Miene war zwar voller Angst und Argwohn, doch er strahlte auch eine Selbstkontrolle aus, die ihn viel älter als vierzehn erscheinen ließ. Er machte keinen Versuch, den Blick abzuwenden, und es lag ein Ausdruck tiefer Berechnung in seinen schlauen, schwarzen Augen.

Dieses Kind - wenn man ihn denn als Kind betrachten konnte, was Jamie eindeutig nicht tat - war es gewohnt, auf sich selbst gestellt zu sein.

»Ich habe Euch gesagt, Sir, dass ich im Dezember zu Euch kommen würde, und das habe ich auch vor. Was ich in der Zwischenzeit tue, ist meine Sache.«

Jamies Augenbrauen fuhren hoch, doch er nickte bedächtig und lockerte seinen Griff.

»Das ist wahr. Ihr müsst aber zugeben, dass man neugierig werden könnte.«

Der Junge öffnete den Mund, als wolle er reden, überlegte es sich jedoch anders und vergrub stattdessen die Nase in seinem Kaffeebecher.

Jamie versuchte es noch einmal.

»Können wir Euch Hilfe bei Eurer Erledigung anbieten? Werdet Ihr wenigstens ein Stück mit uns reisen?«

Josiah schüttelte den Kopf.

»Nein. Ich bin Euch zu Dank verpflichtet, Sir, aber diese Erledigung führe ich am besten allein aus.«

Roger war nicht schlafen gegangen, sondern saß ein kleines Stück hinter Jamie und sah schweigend zu. Jetzt beugte er sich vor und heftete seine grünen Augen auf den Jungen.

»Diese Erledigung, von der Ihr da sprecht«, sagte er. »Sie hat nicht zufällig etwas mit dieser Narbe auf Eurer Hand zu tun?«

Der Becher prallte auf den Boden, und aufspritzender Kaffee traf mein Gesicht und mein Leibchen. Der Junge war aus den Decken gefahren und hatte die Lichtung schon halb überquert, bevor ich die Augen zukneifen und sehen konnte, was vorging - und zu diesem Zeitpunkt war Jamie schon auf den Beinen und hinter ihm her. Der Junge war um das Feuer gerannt; Jamie sprang darüber. Sie verschwanden im Wald wie Fuchs und Jagdhund, und Roger und ich starrten ihnen mit offenen Mündern nach.

Zum zweiten Mal in dieser Nacht fuhren die Männer von ihren Schlaflagern hoch und griffen nach ihren Gewehren. Langsam kam mir der Gedanke, dass der Gouverneur seine Freude an dieser Miliz haben würde; sie waren jedenfalls allzeit bereit, in Sekundenschnelle zur Tat zu schreiten.

»Was zum Teufel...?«, sagte ich zu Roger und wischte mir den Kaffee von den Augenbrauen.

»Vielleicht hätte ich ihn nicht so plötzlich darauf ansprechen sollen«, sagte er.

»Was? Was? Was ist denn los?«, bellte Murdo Lindsay und sah sich funkelnd um, während er seinen Gewehrlauf an den dunklen Bäumen entlang schweifen ließ.

»Werden wir angegriffen? Wo sind die Schufte?« Kenny richtete sich neben mir auf die Hände und Knie auf und blinzelte unter dem Bund seiner Strickmütze hervor wie eine Kröte unter einer Gießkanne.

»Nichts. Gar nichts ist. Ich meine - es ist wirklich alles in Ordnung!«

Meine Beruhigungs- und Erklärungsversuche gingen im allgemeinen Aufruhr mehr oder weniger unter. Allerdings gelang es Roger, der sehr viel größer und lauter war als ich, schließlich, die Unruhe zu beenden und die Dinge zu erklären - soweit sie zu erklären waren. Was zählte schon ein Junge mehr oder weniger? Unter beträchtlichem Murren legten sich die Männer erneut zur Ruhe, bis nur noch Roger und ich übrig waren und uns gegenseitig über die Kaffeekanne hinweg anstarrten.

»Was war es denn?«, fragte ich leicht gereizt.

»Die Narbe? Ich bin mir ziemlich sicher, dass es der Buchstabe >D< war - ich habe es gesehen, als du ihm den Kaffee gegeben hast und er seine Hand um den Becher gelegt hat.«

Mir ballte sich der Magen zusammen. Ich wusste, was das bedeutete; ich hatte es schon öfter gesehen.

»Dieb«, sagte Roger, den Blick auf mein Gesicht geheftet. »Man hat ihn gebrandmarkt.«

»Ja«, sagte ich unglücklich. »O je.«

»Würden die Leute in Fraser’s Ridge ihn nicht akzeptieren, wenn sie davon wüssten?«, fragte Roger.

»Ich bezweifle, dass es die meisten von ihnen überhaupt interessieren würde«, sagte ich. »Das ist es nicht; es ist die Tatsache, dass er weggelaufen ist, als du in darauf angesprochen hast. Er ist nicht nur ein überführter Dieb - ich fürchte, dass er auf der Flucht ist. Und Jamie hat ihn beim *gathering* an seine Seite gerufen.«

»Ah.« Roger kratzte sich geistesabwesend den Backenbart. *»Earbsachd.* Jamie wird sich ihm verpflichtet fühlen.«

»Etwas in der Art.«

Roger war Schotte und - zumindest theoretisch - Highlander. Aber er war lange nach dem Untergang der Clans zur Welt gekommen, und weder Geschichte noch Tradition konnten ihm eine Vorstellung von der Kraft des uralten Bandes zwischen Gutsherrn und Pächter vermitteln, zwischen Häuptling und Clansmann. Wahrscheinlich hatte Josiah ja selbst keine Ahnung von der Wichtigkeit des *earbsachd*-Versprechens - von dem, was auf beiden Seiten versprochen und akzeptiert worden war. Jamie dagegen schon.

»Glaubst du, Jamie erwischt ihn?«, fragte Roger.

»Ich nehme an, er hat ihn schon. Er kann im Dunkeln die Spur des Jungen nicht verfolgen, und wenn er ihm entwischt wäre, wäre er längst wieder hier.«

Es gab noch andere Möglichkeiten - dass Jamie in der Dunkelheit von einem Felsvorsprung gestürzt war, dass er über einen Stein gestolpert war und sich das Bein gebrochen hatte, oder dass er beispielsweise einer Raubkatze oder einem Bären begegnet war - aber ich zog es vor, darüber nicht nachzudenken.

Ich stand auf, reckte meine steifen Glieder und spähte in den Wald, wo Jamie und seine Beute verschwunden waren. Josiah mochte ja ein guter Waldläufer und Jäger sein, aber Jamie war beides schon viel länger. Josiah war klein, flink und von Angst beflügelt; Jamie war ihm an Größe, Kraft und purer Sturheit weit überlegen.

Roger stellte sich neben mich. Sein hageres Gesicht war leicht besorgt, als er in die Bäume blinzelte, die uns umringten.

»Es dauert ziemlich lange. Wenn er den Jungen erwischt hat, was macht er dann mit ihm?«

»Die Wahrheit aus ihm herauskitzeln, nehme ich an«, sagte ich. Ich biss mir auf die Lippe bei diesem Gedanken. »Jamie kann es nicht haben, wenn man ihn anlügt.«

Roger blickte leicht erschrocken zu mir herab.

»Wie denn?«

Ich zuckte mit den Achseln.

»So, wie es am besten geht.« Ich hatte schon gesehen, wie er es mit Argumenten, mit List, mit Charme, mit Drohungen - und gelegentlich auch mit roher Gewalt bewerkstelligte. Ich hoffte, dass er keine Gewalt anwenden musste - wenn auch mehr um seinet- als um Josiahs willen.

»Verstehe«, sagte Roger leise. »Nun denn.«

Die Kaffeekanne war leer; ich hüllte mich in meinen Umhang und ging zum Bach hinunter, um sie auszuspülen und neu zu füllen, hängte sie erneut zum Kochen über das Feuer und setzte mich hin, um zu warten.

»Du solltest dich schlafen legen«, sagte ich ein paar Minuten später zu Roger. Er lächelte mich nur an, wischte sich die Nase ab und verkroch sich tiefer in seinem Umhang.

»Du auch«, sagte er.

Es wehte kein Wind, aber es war sehr spät, und die Kälte hatte sich in unserer Mulde festgesetzt und lag feucht und schwer über dem Boden. Die Decken der Männer waren vom Kondenswasser schlaff geworden, und ich konnte spüren, wie die dichte Kälte des Bodens durch die Falten meines Rockes drang. Ich dachte daran, mir meine Hose zu holen, konnte aber nicht genügend Energie aufbringen, um nach ihr zu suchen. Die Aufregung, die durch Josiahs Auftauchen und Flucht ausgelöst worden war, war dahin, und allmählich überkam mich die Lethargie der Kälte und Erschöpfung.

Roger stocherte ein wenig im Feuer herum und legte ein paar kleine Holzstücke auf. Ich wickelte mir den Rock fester um die Oberschenkel, zog Umhang und Schultertuch eng um mich und vergrub meine Hände in den Falten des Stoffes. Die Kaffeekanne hing dampfend über der Feuerstelle, und gelegentlich unterbrach das Zischen fallender Tropfen das schleimerfüllte Schnarchen der Männer.

Doch was ich sah, waren nicht die in Decken gehüllten Gestalten, was ich hörte, nicht das Seufzen der dunklen Kiefern. Ich hörte das Knistern trockenen Laubes in einem schottischen Eichenwald, in den Hügeln oberhalb von Carryarick. Dort hatten wir mit dreißig Männern aus Lallybroch gelagert, zwei Tage vor Prestonpans - unterwegs, um uns Charles Stuarts Armee anzuschließen. Und plötzlich war ein Junge aus der Dunkelheit gekommen, und ein Messer hatte im Schein des Feuers aufgeblitzt.

Ein anderer Ort, eine andere Zeit. Ich schüttelte mich, um die plötzlichen Erinnerungen zu vertreiben: ein schmales, weißes Gesicht und die vor Schreck und Schmerz weit aufgerissenen Augen des Jungen. Die Klinge eines Dolches, die sich in der Glut eines Feuers glühend verdunkelte. Der Geruch von Schießpulver, Schweiß und verbranntem Fleisch.

»Ich habe vor, Euch zu erschießen«, hatte er zu John Grey gesagt. *»Kopf oder Herz?«* Mit Drohungen, mit List - mit roher Gewalt.

Das war damals; dies war jetzt, sagte ich mir. Aber Jamie würde tun, was er für nötig hielt.

Roger saß schweigend da und beobachtete die tänzelnden Flammen und den Wald dahinter. Sein Blick war verschleiert, und ich fragte mich, was er dachte.

»Machst du dir Sorgen um ihn?«, fragte er leise, ohne mich anzusehen.

»Was, jetzt? Oder allgemein?« Ich lächelte, wenn auch ohne großen Humor. »Wenn ich das täte, hätte ich im Leben keine ruhige Minute.«

Er wandte mir den Kopf zu, und ein schwaches Lächeln berührte seine Lippen.

»Heißt das, du bist jetzt nicht nervös?«

Ich lächelte erneut, trotz allem ein richtiges Lächeln.

»Noch gehe ich nicht auf und ab«, antwortete ich trocken. »Und ich ringe auch nicht die Hände.«

Eine seiner dunklen Augenbrauen zuckte hoch.

»Vielleicht würde das ja helfen, sie warm zu halten.«

Einer der Männer regte sich murmelnd unter seiner Decke, und wir hörten auf zu reden. Der Kaffee in der Kanne kochte; ich konnte das sanfte Blubbern der Flüssigkeit in ihrem Inneren hören.

Was war es nur, das ihn aufhielt? Er konnte doch nicht so lange brauchen, um Josiah Beardsley auszufragen - entweder hatte er seine Antworten schnell bekommen, oder er hatte den Jungen laufen lassen. Ganz gleich, was der Junge gestohlen hatte, es betraf Jamie nicht - abgesehen von seinem *earbsachd*- Versprechen.

Die Flammen wirkten leicht hypnotisch; ich konnte in die wabernde Glut blicken und in der Erinnerung das große Feuer des *gatherings* sehen, die dunklen Gestalten, die es umstanden, und ich hörte von fern den Klang der Geigen...

»Soll ich ihn suchen gehen?«, fragte Roger plötzlich leise.

Ich fuhr auf, aus meiner schläfrigen Hypnose gerissen. Ich rieb mir mit der Hand über das Gesicht und schüttelte den Kopf, um ihn wieder klar zu bekommen.

»Nein. Es ist gefährlich, nachts in einen unbekannten Wald zu gehen, und du würdest ihn sowieso nicht finden. Wenn er bis zum Morgen nicht zurück ist - ist immer noch Zeit genug.«

Während die Minuten langsam vergingen, kam mir allmählich der Gedanke, dass die Dämmerung möglicherweise tatsächlich eher kommen würde als Jamie. Ich sorgte mich um Jamie - aber bis zum Morgen konnten wir wirklich nichts tun. Beunruhigende Gedanken versuchten, sich in meinen Kopf zu drängen; hatte Josiah ein Messer? Bestimmt hatte er das. Doch selbst, wenn er verzweifelt genug war, um es zu benutzen, war es möglich, dass er Jamie überrumpelte? Ich schob diese angstvollen Spekulationen beiseite und versuchte stattdessen, mich in Gedanken zu beschäftigen, indem ich den Hustentönen der Männer rings um das Feuer Zahlen zuordnete.

Nummer acht war Roger; ein tiefer, lockerer Husten, der seine Schultern erbeben ließ. Sorgte er sich um Brianna und Jemmy?, fragte ich mich.

Oder fragte er sich, ob Brianna sich um *ihn* sorgte? Das hätte ich ihm sagen können, aber dieses Wissen hätte ihm auch nicht geholfen. Männer, die sich im Kampf befanden - oder sich zum Kampf rüsteten -, brauchten die Vorstellung, dass ihr Zuhause ein Ort äußerster Sicherheit war; die Überzeugung, dass dort alles zum Besten stand, hielt sie bei Laune und auf den Füßen, half ihnen zu marschieren und auszuharren. Andere Dinge wiederum würden sie zum Kämpfen bewegen, aber der Kampf macht nur einen so kleinen Teil des Krieges aus...

Einen verdammt wichtigen Teil, sagte Jamies Stimme in meinem Hinterkopf.

Schließlich nickte ich allmählich ein, erwachte aber wiederholt, weil mein Kopf heftig hoch ruckte. Beim letzten Mal wachte ich auf, weil ich Hände auf meinen Schultern spürte, jedoch nur kurz. Roger ließ mich zu Boden gleiten, legte mir die Hälfte meines Schultertuches zusammengeballt als Kissen unter den Kopf und zog mir den Rest fest um die Schultern. Ich erhaschte einen kurzen Blick seiner Silhouette vor dem Feuer, wie ein schwarzer Bär in seinem Umhang, und dann spürte ich nichts mehr.

Ich weiß nicht, wie lange ich schlief; ich erwachte ganz plötzlich, weil neben mir jemand heftig nieste. Jamie saß einen Meter von mir entfernt und hielt Josiah Beardsleys Handgelenk in der einen Hand, seinen Dolch in der anderen. Er hielt lange genug inne, um noch zweimal zu niesen, wischte sich ungeduldig die Nase an seinem Ärmel ab und stieß dann den Dolch in die Glut des Feuers.

Ich roch den Gestank des heißen Metalls und erhob mich abrupt auf einen Ellbogen. Bevor ich etwas sagen oder tun konnte, zuckte etwas an meiner Seite. Ich blickte erstaunt zu Boden, dann in die Höhe, dann wieder nach unten, so benommen, dass ich überzeugt war, immer noch zu träumen.

Unter meinem Umhang lag ein Junge an meinen Körper geschmiegt und schlief fest. Ich sah schwarze Haare und einen mageren Körper, bleiche Haut, die mit Dreck verschmiert und mit Kratzern übersät war. Dann

ertönte am Feuer ein plötzliches, lautes Zischen, und ich riss meinen Blick herum und sah, wie Jamie Josiahs Daumen gegen das glühende Metall seines geschwärzten Dolches presste.

Jamie sah meine krampfhafte Bewegung aus dem Augenwinkel und blickte finster in meine Richtung, die Lippen geschürzt, um mich lautlos zum Schweigen zu bewegen. Josiah verzerrte das Gesicht und hatte vor Schmerzen die Lippen von den Zähnen zurückgezogen - aber er machte kein Geräusch. Auf der anderen Seite des Feuers saß Kenny Lindsay und beobachtete das Geschehen still wie ein Felsblock.

Immer noch überzeugt, dass ich träumte - oder in der Hoffnung, dass es so war -, legte ich eine Hand auf den Jungen, der sich an mich schmiegte. Er bewegte sich erneut, und als ich seinen soliden Körper unter meinen Fingern spürte, wurde ich vollends wach. Meine Hand umschloss seine Schulter, und er riss erschrocken die Augen auf.

Er fuhr zurück und kämpfte sich ungeschickt hoch. Dann sah er seinen Bruder - denn Josiah *war* eindeutig sein Bruder - und erstarrte abrupt. Sein wilder Blick fiel auf die Lichtung, auf die verstreuten Männer, auf Jamie, Roger und mich.

Josiah ignorierte den Schmerz seiner verbrannten Hand, der furchtbar sein musste, erhob sich und trat rasch und sanft an die Seite seines Bruders und ergriff seinen Arm.

Ich stand auf, langsam, um sie nicht zu erschrecken. Sie beobachteten mich, identische Mienen des Argwohns in ihren schmalen, weißen Gesichtern. Identisch. Ja, genau die gleichen, verkniffenen Gesichter - obwohl der andere Junge das Haar lang trug. Alles, was er anhatte, war ein zerlumptes Hemd, und er war barfuß. Ich sah, wie Josiah seinem Bruder beruhigend den Arm drückte, und in mir stieg eine Ahnung auf, was genau er gestohlen hatte. Ich brachte ein Lächeln für die beiden zustande, dann hielt ich Josiah die Hand entgegen.

»Lasst mich Eure Hand sehen«, flüsterte ich.

Er zögerte ein paar Sekunden, dann gab er mir die rechte Hand. Es war ein sauberer, ordentlicher Schnitt; so ordentlich, dass mir im ersten Moment leicht schwindelig wurde. Die Haut an der Daumenwurzel war

sauber abgeschnitten, die offene Wunde mit glühendem Metall kauterisiert. Ein schwarz-rotes, verkrustetes Oval war an die Stelle des anklagenden Brandzeichens getreten.

Ich hörte eine leise Bewegung hinter mir; Roger hatte meine Arzneitruhe geholt und sie zu meinen Füßen abgestellt.

Es gab nicht viel für die Wunde zu tun, außer, ein wenig Enziansalbe aufzutragen und den Daumen mit einem sauberen, trockenen Tuch zu verbinden. Dabei beobachtete ich Jamie aus dem Augenwinkel; er hatte seinen Dolch in die Scheide gesteckt und sich rasch erhoben, um in den Bündeln und Satteltaschen zu kramen. Als ich kurz darauf fertig war, war er mit einem kleinen Essensbündel zurück, das er in ein Halstuch gewickelt hatte, und mit einer überzähligen Decke, die zu einer Rolle zusammengebunden war. Über seinem Arm trug er meine abgelegte Hose.

Diese reichte er dem neuen Jungen, gab Josiah das Essen und die Decke, dann legte er ihm die Hand auf die Schulter und drückte sie fest. Er berührte den anderen Jungen sanft und drehte ihn zum Wald, indem er ihm die Hand auf den Rücken legte. Dann wies er mit einem Ruck seines Kopfes auf die Bäume, und Josiah nickte. Er sah mich an und tippte sich an die Stirn. Der weiße Verband an seinem Daumen leuchtete auf, und er flüsterte: »Dank' Euch, Ma'am.«

Die beiden Jungen verschwanden lautlos im Wald. Die nackten Füße des Zwillings blitzten hell unter dem wehenden Saum der Hose auf, als er seinem Bruder folgte.

Jamie nickte Kenny zu, dann setzte er sich am Feuer nieder und ließ plötzlich erschöpft die Schultern nach vorn sinken. Ich goss ihm einen Kaffee ein, und er nahm ihn entgegen. Sein Mund zuckte im Versuch eines dankbaren Lächelns, das in einem heftigen Hustenanfall unterging.

Ich griff nach dem Becher, bevor der Kaffee überschwappen konnte, und fing über Jamies Schulter hinweg Rogers Blick auf. Er nickte gen Osten und legte einen Finger an seine Lippen, dann zuckte er mit den Achseln und verzog das Gesicht zu einer resignierten Grimasse. Er wollte genauso gern wie ich wissen, was geschehen war - und warum. Doch er hatte Recht - die Nacht verblasste schon. Es würde bald dämmern, und die Männer -

die allesamt für gewöhnlich beim ersten Lichtstrahl erwachten - würden an die Oberfläche des Bewusstseins zurückkehren.

Jamie hatte aufgehört zu husten, machte aber schreckliche Gurgelgeräusche, um den Hals frei zu bekommen - er hörte sich an wie ein Schwein, das im Schlamm erstickt.

»Hier«, flüsterte ich und reichte ihm den Becher wieder. »Trink, und dann leg dich hin. Du solltest wenigstens ein bisschen schlafen.«

Er schüttelte den Kopf und hob den Becher an seine Lippen. Er schluckte und verzog das Gesicht, weil der Kaffee so bitter schmeckte.

»Das lohnt sich nicht mehr«, krächzte er. Er wies mit dem Kopf nach Osten, wo sich die buschigen Kiefern jetzt wie schwarze Tuschezeichnungen vor dem grauer werdenden Himmel abhoben. »Und außerdem muss ich mir überlegen, was zum Teufel ich jetzt mache.«

27

Gevatter Tod klopft an

Ich konnte meine Ungeduld nur mit Mühe so lange zügeln, bis die Männer aufgestanden waren und gegessen hatten, das Lager - irritierend langsam - abgebrochen hatten und aufgestiegen waren. Endlich jedoch fand ich mich einmal mehr auf dem Pferderücken wieder und ritt durch einen Morgen, der so frisch und kalt war, dass ich das Gefühl hatte, die Luft, die ich einatmete, könnte zersplittern.

»Okay«, sagte ich ohne Einleitung, als mein Pferd sich neben Jamies gesellte. »Rede.«

Er sah mich an und lächelte. Sein Gesicht war von Müdigkeit durchfurcht, aber die kühle Luft - und eine Menge sehr starken Kaffees - hatten ihn wieder belebt. Trotz der unruhigen Nacht fühlte auch ich mich hellwach und quicklebendig, und das Blut pulsierte dicht unter meiner Hautoberfläche und ließ meine Wangen erblühen.

»Willst du denn nicht auf Roger warten?«

»Ich erzähl's ihm später - oder du kannst es tun.« Es war unmöglich, zu dritt nebeneinander zu reiten; auch verdankten wir es nur einer Überflutung, die ein Kiesbett in den Hang gegraben hatte, dass wir zumindest vorerst nebeneinander herreiten konnten, außer Hörweite der anderen. Ich trieb mein Pferd dichter an Jamies heran, und meine Knie waren in den Dampf der Pferdenüstern gehüllt.

Jamie rieb sich mit der Hand durch das Gesicht und schüttelte sich, als wollte er die Müdigkeit vertreiben.

»Aye, nun«, sagte er. »Du hast doch gesehen, dass sie Brüder sind?«

»Das ist mir aufgefallen, ja. Wo zum Teufel kam der andere her.«

»Von da drüben.« Er hob das Kinn und wies nach Westen. Dank der Überflutung konnten wir ungehindert auf eine kleine Lichtung in der Talmulde unter uns blicken - eine natürliche Lücke in der Wildnis, wo die Bäume einer Wiese und einem Bach wichen. Von den Bäumen am Rand der Lichtung stieg eine kleine Rauchfahne auf, die wie ein Finger in die reglose, kalte Luft zeigte.

Blinzelnd machte ich etwas aus, das wie ein kleines Farmhaus mit ein paar wackeligen Nebengebäuden aussah. Während ich hinsah, kam eine kleine Gestalt aus dem Haus und hielt auf einen der Schuppen zu.

»Sie werden jeden Augenblick merken, dass er fort ist«, sagte Jamie ein wenig grimmig. »Obwohl sie mit etwas Glück nur glauben werden, dass er auf dem Abort ist oder die Ziegen melken gegangen ist.«

Ich machte mir nicht die Mühe zu fragen, woher er wusste, dass sie Ziegen hatten.

»Sind sie da zu Hause? Josiah und sein Bruder?«

»So könnte man es ausdrücken, Sassenach. Sie waren Leibeigene.«

»Waren?«, sagte ich skeptisch. Irgendwie bezweifelte ich, dass die Dauer der Leibeigenschaft für die beiden Brüder zufällig letzte Nacht abgelaufen war.

Jamie zuckte mit einer Achsel und wischte sich die triefende Nase am Ärmel ab.

»Falls sie nicht jemand fängt, aye.«

»Du hast Josiah doch auch gefangen«, sagte ich. »Was hat er dir denn erzählt?«

»Die Wahrheit«, sagte er mit leicht verzogenem Mund. »Oder zumindest glaube ich das.«

Er hatte Josiah durch die Dunkelheit verfolgt, geleitet vom heftigen Keuchen des Jungen, und hatte ihn schließlich in einer Felsenmulde gestellt und ihn in der Dunkelheit ergriffen. Er hatte den frierenden Jungen in sein Plaid gewickelt, ihn angewiesen, sich zu setzen, und die Klugheit

gehabt, ihm mit Geduld *und* Bestimmtheit - und der Hilfe einiger Schlücke Whisky aus seiner Flasche - schließlich seine Geschichte zu entlocken.

»Sie waren eine Immigrantenfamilie - Vater, Mutter und sechs Kinder. Nur die Zwillinge haben überlebt, der Rest ist auf See an einer Krankheit gestorben. Sie hatten keine Verwandten hier - zumindest keine, die bei der Landung am Kai standen -, also hat der Kapitän sie verkauft. Der Preis hat die Kosten der Überfahrt für die Familie nicht gedeckt, deshalb hat man die Jungen für dreißig Jahre in die Leibeigenschaft verkauft, und ihre Löhne wurden mit der Schuld verrechnet.«

Er erzählte das in nüchternem Tonfall; solche Dinge passierten nun einmal. Ich wusste das zwar, war aber sehr viel weniger willens, sie kommentarlos hinzunehmen.

»Dreißig Jahre! Aber das ist ja - wie alt waren sie da?«

»Zwei oder drei«, sagte er.

Das verblüffte mich. Von der grundsätzlichen Tragödie einmal ganz abgesehen, konnte man dies wohl als mildernden Umstand rechnen; wenn der Käufer der Jungen für ihr Wohlergehen als Kinder gesorgt hatte... aber dann kamen mir Josiahs magere Rippen und seine krummen Beine in den Sinn. Man hatte nicht besonders gut für sie gesorgt. Allerdings ging es vielen Kindern aus liebevollen Familien auch nicht besser.

»Josiah hat keine Ahnung, wer seine Eltern waren, woher sie kamen oder wie sie hießen«, erklärte Jamie. Er hustete kurz und räusperte sich.

»Er kannte seinen eigenen Namen und den seines Bruders - sein Bruder heißt Keziah -, aber das war alles. Beardsley ist der Name des Mannes, der sie aufgenommen hat, aber die Jungen wissen nicht, ob sie aus Schottland, England oder Irland sind - bei diesen Namen sind sie wahrscheinlich keine Deutschen oder Polen, aber selbst das ist nicht unmöglich.«

»Hm.« Ich atmete nachdenklich ein Dampfwölkchen aus, das mir vorübergehend den Blick auf das Farmhaus unter uns vernebelte. »Also ist Josiah fortgelaufen. Ich nehme an, es hatte etwas mit der Brandmarke an seinem Daumen zu tun?«

Jamie nickte, den Blick zu Boden gerichtet, während sein Pferd sich den Weg bergab bahnte. Der Boden zu beiden Seiten des Kiesbettes war weich, und schwarze Erdklumpen lugten wie wuchernde Pilze durch das Geröll.

»Er hat einen Käse gestohlen - das hat er ehrlich zugegeben.« Sein Mund verbreiterte sich vorübergehend vor Belustigung. »Aus einer Milchkammer in Brownsville, aber die Milchmagd hat ihn gesehen. Eigentlich hat die Magd gesagt, dass es der andere war - der Bruder -, der ihn gestohlen hat, aber...« Jamie zog seine roten Augenbrauen kurz zusammen.

»Vielleicht war Josiah ja doch nicht so ehrlich, wie ich dachte. Jedenfalls hat einer der Jungen den Käse gestohlen; Beardsley hat sie beide damit erwischt und den Sheriff gerufen, und Josiah hat die Schuld auf sich genommen - und die Strafe.«

Nach diesem Vorfall, der sich vor zwei Jahren ereignet hatte, war der Junge von der Farm weggelaufen. Wie er Jamie sagte, hatte er stets vorgehabt, zurückzukehren und seinen Bruder zu retten, sobald er für sie beide einen Platz zum Leben ausfindig machen konnte. Jamies Angebot war ihm wie ein Geschenk des Himmels erschienen, und nach dem gathering hatte er sich sofort zu Fuß auf den Rückweg gemacht.

»Stell dir vor, wie überrascht er war, uns hier auf dem Berg vorzufinden«, sagte Jamie und nieste. »Er hat in der Nähe auf der Lauer gelegen und versucht, sich zu entscheiden, ob es besser sei zu warten, bis wir fort waren, oder ob er herausfinden sollte, ob wir zu der Farm unterwegs waren - denn wenn das der Fall wäre, so dachte er, würden wir eine wunderbare Ablenkung für ihn abgeben, während er sich auf die Farm schlich und seinen Bruder stahl.«

»Also hast du beschlossen, dich stattdessen mit ihm zusammen hinzuschleichen und ihm bei seinem Diebstahl zu helfen.« Auch meine Nase tropfte vor Kälte. Ich griff mit einer Hand nach dem Taschentuch und vertraute dabei darauf, dass Mrs. Piggy uns nicht kopfüber den Berg hinunterkatapultierte, während ich mir die Nase putzte. Ich betrachtete Jamie über das Taschentuch hinweg. Er hatte immer noch das klamme, rotnasige Aussehen eines Kranken, aber seine hohen Wangenknochen

waren von der Morgensonne gerötet, und für einen Mann, der die ganze Nacht in einem kalten Wald verbracht hatte, sah er bemerkenswert gut gelaunt aus. »Hat es Spaß gemacht?«

»Oh, aye, das kann man sagen. So etwas habe ich schon jahrelang nicht mehr gemacht.« Jamies Augen kniffen sich zu blauen Dreiecken zusammen, und er grinste. »Es hat mich an unsere Raubzüge im Land der Grants mit Dougal und seinen Männern erinnert, als ich noch ein Junge war. Im Dunkeln herumzukriechen, uns in die Scheune zu schleichen, ohne ein Geräusch zu machen - Himmel, ich musste mich zusammenreißen, um die Kuh nicht gleich mit zu stehlen. Oder hätte mich zusammenreißen müssen, wenn sie eine gehabt hätten.«

Ich rümpfte die Nase und lachte nachsichtig.

»Du bist wirklich ein richtiger Bandit, Jamie«, sagte ich.

»Bandit?«, sagte er ein wenig beleidigt. »Ich bin ein ausgesprochen ehrlicher Mann, Sassenach. Zumindest, wenn ich es mir leisten kann«, verbesserte er und warf dabei einen raschen Blick hinter sich, um sicher zu gehen, dass niemand mithörte.

»Oh, grundehrlich«, versicherte ich ihm. »Viel ehrlicher, als gut für dich ist. Du bist nur nicht besonders gesetzestreu.«

Diese Feststellung schien ihn etwas aus der Fassung zu bringen, denn er runzelte die Stirn und machte ein raues Geräusch, das entweder ein schottischer Laut der Widerrede sein konnte oder auch schlicht der Versuch, den Schleim zu lösen. Er hustete, dann zog er die Zügel an, stellte sich in den Steigbügeln auf und winkte Roger, der sich ein Stück vor uns befand, mit seinem Hut zu. Roger winkte zurück und wandte sein Pferd in unsere Richtung.

Ich brachte mein Pferd neben Jamie zum Stehen und legte ihm die Zügel auf den Hals.

»Ich lasse Roger mit den Männern nach Brownsville reiten«, erklärte Jamie und setzte sich wieder in den Sattel, »während ich den Beardsleys allein einen Besuch abstatte. Kommst du mit mir, Sassenach, oder gehst du mit Roger?«

»Oh, ich gehe mit dir«, sagte ich, ohne zu zögern. »Ich möchte sehen, was diese Beardsleys für Leute sind.«

Er lächelte und strich sich mit einer Hand das Haar zurück, bevor er sich den Hut wieder aufsetzte. Er trug sein Haar offen, um Hals und Ohren vor der Kälte zu schützen, und es leuchtete wie geschmolzenes Kupfer in der Morgensonne.

»Das habe ich mir gedacht. Aber achte auf dein Gesicht«, warnte er mich halb spöttisch. »Pass auf, dass du nicht den Mund aufreißt oder rot wirst, wenn sie ihren vermissten Dienstburschen erwähnen.«

»Kümmere dich um dein eigenes Gesicht«, sagte ich mürrisch. »Hat Josiah eigentlich gesagt, ob man ihn und seinen Bruder schlecht behandelt hat?« Ich fragte mich, ob möglicherweise mehr hinter Josiahs Flucht steckte als nur der Vorfall mit dem Käse.

Jamie schüttelte den Kopf.

»Ich habe ihn nicht gefragt, und er hat nichts gesagt - aber frag dich doch einmal, Sassenach, ob du ein anständiges Zuhause verlassen würdest, um allein im Wald zu leben, dein Bett im kalten Laub aufzuschlagen und Würmer und Grillen zu essen, bis du gelernt hast zu jagen?«

Er trieb sein Pferd an, um Roger entgegenzureiten, und überließ es mir, über diese Frage nachzusinnen. Kurz darauf kehrte er zurück, und ich ritt an seine Seite, denn ich hatte noch eine Frage, die mich beschäftigte.

»Aber wenn es hier so schlimm war, dass er sich gezwungen sah zu gehen - warum ist sein Bruder dann nicht mitgegangen?«

Jamie sah mich überrascht an, doch dann lächelte er, wenn auch ein wenig grimmig.

»Keziah ist taub, Sassenach.«

Nicht von Geburt an taub, wie Josiah ihm erzählt hatte; sein Zwillingsbruder hatte das Gehör als Folge einer Verletzung verloren, die er mit ungefähr fünf erlitten hatte. Daher konnte Keziah sprechen, aber außer sehr lauten Geräuschen konnte er nichts hören, und da er nicht in der Lage war, das Geräusch raschelnder Blätter oder schlurfender Füße

wahrzunehmen, konnte er weder jagen, noch eventuellen Verfolgern entgehen.

»Er sagt, Keziah versteht ihn, und das stimmt zweifellos. Als wir uns in die Scheune geschlichen haben, habe ich unten Wache gehalten, während der Junge die Leiter zum Heuboden hinaufgestiegen ist. Ich habe keinen Ton gehört, aber innerhalb einer Minute waren beide Jungen unten bei mir, und Keziah hat sich den Schlaf aus den Augen gerieben. Mir war gar nicht klar gewesen, dass sie Zwillinge waren; ich war ziemlich verblüfft, die beiden da stehen zu sehen, ähnlich, wie sie sich sind.«

»Ich frage mich, warum Keziah seine Hose nicht mitgebracht hat«, sprach ich einen anderen Gedanken an, der mich verwunderte.

Jamie lachte voll Ironie.

»Danach habe ich auch gefragt. Anscheinend hatte er sie am Abend zuvor ausgezogen, sie im Heu liegen gelassen, und eine der Katzen hatte ihre Jungen darauf bekommen. Er wollte sie nicht stören.«

Ich lachte ebenfalls, wenn ich auch gleichzeitig beklommen an die bleichen, nackten Füße des Jungen dachte, deren blau angehauchte Haut im Schein des Feuers purpurn ausgesehen hatte.

»Guter Junge. Und seine Schuhe?«

»Er hatte keine.«

Inzwischen hatten wir den Fuß des Abhangs erreicht. Die Pferde traten auf der Stelle und zogen langsame Kreise um Jamie, während die Männer den Weg festlegten, einen Treffpunkt vereinbarten, sich verabschiedeten. Dann pfiff Roger - der dabei sogar relativ wenig befangen wirkte - durch die Zähne und schwenkte seinen Hut, um die Männer zusammenzurufen. Ich sah zu, wie er davonritt, und bemerkte, wie er sich halb im Sattel umwandte, sich dann zurückwandte und den Blick geradeaus richtete.

»Er ist sich nicht sicher, ob sie ihm wirklich folgen werden«, sagte Jamie, der ihn ebenfalls beobachtete. Er schüttelte kritisch den Kopf, dann zuckte er mit den Achseln und verwarf den Gedanken. »Aye, nun ja. Er wird schon zurechtkommen, oder auch nicht.«

»Er kommt zurecht«, sagte ich und dachte dabei an die vergangene Nacht.

»Freut mich, dass du das denkst, Sassenach. Dann komm.« Er schnalzte mit der Zunge und wandte den Kopf seines Pferdes.

»Wenn du dir nicht sicher bist, ob Roger zurecht kommt, warum schickst du ihn dann allein?«, fragte ich an seinen Rücken gerichtet, der im Sattel schwankte, als wir das lichte Wäldchen betraten, das zwischen uns und der jetzt unsichtbaren Farm lag. »Warum hältst du die Männer nicht zusammen und führst sie selbst nach Brownsville?«

»Erstens lernt er nichts, wenn ich ihm keine Gelegenheit dazu gebe. Zweitens -« Er hielt inne, wandte sich um und sah mich an. »Zweitens wollte ich nicht, dass die ganze Mannschaft mit zu den Beardsleys kommt und vielleicht erfährt, dass sie ihren Knecht vermissen. Das ganze Lager hat Josiah gestern Abend gesehen, aye? Wenn du einen Jungen vermisst und erfährst, dass ganz in der Nähe im Wald ein Junge aufgetaucht ist und für Aufruhr gesorgt hat, könnte es doch sein, dass du daraus deine Schlüsse ziehst, meinst du nicht?«

Er wandte sich wieder geradeaus, und ich folgte ihm durch eine enge Lücke zwischen den Kiefern. Tau schimmerte wie Diamanten auf Rinde und Nadel, und von den Ästen über uns fielen kleine, eisige Tropfen, die mich zusammenfahren ließen, wenn sie meine Haut trafen.

»Aber wird sich dieser Beardsley dir nicht anschließen, sofern er nicht alt oder invalide ist?«, wandte ich ein. »Früher oder später muss er es doch mitbekommen, wenn jemand Josiah erwähnt.«

Er schüttelte den Kopf, ohne sich umzudrehen.

»Und was soll dieser Jemand ihm erzählen? Sie haben den Jungen gesehen, als wir ihn angeschleppt haben, und sie haben ihn wieder fortlaufen sehen. Nach allem, was sie wissen, ist er über alle Berge.«

»Kenny Lindsay hat sie beide gesehen, als du sie mitgebracht hast.«

Er zuckte mit den Achseln.

»Aye, ich habe ein Wörtchen mit Kenny geredet, während wir die Pferde gesattelt haben. Er wird nichts sagen.« Er hatte Recht, das wusste ich. Kenny war einer seiner Männer aus Ardsmuir; er würde Jamies Anweisungen fraglos befolgen.

»Nein«, fuhr Jamie fort, während er sein Pferd zielsicher um einen großen Felsblock herumlenkte, »Beardsley ist kein Invalide; Josiah hat mir gesagt, dass er mit den Indianern Handel führt und Waren über die Vertragsgrenze in die Cherokeedörfer schafft. Ich weiß nur nicht, ob er im Augenblick zu Hause ist. Wenn es allerdings so ist -« Er holte Luft und hielt dann inne, um zu husten, weil die kalte Luft seine Lungen reizte.

»Das ist der andere Grund, warum ich die Männer vorgeschickt habe«, fuhr er schwach keuchend fort. »Wir werden nicht vor morgen wieder zu ihnen stoßen. Bis dahin hatten sie eine Nacht Zeit, sich in Brownsville zu betrinken und zu amüsieren; sie werden sich kaum noch an den Jungen erinnern, und es ist weniger wahrscheinlich, dass sie ihn vor Beardsley erwähnen. Mit etwas Glück sind wir längst wieder unterwegs, bevor ein Wort fällt - und dann hat Beardsley keine Möglichkeit mehr, uns zu verlassen, um den Jungen zu verfolgen.«

Also zählte er darauf, dass die Beardsleys die Gastfreundschaft besitzen würden, uns für die Nacht aufzunehmen. In dieser Gegend eine nahe liegende Erwartung. Während ich erneut auf seinen Husten lauschte, beschloss ich, mich heute Abend nötigenfalls auf seine Brust zu setzen und ihn zu zwingen, sich ordentlich mit Kampher einreiben zu lassen, ob es ihm passte oder nicht.

Wir verließen den Wald, und ich warf einen argwöhnischen Blick auf das Farmhaus, das vor uns lag. Es war kleiner, als ich gedacht hatte, und ziemlich heruntergekommen. Die Türschwelle hatte einen Riss, die Veranda hing durch, und auf dem verwitterten Dach fehlten an einer Stelle die Schindeln. Nun, ich hatte schon schlimmere Nachtquartiere gehabt, und das wahrscheinlich nicht zum letzten Mal.

Das Tor der schiefen Scheune stand weit offen, doch es gab keine Anzeichen von Leben. Abgesehen von der Rauchsäule über dem Schornstein machte das ganze Anwesen einen verlassenen Eindruck.

Ich hatte das, was ich zu Jamie gesagt hatte, ernst gemeint, wenn es auch nicht ganz akkurat gewesen war. Er *war* ehrlich, und er war auch gesetzestreu - vorausgesetzt, es handelte sich um Gesetze, die er bereit war zu respektieren. Die bloße Tatsache, dass die Krone ein Gesetz erlassen hatte, das wusste ich, reichte nicht aus, um es auch in seinen Augen als Gesetz gelten zu lassen. Für andere, ungeschriebene Gesetze wiederum würde er sterben.

Dennoch, das Gesetz des Eigentums mochte einem ehemaligen Highlandräuber zwar weniger bedeuten als anderen Leuten, doch es war meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen - und der seinen daher sicherlich ebenso wenig -, dass er im Begriff war, sowohl auf die Gastfreundschaft als auch die Pflichterfüllung eines Mannes zu pochen, dessen Eigentum er gerade zu entwenden geholfen hatte. Ich wusste, dass Jamie keine tiefer gehenden Einwände gegen die Leibeigenschaft an und für sich hatte; normalerweise respektierte er einen solchen Anspruch. Dass er es hier nicht getan hatte, bedeutete, dass für ihn hier ein höheres Gesetz in Kraft getreten war - ob es allerdings Freundschaft, Mitleid, *earbsachd* oder etwas anderes war, wusste ich nicht. Er war stehen geblieben und wartete auf mich.

»Warum hast du dich entschlossen, Josiah zu helfen?«, fragte ich unverblümt, während wir uns unseren Weg über das verkommene Maisfeld bahnten, das vor dem Haus lag. Trockene Stängel knickten unter den Hufen der Pferde um, und auf der Laubschicht glitzerten Eiskristalle.

Jamie setzte den Hut ab und legte ihn vor sich auf den Sattel, um sich das Haar zusammenzubinden, bevor er sich in Gesellschaft begab.

»Nun, ich habe zu ihm gesagt, dass ich seinen Entschluss respektiere, wenn er fest steht. Dass wir ihn aber von der Narbe an seinem Daumen befreien müssten, wenn er nach Fraser's Ridge kommen will, ob allein oder mit seinem Bruder, weil sie sonst für Gerede sorgen und Beardsley davon erfahren würde und wir die Konsequenzen tragen müssten.«

Er atmete tief ein und wieder aus, und ein weißes Wölkchen umschwebte seinen Kopf, dann drehte er sich um und sah mich mit ernstem Gesicht an.

»Der Junge hat keine Sekunde gezögert, obwohl er schon einmal gebrandmarkt worden war und Bescheid wusste. Und ich sage dir, Sassenach - ein Mann mag *einmal* eine Verzweiflungstat aus Liebe oder Courage begehen... aber es gehört mehr als das dazu, wenn man es schon einmal getan hat und verdammt gut weiß, wie es sich anfühlen wird, es erneut zu tun.«

Er wandte sich ab, ohne meine Antwort abzuwarten, und ritt auf den Hof, wo er eine Schar Futter suchender Tauben aufscheuchte. Er saß aufrecht auf seinem Pferd, seine Schultern breit und gerade. Von dem Netz aus tiefen Narben, das seinen Rücken unter dem Umhang überzog, war keine Spur zu sehen, aber ich wusste genau, dass sie da waren.

Das war es also, dachte ich. *Wie das Spiegelbild im Wasser ist gegenüber dem Angesicht, also ist eines Menschen Herz gegenüber dem anderen.* Und das Gesetz der Courage war dasjenige, nach dem er schon am längsten lebte.

Auf der Veranda hockten mehrere Hühner, die sich zu Kugeln aufgeplustert hatten und uns mit ihren gelben Augen verächtlich betrachteten. Sie murmelten mürrisch vor sich hin, als wir abstiegen, doch sie froren zu sehr, als dass sie zu mehr in der Lage gewesen wären, als widerstrebend von uns fortzuschlurfen und ihr sonniges Plätzchen aufzugeben. Mehrere Dielen der Veranda waren durchgebrochen, und der Hof war mit halb gehobelten Holzstücken und verstreuten Nägeln übersät, so als hätte jemand vorgehabt, sie zu flicken, aber noch keine Zeit gefunden, sich darum zu kümmern. Die Reparatur wurde schon seit einiger Zeit aufgeschoben, dachte ich; die Nägel waren verrostet, und die frisch gesägten Bretter hatten sich vor Feuchtigkeit verzogen und Risse bekommen.

»Hallo, im Haus!«, rief Jamie und hielt mitten auf dem Vorplatz an. Dies war die allgemein übliche Etikette, wenn man sich einem fremden Haus näherte; die meisten Leute in den Bergen waren zwar gastfreundlich, aber nicht wenige betrachteten Fremde mit Argwohn und wickelten die

Begrüßungsformalitäten mit vorgehaltener Büchse ab, bis sie sich von der Vertrauenswürdigkeit des Besuchers überzeugt hatten.

Da ich dies wusste, hielt ich vorsichtig Abstand von Jamie, achtete jedoch darauf, dass ich zu sehen war und breitete demonstrativ meine Röcke aus und strich sie glatt, um gleichzeitig mit meinem Geschlecht auch unsere friedlichen Absichten kundzutun.

Verdammt, ein kleines Loch hatte sich in den braunen Wollstoff gebrannt, zweifellos von einem umherfliegenden Funken des Lagerfeuers. Ich verbarg die verbrannte Stelle in einer Falte des Rockes, während ich darüber nachdachte, wie seltsam es doch war, dass man Frauen automatisch als harmlos betrachtete. Wäre mir danach gewesen, hätte ich mich problemlos in der ganzen Gegend als Einbrecherin betätigen und arglose Familien meucheln können.

Glücklicherweise hatte ich jedoch noch nie den Impuls verspürt, dies zu tun, wenn mir auch schon dann und wann die Erkenntnis gekommen war, dass der Hippokratische Eid mit seinem Versprechen, niemandem Schaden zuzufügen, sich möglicherweise nicht ausschließlich auf medizinische Vorgänge bezog. Ich hatte schon mehr als einmal den Impuls verspürt, einem meiner uneinsichtigeren Patienten ein Holzscheit über den Schädel zu ziehen, doch bis jetzt war es mir stets gelungen, das Bedürfnis im Zaum zu halten.

Doch natürlich genossen die wenigsten Leute den Vorteil, die Welt mit dem voreingenommenen Auge eines Arztes zu sehen. Und es stimmte, dass Frauen weniger für die rauen Freizeitvergnügungen übrig hatten, die den Männern solche Freude machten - ich traf selten auf Frauen, die sich zum Spaß zu Brei schlugen. Wenn sie allerdings ein gutes Motiv hatten, dann...

Jamie ging jetzt auf die Scheune zu und rief in Abständen, ohne dass es eine Wirkung gezeigt hätte. Ich sah mich um, doch es gab keine frischen Spuren auf dem Hof außer den unseren. Ein paar Kotkügelchen lagen neben dem halb behauenen Holzstück verstreut, aber sie waren eindeutig schon mehrere Tage alt; sie waren taufeucht, aber nicht frisch - die meisten waren zu Pulver zerfallen.

Niemand war gekommen, niemand war gegangen, es sei denn zu Fuß. Die Beardsleys, wer und wie viele sie auch immer waren, hielten sich wahrscheinlich immer noch im Haus auf.

Aber sie hielten sich bedeckt. Es war zwar noch früh, aber nicht so früh, dass die Farmbewohner nicht schon ihrem Tagewerk nachgehen würden; schließlich hatte ich vorhin jemanden gesehen. Ich trat zurück, hielt mir zum Schutz gegen die aufgehende Sonne eine Hand über die Augen und hielt nach Lebenszeichen Ausschau. Ich war mehr als neugierig auf diese Beardsleys - und angesichts der jüngsten Ereignisse auch mehr als nur leicht nervös bei der Vorstellung, dass einer oder mehrere männliche Beardsleys mit uns reiten würden.

Ich wandte mich wieder der Tür zu und bemerkte eine seltsame Reihe von Einkerbungen im Türpfosten. Die einzelnen Kerben waren klein, aber es waren sehr viele, und über den einen Pfosten zogen sie sich ganz hin, über den anderen halb. Ich sah genauer hin; sie waren in Gruppen von sieben angeordnet, und zwischen den einzelnen Gruppen befand sich jeweils ein winziger Zwischenraum, so wie vielleicht ein Gefangener zählt, um den Überblick über die Wochen zu behalten.

Jamie kam aus der Scheune, gefolgt von einem leisen Blöken. Natürlich, die Ziegen, von denen er gesprochen hatte. Ich fragte mich, ob es Keziahs Aufgabe gewesen war, sie zu melken - wenn ja, dann würde seine Abwesenheit in Kürze auffallen, wenn sie nicht schon aufgefallen war.

Jamie ging ein paar Schritte auf das Haus zu, legte die Hände um seinen Mund und rief erneut. Keine Antwort. Er wartete einige Augenblicke, dann zuckte er mit den Achseln und trat auf die Veranda, wo er mit dem Griff seines Dolches an die Tür hämmerte. Es war laut genug, um Tote zu erwecken, wären denn welche in der Nähe gewesen, und die Hühner flitzten panisch davon, wobei sie einige Federn ließen, doch niemand antwortete auf Jamies donnernden Aufruf.

Jamie sah sich zu mir um und zog eine Augenbraue hoch. Kein normaler Mensch machte sich davon und ließ seine Farm unbeaufsichtigt zurück, nicht, wenn er Vieh hatte.

»Es ist jemand hier«, beantwortete er meinen unausgesprochenen Gedanken. »Die Ziegen sind frisch gemolken; sie haben noch Tropfen an den Zitzen.«

»Meinst du, sie sind womöglich alle unterwegs und suchen nach... äh... du weißt schon, wem?«, murmelte ich und trat dichter an ihn heran.

»Vielleicht.« Er trat zur Seite und bückte sich, um einen Blick in ein Fenster zu werfen. Es war einmal verglast gewesen, doch die meisten Scheiben hatten Sprünge oder fehlten, und man hatte ein zerschlissenes Stück Musselin vor die Öffnung genagelt. Ich sah, wie Jamie die Stirn runzelte - die Verachtung des Handwerkers angesichts einer lausigen Reparatur.

Er wandte plötzlich den Kopf, dann sah er mich an.

»Hörst du etwas, Sassenach?«

»Ja. Ich dachte, es wären die Ziegen, aber...«

Das Blöken erklang erneut - diesmal eindeutig aus dem Haus. Jamie hob die Hand an die Tür, aber sie gab nicht nach.

»Verriegelt«, sagte er und trat wieder an das Fenster, griff vorsichtig in den Rahmen und löste eine Ecke des Musselintuches.

»Uh«, sagte ich und rümpfte die Nase angesichts der Luft, die aus dem Fenster kam. Ich war an die Gerüche für den Winter abgedichteter Blockhäuser gewöhnt, wo sich die Düfte von Schweiß, schmutzigen Kleidern, nassen Füßen, fettigen Haaren und Nachttöpfen mit denen backenden Brotes, kochenden Fleisches und der subtileren Note der Schimmelpilze vermischte, aber das Aroma im Haus der Beardsleys untertraf das Übliche bei weitem.

»Entweder halten sie ihre Schweine im Haus«, sagte ich mit einem Blick auf die Scheune, »oder es wohnen zehn Leute da drinnen, die seit dem letzten Frühjahr keinen Fuß mehr vor die Tür gesetzt haben.«

»Es ist ein bisschen muffig«, pflichtete Jamie mir bei. Er steckte sein Gesicht zum Fenster hinein, verzog das Gesicht über den Gestank und bellte: *»Thig a mach*! Kommt heraus, Beardsley, oder ich komme hinein!«

Ich lugte über seine Schulter, um zu sehen, ob seine Aufforderung Wirkung zeigte. Das Zimmer im Inneren war groß, aber so voll gestellt, dass der fleckige Fußboden unter dem Gerümpel kaum zu sehen war. Ich schnüffelte vorsichtig und kam zu dem Schluss, dass die Fässer, die ich sah, unter anderem Pökelfisch, Teer, Äpfel, Bier und Sauerkraut enthielten, während ganze Bündel von Wolldecken, die mit Koschenille und Indigo gefärbt waren, Fässer mit Schießpulver und halb gegerbte Felle, die nach Hundekot rochen, den einzigartigen Mief im Inneren um ihre eigenen Aromen ergänzten. Beardsleys Handelsware, nahm ich an.

Das andere Fenster war ebenfalls verdeckt, und zwar mit einem zerschlissenen Wolfspelz, so dass das Innere halb dunkel und schattig war; mit seinen aufgehäuften Kisten, Bündeln, Fässern und Möbelstücken sah das Zimmer aus wie eine der Armut anheim gefallene Version von Ali Babas Höhle.

Das Geräusch kam erneut von der Rückseite des Hauses, diesmal etwas lauter; ein Geräusch zwischen Quieken und Knurren. Ich trat einen Schritt zurück, denn zusammen mit dem beißenden Geruch beschwor das Geräusch ein lebhaftes Bild von dunklem Pelz und plötzlichen Gewaltausbrüchen herauf.

»Bären«, vermutete ich halb im Ernst. »Die Bewohner sind fort, und im Haus ist ein Bär.«

»Aye, natürlich«, sagte Jamie sehr trocken. »Ganz bestimmt. Ob Bären oder nicht, irgendetwas stimmt hier nicht. Hol die Pistolen und das Pulver aus meiner Satteltasche.«

Ich nickte und wandte mich zum Gehen, doch bevor ich von der Veranda treten konnte, erklang im Haus ein schlurfendes Geräusch, und ich drehte mich abrupt wieder um. Jamie hatte seinen Dolch ergriffen, doch seine Hand entspannte sich am Knauf, als er erblickte, was dort innen war. Gleichzeitig zog er überrascht die Augenbrauen hoch, und ich beugte mich über seinen Arm, um etwas zu sehen.

Eine Frau blinzelte zwischen zwei Warenbergen hindurch und sah sich argwöhnisch um wie eine Ratte, die aus einem Abfallhaufen hervorlugt. Ihre Erscheinung sah einer Ratte zwar nicht besonders ähnlich, da sie

lockiges Haar hatte und ziemlich kräftig war, aber sie blinzelte uns genauso berechnend an wie ein Schädling, der eine Bedrohung einschätzt.

»Fort mit Euch«, sagte sie, nachdem sie offensichtlich zu dem Schluss gekommen war, dass wir nicht die Vorhut einer Armee auf Eroberungszügen waren.

»Guten Morgen, Ma'am«, begann Jamie. »Ich bin James Fraser, aus...«

»Es interessiert mich nicht, wer Ihr seid«, erwiderte sie. »Fort mit Euch.«

»Das kommt nicht in Frage«, sagte er bestimmt. »Ich muss den Herrn des Hauses sprechen.«

Ein außergewöhnlicher Ausdruck wanderte über ihr rundes Gesicht; Betroffenheit, Berechnung und etwas, das möglicherweise Belustigung war.

»Müsst Ihr das?«, sagte sie. Sie lispelte leicht; es kam als *»Müfft Ihr daff?«* heraus. »Und wer sagt, dass Ihr das müsst?«

Jamies Ohren liefen langsam rot an, aber er antwortete ganz ruhig.

»Der Gouverneur, Madam. Ich bin *Oberst* James Fraser«, sagte er mit Nachdruck, »und man hat mich mit der Musterung einer Miliz beauftragt. Alle einsatzfähigen Männer im Alter von sechzehn bis sechzig Jahren sind dazu aufgerufen. Würdet Ihr bitte Mr. Beardsley holen?«

»Mili-itsch, ja?«, sagte sie und sprach das Wort sehr vorsichtig aus. »Ach, und gegen wen werdet Ihr kämpfen?«

»Niemanden, wenn wir Glück haben. Aber der Aufruf zur Musterung ist nun einmal erfolgt; ich muss ihm Folge leisten, und dasselbe gilt für jeden gesunden Mann diesseits der Vertragsgrenze.« Jamies Hand verstärkte ihren Druck auf das Kreuz des Innenrahmens und rüttelte versuchsweise daran. Es bestand aus fadenscheinigen Kiefernlatten, deren Holz geschrumpft und stark verwittert war; es war klar, dass er es aus der Wand reißen und durch die Öffnung treten konnte, wenn er das wollte. Er sah ihr direkt in die Augen und lächelte freundlich.

Sie kniff die Augen zusammen, schürzte die Lippen und dachte nach.

»Einsatzfähige Männer«, sagte sie schließlich. »Hmp. Die haben wir hier nicht. Der Dienstbursche ist wieder einmal davongelaufen, aber auch wenn er hier wäre, er ist nicht gesund; stocktaub, und dumm dazu. Wenn Ihr ihn aber aufspüren wollt, könnt Ihr ihn gern behalten.«

Also sah es nicht so aus, als würde es großes Geschrei um Keziah geben. Ich holte tief Luft, um erleichtert aufzuseufzen, atmete aber schnell wieder aus.

Jamie gab nicht so leicht auf.

»Ist Mr. Beardsley im Haus?«, fragte er. »Ich möchte ihn gern sehen.« Er ruckte versuchsweise an dem Rahmen, und das trockene Holz knackte mit einem Geräusch, das wie ein Pistolenschuss klang.

»Er ist nicht in der Lage, Besuch zu empfangen«, sagte sie, und ihre Stimme nahm erneut jenen seltsamen Unterton an; argwöhnisch, doch zugleich von einer Art Erregung erfüllt.

»Ist er krank?«, fragte ich und beugte mich über Jamies Schulter. »Vielleicht kann ich ihm helfen; ich bin Ärztin.«

Sie schlurfte ein paar Schritte vorwärts und blinzelte mich an. Unter der Masse ihrer braunen Locken war ihre Stirn gerunzelt. Sie war jünger, als ich gedacht hatte; bei besserem Licht betrachtet, zeigte ihr massiges Gesicht kein Netz aus Falten, und ihre Haut war straff.

»Ärztin?«

»Meine Frau ist als Heilerin weithin bekannt«, sagte Jamie. »Die Indianer nennen sie Weißer Rabe.«

»Die Kräuterfrau?« Sie riss alarmiert die Augen auf und trat einen Schritt zurück.

Irgendetwas an der Frau kam mir seltsam vor, und als ich sie jetzt ansah, begriff ich, was es war. Trotz des Geruchs im Inneren des Hauses waren Körper und Kleider der Frau sauber, und ihr Haar war weich und locker - ganz und gar nicht üblich zu einer Jahreszeit, in der die Leute im Allgemeinen des kalten Wetters wegen monatelang gar nicht badeten.

»Wer seid Ihr?«, fragte ich unverblümt. »Seid Ihr Mrs. Beardsley? Oder vielleicht Miss Beardsley?«

Nicht älter als fünfundzwanzig, dachte ich, trotz ihrer massigen Figur. Ihre fetten Schultern wogten unter ihrem Schultertuch, und ihre breiten Hüften streiften die Fässer, zwischen denen sie stand. Der Handel mit den Cherokee brachte offenbar genug ein, um Beardsleys Familie angemessen zu ernähren, wenn auch nicht seine Leibeigenen. Ich betrachtete sie voller Abneigung, aber sie erwiderte meinen Blick ganz kühl.

»Ich bin Mrs. Beardffley.«

Ihr Erschrecken war vorüber; sie schürzte die Lippen und bewegte sie vor und zurück, während sie mich abschätzend betrachtete. Jamie spannte den Arm an, und der Fensterrahmen krachte laut.

»Dann kommt herein.«

Der seltsame Ton lag immer noch in ihrer Stimme; halb Trotz, halb Eifer. Jamie hörte ihn und runzelte die Stirn, doch er ließ den Fensterrahmen los.

Sie kam zwischen den Kisten hervor und wandte sich zur Tür. Ich konnte sie nur ganz kurz in Bewegung sehen, doch das reichte, um festzustellen, dass sie humpelte; sie zog ein Bein nach, und ihr Schuh schabte über den Holzfußboden.

Wir hörten es rumpeln und grunzen, während sie mit dem Riegel kämpfte; ein schabendes Geräusch und dann ein Plumps, als sie ihn zu Boden fallen ließ. Die Tür war verzogen und klemmte in ihrem Rahmen; Jamie lehnte sich mit der Schulter dagegen, und sie sprang auf und schwang zitternd nach innen. Wie lange war sie wohl nicht mehr geöffnet worden, fragte ich mich.

Ziemlich lange offensichtlich. Ich hörte Jamie husten und prusten, als er eintrat, und bemühte mich nach Kräften, durch den Mund zu atmen, als ich ihm folgte. Dennoch hätte der Geruch sogar ein Frettchen umgehauen. Abgesehen von den Ausdünstungen der Waren kam von irgendwo Abortgeruch; abgestandener Urin und heftiger Fäkaliengestank. Dazu verdorbene Lebensmittel, aber auch noch irgendetwas anderes. Meine

Nasenlöcher zuckten vorsichtig, während ich versuchte, nicht mehr als ein paar Luftmoleküle auf einmal einzuatmen, um sie zu analysieren.

»Wie lange ist Mr. Beardsley schon krank?«, fragte ich.

Ich hatte unter dem allgemeinen Mief einen deutlichen Krankheitsgestank ausgemacht. Nicht nur den Nachhall von längst getrocknetem Erbrochenem, sondern den süßen Geruch eitriger Absonderungen und jenen undefinierbaren, säuerlichen, an Hefe erinnernden Geruch, der schlicht der Geruch jeglicher Krankheit zu sein scheint.

»Oh... ffon länger.«

Sie schloss hinter uns die Tür, und ich verspürte einen plötzlichen Anflug von Klaustrophobie. Im Haus schien die Luft zum Schneiden zu sein, sowohl aufgrund des Gestankes als auch durch den Lichtmangel. Ich verspürte den heftigen Impuls, die Verblendungen beider Fenster herunterzureißen und ein wenig Luft herein zu lassen, und ich musste die Hände im Stoff meines Umhangs zu Fäusten ballen, um mich davon abzuhalten.

Mrs. Beardsley wandte sich zur Seite und hastete wie ein Krebs durch einen engen Gang, der zwischen den angehäuften Waren frei geblieben war. Jamie sah mich an, gab einen angewiderten, schottischen Kehllaut von sich und schritt geduckt unter einem im Weg stehenden Bündel Zeltpfosten hindurch, um ihr zu folgen. Ich schloss mich vorsichtig an und versuchte zu ignorieren, dass mein Fuß dann und wann auf unangenehm weiche Gegenstände trat. Verfaulte Äpfel? Tote Ratten? Ich rümpfte die Nase und blickte nicht nach unten.

Das Farmhaus war einfach konstruiert; ein großes Zimmer an der Vorderseite, eines an der Rückseite.

Das Hinterzimmer bildete einen auffälligen Kontrast zu dem schäbigen Durcheinander des vorderen Raumes. Es gab keinerlei Schmuck oder Zierrat; der Raum war so schlicht und ordentlich wie der Pfarrsaal einer Quäkergemeinde. Alles war nackt und fleckenlos, der Holztisch und die steinerne Feuerstelle blank gescheuert, ein paar stumpf schimmernde Zinngegenstände auf einem Regal. Hier war ein Fenster unverhangen, das

Glas war noch intakt, und die Morgensonne fiel reinweiß in das Zimmer. Der Raum war still, und kein Lüftchen regte sich, was das merkwürdige Gefühl noch verstärkte, dass wir aus dem Chaos des Vorderzimmers in eine Art Refugium getreten waren.

Der friedvolle Eindruck verflog abrupt, als über uns ein lautes Geräusch ertönte. Es war dasselbe Geräusch, das wir vorhin schon gehört hatten, aber dicht in der Nähe, ein lautes, verzweifeltes Kreischen wie das eines gepeinigten Schweins. Jamie fuhr bei dem Geräusch zusammen und wandte sich einer Leiter am anderen Ende des Zimmers zu, die nach oben in einen Speicherraum führte.

»Er ifft da oben«, sagte Mrs. Beardsley - überflüssigerweise, da Jamie die Leiter schon halb erklommen hatte. Das Kreischen erklang erneut, diesmal drängender, und ich beschloss, meine Arzneikiste erst nach näherer Untersuchung zu holen.

Jamies Gesicht erschien an der Spitze der Leiter, als ich sie gerade ergriff.

»Hol ein Licht, Sassenach«, sagte er kurz, und sein Kopf verschwand wieder.

Mrs. Beardsley stand bewegungslos da, die Hände in ihrem Schultertuch vergraben, und machte keinerlei Anstalten, ein Licht zu suchen. Ihre Lippen waren fest aufeinander gepresst, ihre runden Wangen voll roter Flecken. Ich schob mich an ihr vorbei, holte einen Kerzenleuchter vom Regal und kniete mich hin, um ihn an der Feuerstelle zu entzünden, bevor ich nach oben hastete.

»Jamie?« Ich schob meinen Kopf über die Kante des Dachbodens und hielt vorsichtig die Kerze hoch.

»Hier, Sassenach.« Er stand am anderen Ende des Speicherzimmers, dort, wo es am dunkelsten war. Ich stieg über die Spitze der Leiter und bahnte mir vorsichtig den Weg zu ihm hinüber.

Hier war der Gestank noch stärker. Ich sah im Dunkeln etwas aufschimmern und hielt die Kerze vor mich hin, um zu sehen, was es war.

Jamie hielt den Atem an, denn er erschrak genauso wie ich, brachte seine Gefühle aber rasch unter Kontrolle.

»Mr. Beardsley, nehme ich an«, sagte er.

Der Mann war gigantisch - oder er war es gewesen. Sein monströser Bauch erhob sich immer noch wie ein Wal aus dem Schatten, und die Hand, die vor meinem Fuß reglos auf den Dielen lag, hätte problemlos eine Kanonenkugel umschließen können. Doch die Haut des Oberarms hing schlaff, weiß und schwammig herab, und seine massige Brust war in der Mitte eingesunken. Das, was einmal ein Stiernacken gewesen sein musste, war jetzt nur noch Haut und Knochen, und ein einzelnes Auge glänzte hektisch unter verklebten Haarsträhnen auf.

Das Auge weitete sich, und er gab erneut das Geräusch von sich, wobei sein Kopf sich verzweifelt hochkämpfte. Ich spürte, wie Jamie ein Schauer durchlief. Es reichte, um auch mir die Nackenhaare zu Berge stehen zu lassen, doch ich ignorierte das Gefühl und drückte Jamie den Kerzenhalter in die Hand.

»Halt das Licht für mich.«

Ich ließ mich auf die Knie sinken, und zu spät spürte ich die Flüssigkeit, die durch den Stoff meines Rockes drang. Der Mann lag in seinem eigenen Dreck, und das schon seit einiger Zeit; der Boden war dick mit Schleim überzogen und feucht. Beardsley war nackt und nur mit einem Leinenlaken zugedeckt, und als ich es zurückschlug, sah ich vereiterte Wunden zwischen dem verschmierten Unrat.

Es war eindeutig, woran Mr. Beardsley litt; eine Seite seines Gesichtes hing grotesk herunter, das Augenlid war geschlossen, und der Arm und das Bein auf der mir zugewandten Seite lagen schlaff und tot da, die Gelenke knorrig und seltsam verrenkt, nachdem die Muskeln ringsum verfallen waren. Er schnaufte und blökte, und seine Zunge lugte schlabbernd aus seinem Mundwinkel hervor, als er vergeblich, aber dringend zu sprechen versuchte.

»Schscht«, sagte ich zu ihm. »Sagt nichts; jetzt ist alles gut.«

Ich ergriff sein Handgelenk, um seinen Puls zu fühlen; die Haut rutschte lose über die Knochen seines Armes, doch er reagierte nicht mit dem leisesten Zucken auf meine Berührung.

»Ein Schlaganfall«, sagte ich leise zu Jamie. »Eine Apoplexie, würdest du sagen.« Ich legte Beardsley meine Hand auf die Brust, um ihm den Trost einer menschlichen Berührung zuteil werden zu lassen.

»Keine Sorge«, sagte ich zu ihm. »Wir sind hier, um zu helfen.« Ich sprach in beruhigendem Ton, doch noch als ich die Worte sagte, fragte ich mich, was für Hilfe hier wohl möglich war. Nun, zumindest Sauberkeit und Wärme; auf dem Dachboden war es fast so kalt wie draußen, und seine Brust war kühl und zwischen den buschigen Haaren mit Gänsehaut überzogen.

Die Leiter knarrte laut, und als ich mich umdrehte, sah ich die Umrisse von Mrs. Beardsleys Lockenkopf und ihre massigen Schultern vor dem Licht aus der Küche abgemalt.

»Wie lange befindet er sich schon in diesem Zustand?«, fragte ich scharf.

»Vielleicht... einen Monat«, sagte sie nach einer Pause. »Ich konnte ihn nicht fortbewegen«, sagte sie defensiv. »Er ifft zu ffwer.«

Das stimmte eindeutig. Allerdings...

»Warum ist er hier oben?«, wollte Jamie wissen. »Wenn Ihr ihn nicht bewegt habt, wie ist er dann hierher gekommen?« Er wandte sich um und beleuchtete den Dachboden mit seiner Kerze. Es gab hier kaum etwas, das einen Mann interessieren konnte; eine alte Strohmatratze, ein paar verstreute Werkzeuge und alte Haushaltsgegenstände. Das Licht fiel auf Mrs. Beardsleys Gesicht und verwandelte ihre blassblauen Augen in Eis.

»Er war... hinter mir her«, sagte sie schwach.

»Was?« Jamie schritt zur Leiter hinüber, bückte sich, packte sie am Arm und half ihr - sehr gegen ihren Willen, wie es schien -, das restliche Stück bis auf den Dachboden hinaufzusteigen.

»Was meint Ihr damit, hinter Euch her?«, fragte er mit Nachdruck. Sie zog die Schultern hoch, und in ihrem Bündel aus Schultertüchern sah sie so rund und freundlich aus wie eine Keksdose.

»Er hat mich gefflagen«, sagte sie schlicht. »Ich bin auf die Leiter geklettert, um vor ihm zu flüchten, aber er ifft mir gefolgt. Ich habe verffucht, mich hier hinten im Dunklen zu verfftecken, und dann kam er, aber dann... ifft er gefallen. Und... er kam nicht mehr hoch.« Sie zuckte erneut mit den Achseln.

Jamie hielt ihr die Kerze dicht vor das Gesicht. Sie lächelte schwach und nervös, und ihr Blick huschte zwischen mir und Jamie hin und her. Ich sah, dass das Lispeln daher rührte, dass ihre Schneidezähne abgebrochen waren - schräg abgeknickt knapp unterhalb des Zahnfleisches. Eine kleine Narbe zog sich durch ihre Oberlippe, eine andere leuchtete weiß zwischen den Haaren der einen Augenbraue auf.

Ein grauenvolles Geräusch kam von dem Mann auf dem Boden - ein wütendes Kreischen, das sich wie Protest anhörte -, und sie zuckte zusammen und schloss automatisch vor Angst die Augen.

»Mmpfm«, sagte Jamie und ließ den Blick von ihr zu ihrem Ehemann wandern. »Aye. Nun ja. Bringt etwas Wasser herauf, bitte, Ma'am. Außerdem noch eine Kerze und ein paar frische Tücher«, rief er ihr nach, als sie auf die Leiter zueilte, heilfroh, eine Entschuldigung zu haben, um sich zu entfernen.

»Jamie - bring mir das Licht wieder her, ja?«

Er kam und stellte sich neben mich und hielt die Kerze so, dass ihr Licht auf den ruinierten Körper fiel. Er warf Beardsley einen finsteren Blick zu, in dem sich Mitleid und Abneigung vermischten, und schüttelte langsam den Kopf.

»Ein Gottesurteil, meinst du, Sassenach?«

»Ich meine, hier hat nicht nur Gott die Hand im Spiel«, sagte ich mit gesenkter Stimme, um unten in der Küche nicht gehört zu werden. Ich streckte die Hand aus und nahm ihm den Kerzenhalter ab. »Sieh nur.«

Eine Wasserflasche und ein Teller mit hartem, angeschimmeltem Brot standen in der Dunkelheit neben Beardsleys Kopf, und der Boden war mit Krümeln und klebrigen, halb gekauten Brotstückchen bedeckt. Sie hatte ihm zu essen gegeben - gerade genug, um ihn am Leben zu erhalten. Und doch hatte ich beim Durchschreiten des Vorderzimmers Lebensmittel in rauen Mengen gesehen - Schinken, die von der Decke hingen, Fässer mit Trockenfrüchten, Pökelfisch und Sauerkraut.

Dort gab es bündelweise Felle, Krüge mit Öl, haufenweise Wolldecken - und doch lag der Herr all dieser Besitztümer hier im Dunklen, ausgehungert und zitternd unter einem einzigen Leinentuch.

»Warum hat sie ihn nur nicht einfach sterben lassen?«, sagte Jamie leise, den Blick auf das schimmelige Brot gerichtet. Beardsley gurgelte und knurrte bei seinen Worten, sein offenes Auge verdrehte sich heftig, Tränen liefen ihm über das Gesicht und der Rotz kam ihm in Blasen aus der Nase. Er schlug um sich und grunzte, bäumte sich auf vor Frustration und landete mit einem satten Plumps, der die Dielen des Dachbodens erschütterte, wieder auf dem Boden.

»Ich glaube, er kann dich verstehen. Könnt Ihr das?« Diese Frage war an den Kranken gerichtet, der auf eine Weise schluckte und spuckte, aus der klar ersichtlich war, dass er sich zumindest angesprochen fühlte.

»Was das Warum angeht...«

Ich wies auf Beardsleys Beine und fuhr langsam mit der Kerze daran entlang. Einige der Verletzungen waren in der Tat Druckverletzungen, die durch das lange, hilflose Liegen verursacht worden waren. Andere nicht. Auf einem seiner massigen Oberschenkel zeichneten sich parallele Schnitte ab, die eindeutig von einem Messer stammten - schwarz und verklumpt. Das Schienbein war in regelmäßigen Abständen mit einer Reihe von Verletzungen verziert, entzündete, rote, nässende Wunden mit schwarzen Rändern. Brandwunden, dem Vereitern überlassen.

Bei diesem Anblick schnaubte Jamie leise und blickte hinter sich in Richtung der Leiter. Von unten kam das Geräusch einer Tür, die sich öffnete. Ein kalter Luftzug wehte auf den Speicher herauf, und die

Kerzenflamme tanzte wild. Die Tür schloss sich, und die Flamme beruhigte sich.

»Ich glaube, ich kann ihn irgendwie nach unten befördern.« Jamie hielt die Kerze hoch und warf einen abschätzenden Blick auf die Dachbalken. »Vielleicht mit einer Schlinge, wenn ich ein Seil über den Balken da werfe. Darf man ihn bewegen?«

»Ja«, sagte ich, aber meine Aufmerksamkeit war abgelenkt. Als ich mich über die Beine des Kranken beugte, war mir ein Hauch von etwas in die Nase gestiegen, das ich schon sehr, sehr lange nicht mehr gerochen hatte - ein übler, unheilverkündender Gestank.

Er war mir noch nicht oft untergekommen, aber selbst einmal hätte gereicht; der durchdringende Geruch von Gangrän prägt sich unauslöschlich ein. Ich wollte nichts sagen, was Beardsley möglicherweise alarmierte - wenn er uns denn verstehen konnte -, also tätschelte ich ihn stattdessen beruhigend und stand auf, um mir die Kerze von Jamie zu holen und mir die Stelle genauer anzusehen.

Er reichte sie mir und beugte sich dabei dicht an mein Ohr, um mir etwas zuzumurmeln.

»Kannst du irgendetwas für ihn tun, Sassenach?«

»Nein«, sagte ich ebenso leise. »Das heißt, nicht gegen den Schlaganfall. Ich kann die Wunden behandeln und ihm Kräuter gegen das Fieber geben - aber das ist alles.«

Er stand einen Moment still und blickte auf das verstummte Häufchen der Gestalt im Schatten. Dann schüttelte er den Kopf, bekreuzigte sich und stieg rasch die Leiter hinunter, um nach einem Seil zu suchen.

Ich ging langsam zu dem Kranken zurück, der mich mit einem belegten »Hachhh« und dem unruhigen Klopfen seines Beins begrüßte, wie das Alarmsignal eines Karnickels. Ich kniete mich zu seinen Füßen hin und murmelte beruhigende Belanglosigkeiten, während ich mich mit der Kerze näherte, um sie zu untersuchen. Die Zehen. Sämtliche Zehen an seinem abgestorbenen Fuß hatten Verbrennungen; manche hatten nur Brandblasen, manche waren fast bis auf den Knochen verbrannt. Die ersten beiden

Zehen waren völlig schwarz, und die anschließende Oberseite des Fußes war grünlich angelaufen.

Ich war erschüttert - und zwar genauso sehr über die Vorstellung, was zu dieser Tat geführt haben mochte, wie über die Tat an sich. Die Kerze flackerte; meine Hände zitterten, und zwar nicht nur vor Kälte. Ich war nicht nur entsetzt über das, was sich hier abgespielt hatte, sondern auch besorgt über die unmittelbaren Konsequenzen. Was in aller Welt sollten wir nur mit diesen elenden Menschen anfangen?

Wir konnten Beardsley eindeutig nicht mitnehmen - doch genauso eindeutig konnte man ihn nicht hier in der Obhut seiner Frau zurücklassen. Es gab keine Nachbarn in der Nähe, die nach ihm sehen konnten, niemanden sonst auf der Farm, der für seine Sicherheit sorgen konnte. Ich nahm an, dass wir es vielleicht schaffen würden, ihn nach Brownsville zu transportieren; vielleicht gab es ja einen Wagen in der Scheune. Aber selbst wenn - was dann?

Es gab kein Hospital, in dem man sich um ihn kümmern würde. Wenn eins der Häuser in Brownsville ihn aus Mildtätigkeit aufnahm - schön und gut, aber angesichts von Beardsleys Zustand einen Monat nach dem Anfall hielt ich es für unwahrscheinlich, dass sich seine Lähmung oder sein Sprachvermögen großartig verbessern würden. Wer würde ihn aufnehmen, wenn das bedeutete, sich für den Rest seines Lebens Tag und Nacht um ihn zu kümmern.

Der Rest seines Lebens konnte natürlich sehr kurz ausfallen, je nachdem, wie erfolgreich ich mit dem Gangrän zurecht kam. Meine Sorge trat in den Hintergrund, als sich mein Verstand dem unmittelbaren Problem zuwandte. Ich würde eine Amputation vornehmen müssen; es war die einzige Möglichkeit. So lange es nur um die Zehen ging, war das einfach - aber möglicherweise reichten die Zehen nicht. Wenn ich den Fuß ganz oder teilweise abnehmen musste, stieg das Risiko durch Schock oder Infektion.

Konnte er es spüren? Manchmal behielten Schlaganfallpatienten das Gefühl in einer betroffenen Gliedmaße zurück, nicht aber die Bewegungsfähigkeit, manchmal die Bewegungsfähigkeit, aber kein Gefühl

- manchmal keines von beidem. Vorsichtig berührte ich die gangränösen Zehen und behielt dabei sein Gesicht im Auge.

Sein gesundes Auge stand offen und hielt die Balken über ihm fixiert. Er sah mich nicht an und machte kein Geräusch - womit diese Frage beantwortet war. Nein, er konnte den Fuß nicht spüren. Das war in einer Hinsicht eine Erleichterung - wenigstens würde er bei der Amputation keine Schmerzen haben. Außerdem wurde mir klar, dass er auch die Verletzungen nicht gespürt hatte, die seinem Fuß beigebracht worden waren. War ihr das bewusst gewesen? Oder hatte sie seine abgestorbene Seite für ihre Attacken gewählt, weil ihm in der anderen noch etwas Kraft geblieben war und er sich möglicherweise noch hätte verteidigen können?

Ein leises Rascheln ertönte hinter mir. Mrs. Beardsley war zurück. Sie stellte einen Eimer Wasser auf den Boden und legte einen Haufen Lappen dazu, dann stellte sie sich hinter mich und sah schweigend zu, wie ich begann, ihn von der Schmutzschicht zu befreien.

»Könnt Ihr ihn heilen?«, fragte sie. Ihr Tonfall war ruhig, abwesend, so als spräche sie von einem Fremden.

Der Kopf des Patienten kugelte plötzlich herum, so dass sich sein geöffnetes Auge auf mich heftete.

»Ich glaube, ich kann es ihm etwas leichter machen«, sagte ich vorsichtig. Ich wünschte, Jamie käme zurück. Abgesehen davon, dass ich meine Arzneitruhe brauchte, machte mich die Gesellschaft der Beardsleys ziemlich nervös.

Das wurde noch schlimmer, als Mr. Beardsley unkontrolliert eine kleine Menge Urin absonderte. Mrs. Beardsley lachte, und er antwortete mit einem Geräusch, bei dem sich meine Arme mit Gänsehaut überzogen. Ich wischte ihm die Flüssigkeit vom Oberschenkel, fuhr mit meiner Arbeit fort und gab mir alle Mühe, den Zwischenfall zu ignorieren.

»Habt Ihr oder Mr. Beardsley Verwandte in der Nähe?«, fragte ich so beiläufig wie möglich. »Jemanden, der Euch vielleicht zur Hand gehen könnte?« »Niemanden«, sagte sie. »Er hat mich aus meinem Elternhaus in Maryland weggeholt. Und nach hier gebracht.« Sie sprach das »hier« aus,

als handelte es sich um den fünften Kreis der Hölle, und so weit ich das beurteilen konnte, bestanden da tatsächlich gewisse Ähnlichkeiten.

Unten öffnete sich die Tür, und ein willkommener, kalter Luftzug verkündete Jamies Rückkehr. Es polterte, als er meine Kiste auf den Tisch stellte, und ich erhob mich hastig, begierig, ihnen zu entfliehen, und wenn es nur für einige Minuten war.

»Da ist mein Mann mit meinen Arzneien. Ich... äh... gehe eben hinunter und hole sie...« Ich schob mich an Mrs. Beardsleys massiger Gestalt vorbei und floh die Leiter hinunter. Trotz der Kühle des Hauses schwitzte ich.

Jamie stand am Tisch und runzelte die Stirn, während er ein Stück Seil in der Hand hin und her drehte. Er blickte auf, als er mich hörte, und sein Gesicht entspannte sich ein wenig.

»Wie sieht es aus, Sassenach?«, fragte er leise und wies mit einem Ruck seines Kinns zum Dachboden.

»Ziemlich schlimm«, flüsterte ich und trat an seine Seite. »Er hat Gangrän in zwei Zehen; ich muss sie ihm abnehmen. Und sie sagt, sie haben keine Verwandten in der Nähe, die ihnen helfen könnten.«

»Mmpfm.« Seine Lippen verspannten sich, und er widmete seine Aufmerksamkeit der Schlinge, die er zu improvisieren begonnen hatte.

Ich griff nach meiner Medizintruhe, um nach meinen Instrumenten zu sehen, hielt aber inne, als ich Jamies Pistolen daneben auf dem Tisch liegen sah, dazu sein Pulverhorn und die Patronendose. Ich berührte seinen Arm und wies darauf, während meine Lippen lautlos das Wort »Was?« formten.

Die Falte zwischen seinen Augenbrauen vertiefte sich, doch bevor er antworten konnte, kam oben vom Speicher ein fürchterlicher Lärm, ein lautes Trampeln und Hämmern, begleitet von einem Gurgelgeräusch, das an einen Elefanten erinnerte, der in einem Schlammloch ertrank.

Jamie ließ das Seil fallen und raste auf die Leiter zu; ich folgte ihm dicht auf den Fersen. Er schrie auf, als sein Kopf die Spitze der Leiter erreichte, und dann machte er einen Satz nach vorn. Als ich hinter ihm auf

den Dachboden kletterte, sah ich ihn im Dunklen mit Mrs. Beardsley ringen.

Sie rammte ihm ihren Ellbogen ins Gesicht und traf seine Nase. Dies raubte ihm jede Hemmung, die er empfunden haben mochte, Hand an eine Frau zu legen, und er riss sie zu sich herum und versetzte ihr einen kurzen, scharfen Kinnhaken, der ihre Kiefer klappern ließ. Sie schwankte, und ihr Blick wurde glasig. Ich schoss nach vorn, um die Kerze zu retten, während sie zu einem Puff aus Röcken und Unterröcken zusammensackte.

»Gottverdabbtes Weibsbild.« Jamies Stimme war gedämpft, denn er hatte sich den Ärmel vor das Gesicht gepresst, um die Blutung aus seiner Nase zu stillen, aber die Aufrichtigkeit in seinem Ton war nicht zu verkennen.

Mr. Beardsley zuckte keuchend und gurgelnd wie ein Fisch auf dem Trockenen. Ich hielt die Kerze hoch und sah, dass er sich mit der einen Hand an den Hals schlug. Ein Leinentuch war zu einem Seil verdreht und um seinen Hals geschlungen, und sein Gesicht war schwarz, sein Auge quoll hervor. Ich griff rasch nach dem Tuch und löste es, ein Schwall fauliger Luft kam mir entgegen, und er atmete wieder.

»Wenn sie etwas schneller gewesen wäre, hätte sie ihn gehabt.« Jamie ließ seinen blutverschmierten Arm sinken und fasste sich vorsichtig an die Nase. »Hibbel, ich glaube, sie hat bir die Dase gebroched.«

»Warum? Warum habt Ihr mich aufgehalten?« Mrs. Beardsley war bei Bewusstsein, wenn sie auch schwankte und glasig dreinblickte. »Er ffollte ffterben, ich will, daff er fftirbt, er muff ffterben.«

»*A nighean na galladh,* Ihr hättet ihn doch während des ganzen letzten Monats jederzeit nach Lust und Laune umbringen können, wenn Ihr Euch seinen Tod wünscht«, sagte Jamie ungeduldig. »Warum in Gottes Namen habt Ihr gewartet, bis Ihr Zeugen hattet?«

Sie sah zu ihm auf, und ihr Blick war plötzlich scharf und klar.

»Ich wollte nicht, dass er tot ist«, sagte sie. »Ich wollte, dass er *krepiert.«* Sie lächelte, und ich sah die Stummel ihrer abgebrochenen Zähne. »Langsam.«

»Oh, Himmel«, sagte ich und wischte mir mit der Hand über das Gesicht. Es war erst später Vormittag, aber ich fühlte mich, als sei der Tag schon mehrere Wochen alt. »Es ist meine Schuld. Ich habe ihr gesagt, dass ich ihm vielleicht helfen kann; sie hat gedacht, ich würde ihn retten, ihn vielleicht sogar ganz heilen.« Der Fluch meines Rufes als Wunderheilerin! Ich hätte ja gelacht, wenn ich in der Stimmung für Ironie gewesen wäre.

Ein scharfer, frischer Gestank durchzog die Luft, und Mrs. Beardsley ging mit einem Schrei der Entrüstung auf ihren Mann los.

»Dreckige Befftie!« Sie sank auf die Knie, nahm ein hartes Brötchen von dem Teller und warf es nach ihm. Es prallte an seinem Kopf ab. »Dreckige, fftinkende, verdorbene, hinterlifftige...« Jamie zog sie an den Haaren hoch, als sie sich auf den Körper des Liegenden stürzte, packte ihren Arm und riss sie zurück. Sie schluchzte und fluchte kreischend.

»Teufel noch einmal«, übertönte er das Getöse. »Gib mir das Seil, Sassenach, bevor ich sie noch beide selbst umbringe.«

Mr. Beardsley vom Dachboden hinunterzubefördern, war so anstrengend, dass Jamie und ich danach durchgeschwitzt und mit stinkendem Schmutz bedeckt waren und weiche Knie hatten. Mrs. Beardsley saß wortlos und böswillig wie eine Kröte auf einem Hocker in der Ecke und machte keinerlei Anstalten zu helfen.

Sie schnappte entrüstet nach Luft, als wir den massigen, schlaffen Körper auf den sauberen Tisch legten, aber Jamie sah sie funkelnd an, und sie sank auf ihren Hocker zurück, den Mund zu einer dünnen, geraden Linie verklemmt.

Jamie wischte sich mit seinem blutbefleckten Ärmel über die Stirn und schüttelte den Kopf, als er Beardsley ansah. Ich konnte ihm das nicht verübeln; selbst gewaschen, warm zugedeckt und mit ein wenig warmem Essen gefüttert, war der Mann in einem furchtbaren Zustand. Ich untersuchte ihn erneut sorgfältig im Licht des Fensters. Die Diagnose seiner Zehen war eindeutig; der Gangrängestank war deutlich, und die grünliche Färbung zog sich über die ganze Außenkante seines Fußrückens.

Ich würde mehr als nur die Zehen abnehmen müssen - ich runzelte die Stirn und tastete die verwesende Fläche langsam ab. Dabei fragte ich

mich, ob es besser wäre, eine Teilamputation zwischen den Mittelfußknochen zu versuchen oder den Fuß einfach am Knöchel abzunehmen. Die bewahrende Teilamputation hatte in diesem Fall eigentlich keinen Sinn; es war klar, dass Beardsley nie wieder laufen würde.

Ich kaute skeptisch auf meiner Unterlippe. Was das anging, so war die ganze Operation möglicherweise zwecklos; er wurde von Fieberschüben verzehrt, und aus den Wunden an seinen Beinen und Pobacken lief der Eiter. Wie groß mochte seine Chance sein, sich von der Amputation zu erholen, ohne an einer Infektion zu sterben?

Ich hatte nicht gehört, wie Mrs. Beardsley hinter mich trat; für eine so schwere Frau bewegte sie sich bemerkenswert leise.

»Was habt ihr vor?«, fragte sie, und ihre Stimme klang neutral und unbeteiligt.

»Die Zehen Eures Mannes sind gangränös«, sagte ich. Zwecklos, Beardsley jetzt nicht mehr in Alarm versetzen zu wollen. »Ich muss seinen Fuß amputieren.« Es gab wirklich keine andere Wahl, obwohl mir bei der Vorstellung, die nächsten Tage - oder Wochen - hier zu verbringen und Beardsley zu pflegen, beklommen zumute wurde. Ich konnte ihn ja wohl kaum in den liebenden Händen seiner Frau zurücklassen!

Sie umkreiste langsam den Tisch und kam bei seinen Füßen zum Stehen. Ihr Gesicht war ausdruckslos, doch ein winziges Lächeln erschien in ihren Mundwinkeln, verlosch und leuchtete wieder auf, als hätte es ein Eigenleben. Sie warf einen langen Blick auf die geschwärzten Zehen, dann schüttelte sie den Kopf.

»Nein«, sagte sie leise. »Lafft ihn verrotten.«

Immerhin beantwortete sich jetzt die Frage, ob Beardsley uns verstand; sein offenes Auge quoll hervor, er gab ein wütendes Kreischen von sich und hieb um sich, um sie zu fassen zu bekommen, so dass er gefährlich dicht daran war, bei seinen Bemühungen vom Tisch zu fallen. Jamie packte ihn und drückte und hievte mit aller Kraft, um die füllige Masse auf dem Tisch zu halten. Als Beardsley schließlich keuchend und

jammernd nachgab, richtete sich Jamie nicht minder keuchend auf und sah Mrs. Beardsley mit einem Ausdruck extremer Abneigung an.

Sie zuckte mit den Schultern und zog ihr Schultertuch fest zusammen, wich aber weder zurück noch wandte sie den Blick ab. Sie hob trotzig das Kinn.

»Ich bin seine Frau«, sagte sie. »Ich werde nicht zulassen, dass Ihr ihn ffneidet. Es bringt sein Leben in Gefahr.«

»Es ist der sichere Tod, wenn ich es nicht tue«, sagte ich knapp. »Und ein schrecklicher Tod. Ihr -« Ich bekam den Satz nicht zu Ende; Jamie legte mir die Hand auf die Schulter und drückte fest zu.

»Bring sie hinaus, Claire«, sagte er leise.

»Aber -«

»Hinaus.« Seine Hand verstärkte ihren Griff auf meiner Schulter so, dass es fast schmerzte. »Komm erst zurück, wenn ich dich rufe.«

Seine Miene war grimmig, aber es war etwas in seinen Augen, bei dem mir angst und bange wurde. Ich blickte zur Anrichte, wo seine Pistolen neben meiner Medizintruhe lagen, dann wieder in sein Gesicht, entsetzt.

»Das kannst du doch nicht tun«, sagte ich.

Er sah Beardsley trostlos an.

»Einen Hund würde ich in so einem Fall töten, ohne eine Sekunde zu überlegen«, sagte er leise. »Soll ich für ihn weniger tun?«

»Er ist aber kein Hund!«

»Nein, das ist er nicht.« Er ließ die Hand von meiner Schulter sinken und umrundete den Tisch, bis er an Beardsleys Seite stand.

»Wenn Ihr mich versteht, Mann - schließt das Auge«, sagte er leise. Es folgte ein kurzes Schweigen, und Beardsleys blutunterlaufenes Auge richtete sich auf Jamie - unleugbar vernunftbegabt. Das Lid senkte sich langsam, dann hob es sich wieder.

Jamie wandte sich zu mir um.

»Geht«, sagte er. »Lasst ihn entscheiden. Ob - oder ob nicht - ich werde dich rufen.«

Meine Knie zitterten, und ich ballte die Hände in den Falten meines Rockes.

»Nein«, sagte ich. Ich sah Beardsley an, dann schluckte ich und schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte ich erneut. »Wenn - wenn du... du musst einen Zeugen haben.«

Er zögerte einen Augenblick, doch dann nickte er.

»Aye, du hast Recht.« Er sah Mrs. Beardsley an. Sie stand stocksteif da, die Hände unter ihrer Schürze verschränkt, und ihre Augen huschten von mir zu Jamie zu ihrem Mann und wieder zurück. Jamie schüttelte kurz den Kopf, dann wandte er sich wieder an den vom Schlag getroffenen Mann und richtete sich auf.

»Schließt das Auge einmal für ja, zweimal für nein«, sagte er. »Versteht Ihr?«

Das Augenlid senkte sich ohne Zögern.

»Dann hört mir zu.« Jamie holte tief Luft und begann mit flacher, emotionsloser Stimme zu sprechen, und seine Augen wichen nicht von dem zerstörten Gesicht und dem brennenden Blick des offenen Auges.

»Ihr wisst, was mit Euch geschehen ist?«

Blink.

»Ihr wisst, dass meine Frau Ärztin ist, eine Heilerin?«

Das Auge rollte in meine Richtung, dann wieder zu Jamie. Blink.

»Sie sagt, Ihr habt eine Apoplexie erlitten, und dass der Schaden nicht zu heilen ist. Versteht Ihr?«

Aus dem verzerrten Mund kam ein pustendes Geräusch. Das war keine Neuigkeit. Blink.

»Euer Fuß ist vereitert. Wenn er nicht amputiert wird, werdet Ihr verwesen und sterben. Versteht Ihr?«

Keine Antwort. Die Nasenlöcher blähten sich plötzlich, feucht, suchend; dann atmete er schnaubend aus. Vielleicht hatte er die Verwesung gerochen, aber nicht mit Sicherheit gewusst, dass sie von seinem eigenen Körper kam. Nicht bis jetzt. Langsames Blinken.

Die leise Litanei ging weiter, Feststellungen und Fragen, jede eine Schaufel voll Erde, die einem sich vertiefenden Grab entnommen wurde. Jede endete mit den unausweichlichen Worten: »Versteht Ihr?«

Meine Hände und Füße und mein Gesicht waren taub. Das seltsame Gefühl, dass der Raum eine Zuflucht war, hatte sich geändert; er fühlte sich zwar an wie eine Kirche, aber nicht länger wie eine Zuflucht. Jetzt war er ein Raum, in dem ein Ritual statt fand, das auf ein ernstes, vorbestimmtes Ende zuführte.

Und es war vorbestimmt, das war mir klar. Beardsley hatte seine Entscheidung schon lange getroffen - vielleicht sogar schon vor unserem Eintreffen. Er hatte schließlich einen Monat in diesem Fegefeuer verbracht, kalt und dunkel in der Schwebe zwischen Himmel und Erde - Zeit zum Nachdenken, sich mit seinen Aussichten abzufinden und seinen Frieden mit seinem Tod zu schließen.

Verstand er das?

O ja, sehr gut.

Jamie stand über den Tisch gebeugt, eine Hand auf Beardsleys Arm, ein Priester in fleckigem Leinen, der Absolution und Erlösung anbot. Mrs. Beardsley stand erstarrt in dem Licht, das zum Fester hereinfiel, ein unerschütterlicher Engel der Verdammnis.

Die Feststellungen und Fragen kamen zu ihrem Ende.

»Wollt Ihr, dass meine Frau Euch den Fuß abnimmt und Eure Wunden versorgt?«

Einmaliges Blinken, dann zweimal, übertrieben, ganz bewusst.

Jamies Atem war gut hörbar, und die Enge in seiner Brust verwandelte jedes Wort in einen Seufzer.

»Möchtet Ihr, dass ich Euch das Leben nehme?«

Obwohl die eine Hälfte seines Gesichtes eingefallen und leblos war, war noch genug von Beardsley übrig, um einen Ausdruck zu zeigen. Der benutzbare Winkel seines Mundes zog sich zu einem zynischen Grinsen hoch. »*Das, was noch davon übrig ist*«, sagte sein Schweigen. Das Augenlid senkte sich - und blieb geschlossen.

Auch Jamie schloss die Augen. Ein kleiner Schauer überlief ihn. Dann schüttelte er sich kurz wie ein Mensch, der kaltes Wasser abschüttelt, und wandte sich der Anrichte zu, wo seine Pistolen lagen.

Ich trat schnell an seine Seite und legte ihm die Hand auf den Arm. Er sah mich nicht an, sondern hielt den Blick auf die Pistole gerichtet, die er jetzt lud. Sein Gesicht war weiß, aber seine Hände waren ruhig.

»Geh«, sagte er. »Bring sie hinaus.«

Ich sah mich nach Beardsley um, aber er war nicht länger mein Patient; sein Körper war meiner Heilkunst und meinem Trost entzogen. Ich trat zu der Frau, nahm ihren Arm und drehte sie zur Tür. Sie folgte mir mit mechanischen Schritten und blieb nicht stehen, um sich umzusehen.

Im Freien kam mir alles unwirklich vor, und ich konnte nicht glauben, wie normal der von der Sonne beschienene Hof wirkte. Mrs. Beardsley befreite sich aus meinem Griff und hielt schnellen Schrittes auf die Scheune zu. Sie warf einen Blick zurück zum Haus, dann rannte sie los und verschwand durch das offene Scheunentor, als seien böse Geister hinter ihr her.

Ich bemerkte ihre Panik und wäre ihr fast nachgelaufen. Doch ich tat es nicht; ich blieb am Rand des Hofes stehen und wartete. Ich konnte spüren, wie mein Herzschlag langsam in meinen Ohren hämmerte. Auch das kam mir unwirklich vor.

Schließlich erklang der Schuss, ein kurzes, flaches Geräusch, unbedeutend inmitten des leisen Blökens der Ziegen, das aus der Scheune kam, und des Raschelns der Hühner, die neben mir auf dem Boden scharrten. Kopf, fragte ich mich plötzlich, oder Herz? Ich erschauerte.

Die Mittagsstunde war lange vorbei; die kalte, stille Luft des Morgens hatte sich erhoben, und ein kalter Wind fuhr über den Hof und wirbelte

Staub und Heubüschel auf. Ich wartete. Er hatte sicher inne gehalten, dachte ich, um ein kurzes Gebet für Beardsleys Seele zu sprechen. Eine Minute verging, zwei, dann öffnete sich die Hintertür. Jamie kam heraus, ging ein paar Schritte, bückte sich und übergab sich.

Ich setzte mich in Bewegung, für den Fall, dass er mich brauchte, doch nein. Er richtete sich auf und wischte sich den Mund ab, dann drehte er sich um und ging über den Hof von mir fort und auf den Wald zu.

Ich fühlte mich plötzlich überflüssig und ganz merkwürdig beleidigt. Noch vor kurzem war ich ganz bei der Arbeit gewesen, vertieft in die Ausübung der Heilkunst. Verbunden mit Haut, mit Körper und Geist; meine Aufmerksamkeit auf die Symptome gerichtet, auf Puls und Atem, die Lebenszeichen. Beardsley war mir alles andere als sympathisch gewesen, und doch hatte ich mich mit Leib und Seele in den Kampf um sein Leben gestürzt, um die Linderung seines Leidens. Ich konnte immer noch das seltsame Gefühl seiner schlaffen, warmen Haut unter meinen Händen spüren.

Jetzt war mein Patient plötzlich tot, und ich fühlte mich, als hätte man mir ein kleines Stück meines Körpers amputiert. Wahrscheinlich stand ich leicht unter Schock.

Ich blickte zum Haus, und mein ursprüngliches Gefühl der Vorsicht wich jetzt der Abneigung - und etwas noch tiefer Gehendem. Die Leiche musste natürlich gewaschen und ordentlich aufgebahrt werden. Ich hatte so etwas schon öfter getan - ohne große Hemmungen, aber auch nicht begeistert -, und doch stellte ich jetzt fest, dass es mir extrem widerstrebte, in das Haus zurückzugehen.

Ich hatte schon öfter Menschen gewaltsam sterben sehen - oft auf sehr viel unappetitlichere Weise, als es hier der Fall gewesen sein musste. Tot war tot. Ob der Tod als Übergang kam, als Abschied oder in manchen Fällen als inbrünstig herbeigesehnte Erlösung... Jamie hatte Beardsley ganz plötzlich aus dem Gefängnis seines vom Schlag getroffenen Körpers befreit; weilte sein Geist womöglich noch im Haus, weil er seine Freiheit noch nicht realisiert hatte?

»Du führst dich ganz schön abergläubisch auf, Beauchamp«, sagte ich streng zu mir selbst. »Hör sofort auf damit.« Und doch trat ich keinen Schritt näher auf das Haus zu, sondern verharrte nervös auf der Stelle wie eine unentschlossene Hummel.

Beardsley mochte meiner Hilfe entzogen sein, und Jamie mochte ihrer nicht bedürfen, doch es gab immer noch jemanden, der sie vielleicht benötigte. Ich kehrte dem Haus den Rücken und ging auf die Scheune zu.

Sie war nicht mehr als ein großer, offener Schuppen mit einem Heuboden, duftend, dunkel und voller Heu und beweglicher Schatten. Ich blieb im Tor stehen, bis sich meine Augen umgewöhnt hatten. In einer Ecke befand sich eine Box, aber kein Pferd. Ein klapperiger Zaun mit einem Melkstand bildete in der anderen Ecke den Ziegenstall; darin hockte sie auf einem Haufen frischen Strohs. Ein halbes Dutzend Ziegen drängten sich schubsend um sie und knabberten an den Fransen ihres Schultertuches. Sie war kaum mehr als eine zusammengekauerte Gestalt, aber ich fing das kurze Aufleuchten ihrer argwöhnischen Augen in der Dunkelheit auf.

»Ifft ef vorbei?« Die Frage kam leise, kaum hörbar inmitten der leisen Grunz- und Blöklaute.

»Ja.« Ich zögerte, aber sie schien meine Unterstützung nicht zu brauchen; ich konnte jetzt besser sehen - sie hatte ein kleines Zicklein zusammengerollt auf dem Schoß, und ihre Finger streichelten den kleinen, seidigen Kopf. »Kommt Ihr zurecht, Mrs. Beardsley?«

Schweigen, dann zuckte die füllige Gestalt mit den Achseln, und als sie die Schultern wieder sinken ließ, schien ein Teil ihrer Anspannung von ihr zu weichen.

»Ich weiß nicht recht«, sagte sie leise. Ich wartete, aber sie bewegte sich weder noch sprach sie weiter. Die friedliche Gesellschaft der Ziegen war wahrscheinlich mindestens so gut zu ihrem Trost geeignet wie die meine, daher wandte ich mich ab und ließ sie allein. Ich beneidete sie sehr um den warmen Schutz der Scheune und um ihre unbeschwerten Begleiter.

Wir hatten die Pferde auf dem Hof zurückgelassen, gesattelt und an einem Erlenschössling angebunden. Jamie hatte ihnen die Sattelgurte

gelockert und die Satteltaschen abgenommen, als er meine Arzneitruhe holte, sich aber nicht die Zeit genommen, sie abzusatteln. Das tat ich jetzt; es war klar, dass noch einige Zeit vergehen würde, bis wir aufbrechen konnten. Ich nahm ihnen auch das Zaumzeug ab und fesselte ihnen die Beine, um sie grasen zu lassen, denn am Rand des Kiefernwaldes wuchs auch jetzt noch dichtes, winterbraunes Gras.

An der Westseite des Hauses befand sich ein ausgehöhlter Baumstamm, der mit Sicherheit als Pferdetränke gedacht war, jetzt aber leer war. Dankbar für den Aufschub, den die Aufgabe mir gewährte, holte ich Wasser aus dem Brunnen empor und goss einen Eimer nach dem anderen in den Trog.

Dann wischte ich mir die nassen Hände an meinem Rock ab und sah mich nach weiteren, sinnvollen Beschäftigungen um, doch es gab keine. Also blieb mir keine Wahl. Ich riss mich zusammen, füllte den Eimer erneut mit Wasser, warf den ausgehöhlten Trinkkürbis hinein, der am Brunnenrand stand, und trug ihn zum Haus zurück. Ich konzentrierte mich mit aller Macht darauf, nichts zu verschütten, um nicht über das nachzudenken, was mich im Inneren des Hauses erwartete.

Als ich aufblickte, stellte ich erschrocken fest, dass die Hintertür offenstand. War Jamie im Haus? Oder Mrs. Beardsley?

Aus sicherem Abstand reckte ich den Hals, um einen Blick in die Küche zu werfen, doch als ich mich näher heran schlich, hörte ich das regelmäßige Schaben eines Spatens, der Erde aushob. Ich ging um die hintere Hausecke und stieß dort auf Jamie, der neben einer Bergesche, die ein kleines Stück vom Haus entfernt allein auf dem Hof stand, eine Grube aushob. Er war in Hemdsärmeln, und der Wind blies ihm das fleckige, weiße Leinen um den Körper und wehte ihm das zerzauste, rote Haar ins Gesicht.

Er strich es mit dem Handgelenk zurück, und ich sah leicht erschrocken, dass er weinte - lautlos und irgendwie brutal, und dabei attackierte er den Boden wie einen Feind. Er erblickte mich aus dem Augenwinkel und hielt inne. Er wischte sich rasch mit seinem blutverschmierten Hemdsärmel durch das Gesicht, als wollte er sich den Schweiß von der Stirn wischen.

Er atmete heiser und so laut, dass es noch aus einigem Abstand zu hören war. Ich trat schweigend zu ihm und bot ihm den Kürbisbecher voll Wasser an, zusammen mit einem sauberen Taschentuch. Er wich meinem Blick aus, trank aber, hustete, trank erneut, gab mir den Becher zurück und putzte sich vorsichtig die Nase. Sie war zwar geschwollen, blutete aber nicht mehr.

»Wir schlafen aber heute Nacht nicht hier, oder?«, fragte ich zaghaft und setzte mich auf den Hackklotz, der unter der Esche stand.

Er schüttelte den Kopf.

»Himmel, nein«, sagte er heiser. Sein Gesicht war fleckig und seine Augen blutunterlaufen, aber er hatte sich fest im Griff. »Wir beerdigen ihn anständig, und dann gehen wir. Es macht mir nichts aus, noch einmal in der Kälte im Wald zu schlafen - aber nicht hier.« Ich pflichtete ihm von ganzem Herzen bei, aber es gab noch etwas zu bedenken.

»Und... sie?«, fragte ich vorsichtig. »Ist sie im Haus? Die Hintertür steht offen.«

Er brummte und stieß die Schaufel in den Boden.

»Nein, das war ich. Ich hatte vorhin beim Hinausgehen vergessen, sie offen zu lassen - um die Seele ziehen zu lassen«, erklärte er, als er meine hochgezogene Augenbraue sah.

Es war die vollkommene Sachlichkeit, mit der er mir diese Erklärung gab, und nicht so sehr die Tatsache, dass sie ein Echo meines eigenen Gedankens von vorhin war, die mir die Nackenhaare zu Berge stehen ließ.

»Verstehe«, sagte ich schwach.

Jamie grub eine Weile regelmäßig vor sich hin, und seine Schaufel bohrte sich tief in den Boden. Er bestand hier aus lehmiger Erde und verrottetem Laub; das Graben war nicht anstrengend. Schließlich sagte er, ohne in seinem Schwung inne zu halten: »Brianna hat mir eine Geschichte erzählt, die sie einmal gelesen hat. Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, aber es ging um einen Mord. Nur, dass der Ermordete ein Bösewicht war, der jemanden zu der Tat getrieben hatte. Und als am Ende

der Erzähler gefragt wurde, was zu tun sei, sagte er, >Lasst Gottes Gerechtigkeit walten.‹«

Ich nickte. Ich war ganz dieser Meinung, obwohl ich es ein wenig hart für die Person fand, von der verlangt wurde, dass sie als Instrument dieser Gerechtigkeit fungierte.

»Meinst du, das ist es in diesem Fall gewesen? Gerechtigkeit?«

Er schüttelte den Kopf; nicht als Verneinung, sondern aus Unsicherheit, und grub dann weiter. Ich sah ihm eine Weile dabei zu und ließ mich von seiner Nähe und dem hypnotischen Rhythmus seiner Bewegungen trösten. Nach einiger Zeit raffte ich mich jedoch auf und stählte mich für die Aufgabe, die mich erwartete.

»Ich denke, ich gehe wohl besser und mache die Leiche zurecht und räume auf dem Speicher auf«, sagte ich widerstrebend und zog meine Füße unter mich, um mich zu erheben. »Wir können die arme Frau nicht mit einem solchen Schlamassel allein lassen, ganz gleich, was sie getan hat.«

»Nein, warte, Sassenach«, sagte Jamie und hielt mit dem Graben inne. Er warf einen etwas argwöhnischen Blick auf das Haus. »Ich gehe gleich mit dir hinein. Aber zuerst -« Er wies mit dem Kopf zum Waldrand. »Meinst du, du kannst ein paar Steine für den Grabhügel holen?«

Ein Grabhügel? Das überraschte mich nun doch sehr; es schien mir eine unnötige Mühe für den verstorbenen Mr. Beardsley zu sein. Dennoch, es gab zweifellos Wölfe im Wald; ich hatte vor zwei Tagen ihren Kot auf dem Pfad gesehen. Außerdem kam mir der Gedanke, dass Jamie mir damit eine ehrenvolle Entschuldigung lieferte, um das Betreten des Hauses aufzuschieben - und in diesem Fall schien mir das Steineschleppen eine ausgesprochen attraktive Alternative zu sein.

Glücklicherweise herrschte kein Mangel an geeigneten Steinen. Ich holte die schwere Leinenschürze, die ich bei Operationen trug, aus meiner Satteltasche, und begann, hin und her zu pendeln wie eine Ameise, die mühselig Krümel sammelt. Nachdem ich etwa eine halbe Stunde damit zugebracht hatte, war mir der Gedanke, das Haus zu betreten, schon sehr viel weniger unangenehm. Jamie grub immer noch unverwandt weiter, also fuhr auch ich fort.

Schließlich hielt ich keuchend inne und lud eine weitere Schürzenladung neben dem tiefer werdenden Grab auf dem Boden ab. Die Schatten fielen lang über den Hof, und die Luft war so kalt, dass meine Finger taub geworden waren - was angesichts der diversen Kratzer und Schrammen auch gut so war.

»Du siehst fürchterlich aus«, bemerkte ich und schob mir selbst die zerzausten Haare aus dem Gesicht. »Ist Mrs. Beardsley inzwischen zum Vorschein gekommen?«

Er schüttelte den Kopf, brauchte aber ein paar Sekunden, um wieder zu Atem zu kommen, bevor er antwortete.

»Nein«, sagte er so heiser, dass ich ihn kaum hören konnte. »Sie ist immer noch bei den Ziegen. Wenigstens ist es dort warm.«

Ich betrachtete ihn beklommen. Ein Grab zu schaufeln, ist harte Arbeit; das Hemd klebte ihm am Körper, trotz des kalten Tages schweißdurchtränkt, und sein Gesicht war vor Anstrengung rot angelaufen. Doch seine Finger waren weiß und genauso steif wie meine; es kostete ihn sichtlich Anstrengung, sie vom Griff der Schaufel zu lösen.

»Das ist doch bestimmt tief genug«, sagte ich und überblickte sein Werk. Ich selbst hätte mich mit einer flachen Mulde in der Erde begnügt, aber Schlamperei lag Jamie nicht. »Hör auf, Jamie, und zieh dir sofort ein anderes Hemd an. Du bist nass zum Auswringen; du wirst dich fürchterlich verkühlen.«

Er machte sich nicht die Mühe, mir zu widersprechen, sondern ergriff den Spaten und glättete sorgsam die Ecken des Loches und formte die Kanten so, dass sie nicht zu bröckeln begannen.

Unter den Kiefern wurde der Schatten jetzt undurchdringlich, und die Hühner hatten sich zum Schlafen begeben, Federbälle, die wie braune Mistelknäuel in den Bäumen hockten. Auch die Vögel im Wald waren verstummt, und der Schatten des Hauses fiel lang und kalt über das frische Grab. Ich schlang die Arme um mich selbst und erschauerte, weil es so still war.

Jamie warf die Schaufel mit einem dumpfen Geräusch auf den Boden, und ich schrak auf. Er kletterte aus dem Loch und blieb eine Minute mit geschlossenen Augen stehen. Er schwankte vor Erschöpfung. Dann öffnete er die Augen und lächelte mir müde zu.

»Dann lass es uns zu Ende bringen«, sagte er.

Ob es die offene Tür tatsächlich dem Geist des Verstorbenen ermöglicht hatte zu entfleuchen oder ob es nur daran lag, dass Jamie bei mir war - jedenfalls zögerte ich jetzt nicht mehr, das Haus zu betreten. Das Feuer war ausgegangen, und in der Küche war es kalt und düster, doch ich hatte nicht das Gefühl, dass sich etwas Böses darin aufhielt. Sie war einfach nur leer.

Mr. Beardsleys sterbliche Überreste ruhten friedlich unter einer der Decken aus seinem Warenlager, stumm und ruhig. Und ebenfalls leer.

Mrs. Beardsley hatte sich geweigert, uns bei den Formalitäten zu helfen - oder das Haus auch nur zu betreten, solange sich die Leiche ihres Mannes noch darin befand -, also fegte ich den Herd und entzündete ein neues Feuer, das sich widerstrebend zum Brennen überreden ließ, während sich Jamie um den Schmutz auf dem Speicher kümmerte. Als er wieder herunterkam, hatte ich mich an meine Hauptaufgabe gemacht.

Jetzt, wo er tot war, sah Beardsley sehr viel weniger grotesk aus als im Leben; die verzerrten Gliedmaßen waren entspannt, und er sah nicht mehr so aus, als führte er einen panischen Kampf. Jamie hatte ihm ein Leinenhandtuch über den Kopf gelegt, doch als ich einen Blick darunter warf, konnte ich sehen, dass sich nichts Schleimiges oder Unappetitliches darunter verbarg; Jamie hatte ihn sauber durch das blinde Auge erschossen, und die Kugel hatte den Schädel nicht zersprengt. Das gesunde Auge war jetzt geschlossen, die geschwärzte Wunde starrte mich offen an. Ich legte ihm das Tuch sanft wieder über das Gesicht, dessen Symmetrie im Tod wieder hergestellt war.

Jamie kam die Leiter herunter, stellte sich leise hinter mich und berührte kurz meine Schulter.

»Geh dich waschen«, sagte ich und wies hinter mich auf den kleinen Wasserkessel, den ich zum Erhitzen über das Feuer gehängt hatte. »Ich komme hier schon zurecht.«

Er nickte, zog sein nasses, schmutziges Hemd aus und warf es ins Feuer. Ich lauschte den leisen, vertrauten Geräuschen, die er beim Waschen machte. Dann und wann hustete er, aber das Atmen schien ihm hier weniger Schwierigkeiten zu bereiten als draußen in der Kälte.

»Ich wusste nicht, dass es so sein kann«, sagte er hinter mir. »Ich dachte, ein Schlaganfall bringt einen Mann auf der Stelle um.«

»Manchmal«, sagte ich ein wenig geistesabwesend, stirnrunzelnd auf meine Arbeit konzentriert. »Es ist sogar meistens so.«

»Aye? Ich bin nie auf den Gedanken gekommen, Dougal oder Rupert zu fragen. Oder Jenny. Ob mein Vater...« Der Satz brach abrupt ab, als hätte er ihn verschluckt.

Ah. Die Erkenntnis traf schlagartig meinen Solar Plexus. Das war es also. Ich hatte nicht mehr daran gedacht, aber er hatte es mir vor Jahren erzählt, kurz nach unserer Hochzeit. Sein Vater hatte mit angesehen, wie man ihn in Fort William auspeitschte, und hatte kurz danach einen tödlichen Schlaganfall erlitten. Jamie war verletzt und krank aus dem Fort befreit worden und ins Exil gegangen. Er hatte erst Wochen später vom Tod seines Vaters erfahren - hatte keine Chance gehabt, Abschied zu nehmen, hatte seinen Vater weder begraben noch seinem Grab seinen Respekt zollen können.

»Jenny müsste es doch gewusst haben«, sagte ich sanft. »Sie hätte es dir gesagt, wenn...« Wenn Brian Fraser einen solch langgezogenen Tod der Würdelosigkeit gestorben war, ein Schatten seiner selbst, machtlos vor den Augen der Familie, die zu schützen er bemüht gewesen war?

Hätte sie das? Wenn sie ihren Vater in Inkontinenz und Hilflosigkeit gepflegt hätte? Wenn sie tage- oder wochenlang gewartet hätte, plötzlich des Vaters und des Bruders beraubt, allein gelassen, dem Tod ins Auge zu schauen, der Sekunde um endlose Sekunde näher kam... und doch war Jenny Fraser eine sehr starke Frau, die ihren Bruder über alles liebte.

Vielleicht hätte sie versucht, ihn zu schützen - vor der Schuld und auch vor dem Wissen.

Ich drehte mich zu ihm um. Er war jetzt halb nackt, aber sauber, und hatte ein frisches Hemd aus der Satteltasche in den Händen. Sein Blick war auf mich gerichtet, aber ich sah, wie seine Augen an mir vorbeihuschten, um sich voll verstörter Faszination an die Leiche zu heften.

»Sie hätte es dir gesagt«, wiederholte ich und bemühte mich, meiner Stimme einen überzeugten Tonfall zu verleihen.

Jamie holte tief und schmerzhaft Luft.

»Vielleicht.«

»Doch«, sagte ich mit mehr Bestimmtheit.

Er nickte, holte noch einmal Luft und atmete weniger beschwerlich aus. Mir wurde klar, dass Beardsleys Tod nicht nur in diesem Haus herumspukte. Doch den Schlüssel zu der einzigen Tür, die man für Jamie öffnen konnte, hatte Jenny in der Hand.

Ich verstand jetzt, warum er geweint und sich solche Mühe mit dem Grab gegeben hatte. Weder aus Schock noch Mildtätigkeit, und schon gar nicht aus Achtung vor dem Toten - sondern um Brian Frasers willen, des Vaters, den er weder beerdigt noch betrauert hatte.

Ich wandte mich zurück und zog die Kanten der Decke hoch, schlug sie ordentlich über die gesäuberten, präsentablen Überreste und band sie an Kopf und Füßen mit Zwirn fest, so dass ein ordentliches, anonymes Paket entstand. Jamie war neunundvierzig, dasselbe Alter, in dem sein Vater gestorben war. Ich warf ihm rasch einen verstohlenen Blick zu, während er sich fertig anzog - wenn sein Vater ein Mann wie er gewesen war... Ich verspürte einen plötzlichen Stich der Trauer um einen solchen Verlust. Um das Ende solcher Kraft, um die ausgelöschte Liebe, um den Verlust eines Mannes, von dem ich wusste, dass er ein großer Mann gewesen war, allein durch das, was ich von ihm in seinem Sohn widergespiegelt sah.

Als er angezogen war, umrundete Jamie den Tisch, um mir zu helfen, die Leiche anzuheben. Doch anstatt seine Hände unter den Toten zu

schieben, streckte er sie aus und nahm meine Hände in die seinen.

»Schwöre mir, Claire«, sagte er. Seine Stimme war vor lauter Heiserkeit fast unhörbar; ich musste mich zu ihm hinüberbeugen, um sie zu hören. »Wenn mich eines Tages dasselbe Schicksal ereilen sollte wie meinen Vater... dann schwöre mir, dass du mir dieselbe Gnade erweist wie ich diesem armen Teufel hier.«

Er hatte vom Graben frische Blasen an den Fingern; sie fühlten sich seltsam weich an, mit Flüssigkeit gefüllt und nachgiebig, als er meine Hände umfasste.

»Ich werde tun, was getan werden muss«, erwiderte ich schließlich flüsternd. »Genau wie du.« Ich drückte seine Hände und ließ sie los. »Komm jetzt und hilf mir, ihn zu begraben. Es ist vorbei.«

28

Brownsville

Es war weit nach Mittag, als Roger, Fergus und die Milizkompanie Brownsville erreichten, nachdem sie zunächst den Weg verfehlt hatten und mehrere Stunden in den Bergen herum geirrt waren, bevor sie zwei Cherokeeindianern begegneten, die ihnen den Weg wiesen.

Brownsville bestand aus einem halben Dutzend baufälliger Hütten, die im abgestorbenen Gebüsch eines Abhangs verstreut lagen wie eine Hand voll Abfall, die jemand ins Gras geworfen hat. Dicht an der Straße - wenn die schmale Furche aus aufgewühltem, schwarzem Schlamm diesen Namen denn verdiente - lehnten zwei Blockhütten schwankend an den beiden Seiten eines stabiler aussehenden Gebäudes wie zwei Trunkenbolde, die sich bequem auf einen nüchternen Begleiter stützten. Ironischerweise schien dieses größere Gebäude als Gemischtwarenladen und Schankraum des Dorfes zu fungieren. Diesen Eindruck vermittelten jedenfalls die Fässer mit Bier und Schießpulver und die Berge triefend nasser Felle, die daneben auf dem schlammigen Hof standen - doch Roger fand, dass diese klingenden Bezeichnungen auch hier fehl am Platze waren.

Dennoch war es eindeutig der Ort, an dem er anfangen musste - und wenn es nur um seiner Begleiter willen war, die angesichts der Fässer zu vibrieren begonnen hatten wie Eisenspäne in der Nähe eines Magneten; der Hefegeruch des Biers wehte ihnen wie ein Willkommensgruß entgegen. Auch er würde zu einem ordentlichen Glas nicht nein sagen, dachte er, und gab mit der Hand das Signal zum Halten. Es war ein betäubend kalter Tag, und das Frühstück war schon lange her. Es war unwahrscheinlich, dass sie hier mehr als Brot oder einen Eintopf bekommen würden, doch solange es heiß war und sich mit Alkohol herunterspülen ließ, würde sich niemand beschweren.

Er glitt von seinem Pferd und hatte sich gerade umgedreht, um den anderen etwas zuzurufen, als eine Hand seinen Arm umklammerte.

»*Attendez*.« Fergus sprach leise und bewegte die Lippen dabei kaum. Er stand neben Roger, den Blick auf etwas gerichtet, das sich hinter ihm befand. »Nicht bewegen.«

Roger bewegte sich ebenso wenig wie die Männer, die noch auf den Pferden saßen. Was auch immer Fergus sah, sie sahen es auch.

»Was ist denn?«, fragte Roger ebenfalls mit leiser Stimme.

»Jemand - zwei Jemande - zielt durch das Fenster mit Gewehren auf uns.«

»Ah.« Roger registrierte, wie vernünftig es von Jamie gewesen war, nicht gestern Abend nach Anbruch der Dunkelheit in Brownsville einzureiten. Offenbar war er über die argwöhnische Natur der Menschen in abgelegenen Orten im Bilde.

Ganz langsam hob er beide Hände und wies mit einem Ruck seines Kinns auf Fergus, der es ihm widerstrebend nachmachte. Sein Haken glänzte dumpf im blassgrauen Licht des bedeckten Himmels. Die Hände nach wie vor erhoben, drehte Roger sich ganz langsam um. Obwohl er wusste, was ihn erwartete, spürte er, wie sich sein Magen verdrehte, als er die beiden glänzenden Läufe sah, die aus der geölten Hirschhaut hervorlugten, mit der das Fenster bedeckt war.

»Hallo, im Haus!«, rief er so autoritär, wie es mit erhobenen Händen ging. »Ich bin Hauptmann Roger MacKenzie, Befehlshaber einer Milizkompanie unter Oberst James Fraser aus Fraser's Ridge!«

Die einzige Wirkung, die diese Information zeigte, war, dass einer der Gewehrläufe herumfuhr und sich auf Roger richtete, so dass er geradewegs in den kleinen, dunklen Kreis der Mündung blicken konnte. Dieser unwillkommene Anblick machte ihm jedoch gleichzeitig klar, dass das andere Gewehr ursprünglich gar nicht auf ihn gezeigt hatte. Es zielte nach wie vor unverwandt über seine rechte Schulter hinweg auf die Gruppe der Männer, die immer noch hinter ihm auf den Pferden saßen, in ihren Sätteln hin und her rutschten und sich beklommen murmelnd unterhielten.

Wunderbar. Und was jetzt? Die Männer warteten darauf, dass er *irgendet*was unternahm. Er holte gerade Luft, um noch einmal zu rufen, doch bevor er etwas sagen konnte, erklang hinter der Hirschhaut eine heisere Stimme.

»Ich sehe dich, Morton, du Schwein!«

Dieser Ausruf ging mit einem heftigen Ruck des ersten Gewehrlaufes einher, der sich abrupt von Roger abwandte, um sich auf dasselbe Ziel zu richten wie der zweite - wahrscheinlich Isaiah Morton, einen der Milizmänner aus Granite Falls.

Es raschelte unter den berittenen Männern, jemand schrie erschrocken auf, und dann brach die Hölle los, als beide Gewehre gleichzeitig losgingen. Pferde stiegen und bockten, Männer brüllten und fluchten, und aus dem Fenster quoll scharfer, weißer Rauch.

Roger hatte sich bei der ersten Explosion flach auf den Boden geworfen. Doch als jetzt die Echos verhallten, rappelte er sich wie automatisch auf, strich sich den Dreck aus den Augen und stürmte mit dem Kopf zuerst auf die Tür zu. Wie er im Hinterkopf überrascht feststellte, funktionierte sein Verstand ganz klar. Brianna brauchte zwanzig Sekunden, um ein Gewehr zu laden, und er bezweifelte, dass diese Kerle sehr viel schneller waren. Er ging davon aus, dass ihm noch zehn Sekunden Gnadenfrist blieben, und er hatte nicht vor, diese ungenutzt zu vertun.

Er prallte mit der Schulter gegen die Tür, die nach innen flog und gegen die Wand krachte, worauf hin Roger stolpernd in den Raum rumpelte und vor die gegenüberliegende Wand donnerte. Der Stoß versetzte seiner Schulter einen betäubenden Hieb, dann prallte er von der Wand ab und brachte es irgendwie fertig, auf den Beinen zu bleiben, wenn er auch wie ein Betrunkener schwankte.

Mehrere Leute im Inneren des Raumes hatten sich umgedreht, um ihn anzugaffen. Sein Blick klärte sich so weit, dass er sehen konnte, dass nur zwei von ihnen tatsächlich Gewehre in der Hand hatten. Er holte tief Luft, stürzte sich mit einem Satz auf denjenigen, der ihm am nächsten stand, einen mageren Kerl mit einem schütteren Bart, und packte ihn vorn am

Hemd - genauso, wie es ein besonders angsteinflößender Lehrer in Rogers dritter Grundschulklasse immer gemacht hatte.

»Was glaubst du denn, was du da machst, du *Zwerg!?«,* brüllte er und riss den Mann auf die Zehenspitzen hoch. Mr. Sanderson wäre bei dem Gedanken, dass sein Beispiel so einprägsam gewesen war, sicher angenehm berührt gewesen. Nicht nur einprägsam, sondern auch wirkungsvoll; zwar machte der schmächtige Mann in Rogers Griff sich weder in die Hosen, noch schluchzte er drauflos, wie es die Drittklässler gelegentlich bei dieser Behandlung getan hatten, aber er gab leise Würgegeräusche von sich und schlug ohne Wirkung gegen Rogers Hand, die ihn am Hemd gepackt hatte.

»Ihr da, Sir! Lasst meinen Bruder los!« Rogers Opfer hatte bei seiner Ergreifung Gewehr und Pulverhorn fallen gelassen und überall auf dem Boden schwarzes Pulver verschüttet. Dem anderen Schützen war es dagegen gelungen, seine Waffe neu zu laden, und er bemühte sich jetzt, Roger damit aufs Korn zu nehmen. Dabei waren ihm allerdings die drei Frauen im Raum hinderlich, von denen zwei unter lautem Protest an seinem Gewehr zogen und sich ihm in den Weg stellten. Die Dritte hatte sich ihre Schürze über den Kopf geworfen und gab ein lautes, rhythmisches, hysterisches Kreischen von sich.

An diesem Punkt kam Fergus in das Haus geschlendert, eine enorme Pistole in der Hand. Damit zielte er lässig auf den Mann mit dem Gewehr.

»Seid doch so freundlich und lasst das Gewehr sinken, bitte«, sagte er laut genug, dass man ihn trotz des Lärms hören konnte. »Und vielleicht könntet Ihr diese junge Frau mit kaltem Wasser übergießen, Madame? Oder ihr eine kräftige Ohrfeige versetzen?« Er wies mit seinem Haken auf die schreiende Frau, deren Lautstärke ihn leicht zusammenzucken ließ.

Wie hypnotisiert ging eine der Frauen langsam auf das kreischende Mädchen zu, rüttelte sie fest an der Schulter und begann, ihr ins Ohr zu murmeln, ohne den Blick von Fergus abzuwenden. Das Kreischen brach ab und ging in abgehacktes Schlucken und Schluchzen über.

Roger verspürte immense Erleichterung. Schiere Wut, schlichte Panik und die absolute Notwendigkeit, *irgendetwas* zu unternehmen, hatten ihn

bis hier gebracht, aber er hätte jederzeit zugegeben, dass er nicht die geringste Ahnung hatte, was er als Nächstes tun sollte. Er holte tief Luft, spürte, wie seine Beine zu zittern begannen, und ließ sein Opfer langsam sinken, bis er schließlich mit einem befangenen Nicken seinen Griff löste. Der Mann trat rasch ein paar Schritte zurück, dann blieb er stehen und strich sich über die Falten seines Hemdes, die zusammen gekniffenen Augen verächtlich auf Roger geheftet.

»Und wer zum Teufel seid *Ihr*?« Der zweite Mann, der seine Waffe in der Tat gesenkt hatte, sah Fergus verwirrt an.

Der Franzose tat die Frage mit einer Geste seines Hakens ab - der, wie Roger bemerkte, die Frauen sehr zu faszinieren schien.

»Das ist nicht von Wichtigkeit«, sagte er herablassend und hob seine vorstehende Aristokratennase noch zwei Zentimeter höher. »Ich verlange - das heißt, *wir* verlangen -«, verbesserte er sich und nickte Roger höflich zu, »- zu erfahren, wer *Ihr* seid.«

Sämtliche Bewohner der Blockhütte wechselten verwirrte Blicke, als fragten sie sich in der Tat, wer sie denn seien. Doch nach kurzem Zögern schob der Größere der beiden Männer kampflustig das Kinn vor.

»Mein Name ist Brown, Sir. Richard Brown. Dies ist mein Bruder Lionel, seine Frau Meg, seine Tochter Alicia -« Das schien das Mädchen mit der Schürze zu sein, welches jetzt das Kleidungsstück von ihrem Kopf entfernt hatte und tränenüberströmt und schluckend dastand. »Und meine Schwester Thomasina.«

»Stets zu Diensten, Madame, Mesdemoiselles.« Fergus vollführte eine extrem elegante Verbeugung vor den Damen, wobei er jedoch sorgfältig darauf achtete, die Pistole weiterhin auf Richard Browns Stirn gerichtet zu halten. »Bitte verzeiht die Störung.«

Mrs. Brown nickte ihm zu. Ihr Blick schien ein wenig glasig zu sein. Miss Thomasina Brown, eine hoch gewachsene, streng aussehende Person, ließ ihre Blicke zwischen Roger und Fergus hin und her wandern und trug dabei den Ausdruck eines Menschen, der eine Küchenschabe mit einem Tausendfüßler vergleicht und sich überlegt, auf welchen er zuerst treten soll.

Da es Fergus nun gelungen war, die Atmosphäre von einer bewaffneten Konfrontation in das Geplauder eines Pariser *Salons* zu verwandeln, machte er ein selbstzufriedenes Gesicht. Er sah Roger an und neigte den Kopf, womit er ihm eindeutig die weitere Abwicklung der Situation überließ.

»Nun denn.« Roger trug ein loses, wollenes Jagdhemd, aber er fühlte sich, als sei es eine Zwangsjacke. Er atmete noch einmal tief durch und versuchte, die Luft in seine Brust zu zwingen. »Nun, wie ich schon sagte, bin ich... äh... Hauptmann MacKenzie. Wir sind von Gouverneur Tryon beauftragt, eine Miliz zusammenzustellen, und sind gekommen, um Euch von Eurer Pflicht zu unterrichten, Männer und Vorräte beizusteuern.«

Richard Brown machte ein überraschtes Gesicht, sein Bruder ein finsteres. Bevor sie jedoch Einspruch erheben konnten, trat Fergus dichter an Roger heran und murmelte: »Vielleicht sollten wir zunächst in Erfahrung bringen, ob sie Morton umgebracht haben, *mon capitaine,* bevor wir sie bitten, sich uns anzuschließen?«

»Oh, mpfm.« Roger fixierte die Browns mit dem strengsten Ausdruck, den er zuwege brachte. »Mr. Fraser. Würdet Ihr nach Morton sehen? Ich werde hier bleiben.« Ohne den Blick von den Browns abzuwenden, streckte er die Hand nach Fergus' Pistole aus.

»Och, der Morton ist noch ganz fidel, Käptn'n. Hat sich natürlich verdrückt, ist in den Wald gerast, als hätt'er Feuer unterm Arsch, aber als ich ihn zuletzt geseh'n hab, konnt'er Arme und Beine noch bewegen.« Im Eingang ertönte eine nasale Stimme aus Glasgow, und als Roger dort hinüber blickte, sah er eine Ansammlung interessierter Köpfe in die Blockhütte linsen, darunter auch Henry Galleghers Igelkopf. Außerdem war eine Anzahl erhobener Gewehre zu sehen, und Roger konnte ein wenig freier atmen.

»Und sonst ist auch keinem etwas passiert, Henry?«

Gallegher, der jetzt in das Zimmer getreten war und mit amüsierter Miene am Torpfosten lehnte, zuckte mit den Achseln, die Muskete in der Hand.

»Von uns haben die Halunken keinen durchlöchert, aber Eure Satteltasche ist mit Schrot durchsiebt, Sir«, fügte er hinzu, und seine Zähne blitzten kurz in seinem Bart auf.

»Die Tasche mit dem Whisky?«, wollte Roger wissen.

»Die doch nicht!« Gallegher riss entsetzt die Augen auf, dann grinste er beruhigend. »Nein, die andere.«

»Och, na dann.« Roger winkte ab. »Das ist nur meine Ersatzhose, oder?«

Diese stoische Antwort erntete Gelächter und Beifallsrufe von den Männern, die sich jetzt zur Tür hinein gezwängt hatten, was Roger ermutigte, sich dem kleineren Brown zuzuwenden.

»Und was habt Ihr gegen Isaiah Morton?«, fragte er fordernd.

»Er hat meine Tochter entehrt«, erwiderte Mr. Brown, der jetzt die Fassung zurückerlangt hatte, prompt. Er funkelte Roger an, und sein Bart zuckte vor Wut. »Ich habe ihm gesagt, ich würde ihn ihr tot zu Füßen legen, wenn er es je wagen würde, sein mieses Gesicht im Umkreis von zehn Meilen um Brownsville zu zeigen - und da hol mich doch der Teufel, wenn der kleine Mistkerl nicht so dreist ist, geradewegs vor meine Tür zu reiten!«

Mr. Richard Brown wandte sich an Gallegher.

»Wollt Ihr damit sagen, wir haben den Schuft beide *verfehlt*?«

Gallegher zuckte entschuldigend mit den Achseln.

»Aye. Tut mir Leid.«

Die jüngere Miss Brown war diesem Wortwechsel mit leicht geöffnetem Mund gefolgt.

»Sie haben ihn nicht getroffen?«, fragte sie, und in ihren geröteten Augen leuchtete Hoffnung auf. »Isaiah lebt noch?«

»Aber nicht mehr lange«, versicherte ihr Onkel ihr grimmig. Er bückte sich, um seine Vogelflinte aufzuheben, und sämtliche weiblichen Browns brachen in erneutes Kreischen aus, als sich die Gewehre der Miliz

simultan erhoben und auf Brown zielten. Er legte das Gewehr ganz langsam wieder hin.

Roger sah Fergus an, der eine Augenbraue hochzog und fast unmerklich mit den Achseln zuckte. Es war seine Sache.

Die Browns standen jetzt dicht beieinander, die beiden Brüder funkelten ihn an, die Frauen hatten sich schluchzend und murmelnd hinter ihnen zusammengedrängt. Die Milizionäre steckten neugierig die Köpfe zu den Fenstern hinein, und alles starrte Roger an und wartete auf seine Anweisung.

Und was zum Teufel sollte er ihnen sagen? Morton war Mitglied der Miliz und hatte daher - nahm er an - ein Anrecht auf ihren Schutz. Roger konnte ihn wohl kaum an die Browns ausliefern, ganz gleich, was er getan hatte - immer vorausgesetzt, man konnte ihn überhaupt dingfest machen. Andererseits war Roger damit beauftragt, die Browns und den Rest der kampffähigen Männer des Dorfes zum Milizdienst heranzuziehen und ihnen außerdem Vorräte für mindestens eine Woche zu entlocken; sie sahen nicht so aus, als würden sie zum jetzigen Zeitpunkt auf einen solchen Vorschlag begeistert reagieren.

Er hegte die ärgerliche Überzeugung, dass Jamie Fraser sofort gewusst hätte, wie sich diese diplomatische Krise lösen ließ. Er persönlich hatte keine Ahnung.

Aber er hatte immerhin eine Verzögerungstaktik. Er ließ seufzend die Pistole sinken und griff nach dem Beutel an seiner Hüfte.

»Henry, hol die Satteltasche mit dem Whisky, aye? Und Mr. Brown, vielleicht gestattet Ihr mir, etwas Essbares und ein Fass von Eurem Bier zu erwerben, damit sich meine Männer erfrischen können.«

Und mit etwas Glück würde Jamie Fraser ja hier sein, bis es ausgetrunken war.

29

Hirams Harem

Es war doch noch nicht ganz überstanden. Es war schon lange dunkel, als wir auf der Beardsleyfarm mit allem fertig waren, aufgeräumt hatten, unsere Taschen wieder gepackt und die Pferde erneut gesattelt hatten. Ich überlegte vorzuschlagen, vor unserem Aufbruch noch etwas zu essen - wir hatten seit dem Frühstück nichts mehr gegessen -, aber die Atmosphäre auf dem Hof war so verstörend, dass weder Jamie noch ich Appetit hatten.

»Lass uns damit warten«, sagte er, während er der Stute die Satteltaschen auf den Rücken hievte. Er blickte zum Haus zurück. »Ich habe zwar ein Loch im Bauch, aber in Sichtweite dieses Hauses bekomme ich keinen Bissen herunter.«

»Das kann ich gut verstehen.« Auch ich sah mich beklommen um, obwohl es nichts zu sehen gab; das Haus stand still und leer da. »Ich kann es gar nicht abwarten, von hier fortzukommen.«

Die Sonne war hinter die Bäume gesunken, und ein kühler, blauer Schatten hatte sich über die Mulde gebreitet, in der das Farmhaus stand. Die Hühner waren schon lange schlafen gegangen. Die frische Erde auf Beardsleys Grab hob sich dunkel und feucht von ihrer Umgebung ab, ein flacher Hügel unter dem kahlen Geäst der Esche. Man konnte es nicht ansehen, ohne an das Gewicht der feuchten Erde und an die Unbeweglichkeit zu denken, an Fäulnis und Verderben.

Ihr werdet verwesen und dann sterben, hatte Jamie zu ihm gesagt. Ich hoffte, dass die Umkehrung der beiden Vorgänge sich für Beardsley als Wohltat erwiesen hatte - für mich war sie jedenfalls keine. Ich zog mir das Schultertuch stramm um die Schultern und atmete fest aus, dann tief wieder ein und hoffte, dass der kühle, klare Duft der Kiefern den

Phantomgeruch nach totem Fleisch vertreiben würde, der mir an Händen und Kleidern und in der Nase zu haften schien.

Die Pferde waren unruhig. Sie stampften mit den Hufen, schüttelten die Mähnen und warteten ungeduldig auf den Aufbruch. Ich konnte es ihnen nicht verdenken. Allerdings drängte es mich, mich noch einmal umzusehen. Ein desolaterer Anblick war kaum vorstellbar. Noch schwieriger vorstellbar war der Gedanke, allein hier zu bleiben.

Offensichtlich *hatte* Mrs. Beardsley sich das vorgestellt und war zu ähnlichen Schlussfolgerungen gekommen. Jetzt trat sie aus der Scheune, das Zicklein auf dem Arm, und verkündete, dass sie mit uns kommen würde. Dasselbe galt allem Anschein nach für die Ziegen. Sie reichte mir das Zicklein und verschwand wieder in der Scheune.

Das Zicklein war schwer und verschlafen, die biegsamen, kleinen Gelenke zu einem gemütlichen Bündel gefaltet. Es pustete mir warme Luft über die Hand und knabberte sanft daran, um zu sehen, was für ein Mensch ich war, dann gab es ein leises, zufriedenes »Mäh« von sich und lehnte sich entspannt und friedlich gegen meine Rippen. Ein lauteres »Mäh!« und ein Stups an meinem Oberschenkel verkündeten die Gegenwart der Ziegenmutter, die ein wachsames Auge auf ihren Nachwuchs hatte.

»Nun, sie kann sie ja wohl kaum hier lassen«, murmelte ich Jamie zu, der hinter mir in der Dämmerung mürrische Geräusche von sich gab. »Sie müssen schließlich gemolken werden. Außerdem ist es doch nicht sehr weit, oder?«

»Hast du eine Ahnung, wie schnell eine Ziege ist, Sassenach?«

»Ich habe noch nie mit der Uhr daneben gestanden«, sagte ich ziemlich gereizt und verlagerte das Gewicht meiner kleinen, haarigen Bürde. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass sie im Dunkeln sehr viel langsamer sind als die Pferde.«

Er antwortete mit einem schottischen Kehllaut, der durch den Schleim in seinem Hals noch ausdrucksvoller als sonst ausfiel. Er hustete.

»Du hörst dich furchtbar an«, sagte ich. »Wenn wir an unserem Ziel anlangen, rücke ich dir mit dem Mentholschmalz zu Leibe, mein Herz.«

Er äußerte keinen Einwand gegen diesen Vorschlag, was mich sehr alarmierte, da es anzeigte, dass seine Vitalität ernsthaft angegriffen war. Doch bevor ich mich weiter nach seinem Gesundheitszustand erkundigen konnte, wurde ich dadurch unterbrochen, dass Mrs. Beardsley aus der Scheune kam, gefolgt von sechs Ziegen, die zusammengebunden waren wie eine Bande angenehm betrunkener Verbrecher.

Jamie warf der Prozession einen skeptischen Blick zu, seufzte resigniert und widmete sich der Erörterung der logistischen Probleme, mit denen wir jetzt konfrontiert waren. Mrs. Beardsley auf Gideon, den Menschenfresser, zu setzen, kam nicht in Frage. Jamie blickte von mir auf Mrs. Beardsleys kräftige Figur, dann auf die kleine Gestalt meiner Stute, die kaum größer war als ein Pony, und hustete.

Nach einiger Überlegung ließ er Mrs. Beardsley auf Mrs. Piggy steigen und das schlafende Zicklein vor sich balancieren. Ich würde mit ihm reiten, und zwar auf Gideons Widerrist, womit theoretisch jeder Versuch des Tiers unterbunden war, mich von seiner Kruppe ins Unterholz zu schleudern. Er band dem Ziegenbock ein Seil um den Hals und befestigte es lose am Sattel der Stute, doch die Weibchen ließ er frei laufen.

»Die Mutter wird bei dem Jungen bleiben, und die anderen werden dem Bock folgen«, sagte er zu mir. »Ziegen sind Herdentiere; sie haben kein Bedürfnis, sich allein herumzutreiben. Schon gar nicht bei Nacht. Kusch«, brummte er und schob eine neugierige Nase von sich, die sich seinem Gesicht näherte, als er sich hin hockte, um den Sattelgurt zu überprüfen. »Schweine wären sicher schlimmer. Sie *gehen* ihre eigenen Wege.« Er stand auf und tätschelte geistesabwesend ein haariges Köpfchen.

»Falls etwas passiert, macht ihn sofort los«, sagte er zu Mrs. Beardsley und zeigte ihr die Halbschleife, die er unter ihrer Hand am Sattel befestigt hatte. »Falls das Pferd mit Euch durchgeht, wird der Kleine sonst stranguliert.«

Sie nickte, ein zusammengesunkenes Häufchen auf dem Pferd, dann hob sie den Kopf und sah das Haus an.

»Wir sollten gehen, bevor der Mond aufgeht«, sagte sie leise. »Dann kommt sie heraus.«

Mir lief ein eisiger Schauer über den Rücken, und Jamie zuckte zusammen. Sein Kopf fuhr herum, um auf das verdunkelte Haus zu blicken. Das Feuer war ausgegangen, und niemand hatte daran gedacht, die Tür zu schließen; sie klaffte offen wie eine leere Augenhöhle.

»Wer, sie?«, fragte Jamie hörbar gereizt.

»Mary Ann«, antwortete Mrs. Beardsley. »Sie war die letffte.« Ihre Stimme war vollkommen tonlos; sie hörte sich an wie eine Schlafwandlerin.

»Die letzte was?«, fragte ich.

»Seine letffte Frau«, erwiderte sie und nahm die Zügel auf. »Sie ffteht bei Mondaufgang unter der Eberesche.«

Jamie drehte mir den Kopf zu. Es war zu dunkel, um seinen Gesichtsausdruck zu sehen, aber das brauchte ich auch gar nicht. Ich räusperte mich.

»Sollten wir nicht... die Tür schließen?«, schlug ich vor. Mr. Beardsleys Geist hatte inzwischen wahrscheinlich begriffen, was gemeint war, und ob Mrs. Beardsley nun ein Interesse an dem Haus hatte oder nicht, es schien nicht recht, es den marodierenden Waschbären und Eichhörnchen zu überlassen, ganz zu schweigen von größeren Tieren, die womöglich durch den Geruch von Mr. Beardsleys Abgang angezogen wurden. Andererseits drängte es mich nicht im Geringsten, mich dem leeren Haus zu nähern.

»Steig auf das Pferd, Sassenach.«

Jamie schritt über den Hof, knallte die Tür etwas fester zu als unbedingt nötig, kam dann - energischen Schrittes - zurück und schwang sich hinter mir in den Sattel.

»Ab!«, sagte er scharf, und wir waren unterwegs. Das Leuchten des aufgehenden Halbmondes erschien gerade eben über den Bäumen.

Es war ungefähr eine Viertelmeile bis zur Mündung des Weges, und der Boden stieg aus der Mulde an, in der das Farmhaus der Beardsleys stand. Wegen der Ziegen bewegten wir uns langsam, und ich beobachtete die Gräser und Stauden, die wir streiften, und fragte mich, ob sie mir nur

deshalb sichtbarer vorkamen, weil meine Augen sich jetzt an die Dunkelheit gewöhnten - oder weil der Mond aufgegangen war.

Ich fühlte mich vollkommen sicher mit dem kraftvollen Rumpf des Pferdes unter mir, dem geselligen Meckern der Ziegen ringsum und Jamies ebenso beruhigender Gegenwart in meinem Rücken. Andererseits wusste ich nicht, ob ich mich sicher genug fühlen sollte, um mich noch einmal umzudrehen und zurückzublicken. Gleichzeitig war der Drang, einen Blick zu riskieren, so heftig, dass er beinahe stärker war als die Angst, die das Haus mir einflößte. Beinahe.

»Es ist doch gar keine Eberesche, oder?«, erklang Jamies Stimme leise hinter mir.

»Nein«, sagte ich und sein Arm, den er fest um mich gelegt hatte, flößte mir Mut ein. »Es ist eine Bergesche. Sie sind sich aber sehr ähnlich.« Ich hatte schon viele Bergeschen gesehen; die Highlandschotten pflanzten sie oft neben ihre Blockhütten oder Häuser, weil die Büschel orangefarbener Beeren und die gefiederten Blätter in der Tat wie die Eberesche Schottlands aussahen - ein naher botanischer Verwandter. Mir war jedoch klar, dass Jamies Bemerkung keine taxonomische Haarspalterei war, sondern dem Zweifel entsprang, ob die Esche dieselben abweisenden Fähigkeiten gegen das Böse und die Zauberei besaß. Er hatte sich die Stelle unter diesem Baum weder aus ästhetischen noch aus praktischen Gründen für Beardsleys Grabstätte ausgesucht.

Ich drückte seine mit Blasen übersäte Hand, und er küsste mich sanft auf den Scheitel. An der Wegmündung warf ich einen Blick zurück, aber ich sah nur das schwache Glänzen der verwitterten Schindeln des Farmhauses. Die Bergesche und was auch immer darunter sein mochte - oder auch nicht -, waren im Dunkeln verborgen,

Nach einem kleinen Anstandsprotest, weil wir ihn zu zweit bestiegen, benahm sich Gideon außergewöhnlich gut. Ich hatte das Gefühl, dass auch er froh war, die Farm hinter sich zu lassen. Als ich das sagte, nieste Jamie und vertrat die Meinung, dass der durchtriebene Verbrecher nur abwartete und dabei schon seine nächste Untat plante.

Für die Ziegen schien diese nächtliche Exkursion die reine Vergnügungsreise zu sein, und sie trotteten mit dem lebhaftesten Interesse neben uns her, fraßen hier und da ein Maul voll trockenem Gras, schubsten sich gegenseitig oder stießen gegen die Pferde und hörten sich überhaupt wie eine Elefantenherde im knackenden Unterholz an.

Ich verspürte große Erleichterung, die Heimstatt der Beardsleys endlich hinter mir zu lassen. Als die Kiefern die Sicht auf die Mulde ganz versperrten, wandte ich meine Gedanken entschieden von den verstörenden Ereignissen des Tages ab und begann darüber nachzudenken, was uns wohl in Brownsville erwartete.

»Ich hoffe, Roger ist gut zurecht gekommen«, sagte ich und lehnte mich mit einem kleinen Seufzer an Jamies Brust zurück.

»Mmpfm.« Lange Erfahrung lehrte mich, dieses spezielle Katarrhgeräusch als Ausdruck einer allgemeinen, höflichen Übereinstimmung mit meiner Aussage zu diagnostizieren, hinter der sich völlige persönliche Indifferenz gegenüber der tatsächlichen Sachlage verbarg. Entweder sah er keinen Grund zur Besorgnis, oder er war der Meinung, dass Roger sich selbst freischwimmen musste.

»Ich hoffe, er hat so etwas wie ein Wirtshaus gefunden«, versuchte ich es erneut, weil ich dachte, dieser Gedanke würde vielleicht mit etwas mehr Begeisterung aufgenommen werden. »Warmes Essen und ein sauberes Bett wären schön.«

»Mmpfm.« Darin klang ein Hauch von Humor mit, vermischt mit - aus langer Erfahrung geborener - Skepsis, was die mögliche Existenz von Dingen wie warmem Essen und sauberen Betten im Hinterland von Carolina betraf.

»Die Ziegen scheinen sehr gut mitzukommen«, unternahm ich einen erneuten Vorstoß und wartete gespannt.

»Mmpfm.« Widerstrebende Zustimmung, vermischt mit tiefem Argwohn, was die Fortsetzung dieses guten Benehmens seitens der Ziegen betraf.

Ich war gerade dabei, mir sorgfältig eine weitere Bemerkung zurecht zu legen, in der Hoffnung, ihn noch einmal dazu zu verleiten - dreimal war bis jetzt der Rekord -, als Gideon plötzlich Jamies ursprüngliches Misstrauen rechtfertigte, indem er laut schnaubend den Kopf hochwarf und stieg.

Ich prallte rückwärts gegen Jamies Brust und stieß mit dem Kopf so fest an sein Schüsselbein, dass ich Sterne sah. Sein Arm erdrückte mich fast, als er laut rufend einhändig an den Zügeln zog.

Ich hatte keine Ahnung, was er sagte oder ob er auf Englisch oder Gälisch brüllte. Das Pferd wieherte schrill, stieg und schlug mit den Hufen, und ich bemühte mich, irgendetwas zum Festhalten zu finden, Mähne, Sattel, Zügel... ein Ast peitschte mein Gesicht und blendete mich. Die Hölle war losgebrochen; ich hörte Gekreisch und Geblöke und ein Geräusch wie von zerreißendem Stoff, und dann wurde mir ein heftiger Hieb versetzt, und ich flog in die Dunkelheit.

Ich war nicht ohnmächtig, aber das spielte keine große Rolle. Ich war rücklings mitten im Gebüsch gelandet, rang nach Atem, war bewegungsunfähig, und das Einzige, was ich sehen konnte, waren ein paar verstreute Sterne hoch am Himmel.

Ein kleines Stück weiter ertönte ein Heidenlärm, bei dem ein Chor verängstigter Ziegen die Hauptrolle spielte, unterbrochen von etwas, das ich für Frauenschreie hielt. Die Schreie zweier Frauen.

Ich schüttelte verwirrt den Kopf. Dann drehte ich mich um und begann, davonzukriechen, da ich etwas verspätet begriffen hatte, wodurch dieses Geräusch verursacht wurde. Ich hatte schon oft genug Panther schreien gehört - aber immer aus sicherer Entfernung. Dieser war ganz und gar nicht weit entfernt. Das Geräusch zerreißenden Stoffes, das ich gehört hatte, war das Fauchen einer Großkatze aus nächster Nähe gewesen.

Ich stieß gegen einen umgestürzten Baumstamm und rollte mich prompt darunter. Ich quetschte mich so tief wie möglich in die kleine Höhlung. Es war nicht das beste Versteck, das ich je gesehen hatte, aber mit etwas Glück verhinderte es ja zumindest, dass mich etwas von einem Baum herab ansprang.

Ich hörte Jamie immer noch schreien, obwohl sich der Tenor seiner Worte jetzt in eine Art heisere Wut verwandelt hatte. Die Ziegen hatten ihr Gejammer zum Großteil eingestellt - die Katze konnte sie doch wohl nicht alle gerissen haben? Von Mrs. Beardsley konnte ich auch nichts hören, aber die Pferde machten mit ihrem Wiehern und Stampfen ein fürchterliches Theater.

Mein Herz hämmerte gegen den laubbedeckten Boden, und kalter Schweiß tropfte mir über das Kinn. Nichts, was einem so den nackten Terror einjagt wie die primitive Angst, gefressen zu werden, und ich konnte die Tiere sehr gut verstehen. Es knackte neben mir im Gebüsch, und Jamie rief meinen Namen.

»Hier«, krächzte ich. Ich war nicht bereit, meine Zuflucht zu verlassen, solange ich nicht genau wusste, wo der Panther war - oder zumindest genau wusste, dass er nicht in meiner Nähe war. Die Pferde hatten aufgehört zu wiehern, obwohl sie immer noch schnaubend auf der Stelle traten und dabei so viel Lärm machten, dass klar war, dass keines von ihnen unserem Besucher zum Opfer gefallen oder weggelaufen war.

»Hier!«, rief ich ein wenig lauter.

Weiteres Knacken, dicht bei mir. Jamie stolperte gebückt durch die Dunkelheit und tastete sich unter dem Baumstamm entlang, bis seine Hand auf meinen Arm traf und ihn ergriff.

»Bist du unverletzt, Sassenach?«

»Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht, aber ich glaube schon«, erwiderte ich. Ich schlüpfte vorsichtig unter meinem Baumstamm hervor und nahm eine Inventur vor. Hier und dort ein blauer Fleck, aufgeschabte Ellbogen und ein stechendes Gefühl an der Stelle, wo der Ast meine Wange geohrfeigt hatte. Im Großen und Ganzen war also alles in Ordnung.

»Gut. Komm schnell, er ist verletzt.« Er zog mich hoch und fing an, mich mit einer Hand in meinem Rücken durch die Dunkelheit zu schieben.

»Wer?«

»Der Ziegenbock natürlich.«

Meine Augen hatten sich inzwischen gut an die Dunkelheit gewöhnt, und ich machte die großen Umrisse Gideons und der Stute aus, die unter einer blattlosen Pappel standen und aufgeregt die Mähnen und Schweife schüttelten. Daneben hockte eine weitere Gestalt, die ich für Mrs. Beardsley hielt, über etwas am Boden gebeugt.

Ich konnte Blut riechen und kräftigen Ziegengeruch. Ich hockte mich nieder, streckte die Hand aus und ertastete raues, warmes Haar. Bei meiner Berührung fuhr die Ziege mit einem lauten »MÄHähäh! zusammen, das mich ein wenig beruhigte. Er mochte verletzt sein, aber war nicht im Begriff zu verenden - zumindest noch nicht; der Körper unter meinen Händen war fest und vital, die Muskeln angespannt.

»Wo ist die Katze?«, fragte ich und stieß dabei auf die gerillten, harten Hörner, um mich dann hastig an der Wirbelsäule entlangzutasten, dann hinunter an Rippen und Flanken. Das gefiel der Ziege ganz und gar nicht, und sie wand sich heftig unter meinen Händen.

»Fort«, sagte Jamie. Er hockte sich ebenfalls hin und legte der Ziege eine Hand auf den Kopf. »Ruhig, *a bailach.* Ist ja schon gut. *Seas, mo charaid.«*

Ich konnte keine offene Wunde am Körper der Ziege ertasten, aber ich konnte eindeutig Blut riechen; ein scharfer, metallischer Geruch, der den reinen Nachtgeruch des Waldes störte. Die Pferde rochen es auch; sie kollerten vor sich hin und bewegten sich unruhig in der Dunkelheit.

»Bist du ganz *sicher,* dass sie fort ist?«, fragte ich und versuchte das Gefühl zu ignorieren, dass ein Augenpaar auf meinen Nacken gerichtet war. »Ich rieche Blut.«

»Aye. Die Katze hat eine der Ziegen gerissen«, unterrichtete Jamie mich. Er kniete sich neben mich und legte seine große Hand auf den Hals des Widders.

»Mrs. Beardsley hat den tapferen, kleinen Kerl hier los gemacht, und der hat sich schnurstracks auf die Katze gestürzt. Ich habe nicht alles sehen können, aber ich glaube, das Biest hat mit der Pranke nach ihm geschlagen; ich habe gehört, wie es geschrien hat und etwas zersplittert ist,

und genau da hat der Bock auch geschrien. Ich glaube, sein Bein ist gebrochen.«

So war es auch. Mit diesem Hinweis fand ich den Bruch ganz leicht, unten an der Speiche des rechten Vorderbeins. Die Haut war unverletzt, aber der Knochen war durchgebrochen; ich konnte die leichte Verschiebung der Knochenenden spüren. Der Ziegenbock wand sich und hieb mit den Hörnern nach meinem Arm, als ich die Stelle berührte. Er rollte wild mit den Augen, die seltsamen, eckigen Pupillen waren im Mondschein sichtbar, aber farblos.

»Kannst du ihn heilen, Sassenach?«, fragte Jamie.

»Ich weiß es nicht.« Die Ziege kämpfte immer noch, aber ihre anfallshaften Bewegungen wurden spürbar schwächer, als sich jetzt der Schock bemerkbar machte. Ich biss mir auf die Lippe und tastete in der Falte zwischen Bein und Körper nach dem Puls. Die Verletzung selbst war wahrscheinlich heilbar, aber der Schock bildete eine große Gefahr; ich hatte schon viele Tiere - und auch Menschen - unmittelbar nach traumatischen Unfällen sterben sehen, obwohl ihre Verletzungen an und für sich nicht tödlich waren.

»Ich weiß es nicht«, wiederholte ich. Meine Finger hatten endlich den Puls gefunden; er raste wie ein Presslufthammer und war sehr schwach. Ich versuchte mir, die zur Verfügung stehenden Behandlungsmöglichkeiten auszumalen, die allesamt sehr rudimentär waren. »Es kann gut sein, dass er stirbt, Jamie, selbst wenn ich das Bein richten kann. Meinst du nicht, dass wir ihn vielleicht schlachten sollten? Als Fleisch wäre er sehr viel einfacher zu transportieren.«

Jamie streichelte der Ziege sanft den Hals.

»Es wäre eine große Schande, wo er doch so ein tapferer Kerl ist.«

Darüber lachte Mrs. Beardsley, und ein leises, nervöses Kichern wie das eines jungen Mädchens erklang hinter Jamie in der Dunkelheit.

»Sein Name ifft Hiram«, sagte sie. »Er ifft ein guter Junge.«

»Hiram«, wiederholte Jamie und streichelte ihn weiter. »Nun denn, Hiram. *Courage, mon brave.* Du machst das schon. Was brauchst du,

Sassenach?«

Die Entscheidung war offensichtlich gefallen; er war schon im Begriff, sich zu erheben.

»Na gut«, sagte ich und atmete flach. Hirams Moschusdrüsen machten Überstunden. Selbst der harsche Eisengeruch des Blutes verblasste dagegen. Ich strich mir das Haar mit dem Rücken meines Handgelenkes zurück. »Such mir ein paar gerade Stöcke, etwa dreißig Zentimeter lang, keine Queräste, und ein Stück Seil aus den Satteltaschen. Dann kannst du mir hier helfen«, fügte ich hinzu, während ich versuchte, meinen widerspenstigen Patienten fest in den Griff zu bekommen. »Hiram scheint dich zu mögen. Bestimmt erkennt er in dir einen Gleichgesinnten.«

Jamie lachte, ein leises, beruhigendes Geräusch an meiner Seite. Er kratzte Hiram ein letztes Mal die Ohren, stand auf, ging raschelnd davon und kehrte innerhalb weniger Minuten mit den benötigten Gegenständen zurück.

»Gut«, sagte ich und löste eine Hand von Hirams Hals, um nach den Stöcken zu tasten. »Ich werde es schienen. Wir werden ihn tragen müssen, aber die Schiene wird ihn daran hindern, das Bein zu beugen und noch mehr Schaden anzurichten. Hilf mir, ihn auf die Seite zu legen.« Ob aus Männerstolz oder Bockigkeit -vorausgesetzt, dass es dazwischen einen Unterschied gabversuchte Hiram trotz seines gebrochenen Beins immer wieder aufzustehen. Doch sein Kopf wackelte alarmierend, da seine Halsmuskeln allmählich schwächer wurden, und sein Körper schlingerte von rechts nach links. Er scharrte schwach auf dem Boden, dann hielt er heftig keuchend inne.

Mrs. Beardsley stand über mir, das Zicklein nach wie vor fest auf dem Arm. Es gab ein leises Blöken von sich, als sei es plötzlich aus einem Alptraum erwacht, und Hiram antwortete ihm mit einem laut widerhallenden »Mähh!«.

»Keine schlechte Idee«, murmelte Jamie. Er stand unvermittelt auf und nahm Mrs. Beardsley das Zicklein ab. Dann kniete er sich wieder hin und schob das kleine Tier dicht an Hirams Seite. Der Ziegenbock hörte sofort auf, sich zu wehren, und verdrehte den Kopf, um seinen Nachwuchs zu

beschnüffeln. Das Zicklein jammerte auf und drückte seine Nase an die Seite der großen Ziege, und eine lange, schleimige Zunge schlängelte sich heraus und beschlabberte meine Hand, während sie den Kopf des Zickleins suchte.

»Beeil dich, Sassenach«, riet Jamie mir.

Er brauchte mich gar nicht anzutreiben, und innerhalb weniger Minuten hatte ich das Bein stabilisiert und die Schienen mit einem der zahlreichen Schultertücher abgepolstert, die Mrs. Beardsleys Garderobe darzustellen schienen. Hiram hatte sich beruhigt. Er gab nur noch gelegentliche Grunz- oder Blöklaute von sich, doch das Zicklein meckerte immer noch laut.

»Wo ist denn seine Mutter?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort gar nicht zu hören brauchte. Ich wusste nicht besonders viel über Ziegen, aber ich wusste genug über Mütter und Babys, um zu begreifen, dass nur der Tod eine Mutter von einem Kind fern halten konnte, das unablässig einen solchen Lärm machte. Die anderen Ziegen waren zurück gekommen, aus Neugier, Angst vor der Dunkelheit oder dem schlichten Bedürfnis nach Gesellschaft, doch die Mutter zeigte sich nicht.

»Arme Becky«, sagte Mrs. Beardsley traurig. »Sie war so eine liebe Ziege.«

Dunkle Gestalten umdrängten uns schubsend; ein heißer Lufthauch traf mein Ohr, als eine der Ziegen an meinem Haar knabberte, eine andere trat mir auf den Unterschenkel, und ich japste auf, als ihre scharfen, kleinen Hufe über meine Haut kratzten. Doch ich machte keinen Versuch, sie fortzuscheuchen; die Anwesenheit seines Harems schien für Hiram Wunder zu wirken.

Ich hatte die Beinknochen wieder an ihren Platz gerückt und die Schiene fest darum gebunden. Ich hatte einen guten Pulspunkt am Ohransatz des Ziegenbocks gefunden und war gerade dabei zu zählen, Hirams Kopf auf dem Schoß. Als sich die anderen Ziegen an ihn drängten, an ihm schnüffelten und klagende Laute von sich gaben, hob er plötzlich den Kopf und richtete sich auf seine Brust auf. Das gebrochene Bein stand samt Verband nach vorn ab.

Im ersten Moment schwankte er hin und her wie ein Betrunkener, dann gab er ein lautes, unwilliges »MÄÄÄÄÄHHH« von sich und erhob sich taumelnd auf die Beine. Er fiel prompt wieder hin, aber der Versuch erfreute alle Anwesenden. Selbst Mrs. Beardsley gab bei diesem Anblick ein schwaches, vergnügtes Trillern von sich.

»Nun gut.« Jamie stand auf und fuhr sich seufzend mit den Fingern durch das Haar. »Also dann.«

»Also dann *was*?«, fragte ich.

»Jetzt entscheide ich, was wir machen«, sagte er mit einem gewissen, gereizten Unterton.

»Gehen wir nicht weiter nach Brownsville?«

»Das könnten wir tun«, sagte er. »Falls Mrs. Beardsley zufälligerweise den Weg so gut kennt, dass sie ihn bei Sternenschein wiederfindet?« Er drehte sich ihr erwartungsvoll zu, doch ich konnte ihre negative Kopfbewegung trotz der Dunkelheit sehen.

Mir dämmerte, dass wir uns in der Tat nicht mehr auf dem Weg befanden - der sowieso nicht mehr als ein schmaler Wildwechsel war, der sich durch den Wald wand.

»Aber wir sind doch bestimmt nicht weit davon entfernt?« Ich sah mich um und blinzelte vergeblich in die Dunkelheit, als könnte irgendwo ein beleuchtetes Straßenschild die Position des Weges anzeigen. Ich wusste nicht einmal, in welcher Richtung er lag.

»Nein«, pflichtete Jamie mir bei. »Und wenn ich allein wäre, würde ich auch früher oder später darauf stoßen. Aber ich habe nicht vor, mit dieser Truppe hier durch den Wald zu irren.« Er sah sich um und zählte offensichtlich die Häupter seiner Lieben. Zwei höchst nervöse Pferde, zwei Frauen - von denen sich eine ausgesprochen merkwürdig verhielt und womöglich eine potentielle Mörderin war - und sechs Ziegen, von denen zwei nicht laufen konnten. Ich konnte ihn gut verstehen.

Er richtete sich auf und zuckte leicht mit den Achseln, als wollte er ein zu enges Hemd zurechtrücken.

»Ich gehe mich umsehen. Wenn ich den Pfad sofort finde, schön und gut. Wenn nicht, schlagen wir für die Nacht ein Lager auf«, sagte er. »Bei Tageslicht wird der Pfad sehr viel einfacher zu finden sein. Sei achtsam, Sassenach.«

Mit einem abschließenden Niesen verschwand er im Wald und ließ die Witwen und Waisen in meiner Obhut zurück.

Das Jammern des mutterlosen Zickleins wurde immer lauter und drängender; es tat mir in den Ohren und in der Seele weh. Mrs. Beardsley dagegen wurde in Jamies Abwesenheit zusehends lebendiger; ich vermutete, dass sie große Angst vor ihm hatte. Jetzt führte sie eine der anderen Ziegen herbei und überredete sie, still zu stehen, damit das Zicklein trinken konnte. Es zögerte einen Augenblick, doch dann wurde es von Hunger und dem Bedürfnis nach Wärme überwältigt, und kurz darauf trank es schon eifrig und wackelte dabei mit seinem dunklen Schwänzchen.

Ich freute mich, das zu sehen, wurde mir jedoch auch eines schwachen Neidgefühls bewusst; ich spürte jetzt, dass ich den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte, dass ich furchtbar fror, hundemüde war und mich diverse Körperteile schmerzten - und mir war klar, dass ich längst heil in Brownsville sein könnte und satt und warm an einem freundlichen Kamin sitzen könnte, wenn Mrs. Beardsley und ihre Begleiter nicht für solche Komplikationen gesorgt hätten. Ich legte eine Hand an den Bauch des Zickleins, der jetzt von der Milch rund und fest wurde, und mir kam der sehnsüchtige Gedanke, wie schön es wäre, wenn sich jemand einmal einfach nur um mich kümmern würde. Doch im Augenblick schien ich die Gute Hirtin zu sein, daran war nichts zu ändern.

»Meint Ihr, er kommt vielleicht zurück?« Mrs. Beardsley hockte sich neben mich, das Schultertuch fest um die breiten Schultern gezogen. Sie sprach ganz leise, so als hätte sie Angst, dass sie jemand hören könnte.

»Was, der Panther? Nein, das glaube ich nicht. Warum sollte er?« Dennoch durchlief mich ein leiser Schauer bei dem Gedanken, dass Jamie dort irgendwo im Dunkeln allein war. Hiram, der seine Schulter fest an

meinen Oberschenkel gedrückt hatte, schnaubte, dann legte er mit einem langen Seufzer den Kopf auf mein Knie.

»Manche Leute sagen, dass Katffen paarweise jagen.«

»Wirklich?« Ich unterdrückte ein Gähnen - nicht aus Langeweile, sondern schlicht vor Erschöpfung. Ich blinzelte in die Dunkelheit, und mit der Kälte stahl sich auch die Lethargie über mich. »Oh. Nun, ich denke, eine ordentliche Ziege reicht auch für zwei. Außerdem -« Ich gähnte erneut, dass meine Kiefer knackten. »Außerdem würden wir es an den Pferden merken.«

Gideon und Mrs. Piggy beknabberten sich unter der Pappel kameradschaftlich die Kruppen, ohne die geringste Nervosität an den Tag zu legen. Das schien Mrs. Beardsley zu beruhigen, und sie setzte sich abrupt auf den Boden und ließ die Schultern hängen, als hätte man die Luft aus ihr herausgelassen.

»Und wie fühlt Ihr Euch?«, erkundigte ich mich mehr aus dem Bedürfnis heraus, das Gespräch in Gang zu halten, als ich es wirklich wissen wollte.

»Ich bin froh, von dort wegzukommen«, sagte sie schlicht.

Diese Meinung teilte ich definitiv; selbst wenn man den einen oder anderen Panther mit einrechnete, war unsere gegenwärtige Situation immer noch besser als der Hof der Beardsleys. Das bedeutete allerdings nicht, dass ich besonders darauf brannte, hier länger zu verweilen.

»Habt Ihr Bekannte in Brownsville?«, fragte ich. Ich wusste nicht genau, wie groß die Ansiedlung war, obwohl es sich den Gesprächen der Männer nach anhörte wie ein richtiges Dorf.

»Nein.« Sie schwieg ein paar Sekunden, und ich sah, nein, spürte eher, wie sie den Kopf zurücklegte und zu den Sternen und dem friedvollen Mond aufsah.

»Ich... bin noch nie in Brownsville gewesen«, fügte sie beinahe schüchtern hinzu.

Geschweige denn anderswo, wie es schien. Sie erzählte ihre Geschichte zögernd, aber dennoch beinahe eifrig, ohne dass ich sie großartig gedrängt hätte.

Beardsley hatte sie ihrem Vater - mehr oder minder - abgekauft und sie zusammen mit den anderen Waren, die er in Baltimore erworben hatte, zu seinem Haus gebracht, wo er sie im Prinzip wie eine Gefangene gehalten hatte, denn er hatte ihr verboten, den Hof zu verlassen oder sich eventuellen Besuchern des Hauses zu zeigen. Wenn Beardsley mit seinen Waren das Land der Cherokee bereiste, blieb sie zurück, um den Hof zu versorgen, und der Stallbursche war ihre einzige Gesellschaft gewesen - was ihr nicht viel genützt hatte, da er taub war und nicht redete.

»Tatsächlich«, sagte ich. Angesichts der Ereignisse des Tages hatte ich Josiah und seinen Zwillingsbruder ganz vergessen. Ich fragte mich, ob sie sie beide gekannt hatte oder nur Keziah.

»Wie lange seid Ihr schon in North Carolina?«, fragte ich.

»Ffwei Jahre«, sagte sie leise. »Ffwei Jahre, drei Monate und fünf Tage.« Mir fielen die Kerben am Türpfosten wieder ein, und ich fragte mich, wann sie damit angefangen hatte zu zählen. Von Anfang an? Ich reckte meinen Rücken und störte damit Hiram, der mit einem Brummen reagierte.

»Verstehe. Übrigens, wie heißt Ihr eigentlich mit Vornamen?«, fragte ich, da mir etwas spät zu Bewusstsein kam, dass ich keine Ahnung hatte.

»Franceff«, sagte sie, dann versuchte sie es noch einmal, da sie mit dem gemurmelten Klang nicht zufrieden war. »Fran-cess«, die letzte Silbe war ein Zischen durch ihre abgebrochenen Zähne. Dann zuckte sie mit den Achseln und lachte - ein leises, schüchternes Geräusch. »Fanny«, sagte sie. »Meine Mutter hat mich Fanny genannt.«

»Fanny«, sagte ich ermutigend. »Das ist ein sehr hübscher Name. Darf ich Euch so nennen?«

»Das... wäre schön«, sagte sie. Sie holte erneut Luft, hielt aber inne, ohne etwas zu sagen, da sie offenbar zu schüchtern war, das auszusprechen, was ihr auf der Zunge lag. Nach dem Tod ihres Mannes

machte sie einen vollkommen passiven Eindruck, ihrer früheren Triebkraft ganz und gar beraubt.

»Oh«, sagte ich und begriff etwas verspätet. »Claire. Bitte nennt mich Claire.«

»Claire - wie schön.«

»Nun, zumindest kommt kein >s< darin vor«, sagte ich, ohne zu überlegen. »Oh - ich bitte vielmals um Verzeihung.«

Sie tat es mit einem leisen »Pff«-Laut ab. Durch die Dunkelheit und den Hauch von Intimität ermutigt, der durch den Austausch unserer Vornamen aufgekommen war - vielleicht auch einfach nur aus dem Bedürfnis heraus, nach so langer Zeit endlich zu reden, erzählte sie mir von ihrer Mutter, die gestorben war, als sie zwölf war, ihrem Vater, einem Krabbenfischer, und ihrem Leben in Baltimore, wo sie bei Ebbe hinausgewatet war, um Austern zu harken und Muscheln zu sammeln und den Fischerbooten und Kriegsschiffen zuzusehen, die von Fort Howard hereinkamen, um den Patapsco hinaufzusegeln.

»Es war... friedvoll«, sagte sie voller Sehnsucht. »Es war so offen - nichts als Himmel und Waffer.« Sie legte erneut den Kopf zurück, als sehnte sie sich nach dem kleinen Stückchen Nachthimmel, das durch das Geflecht der Äste über uns zu sehen war. Für einen Highlander wie Jamie mochten die bewaldeten Höhen North Carolinas Zuflucht und Umarmung sein, doch auf einen Menschen, der an die Gewässer von Chesapeake gewöhnt war, konnten sie gut einen klaustrophobischen und feindseligen Eindruck machen.

»Meint Ihr, Ihr werdet dorthin zurückgehen?«, fragte ich.

»Zurück?« Sie klang ein wenig verblüfft. »Oh. Daran... daran habe ich noch gar nicht gedacht...«

»Nicht?« Ich suchte mir einen Baumstamm als Rückenlehne und reckte mich ein wenig, um meinen Rücken zu entspannen. »Ihr müsst doch gesehen haben, dass Euer... dass Mr. Beardsley im Sterben lag. Hattet Ihr denn gar keinen Plan?« Abgesehen davon, ihn spaßeshalber zu Tode zu foltern, natürlich. Mir kam der Gedanke, dass ich viel zu viel Vertrauen zu

dieser Frau gefasst hatte, mit der ich im Dunklen mit den Ziegen allein war. Möglich, dass sie wirklich Beardsleys Opfer gewesen war - möglich aber auch, dass sie das jetzt nur sagte, um sich unserer Hilfe zu versichern. Besser, wenn ich Beardsleys verbrannte Zehen und den widerwärtigen Zustand des Dachbodens nicht vergaß. Ich setzte mich ein wenig gerader hin und tastete nach dem kleinen Messer, das ich am Gürtel trug - nur für alle Fälle.

»Nein.« Sie klang ein wenig benommen - was ja vermutlich auch kein Wunder war. Auch mir war mehr als nur ein wenig benommen zumute, emotional ausgelaugt und erschöpft, wie ich war. So sehr, dass ich beinahe überhört hätte, was sie als Nächstes sagte.

»Was habt Ihr gesagt?«

»Ich sagte... Mary Ann hat mir nicht gesagt, was ich tun sollte... danach.«

»Mary-Ann«, sagte ich vorsichtig. »Ja, und das ist... die erste Mrs. Beardsley, ja?«

Sie lachte, und meine Nackenhaare sträubten sich unangenehm.

»O nein. Mary-Ann war die vierte.«

»Die... vierte«, sagte ich schwach.

»Sie ifft es, die unter der Esche begraben ifft«, teilte sie mir mit. »Das war ein Fehler. Die anderen sind im Wald. Er ifft träge geworden, nehme ich an; er wollte nicht so weit laufen.«

»Oh«, sagte ich, denn eine bessere Antwort fiel mir nicht ein.

»Ich habe es Euch doch gesagt - sie ffteht unter der Esche, wenn der Mond aufgeht. Als ich sie das erffte Mal dort gesehen habe, dachte ich, sie wäre lebendig. Ich hatte Angfft vor dem, was er tun würde, wenn er sie allein dort sah - also habe ich mich aus dem Haus gefftohlen, um sie zu warnen.«

»Verstehe.« Irgendetwas in meiner Stimme muss alles andere als überzeugt geklungen haben, denn sie wandte mir abrupt den Kopf zu. Ich packte das Messer fester an.

»Glaubt Ihr mir nicht?«

»Natürlich glaube ich Euch!«, versicherte ich ihr und versuchte, Hirams Kopf von meinem Schoß zu schieben. Mein linkes Bein war von seinem Gewicht eingeschlafen, und mein Fuß war gefühllos.

»Ich kann es Euch zeigen«, sagte sie, und ihre Stimme war ruhig und sicher. »Mary-Ann hat mir gesagt, wo sie sind - die anderen -, und ich habe sie gefunden. Ich kann Euch ihre Gräber zeigen.«

»Das ist wirklich nicht nötig«, sagte ich und spannte meine Zehen an, um die Blutzirkulation wieder herzustellen. Wenn sie auf mich losging, so beschloss ich, würde ich ihr die Ziege in den Weg schieben, mich zur Seite rollen, mich so schnell wie möglich davonmachen und nach Jamie rufen. Wo zum Teufel *war* Jamie überhaupt?

»Also... äh... Mary-Ann. Ihr sagt also, Mr. Beardsley-« Mir fiel auf, dass ich seinen Namen auch nicht kannte, aber angesichts der Umstände hielt ich es für besser, auf förmlichem Abstand zu bleiben. »Euer Ehemann hat vier Frauen *umgebracht?* Und niemand hat es gemerkt?« Nicht, dass es unbedingt jemand hätte merken müssen, begriff ich. Der Hof der Beardsleys lag sehr isoliert, und es war an der Tagesordnung, dass Frauen starben - durch Unfälle, Geburten oder schlichte Überarbeitung. Vielleicht wusste ja irgendjemand, dass Beardsley vier Frauen verloren hatte - aber es war absolut denkbar, dass niemand sich dafür interessierte, wie.

»Ja.« Sie klang ruhig, dachte ich; also war sie mir nicht unmittelbar gefährlich. »Er hätte mich auch umgebracht - aber Mary-Ann hat ihn daran gehindert.«

»Wie hat sie das gemacht?«

Sie holte tief Luft, seufzte und machte es sich auf dem Boden bequemer. Auf ihrem Schoß ertönte ein schwaches, schläfriges Blöken, und ich erkannte, dass sie das Zicklein wieder wiegte. Ich löste meine Finger von dem Messer; mit der Ziege auf dem Schoß konnte sie mich wohl kaum angreifen.

Sie war, so erzählte sie, immer hinausgegangen, um mit Mary-Ann zu sprechen, wenn der Mond hoch am Himmel stand; die Geisterfrau erschien

nur bei zu- und abnehmendem Halbmond unter dem Baum - nicht bei Neu- oder Vollmond.

»Wie merkwürdig«, murmelte ich, aber sie bemerkte es nicht, denn sie war zu sehr in ihrer Geschichte versunken.

Dies war einige Monate so gegangen. Mary-Ann hatte Fanny Beardsley erzählt, wer sie war, sie über das Schicksal ihrer Vorgängerinnen und über ihren eigenen Tod unterrichtet.

»Er hat sie erwürgt«, vertraute Fanny mir an. »Ich konnte die Abdrücke seiner Hände an ihrem Hals sehen. Sie hat mich gewarnt, daff es mir eines Tages genauso ergehen würde.«

Ein paar Wochen später war sich Fanny eines Abends sicher gewesen, dass der Zeitpunkt gekommen war.

»Er war furchtbar betrunken«, erklärte sie. »Es war am schlimmsten, wenn er Alkohol getrunken hatte, und dieffmal...«

Sie war so nervös gewesen, dass sie das Brettchen mit seinem Abendessen fallen gelassen und ihn mit Essen bekleckert hatte. Er war mit einem Aufschrei aufgesprungen und hatte einen Satz in ihre Richtung gemacht, und sie hatte kehrt gemacht und die Flucht ergriffen.

»Er war zwischen mir und der Tür«, sagte sie. »Also habe ich auf den Ffpeicher zugehalten. Ich hoffte, dass er zu betrunken sein würde, um es die Leiter hinaufzuschaffen, und so war es auch.«

Beardsley war taumelnd gestolpert und hatte die Leiter mit einem Krach umgestürzt. Während er sich knurrend und fluchend bemühte, sie wieder zurückzustellen, hatte es an der Tür geklopft.

Beardsley hatte laut gefragt, wer dort war, doch es war keine Antwort gekommen, nur erneutes Klopfen. Fanny war an die Kante des Dachbodens gekrochen und hatte gesehen, wie sein rotes Gesicht funkelnd zu ihr heraufsah. Es hatte ein drittes Mal geklopft. Seine Zunge war zu belegt vom Alkohol, als dass er zusammenhängend hätte sprechen können; er hatte sie nur angegrollt und ihr warnend den Finger entgegen gehalten, dann hatte er sich umgedreht und war zur Tür getorkelt. Er hatte sie aufgerissen, hinausgeschaut - und aufgeschrien.

»So etwas habe ich noch nie gehört«, sagte sie ganz leise. »Niemals.«

Beardsley hatte sich umgedreht und war losgelaufen, war über einen Hocker gestolpert und der Länge nach hingefallen, hatte sich mühsam wieder auf die Beine gekämpft, war zum Fuß der Leiter geschwankt und hinauf geklettert, wobei er ständig die Sprossen verfehlte, nach Halt suchte und laut brüllte und schrie.

»Er hat mich immer wieder angeschrien, ich sollte ihm helfen, ihm helfen.« Ein seltsamer Unterton lag in ihrer Stimme; vielleicht nur Erstaunen, dass ein solcher Mann sie um Hilfe anrief - doch mit einer beunruhigenden Note, von der ich glaubte, dass sie ein tiefes, geheimes Vergnügen an dieser Erinnerung verriet.

Beardsley hatte das Ende der Leiter erreicht, es aber nicht geschafft, den letzten Schritt auf den Dachboden zu tun. Stattdessen hatte sich sein rotes Gesicht plötzlich weiß verfärbt, seine Augen hatten sich verdreht, und dann war er besinnungslos mit dem Gesicht auf die oberen Dielen gestürzt, während seine Beine absurd vom Dachboden baumelten.

»Ich bekam ihn nicht hinunter; alles, was ich tun konnte, war, ihn auf den Speicher zu ziehen.« Sie seufzte. »Und den Refft... wifft Ihr ja.«

»Nicht ganz.« Jamies Stimme erklang hinter mir in der Dunkelheit, und ich fuhr zusammen. Hiram grunzte entrüstet, weil ich ihn wach gerüttelt hatte.

»Wie lange bist *du* denn schon hier?«, fragte ich.

»Lange genug.« Er trat zu mir und kniete sich neben mich, eine Hand auf meinem Arm. »Und was ist an der Tür gewesen?«, fragte er Mrs. Beardsley. Seine Stimme verriet nicht mehr als schwaches Interesse, aber seine Hand hielt meinen Arm fest umklammert. Mich durchfuhr ein leiser Schauder. Ja genau, *was*?

»Nichts«, sagte sie nur. »Soweit ich sehen konnte, war niemand dort. Aber - man *kann* von der Tür aus die Esche sehen, und der Halbmond ging gerade auf.«

Es folgte beredtes Schweigen. Schließlich rieb sich Jamie fest mit der Hand über das Gesicht, seufzte und stand auf.

»Aye. Schön. Ich habe eine Stelle gefunden, wo wir geschützt übernachten können. Hilf mir mit der Ziege, Sassenach.«

Wir befanden uns auf hügeligem Terrain, das mit spitzen Felsvorsprüngen sowie Carolina-Nelkenpfeffer und Stechwinden gespickt war, und das Fortkommen zwischen den Bäumen war in der Dunkelheit so unsicher, dass ich zweimal stürzte und mich nur mit viel Glück abfangen konnte, bevor ich mir den Hals brach. Selbst bei Tageslicht wäre es schwierig gewesen; bei Nacht war es fast unmöglich. Glücklicherweise war es nur ein kurzes Stück bis zu der Stelle, die Jamie gefunden hatte.

Es war eine Art flacher Riss in der Seitenwand einer bröckeligen Lehmbank, die mit wildem Wein überwuchert und mit dichten Grasbüscheln bewachsen war. Hier war irgendwann einmal ein Bach geflossen, und das Wasser hatte einen großen Erdbrocken aus der Bank gefräst und ein überhängendes Dach zurückgelassen. Doch das Flussbett war vor einigen Jahren irgendwie umgelenkt worden, und die runden Steine, die einmal seinen Boden gebildet hatten, waren verstreut in den moosigen Boden eingesunken; einer von ihnen rollte mir jetzt unter den Fuß, und ich fiel auf das Knie und stieß es mir schmerzhaft an einem anderen der verflixten Steine.

»Alles in Ordnung, Sassenach?« Jamie hörte meinen rüden Ausruf, blieb stehen und drehte sich zu mir um. Er stand direkt über mir auf dem Abhang, Hiram auf den Schultern. Von unten als Silhouette gegen den Himmel betrachtet, sah er grotesk und ziemlich Angst einflößend aus, eine große, gehörnte Gestalt mit gekrümmten, monströsen Schultern.

»Bestens«, sagte ich ziemlich atemlos. »Hier ist die Stelle, nicht wahr?«

»Aye. Hilf mir... ja?« Er hörte sich noch viel atemloser an als ich. Er ließ sich vorsichtig auf die Knie sinken, und ich eilte an seine Seite, um ihm dabei zu helfen, Hiram abzulegen. Jamie verharrte auf den Knien und stützte sich mit einer Hand vom Boden ab.

»Ich hoffe, es wird morgen nicht zu schwierig, den Pfad zu finden«, sagte ich und beobachtete ihn nervös. Er hatte erschöpft den Kopf gesenkt, und die Luft rasselte bei jedem Atemzug feucht in seiner Brust. Ich wollte

ihn an einem Ort mit Feuer und Essen sehen, und zwar so schnell wie möglich.

Er schüttelte den Kopf, hustete und räusperte sich.

»Ich weiß, wo er ist«, sagte er und hustete wieder. »Es ist nur...« Der Husten schüttelte ihn heftig, ich konnte sehen, wie sich seine Schultern verkrampften. Als er aufhörte zu husten, legte ich ihm sanft eine Hand auf den Rücken, und ich konnte spüren, wie ihn ein leises, konstantes Zittern durchlief; nicht vor Kälte; es war einfach das Zittern überanstrengter Muskeln.

»Ich kann nicht mehr, Claire«, sagte er leise, als beschämte ihn dieses Eingeständnis. »Ich bin erledigt.«

»Leg dich hin«, sagte ich genauso leise. »Ich kümmere mich um alles.«

Es folgte einiges Hin und Her, doch innerhalb einer guten Viertelstunde hatten es sich alle einigermaßen bequem gemacht, die Pferde waren an den Beinen gefesselt, und es brannte ein kleines Feuer.

Ich kniete mich hin, um nach meinem Hauptpatienten zu sehen, der sich auf seine Brust stützte und das geschiente Bein nach vorn weggestreckt hatte. Hiram, der seine Damen hinter sich sicher im Schutz des Überhangs versammelt hatte, gab ein ärgerliches »Mäh!« von sich und bedrohte mich mit seinen Hörnern.

»Undankbarer Kerl«, sagte ich und wich zurück.

Jamie lachte, dann brach er ab, weil er husten musste, und der Krampf ließ seine Schultern erbeben. Er hatte sich an einer Seite der Aushöhlung zusammengerollt und benutzte seinen zusammengefalteten Rock als Kopfkissen.

»Und was dich angeht«, sagte ich und betrachtete ihn. »Ich habe keinen Scherz gemacht, als ich dir das Gänseschmalz versprochen habe. Öffne deinen Umhang und mach dein Hemd auf, und zwar sofort.«

Er sah mich verkniffen an und warf einen raschen Blick in Mrs. Beardsleys Richtung. Ich lächelte insgeheim über sein Schamgefühl, gab Mrs. Beardsley aber den kleinen Kessel aus meiner Satteltasche und

schickte sie fort, um Wasser und mehr Brennholz zu holen, dann kramte ich den Kürbisbehälter mit der Mentholsalbe hervor.

Bei genauerem Hinsehen alarmierte mich Jamies Aussehen ein wenig. Er war blass, seine Lippen weiß, seine Nasenlöcher rot gerändert, und in seinen Augen spiegelte sich die Erschöpfung. Er sah sehr krank aus und hörte sich noch schlimmer an, denn bei jedem Atemzug keuchte es in seiner Brust.

»Nun, wenn Hiram nicht vor den Augen seiner Frauen gestorben ist, wirst du mir wohl auch nicht vor der Nase wegsterben«, sagte ich zweifelnd und strich mir etwas von dem duftenden Schmalz auf den Finger.

»Ich sterbe überhaupt nicht«, sagte er ziemlich gereizt. »Ich bin nur ein kleines bisschen müde. Morgen früh bin ich wieder ganz ich selb- oh, Himmel, ich hasse das!«

Seine Brust war ganz warm, aber ich hatte nicht das Gefühl, dass er Fieber hatte; da meine eigenen Finger sehr kalt waren, war es jedoch schwer zu sagen.

Er fuhr zusammen, machte ein schrilles »Iiih«-Geräusch und versuchte, sich mir zu entwinden. Ich packte ihn fest am Hals, legte mein Knie auf seinen Bauch und malträtierte ihn trotz aller Proteste weiter. Schließlich gab er seinen Kampf auf und ergab sich. Jetzt kicherte und nieste er nur noch dann und wann und jaulte kurz auf, wenn ich eine besonders kitzlige Stelle berührte. Die Ziegen fanden das Ganze sehr unterhaltsam.

Ein paar Minuten später lag er gut eingeschmiert und keuchend auf dem Boden. An Brust und Hals war seine Haut rot und schmalzglänzend von der Einreibung, und ein kräftiges Aroma von Pfefferminze und Kampher lag in der Luft. Ich legte ihm ein dickes Flanellstück auf die Brust, knöpfte ihm das Hemd zu, hüllte ihn in seinen Umhang und steckte ihn bis zum Kinn unter eine Decke.

»Nun gut«, sagte ich zufrieden und wischte mir die Hände an einem Tuch ab. »Sobald ich heißes Wasser habe, trinken wir eine schöne Tasse Andorntee.«

Er machte argwöhnisch ein Auge auf.

»Tun wir das?«

»Nun, du schon. Ich persönlich würde lieber heiße Pferdepisse trinken.«

»Ich auch.«

»Schade, sie hat leider keine mir bekannten medizinischen Qualitäten.«

Er stöhnte und schloss das Auge wieder. Einen Moment lang atmete er schwer, so dass er sich anhörte wie ein kaputter Blasebalg. Dann hob er den Kopf ein paar Zentimeter und öffnete die Augen.

»Ist die Frau schon zurück?«

»Nein, ich denke, es wird wohl im Dunklen etwas dauern, bis sie den Bach findet.« Ich zögerte. »Hast du... alles gehört, was sie mir erzählt hat?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nicht alles - aber genug. Mary-Ann und das alles?«

»Ja, genau.«

Er grunzte.

»Hast du ihr geglaubt, Sassenach?«

Ich antwortete nicht sofort, sondern ließ mir Zeit und pulte mir währenddessen das Gänseschmalz unter den Fingernägeln hervor.

»Vorhin schon«, sagte ich schließlich. »Jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher.«

Er grunzte erneut, diesmal beifällig.

»Ich glaube nicht, dass sie gefährlich ist«, sagte er. »Aber halt dein Messer bereit, Sassenach - und dreh' ihr nicht den Rücken zu. Wir werden abwechselnd Wache halten; weck mich in einer Stunde.«

Er schloss die Augen, hustete, und schlief ohne weitere Umstände ein.

Wolken begannen, sich vor den Mond zu schieben, und ein kalter Wind fuhr über uns durch das Gras auf der Uferbank.

»Ihn in einer Stunde wecken«, murmelte ich und rutschte herum, um es mir auf dem steinigen Boden wenigstens ansatzhaft bequem zu machen. »Ha, ha, ha.« Ich beugte mich vor und hievte mir Jamies Kopf auf den Schoß. Er stöhnte leise, zuckte aber nicht mit der Wimper.

»Da lachen ja die Hühner«, sagte ich anklagend zu ihm. »Ha!«

Ich dehnte meine Schultern und lehnte mich an die schräge Wand unseres Unterschlupfes. Jamies Warnung zum Trotz schien es nicht nötig zu sein, ein Auge auf Mrs. Beardsley zu haben; sie hatte gehorsam Feuer gemacht, sich dann zwischen den Ziegen zusammen gerollt und war - da auch sie aus Fleisch und Blut war und die Ereignisse des Tages sie erschöpft hatten - sofort eingeschlafen. Ich konnte hören, wie sie auf der anderen Seite des Feuers friedlich schnarchte, untermalt von den gesammelten Keuch- und Grunzlauten ihrer Begleiter.

»Was glaubst du überhaupt, woraus du gemacht bist?«, fragte ich den schweren Kopf, der auf meinem Oberschenkel ruhte. »Aus vulkanisiertem Gummi?« Meine Finger strichen unabsichtlich über sein Haar und glätteten es sanft. Einer seiner Mundwinkel zog sich plötzlich zu einem Lächeln hoch, das so hinreißend war, dass ich fast erschrak.

Es war so schnell vorbei, wie es gekommen war, und ich starrte ihn verblüfft an. Nein, er schlief tief und fest; er atmete heiser, aber regelmäßig, und seine langen, mehrfarbigen Wimpern lagen dunkel auf seinen Wangen. Ich strich ihm erneut ganz sanft über den Kopf.

Und da; das Lächeln flackerte auf wie ein Flämmchen und verschwand wieder. Er seufzte tief, kuschelte seinen Kopf fester an mich, entspannte sich dann vollständig und sein Körper wurde schlaff.

»Oh, Himmel, Jamie«, sagte ich leise, und beißende Tränen stiegen mir in die Augen.

Es war Jahre her, dass ich ihn zuletzt so im Schlaf hatte lächeln sehen. In den Anfangstagen unserer Ehe - in Lallybroch.

Als kleiner Junge hat er das immer gemacht, hatte seine Schwester Jenny mir damals erzählt. *Ich glaube, es bedeutet, dass er glücklich ist.*

Meine Finger gruben sich in das weiche, dichte Haar in seinem Nacken und spürten seinen festen, runden Schädel, die warme Kopfhaut und die haarfeine Linie der uralten Narbe, die sich darüber zog.

»Ich auch«, flüsterte ich ihm zu.

30

Satans Brut

Mrs. MacLeod und ihre beiden Kinder waren bei Evan Lindsay und seiner Frau untergekommen, und da die beiden MacLeodbrüder ebenso wie Geordie Chisholm und seine beiden ältesten Söhne mit der Miliz unterwegs waren, war die Enge im Haus damit beträchtlich gelindert. Allerdings reichte das noch nicht annähernd, dachte Brianna, denn schließlich war Mrs. Chisholm nach wie vor da.

Das Problem bestand nicht in Mrs. Chisholm als solcher; das Problem bestand in Mrs. Chisholms fünf kleineren Kindern, die allesamt Jungen waren und - von Mrs. Bug - kollektiv als »Satans Brut« bezeichnet wurden. Mrs. Chisholm erhob - vielleicht verständlicherweise - Einspruch gegen diese Terminologie. Die anderen Bewohner des Hauses äußerten ihre Meinung zwar nicht ganz so direkt wie Mrs. Bug, doch sie waren sich bemerkenswert einig. Dreijährige Zwillinge konnten nun einmal diese Wirkung hervorrufen, dachte Brianna, die Jemmy mit beklommenem Blick betrachtete, wenn sie sich die Zukunft ausmalte.

Momentan legte er keine Anzeichen für künftige Zerstörungswut an den Tag, sondern lag im Halbschlaf auf dem Teppich in Jamies Studierzimmer, wohin Brianna sich in der vagen Hoffnung auf eine Viertelstunde annähernder Einsamkeit zurückgezogen hatte, um zu schreiben. Ein Rest von Respekt vor Jamie reichte aus, um die kleinen Verbrecher aus diesem Zimmer fern zu halten, zumindest meistens.

Mrs. Bug hatte den achtjährigen Thomas, den sechsjährigen Anthony und den fünfjährigen Toby Chisholm davon in Kenntnis gesetzt, dass Mrs. Fraser eine bekannte Hexe sei; eine Weise Frau, die sie mit Sicherheit sofort in Kröten verwandeln würde - kein großer Verlust für die Gesellschaft, wie sie ihnen zu verstehen gab -, falls in ihrem Sprechzimmer irgendetwas kaputt gehen sollte. Das hielt sie zwar nicht

davon fern - ganz im Gegenteil; sie waren fasziniert -, aber es hatte bis jetzt verhindert, dass sie allzu viel Schaden anrichteten.

Jamies Tintenfass stand auf dem Tisch bereit, ein ausgehöhlter kleiner Kürbis, mit einer großen Eichel ordentlich verkorkt, und daneben stand ein getöpfertes Gefäß mit ordentlich angespitzten Truthahnkielen. Die Mutterschaft hatte sie gelehrt, zufällige Gegebenheiten auszunutzen; das tat sie nun - sie griff zum Federkiel und schlug das kleine Tagebuch auf, in dem sie ihre persönlichen Aufzeichnungen festhielt.

Letzte Nacht habe ich vom Seifekochen geträumt. Ich habe selber noch nie Seife gemacht, aber ich hatte gestern den Boden geschrubbt und hatte den Geruch der Seife noch an den Händen, als ich ins Bett gegangen bin. Es ist ein widerlicher Geruch nach Säure und Asche, und dazu der schreckliche Gestank, den das Schweinefett ausströmt wie etwas, das schon lange tot ist.

Ich habe Wasser in einen Kessel mit Holzasche gegossen, und es hat sich schon beim Gießen in Lauge verwandelt. Giftiger Qualm ist in großen Wolken aus dem Kessel aufgestiegen; er war gelb, der Rauch.

Pa hat mir eine große Schüssel Talg gebracht, den ich unter die Lauge mischen sollte, und es waren Babyfinger darin. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich daran etwas seltsam gefunden habe - zu diesem Zeitpunkt.

Brianna hatte versucht, die lauten Geräusche von oben zu ignorieren, die sich anhörten, als hüpften mehrere Personen auf einem Bett herum. Die Geräusche brachen abrupt ab, gefolgt von einem durchdringenden Schrei, in dessen Folge es wiederum laut klatschte, so als träfe Haut auf Haut, und weitere Schreie in verschiedenen Tonlagen erschollen.

Sie zuckte zusammen, schloss fest die Augen, und ihr schauderte, als der Konflikt eskalierte. Noch eine Sekunde, und jetzt donnerten sie die Treppe herunter. Mit einem Blick auf Jemmy, der unsanft geweckt worden war, aber keine Angst zu haben schien - mein Gott, er fing ja schon an,

sich daran zu gewöhnen, dachte sie -, legte sie den Federkiel nieder und stand seufzend auf.

Mr. Bug war dazu da, sich um die Farm und das Vieh zu kümmern und Bedrohungen für Leib und Leben abzuwehren; Mr. Wemyss war dazu da, um Brennholz zu hacken, Wasser zu schleppen und dafür zu sorgen, dass das Haus nicht zusammenfiel. Aber Mr. Bug war schweigsam und Mr. Wemyss ängstlich; Jamie hatte Brianna offiziell die Verantwortung überlassen. Also war sie bei allen Konflikten Berufungsgericht und Richterin. Ehrwürden junior sozusagen.

Ehrwürden junior warf die Studierzimmertür auf und funkelte den Pöbel an. Mrs. Bug, rot im Gesicht - wie üblich - und vor bitteren Vorwürfen kurz vor dem Überkochen. Dito Mrs. Chisholm, die vor lauter mütterlicher Entrüstung kaum an sich halten konnte. Die kleine Mrs. Aberfeldy, angelaufen wie eine Aubergine, presste ihre zweijährige Tochter Ruth schützend an ihre Brust. Tony und Toby Chisholm, beide in Tränen aufgelöst und mit Rotz beschmiert. Toby hatte einen roten Handabdruck auf der Wange; das strähnige Haar der kleinen Ruthie schien auf der einen Seite seltsam kürzer zu sein als auf der anderen. Sie fingen alle gleichzeitig an zu reden.

»...wilde Rothäute!«

»...mein Baby und sein schönes *Haar*!«

»Sie hat angefangen!«

»... es wagen, meinen Sohn zu schlagen!«

»Wir haben doch nur skalpieren gespielt, Ma’am...«

»... Iiiiiiiiii!«

»... und ein großes Loch in mein Federbett gerissen, der kleine Teufel!«

»Seht Euch an, was sie getan hat, die alte Schachtel!«

»Seht Euch an, was sie getan haben!«

»Aber Ma’am, es ist doch nur...«

»AAAAAAAAAAAAA!«

Brianna trat in den Korridor hinaus und knallte die Tür hinter sich zu. Es war eine massive Tür, und der Knall brachte das Geschrei zum Schweigen. Auf der anderen Seite begann Jemmy zu weinen, aber sie ignorierte ihn fürs Erste.

Sie holte tief Luft, bereit, sich in die Schlacht zu stürzen, doch dann überlegte sie es sich anders. Sie konnte den Gedanken an das endlose Hin und Her nicht ertragen, das folgen würde, wenn sie sich mit ihnen als Gruppe auseinandersetzte. Teile und erobere, das war der einzige Weg.

»Ich *schreibe* gerade«, erklärte sie stattdessen und blickte mit zusammengekniffenen Augen von einem Gesicht zum nächsten. »Es ist wichtig.« Mrs. Aberfeldy machte ein beeindrucktes Gesicht; Mrs. Chisholm ein beleidigtes, Mrs. Bug ein erstauntes.

Sie nickte den Frauen nacheinander kühl zu.

»Ich unterhalte mich später einzeln mit Euch darüber. Aye?«

Sie öffnete die Tür, trat ein und schloss sie ganz leise vor den drei weit aufgerissenen Augenpaaren, dann presste sie ihren Rücken dagegen, schloss die Augen und atmete die Luft aus, die sie angehalten hatte.

Es folgte Schweigen vor der Tür, dann ein deutliches »Hmp!«, das sich nach Mrs. Chisholms Stimme anhörte, und das Geräusch sich entfernender Schritte - ein Paar die Treppe hinauf, eines auf die Küche zu und ein lauteres in das Sprechzimmer gegenüber auf dem Flur. Ein Schwall kleiner Schritte zur Haustür hinaus verkündete, dass Tony und Toby die Flucht ergriffen hatten.

Jemmy hörte auf zu jammern, als er sie sah, und begann, am Daumen zu lutschen.

»Ich hoffe, Mrs. Chisholm versteht nichts von Kräutern«, sagte sie flüsternd zu ihm. »Oma bewahrt bestimmt auch Gift dort auf.« Gut, dass ihre Mutter wenigstens die Truhe mit den Sägen und Skalpellen mitgenommen hatte.

Sie stand eine Minute still und lauschte. Keine Geräusche von zerbrechendem Glas. Möglicherweise war Mrs. Chisholm ja nur in das Sprechzimmer gegangen, um Mrs. Aberfeldy und Mrs. Bug aus dem Weg

zu gehen. Brianna ließ sich auf den Stuhl vor dem kleinen Tisch sinken, der ihrem Vater als Schreibtisch diente. Oder vielleicht hatte sich Mrs. Chisholm ja auf die Lauer gelegt, um Brianna dazu zu bewegen, sich ihre Beschwerden anzuhören, sobald ihr die anderen nicht mehr im Weg waren.

Jemmy lag jetzt mit den Beinchen in der Luft auf dem Rücken und zermatschte fröhlich ein Stück Zwieback, das er irgendwo gefunden hatte. Ihr Tagebuch war zu Boden gefallen. Da sie Mrs. Chisholm aus dem Sprechzimmer kommen hörte, hob sie rasch den Federkiel und nahm mit der anderen Hand eines der Kontobücher von dem Stapel auf dem Schreibtisch.

Die Tür öffnete sich ein oder zwei Zentimeter. Sekundenlang herrschte Schweigen, und sie beugte den Kopf stirnrunzelnd in übertriebener Konzentration über die Seite, die vor ihr lag, und kratzte mit leerem Federkiel darauf herum. Die Tür schloss sich wieder.

»Blöde Kuh«, murmelte sie vor sich hin. Jemmy machte ein fragendes Geräusch und sie blickte zu ihm hinunter. »Das hast du nicht gehört, klar?«

Jemmy blubberte zustimmend und stopfte sich den matschigen Überrest seines Toaststückchens in das linke Nasenloch. Sie setzte sich instinktiv in Bewegung, um es ihm abzunehmen, dann bremste sie sich. Sie war heute Morgen nicht in der Stimmung für weitere Konflikte. Das galt auch für den Nachmittag.

Sie klopfte nachdenklich mit dem Federkiel auf die Buchseite. Sie würde etwas unternehmen müssen, und zwar schnell. Womöglich hatte Mrs. Chisholm die Tollkirschen gefunden, und sie *wusste,* dass Mrs. Bug ein Hackbeil hatte.

An Gewicht, Größe und Reichweite war Mrs. Chisholm zwar im Vorteil, aber Brianna hätte ihr Geld auf Mrs. Bug verwettet, was List und Tücke anging. Was die arme, kleine Mrs. Aberfeldy anging, so würde sie ins Kreuzfeuer geraten und mit verbalen Geschossen bombardiert werden. Und Klein-Ruthie würde wahrscheinlich so kahl sein wie ein Ei, bevor die Woche verstrichen war.

Ihr Vater hätte sie durch den vereinten Einsatz von Charme und männlicher Autorität in null Komma nichts in ihre Schranken verwiesen.

Sie prustete bei dieser Vorstellung belustigt auf. Komm, würde er zu der einen sagen, und sie würde sich schnurrend wie Adso, der Kater, zu seinen Füßen zusammenrollen. Geh, würde er zu einer anderen sagen, und sie würde prompt in die Küche wandern und ihm einen Teller Buttermuffins backen.

Ihre Mutter hätte die erste Gelegenheit ergriffen, aus dem Haus zu flüchten - um sich um einen abgelegenen Patienten zu kümmern oder Heilkräuter zu sammeln - und die Frauen ihren Streit selbst ausfechten zu lassen, und sie wäre erst dann zurückgekehrt, wenn ein Zustand bewaffneter Neutralität wiederhergestellt war. Brianna war der Ausdruck der Erleichterung im Gesicht ihrer Mutter nicht entgangen, als sie sich in den Sattel ihrer Stute schwang - genauso wenig wie der etwas entschuldigende Blick, den sie ihrer Tochter zuwarf. Dennoch kam für sie keine dieser Strategien in Frage - wenn auch das Bedürfnis, sich Jemmy zu packen und das Weite zu suchen, sehr stark war.

Zum hundertsten Mal seit dem Aufbruch der Männer wünschte sie, sie hätte mit ihnen reiten können. Sie konnte sich die Bewegungen eines Pferdes unter ihr vorstellen, die klare, kalte Luft in ihren Lungen, und Roger, der an ihrer Seite ritt, die Sonne in seinem dunklen Haar, gemeinsam unterwegs zu unbekannten Abenteuern.

Sie vermisste ihn so sehr, dass es schmerzte wie ein Bluterguss auf einem Knochen. Wie lange mochte er wohl fort bleiben, wenn es wirklich zu Kampfhandlungen kam? Sie verdrängte den Gedanken, denn sie wollte sich nicht mit dem Gedanken befassen, der danach kam; dem Gedanken, dass dann auch die Möglichkeit bestand - so klein sie auch war -, dass er krank oder verletzt zurückkam - oder dass er gar nicht zurückkam.

»Dazu wird es *nicht* kommen«, sagte sie laut und überzeugt. »In ein oder zwei Wochen sind sie wieder da.«

Lautes Prasseln erklang, denn ein Windstoß wehte Eisregen gegen das Fenster. Das Wetter wurde kalt; bei Anbruch der Nacht würde es schneien. Sie erschauerte, zog sich das Schultertuch um die Schultern und warf einen Blick auf Jemmy, um sich zu vergewissern, dass er nicht fror. Sein Kittelchen war hochgerutscht, seine Windel eindeutig nass, er hatte einen

Strumpf verloren, und sein kleiner, rosiger Fuß war nackt. Er schien es nicht zu merken, da er ganz darin vertieft war, seinen nackten Zehen, die sich in der Luft bewegten, ein Lied vorzusingen.

Sie sah ihn skeptisch an, doch er machte einen ganz zufriedenen Eindruck - und das Kohlebecken in der Ecke verbreitete schließlich einige Wärme.

»Okay«, sagte sie und seufzte. Sie hatte Jemmy, und damit basta. Und *da* es nun einmal so war, bestand das Problem darin, einen Weg zu finden, mit den drei Furien fertig zu werden, bevor sie sie zum Wahnsinn trieben oder sich gegenseitig mit dem Nudelholz oder ihren Stricknadeln umbrachten.

»Logik«, sagte sie zu Jemmy. Sie setzte sich gerade auf den Stuhl und zeigte mit dem Federkiel auf ihn. »Es muss einen logischen Weg geben. Es ist wie dieses Rätsel, in dem man einen Kannibalen, einen Missionar und eine Ziege in einem Kanu über einen Fluss befördern muss. Lass mich darüber nachdenken.«

Jemmy versuchte jetzt, sich den Fuß in seinen mit Krümeln verklebten Mund zu stecken, obwohl diese Tätigkeit eindeutig nichts Logisches an sich hatte.

»Das musst du von Papa haben«, sagte sie geduldig zu ihm. Sie stellte den Federkiel in das Gefäß zurück und war schon im Begriff, das Buch zu schließen, als sie inne hielt, fasziniert von den Einträgen, die sich über die Seite breiteten. Der Anblick von Jamies typisch unordentlicher Handschrift war immer noch etwas Aufregendes für sie und erinnerte sie daran, wie sie sie zum ersten Mal gesehen hatte - auf einem uralten Erbvertrag, dessen Tinte vom Alter hellbraun geworden war.

Diese Tinte hier war zwar anfangs auch hellbraun gewesen, jetzt jedoch dunkler geworden, da die Mischung aus Eisen und Galle nach einem Tag an der Luft ihre typische, blauschwarze Färbung annahm.

Es war weniger ein Rechnungsbuch, so sah sie, als vielmehr ein Logbuch, in dem die täglichen Aktivitäten auf der Farm festgehalten waren.

16. Juli - Sechs entwöhnte Ferkel von Pastor Gottfried erhalten, im Austausch für zwei Flaschen Muskatellerwein und eine Axtklinge. Habe sie im Stall untergebracht, bis sie groß genug sind, um sich im Wald selbst zu ernähren.

17. Juli - Eines der Bienenvölker ist am Nachmittag ausgeschwärmt und in den Stall geflogen. Meine Frau hat den Schwarm zum Glück wieder eingefangen und ihn in einem leeren Butterfass untergebracht. Sie sagt, Ronnie Sinclair muss ihr ein neues machen.

18. Juli - Brief von meiner Tante, die mich bezüglich der Sägemühle am Grinder's Creek um Rat bittet. Habe geantwortet und gesagt, dass ich vor Ablauf des Monats hinreiten und mir die Situation ansehen werde. Habe R. Sinclair den Brief mitgegeben, der mit einer Ladung von 22 Fässern nach Cross Creek reist, von denen ich die Hälfte seines Gewinns erhalten werde, um durch den Erwerb von Schusterwerkzeugen entstandene Schulden zu bezahlen. Habe es so eingerichtet, dass die Kosten für das neue Butterfass von dieser Summe abgezogen werden.

Der Fluss der Einträge war beruhigend, so friedlich wie die Sommertage, von denen sie berichteten. Sie spürte, wie sich der Knoten der Anspannung zwischen ihren Schulterblättern löste, und ihre Gedanken begannen, sich zu lockern und zu räkeln, bereit, einen Ausweg aus ihren Schwierigkeiten zu finden.

20. Juli - Gerste au dem unteren Feld steht mir bis zu den Strumpfkanten. Die rote Kuh hat kurz nach Mitternacht eine gesunde Färse zur Welt gebracht. Alles gut. Ein exzellenter Tag.

21. Juli - Zu den Muellers geritten. Ein Glas Wabenhonig gegen einen Lederzaum in schlechtem Zustand (kann aber geflickt werden) eingetauscht. Erst im Dunklen nach Hause gekommen, weil ich in der Dämmerung die Larven auf dem Teich bei Hollis's Gap habe schlüpfen

sehen. Angehalten, um zu angeln, und zehn ordentliche Forellen gefangen. Sechs zum Abendessen verspeist, der Rest gibt ein schönes Frühstück.

22. Juli - Mein Enkelsohn hat einen Ausschlag, den meine Frau allerdings für unbedeutend erklärt. Die weiße Sau ist wieder aus ihrem Verschlag ausgebrochen und in den Wald entwischt. Ich bin mir nicht ganz schlüssig, ob ich ihr nachjagen soll oder nur dem unglücklichen Raubtier, das ihr zuerst begegnet, mein Beileid ausdrücken soll. Ihre Laune ähnelt im Augenblick derjenigen meiner Tochter, da letztere in den vergangenen Nächten nur wenig geschlafen hat...

Brianna beugte sich stirnrunzelnd über die Seite.

... weil das Kind so viel schreit. Meine Frau sagt, das ist die Kolik, und es geht vorbei. Ich hoffe, sie hat Recht. Unterdessen habe ich Brianna und das Kind in der alten Blockhütte untergebracht, was uns hier im Haus ein wenig Erleichterung verschafft, wenn auch nicht meiner armen Tochter. Die weiße Sau hat vier Ferkel aus ihrem letzten Wurf gefressen, ehe ich es verhindern konnte.

»Oh, du alter *Schuft*!«, sagte sie. Besagte weiße Sau war ihr gut vertraut, und der Vergleich schmeichelte ihr ganz und gar nicht. Durch ihren Tonfall alarmiert, hörte Jemmy auf zu summen, ließ seinen Toast fallen, und sein Mund begann zu zittern.

»Nein, nein, ist ja schon gut, Schätzchen.« Sie stand auf, nahm ihn in den Arm und wiegte ihn sanft, um ihn zu trösten. »Schhhh, ist ja gut. Mami hat doch nur Opa gemeint, das war alles. Das Wort hast du auch nicht gehört, okay? Schh, schh.«

Jemmy war beruhigt, lehnte sich aber über ihre Arme hinweg, um mit kleinen, aufgeregten Quietschlauten nach seiner abgelegten Mahlzeit zu greifen. Sie bückte sich und hob den halb aufgelösten Toast auf, um ihn voll Abneigung zu betrachten. Die Kruste war nicht nur alt und feucht,

sondern hatte auch einen feinen Überzug, der verdächtig nach Katzenhaar aussah.

»Igitt. Das willst du doch nicht wirklich essen, oder?«

Offensichtlich wollte er und ließ sich nur mit Engelszungen überreden, stattdessen einen großen Eisenring aus dem Regal zu akzeptieren - der dazu diente, männliche Tiere an der Nase herumzuführen, wie sie voll Ironie bemerkte. Kurzes Knabbern bestätigte jedoch, dass der Nasenring durchaus begehrenswert war, und Jemmy machte sich auf ihrem Schoß daran, konzentriert darauf herumzukauen, was es ihr ermöglichte, den Eintrag zu Ende zu lesen, über den sie sich so geärgert hatte.

»Hmm.« Sie lehnte sich zurück und setzte sich Jemmy bequemer auf den Schoß. Er konnte jetzt schon problemlos aufrecht sitzen, obwohl sie es immer noch unglaublich fand, dass sein Nudelhals den dicken Kugelkopf tragen konnte. Sie betrachtete das Buch grübelnd.

»Das ist gar nicht so dumm«, sagte sie zu Jemmy. »Wenn ich die alte Zie - ich meine Mrs. Chisholm in unser Blockhaus verfrachte, kommen sie und ihre schrecklichen, kleinen Monster uns nicht mehr in die Quere. Dann... hm. Mrs. Aberfeldy und Ruthie könnten bei Lizzie und ihrem Vater einziehen, wenn wir das Rollbett aus Mamas und Pas Zimmer dorthin stellen. Die Bugs bekommen ihre Privatsphäre zurück, und Mrs. Bug hört auf, sich wie eine biestige, alte... äh... jedenfalls könnten wir zwei wohl in Mamas und Pas Zimmer schlafen, zumindest bis sie zurückkommen.«

Sie hasste den Gedanken, aus der Blockhütte auszuziehen. Sie war ihr Heim, ihr Privatraum, das Haus ihrer Familie. Dorthin konnte sie gehen, die Tür schließen und den Aufruhr hinter sich lassen. Ihre Sachen waren dort; der halb fertige Webstuhl, die Zinnteller, der Keramikkrug, den sie bemalt hatte - all die kleinen, vertrauten Gegenstände, mit denen sie sich die Hütte zu Eigen gemacht hatte.

Über das Gefühl hinaus, dass die Hütte ihr gehörte und ihr Frieden schenkte, erweckte der Gedanke, sie zu verlassen, ein unangenehmes Gefühl in ihr, das an Aberglauben erinnerte. Die Blockhütte war das Heim, das Roger mit ihr geteilt hatte; sie zu verlassen, wenn auch nur

vorübergehend, kam irgendwie dem Eingeständnis gleich, dass er möglicherweise nicht zurückkehren würde, um es erneut mit ihr zu teilen.

Sie hielt Jemmy fester umfasst, doch er ignorierte sie, um sich ganz auf sein Spielzeug zu konzentrieren, und seine fetten, kleinen Fäuste glänzten dort, wo er den Ring festhielt, vor Speichel.

Nein, sie hatte nicht die geringste Lust, ihre Blockhütte aufzugeben. Aber es *war* eine Antwort, und zwar eine logische. Würde Mrs. Chisholm einverstanden sein? Die Hütte war sehr viel einfacher gebaut als das Haupthaus, und weniger komfortabel.

Dennoch war sie sich ziemlich sicher, dass Mrs. Chisholm den Vorschlag annehmen würde. Wenn sie jemals einen Menschen gesehen hatte, dessen Motto lautete: »Lieber König in der Hölle als Dienstbote im Himmel...« Trotz ihrer Sorgen spürte sie, wie unter ihrem Mieder ein leises, blubberndes Lachen aufstieg.

Sie streckte die Hand aus und schlug das Buch zu, dann versuchte sie, es wieder auf den Stapel zu legen, von dem sie es genommen hatte. Da sie aber nur eine Hand zur Verfügung hatte und Jemmy ihr im Weg war, reichte ihr Arm nicht weit genug, und das Buch rutschte herunter und fiel wieder auf den Tisch zurück.

»Verflixt«, murmelte sie und schob sich auf dem Stuhl nach vorn, um es wieder in die Hand zu nehmen. Mehrere lose Blätter waren herausgefallen, und sie schob sie so ordentlich, wie es mit einer Hand ging, wieder zurück.

Eines, eindeutig ein Brief, trug noch Reste des Wachssiegels. Ihr Blick fiel auf den Abdruck eines lächelnden Halbmondes, und sie hielt inne. Das war Lord John Greys Siegel. Es musste der Brief sein, den er letzten September geschickt hatte und in dem er seine Jagdabenteuer im Sumpf des Grauens beschrieb; ihr Vater hatte ihn der Familie schon mehrfach vorgelesen - Lord John war ein humorvoller Briefpartner, und seine Hirschjagd war von einer Serie von Missgeschicken geplagt gewesen, die zweifellos unangenehme Erlebnisse gewesen waren, die jedoch hinterher pittoreske Geschichten abgaben.

Sie lächelte bei der Erinnerung und öffnete den Brief mit dem Daumen. Sie freute sich schon darauf, die Geschichte erneut zu lesen, stellte aber

fest, dass sie sich etwas ganz anderem gegenüber sah.

13. Oktober Anno Domini 1770

Mr. James Fraser

Fraser's Ridge, North Carolina

Mein lieber Jamie,

als ich heute Morgen erwachte, hatte ich den Regen im Ohr, der schon die ganze Woche auf uns herab prasselt, und dazu das sanfte Gackern mehrerer Hühner, die mein Bett zu ihrem Schlafplatz auserkoren haben. Nachdem ich mich unter dem starren Blick ihrer Knopfaugen erhoben hatte, erkundigte ich mich nach dem Grund für dieses Vorkommnis und wurde unterrichtet, dass der Fluss durch die jüngsten Regenfälle so weit gestiegen ist, dass er sowohl den Abort als auch den Hühnerstall unterminiert hat. Die Bewohner des letzteren wurden durch William, meinen Sohn (an den du dich erinnern wirst) und zwei der Sklaven gerettet, welche das obdachlose Geflügel mit Besen aus den Fluten fischten. Ich kann nicht sagen, wessen Idee es war, die arglosen, gefiederten Flutopfer in meiner Schlafkammer unterzubringen, aber ich habe diesbezüglich einen gewissen Verdacht.

Nachdem ich mich also auf den Gebrauch meines Nachttopfes verlegt hatte (ich wünschte, die Hühner täten das auch, sie sind furchtbar inkontinente Viecher), zog ich mich an und begab mich hinaus, um zu sehen, was womöglich noch zu retten war. Einige Bretter und das Schindeldach des Hühnerstalles sind noch da, aber mein Abort ist leider in König Neptuns Besitz übergegangen - oder welcher mindere Wassergott auch immer über einen so bescheidenen Nebenfluss wie den unseren regiert.

Doch bitte sorge dich nicht um uns; das Haus steht in einiger Entfernung vom Fluss sicher auf einer Bodenerhebung, so dass wir selbst vor der heftigsten Flut sicher sind. (Der Abort war neben der alten Hütte gegraben worden, und wir hatten uns noch nicht daran gemacht, einen bequemeren zu errichten; vielleicht erweist sich diese kleine Katastrophe ja am Ende

als versteckter Segen, weil er uns mit der Notdurft eines Neubaus konfrontiert.)

Brianna verdrehte die Augen über dieses Wortspiel, lächelte aber trotzdem. Jemmy ließ seinen Ring fallen und begann sofort zu jammern. Sie bückte sich, um ihn aufzuheben, hielt jedoch auf halbem Wege inne, weil die Worte am Anfang des nächsten Absatzes ihre Aufmerksamkeit fesselten.

In deinem Brief erwähnst du Stephen Bonnet und fragst ob ich Neuigkeiten von ihm habe oder seinen Aufenthaltsort kenne. Wie du dich erinnern wirst, bin ich ihm begegnet, kann mich jedoch unglücklicherweise nicht an diese Begegnung erinnern, nicht einmal an seine Erscheinung, obwohl ich ja als einzige Erinnerung an diese Gelegenheit ein kleines Loch im Kopf trage. (Bitte teile deiner Frau mit, dass es gut verheilt ist und ich keine Beschwerden mehr habe, abgesehen von gelegentlichen Kopfschmerzen. Außerdem kühlt sich die Silberplatte, welche die Öffnung verschließt, bei kaltem Wetter manchmal plötzlich ab, worauf mein linkes Auge zu tränen beginnt und ich sehr viel Rotz absondere, aber das ist nicht so schlimm.)

*Da ich daher dein Interesse an Mr. Bonnet und seinen Winkelzügen teile, habe ich schon vor einiger Zeit meine Bekannten an der Küste ge*beten, mich *auf* dem Laufenden *zu* halten, *da* die Beschreibungen seiner Tätigkeiten mir Grund zu der Annahme geben, dass er *am* wahrscheinlichsten dort zu finden ist (dies ist ein beruhigender Gedanke, *angesichts* der großen Entfernung zwischen der Küste und deinem *ab*gelegenen Horst). *Da* man den Fluss jedoch bis zur See befahren kann, kam mir die Idee, dass die Flusskapitäne und *Wasserratten,* die mir dann und wann *an* meiner *Dinnertafel* die Ehre erweisen, mir vielleicht irgendwann von dem Mann berichten könnten.

Es ist mir eine unangenehme Aufgabe zu berichten, dass Bonnet nach wie vor unter den Lebenden weilt, doch *Pflichtgefühl* und *Freundschaft zwingen mich, dir mitzuteilen, was ich über ihn herausgefunden habe. Es ist nicht viel; der Schurke scheint sich seines kriminellen Status bewusst zu sein und verhält sich bis jetzt äußerst unauffällig.*

Jemmy trat um sich und brüllte. Wie in Trance bückte sie sich, ohne ihn loszulassen, und hob den Ring auf, die Augen fest auf den Brief gerichtet.

Ich hatte zunächst nicht viel von ihm gehört, abgesehen von einem Bericht, dass er nach Frankreich abgereist sei - eine gute Neuigkeit. Doch dann hatte ich vor zwei Wochen einen gewissen Kapitän Liston zu Gast (den jedermann nur der Höflichkeit halber »Kapitän« nennt; er behauptet zwar, im Dienst der Königlichen Marine zu stehen, aber ich wette ein Fass von meinem besten Tabak [von dem dir mit diesem Brief eine Probe zugeht - und wenn nicht, so würde ich es gern erfahren, da ich dem Sklaven, durch den ich ihn überbringen lasse, nicht recht traue], dass er niemals auch nur die Tinte auf einer Kommission gerochen hat, geschweige denn den Gestank des Kielwassers), der mir einen aktuelleren - und höchst bedenklichen - Bericht von Bonnet überbracht hat.

Als er vor einiger Zeit im Hafen von Charleston fest saß, so Liston, habe er sich mit einigen zweifelhaften Gesellen eingelassen, die ihn einluden, sie zu einem Hahnenkampf zu begleiten, der in einem Etablissement namens Devil's Glass stattfand. Unter dem anwesenden Gesindel befand sich ein Mann, der durch die Qualität seiner Kleidung und durch seine Freigebigkeit auffiel - Liston hörte, wie jemand diesen Mann als Bonnet bezeichnete, und der Wirt erzählte ihm, dieser Bonnet habe sich als Schmuggler in den Outer Banks einen Namen gemacht, und er sei in den Küstenstädten North Carolinas bei den Händlern sehr gern gesehen - weniger gern allerdings bei den Autoritäten, die dem Mann hilflos gegenüber stünden, da die Städte Wilmington, Edenton und New Bern von seinem Gewerbe abhängig seien.

Liston achtete nicht weiter auf Bonnet (sagte er), bis es im Lauf der Hahnenkämpfe zu einer Auseinandersetzung über eine Wette kam. Es wurden hitzige Worte gewechselt, und die Ehre der Beteiligten ließ sich nur durch ein Duell wieder herstellen. Die Zuschauer, die sich keine Gelegenheit entgehen ließen, begannen unverzüglich, auf den Ausgang des Männerwettstreites genauso zu wetten wie auf den des kämpfenden Geflügels.

Der eine Duellant war Bonnet, der andere ein gewisser Hauptmann Marsden, ein Armeehauptmann auf halbem Sold, der meinem Gast als

guter Schwertkämpfer bekannt war. Dieser Marsden, der sich für den Beleidigten hielt, sagte, der Teufel solle Bonnets Augen holen und forderte den Schmuggler auf, ihm auf der Stelle Genugtuung zu erweisen, eine Offerte, die sofort angenommen wurde. Die Wetten favorisierten Marsden, dessen guter Ruf bekannt war, doch es wurde bald deutlich, dass er in Bonnet seinen Meister und mehr gefunden hatte. Innerhalb weniger Augenblicke gelang es Bonnet, seinen Gegner zu entwaffnen und ihn so schwer am Oberschenkel zu verletzen, dass Marsden auf die Knie sank und sich ergab - eine andere Wahl blieb ihm gar nicht. Bonnet akzeptierte seine Kapitulation jedoch nicht, sondern vollzog stattdessen einen Akt von solcher Grausamkeit, dass er einen unauslöschlichen Eindruck bei allen Anwesenden hinterließ. Nachdem er mit großer Kälte bemerkt hatte, dass es nicht seine Augen seien, die der Teufel holen würde, zog er Marsden die Spitze seiner Waffe über beide Augen und verdrehte sie dabei so, dass er den Hauptmann nicht nur blendete, sondern ihn auch so verstümmelte, dass er für immer ein Gegenstand des größten Entsetzens und Mitleids in den Augen seiner Betrachter bleiben wird.

Nachdem sein Gegner derart verstümmelt auf dem blutigen Sand des Wirtshausvorplatzes in Ohnmacht gesunken war, säuberte Bonnet seine Klinge, indem er sie an Marsdens Hemd abwischte, steckte sie in die Scheide und entfernte sich - nicht ohne Marsden jedoch die Geldbörse abzunehmen, die er als Bezahlung seiner ursprünglichen Wette in Anspruch nahm. Keiner der Anwesenden hatte den Mut, ihn daran zu hindern, da sie ein so deutliches Beispiel vor Augen hatten, wozu er fähig war.

Ich wiederhole diese Geschichte sowohl, um dich mit Bonnets letztem bekanntem Aufenthaltsort vertraut zu machen, als auch als Warnung vor seinem Naturell und dem, wozu er in der Lage ist. Ich weiß, dass dir Ersteres bereits gut vertraut ist, doch ich möchte dein Augenmerk auch auf Letzteres richten, da mir an deinem Wohlergehen liegt. Nicht, dass ich glauben würde, dass auch nur ein Wort meines gut gemeinten Rates bei dir auf fruchtbaren Boden fallen wird, da du eine solche Abneigung gegen den Mann hegst, aber ich flehe dich an, zumindest zur Kenntnis zu nehmen, was Liston über die Kreise berichtet, in denen Bonnet verkehrt.

Zum Zeitpunkt meiner eigenen Begegnung mit dem Mann war er ein abgeurteilter Krimineller, und ich kann mir nicht vorstellen, dass er der Krone inzwischen einen Dienst erwiesen hat, der ihm eine offizielle Begnadigung eingebracht hätte. Wenn er sich jedoch in Charleston so öffentlich zu zeigen wagt - wo er noch vor wenigen Jahren der Schlinge des Henkers entkommen ist -, dann hat es wohl den Anschein, dass er nicht besonders um seine Sicherheit fürchtet - und das kann nur bedeuten, dass er die Protektion mächtiger Freunde und Gönner genießt. Wenn du Bonnet vernichten willst, musst du herausfinden, wer sie sind, und dich vor ihnen hüten.

Ich werde meine Nachforschungen in dieser Angelegenheit fortsetzen und dich von eventuellen Neuigkeiten sofort in Kenntnis setzen. In der Zwischenzeit bleib gesund und denk dann und wann an deinen durchnässten und bibbernden Bekannten in Virginia. Mit den besten Wünschen für deine Frau, deine Tochter und Familie verbleibe ich, Sir,

dein ergebener Diener,
John William Grey, Esq.
Mount Josiah Plantage
Virginia

Postscriptum: Auf deine Bitte hin habe ich mich nach einem Astrolabium umgeschaut, jedoch bis jetzt nichts ausfindig machen können, was deinen Zwecken dienlich wäre. Ich lasse mir jedoch in diesem Monat diverse Ausrüstungsgegenstände aus London kommen, und es wird mir eine Freude sein, dir bei Halliburton's auf der Green Street eines zu bestellen, ihre Instrumente sind von höchster Qualität.

Brianna ließ sich ganz langsam auf dem Stuhl zurück sinken. Sanft, aber bestimmt legte sie ihrem Sohn die Hände über die Ohren und sagte ein sehr schlimmes Wort.

31

Sturmwaise

Mit dem Rücken an die Lehmbank gelehnt, schlief ich ein, Jamies Kopf auf meinem Schoß. Ich träumte heftig und verworren, wie es oft vorkommt, wenn man unbequem schläft und dabei friert. Ich träumte von Bäumen; endlose, monotone Wälder voller Bäume, jeder Baumstamm und jede Nadel wie ein Scherenschnitt in die Innenseite meiner Augenlider geritzt, kristallscharf und einander gleich. Gelbe Ziegenaugen schwebten zwischen den Baumstämmen in der Luft, und der Wald in meinem Kopf hallte von den Schreien von Pantherweibchen und dem Weinen mutterloser Kinder wider.

Ich erwachte plötzlich, das Echo des Weinens noch in den Ohren. Ich lag in einem Durcheinander aus Umhängen und Decken; Jamies Gliedmaßen waren fest mit den meinen verschlungen, und zwischen den Fichten fiel feiner, kalter Schnee zu Boden.

Eiskügelchen verkrusteten meine Augenbrauen und Wimpern, und mein Gesicht war kalt und nass vom geschmolzenen Schnee. Im ersten Moment orientierungslos, streckte ich automatisch die Hand nach Jamie aus; er regte sich und hustete verschleimt, und seine Schulter bebte unter meiner Hand. Das Geräusch brachte mir die Ereignisse des vorigen Tages wieder zu Bewusstsein - Josiah und seinen Zwillingsbruder, die Farm der Beardsleys, Fannys Geister; den Gestank von Leiden und Wundbrand und den reineren Geruch von Schießpulver und feuchter Erde. Das Blöken der Ziege hallte aus meinen Träumen nach.

Ein dünnes Jammern hallte durch den flüsternden Schnee. Ich setzte mich abrupt auf und schlug die Decken zurück, wobei ich eisigen Puder versprühte. Keine Ziege. Ganz und gar nicht.

Jamie erwachte ebenfalls schlagartig, fuhr zusammen und rollte sich instinktiv von dem Durcheinander aus Umhängen und Decken fort. Er landete in der Hocke, das Haar wild zerzaust, und seine Augen suchten fieberhaft nach der Bedrohung.

»Was?«, flüsterte er heiser. Er griff nach seinem Messer, das neben ihm in der Scheide auf dem Boden lag, doch ich hob die Hand, um ihm Einhalt zu gebieten.

»Ich weiß es nicht. Ein Geräusch. Still!«

Er hob den Kopf und lauschte, und ich sah, dass seine Kehle sich beim Schlucken nur unter Schmerzen bewegte. Ich konnte nichts hören außer dem Rieseln des Schnees, und ich sah nur triefende Äste. Doch Jamie hörte etwas - oder er sah es; sein Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich.

»Da«, sagte er leise und wies kopfnickend hinter mich. Ich drehte mich auf allen Vieren um und entdeckte etwas, das wie ein kleines Lumpenbündel aussah. Es lag drei Meter von mir entfernt am Rand der Asche des ausgebrannten Feuers. Das Jammern ertönte erneut, und diesmal war keine Verwechslung möglich.

»Ach du lieber Himmel.« Ich war mir kaum bewusst, etwas gesagt zu haben, als ich auch schon auf das Bündel zukrabbelte. Ich hob es auf und begann, mich durch die Schichten der Wickeltücher vorzutasten. Es lebte eindeutig - ich hatte es weinen gehört -, und doch lag es reglos und nahezu gewichtslos in meiner Armbeuge.

Das winzige Gesicht und der haarlose Schädel waren blauweiß, die Gesichtszüge verschlossen und verdorrt wie die Hülle einer Winterfrucht. Ich hielt meine Handfläche über Nase und Mund und spürte eine schwache, feuchte Wärme an meiner Haut. Erschrocken über meine Berührung, öffnete sich der Mund zu einem Jammerlaut, und die Schlitzaugen pressten sich fester zu, um die bedrohliche Welt auszusperren.

»Herrgott im Himmel.« Jamie bekreuzigte sich rasch. Seine Stimme war kaum mehr als ein schleimerfülltes Kratzen; er räusperte sich und versuchte es erneut, während er sich umsah. »Wo ist die Frau?«

Ich war so erschrocken über das Auftauchen des Kindes, dass ich gar nicht weiter über seinen Ursprung nachgedacht hatte, und jetzt war auch nicht die Zeit dazu. Das Baby zuckte schwach in seinen Wickeltüchern, aber seine winzigen Hände waren eiskalt, seine Haut vor Kälte blau und violett gefleckt.

»Das ist jetzt nicht so wichtig - hol mir mein Schultertuch, ja, Jamie? Das arme Ding ist fast erfroren.« Ich kämpfte einhändig mit den Schnüren meines Mieders; es war ein altes Stück, das vorn zu öffnen war und das ich unterwegs trug, weil es sich leichter anziehen ließ. Ich öffnete mein Korsett und den Verschluss meiner Chemise, dann presste ich die kleine, eisige Kreatur an meine nackten Brüste, deren Haut vom Schlaf noch warm war.

Ein Windstoß wehte mir beißenden Schnee über die bloße Haut an Hals und Schultern. Ich zog hastig das Hemd über das Kind und beugte mich zitternd vor. Jamie warf mir das Schultertuch um die Schultern, dann schlang er die Arme um uns beide und drückte uns fest, als wollte er die Hitze seines Körpers mit aller Gewalt auf das Kind übertragen.

Diese Hitze war beträchtlich; er glühte vor Fieber.

»Mein Gott, geht es dir gut?« Ich blickte verstohlen zu ihm auf; er war weißgesichtig und rotäugig, aber fest auf den Beinen.

»Aye, bestens. Wo ist sie?«, fragte er erneut mit heiserer Stimme. »Die Frau.«

Offensichtlich über alle Berge. Die Ziegen drängten sich im Schutz der Lehmbank fest aneinander; ich sah Hirams Hörner zwischen den gescheckten Rücken der Ziegenweibchen auf und ab wackeln. Ein halbes Dutzend gelber Augenpaare beobachtete uns interessiert und rief mir meine Träume wieder ins Gedächtnis.

Die Stelle, wo Mrs. Beardsley gelegen hatte, war leer, nur das niedergedrückte Gras zeugte davon, dass sie tatsächlich dagewesen war. Sie musste sich für die Geburt ein Stück weit entfernt haben; am Feuer war keine Spur davon zu sehen.

»Es ist doch von ihr?«, fragte Jamie. Ich konnte immer noch den Schleim in seiner Stimme hören, aber zu meiner Erleichterung hatte das leise Keuchen in seiner Brust nachgelassen.

»Ich nehme es an. Wo soll es sonst hergekommen sein?«

Eigentlich nahmen Jamie und das Kind meine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch - es hatte begonnen, sich mit kleinen, an einen Krebs erinnernden Bewegungen an meinem Bauch zu bewegen -, aber ich warf einen kurzen Blick auf unser improvisiertes Lager. Die Kiefern standen schwarz und schweigend unter dem flüsternden Schnee; wenn Fanny Beardsley in den Wald gegangen war, war auf der dicken Nadelschicht keine Spur von ihr zurück geblieben.

Schneekristalle bestäubten die Baumstämme, doch es war nicht genug Schnee auf den Boden gefallen, um dort liegen zu bleiben; keine Chance, dass wir einen Fußabdruck finden würden.

»Sie kann noch nicht weit gekommen sein«, sagte ich und reckte mich, um über Jamies Schulter hinwegzuspähen. »Sie hat keines der Pferde genommen.« Gideon und Mrs. Piggy standen dicht beieinander unter einer Fichte, die Ohren vor Verdruss über das Wetter angelegt, und ihr Atem hing in Dampfwolken um sie herum. Als er sah, dass wir wach waren und uns bewegten, stampfte Gideon wiehernd auf und zeigte uns seine großen, gelben Zähne, um ungeduldig Futter zu fordern.

»Aye, du alter Klepper, ich komme ja schon.« Jamie ließ die Arme sinken und trat zurück. Er rieb sich mit den Fingerknöcheln unter der Nase.

»Sie konnte ja auch kein Pferd nehmen, wenn sie unbemerkt fort wollte. Wenn sie es getan hätte, hätte sich das andere aufgeregt und mich geweckt.« Er legte sanft eine Hand auf die Rundung unter meinem Schultertuch. »Ich muss sie füttern. Geht es ihm gut, Sassenach?«

»Es taut langsam auf«, versicherte ich ihm. »Aber es bekommt auch Hunger.« Das Baby bewegte sich allmählich heftiger und wand sich wie ein unterkühlter Wurm, während sein Mund blind suchte. Die Vertrautheit des Gefühls war schockierend; meine Brustwarze versteifte sich

automatisch, und meine Brust kitzelte wie elektrisch geladen, als der winzige Mund wühlend die Brustwarze suchte, fand und sich festsaugte.

Ich quietschte überrascht auf, und Jamie zog eine Augenbraue hoch.

»Es... äh... hat wirklich Hunger«, sagte ich und rückte meine kleine Bürde zurecht.

»Das sehe ich, Sassenach«, sagte er ein wenig trocken. Er warf einen Blick auf die Ziegen, die sich immer noch gemütlich an ihrer geschützten Stelle unter der Lehmbank aneinander drängten, jedoch allmählich lebendig wurden und sich mit schläfrigen Grunzlauten regten. »Es ist nicht der Einzige, der Hunger hat. Eine Sekunde, aye?«

Wir hatten große Futtersäcke mit Heu von der Farm der Beardsleys mitgebracht; er öffnete einen davon und streute den Pferden und Ziegen Futter hin, dann kehrte er zu mir zurück. Er bückte sich, um einen der Umhänge aus dem feuchten Bettzeughaufen zu lösen und legte ihn um meine Schultern, dann suchte er im Gepäck nach einem Holzbecher, mit dem er sich zielstrebig den fressenden Ziegen näherte.

Das Baby saugte kräftig und hatte meine Brustwarze tief in seinen Mund gezogen. Ich fand das beruhigend, was seine Gesundheit betraf, aber das Gefühl machte mich äußerst nervös.

»Eigentlich macht es mir ja gar nichts aus«, sagte ich zu dem Kind, um uns beide abzulenken. »Aber ich bin nun einmal leider *nicht* deine Mutter. Tut mir Leid.«

Wo zum Teufel *steckte* seine Mutter nur? Ich drehte mich langsam im Kreis und suchte die Landschaft noch einmal sorgfältiger ab, konnte jedoch keine Spur von Fanny Beardsley entdecken, geschweige denn einen Grund für ihr Verschwinden - oder ihr Schweigen.

Was in aller Welt konnte nur geschehen sein? Es war gut möglich - und offensichtlich *war* es ja auch so gewesen -, dass Mrs. Beardsley unter diesem Berg aus Fett und Kleidern eine fortgeschrittene Schwangerschaft verborgen hatte - aber warum sollte sie das getan haben?

»Ich frage mich, warum sie uns nichts davon gesagt hat«, murmelte ich dem Scheitel des Babys zu. Es wurde jetzt unruhig, und ich wiegte es, um

es zu beruhigen. Nun, vielleicht hatte sie Angst gehabt, dass Jamie sie nicht mitnehmen würde, wenn er wusste, dass sie so hochschwanger war. Ich konnte ihr nicht verübeln, dass sie nicht in diesem Farmhaus bleiben wollte, ganz gleich, unter welchen Umständen.

Aber dennoch, warum hatte sie jetzt das Kind im Stich gelassen? *Hatte* sie es im Stich gelassen? Ich dachte einen Augenblick über die Möglichkeit nach, dass irgendjemand - oder irgendetwas - bei dem Gedanken an Panther lief mir ein Schauer über den Rücken - gekommen war und die Frau vom Feuer entführt hatte, aber mein gesunder Menschenverstand tat diesen Gedanken als unsinnig ab.

Es war zwar vorstellbar, dass eine Raubkatze oder ein Bär das Lager betreten hatte, ohne Jamie oder mich zu wecken - erschöpft, wie wir waren -, aber es war unmöglich, dass ein solches Tier in unsere Nähe kam, ohne die Ziegen und Pferde, die von wilden Tieren mehr als genug hatten, in helle Aufregung zu versetzen. Und jedes Raubtier auf Beutesuche würde einen zarten Happen wie dieses Kind einem zähen Bissen wie Mrs. Beardsley mit Sicherheit vorziehen.

Aber wenn Fanny Beardsley durch menschliches Zutun verschwunden war - warum hatten sie das Kind zurück gelassen?

Oder andersherum: Warum hatten sie es zurückgebracht?

Ich holte heftig durch die Nase Luft, um sie frei zu bekommen, dann wandte ich den Kopf und atmete dabei ein und aus, um die Luft aus den verschiedenen Richtungen zu testen. Eine Geburt hinterlässt Körperflüssigkeiten, und die kräftigen Gerüche dieser Flüssigkeiten waren mir gut vertraut. Das Kind in meinen Armen roch stark danach, aber ich konnte keine Spur von Blut oder Fruchtwasser im eisigen Wind ausmachen. Ziegendung und Pferdemist, geschnittenes Heu, den bitteren Geruch der Holzasche und einen kräftigen Hauch von Kampherschmalz aus Jamies Kleidern - aber sonst nichts.

»Na gut«, sagte ich laut und schaukelte dabei sanft meine Bürde, die zunehmend unruhig wurde. »Sie hat sich vom Feuer entfernt, um dich zu gebären. Entweder ist sie allein gegangen, oder es hat sie jemand dazu gebracht. Aber wenn jemand sie mitgenommen hat und gesehen hat, dass

sie im Begriff war, ein Kind zu bekommen, warum hat er sich die Mühe gemacht, dich zurückzubringen? Er hätte dich doch mit Sicherheit entweder behalten, dich umgebracht oder dich zum Sterben liegen gelassen. Oh - tut mir Leid. Ich wollte dir keine Angst machen. Schh, Schätzchen. Schh, schh.«

Das Baby, das jetzt aus seiner Benommenheit erwachte, hatte reichlich Zeit gehabt, darüber nachzudenken, woran es in seiner Welt sonst noch mangelte. Es hatte frustriert von meiner Brust abgelassen, und als Jamie jetzt mit einem dampfenden Becher Ziegenmilch und einem einigermaßen sauberen Taschentuch zurück kam, wand es sich jammernd mit einer Kraft, die ermutigend war. Jamie verdrehte das Taschentuch zu einer improvisierten Zitze, die er in die Milch tauchte. Dann steckte er den tropfenden Stoff vorsichtig in das offene Mäulchen. Das Jammern hörte abrupt auf, und wir seufzten beide erleichtert auf, als der Lärm endete.

»Ah, so ist's besser, nicht wahr? *Seas, a bailach, seas«*, murmelte Jamie dem Kind zu, während er frische Milch schöpfte. Ich blickte auf das winzige Gesicht hinunter, das immer noch bleich und wachsig von der Käseschmiere war, aber nicht länger kalkig aussah. Es saugte tief konzentriert.

»Wie konnte sie es nur allein lassen?«, fragte ich mich laut. »Und warum?«

Das war das beste Argument für eine Entführung; was sonst konnte eine frisch gebackene Mutter dazu bewegen, ihr Kind im Stich zu lassen? Ganz zu schweigen davon, sich direkt nach einer Geburt zu Fuß in einen dunklen Wald aufzumachen, schweren Schrittes und wund, zerrissen und blutend... Ich verzog das Gesicht bei diesem Gedanken, und mein Bauch krampfte sich mitfühlend zusammen.

Jamie schüttelte den Kopf, den Blick unverwandt auf seine Aufgabe gerichtet.

»Sie hat einen Grund gehabt, aber den kennt nur der Himmel. Aber sie hat das Kind nicht gehasst - sie hätte es im Wald liegen lassen können, und wir hätten nie davon erfahren.«

Das stimmte; sie - oder irgendjemand - hatte das Baby sorgfältig eingewickelt und es so dicht wie möglich am Feuer liegen gelassen. Also wollte sie, dass es überlebte - wenn auch ohne sie.

»Dann glaubst du also, dass sie freiwillig gegangen ist?«

Er nickte und sah mich an.

»Wir sind hier nicht weit von der Vertragsgrenze entfernt. Es kann sein, dass es Indianer waren - aber wenn es so war, wenn jemand sie entführt hat, warum hat er uns dann nicht auch gefangen genommen? Oder uns alle umgebracht?«, fragte er in aller Logik. »Und Indianer hätten die Pferde mitgenommen. Nein, ich glaube, sie ist aus eigenem Antrieb gegangen. Aber was den Grund angeht...« Er schüttelte den Kopf und tauchte das Taschentuch erneut in die Milch.

Es schneite jetzt immer heftiger, trockenen, leichten Schnee, der jedoch hier und dort liegen zu bleiben begann. Besser, wenn wir bald aufbrachen, dachte ich, bevor das Unwetter noch schlimmer wurde. Irgendwie kam es mir jedoch nicht richtig vor, einfach so zu gehen, ohne den geringsten Versuch herauszufinden, was aus Fanny Beardsley geworden war.

Die ganze Situation kam mir unwirklich vor. Es war, als sei die Frau plötzlich wie durch Zauberei verschwunden und hätte im Austausch dieses kleine Ersatzwesen zurück gelassen. Ich fühlte mich auf bizarre Weise an die schottischen Sagen von Wechselbälgern erinnert; Feenkinder, die an Stelle menschlicher Babys zurückgelassen wurden. Ich konnte mir allerdings beim besten Willen nicht vorstellen, was die Feen mit Fanny Beardsley wollten.

Ich wusste, dass es zwecklos war, doch ich drehte mich ein weiteres Mal um die eigene Achse und betrachtete unsere Umgebung. Nichts. Die Lehmbank ragte über uns auf, mit trockenem Gras befranst. Ein Stückchen weiter tröpfelte ein winziger Bach dahin, und die Bäume raschelten und seufzten im Wind. Keine Huf- oder Fußspur markierte die feuchte, schwammige Nadelschicht, und ein Pfad war nicht einmal zu ahnen. Der Wald stand ganz und gar nicht schweigend, weil es so windig war, aber dafür war er schwarz und tief.

»Sind wir noch weit von dem Ziel«, merkte ich an und wandte mich seufzend wieder zu Jamie um.

»Häh? Äh, nein, zu Pferd ist es nicht mehr als eine Stunde bis nach Brownsville«, versicherte er mir. »Oder vielleicht zwei«, verbesserte er sich nach einem Blick zum musselinweißen Himmel, denn es schneite immer heftiger. »Jetzt, wo es hell ist, weiß ich, wo wir sind.«

Er hustete erneut, ein plötzlicher Krampf, der seinen ganzen Körper schüttelte, dann richtete er sich auf und reichte mir Becher und Sauger.

»Hier, Sassenach. Gib dem armen, kleinen *sgaogan* zu trinken, während ich mich um die Tiere kümmere, aye?«

Sgaogan. Ein Wechselbalg. Also hatte auch er den Eindruck, dass der ganzen Angelegenheit etwas Seltsames, Übernatürliches anhaftete. Nun, die Frau hatte behauptet, Gespenster zu sehen; vielleicht hatte sie nun eines geholt? Ich erschauerte und hielt das Baby fester an mich gedrückt.

»Gibt es außer Brownsville noch irgendeine Siedlung in der Nähe? Irgendeinen Ort, den Mrs. Beardsley vielleicht aufgesucht haben könnte?«

Jamie schüttelte den Kopf, und zwischen seinen Augenbrauen erschien eine Falte. Der Schnee schmolz, sobald er seine erhitzte Haut berührte, und lief ihm in kleinen Rinnsalen über das Gesicht.

»Nicht, dass ich wüsste«, sagte er. »Nimmt das Kleine die Ziegenmilch an?«

»Als wäre es ganz selbstverständlich«, versicherte ich ihm.

Während ich dem Kind weiter tropfenweise Nahrung einflößte, molk er rasch die restlichen Ziegen und brachte uns einen vollen Eimer Milch zum Frühstück mit. Ich hätte zwar gern eine schöne, heiße Tasse Tee gehabt - meine Finger waren vom ständigen Eintauchen der falschen Zitze kalt und taub -, aber die sahnige, weiße Milch war köstlich und nicht minder angenehm für unsere kalten, leeren Mägen als für den des Babys.

Das Kind hatte aufgehört zu nuckeln und sich nach Leibeskräften eingenässt; alles in allem ein Zeichen guter Gesundheit, wenn es mir auch

gerade nicht sehr gelegen kam, da sowohl sein Wickeltuch als auch die Vorderseite meines Mieders jetzt durch und durch nass waren.

Jamie durchwühlte erneut hastig das Gepäck, diesmal auf der Suche nach etwas zum Wickeln und trockenen Kleidern. Zum Glück trug Mrs. Piggy die Tasche, in der ich die Leinenstreifen und die Baumwollwatte zum Säubern und Verbinden aufbewahrte. Er nahm sich eine Hand voll davon und ergriff das Kind, während ich mich an die umständliche und zugige Aufgabe machte, Hemd und Leibchen zu wechseln, ohne dabei meinen Rock, Unterrock oder Umhang auszuziehen.

»Z-zieh dir doch auch deinen Umhang an«, sagte ich zähneklappernd. »Du stirbst noch an einer verf-flixten Lungenentzündung.«

Er lächelte, den Blick fest auf seine Aufgabe gerichtet, obwohl seine Nasenspitze im Kontrast zu seinem bleichen Gesicht rot leuchtete.

»Mir geht es gut«, krächzte er, dann räusperte er sich ungeduldig, was sich wie zerreißender Stoff anhörte. »Gut«, wiederholte er kräftiger, dann hielt er inne und riss überrascht die Augen auf.

»Oh«, sagte er jetzt wieder leiser. »Sieh mal. Es ist ein kleines Mädchen.«

»Wirklich?« Ich ließ mich neben ihm auf die Knie sinken, um es mir anzusehen.

»Nicht besonders hübsch«, sagte er mit einem kritischen Blick auf das kleine Geschöpf. »Gut, dass sie eine ordentliche Mitgift hat.«

»Ich glaube nicht, dass du bei deiner Geburt eine große Schönheit warst«, sagte ich tadelnd. »Das arme Ding ist ja noch nicht einmal anständig sauber. Aber was hast du damit gemeint, eine Mitgift?«

Er zuckte mit den Achseln, während er das Kunststück zuwege brachte, das Kind mit einem Schultertuch zugedeckt zu halten und ihm gleichzeitig ein zusammengefaltetes Leinentuch unter den winzigen Hintern zu schieben.

»Ihr Vater ist tot und ihre Mutter verschwunden. Sie hat keine Brüder oder Schwestern, mit denen sie ihr Erbe teilen müsste, und ich habe in

dem Haus kein Testament gefunden, in dem gestanden hätte, dass jemand anders Beardsleys Besitz erben soll. Auf diese Weise hinterlässt er ihr eine ordentliche Farm und einiges an Handelswaren - von den Ziegen ganz zu schweigen.« Er warf einen Blick auf Hiram und seine Familie und lächelte. »Also gehört das alles wohl ihr.«

»Vermutlich«, sagte ich langsam. »Also wird sie ein gut betuchtes, kleines Mädchen sein, nicht wahr?«

»Aye, und sie hat gerade in die Hose geschissen. Hättest du das nicht tun können, bevor ich dich auf ein frisches Tuch gelegt habe?«, wollte er von dem Kind wissen. Ohne sich von seiner Strafpredigt beeindrucken zu lassen, blinzelte ihm das kleine Mädchen verschlafen zu und rülpste leise.

»Oh, nun ja«, sagte er resigniert. Er rückte ein Stück beiseite, um sie besser vor dem Wind abzuschirmen, hob kurz ihre Decke an und wischte ihr geschickt eine schwärzliche Schleimspur von den knospenartigen Geschlechtsteilen.

Das Kind machte einen gesunden Eindruck, wenn es auch sehr klein war; es war nicht größer als eine Puppe, sein Bäuchlein von der Milch leicht vorgewölbt. Das war momentan die größte Schwierigkeit; klein, wie sie war, und ohne isolierendes Körperfett würde sie in kürzester Zeit an Unterkühlung sterben, wenn es uns nicht gelang, sie warm und satt zu halten.

»Pass auf, dass sie nicht kalt wird.« Ich schob mir die Hände in die Achselhöhlen, um sie aufzuwärmen, bevor ich das Kind hoch hob.

»Keine Sorge, Sassenach. Ich muss ihr nur noch den kleinen Hintern abwischen, und dann...« Er hielt inne und runzelte die Stirn.

»Was ist denn das, Sassenach? Meinst du, sie ist verletzt? Hat das törichte Weib sie vielleicht fallen gelassen?«

Ich beugte mich vor, um es mir anzusehen. Er hielt mit einer Hand die Füße des Babys hoch, einen verschmutzten Baumwollbausch in der anderen. Dicht oberhalb der winzigen Pobacken befand sich eine dunkle, bläuliche Verfärbung, ganz wie ein blauer Fleck.

Es war kein blauer Fleck. Dafür war es aber so etwas wie eine Erklärung.

»Sie ist nicht verletzt«, versicherte ich ihm und zog noch eines von Mrs. Beardsleys abgelegten Schultertüchern über den kahlen Kopf ihrer Tochter. »Es ist ein Mongolenfleck.«

»Ein was?«

»Es bedeutet, dass das Kind schwarz ist«, erklärte ich. »Afrikanisch, meine ich, zumindest zum Teil.« Jamie blinzelte verblüfft, dann senkte er den Kopf und lugte stirnrunzelnd unter das Schultertuch.

»Nein, das ist nicht wahr. Sie ist so blass wie du, Sassenach.«

Das stimmte nicht ganz; das Kind war so weiß, dass es blutleer zu sein schien.

»Die Kinder von Schwarzen sehen normalerweise bei der Geburt noch nicht schwarz aus«, erklärte ich ihm. »Sie sind sogar oft ziemlich hell. Die Pigmentierung der Haut beginnt sich ein paar Wochen später zu entwickeln. Aber sie werden oft mit dieser schwachen Verfärbung am unteren Ende der Wirbelsäule geboren - man nennt das Mongolenfleck.«

Er rieb sich mit der Hand durch das Gesicht und blinzelte die Schneeflocken beiseite, die versuchten, sich auf seinen Wimpern festzusetzen.

»Ich verstehe«, sagte er langsam. »Aye, nun ja, und das erklärt einiges, nicht wahr?«

So war es in der Tat. Was auch immer er sonst gewesen sein mochte, ein Schwarzer war der verstorbene Mr. Beardsley jedenfalls nicht gewesen. Der Vater des Kindes dagegen schon. Und Fanny Beardsley, die wusste - oder befürchtete -, dass das Kind, welches sie im Begriff war zu gebären, sie als Ehebrecherin entlarven würde, hatte es für besser gehalten, das Kind im Stich zu lassen und zu fliehen, bevor die Wahrheit ans Licht kam. Was das betraf, so fragte ich mich auch, ob der mysteriöse Vater etwas mit Mr. Beardsleys Schicksal zu tun hatte.

»Ob sie wohl mit Sicherheit gewusst hat, dass der Vater ein Neger war?« Jamie berührte die kleine Unterlippe, die sich jetzt schwach rosa verfärbte, sanft mit einem Finger. »Oder ob sie das Kind gar nicht richtig gesehen hat? Denn sie muss es schließlich in der Dunkelheit geboren haben. Vielleicht hätte sie ja beschlossen, es darauf ankommen zu lassen, wenn sie gesehen hätte, dass es weiß aussah.«

»Vielleicht. Aber sie hat es nicht getan, Was meinst du wohl, wer der Vater gewesen sein kann?« Angesichts der isolierten Lage der Beardsley-Farm konnte ich mir nicht vorstellen, dass Fanny oft Gelegenheit bekommen hatte, Männer kennen zu lernen, abgesehen von den Indianern, die zu Tauschgeschäften vorbeikamen. Ob Indianerbabys wohl auch Mongolenflecken hatten?

Jamie warf einen trostlosen Blick auf unsere gottverlassene Umgebung und nahm das Kind in seine Arme.

»Ich weiß es nicht, aber ich glaube nicht, dass es schwierig sein wird, ihn auszumachen, wenn wir erst in Brownsville sind. Lass uns aufbrechen, Sassenach.«

Jamie beschloss widerstrebend, die Ziegen zurückzulassen, um so schnell wie möglich an einen Unterschlupf und Nahrung für das Kind zu gelangen.

»Fürs Erste kommen sie hier gut zurecht«, sagte er und streute ihnen das restliche Heu hin. »Die Ziegen werden sich nicht von dem alten Kerl entfernen - und du wirst ja wohl vorerst nirgendwo hingehen, was, *a bailach*?« Er kratzte Hiram zum Abschied zwischen den Hörnern, und wir brachen unter protestierenden *Mäh*-Lauten auf, da sich die Ziegen inzwischen an unsere Gesellschaft gewöhnt hatten.

Das Wetter wurde mit jeder Minute schlechter; da jetzt die Temperatur stieg, änderte sich die Konsistenz des Schnees von trockenem Pulver zu großen, nassen Flocken, die überall hängen blieben, Boden und Bäume mit einer Eiskruste überzogen und die Mähnen der Pferde mit Schmelzwasser durchnässten.

Tief in meinen dicken Kapuzenumhang eingehüllt, unter dem ich mehrere Schultertücher anhatte und das Kind in einer improvisierten Schlinge an meinem Bauch trug, war mir trotz der Flocken, die mein Gesicht streiften und in meinen Wimpern hängen blieben, schön warm. Jamie hustete dann und wann, sah aber im Großen und Ganzen viel gesünder aus als zuvor; die Notwendigkeit, einen Notfall in die Hand zu nehmen, hatte ihn belebt.

Er ritt direkt hinter mir und sah sich wachsam nach marodierenden Panthern oder anderen Bedrohungen um. Ich war zwar der Meinung, dass jede Katze, die etwas auf sich hielt - ganz besonders, wenn sie eine Ziege im Bauch hatte-, einen Tag wie diesen lieber zusammengekuschelt in einem gemütlichen Unterschlupf verbringen würde, anstatt durch den Schnee zu stapfen. Dennoch war es sehr beruhigend, ihn dicht bei mir zu haben; ich war sehr angreifbar, da ich die Zügel nur in einer Hand hielt und die andere schützend unter die Wölbung im Inneren meines Umhangs gelegt hatte.

Das Kind schlief, dachte ich, aber unruhig; es räkelte und wand sich mit den langsamen, trägen Bewegungen der Wasserwelt und hatte sich an das freie Leben außerhalb des Mutterleibes noch nicht gewöhnt.

»Du siehst aus, als ob du ein Kind unter dem Herzen trägst, Sassenach.« Ich blickte hinter mich und sah, dass Jamie unter der Krempe seines Schlapphutes ein belustigtes Gesicht machte, obwohl ich glaubte, auch noch etwas anderes in seiner Miene zu entdecken. Vielleicht eine leise Sehnsucht; er hatte mich nie hochschwanger mit seinem Kind gesehen.

»Das mag daran liegen, dass ich ein Kind unter dem Herzen *trage*«, erwiderte ich und verrutschte ein wenig im Sattel, um den Bewegungen meiner kleinen Begleiterin mehr Raum zu geben. »Nur, dass es das Kind einer anderen ist.« Das Köpfchen und die kleinen Knie, die gegen meinen Bauch drückten, erinnerten mich tatsächlich bestürzend daran, wie sich eine Schwangerschaft anfühlte; die Tatsache, dass sich die Bewegungen außerhalb und nicht in meinem Bauch abspielten, machte einen bemerkenswert kleinen Unterschied aus.

Als zöge ihn die Schwellung unter meinem Umhang magisch an, trieb Jamie Gideon an meine Seite. Das Pferd schnaubte und schlug mit dem Kopf, weil es sich vordrängen wollte, aber Jamie hielt es mit einem leisen, tadelnden »*Seas*!« zurück, und es gehorchte und atmete in kleinen Dampfwölkchen aus.

»Machst du dir Sorgen um sie?«, fragte Jamie mit einer Kopfbewegung in Richtung des umliegenden Waldes.

Ich brauchte nicht zu fragen, wen er meinte. Ich nickte, eine Hand auf der winzigen Wirbelsäule, die immer noch gekrümmt war, um sich der Rundung der verschwundenen Gebärmutter anzupassen. Wo war sie, Fanny Beardsley, allein im Wald? Hatte sie sich wie ein verwundetes Tier verkrochen, um zu sterben - oder hielt sie auf irgendeine eingebildete Zuflucht zu, während sie blind durch gefrorenes Laub und zunehmenden Schnee irrte, unterwegs zurück zur Chesapeake Bay und dem offenen Himmel, den weiten Wassern und dem Glück ihrer Erinnerung?

Jamie beugte sich zu mir herüber und legte seine Hand auf die meine, die sich um das schlafende Kind schmiegte; ich konnte die Kälte seiner bloßen Finger durch die Stoffschicht spüren, die uns trennte.

»Sie hat ihre Wahl getroffen, Sassenach«, sagte er. »Und sie hat uns das Kind anvertraut. Wir werden das kleine Mädchen in Sicherheit bringen; das ist alles, was wir für die Frau tun können.«

Ich konnte meine Hand nicht umdrehen, um die seine zu ergreifen, aber ich nickte. Er drückte meine Hand und ließ sie los, und ich wandte mein Gesicht unserem Ziel entgegen und blinzelte mit feuchten, stacheligen Wimpern die schmilzenden Tropfen beiseite.

Doch als wir in Sichtweite von Brownsville eintrafen, war meine Sorge um Fanny Beardsley zum Großteil der Angst um ihre Tochter gewichen. Das Kind war wach und schrie und boxte auf der Suche nach Nahrung mit seinen winzigen Fäusten gegen meine Leber.

Ich setzte mich aufrechter in den Sattel und blinzelte durch den Vorhang aus fallendem Schnee. Wie groß war Brownsville? Ich konnte nicht mehr sehen als den Dachfirst einer einzelnen Blockhütte, der durch das immergrüne Dickicht aus Kiefern und Lorbeerbüschen lugte. Einer der

Männer aus Granite Falls hatte doch gesagt, das Dorf sei »ansehnlich« - aber was hieß hier im Hinterland »ansehnlich«? Wie groß war die Chance, dass zumindest einer der Einwohner von Brownsville eine stillende Mutter war?

Jamie hatte die Wasserflasche geleert und sie mit Ziegenmilch gefüllt, aber ich hielt es für besser, Schutz zu suchen, bevor wir noch einmal versuchten, das Baby zu füttern. Am besten würde es sein, wenn es eine Mutter gab, die dem Kind ihre Milch zur Verfügung stellen würde - doch wenn nicht, würden wir die Ziegenmilch erhitzen müssen; angesichts der Kälte draußen konnte es sein, dass kalte Milch die Körpertemperatur des Babys gefährlich senkte.

Mrs. Piggy schnaubte und verbreitete eine große Dampfwolke, und plötzlich beschleunigte sie ihr Tempo. Sie erkannte den Geruch der Zivilisation - und den anderer Pferde. Sie warf den Kopf hoch und wieherte durchdringend. Gideon fiel ein, und als der Lärm aufhörte, konnte ich zu meiner Ermutigung in der Ferne eine Anzahl Pferde antworten hören.

»Sie sind hier!«« Ich atmete erleichtert dampfend aus. »Die Miliz - sie haben es geschafft!«

»Das will ich doch hoffen, Sassenach«, erwiderte Jamie und hinderte Gideon mit festem Griff am Durchgehen. »Wenn unser Roger nicht einmal ein Dorf am Ende eines geraden Pfades finden könnte, würde ich nicht nur an seiner Sehschärfe, sondern auch an seinem Verstand zweifeln.« Aber er lächelte ebenfalls.

Als wir dann um eine Wegkurve bogen, konnte ich sehen, dass Brownsville tatsächlich ein Dorf war. Schornsteinrauch stieg in sanften, grauen Säulen von einem Dutzend Hütten auf, die zu unserer Rechten auf dem Berghang verstreut lagen, und an der Straße stand eine Ansammlung von Gebäuden, die eindeutig auf Kundschaft eingerichtet waren, zumindest dem Durcheinander aus weggeworfenen Fässern, Flaschen und anderen Abfällen nach, die am Straßenrand in den abgestorbenen Unkräutern lagen.

Gegenüber dieses Wirtshauses hatten die Männer auf der anderen Straßenseite einen groben Unterstand für die Pferde errichtet, der mit Kiefernzweigen bedeckt war und an der einen Seite zum Schutz vor dem Wind eine Wand aus weiteren Ästen hatte. Die Pferde der Milizionäre standen an den Beinen gefesselt darunter in einem gemütlich schnaubenden Haufen beisammen, eingehüllt in die Wolken ihres gemeinsamen Atems.

Angesichts dieses Refugiums legten unsere eigenen Pferde ein gutes Tempo an den Tag, und ich musste fest an den Zügeln ziehen, um zu verhindern, dass Mrs. Piggy antrabte, denn dann wäre mein Passagier ordentlich durchgeschüttelt worden. Als ich sie wider Willen zum Schritt durchpariert hatte, löste sich eine schlanke Gestalt aus dem Schutz einer Kiefer und trat winkend vor uns auf die Straße.

»Milord«, begrüßte Fergus Jamie, und Gideon blieb wiederstrebend stehen. Fergus lugte unter einer indigofarbenen Strickmütze zu Jamie auf, die er bis zu den Augenbrauen herunter gezogen hatte. Dies verlieh seinem Kopf das Aussehen eines Torpedos, dunkel und gefährlich. »Geht es Euch gut? Ich dachte, Ihr wärt vielleicht in Schwierigkeiten geraten.«

»Och.« Jamie winkte vage in meine Richtung und deutete auf die Auswölbung unter meinem Umhang. »Eigentlich keine Schwierigkeiten; es ist nur -«

Fergus glotzte über Gideons Widerrist hinweg perplex auf die Kugel unter meinem Umhang.

»*Quelle virilite, monsieur*«, sagte er im Tonfall tiefsten Respekts zu Jamie. »Meinen Glückwunsch.«

Jamie strafte ihn mit einem verächtlichen Blick und einem schottischen Geräusch, das sich anhörte wie unter Wasser entlang rollende Felsen. Das Baby fing wieder an zu weinen.

»Immer der Reihe nach«, sagte ich. »Gibt es hier Frauen mit Babys? Dieses Kind hier braucht Milch, und zwar sofort.«

Fergus nickte, die Augen vor Neugier weit aufgerissen.

»*Oui*, Milady. Mindestens zwei, nach dem, was ich gesehen habe.«

»Gut. Bring mich zu ihnen.«

Er nickte erneut, ergriff Piggys Trense und wandte sich der Siedlung zu.

»Was ist denn passiert?«, erkundigte sich Jamie und räusperte sich. In meiner Sorge um das Baby hatte ich gar nicht darüber nachgedacht, warum Fergus wohl hier war. Doch Jamie hatte Recht; schlichte Sorge um unser Wohlbefinden hätte ihn bei diesem Wetter nicht vor die Tür gelockt.

»Äh. Wir scheinen ein kleines Problem zu haben, Milord.« Er beschrieb die Ereignisse des gestrigen Nachmittags und schloss mit einem Achselzucken und einem Atemwölkchen. »... und so hat Monsieur Morton bei den Pferden Zuflucht gesucht -« Er wies kopfnickend auf den improvisierten Unterstand, »- während wir anderen Brownsvilles *hospitalié* genießen.«

Bei diesen Worten machte Jamie ein etwas grimmiges Gesicht; wahrscheinlich dachte er darüber nach, was die *hospitalité* für über vierzig Männer kosten würde.

»Mmpfm. Ich nehme an, die Browns wissen nicht, dass Morton dort ist?«

Fergus schüttelte den Kopf.

»Warum ist Morton denn dort?«, fragte ich, nachdem ich das Baby vorübergehend zum Schweigen gebracht hatte, indem ich es mir selbst an die Brust legte. »Ich hätte gedacht, dass er über alle Berge ist, daheim in Granite Falls, und froh ist, noch am Leben zu sein.«

»Er will nicht gehen, Milady. Er sagt, er kann nicht auf das Handgeld verzichten.« Die Nachricht hatte uns kurz vor dem Aufbruch aus Fraser's Ridge erreicht; der Gouverneur bot jedem Mann, der in der Miliz diente, vierzig Shilling an; eine beträchtliche Summe, vor allem für einen frisch gebackenen Siedler wie Morton, dem ein trostloser Winter bevorstand.

Jamie rieb sich langsam mit der Hand über das Gesicht. Dies war in der Tat ein Dilemma; die Milizkompanie brauchte die Männer und Vorräte aus Brownsville, doch Jamie konnte wohl kaum diverse Browns verpflichten, die auf der Stelle versuchen würden, Morton zu eliminieren. Und er konnte

es sich genauso wenig leisten, Mortons Handgeld aus eigener Tasche zu bezahlen.

Jamie machte ein Gesicht, als sei er versucht, Morton persönlich umzubringen, aber ich ging nicht davon aus, dass dies eine denkbare Alternative war.

»Möglicherweise könnte man Morton bewegen, das Mädchen zu heiraten?«, schlug ich taktvoll vor.

»Daran habe ich auch schon gedacht«, sagte Fergus. »Bedauerlicherweise besitzt Monsieur Morton aber bereits eine Gattin in Granite Falls.« Er schüttelte den Kopf, der unter seiner Mütze auszusehen begann wie ein kleiner, schneebedeckter Hügel.

»Warum sind die Browns Morton denn nicht gefolgt?«, fragte Jamie, der offenbar einem eigenen Gedankengang folgte. »Wenn ein Feind mein Land betritt und ich meine Verwandten dabei habe, lasse ich ihn doch nicht einfach davonlaufen; ich setze ihm nach und bringe ihn um.«

Fergus, dem diese Art der Highlandlogik offenbar vertraut war, nickte.

»Ich glaube, das war auch ihre Absicht«, sagte er. »Allerdings hat *le petit Roger* sie abgelenkt.«

Ich konnte einen deutlich amüsierten Unterton in seiner Stimme hören; Jamie ebenso.

»Was hat er getan?«, fragte er argwöhnisch.

»Für sie gesungen«, sagte Fergus, und die Belustigung wurde deutlicher. »Er hat fast die ganze Nacht gesungen und auf seiner Trommel gespielt. Das ganze Dorf ist gekommen, um ihn zu hören - es gibt sechs Männer im geeigneten Alter für die Miliz«, fügte er praktisch denkend hinzu, »- und die beiden Frauen *avec lait*, die ich schon erwähnte, Milady.«

Jamie hustete, wischte sich mit der Hand die Nase ab und nickte Fergus mit einer Kopfbewegung in meine Richtung zu.

»Aye. Nun, die Kleine muss etwas essen, und ich kann mich nicht abseits halten, sonst werden sich die Browns sofort denken, dass Morton

hier ist. Geh und sag ihm, dass ich mich so bald wie möglich mit ihm unterhalten werde.«

Er lenkte sein Pferd auf das Wirtshaus zu, und ich trieb Mrs. Piggy hinter ihm her.

»Was willst du in Bezug auf die Browns unternehmen?«, fragte ich.

»Himmel«, sagte Jamie mehr an sich selbst gerichtet als an mich. »Woher zum Teufel soll ich das wissen?« Und hustete erneut.

32

Mission erfüllt

Unser Eintreffen mit dem Baby sorgte für eine solche Sensation, dass es jedermann in Brownsville von seinen persönlichen Anliegen ablenkte, ob sie nun praktischer oder mörderischer Natur waren. Ein Ausdruck immenser Erleichterung überzog Rogers Gesicht bei Jamies Anblick, wenn er ihn auch sofort wieder unterdrückte und durch eine verbindliche Miene breitschultrigen Selbstbewusstseins ersetzte. Ich drehte den Kopf zur Seite, um mir mein Lächeln nicht anmerken zu lassen, und sah Jamie an, weil ich mich fragte, ob er diese rapide Verwandlung auch bemerkt hatte. Er wich meinem Blick dienstbeflissen aus, was mir anzeigte, dass dies in der Tat so war.

»Gut gemacht«, sagte er in beiläufigem Tonfall und klopfte Roger zum Gruß auf die Schulter, bevor er sich umwandte, um sich von den anderen Männern begrüßen zu lassen und Bekanntschaft mit unseren unfreiwilligen Gastgebern zu schließen.

Roger nickte nur lässig - aber sein Gesicht nahm ein gedämpftes Leuchten an, als hätte jemand in ihm eine Kerze angezündet.

Die kleine Miss Beardsley sorgte für großen Aufruhr; eine der stillenden Mütter wurde herbeigeholt und legte das brüllende Baby sofort an ihre Brust, nachdem sie mir in aller Hast ihr eigenes Kind gereicht hatte. Es war ein drei Monate alter Junge von friedlichem Wesen, der mich leicht erstaunt ansah, aber keine Einwände gegen den Tausch zu haben schien, denn er gurgelte nur nachdenklich einige Speichelblasen in meine Richtung.

Es folgte ein gewisses Maß an Verwirrung, weil jedermann seine Fragen und Spekulationen gleichzeitig äußerte, doch Jamies - drastisch gekürzter - Bericht von den Ereignissen auf der Farm der Beardsleys setzte dem

Durcheinander ein Ende. Selbst die rotäugige, junge Frau, die ich Fergus' Erzählung nach als die Geliebte Isaiah Mortons erkannte, vergaß ihren Schmerz und lauschte mit offenem Mund.

»Das arme, kleine Ding«, sagte sie mit einem Blick auf das Baby, das heftig an der Brust ihrer Cousine saugte. »Dann hast du ja anscheinend gar keine Eltern.« Miss Brown warf ihrem Vater einen finsteren Blick zu, denn sie schien zu denken, dass das Waisendasein durchaus seine Vorteile hatte.

»Was wird jetzt aus ihr werden?«, fragte Mrs. Brown, die praktischer dachte.

»Oh, wir sorgen schon dafür, dass sie in gute Hände kommt, meine Liebe. Sie wird einen sicheren Platz bei uns finden.« Ihr Mann legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm und wechselte gleichzeitig einen Blick mit seinem Bruder. Auch Jamie entging dies nicht; ich sah, wie sein Mund zuckte, als wollte er etwas sagen, doch stattdessen wandte er sich Henry Gallegher und Fergus zu, um mit ihnen zu konferieren, wobei seine beiden steifen Finger sanft gegen sein Bein klopften.

Die ältere Miss Brown beugte sich zu mir herüber und war gerade im Begriff, eine weitere Frage zu stellen, wurde jedoch durch einen arktischen Windstoß daran gehindert, der plötzlich durch das große Zimmer fegte, dabei die losen Felle vor den Fenstern anhob und das Zimmer mit Schnee bombardierte wie mit gefrorenen Schrotkugeln. Miss Brown gab ein abruptes »Huch« von sich, vergaß ihre Neugier und rannte los, um die Fenstervorhänge zu befestigen; alle anderen beendeten ihre Gespräche über die Beardsleys und begannen, hastig die Fensterluken gegen den Sturm zu schließen.

Ich konnte einen raschen Blick nach draußen werfen, während Miss Brown mit den unhandlichen Fellen kämpfte. Das Unwetter war jetzt in vollem Gange. Der Schnee fiel dicht und schnell; die schwarzen Furchen der Straße waren unter einem weißen Überzug so gut wie verschwunden, und es war offensichtlich, dass Frasers Kompanie vorerst nirgendwo hin ziehen würde. Mr. Richard Brown machte zwar ein etwas mürrisches Gesicht, bot uns aber dennoch großzügig für eine zweite Nacht Quartier

an, und die Milizionäre verteilten sich zum Abendessen auf die Häuser und Scheunen des Dorfes.

Jamie ging hinaus, um unser Bettzeug und die Vorräte von den Pferden zu holen und dafür zu sorgen, dass diese Futter und ein Dach über den Kopf bekamen. Wahrscheinlich würde er dabei auch die Gelegenheit nutzen, um sich unter vier Augen mit Isaiah Morton zu unterhalten, falls Letzterer immer noch draußen im Schneesturm auf der Lauer lag.

Ich fragte mich, was Jamie mit diesem Gebirgsromeo vorhatte, aber für solche Spekulationen hatte ich keine Zeit. Es dämmerte inzwischen, und ich wurde in den Strom der Aktivitäten rund um den Herd gesogen, als sich die Frauen jetzt erneut der Herausforderung stellten, vierzig unerwartete Gäste mit Abendessen zu versorgen.

Julia - das heißt, die jüngere Miss Brown - saß schmollend in der Ecke und weigerte sich zu helfen. Allerdings nahm sie das Beardsleybaby in ihre Obhut und wiegte und beruhigte es, auch als schon lange klar war, dass es schlief.

Fergus und Gallegher waren losgeschickt worden, um die Ziegen zu holen, und kehrten kurz vor dem Essen mit ihnen zurück, nass und schlammig bis zu den Knien, die Bärte und Augenbrauen mit Eiskrusten überzogen. Die Ziegen waren ebenfalls nass und mit Schneematsch verklebt, und ihre Euter waren rot vor Kälte, angeschwollen von der Milch und schwangen schmerzhaft gegen ihre Beine. Sie waren jedoch entzückt, in den Schoß der Zivilisation zurückzukehren, und blökten einander fröhlich und aufgeregt zu.

Mrs. Brown und ihre Schwägerin brachten die Ziegen zum Melken in die kleine Scheune und überließen mir die Aufsicht über den Eintopf und über Hiram, der neben dem Herd ein majestätisches Einzelquartier in einem improvisierten Pferch bezog, der aus einem umgekippten Tisch, zwei Stühlen und einer Deckentruhe bestand.

Die Blockhütte war im Prinzip ein einziges, großes, zugiges Zimmer, über dem sich ein geschlossener Dachboden befand, und einem kleinen Vorratsschuppen an der Rückseite. Da sie sowieso schon zum Bersten vollgestopft war - mit Tischen, Bänken, Hockern, Bierfässern,

Fellbündeln, einem kleinen Handwebstuhl in der einen Ecke, einer Chiffoniere nebst völlig unpassender, mit Amorfiguren verzierter Glockenuhr in der anderen, zwei Bänken am Kamin, einer Muskete und zwei Vogelflinten, die am Kaminvorsprung hingen, und diversen Schürzen und Umhängen an Haken neben der Tür -, machte die Gegenwart einer kranken Ziege verblüffend wenig aus.

Ich warf einen Blick auf meinen ehemaligen Patienten, der mich missmutig anblökte und mir verächtlich seine lange, blaue Zunge heraus streckte. Schmelzender Schnee lief ihm von den spiralförmigen Hörnern und färbte sie schwarz und glänzend, und sein Fell war an den Schultern so nass, dass es in gescheckten Stacheln abstand.

»Das nennst du also dankbar«, sagte ich vorwurfsvoll. »Wenn Jamie nicht gewesen wäre, würdest du jetzt nicht neben diesem Feuer braten, sondern darauf, und es würde dir ganz recht geschehen, du hinterlistiger, alter Bock.«

»Mäh!«, sagte er kurz angebunden.

Dennoch, ihm war kalt, er war müde und hungrig, und sein Harem war nicht in der Nähe, um sich von ihm beeindrucken zu lassen, daher duldete er es, dass ich ihm den Kopf massierte und ihn an den Ohren kratzte, ihn mit Heubüscheln fütterte und - schließlich - in seinen Pferch trat und ihm vorsichtig mit der Hand über sein verletztes Bein fuhr, um die Schiene zu überprüfen. Ich war selbst mehr als nur etwas müde und hungrig, denn ich hatte seit dem bisschen Ziegenmilch in der Morgendämmerung nichts mehr zu essen gehabt. Mir wurde schwindelig vom Geruch des simmernden Eintopfes und dem flackernden Spiel von Licht und Schatten im Zimmer, und ich fühlte mich ein wenig körperlos, als schwebte ich einen halben Meter über dem Boden.

»Du bist ja doch ein netter, alter Kerl, nicht wahr?«, murmelte ich. Nachdem ich den ganzen Nachmittag in engem Kontakt mit Babys verbracht hatte, die alle mehr oder minder feucht und laut waren, war die Gesellschaft des aufbrausenden, alten Ziegenbocks ausgesprochen beruhigend.

»Wird er sterben?«

Ich blickte überrascht auf, denn ich hatte die jüngere Miss Brown, die man im Zwielicht auf der Kaminbank übersehen hatte, ganz vergessen. Sie stand jetzt am Herd, das Baby der Beardsleys nach wie vor im Arm, und blickte stirnrunzelnd auf Hiram hinab, der gerade versuchte, meinen Schürzensaum anzuknabbern.

»Nein«, sagte ich und zog ihm den Stoff aus dem Maul. »Ich glaube nicht.« Wie *hieß* sie nur gleich? Ich kramte benommen in meinem Gedächtnis und versuchte, nach der hektischen Vorstellung von vorhin Namen und Gesichter einander zuzuordnen. Alicia, das war es, obwohl sie für mich immer noch Julia war.

Sie war auch nicht viel älter als Julia, kaum fünfzehn, wenn sie schon fünfzehn war. Doch sie war ein gewöhnliches Kind mit einem runden Gesicht und teigiger Haut. Schmal in der Schulter und breit in der Hüfte; sie war alles andere als die schönste Blume von Veronas Flor. Sie schwieg, und um das Gespräch im Gang zu halten, wies ich auf das Baby in ihren Armen. »Wie geht es der Kleinen denn?«

»Ganz gut«, sagte sie lustlos. Sie blieb noch einen Moment stehen und starrte die Ziege an. Dann quollen plötzlich Tränen in ihren Augen auf.

»Ich wünschte, ich wäre tot«, sagte sie.

»Oh, wirklich?«, sagte ich verblüfft. »Äh... nun ja...« Ich rieb mir mit der Hand über das Gesicht und versuchte, genug Geistesgegenwart zur Bewältigung der Situation aufzubringen. Wo steckte bloß die Mutter dieses verflixten Mädchens? Ich warf rasch einen Blick zur Tür, hörte aber niemanden kommen. Wir waren fürs Erste allein, denn die Frauen waren beim Melken oder kümmerten sich um das Essen, und die Männer waren mit den Tieren beschäftigt.

Ich verließ Hirams Pferch und legte ihr eine Hand auf den Arm.

»Also«, sagte ich leise. »Isaiah Morton ist es nicht wert. Er ist verheiratet - habt Ihr das gewusst?«

Sie riss die Augen weit auf, dann kniff sie sie fast ganz zusammen, und plötzlich schossen die Tränen hervor. Nein, offensichtlich hatte sie es nicht gewusst.

Die Tränen liefen ihr über die Wangen und ergossen sich auf den Kopf des schlafenden Babys. Ich streckte die Hand aus und nahm ihr das eingewickelte Kind sanft ab. Dann schob ich sie mit der freien Hand auf die Kaminbank zu.

»W-woher habt Ihr...? W-wer?« Sie gurgelte und schluchzte und versuchte hektisch, zur selben Zeit Fragen zu stellen und sich unter Kontrolle zu bekommen. Draußen erscholl eine rufende Männerstimme, und sie rieb sich heftig mit dem Ärmel über die Wangen.

Diese Geste erinnerte mich daran, dass mir die Situation zwar in meinem gegenwärtigen, benommenen Geisteszustand melodramatisch - um nicht zu sagen leicht komisch - vorkam, dass sie jedoch für die Hauptbeteiligten eine todernste Sache war. Schließlich *hatten* ihre männlichen Verwandten versucht, Morton umzubringen, und sie würden es mit Sicherheit wieder versuchen, wenn sie ihn fanden. Ich spannte mich an, weil ich Schritte kommen hörte, und das Baby wand sich leise jammernd in meinen Armen. Doch die Schritte knirschten auf der Straße vorbei, und das Geräusch ging im Wind unter.

Ich setzte mich neben Alicia Brown und seufzte, weil es eine solche Wohltat war, meine Füße zu entlasten. Jeder Muskel und jedes Gelenk meines Körpers schmerzte von den Nachwirkungen des vergangenen Tages und der letzten Nacht, wenn ich auch bis jetzt noch keine Zeit gehabt hatte, großartig darüber nachzudenken. Jamie und ich würden die Nacht mit Sicherheit in Decken gewickelt bei fremden Leuten auf dem Fußboden verbringen; ich beäugte die schmutzigen, vom Feuer beschienenen Bretter mit einem Gefühl, das dem der Lust sehr nahe kam.

Es war geradezu unpassend friedlich in dem großen Raum - draußen fiel flüsternd der Schnee, und auf dem Herd gluckste der Eintopf vor sich hin und erfüllte die Luft mit den verlockenden Düften von Zwiebeln, Wild und Rübchen. Das Baby schlief an meiner Brust und strahlte friedvolles Vertrauen aus. Am liebsten hätte ich einfach nur dagesessen und es fest gehalten, aber die Pflicht rief.

»Woher ich das weiß? Morton hat es einem der Männer in der Truppe meines Mannes erzählt«, sagte ich. »Ich kenne seine Frau allerdings nicht

und weiß nur, dass sie in Granite Falls lebt.« Ich tätschelte den kleinen Rücken, und das Baby rülpste sacht und entspannte sich wieder, sein Atem warm unter meinem Ohr. Die Frauen hatten es gewaschen und eingeölt, und jetzt roch es fast wie ein frischer Pfannkuchen. Ich hielt mit einem Auge die Tür im Blick und richtete das andere argwöhnisch auf Alicia Brown, falls sie erneut hysterisch wurde.

Sie schniefte und schluchzte, japste einmal heftig und verfiel dann in Schweigen und starrte zu Boden.

»Ich wünschte, ich wäre *tot*«, flüsterte sie erneut, und ihr Tonfall war so verzweifelt, dass ich sie erschrocken ansah. Sie saß zusammengesunken da, das Haar hing ihr schlaff unter der Haube hervor, ihre Hände waren zu Fäusten geballt und schützend vor ihrem Bauch gekreuzt.

»Oh je«, sagte ich. Angesichts ihrer Blässe, der allgemeinen Umstände und ihres Verhaltens dem Baby gegenüber war es nicht sehr schwierig, aus dieser Geste den offensichtlichen Schluss zu ziehen. »Wissen Eure Eltern davon?«

Sie warf mir einen raschen Blick zu, fragte aber gar nicht erst, woher ich es wusste.

»Mama und meine Tante, ja.«

Sie atmete durch den Mund und zog zwischendurch die Nase hoch.

»Ich dachte - ich dachte, Papa müsste mir erlauben, ihn zu heiraten, wenn -«

Ich hatte Erpressung noch nie für eine besonders Erfolg versprechende Basis für eine Ehe gehalten, doch dies schien der falsche Zeitpunkt zu sein, dies auszusprechen.

»Mm«, sagte ich stattdessen. »Und weiß Mr. Morton davon?«

Sie schüttelte untröstlich den Kopf.

»Hat er - hat seine Frau Kinder, wisst Ihr das?«

»Ich habe keine Ahnung.« Ich wandte den Kopf und lauschte. Ich konnte entfernte Männerstimmen hören, die vom Wind herbeigetragen wurden. Sie hörte sie auch; sie packte überraschend kraftvoll meinen Arm, und ihre

nassen, braunen Augen sahen mich unter den zusammengeklebten Wimpern flehend an.

»Ich habe gehört, wie Mr. MacKenzie und die Männer sich gestern Abend unterhalten haben. Sie sagen, Ihr seid eine Heilerin, Mrs. Fraser - einer von ihnen hat gesagt, dass Ihr eine Kräuterfrau seid. Wisst Ihr, wie man Babys -«

»Es kommt jemand.« Ich rückte von ihr ab und unterbrach sie, bevor sie die Frage beenden konnte. »Hier, kümmert Euch um das Baby. Ich muss - muss den Eintopf umrühren.«

Ich drückte ihr ohne Umschweife das Kind in den Arm und erhob mich. Als sich die Tür öffnete und eine verschneite Windbö sowie eine große Anzahl Männer einließ, stand ich am Herd, den Löffel in der Hand, den Blick auf den Topf geheftet, und meine Gedanken brodelten genauso heftig wie der Eintopf.

Sie hatte keine Zeit gehabt, die Frage explizit zu stellen, aber ich wusste, was ihr auf der Zunge gelegen hatte. »Kräuterfrau« hatte sie mich genannt. Sie wollte mit ziemlicher Sicherheit meine Hilfe, um das Kind loszuwerden. Wie war das möglich?, fragte ich mich. Wie konnte eine Frau an so etwas denken, während sie ein lebendes Kind im Arm hatte, das den Mutterleib nicht einmal seit einem Tag verlassen hatte?

Aber sie war sehr jung. Sehr jung, und sie litt unter dem Schrecken der Nachricht, dass ihr Geliebter treulos war. Außerdem war ihre Schwangerschaft noch nicht so weit fortgeschritten, dass man es ihr ansah; wenn sie die Bewegungen ihres Kindes noch nicht gespürt hatte, war es für sie mit Sicherheit noch völlig unwirklich - sie hatte es nur als Mittel betrachtet, die Zustimmung ihres Vaters zu erzwingen; jetzt kam es ihr wahrscheinlich wie eine Falle vor, die im Begriff war zuzuschnappen.

Kein Wunder, wenn sie bestürzt war und panisch nach einer Fluchtmöglichkeit suchte. Doch wenn man ihr etwas Zeit ließ, sich zu erholen, dachte ich mit einem Blick zur Kaminbank, wo sie im Dunklen verborgen saß. Am besten unterhielt ich mich mit ihrer Mutter, ihrer Tante...

Jamie stand plötzlich neben mir und rieb sich die geröteten Hände über dem Feuer. Schmelzwasser tropfte ihm aus den Kleidern. Er machte einen extrem fröhlichen Eindruck, trotz seiner kalten Finger, der Komplikationen in Isaiah Mortons Liebesleben und des Sturmes, der draußen tobte.

»Wie ist die Lage, Sassenach?«, fragte er heiser, und ohne meine Antwort abzuwarten, nahm er mir den Löffel aus der Hand, legte seinen festen, kalten Arm um mich, hob mich hoch und küsste mich heftig, was mich umso mehr aufschreckte, als sein sprießender Bart dick mit Schnee verkrustet war.

Von dieser stimulierenden Umarmung leicht benommen, stellte ich fest, dass die Stimmung der anderen Männer im Zimmer ähnlich gut war. Man klopfte sich gegenseitig auf den Rücken, stampfte mit den Stiefeln auf und schüttelte die Mäntel aus, während jene Art von Gröllauten und Gebrüll erklang, wie Männer es von sich geben, wenn sie in besonderer Feierlaune sind.

»Was ist denn los?«, fragte ich und sah mich überrascht um. Zu meinem Erstaunen stand Joseph Wemyss inmitten der Menge. Seine Nasenspitze war rot vor Kälte, und er konnte sich kaum auf den Füßen halten, weil die Männer ihm gratulierend auf den Rücken hämmerten. »Was ist passiert?«

Jamie lächelte mich strahlend an, und seine Zähne glänzten in der eisigen Wildnis seines Gesichtes auf. Er drückte mir ein schlaffes Knäuel aus nassem Papier in die Hand, an dem noch ein paar rote Wachsbruchstücke hingen.

Die Tinte war in der Nässe verlaufen, doch ich konnte die entscheidenden Worte noch ausmachen. Als sie von General Waddells geplantem Aufmarsch hörten, hatten die Regulatoren beschlossen, dass der Klügere nachgab. Sie hatten sich zerstreut. Und Kraft dieser Order aus der Feder Gouverneur Tryons - war die Miliz entlassen.

»Oh, *gut*!«, sagte ich. Und dann warf ich meine Arme um Jamie und erwiderte seinen Kuss, allem Schnee und Eis zum Trotz.

Begeistert über die Nachricht von ihrer Entlassung, nutzte die Miliz das schlechte Wetter zum Feiern aus. Nicht minder begeistert, dass sie nicht gezwungen waren, sich der Miliz anzuschließen, schlossen sich die Browns den Feierlichkeiten fröhlich an und steuerten drei große Fässer von Thomasina Browns besten, selbst gebrauten Bier und sechs Gallonen trockenen Cider bei - zum halben Preis. Als das Abendessen vorbei war, saß ich halb aufgelöst vor Erschöpfung in der Ecke einer Bank, das Baby im Arm, und nur die Tatsache, dass es noch keinen Platz zum Hinlegen gab, hielt mich in der Senkrechten. Rauch und Stimmen schwebten in der Luft. Ich hatte einen kräftigen Cidre zum Essen getrunken. Sowohl die Gesichter als auch die Stimmen verschwammen und wurden wieder klar - auf eine Weise, die zwar ganz und gar nicht unangenehm, aber dennoch ein wenig beunruhigend war.

Alicia Brown hatte keine Gelegenheit mehr gehabt, mit mir zu sprechen, aber ich hatte auch keine Gelegenheit gehabt, mit ihrer Mutter oder ihrer Tante zu sprechen. Das Mädchen hatte sich neben Hirams Pferch niedergelassen und fütterte die Ziege mechanisch mit Maisbrotkrusten, die vom Abendessen übrig waren, ihr Gesicht eine einzige Elendsmiene.

Roger sang auf allgemeines Bitten mit leiser, klarer Stimme französische Balladen. Das Gesicht einer jungen Frau kam in mein Blickfeld, die Augenbrauen fragend hochgezogen. Sie sagte etwas, das im Gewirr der Stimmen unterging, dann streckte sie sanft die Arme aus, um mir das Baby abzunehmen.

Natürlich, Jemima, so hieß sie. Die junge Mutter, die sich bereit erklärt hatte, das Kind zu stillen. Ich stand auf, um ihr auf der Bank Platz zu machen, und sie legte das Baby unverzüglich an.

Ich lehnte mich an den Kaminvorsprung und beobachtete verschwommen und beifällig, wie sie den Kopf des Kindes umfasste und es murmelnd an die richtige Stelle führte. Sie war zärtlich und sachlich zugleich, eine gute Kombination. Ihr eigenes Baby - der kleine Christopher, so hieß er - schnarchte friedlich in den Armen seiner Großmutter, während sich die alte Dame bückte, um ihre Tonpfeife am Feuer anzuzünden.

Ich blickte zurück zu Jemima und hatte ein ganz merkwürdiges *Déjà vu*-Gefühl. Ich kniff die Augen zu, versuchte, die flüchtige Vision festzuhalten, und es gelang mir, ein Gefühl überwältigender Nähe einzufangen, von Wärme und völligem Frieden. Einen Augenblick lang dachte ich, es sei das Gefühl beim Stillen eines Kindes, doch dann - noch seltsamer - begriff ich, dass ich nicht das Gefühl der Mutter spürte... sondern das des Kindes. Ich erinnerte mich deutlich daran - wenn es denn eine Erinnerung war -, an einen warmen Körper gehalten zu werden, gedankenlos und vollkommen in der sicheren Überzeugung absoluter Liebe.

Ich schloss die Augen und hielt mich am Kaminvorsprung fest, weil ich spürte, wie das Zimmer sich langsam und träge um mich zu drehen begann.

»Beauchamp«, murmelte ich, »du bist *völlig* betrunken.«

Wenn es so war, dann war ich nicht die Einzige. Erleichtert über die Nachricht von der Entlassung der Miliz und erfreut über die Aussicht auf sofortige Heimkehr hatten die Männer sich den Großteil alles Trinkbaren in Brownsville einverleibt und arbeiteten sich nun gewissenhaft durch die Überreste.

Doch jetzt löste sich die Feier langsam auf. Einige Männer stolperten zu ihren kalten Betten in den Scheunen und Schuppen davon, während sich andere dankbar am Feuer in ihre Decken rollten.

Als ich die Augen öffnete, sah ich, wie Jamie den Kopf zurücklegte und herzhaft gähnte, die Kiefer aufgerissen wie ein Pavian. Er blinzelte und stand auf, schüttelte die betäubende Wirkung von Essen und Bier ab, dann blickte er zum Kamin und sah mich dort stehen. Er war eindeutig genauso müde wie ich, wenn auch nicht ganz so beschwipst, doch er strahlte eine tiefe Zufriedenheit aus, die sich in der lockeren Art zeigte, mit der er seine langen Glieder reckte und wieder entspannte.

»Ich gehe nach den Pferden sehen«, sagte er zu mir, seine Stimme heiser von der Grippe und vom vielen Reden. »Lust auf einen Spaziergang im Mondschein, Sassenach?«

Der Schneefall hatte aufgehört, und der Mond schien tatsächlich - durch einen dünner werdenden Wolkenschleier hindurch. Die Luft war so kalt, dass sie mir die Lungen kühlte, immer noch frisch und unruhig von den Resten des abziehenden Sturmes, und sie half mir sehr dabei, meinen Schwindel zu vertreiben.

Es bereitete mir ein kindisches Entzücken, die Erste zu sein, die ihre Spuren in dem jungfräulichen Schnee hinterließ, und ich trat fest und sorgfältig auf, um ordentliche Fußabdrücke zu erzeugen. Dann drehte ich mich um und bewunderte sie. Die Abdrücke war nicht sehr geradlinig, aber zum Glück stellte gerade niemand meine Nüchternheit in Frage.

»Kannst du das Alphabet rückwärts aufsagen?«, fragte ich Jamie, dessen Spuren kameradschaftlich neben den meinen herschwankten.

»Ich denke schon«, erwiderte er. »Welches denn? Englisch, Griechisch oder Hebräisch?«

»Auch egal.« Ich klammerte mich fester an seinen Arm. »Wenn du sie alle drei vorwärts kannst, bist du in einem besseren Zustand als ich.«

Er lachte leise, dann hustete er.

»Du bist doch niemals betrunken, Sassenach. Nicht nach drei Bechern Cidre.«

»Dann muss es wohl Erschöpfung sein«, sagte ich verträumt. »Ich fühle mich, als ob mein Kopf an einer Schnur auf und ab schwebt wie ein Ballon. Woher weißt du denn, wie viel ich getrunken habe? Entgeht dir denn gar nichts?«

Er lachte erneut und umfasste dann meine Hand, dort, wo sie seinen Arm umklammert hielt.

»Ich sehe dir gern zu, Sassenach. Besonders in Gesellschaft. Deine Zähne glänzen so schön, wenn du lachst.«

»Schmeichler«, sagte ich, fühlte mich aber dennoch aufrichtig geschmeichelt. Angesichts der Tatsache, dass ich mir seit mehreren Tagen nicht einmal mehr das Gesicht gewaschen hatte, geschweige denn gebadet

oder meine Kleider gewechselt hatte, waren meine Zähne wahrscheinlich das Einzige an mir, das man aufrichtig bewundern konnte. Dennoch war das Wissen um seine Aufmerksamkeit ein ausgesprochen schönes Gefühl.

Der Schnee war trockener Pulverschnee, und die weiße Kruste gab leise knirschend unter unseren Füßen nach. Ich konnte Jamie atmen hören, immer noch heiser und mühsam, aber das Rasseln in seiner Brust war verschwunden, und seine Haut war kühl.

»Morgen früh wird das Wetter schön«, sagte er und blickte zu dem verschleierten Mond hinauf. »Siehst du den Ring?«

Er war kaum zu übersehen; ein immenser Kreis aus diffusem Licht, der einen Hof um den Mond bildete und sich über den ganzen östlichen Himmel zog. Einige Sterne leuchteten schwach durch den Dunst; innerhalb einer Stunde würde es hell und klar sein.

»Ja. Dann können wir also morgen heimreiten?«

»Aye. Ich nehme an, dass es ein schlammiger Ritt wird. Man kann spüren, wie sich die Luft verändert; es ist zwar jetzt noch kalt, aber der Schnee wird schmelzen, sobald die Sonne direkt darauf scheint.«

Vielleicht würde er das, aber jetzt *war* es noch kalt. Der buschige Unterstand der Pferde war mit weiteren Kiefern- und Hemlockzweigen verstärkt worden und sah aus wie ein kleiner, klumpiger Hügel, der sich dick vollgeschneit vom Boden erhob. Doch einige kleine Flecken waren frei geschmolzen, vom Atem der Pferde erwärmt, und Dampfwölkchen stiegen kaum sichtbar von ihnen auf. Alles war still, und das Gefühl schläfriger Zufriedenheit war beinahe greifbar.

»Morton hat es gemütlich, wenn er da drin ist«, bemerkte ich.

»Das glaube ich nicht. Als Wemyss mit der Benachrichtigung kam, habe ich Fergus sofort zu ihm geschickt, um ihm zu sagen, dass die Miliz aufgelöst ist.«

»Ja, aber wenn ich Isaiah Morton wäre, hätte ich mich, glaube ich, nicht inmitten eines furchtbaren Schneesturms schnurstracks auf den Heimweg gemacht«, sagte ich skeptisch.

»Wahrscheinlich doch, wenn du sämtliche Browns aus Brownsville mit ihren Schießeisen im Nacken hättest«, sagte er trocken. Dennoch blieb er stehen, erhob die Stimme ein wenig und rief krächzend und rasselnd: »Isaiah!«

Es kam keine Antwort aus dem improvisierten Stall, und er ergriff erneut meinen Arm und wandte sich zum Haus zurück. Der Schnee war nicht länger jungfräulich, sondern von den Abdrücken zahlreicher Füße zertrampelt und schlammig, da sich die Miliz jetzt zu ihren Betten zerstreute. Roger hatte aufgehört zu singen, aber im Haus erklangen nach wie vor Stimmen; es waren offenbar noch nicht alle bereit zu schlafen.

Weil wir noch nicht in die laute, verrauchte Atmosphäre zurückkehren wollten, spazierten wir in unausgesprochenem Einverständnis um Haus und um die Scheune und genossen die Stille des verschneiten Waldes und die Nähe des anderen. Bei unserer Rückkehr bemerkte ich, dass die Tür des Verschlages an der Rückseite des Hauses einen Spalt breit offen stand und im Wind knarrte, und ich wies Jamie darauf hin.

Er steckte den Kopf hinein, um nachzusehen, ob alles in Ordnung war, doch anstatt die Tür zu schließen, streckte er die Hand hinter sich, ergriff meinen Arm und zog mich hinter sich her in den Schuppen.

»Ich muss dich etwas fragen, Sassenach, bevor wir wieder ins Haus gehen«, sagte er. Er ließ die Tür offen stehen, so dass das Mondlicht hineinströmte und schwach auf den hängenden Schinken, den Fässern und den Pflugscharen glänzte, die den Schuppen gemeinsam mit uns bevölkerten.

Es war kalt hier drinnen, doch außer Reichweite des Windes wurde mir gleich wärmer, und ich schob die Kapuze meines Umhangs zurück.

»Was ist denn?«, fragte ich schwach neugierig. Dank der frischen Luft war zumindest mein Kopf wieder klar, und ich wusste zwar, dass ich so gut wie tot sein würde, sobald ich mich hinlegte, doch im Moment verspürte ich jene angenehme Leichtigkeit, die man empfindet, wenn man eine Anstrengung zufriedenstellend hinter sich gebracht hat. Es war ein furchtbarer Tag und eine furchtbare Nacht gewesen, erneut gefolgt von

einem weiteren, langen Tag, doch jetzt war es geschafft, und wir waren frei.

»Möchtest du sie haben, Sassenach?«, fragte er leise. Sein Gesicht war ein bleiches Oval, verschwommen im Nebel seines Atems.

»Wen?«, fragte ich verblüfft. Er grunzte belustigt auf.

»Das Kind. Wen denn sonst?«

Natürlich, wen denn sonst.

»Möchte ich sie - behalten, meinst du?«, fragte ich vorsichtig. »Sie adoptieren?« Diese Idee war mir noch nicht bewusst gekommen, musste aber irgendwo in meinem Unterbewussten gelauert haben, denn seine Frage verblüffte mich nicht, und als ich die Worte aussprach, nahm der Gedanke feste Formen an.

Meine Brüste waren seit dem Morgen sehr empfindlich; sie fühlten sich voll und geschwollen an, und in der Erinnerung spürte ich, wie der Mund der Kleinen fordernd daran zog. Ich konnte das Baby selbst nicht stillen - aber Brianna konnte es, oder Marsali. Oder es konnte von Ziegen- oder Kuhmilch leben.

Ich bemerkte plötzlich, dass ich eine Brust unbewusst umfasst hatte und sie sanft massierte. Ich hörte sofort damit auf, aber Jamie hatte es gesehen; er trat dichter an mich heran und legte einen Arm um mich. Ich lehnte mich mit dem Kopf an ihn, und spürte den rauen Stoff seines Jagdhemdes kalt an meiner Wange.

»Möchtest *du* sie haben?«, fragte ich. Ich wusste nicht genau, ob ich seiner Antwort hoffnungs- oder angstvoll entgegenblickte. Die Antwort war ein leichtes Achselzucken.

»Wir haben ein großes Haus, Sassenach«, sagte er. »Groß genug.«

»Hm«, sagte ich. Keine sehr volltönende Erklärung - und doch wusste ich, dass die Bereitschaft zur Hingabe daraus sprach, ganz gleich, wie beiläufig er sie ausdrückte. Basierend auf einer dreiminütigen Bekanntschaft, hatte er Fergus in einem Pariser Bordell mitgenommen und ihn als Taschendieb engagiert. Wenn er dieses Kind nahm, würde er es wie

seine Tochter behandeln. Es lieben? Liebe konnte niemand garantieren - er nicht... und ich auch nicht.

Er hatte meinen skeptischen Tonfall gehört.

»Ich habe dich mit der Kleinen auf dem Pferd gesehen, Sassenach. Du hast immer etwas sehr Sanftes an dir - aber als ich dich so gesehen habe und das Baby unter deinem Umhang herumgestrampelt ist, da - ist mir wieder eingefallen, wie es war, wie du ausgesehen hast, als du Faith erwartet hast.«

Ich hielt den Atem an. Es erschreckte mich, ihn den Namen unserer ersten Tochter so aussprechen zu hören, so sachlich. Wir sprachen nur selten von ihr; ihr Tod lag so weit zurück, dass er mir manchmal unwirklich vorkam, und doch hatte die Wunde ihres Verlustes bei uns beiden schlimme Narben hinterlassen.

Doch Faith selbst war alles andere als unwirklich.

Sie war bei mir, wann immer ich ein Baby berührte. Und dieses Kind, diese namenlose Waise, so klein und zerbrechlich, mit ihrer Haut, die so durchscheinend war, dass die blauen Linien ihrer Venen deutlich darunter zu sehen waren - ja, sie erinnerte stark an Faith. Dennoch, sie war nicht mein Kind. Doch sie konnte es sein; das war es, was Jamie mir sagen wollte.

War sie vielleicht ein Geschenk an uns? Oder zumindest unsere Verantwortung?

»Meinst du, wir sollten sie nehmen?«, fragte ich vorsichtig. »Ich meine - was wird wohl aus ihr werden, wenn wir es nicht tun?«

Jamie prustete schwach, ließ den Arm sinken und lehnte sich an die Hauswand zurück. Er wischte sich die Nase ab und neigte den Kopf in Richtung der leisen Stimmen, die durch die Ritzen zwischen den Baumstämmen drangen.

»Sie wäre gut versorgt, Sassenach. Sie ist schließlich eine reiche Erbin, nicht wahr.«

Diesen Aspekt der ganzen Angelegenheit hatte ich noch gar nicht bedacht.

»Bist du sicher?«, sagte ich zweifelnd. »Ich meine, die Beardsleys sind zwar beide fort, aber da sie illegitim ist -«

Er schüttelte den Kopf und unterbrach mich.

»Nein, sie ist legitim.«

»Aber das geht doch nicht. Außer dir und mir ist es zwar noch niemandem bewusst, aber ihr Vater -«

»Was das Gesetz betrifft, so war Aaron Beardsley ihr Vater«, unterrichtete er mich. »Nach englischem Gesetz ist ein Kind, das innerhalb einer Ehe geboren wird, das legale Kind - *und* der Erbe - des Ehemannes, selbst wenn mit Sicherheit bekannt ist, dass die Mutter Ehebruch begangen hat. Und die Frau hat doch gesagt, dass sie mit Beardsley verheiratet war, oder?«

Mir fiel auf, dass er sich bemerkenswert sicher war, was diese Verordnung des englischen Gesetzes betraf. Dann fiel mir auch genau ein - Gott sei Dank rechtzeitig, bevor ich etwas sagte -, *warum* er sich so sicher war.

William. Sein Sohn, in England gezeugt und - soweit es irgendjemand in England wusste, Lord John Grey ausgenommen - mutmaßlich der neunte Graf von Ellesmere. Jamies Worten nach *war* er vor dem Gesetz offensichtlich der neunte Graf, ganz gleich, ob der achte Graf sein Vater gewesen war oder nicht. Das Gesetz war ganz schön dumm, dachte ich.

»Ich verstehe«, sagte ich langsam. »Also erbt die kleine Namenlose Beardsleys ganzen Besitz, auch nachdem sie entdeckt haben, dass er nicht ihr Vater gewesen sein kann. Das ist ja... beruhigend.«

Sein Blick traf einen Augenblick den meinen, dann senkte er die Augen.

»Aye«, sagte er leise. »Beruhigend.« Möglich, dass ein Hauch von Bitterkeit in seiner Stimme lag, doch wenn es so war, verschwand er spurlos, als Jamie jetzt hustete und sich räusperte.

»Du siehst also«, fuhr er nüchtern fort, »dass sie nicht in Gefahr ist, vernachlässigt zu werden. Ein Waisengericht würde Beardsleys Besitz - inklusive der Ziegen -«, fügte er schwach grinsend hinzu, »an ihren Vormund übergeben, damit er ihn zu ihrem Wohl verwendet.«

»Und zu seinem eigenen«, sagte ich, und plötzlich fiel mir der Blick wieder ein, den Richard Brown mit seinem Bruder gewechselt hatte, als er seiner Frau gesagt hatte, er werde »dafür sorgen, dass sie in gute Hände kommt«. Ich rieb mir die Nasenspitze, die taub geworden war.

»Dann würden die Browns sie also mit Freuden nehmen.«

»Oh, aye«, stimmte er mir zu. »Sie haben Beardsley gekannt; sie wissen genau, was das Baby wert ist. Es wäre sogar eine ziemlich delikate Angelegenheit, es ihnen abzuluchsen - aber wenn du das Kind willst, Sassenach, dann sollst du es haben. Das verspreche ich dir.«

Diese ganze Unterhaltung löste ein sehr seltsames Gefühl bei mir aus. Etwas, das fast an Panik grenzte, als würde ich von einer unsichtbaren Hand auf den Rand eines Abgrundes zugeschoben. Ob es eine gefährliche Klippe war oder nur ein besserer Aussichtspunkt, musste sich noch herausstellen.

In meiner Erinnerung sah ich das weiche, dunkle Seidenhaar des Babys vor mir und die hauchdünnen Ohren, klein und vollkommen wie Muscheln, deren weiche, rosafarbene Spiralen in einen unirdischen Blauton übergingen.

Um etwas Zeit zum Ordnen meiner Gedanken zu gewinnen, fragte ich: »Was meinst du damit, dass es sogar eine ziemlich delikate Angelegenheit wäre, sie den Browns abzuluchsen? Sie haben doch keinen Anspruch auf sie, oder?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein, aber es hat auch keiner von ihnen ihren Vater erschossen.«

»Was - oh.« Das war eine potentielle Falle, die ich gar nicht gesehen hatte; die Möglichkeit, dass man Jamie anklagen könnte, Beardsley umgebracht zu haben, um die Farm und die Waren des Händlers an sich zu

bringen, indem er dann die Waise adoptierte. Ich schluckte, und tief in meiner Kehle schmeckte es schwach nach Galle.

»Aber außer uns weiß doch niemand, wie Aaron Beardsley gestorben ist«, führte ich an. Jamie hatte ihnen nur erzählt, dass der Händler einen Schlaganfall erlitten hatte und gestorben war, ohne seine eigene Rolle als erlösender Engel zu erwähnen.

»Außer uns und Mrs. Beardsley«, sagte er mit einem schwachen Unterton der Ironie in der Stimme. »Und wenn sie nun zurückkommt und mich des Mordes an ihrem Mann beschuldigt? Es wäre schwer zu leugnen, wenn ich das Kind hätte.«

Ich enthielt mich der Frage, warum sie so etwas tun sollte; angesichts dessen, was sie bereits getan hatte, war es deutlich genug, dass Fanny Beardsley zu allem im Stande war.

»Sie kommt nicht zurück«, sagte ich. Ganz gleich, welche Unsicherheit ich auch sonst empfand, ich war mir sicher, dass ich zumindest in dieser Beziehung die Wahrheit sagte. Egal wohin Fanny Beardsley gegangen war - oder warum -, ich war mir sicher, dass es für immer war.

»Und selbst wenn sie es täte«, fuhr ich fort und verdrängte das Bild vor meinem inneren Auge - Schnee, der durch einen leeren Wald wehte, und ein eingewickeltes Bündel, das neben dem heruntergebrannten Feuer lag. »Ich bin doch dabei gewesen. Ich könnte sagen, was sich zugetragen hat.«

»Wenn sie dich ließen«, pflichtete Jamie mir bei. »Was sie aber nicht tun würden. Du bist eine verheiratete Frau, Sassenach - du könntest nicht vor Gericht aussagen, nicht einmal dann, wenn du nicht meine Frau wärst.«

Das verschlug mir die Sprache. Da wir in der Wildnis lebten, kam ich selten persönlich in Kontakt mit den empörenden gesetzlichen Ungerechtigkeiten dieser Zeit, doch einige von ihnen waren mir bewusst. Er hatte Recht. Eigentlich hatte ich als verheiratete Frau überhaupt keine Rechte. Fanny Beardsley dagegen ironischerweise schon, da sie jetzt Witwe war. *Sie* konnte vor Gericht aussagen - wenn sie wollte.

»Ach, verdammt!«, sagte ich herzhaft. Jamie lachte, wenn auch gedämpft, dann hustete er.

Ich prustete und produzierte eine schöne, weiße Dampfexplosion. Einen Augenblick lang wünschte ich, ich wäre ein Drache; es wäre mir ein extremer Genuss gewesen, eine ganze Reihe von Leuten mit Feuer und Schwefel zu bespeien, angefangen mit Fanny Beardsley.

Stattdessen seufzte ich, und mein harmloser, weißer Atem verschwand in der Dunkelheit des Schuppens.

»Dann verstehe ich, was du mit >delikat< meinst«, sagte ich.

»Aye - aber nicht unmöglich.« Er legte seine große, kalte Hand an meine Wange und drehte mein Gesicht zu sich empor. Seine Augen blickten suchend in die meinen, dunkel und konzentriert.

»Wenn du das Kind haben willst, Claire, dann nehme ich es und regele die Folgen.«

Wenn ich es haben wollte. Ich konnte das weiche Gewicht des Kindes spüren, das an meiner Brust schlief. Ich hatte seit Jahren vergessen, wie berauschend die Mutterschaft war, hatte die Erinnerung an die Hochgefühle, die Erschöpfung, die Panik, das Glück verdrängt. Doch die ständige Nähe von Germain, Joan und Jemmy hatte mich wieder lebhaft daran erinnert.

»Eine letzte Frage«, sagte ich. Ich ergriff seine Hand und zog sie an mich, die Finger mit den meinen verschränkt. »Der Vater des Babys war kein Weißer. Was kann das für sie bedeuten?«

Ich wusste, was es in den 19oern in Boston bedeutet hätte, aber dies war ein ganz anderer Ort, und während die Gesellschaft hier zwar in mancher Hinsicht rigider und weniger aufgeklärt war als in der Zeit, aus der ich gekommen war, war sie seltsamerweise in manch anderem Punkt viel toleranter.

Jamie überlegte sich seine Antwort sorgfältig, und die steifen Finger seiner rechten Hand klopften in einem geräuschlosen Rhythmus sinnierend auf die Oberseite eines Salzfasses.

»Ich glaube, es wird nichts ausmachen«, sagte er schließlich. »Es ist nicht möglich, dass sie versklavt wird. Selbst wenn es sich beweisen ließe, dass ihr Vater ein Sklave war - und dafür gibt es keinerlei Beweise -, nimmt ein Kind den Status seiner Mutter an. Wenn eine freie Frau ein Kind bekommt, ist es frei; wenn eine Sklavin ein Kind bekommt, ist es ein Sklave. Und was diese schreckliche Frau auch immer sein mag, eine Sklavin war sie nicht.«

»Zumindest nicht vor dem Gesetz«, sagte ich und dachte an die Kerben auf dem Türpfosten. »Und abgesehen von der Frage der Sklaverei?«

Er seufzte und richtete sich auf.

»Ich glaube nicht«, sagte er. »Nicht hier. In Charleston, aye, da würde es wahrscheinlich eine Rolle spielen, zumindest in der feineren Gesellschaft. Aber im Hinterland?«

Er zuckte mit den Achseln. Es stimmte; hier in unmittelbarer Nähe der Vertragsgrenze gab es viele Mischlingskinder. Es war alles andere als ungewöhnlich, dass ein Siedler sich eine Cherokeefrau nahm. Kinder, die aus einer Liaison zwischen Schwarzen und Weißen entstanden, sah man im Hinterland seltener, aber im Küstengebiet gab es sie zuhauf. Die meisten von ihnen Sklaven - aber dennoch.

Und die kleine Miss Beardsley würde sich nicht in der ›feinen Gesellschaft‹ bewegen - zumindest nicht, wenn wir sie bei den Browns ließen. Hier würde ihr potentieller Reichtum sehr viel mehr zählen als ihre Hautfarbe. Bei uns konnte es eines Tages anders werden, denn unabhängig von seinem Einkommen - oder dem Mangel an einem solchen - war Jamie ein Mann von Welt - und würde es immer sein.

»Das war doch noch nicht die letzte Frage«, sagte ich. »Die letzte ist - warum machst du mir diesen Vorschlag?«

»Ah. Nun, ich dachte nur...« Er entzog mir seine Hand und wandte den Blick ab. »Was du nach unserer Rückkehr vom *gathering* gesagt hast. Dass du die Sicherheit der Unfruchtbarkeit hättest wählen können - es aber nicht getan hast, um meinetwillen. Ich dachte -« Er hielt erneut inne und rieb sich fest mit dem Handrücken über die Nase. Er holte tief Luft und versuchte es noch einmal.

»Um meinetwillen«, sagte er in festem Ton an die Luft vor ihm gewandt, als sei sie ein Tribunal, »möchte ich nicht, dass du noch ein Kind bekommst. Ich möchte es nicht riskieren, dich zu verlieren, Sassenach«, sagte er, und seine Stimme wurde plötzlich heiser. »Nicht für ein Dutzend Kinder. Ich habe Töchter und Söhne, Nichten und Neffen, Enkelkinder - Kinder in Hülle und Fülle.«

Dann sah er mich direkt an und fuhr sanfter fort.

»Aber ich habe nur ein Leben, und das bist du, Claire.«

Er schluckte hörbar und fuhr fort, den Blick unverwandt auf meine Augen gerichtet.

»Aber ich dachte - wenn du noch ein Kind haben möchtest... vielleicht könnte ich dir doch noch eins schenken.«

Tränen stiegen mir rasch in die Augen, und alles verschwamm. Es war kalt in dem Schuppen, unsere Finger waren steif. Ich legte meine Hand unter Schwierigkeiten in die seine und drückte sie fest.

Noch während wir uns unterhielten, hatte mein Verstand auf Hochtouren gearbeitet, sich die Möglichkeiten, Schwierigkeiten, Segnungen ausgemalt. Ich brauchte nicht weiter nachzudenken, denn ich wusste, dass die Entscheidung von allein gefallen war. Ein Kind war eine Versuchung des Leibes und des Geistes; ich kannte das Glück dieser grenzenlosen Einheit genauso gut wie die bittersüße Freude, mit anzusehen, wie diese Einheit dahinschwand, während das Kind sich selbst entdeckte und auf eigenen Füßen stand.

Aber ich hatte eine kaum merkliche Grenze überschritten. Ob es daran lag, dass ich eine geheime, mir angeborene Quote erfüllt hatte oder einfach daran, dass ich wusste, dass meine einzige Bindung jetzt anderswo liegen musste... ich war mir sicher. Als Mutter verspürte ich jetzt die Erleichterung, meine Anstrengung zur Zufriedenheit hinter mich gebracht zu haben. Mission erfüllt.

Ich lehnte mich mit der Stirn an seine Brust und sprach in den dunklen Stoff über seinem Herzen.

»Nein«, sagte ich leise. »Aber Jamie... ich liebe dich so sehr.«

Eine Zeit lang standen wir da, die Arme umeinander geschlungen, und hörten zwar das Brummen der Stimmen auf der anderen Seite der Wand, die das Haus und den Schuppen trennte, schwiegen jedoch selbst und freuten uns an unserem Frieden. Wir waren zu erschöpft, um uns aufzuraffen und nach innen zu gehen, und es widerstrebte uns, die Ruhe unseres grob gezimmerten Unterschlupfes aufzugeben.

»Wir müssen bald hineingehen«, murmelte ich schließlich. »Wenn nicht, werden wir hier umfallen, und am Morgen wird man uns bei den Schinken finden.«

Ein leises, keuchendes Lachen durchlief seine Brust, doch bevor er antworten konnte, fiel ein Schatten auf uns. Jemand stand in der Tür und blockierte das Mondlicht.

Jamie hatte abrupt den Kopf gehoben, die Hände fest auf meinen Schultern, doch dann atmete er aus und löste seinen Griff, so dass ich zurücktreten und mich umdrehen konnte.

»Morton«, sagte Jamie im Ton eines Dulders. »Was um Himmels willen machst du hier?«

Isaiah Morton sah nicht besonders nach einem verwegenen Verführer aus, aber die Geschmäcker waren wohl verschieden. Er war etwas kleiner als ich, aber breitschultrig mit einer tonnenförmigen Brust und leicht gekrümmten Beinen. Er hatte sehr hübsche Augen und dichtes, gewelltes Haar, wenn ich auch im gedämpften Licht des Schuppens nicht in der Lage war auszumachen, welche Farbe Haar und Augen hatten. Ich schätzte ihn auf Anfang zwanzig.

»Oberst, Sir«, flüsterte er. »Ma'am.« Er verbeugte sich rasch und knapp vor mir. »Wollte Euch keinen Schrecken einjagen, Ma'am. Ich habe nur die Stimme des Obersten gehört und dachte, am besten packe ich die Gelegenheit beim Schopf, sozusagen.«

Jamie betrachtete Morton mit zusammengekniffenen Augen.

»Sozusagen«, wiederholte er.

»Ja, Sir. Mir ist nichts eingefallen, wie ich Ally nach draußen locken könnte, und ich habe gerade noch einmal das Haus umkreist, da habe ich Euch mit Eurer Frau sprechen gehört.«

Er verbeugte sich erneut vor mir, als geschähe es automatisch.

»Morton«, sagte Jamie leise, jedoch mit einem stählernen Unterton in der Stimme, »warum bist du noch nicht fort? Hat Fergus dir nicht gesagt, dass die Miliz entlassen ist?«

»Oh, aye, Sir, das hat er, Sir.« Diesmal verbeugte er sich vor Jamie, und seine Miene war leicht nervös. »Aber ich konnte nicht gehen, Sir, nicht ohne Ally zu sehen.«

Ich räusperte mich und warf Jamie einen Blick zu. Er seufzte und nickte mir zu.

»Äh... ich fürchte, Miss Brown hat von Euren anderweitigen Verpflichtungen erfahren«, sagte ich vorsichtig.

»Häh?« Isaiah machte ein ausdrucksloses Gesicht, und Jamie gab einen verärgerten Laut von sich.

»Sie meint, das Mädchen weiß, dass du schon eine Frau hast«, sagte er brutal, »und wenn ihr Vater dich nicht erschießt, wenn er dich zu Gesicht bekommt, könnte es sein, dass sie dir ein Messer ins Herz sticht. Und wenn keiner von beiden damit Erfolg hat«, fuhr er fort, indem er sich zu seiner vollen, bedrohlichen Größe aufrichtete, »hätte ich nicht übel Lust, es selbst zu tun, und zwar mit bloßen Händen. Was für ein Mann macht sich an ein Mädchen heran und schwängert es, obwohl er doch gar kein Recht hat, dem Kind seinen Namen zu geben?«

Isaiah Morton wurde so blass, dass es trotz des gedämpften Lichtes zu sehen war.

»Schwängert?«

»Ja«, sagte ich ausgesprochen kalt.

»Ja«, wiederholte Jamie, »und jetzt machst du dich am besten davon, du kleiner Bigamist, bevor -«

Er brach abrupt ab, denn Isaiahs Hand kam mit einer Pistole unter seinem Umhang hervor. Da er so dicht bei uns stand, konnte ich sehen, dass sie sowohl geladen als auch gespannt war.

»Tut mir furchtbar Leid, Sir«, sagte er entschuldigend. Er leckte sich die Lippen und blickte von Jamie zu mir und wieder zurück. »Ich würde Euch niemals etwas antun, Sir, und Eurer Frau auch nicht. Aber versteht Ihr, ich muss Ally einfach sehen.« Seine ausgesprochen schwammigen Gesichtszüge festigten sich ein wenig, obwohl seine Lippen einen Hang zum Zittern zu haben schienen. Dennoch, er hielt die Pistole entschlossen auf Jamie gerichtet.

»Ma'am«, sagte er zu mir, »falls Ihr so freundlich wärt, würdet Ihr ins Haus gehen und Ally holen? Wir... werden hier warten, der Oberst und ich.«

Ich hatte gar keine Zeit gehabt, mich zu fürchten. Auch jetzt hatte ich eigentlich keine Angst, wenn ich auch sprachlos war vor Erstaunen.

Jamie schloss kurz die Augen, als betete er um Kraft. Dann öffnete er sie wieder und seufzte, und sein Atem schwebte als weiße Wolke in der kalten Luft.

»Nimm sie herunter, du Idiot«, sagte er beinahe freundlich. »Du weißt genau, dass du nicht auf mich schießen wirst, und ich weiß es auch.«

Isaiah spannte sowohl seine Lippen als auch den Finger am Abzug an, und ich hielt den Atem an. Jamie wandte den Blick, in dem eine Mischung aus Tadel und Mitleid lag, nicht von ihm ab. Schließlich entspannte sich der Finger, und der Pistolenlauf sank zu Boden, gemeinsam mit Isaiahs Blick.

»Ich muss Ally einfach sehen, Oberst«, sagte er leise mit gesenktem Blick.

Ich holte tief Luft und blickte zu Jamie auf. Er zögerte, dann nickte er.

»In Ordnung, Sassenach. Aber pass auf, aye?«

Ich nickte und machte kehrt, um in das Haus zu schlüpfen. Hinter mir hörte ich Jamie etwas auf Gälisch vor sich hinmurmeln, was in etwa

bedeutete, dass er den Verstand verloren haben musste.

Das hielt ich für gar nicht so unwahrscheinlich, obwohl auch ich den Nachdruck hinter Mortons Appell gespürt hatte. Doch falls einer der Browns Wind von diesem Rendezvous bekam, würde ein hoher Preis zu zahlen sein - und Morton würde nicht der Einzige sein, der ihn zahlte.

Innen war der Fußboden mit schlafenden Körpern übersät, die in Decken gewickelt waren, obwohl ein paar Männer immer noch um den Herd hockten, sich unterhielten und einen Krug mit alkoholischem Inhalt kreisen ließen. Ich sah genau hin, doch zum Glück befand sich Richard Brown nicht unter ihnen.

Ich bahnte mir den Weg durch das Zimmer, indem ich vorsichtig über oder um die Schläfer auf dem Boden herumkurvte, und warf im Vorbeigehen einen Blick in das Bett, das an der Wand stand. Richard Brown und seine Frau lagen darin zusammengerollt und schliefen fest, die Nachthauben tief über ihre Ohren gezogen, obwohl es dank der gespeicherten Körperwärme im Haus warm genug war.

Es gab nur einen Ort, an dem Alicia Brown sein konnte, und ich schob die Tür zur Speichertreppe auf, so leise ich konnte. Es spielte kaum eine Rolle; keiner der Männer am Feuer schenkte mir auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Einer von ihnen schien sich erfolgreich zu bemühen, Hiram dazu zu bringen, aus dem Krug zu trinken.

Im Gegensatz zu dem darunter liegenden Zimmer war es auf dem Dachboden ziemlich kalt. Das kam daher, dass das kleine Fenster nicht verdeckt war und der eiskalte Wind eine ganze Menge Schnee hereingeweht hatte. Alicia Brown lag splitternackt in der kleinen Schneewehe unter dem Fenster.

Ich ging zu ihr hinüber, blieb bei ihr stehen und blickte auf sie hinab. Sie lag stocksteif auf dem Rücken, die Arme über der Brust verschränkt. Sie zitterte und hatte die Augen konzentriert zugekniffen. Offensichtlich hatte sie durch die Geräusche von unten meine Schritte nicht gehört.

»Was in Gottes Namen macht Ihr denn hier?«, erkundigte ich mich höflich.

Sie öffnete ruckartig die Augen und kreischte leise auf. Dann schlug sie sich die Hand vor den Mund, setzte sich abrupt auf und starrte mich an.

»Ich habe ja schon von einer ganzen Reihe neuer Methoden zur Herbeiführung einer Fehlgeburt gehört«, sagte ich zu ihr, ergriff eine Bettdecke von der Liege und ließ sie auf ihre Schultern fallen, »aber der Erfrierungstod gehört nicht dazu.«

»Wenn ich t-tot bin, brauche ich keine Fehlgeburt mehr zu haben«, sagte sie nicht ganz unlogisch. Dennoch zog sie zähneklappernd die Quiltdecke fester um sich.

»Ich glaube auch nicht, dass es die beste Selbstmordmethode ist«, sagte ich. »Aber es liegt mir fern, Kritik zu üben. Nur könnt Ihr es jetzt nicht tun; Mr. Morton ist draußen im Schuppen und weigert sich zu gehen, solange Ihr nicht hinausgeht und mit ihm sprecht, also steht Ihr wohl besser auf und zieht Euch etwas an.«

Sie riss die Augen auf und erhob sich umständlich. Ihre Muskeln waren so steif gefroren, dass sie ungeschickt stolperte und hingefallen wäre, wenn ich nicht ihren Arm ergriffen hätte. Sie sagte kein Wort mehr, sondern kleidete sich so schnell an, wie ihre kalten Finger es zuließen, und hüllte sich in einen dicken Umhang.

Da ich Jamies Ermahnung aufzupassen nicht vergessen hatte, schickte ich sie allein die schmale Treppe hinunter. Wenn sie allein war, würde man einfach nur annehmen, dass sie zum Abort ging - falls man überhaupt bemerkte, dass sie das Haus verließ. Doch wenn wir beide gemeinsam gingen, war es möglich, dass man uns ansprach.

Allein auf dem dunklen Dachboden, zog ich meinen Umhang ebenfalls fester um mich und trat an das schmale Fenster, um abzuwarten, bis ich ebenfalls gehen konnte. Ich hörte, wie sich unten die Tür mit einem dumpfen Geräusch schloss, konnte Alicia aber von meinem steilen Blickwinkel aus nicht sehen. Ihrer Reaktion auf meine Aufforderung nach zu schließen, schien sie nicht vorzuhaben, Isaiah zu erstechen, doch der Himmel allein wusste, was die beiden vorhatten.

Es schneite schon seit einiger Zeit nicht mehr. Die Wolken hatten sich jetzt verzogen, und vor mir erstreckte sich die Eislandschaft schimmernd

und gespenstisch im Mondschein. Auf der anderen Seite der Straße stand der dunkle, mit Schneehaufen gefleckte Pferdeunterstand aus Zweigen. Die Luft hatte sich verändert, wie Jamie gesagt hatte, und durch den warmen Pferdeatem lösten sich überall Schneebrocken und rutschten zu Boden.

Trotz meiner Verärgerung über die jungen Liebenden und der absurden Untertöne der ganzen Situation konnte ich mich gewisser Sympathien für sie nicht erwehren. Es war ihnen so ernst, und sie waren so aufeinander versessen.

Und Isaiahs Frau?

Ich zog den Kopf ein, denn ich zitterte ein wenig unter meinem Umhang. Eigentlich sollte ich die Situation missbilligen - und das tat ich auch -, doch die wahre Natur einer Ehe kannten nur die, die sie eingegangen waren. Und mir war viel zu sehr bewusst, dass ich im Glashaus saß, als dass es mir in den Sinn gekommen wäre, mit Steinen zu werfen. Fast geistesabwesend strich ich über das glatte Metall meines goldenen Eherings.

Ehebruch. Unzucht. Betrug. Schande. Die Worte fielen leise in meinem Kopf wie die zu Boden rutschenden Schneeklumpen, die kleine, dunkle Vertiefungen erzeugten, Schatten im Mondschein.

Natürlich konnte man Entschuldigungen vorbringen. Ich hatte mir das, was mir zugestoßen war, nicht ausgesucht, hatte dagegen angekämpft, hatte keine andere Wahl gehabt. Nur, dass man letztendlich immer die Wahl hat. Ich hatte die meine getroffen, und alles andere war darauf gefolgt.

Brianna, Roger, Jemmy. Alle Kinder, die sie möglicherweise noch bekamen. Sie alle waren auf die eine oder andere Weise auf Grund des Entschlusses hier, den ich an jenem längst vergangenen Tag auf dem Hügel Craigh na Dun gefällt hatte.

Du mutest dir zu viel zu, hatte Frank immer wieder zu mir gesagt. Normalerweise in missbilligendem Tonfall, wenn er meinte, dass ich Dinge tat, von denen ihm lieber gewesen wäre, dass ich sie unterließ. Dann und wann jedoch auch freundschaftlich.

Und ich dachte jetzt an die freundschaftliche Variante zurück, ob ich die Worte tatsächlich aussprach oder ob ich sie mir nur in mein erschöpftes Gedächtnis rief, weil sie so tröstlich sein konnten. Ein jeder Mensch trifft Entscheidungen, und niemand kann sagen, wohin sie letztendlich führen. Meine Entscheidung mochte ja an vielen Dingen schuld sein, aber sie war nicht die Mutter *aller* Dinge. Und sie hatte nicht nur böse Folgen gehabt.

Bis dass der Tod uns scheidet. Viele Menschen hatten dieses Gelübde schon abgelegt, nur um es dann zu ignorieren oder zu verraten. Und doch wurde mir klar, dass manche Verbindungen weder durch den Tod noch durch bewusste Entscheidungen gelöst werden konnten. In guten wie in schlechten Zeiten hatte ich zwei Männer geliebt, und ein Teil von beiden würde mich immer begleiten.

Das Schlimme daran war, so dachte ich, dass ich zwar oft ein tiefes, schmerzendes Bedauern über meine Taten empfunden hatte - aber niemals Schuldgefühle. Jetzt, da meine Entscheidung so weit hinter mir lag, war das möglicherweise anders. Ich hatte mich tausendmal bei Frank entschuldigt - ihn aber nie um Vergebung gebeten. Mir kam plötzlich der Gedanke, dass er sie mir trotzdem geschenkt hatte - so gut er konnte. Bis auf die schmalen Lichtstreifen, die durch die Bodenritzen drangen, war der Dachboden dunkel, doch er kam mir nicht länger leer vor.

Ich regte mich abrupt, denn eine plötzliche Bewegung vor dem Haus riss mich aus meinen Gedanken. Schweigend wie dahin huschende Rentiere flitzten zwei dunkle Gestalten Hand in Hand über das Schneefeld, und ihre Umhänge umwehten sie wie Wolken. Vor dem Unterstand der Pferde zögerten sie kurz, dann verschwanden sie darin.

Ich lehnte mich auf das Fenstersims, ohne die Schneekristalle unter meinen Handflächen zu beachten. Ich konnte die Geräusche der erwachenden Pferde hören; die klare Luft trug deutlich leises Wiehern und Stampfen zu mir herüber. Die Geräusche unten im Haus waren leiser geworden; jetzt drang ein lautes »Mäh-äh-äh!« durch die Bodendielen zu mir herauf, denn Hiram spürte die Unruhe der Pferde.

Unten erklang erneut Gelächter, das die Geräusche auf der anderen Straßenseite vorübergehend übertönte. Wo war Jamie? Ich lehnte mich

hinaus, und der Wind blähte die Kapuze meines Umhangs auf und blies mir Eis ins Gesicht.

Da war er. Eine hoch gewachsene, dunkle Gestalt, die durch den Schnee auf den Unterstand zuging, jedoch langsam, wobei er mit den Füßen das weiße Pulvereis in großen Wolken aufwirbelte. Was... doch dann begriff ich, dass er der Spur der Liebenden folgte und absichtlich darauf herumtrampelte, um die Fährte zu verwischen, die jedem der Jäger unten im Haus ihre Geschichte nur zu deutlich erzählt hätte.

In dem mit Zweigen verkleideten Unterstand klaffte plötzlich ein Loch, als ein Stück aus der Wand herausbrach. Dampfwolken quollen in der Luft auf, und dann kam ein Pferd zum Vorschein, das zwei Reiter trug und sich nach Westen davonmachte, vom Schritt zum Trab und dann zum Galopp angetrieben. Der Schnee war nicht tief; nicht mehr als etwa zehn Zentimeter. Die Pferdehufe hinterließen eine deutliche Spur, die die Straße entlangführte.

Ein durchdringendes Wiehern erhob sich aus dem Unterstand, gefolgt von dem eines weiteren Pferdes. Unter mir erklangen alarmierte Geräusche, Rascheln und Rumpeln, als die Männer sich aus ihren Decken rollten oder nach ihren Waffen hechteten. Jamie war verschwunden.

Ganz plötzlich kamen Pferde aus dem Unterstand gerast, traten die Wand ganz ein und zertrampelten die herabgefallenen Äste. Schnaubend, wiehernd, tretend und schubsend ergossen sie sich über die Straße, ein Chaos aus wehenden Mähnen und rollenden Augen. Dann sprang auch das letzte Pferd aus dem Unterstand und schloss sich der Stampede an. Sein Schweif schlug nach der Gerte, die auf seiner Kruppe landete.

Jamie warf die Gerte weg und verschwand geduckt wieder in dem Unterstand, just als die Tür aufflog und die Szene in blassgoldenes Licht tauchte.

Ich nutzte die Gelegenheit des allgemeinen Aufruhrs, um ungesehen die Treppe hinunterzuhuschen. Alle waren draußen; selbst Mrs. Brown war mitsamt ihrer Nachthaube ins Freie gerauscht und hatte dabei die Bettdecken halb aus dem Bett geschleift. Hiram, der stark nach Bier roch,

blökte mich beschwipst schwankend an, als ich an ihm vorbeikam, seine gelben Augen feucht und aufgedunsen von dem durchzechten Abend.

Draußen war die ganze Straße voller halb bekleideter Männer, die hin und her irrten und aufgeregt mit den Armen fuchtelten. Ich erblickte Jamie mitten in der Menge, wo er wild mitgestikulierte. Zwischen den aufgeregten Fragen und Kommentaren fing ich ein paar Satzfetzen auf - »vor Schreck durchgegangen«... »Panther?«... »Gottverdammt!«, und so weiter.

Nach einigem Herumwandern und zusammenhanglosem Diskutieren beschloss man einhellig, dass die Pferde wahrscheinlich von selbst zurückkommen würden. Der Schnee blies in wirbelnden Eisschleiern von den Bäumen, und der Wind steckte seine kalten Finger durch jede Ritze in der Kleidung.

»Würdet ihr in einer solchen Nacht draußen bleiben?«, fragte Roger nicht ganz unbegründet. Da man allgemein der Meinung war, dass kein vernünftiger Mensch das tun würde - und dass Pferde zwar nicht unbedingt vernünftige, aber doch zumindest ganz verständige Kreaturen seien -, begann man wieder in das Haus zurückzuströmen, zitternd und murrend, da jetzt die Hitze der Aufregung nachzulassen begann.

Mit den letzten Nachzüglern wandte sich auch Jamie dem Haus zu und sah mich auf der Veranda stehen. Sein Haar war offen, und das Licht aus der offenen Tür erleuchtete ihn wie eine Fackel. Er fing meinen Blick auf, verdrehte die Augen himmelwärts und zog die Schultern zu einem kaum merklichen Achselzucken hoch. Er hätte sie schließlich sowieso nicht aufhalten können.

Ich legte meine kalten Finger an die Lippen und blies ihm einen kleinen Eiskuss zu.

VIERTER TEIL

Ich höre keine Musik außer dem Klang der Trommeln

33

Weihnachten daheim

»Was hättest du denn getan?«, fragte Brianna. Sie drehte sich um - sehr vorsichtig, weil Mr. Wemyss' Bett so eng war - und parkte ihr Kinn bequem in Rogers Schulterbeuge.

»In welcher Hinsicht?« Zum ersten Mal seit Wochen durch und durch aufgewärmt, zum Bersten mit Mrs. Bugs opulentem Essen gefüllt und endlich im Nirwana einer Stunde unter vier Augen mit seiner Frau angelangt, fühlte sich Roger angenehm schläfrig und abwesend.

»In Bezug auf Isaiah Morton und Alicia Brown?«

Roger gähnte herzhaft und machte es sich noch bequemer, so dass die Matratze aus Maisblättern laut unter ihnen raschelte. Vermutlich hatte das ganze Haus sie vorhin gehört, als sie zugange waren - nicht, dass ihn das gekümmert hätte. Zu Ehren seiner Heimkehr hatte sie sich die Haare gewaschen; es breitete sich in Wellen über seine Brust und schimmerte seidig im sanften Leuchten des Kaminfeuers. Es war erst später Nachmittag, aber die Fensterläden waren geschlossen, und so hatten sie die Illusion, sich in einer kleinen, abgelegenen Höhle zu befinden.

»Ich weiß es nicht. Vermutlich dasselbe wie dein Pa; was sonst? Dein Haar riecht toll.« Er wickelte sich eine Locke um seinen Finger und bewunderte ihren Glanz.

»Danke. Ich habe dieses Zeug benutzt, das Mama macht, mit Walnussöl und Ringelblumen. Aber was ist mit Isaiahs armer Frau in Granite Falls?«

»Was soll mit ihr sein? Jamie konnte Morton doch nicht zwingen, zu ihr zurückzukehren - vorausgesetzt, sie möchte ihn überhaupt haben«, fügte er in aller Logik hinzu. »Und das Mädchen - Alicia - war offensichtlich mehr als willig; dein Vater konnte ihre Flucht mit Morton wohl kaum an die

große Glocke hängen, es sei denn, er wollte den Mann tot sehen. Wenn die Browns Morton dort gefunden hätten, hätten sie ihn auf der Stelle umgebracht und seine Haut an ihr Scheunentor genagelt.«

Er sprach im Brustton der Überzeugung, denn er konnte sich noch gut an die Gewehrmündungen erinnern, die ihn in Brownsville empfangen hatten. Er strich ihr das Haar hinter das Ohr und hob seinen Kopf, um sie zwischen die Augenbrauen zu küssen. Seit Tagen hatte er ihn sich schon ausgemalt, diesen glatten, blassen Fleck zwischen den dichten Brauen. Er kam ihm wie eine kleine Oase inmitten ihrer lebendigen, gefährlichen Gesichtszüge vor; ihre blitzenden Augen, ihre messerscharfe Nase waren mehr als nur attraktiv, ganz zu schweigen von ihrer beweglichen Stirn und dem breiten Mund, der seine Meinung ebenso sehr durch seine Form wie durch seine Worte kundtat - allerdings nicht friedvoll. Und nach den letzten drei Wochen war ihm sehr nach Frieden zumute.

Er ließ sich auf das Kissen zurück sinken und zog mit dem Finger den strengen Bogen ihrer Augenbraue nach.

»Ich glaube, das beste, was er unter den Umständen tun konnte, war, den Jungverliebten ein wenig Luft zu verschaffen, damit sie sich gefahrlos davonmachen konnten«, sagte er. »Mit Erfolg. Am nächsten Morgen war der Schnee schon im Begriff, sich in Schlamm zu verwandeln, und nach all dem Getrampel war nicht mehr zu sagen, ob nicht womöglich ein Bärenregiment durch den Ort marschiert war, geschweige denn, in welche Richtung sie unterwegs waren.«

Er wusste, wovon er sprach; ganz plötzlich war warmes Tauwetter angebrochen, und die Miliz hatte den Heimweg zwar in Hochstimmung angetreten, war aber bis über die Ohren im Schlamm versunken.

Brianna seufzte, und von ihrem Atem bekam er eine angenehme Gänsehaut auf der Brust. Jetzt hob sie den Kopf ein wenig und sah ihn interessiert an.

»Was denn? Habe ich immer noch Dreck irgendwo kleben?« Er hatte sich gewaschen, aber in Eile, denn er war begierig gewesen, etwas zu essen, und noch begieriger, ins Bett zu kommen.

»Nein. Ich mag es einfach, wenn du eine Gänsehaut bekommst. Alle Haare auf deiner Brust stehen zu Berge und deine Brustwarzen auch.« Sie berührte eine der genannten Körperstellen leicht mit dem Fingernagel, und zu ihrer Belustigung raste eine neue Gänsehautwelle über seine Brust. Er bäumte ein wenig den Rücken auf, dann entspannte er sich. Nein, er würde bald nach unten gehen müssen, um sich seinen abendlichen Aufgaben zu widmen; er hatte schon gehört, wie Jamie nach draußen ging.

Zeit, das Thema zu wechseln. Er holte tief Luft, dann hob er den Kopf vom Kissen und sog interessiert das köstliche Aroma ein, das aus der Küche durch die Fußbodendielen drang.

»Was wird denn da gekocht?«

»Eine Gans. Oder besser Gänse - ein Dutzend.« Er glaubte, einen seltsamen Unterton in ihrer Stimme zu hören, einen schwachen Hauch des Bedauerns.

»Na, das ist doch eine Delikatesse«, sagte er und fuhr ihr gemächlich mit der Hand über den Rücken. Ihr Rücken und ihre Schultern waren mit einem blassgoldenen Flaum bedeckt, der normalerweise unsichtbar war, es sei denn, sie hatte Kerzenschein im Rücken, so wie jetzt. »Aus was für einem Anlass denn? Weil wir wieder da sind?«

Sie hob den Kopf von seiner Brust und warf ihm einen strafenden Blick zu.

»Zu Weihnachten«, sagte sie.

»Was?« Er dachte erfolglos nach und versuchte, die Tage zu zählen, doch die Ereignisse der letzten beiden Wochen hatten seinen inneren Kalender vollständig ausradiert. »Wann denn?«

»Morgen, du Idiot«, sagte sie betont geduldig. Sie beugte sich über ihn und unterzog seine Brustwarze einer unsagbar erotischen Behandlung, dann stand sie unter hefitigem Bettzeugrascheln auf und ließ ihn allein liegen, ihrer herrlichen Wärme beraubt und dem eisigen Luftzug ausgesetzt.

»Hast du denn das ganze Grünzeug unten nicht gesehen, als du hereingekommen bist? Lizzie und ich haben die kleinen Chisholm-

Monster dazu gebracht, mit uns in den Wald zu gehen und Immergrün zu schneiden; wir haben die letzten drei Tage damit verbracht, Kränze und Girlanden zu winden.« Ihre Worte klangen leicht gedämpft, weil sie sich beim Sprechen in ihr Hemd zwängte, aber er hatte das Gefühl, dass sie nur ungläubig klang, nicht wütend. Hoffte er jedenfalls.

Er setzte sich hin und schwang die Beine aus dem Bett. Seine Zehen krümmten sich, als sie mit den kalten Bodendielen in Berührung kamen. In seiner eigenen Hütte gab es einen Flechtteppich neben dem Bett - aber seine Hütte war gegenwärtig voller Chisholms, so hatte man ihm jedenfalls mitgeteilt. Er fuhr sich mit der Hand durch das Haar, suchte nach Inspiration und fand sie.

»Das Einzige, was ich beim Hereinkommen gesehen habe, warst du.« Das war die schlichte Wahrheit, und Aufrichtigkeit war offenbar die beste Vorgehensweise. Ihr Kopf tauchte aus dem Halsausschnitt ihres Hemdes auf, und sie warf ihm einen strengen Blick zu, der in ein langsames Lächeln überging, als sie die Ehrlichkeit sah, die ihm deutlich ins Gesicht geschrieben stand.

Sie kam zum Bett herüber und legte die Arme um ihn, und sein Kopf wurde von Ringelblumen, butterweichem Leinen und... Milch erdrückt. Oh, aye. Das Kind würde bald wieder trinken müssen. Resigniert legte er seine Arme um die Rundung ihrer Hüften und ließ seinen Kopf während der wenigen Augenblicke, in denen auch ihm etwas von dieser Fülle zuteil wurde, zwischen ihren Brüsten ruhen.

»Tut mir Leid«, sagte er, die Worte von ihrer Wärme gedämpft. »Ich hatte es ganz vergessen. Wenn ich daran gedacht hätte, hätte ich dir und Jemmy etwas mitgebracht.«

»Zum Beispiel? Ein Stück von Isaiah Mortons Haut?« Sie ließ ihn lachend los und richtete sich auf, um sich das Haar zu glätten. Sie trug das Armband, das er ihr an einem anderen Weihnachtsabend geschenkt hatte; der Feuerschein spiegelte sich glitzernd in seinem Silber, als sie den Arm hob.

»Aye, du könntest bestimmt ein Buch damit einbinden. Oder Jemmy ein Paar Schühchen machen.« Es war ein langer Ritt gewesen, und die Männer

und Pferde hatten sich bis zur Erschöpfung und darüber hinaus angestrengt, weil sie darauf brannten, nach Hause zu kommen. Er fühlte sich, als hätte er keine Knochen mehr, und hätte sich kein schöneres Geschenk wünschen können, als wieder mit ihr ins Bett zu gehen und dicht und warm aneinander gepresst in die einladenden Tiefen schwarzen Schlafes und amouröser Träume zu driften. Doch die Pflicht rief; er gähnte, kniff die Augen zu und hievte sich in die Höhe.

»Dann gibt es die Gänse also heute zum Abendessen?«, fragte er und hockte sich hin, um in dem Haufen seiner schmutzverkrusteten Kleider herumzustochern, die er vorhin abgelegt hatte. Möglich, dass er irgendwo ein sauberes Hemd hatte, aber da sich die Chisholms in seiner Hütte befanden und Brianna und Jemmy vorübergehend hier im Zimmer der Wemyss' untergekommen waren, hatte er keine Ahnung, wo seine Sachen waren. Außerdem hatte es sowieso keinen Sinn, etwas Sauberes anzuziehen, nur um dann einen Stall auszumisten und Pferde zu füttern. Er würde sich vor dem Abendessen rasieren und umziehen.

»Genau. Für das Weihnachtsdinner hat Mrs. Bug ein halbes Schwein draußen in der Grillgrube. Ich habe aber gestern die Gänse geschossen, und sie wollte sie frisch verwenden. Wir haben gehofft, dass Ihr Jungs rechtzeitig zurückkommt.«

Er sah sie an, denn er fing erneut diesen Unterton in ihrer Stimme auf.

»Magst du keine Gans?«, fragte er. Sie blickte mit einem seltsamen Gesichtsausdruck zu ihm hinunter.

»Ich habe noch nie Gans gegessen«, antwortete sie. »Roger...?«

»Aye?«

»Ich habe mich nur gefragt... Ich wollte dich fragen, ob du weißt...«

»Ob ich was weiß?«

Er bewegte sich langsam, nach ihrem Liebesakt immer noch in einen angenehmen Nebel der Erschöpfung gehüllt. Sie hatte sich ihr Kleid angezogen, ihr Haar gebürstet und es ordentlich im Nacken zu einem dicken Knoten hochgesteckt, und das alles in der Zeit, die er gebraucht hatte, um seine Strümpfe und seine Hose zu entwirren. Er schüttelte die

Hose geistesabwesend aus, und getrocknete Dreckpartikel prasselten auf den ganzen Boden.

»Lass das doch! Was ist denn mit dir los?« Rot vor plötzlicher Verärgerung, riss sie ihm die Hose aus der Hand. Sie warf die Fensterläden auf, lehnte sich hinaus und schüttelte das Kleidungsstück heftig aus. Sie schleuderte die ausgeschüttelte Hose wieder ins Zimmer und warf sie ihm zu. Er machte einen Satz, um sie zu fangen.

»Hey. Was ist mit *dir* los?«

»Was mit mir los ist? Du machst den ganzen Boden schmutzig und glaubst, dass mit *mir* etwas nicht stimmt?«

»Tut mir Leid. Ich habe nicht gedacht -«

Sie gab einen tiefen Kehllaut von sich. Er war nicht besonders laut, aber er war bedrohlich. Einem tief verankerten, männlichen Reflex folgend, schob er ein Bein in seine Hose. Ganz gleich, was geschah, er wollte lieber eine Hose anhaben, wenn es ihn ereilte. Er zog hastig die Hose hoch und redete währenddessen im Eiltempo.

»Hör mal, es tut mir Leid, ich habe nicht daran gedacht, dass Weihnachten ist. Es war-wir mussten einen Haufen wichtiger Angelegenheiten regeln. Ich habe den Überblick verloren. Ich mache es wieder gut. Vielleicht, wenn wir zur Hochzeit deiner Tante nach Cross Creek fahren. Ich könnte -«

»Zum Teufel mit Weihnachten!«

»Was?« Er hielt mit halb zugeknöpfter Hose inne. Es herrschte Winterdämmerung, und es war dunkel im Zimmer, doch selbst bei Kerzenschein konnte er sehen, wie ihr die Farbe ins Gesicht stieg.

»Zum Teufel mit Weihnachten, zum Teufel mit Cross Creek-und mit dir auch!« Diese letzten Worte interpunktierte sie mit einer hölzernen Seifenschale vom Waschtisch, die an seinem linken Ohr vorbei sauste und hinter ihm an die Wand prallte.

»Jetzt mach aber mal halblang!«

»So redest du nicht mit mir!«

»Aber du-«

»Du und deine ›wichtigen Angelegenheiten‹!« Ihre Hand legte sich auf den großen Porzellankrug, und er machte sich darauf gefasst, sich zu ducken, doch sie überlegte es sich anders, und ihre Hand entspannte sich.

»Ich habe den ganzen letzten *Monat* hier verbracht, bis über beide Ohren in schmutziger Wäsche und Babyscheiße, kreischenden Frauen und grauenhaften Kindern, während du unterwegs bist und ›wichtige Angelegenheiten‹ regelst, und dann kommst du hier völlig verdreckt herein marschiert und trampelst überall auf dem sauberen Boden herum, ohne überhaupt zu bemerken, dass er sauber *war*! Hast du eigentlich eine Ahnung, was für eine Arbeit es ist, einen Kiefernboden auf Händen und Knien zu schrubben? Mit scharfer Seife!« Sie gestikulierte anklagend in seine Richtung, allerdings zu schnell, als dass er hätte erkennen können, ob ihre Hände mit klaffenden Wunden übersät, am Handgelenk abgefault oder einfach nur gerötet waren.

»... und du willst nicht einmal einen Blick auf deinen Sohn werfen oder etwas von ihm hören - er kann jetzt *krabbeln*, und ich wollte es dir zeigen, aber *du* wolltest nur ins Bett und hast dir noch nicht einmal die Mühe gemacht, dich vorher zu rasieren...«

Roger fühlte sich, als sei er in die Rotorblätter eines großen Ventilators geraten, der sich rapide drehte. Er kratzte sich an seinem kurzen Bart und hatte ein schlechtes Gewissen.

»Ich... äh... dachte, du wolltest gern...«

»Das wollte ich ja auch!« Sie stampfte mit dem Fuß auf, und der zerfallene Dreck erhob sich in einer kleinen Staubwolke.

»Okay!« Er bückte sich, um sein Hemd aufzuheben, wobei er ein Auge argwöhnisch auf sie gerichtet hielt. »Dann - dann bist du also wütend, weil mir nicht aufgefallen ist, dass du den Boden geputzt hast, ist es das?«

»Nein!«

»Nein«, wiederholte er. Er holte tief Luft und machte einen neuen Versuch. »Dann liegt es also doch daran, dass ich Weihnachten vergessen habe?«

»Nein.«

»Du bist wütend, weil ich mit dir schlafen wollte, obwohl du es auch wolltest?«

»NEIN! Könntest du bitte die Klappe halten?«

Roger war sehr in Versuchung, dieser Bitte Folge zu leisten, doch ein hartnäckiges Bedürfnis, der Sache auf den Grund zu gehen, ließ ihn weiter drängen.

»Aber ich verstehe nicht, warum -«

»Das weiß ich doch! *Das* ist ja das Problem!«

Sie machte auf der nackten Ferse kehrt und stampfte zu der Truhe hinüber, die am Fenster stand. Mit einem Knall schwang sie den Deckel auf und begann unter leisen Prust- und Ächzgeräuschen, darin zu kramen.

Er öffnete den Mund, schloss ihn wieder und zog sich das schmutzige Hemd über den Kopf. Er fühlte sich verärgert und schuldbewusst zugleich, eine schlechte Kombination. Er zog sich in einer Atmosphäre geladenen Schweigens fertig an und legte sich eine Reihe möglicher Bemerkungen und Reaktionen zurecht, um sie sogleich wieder zu verwerfen, da sie alle die Lage nur weiter anheizen würden.

Sie hatte ihre Strümpfe gefunden, streifte sie sich heftig ruckend über, dann schob sie ihre Füße in ein Paar abgetragene Holzpantinen. Jetzt stand sie am offenen Fenster und atmete die kalte Luft in tiefen Zügen ein, so als hätte sie vor, ihre Morgengymnastik zu machen.

Am liebsten hätte er die Flucht ergriffen, während sie nicht hinsah, aber er brachte es nicht über sich, einfach zu gehen, solange zwischen ihnen etwas nicht stimmte - was in Gottes Namen es auch immer war. Er konnte das Gefühl der Nähe spüren, die vor weniger als einer Viertelstunde noch zwischen ihnen geherrscht hatte, und er brachte es einfach nicht fertig zu glauben, dass es sich einfach in Luft aufgelöst hatte.

Er trat behutsam hinter sie und legte ihr die Hände auf die Schultern. Sie fuhr nicht herum, um ihm auf den Fuß oder in die Eier zu treten, daher riskierte er einen leichten Kuss auf ihren Nacken.

»Du wolltest mich etwas fragen, das mit den Gänsen zu tun hat.«

Sie holte tief Luft und atmete seufzend aus, um sich dann ganz leicht an ihn zu lehnen. Ihre Wut schien genauso schnell verschwunden zu sein, wie sie gekommen war, und er war zwar verblüfft, aber dankbar. Er legte die Arme um ihre Taille und zog sie an sich.

»Gestern«, sagte sie, »sind Mrs. Abernathy die Frühstücksbrötchen angebrannt.«

»Oh. Aye?«

»Mrs. Bug hat ihr vorgeworfen, viel zu sehr mit den Haarbändern ihrer Tochter beschäftigt zu sein, um auf das zu achten, was sie tat. Und was dachte sie sich überhaupt dabei - hat Mrs. Bug gesagt -, Johannisbeeren in die Buttermilchbrötchen zu geben?«

»Warum sollte man denn keine Johannisbeeren in Buttermilchbrötchen tun?«

»Ich habe keine Ahnung. Aber Mrs. Bug meint, man sollte es nicht. Und dann ist Billy MacLeod die Treppe herunter gefallen, und seine Mutter war nirgendwo zu finden - sie war auf den Abort gegangen und stecken geblieben -, und...««

»Bitte *was*?« Mrs. MacLeod war klein und ziemlich stämmig, verfügte jedoch über ein beachtliches Hinterteil mit einem Arsch, der an zwei Kanonenkugeln in einem Sack erinnerte. Es war nicht schwer, sich vorzustellen, dass ihr etwas Derartiges zustieß, und Roger spürte, wie das Lachen in seiner Brust aufquoll. Er versuchte mannhaft, es zu unterdrücken, doch es entwich als schmerzhaftes Prusten aus seiner Nase.

»Wir sollten nicht lachen. Sie hatte überall Splitter.« Trotz ihres vorwurfsvollen Tons konnte er spüren, wie Brianna zitterte, und ihre Stimme wurde von Lachen geschüttelt.

»Himmel. Und dann?«

»Na ja, Billy hat gebrüllt - er hat sich nichts gebrochen, aber er hat sich ziemlich fest den Kopf gestoßen -, und Mrs. Bug kam mit ihrem Besen aus der Küche gestürzt, weil sie meinte, die Indianer greifen an, und Mrs.

Chisholm hat sich auf die Suche nach Mrs. MacLeod gemacht und angefangen, vom Abort aus zu brüllen, und... jedenfalls kamen mitten in dem ganzen Tohuwabohu die Gänse angeflogen, und Mrs. Bug hat mit Riesenaugen nach oben geschaut, und dann hat sie so laut >Gänse!< gerufen, dass alle Welt zu schreien aufhörte, und sie ist in Pas Studierzimmer gerast und mit der Vogelflinte wieder heraus gekommen und hat sie mir in die Hand gedrückt.«

Während ihrer Erzählung hatte sie sich ein wenig entspannt. Sie schnaufte und lehnte sich an ihn.

»Ich war so wütend, dass ich tatsächlich einfach irgendetwas umbringen *wollte*. Und es waren ziemlich viele - die Gänse -, man konnte sie überall am Himmel rufen hören.«

Er hatte die Gänse auch gesehen. Schwarze Vögel, die in V-Form auf dem Höhenwind entlang flogen und sich wie Pfeile ihren Weg über den Winterhimmel bahnten. Hatte ihre Rufe gehört, mit einem seltsamen Gefühl der Einsamkeit im Herzen, und sich gewünscht, Brianna wäre an seiner Seite.

Alle waren aus dem Haus geeilt, um zuzusehen; die wilden Chisholmkinder und die halbwilden Chisholmhunde hatten johlend und bellend vor Aufregung im Gebüsch herumgetobt, um die abgestürzten Vögel einzusammeln, während Brianna nur dastand und schoss und nachlud, so schnell sie konnte.

»Einer der Hunde hat eine Gans erwischt, und Toby hat versucht, ihn davon wegzuzerren, und der Hund hat ihn gebissen, und er ist auf dem ganzen Hof herumgerast und hat gebrüllt, sein Finger sei ab, und er war ganz voller Blut, und niemand konnte ihn anhalten, um nachzusehen, ob es stimmte, und Mama war nicht da, und Mrs. Chisholm war mit den Zwillingen unten am Bach...«

Sie spannte sich wieder an, und er konnte sehen, wie das Blut ihr erneut in den Nacken stieg. Er umfasste ihre Taille fester.

»Und war sein Finger abgebissen?«

Sie hielt inne und holte tief Luft, dann wandte sie den Kopf, um ihn anzusehen, und ihr Gesicht verlor etwas an Farbe.

»Nein. Er hatte nicht einmal eine Schramme an der Haut; es war Gänseblut.«

»Aha. Dann hast du es doch gut gemacht, oder? Die Vorratskammer ist voll, keine Verletzten - und das Haus steht auch noch.«

Es hatte ein Scherz sein sollen, und er war überrascht zu spüren, wie sie tief aufseufzte und ihre Anspannung ein wenig nachließ.

»Ja«, sagte sie, und ihre Stimme hatte einen unleugbar zufriedenen Unterton. »Das habe ich. Keine Toten und Verletzten - und alle Mäuler gestopft. Und das bei minimalem Blutvergießen«, fügte sie hinzu.

»Na ja, an der Sache mit dem Hobeln und den Spänen ist wohl doch etwas dran, aye?« Er lachte und neigte den Kopf, um sie zu küssen, dann fiel ihm sein Bart wieder ein. »Oh -tut mir Leid. Ich gehe mich rasieren, ja?«

»Nein, tu das nicht.« Er ließ sie los, und sie drehte sich um und strich mit der Fingerspitze über sein Kinn. »Eigentlich ist es gar nicht so schlecht. Außerdem kannst du das doch auch später machen, oder?«

»Aye, das kann ich.« Er neigte den Kopf und küsste sie sanft, aber gründlich. Das war es dann also? Sie wollte nur hören, dass sie ihre Sache gut gemacht hatte, als sie allein für Haus und Hof verantwortlich gewesen war? Wenn ja, dann fand er, dass sie es verdient hatte. Er hatte ja gewusst, dass sie in seiner Abwesenheit nicht nur am Kamin gesessen und Jemmy Wiegenlieder vorgesungen hatte - aber über die unappetitlichen Details hatte er nicht nachgedacht.

Er war umgeben vom Duft ihres Haars und dem Moschus ihres Körpers, doch als er tief einatmete, um mehr davon zu bekommen, fiel ihm auf, dass das Zimmer außerdem auch nach Wacholder und Tannennadeln duftete, und nach dem milden Duft von Bienenwachskerzen. Und nicht nur eine; sie hatte drei Stück in Kerzenleuchtern über das Zimmer verteilt. Normalerweise hätte sie ein Binsenlicht angezündet und die wertvollen Kerzen aufgehoben, aber jetzt erglühte ein sanftes, goldenes Licht in dem

kleinen Zimmer, und er erkannte, dass sein Glanz auch ihren Liebesakt erleuchtet hatte und jetzt seine Erinnerungen an Kastanienrot und Elfenbein prägte, an den Goldflaum, der sie wie ein Löwenpelz bedeckte, an das dunklere Rot und Violett ihrer geheimen Stellen, seine dunkle Haut auf ihrer hellen - Erinnerungen, die in seinem Kopf lebhaft vor dem Hintergrund weißer Laken erglühten.

Der Boden *war* sauber - oder zumindest war er es gewesen -, die weißen Kieferndielen blank geschrubbt und die Ecken mit getrocknetem Rosmarin eingestreut. Als er an ihrem Ohr vorbei sah, konnte er das zerwühlte Bett sehen und erkannte, dass sie es mit frischem Leinen und einem neuen Quilt bezogen hatte. Sie hatte seine Heimkehr mit viel Mühe vorbereitet. Und er war hier hereingeplatzt, zum Bersten von seinen Abenteuern erfüllt, in Erwartung ihres Lobes, weil er das Kunststück zuwege gebracht hatte, lebend heim zu kommen, und er hatte nichts davon gesehen -blind für alles, in seinem drängenden Bedürfnis, sie zwischen seine Finger zu bekommen und ihren Körper unter dem seinen zu spüren.

»Hey«, sagte er leise in ihr Ohr. »Mag sein, dass ich ein Dummkopf bin, aber ich liebe dich, aye?«

Sie seufzte tief auf, und ihre Brüste drückten sich an seine nackte Brust, warm sogar durch den Stoff von Hemd und Kleid. Sie waren fest; sie füllten sich langsam mit Milch, waren aber noch nicht hart.

»Ja, das bist du«, sagte sie unverblümt, »aber ich liebe dich auch. Und ich bin froh, dass du wieder da bist.«

Er lachte und ließ sie los. Ein Wacholderzweig war über dem Fenster festgesteckt, schwer von blaugrünen, mit Raureif überzogenen Beeren. Er streckte die Hand aus und brach ein Stück davon ab, küsste es und steckte es ihr in den Ausschnitt ihres Mieders, zwischen ihre Brüste, ein Zeichen des Waffenstillstandes - und der Entschuldigung.

»Frohe Weihnachten. Also, was war denn jetzt mit den Gänsen?«

Sie hob eine Hand an den Wacholderzweig, ein halbes Lächeln erschien in ihrem Gesicht, um dann zu verblassen.

»Oh. Na ja. Nichts Wichtiges. Es ist nur...« Er folgte ihrer Blickrichtung, drehte sich um und sah den Papierbogen, der senkrecht hinter der Schüssel auf dem Waschtisch stand.

Es war eine Kohlezeichnung; Wildgänse, die sich vor einem stürmischen Himmel über die vom Wind gepeitschten Bäume hinwegkämpften. Es war eine wunderbare Zeichnung, und als er sie ansah, spürte er dasselbe, seltsame Gefühl, das er gespürt hatte, als er die Gänse gehört hatte-halb Glück, halb Schmerz.

»Frohe Weihnachten«, sagte Brianna leise hinter ihm. Sie trat an seine Seite und legte ihre Hand um seinen Arm.

»Danke. Es ist... Gott, Brianna, du bist wirklich gut.« Das war die Wahrheit. Er neigte den Kopf und küsste sie fest, denn er brauchte etwas, um die Sehnsucht zu lindern, die aus dem Papier in seiner Hand sprach.

»Sieh dir die andere an.« Sie trat etwas von ihm zurück, ohne seinen Arm loszulassen, und wies kopfnickend auf den Waschtisch.

Er hatte gar nicht gesehen, dass es zwei waren. Die andere Zeichnung hatte hinter der ersten gestanden.

Sie war gut. So gut, dass ihm das Blut im Herzen gefror. Auch die zweite Zeichnung war mit Kohle angefertigt, dieselben sparsamen Schwarz-, Weiß-und Grautöne. In der ersten hatte sie die Wildheit des Himmels gesehen und festgehalten: Sehnsucht und Mut, unablässige, vertrauensvolle Anstrengung inmitten der Leere von Luft und Sturm. In dieser hier hatte sie Stille gesehen.

Es war eine tote Gans, die mit halb ausgebreiteten Flügeln an den Füßen aufgehängt war. Ihr Hals war schlaff, der Schnabel halb geöffnet, so als suchte sie noch im Tod den Flug und die lauten Rufe ihrer Begleiter. Die Linien waren die reine Anmut, die Details der Federn, des Schnabels und der leeren Augen erlesen. In seinem ganzen Leben hatte er noch nie etwas so Schönes - und so Trostloses gesehen.

»Das habe ich letzte Nacht gezeichnet«, sagte sie leise. »Alle waren im Bett, aber ich konnte nicht schlafen.«

Sie hatte einen Kerzenhalter ergriffen und rastlos das überfüllte Haus durchstreift, bis sie schließlich trotz der Kälte ins Freie ging, um im kühlen Dunkel der Nebengebäude Einsamkeit, vielleicht sogar Ruhe zu finden. Und im Räucherschuppen war ihr im Licht der Glut die Schönheit der aufgehängten Gänse aufgefallen, deren reines Gefieder sich schwarz-weiß von der verrußten Wand abhob.

»Ich habe mich vergewissert, dass Jemmy fest schlief, dann habe ich meine Zeichenutensilien geholt und gezeichnet, bis ich so kalte Finger hatte, dass ich die Kohle nicht mehr halten konnte. Das war die beste.« Sie deutete auf die Zeichnung, einen abwesenden Blick in den Augen.

Zum ersten Mal sah er die blauen Schatten in ihrem Gesicht und stellte sich vor, wie sie mitten in der Nacht allein bei Kerzenschein tote Gänse zeichnete. Jetzt hätte er sie gern in den Arm genommen, doch sie wandte sich ab und ging zum Fenster, dessen Läden zu klappern begonnen hatten.

Der Schnee des kurzen Schauers war geschmolzen, doch dann war ein eiskalter Wind gefolgt, der die letzten, trockenen Blätter von den Bäumen fegte und Eicheln und Kastanienhüllen durch die Luft wirbelte, die wie Schrot auf das Dach prasselten. Er folgte ihr und griff an ihr vorbei, um die Fensterläden zu schließen und sie zum Schutz vor dem bitteren Wind zu befestigen.

»Pa hat mir Geschichten erzählt, während ich - während ich auf Jemmys Geburt gewartet habe. Ich habe nicht genau aufgepasst -« Ihr Mundwinkel zuckte ironisch. »Aber das eine oder andere habe ich behalten.«

Jetzt drehte sie sich um und lehnte sich an die Fensterläden, die Hände hinter sich auf die Fensterbank gestützt.

»Er hat gesagt, wenn ein Jäger eine Graugans tötet, muss er bei der toten Gans warten, weil Graugänse sich fürs Leben paaren, und wenn man nur eine tötet, trauert sich die andere zu Tode. Also wartet man, und wenn das Männchen kommt, tötet man es auch.«

Ihre Augen hingen dunkel an den seinen, doch die Kerzenflammen ließen es in ihren Tiefen blau aufglitzern.

»Was ich mich gefragt habe, war- sind alle Gänse so? Nicht nur die Graugänse?« Sie wies erneut auf die Zeichnungen.

»Kann schon sein. Ich weiß es aber nicht genau. Dann machst du dir also Sorgen um die Partner der Gänse, die du erschossen hast?«

Ihre weichen, blassen Lippen pressten sich fest aufeinander, dann entspannten sie sich.

»Sorgen nicht gerade. Nur - ich musste hinterher einfach daran denken. Daran, wie sie weiter flogen... allein. Du warst fort - ich musste einfach daran denken - ich meine, ich habe *gewusst*, dass dir diesmal nichts passiert, aber nächstes Mal kommst du vielleicht nicht... na ja, egal. Es ist albern. Vergiss es.«

Sie stand auf und hätte sich fast an ihm vorbei in die Mitte des Zimmers geschoben, doch er legte die Arme um sie und hielt sie so dicht an sich, dass sie sein Gesicht nicht sehen konnte.

Er wusste, dass sie ihn nicht unbedingt brauchte - nicht zum Heu machen, zum Pflügen oder zur Jagd. Wenn nötig, konnte sie das alles selbst - oder sie konnte sich jemand anderen dafür suchen. Und doch... die Wildgänse sagten ihm, dass sie *ihn* brauchte - dass sie seinen Verlust betrauern würde, wenn es dazu kam. Vielleicht für immer. In seiner augenblicklichen, verletzlichen Stimmung war dieses Wissen ein großes Geschenk für ihn.

»Gänse«, sagte er schließlich mit halb erstickter Stimme in ihr Ohr. »Unsere Nachbarn hatten Gänse, als ich ein kleiner Junge war. Fette, weiße Biester. Wenn wir auf der Straße spielten, kamen sie schnatternd angefegt und haben mit den Schnäbeln nach uns gehackt und uns mit ihren Flügeln geschlagen. Wenn ich in den Garten gehen wollte, um mit meinen Kumpeln zu spielen, musste Mrs. Graham mitkommen und die Viecher mit dem Besen auf ihr eigenes Grundstück treiben. Dann ist eines Morgens der Milchmann gekommen, als die Gänse im Vorgarten waren. Sie sind auf ihn losgegangen, und er ist zu seinem Wagen gerannt - und sein Pferd war von dem ganzen Geschnatter und Geschrei so erschrocken, dass es zwei von den Gänsen platt getrampelt hat wie Pfannkuchen. Sämtliche Kinder auf der Straße waren begeistert.«

Sie lachte an seiner Schulter, halb schockiert, aber belustigt.

»Und was ist dann passiert?«

»Mrs. Graham hat sie an sich genommen und gerupft, und wir haben eine Woche lang Gänsepastete gegessen«, sagte er ganz nüchtern. Er richtete sich auf und lächelte sie an. Sie war errötet. »Das ist alles, was ich über Gänse weiß - sie sind durchtriebene Biester, aber sie schmecken gut.«

Er drehte sich um und hob sein schmutzverkrustetes Hemd vom Boden auf.

»Also. Lass mich deinem Vater auf dem Hof helfen, und dann möchte ich sehen, wie du meinem Sohn das Krabbeln beigebracht hast.«

34

Zaubermittel

Ich berührte die glänzende, weiße Oberfläche mit dem Zeigefinger, dann rieb ich ihn zufrieden gegen meinen Daumen.

»Es gibt doch wirklich nichts Fettigeres als Gänseschmalz«, sagte ich beifällig. Ich wischte mir die Finger an meiner Schürze ab und griff nach einem großen Löffel.

»Nichts, was für eine schöne Pastetenkruste besser wäre«, pflichtete Mrs. Bug mir bei. Sie stand auf den Zehenspitzen und beobachtete eifersüchtig, wie ich das weiche, weiße Fett aufteilte und es aus dem Kochtopf in zwei große Steingutgefäße schöpfte; eins für die Küche, eins für mein Sprechzimmer.

»Zu Hogmanay gibt es eine schöne Wildpastete«, sagte sie und kniff bei dieser Vorstellung die Augen zusammen. »Danach Haggis, *Cullen Skink* und Maiskuchen und als Süßspeise Rosinenkuchen mit Marmelade und Sahne!«

»Wundervoll!«, murmelte ich. Meine eigenen, konkreten Pläne bezüglich des Gänseschmalzes umfassten eine Salbe mit Sarsaparille und Bittersüß für Verbrennungen und Abschürfungen, einen Mentholbalsam für verstopfte Nasen und verschleimte Lungen und etwas angenehm Duftendes zur Linderung von Windelausschlägen - vielleicht Lavendelessenz und Balsamine.

Ich spähte zu Boden, um nach Jemmy zu sehen; er hatte zwar erst vor ein paar Tagen das Krabbeln gelernt, brachte es aber schon auf erstaunliche Geschwindigkeiten, vor allem, wenn gerade niemand hinsah. Doch er saß ganz friedlich in der Ecke und kaute konzentriert auf dem Holzpferd herum, das Jamie ihm zu Weihnachten geschnitzt hatte.

Obwohl so viele von ihnen Katholiken waren - und obwohl sie *alle* theoretisch Christen waren -, betrachteten die Highlandschotten Weihnachten in erster Linie als religiösen Brauch, nicht aber als Grund zum Feiern. Da es keinen Priester oder Pastor gab, verbrachten sie den Tag ähnlich wie einen Sonntag, wenn auch mit einem Festmahl aus besonderem Anlass und einer kleinen Bescherung. Mein Geschenk von Jamie war der hölzerne Schöpflöffel gewesen, den ich gerade benutzte - er hatte ein Pfefferminzblatt in den Griff geschnitzt. Ich hatte ihm ein neues Hemd mit einem Rüschenkragen für feierliche Anlässe geschenkt, da sein altes an den Nähten ziemlich morsch geworden war.

In weiser Voraussicht hatten Mrs. Bug, Brianna, Marsali, Lizzie und ich eine enorme Menge Melassetoffee hergestellt, das wir als Weihnachtsüberraschung an alle Kinder in Hörweite verteilt hatten. Ganz gleich, was die Bonbons ihren Zähnen antun würden, sie hatten die wohltuende Wirkung, ihnen dauerhaft die Münder zuzukleben, und demzufolge hatten die Erwachsenen ein friedliches Weihnachtsfest genossen. Selbst von Germain war nur noch ein melodisches Gurgeln zu hören gewesen.

Hogmanay, der letzte Abend des Jahres, war jedoch etwas ganz anderes. Gott weiß, aus welchen Wurzeln heidnischer Extase die schottische Neujahrsfeier entsprungen war, aber es hatte schon seinen Grund, warum ich so darauf aus war, im Voraus eine ganze Reihe medizinischer Vorbereitungen zu treffen - denselben Grund, aus dem Jamie gerade oben bei der Whiskyquelle war und überprüfte, welche Fässer hinreichend gereift waren, um niemanden zu vergiften.

Als das Gänseschmalz abgefüllt war, war noch ein ordentlicher Rest dunkler Brühe am Boden des Kessels über, in der knusprige Hautstückchen und Fleischfasern herumwirbelten. Ich sah, wie Mrs. Bug sie beäugte, während ihr Visionen einer Bratensoße durchs Hirn tanzten.

»Die Hälfte«, sagte ich streng und griff nach einer großen Flasche.

Sie legte keinen Widerspruch ein, sondern zuckte nur mit ihren rundlichen Schultern und lehnte sich resigniert auf ihrem Stuhl zurück.

»Aber was habt Ihr denn damit vor?«, fragte sie neugierig und sah zu, wie ich ein Stück Musselin über den Flaschenhals spannte, um die Brühe abzuseihen. »Schmalz, aye, wirkt Wunder in allen Salben. Und Brühe ist gut bei Grippe oder Bauchgrimmen, kein Zweifel - aber sie hält sich doch nicht.« Sie zog eine ihrer angedeuteten Augenbrauen hoch, um mich zu warnen, falls ich das tatsächlich nicht gewusst hatte. »Wenn Ihr sie länger als ein oder zwei Tage stehen lasst, fängt sie an zu schimmeln.«

»Nun, das will ich auch hoffen«, sagte ich zu ihr und goss einen Löffel Brühe auf das Musselinstück. »Ich habe gerade eine besonders gute Partie auf Brot angesetzt, und ich möchte gern sehen, ob es auch auf dieser Brühe wächst.«

Ich konnte sehen, wie ihr eine ganze Reihe von Fragen und Antworten durch den Kopf schossen, die alle auf ihrer wachsenden Furcht basierten, dass meine Manie für verdorbenes Essen überhand nehmen könnte und bald die gesamte Produktion der Küche mit Beschlag belegen würde. Ihr von Argwohn verfinsterter Blick huschte zu unserer Kuchendose hinüber, dann zurück zu mir.

Ich wandte den Kopf ab, um insgeheim zu lächeln, und stellte fest, dass Adso, der Kater, auf den Hinterbeinen auf der Bank stand, die Vordertatzen auf der Tischplatte verankert, während seine großen, grünen Augen fasziniert den Bewegungen der Schöpfkelle folgten.

»Oh, möchtest du auch etwas?« Ich holte eine Untertasse aus dem Regal und füllte sie mit einer dunklen Pfütze aus Brühe mit köstlichen Gänsefleischfetzen und schwimmenden Fettaugen.

»Das ist von meiner Hälfte«, versicherte ich Mrs. Bug, aber sie schüttelte heftig den Kopf.

»Das kommt gar nicht in Frage, Mrs. Fräser«, sagte sie. »Der kleine Prachtkerl hier hat in den letzten zwei Tagen sechs Mäuse gefangen.« Sie strahlte Adso voller Zuneigung an. Der Kater war auf den Boden gesprungen und schleckte seine Brühe, so schnell sich seine kleine, rosafarbene Zunge bewegen konnte. »Was immer er von meinem Herd möchte, hat er sich verdient.«

»Oh, hat er das? Wunderbar. Dann kann er ja in mein Sprechzimmer kommen und da sein Glück mit den Mäusen versuchen.« Wir beherbergten im Augenblick eine ganze Mäuseplage; vom schlechten Wetter ins Haus getrieben, flitzten sie nach Anbruch der Dunkelheit an den Fußleisten entlang, und selbst am helllichten Tage schossen sie plötzlich über den Boden oder hüpften aus geöffneten Schranktüren, so dass die Hausbewohner schier einen Herzinfarkt bekamen und das Geschirr fallen ließen.

»Nun, das kann man den Mäusen kaum verübeln«, bemerkte Mrs. Bug und warf mir einen raschen Blick zu. »Sie gehen schließlich dahin, wo das Essen ist.«

Die Brühe war fast vollständig durch den Musselin gelaufen und hinterließ eine dicke Schicht aus Treibgut. Ich kratzte es ab und löffelte es auf Adsos Tellerchen, dann schöpfte ich eine frische Kelle Brühe.

»Ja, das tun sie«, sagte ich gleichmütig. »Und es tut mir auch Leid, aber der Schimmel ist wichtig. Er ist eine Arznei, und ich -«

»Oh, aye! Natürlich ist er das«, versicherte sie mir hastig. »Das weiß ich doch.« Ihr Stimme enthielt nicht den geringsten Sarkasmus, was mich sehr überraschte. Sie zögerte, dann langte sie durch den Schlitz in ihrem Rock in die weiträumige Tasche, die sie darunter trug.

»Es gab einen Mann in Auchterlonie - in dem Dorf, wo wir unser Haus hatten, Arch und ich. Er war ein *Carline*, unser Johnnie Howlat, und die Leute sind nur mit großem Argwohn zu ihm gegangen - aber sie sind gegangen. Manche bei Tag, um sich Kräuterarzneien zu holen, und manche bei Nacht, um Zaubermittel zu kaufen. Ihr kennt die Sorte doch?« Sie warf mir erneut einen raschen Blick zu, und ich nickte ein wenig unsicher.

Ich kannte die Sorte Mensch, die sie meinte; so mancher Heiler in den Highlands handelte nicht nur mit Medizin, sondern auch mit minderer Magie und verkaufte Liebestränke, Fruchtbarkeitsmittel... Flüche. Etwas Kaltes schlängelte sich über meinen Rücken und verschwand, nicht ohne jedoch ein schwaches Gefühl der Beklommenheit nach sich zu ziehen wie die Schleimspur einer Schnecke.

Ich schluckte, denn in meinem Gedächtnis sah ich den kleinen Strauß dorniger Pflanzen, der so sorgfältig mit rotem und schwarzem Garn zusammen gebunden war. Ein eifersüchtiges Mädchen namens Laoghaire hatte ihn unter mein Kopfkissen gelegt - nachdem sie ihn von einer Hexe namens Geillis Duncan erworben hatte. Einer Hexe wie mir.

Worauf mochte Mrs. Bug hinaus wollen? Ich war mir nicht ganz sicher, was das Wort *Carline* bedeutete, doch ich glaubte, dass es »Hexe« hieß - oder etwas in der Art. Sie betrachtete mich nachdenklich, und ihre übliche Lebhaftigkeit war merklich gedämpft.

»Er war ein schmutziges Männlein, Johnnie Howlat. Er hatte keine Frau, die für ihn sorgte, und seine Kate roch nach fürchterlichen Dingen. Und er auch.« Sie erschauerte plötzlich, trotz des Feuers in ihrem Rücken.

»Manchmal begegnete man ihm, wenn er im Wald oder im Moor auf dem Boden herumstocherte. Dann und wann fand er tote Kreaturen und nahm ihr Fell und ihre Füße mit, ihre Knochen und Zähne für seine Zaubermittel. Er trug einen gammeligen Kittel wie ein Bauer, und manchmal lief er einem über den Weg und trug etwas unter seinem Kittel, der mit Blut- und anderen Dingen - durchtränkt war.«

»Das klingt ja sehr unangenehm«, sagte ich, die Augen fest auf die Flasche gerichtet, während ich erneut das Tuch sauber schabte und einen frischen Löffel Brühe schöpfte. »Aber die Leute sind trotzdem zu ihm gegangen?«

»Es gab sonst niemanden«, sagte sie nur und sah auf. Ihre dunklen Augen blickten unverwandt in die meinen, und ihre Hand bewegte sich langsam und befühlte etwas in ihrer Tasche.

»Zuerst war ich mir nicht sicher«, sagte sie. »Denn Johnnie hatte Dinge wie Graberde und Knochenstaub, Hühnerblut und dergleichen mehr im Haus, aber Ihr -« Sie nickte mir nachdenklich zu, und ihr makelloses Häubchen leuchtete im Feuerschein. »Ihr seid von der reinlichen Sorte.«

»Danke«, sagte ich belustigt und angerührt zugleich. Das war ein großes Kompliment von Mrs. Bug.

»Abgesehen von dem verschimmelten Brot«, fügte sie hinzu, und ihre Mundwinkel verkniffen sich ein wenig. »Und diesem kleinen Heidenbeutelchen in Eurem Schrank. Aber es stimmt doch, oder? Ihr kennt Euch in Zauberdingen aus, wie Johnnie?«

Ich zögerte, denn ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Die Bilder aus Cranesmuir standen mir plötzlich so lebhaft vor Augen wie schon seit Jahren nicht mehr. Das Letzte, was ich wollte, war, dass Mrs. Bug das Gerücht verbreitete, ich sei eine *Carline* - manche nannten mich ja schon eine Kräuterhexe. Ich befürchtete zwar keine gesetzliche Verfolgung als Hexe - nicht hier und jetzt. Aber einen Ruf als fähige Heilerin zu haben, war eine Sache; von den Leuten um Hilfe in den anderen Dingen ersucht zu werden, mit denen die Magier handelten...

»Eigentlich nicht«, sagte ich vorsichtig. »Ich weiß einfach nur einiges über Pflanzen. Und über die Heilkunst. Aber ich weiß wirklich nichts über Zaubermittel oder... Zaubersprüche.«

Sie nickte zufrieden, so als hätte ich ihre Vermutungen bestätigt, anstatt sie zu leugnen.

Bevor ich antworten konnte, erklang vom Boden ein Geräusch, als träfe Wasser auf ein heißes Blech, gefolgt von einem lauten Schrei. Jemmy war seines Spielzeugs überdrüssig geworden, hatte es beiseite geworfen und war zu Adsos Tellerchen hinübergekrabbelt, um es zu inspizieren. Die Katze, die keine Lust hatte zu teilen, hatte das Baby angefaucht und ihm einen Schrecken eingejagt. Mit seinem Kreischen wiederum hatte Jemmy Adso unter die Kaminbank gescheucht; nur seine winzige, rosa Nasenspitze und seine zitternden Schnurrhaare lugten aus dem Dunkel hervor.

Ich hob den weinenden Jemmy auf und tröstete ihn, während Mrs. Bug das Abseihen der Brühe übernahm. Sie betrachtete die Gänseabfälle auf dem Teller und fischte einen Beinknochen heraus, an dessen Ende der Knorpel weiß glänzte.

»Hier, Kleiner.« Sie schwenkte ihn einladend unter Jemmys Nase. Er hörte sofort auf zu weinen, griff nach dem Knochen und steckte ihn in den

Mund. Mrs. Bug suchte einen kleineren Flügelknochen aus, an dem noch Fleischfasern hingen, und legte ihn auf die Untertasse.

»Und das ist für dich, mein Junge«, sagte sie an die Dunkelheit unter der Bank gerichtet. »Friss dich nur nicht zu voll - heb dir noch etwas Hunger für die Mäuschen auf, aye?«

Sie wandte sich wieder dem Tisch zu und begann, die Knochen in einen flachen Topf zu schaufeln.

»Die röste ich; dann können wir eine Suppe kochen«, sagte sie, die Augen auf ihre Arbeit gerichtet. Ohne ihren Tonfall zu ändern oder aufzublicken, sagte sie dann: »Ich bin einmal bei ihm gewesen, bei Johnnie Howlat.«

»Ach ja?« Ich setzte mich hin, Jemmy auf dem Knie. »Wart Ihr krank?«

»Ich wollte ein Kind.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte; ich saß still da und lauschte der Brühe, die durch den Musselin tropfte, während sie die letzten Fleischabfälle sorgfältig in den Topf schabte und diesen zum Herd trug.

»Ich hatte im Lauf eines Jahres vier Stück verloren«, sagte sie mit dem Rücken zu mir. »Man kann es sich nicht vorstellen, wenn man mich jetzt ansieht, aber ich war nicht mehr als Haut und Knochen, bleich wie Käse und flach wie ein Brett.«

Sie stellte den Topf fest in die Kohlen und deckte ihn zu.

»Also habe ich so viel Geld genommen, wie wir entbehren konnten, und bin zu Johnnie Howlat gegangen. Er hat das Geld genommen und einen Topf mit Wasser gefüllt. Ich musste mich auf die eine Seite des Topfes setzen, und er saß auf der anderen, und dann haben wir lange dagesessen; er hat das Wasser angestarrt, und ich habe ihn angestarrt. Schließlich hat er sich ein wenig geschüttelt und ist zur Rückseite seiner Kate gegangen. Es war dunkel, und ich konnte nicht sehen, was er getan hat, aber er hat herumgekramt und gestochert und vor sich hingemurmelt, und schließlich ist er zu mir zurück gekommen und hat mir etwas gegeben.«

Mrs. Bug richtete sich auf und drehte sich um. Sie trat zu mir und legte Jemmy sanft die Hand auf den seidigen Kopf.

»Er hat zu mir gesagt, es sei ein Zaubermittel, das den Eingang meines Leibes verschließen und dafür sorgen würde, dass es bis zur Geburt sicher darin bleibt. Doch er hätte im Wasser etwas gesehen, das er mir sagen müsse. Wenn ich ein lebendes Kind bekäme, würde mein Mann sterben. Er würde mir also das Zaubermittel geben und das Gebet, das dazu gehörte - und dann sei es meine Entscheidung, und mehr könne er nicht tun.«

Ihr abgearbeiteter Knubbelfinger fuhr sacht die Rundung von Jemmys Wange nach. Da er ganz mit seinem neuen Spielzeug beschäftigt war, beachtete er sie nicht.

»Ich habe den Zauber einen Monat in meiner Tasche herum getragen - und dann habe ich ihn weggelegt.«

Ich streckte die Hand aus, legte sie über die ihre und drückte sie. Es war nichts zu hören außer dem Lutschen des Babys und dem Zischen und Knallen der Knochen auf den Kohlen. Einen Augenblick lang regte sie sich nicht, dann zog sie ihre Hand fort und schob sie wieder in ihre Tasche. Sie zog einen kleinen Gegenstand hervor und legte ihn vor mir auf den Tisch.

»Ich konnte mich nicht überwinden, es wegzuwerfen«, sagte sie und sah das Objekt leidenschaftslos an. »Es hatte mich schließlich drei Silberpennys gekostet. Und es ist klein, und ich konnte es leicht mitnehmen, als wir Schottland verlassen haben.«

Es war ein kleines Stück Stein, blassrosa gefärbt, mit grauen Adern durchzogen und stark verwittert. Er war grob behauen und wie eine schwangere Frau geformt, kaum mehr als ein riesiger Bauch mit geschwollenen Brüsten und Pobacken auf Stummelbeinen, die sich ins Nichts verjüngten. Ich hatte solche Figuren schon öfter gesehen - in Museen. Hatte Johnnie Howlat sie selbst gemacht? Oder sie vielleicht beim Herumstochern in Wald und Moor gefunden, ein Überbleibsel noch viel länger vergangener Zeiten?

Ich berührte sie sanft. Was auch immer Johnnie Howlat gewesen war oder was er in seinem Topf mit Wasser gesehen hatte, er war zweifelsohne so scharfsinnig gewesen, dass ihm die Liebe zwischen Arch und Murdina

Bug nicht entgangen war. War es nicht einfacher für eine Frau, der Hoffnung auf Kinder abzuschwören, wenn sie dies für ein nobles Opfer zugunsten des geliebten Mannes hielt, als Verbitterung und Selbstvorwürfe zu ertragen, weil sie ständig versagte? Er mochte ja ein *Carline* gewesen sein, Johnnie Howlat - aber er war ein echter Zauberer.

»Also«, sagte Mrs. Bug nüchtern, »vielleicht findet Ihr ja ein Mädchen, das es gebrauchen kann. Es wäre doch eine Schande, es zu verschwenden, aye?«

35

Hogmanay

Das Jahr ging klar und kalt zu Ende, und ein kleiner, heller Mond stieg hoch am schwarz-violetten Himmel auf und überflutete die Schlupfwinkel und Pfade des Berges mit Licht. Das war auch gut so, denn die Leute kamen aus ganz Fraser's Ridge - und manche sogar von weiter her -, um Hogmanay im »Herrenhaus« zu feiern.

Die Männer hatten die neue Scheune ausgeräumt und zum Tanzen mit frischem Stroh ausgelegt. Jigs, Reels, Strathspeys - und eine ganze Reihe anderer Tänze, deren Namen ich nicht kannte, die aber alle so aussahen, als würden sie Spaß machen - wurden im Licht von Bärenfettlaternen getanzt, begleitet von Evan Lindsays kratziger Geige und der quietschenden Holzflöte seines Bruders Murdo, während der Herzschlag von Kennys Bodhran den Rhythmus vorgab.

Thurlo Guthries betagter Vater hatte außerdem seinen Dudelsack mitgebracht - *Uilleann Pipes*, die fast genauso heruntergekommen aussahen wie Mr. Guthrie, die aber einen schönen Ton erzeugten. Manchmal stimmten die Töne seiner Melodiepfeife mit der Vorstellung überein, die die Lindsays von einer Melodie hatten, manchmal auch nicht, aber im Großen und Ganzen hatten sie eine fröhliche Wirkung, und an diesem Punkt der Festivitäten war bereits so viel Whisky konsumiert worden, dass es niemanden mehr störte.

Nach ein oder zwei Stunden wirbelte mir vor lauter Whisky und wilden Reels das Blut im Kopf herum wie das Wasser in einer Waschmaschine. Am Ende eines solchen Tanzes schwankte ich daher von der Tanzfläche, lehnte mich an einen der Stützbalken der Scheune und schloss ein Auge, um das Schwindelgefühl zu stoppen.

Als mich jemand an meiner blinden Seite anstupste, öffnete ich das Auge, und Jamie kam zum Vorschein. Er hielt zwei bis zum Rand gefüllte Becher in den Händen. Erhitzt und durstig, wie ich war, interessierte mich nicht, was sie enthielten, solange es nur nass war. Zum Glück war es Cidre, und ich stürzte ihn hinunter.

»Wenn du ihn so trinkst, fällst du mir noch um, Sassenach«, sagte er, während er sich seines eigenen Getränks auf dieselbe Weise entledigte. Er war rot und verschwitzt vom Tanzen, aber seine Augen glitzerten, als er mich angrinste.

»Unsinn«, sagte ich. Mit ein wenig Cidre als Ballast hatte der Raum aufgehört, sich zu drehen, und ich war bester Laune, wenn mir auch ziemlich heiß war. »Wie viele Leute sind hier drinnen, was meinst du?«

»Achtundsechzig, beim letzten Nachzählen.« Er lehnte sich neben mir zurück und betrachtete die wirbelnde Menge mit einem Ausdruck tiefer Zufriedenheit. »Aber es kommen und gehen ständig welche, deswegen kann ich es nicht genau sagen. Und ich habe die Kinder nicht mitgezählt«, fügte er hinzu und machte eine kleine Bewegung, um eine Kollision mit einem Trio kleiner Jungen zu vermeiden, die durch die Menge flitzten und kichernd an uns vorbeitobten.

Heuballen waren im Dunklen an den Wänden der Scheune aufgestapelt; die Kinder, die zu klein waren, um wach zu bleiben, lagen wie die Kätzchen darauf zusammengerollt. Das flackernde Laternenlicht fing sich in etwas rotgolden und seidig Schimmerndem; Jemmy schlief tief und fest unter seiner Decke und ließ sich offensichtlich von dem Lärm angenehm einlullen. Ich sah, wie Brianna die Tanzfläche verließ und ihm kurz prüfend die Hand auflegte, dann wandte sie sich wieder um. Roger hielt ihr die Hand entgegen, dunkel und lächelnd, und sie ergriff sie lachend und ließ sich in die stampfende Masse zurück wirbeln.

Es herrschte tatsächlich ein stetes Kommen und Gehen - vor allem unter den kleinen Gruppen junger Leute und den verliebten Pärchen. Draußen war es eiskalt und frostklar, aber die Kälte machte das Kuscheln mit einem wärmenden Partner nur noch verlockender. Einer der älteren MacLeodjungen kam an uns vorbei, den Arm um ein viel jüngeres

Mädchen gelegt - eine der Enkeltöchter des alten Guthrie, dachte ich; er hatte drei davon, die sich alle ziemlich ähnlich sahen -, und als Jamie jovial etwas auf Gälisch zu ihm sagte, bekam er rote Ohren. Das Mädchen war zwar schon vom Tanzen errötet, lief aber ebenfalls puterrot an.

»Was hast du zu ihnen gesagt?«

»Das kann man nicht übersetzen«, sagte er und schob mir seine Hand ins Kreuz. Er pulsierte vor Hitze und Whisky und leuchtete vor Glück; wenn ich ihn nur ansah, wurde mir ganz warm ums Herz. Er sah das und lächelte zu mir hinab, und die Hitze seiner Hand brannte sich durch den Stoff meines Kleides.

»Möchtest du einen Moment nach draußen gehen, Sassenach?«, sagte er mit leiser, ausgesprochen suggestiver Stimme.

»Jetzt, wo du es sagst... ja«, sagte ich. »Vielleicht aber noch nicht sofort?« Ich wies mit einer Kopfbewegung an ihm vorbei, und er drehte sich um und sah ein Häuflein älterer Damen an der Wand auf einer Bank sitzen. Sie betrachteten uns mit den glänzenden Augen einer neugierigen Krähenschar. Jamie winkte und lächelte ihnen zu, und sie brachen mit roten Gesichtern in Gekicher aus. Dann wandte er sich seufzend wieder zu mir zurück.

»Aye, well. Dann eben später... nach dem *First-Footing* vielleicht.«

Die jüngste Tanzrunde ging zu Ende, und es folgte ein allgemeiner Ansturm auf die Wanne mit dem Cidre am anderen Ende der Scheune, die von Mr. Wemyss gehütet wurde. Die Tänzer umdrängten sie wie ein durstiger Wespenschwarm, so dass von Mr. Wemyss nicht mehr als sein Scheitel zu sehen war, dessen helles Haar im Schein der Laternen fast weiß wirkte.

Daraufhin hielt ich nach Lizzie Ausschau, um zu sehen, ob sie sich amüsierte. Offensichtlich war es so; sie hielt auf einem Heuballen Hof, umringt von vier oder fünf Bauernjungen, deren Verhalten dem der Tänzer an der Cidrewanne nicht unähnlich war.

»Wer ist denn der große Bursche?«, fragte ich Jamie, nachdem ich ihn auf die kleine Versammlung aufmerksam gemacht hatte. »Ich kenne ihn

gar nicht.« Er kniff die Augen ein wenig zusammen und warf einen Blick hinüber.

»Oh«, sagte er und entspannte sich. »Das ist Jacob Schnell. Er ist mit einem Freund aus Salem hier; sie sind mit den Muellers gekommen.«

»Wirklich.« Bis Salem war es eine ordentliche Strecke; fast dreißig Meilen. Ich fragte mich, ob er nur durch das Fest angezogen worden war. Ich sah mich nach Tommy Mueller um, den ich insgeheim als möglichen Partner für Lizzie im Kopf hatte, aber ich sah ihn nirgendwo in der Menge.

»Weißt du irgendetwas über diesen Schnell?«, fragte ich, während ich den Jungen kritisch betrachtete. Er war ein oder zwei Jahre älter als die anderen Jungen, die Lizzie umtänzelten, und ziemlich groß. Sein Gesicht war unauffällig, sah aber freundlich aus; er hatte einen schweren Knochenbau, und seine kräftige Taille ließ jetzt schon eine wohlgenährte Plauze in den mittleren Jahren ahnen.

»Den Jungen selber kenne ich nicht, aber seinem Onkel bin ich einmal begegnet. Es ist eine anständige Familie; ich glaube, sein Vater ist Schuster.« Wir warfen beide automatisch einen Blick auf die Schuhe des jungen Mannes; nicht neu, aber sehr gute Qualität mit großen, quadratischen Zinnschnallen nach deutscher Facon.

Der junge Schnell schien sich einen Vorsprung erarbeitet zu haben; er stand dicht über Lizzie gebeugt und sagte gerade etwas zu ihr. Sie hatte die Augen fest auf sein Gesicht gerichtet, und ein konzentriertes Stirnrunzeln zerfurchte die Haut zwischen ihren hellen Augenbrauen, während sie versuchte auszumachen, was er zu ihr sagte. Dann bekam sie es heraus, und ihr Gesicht entspannte sich lachend.

»Ich glaube nicht.« Jamie schüttelte den Kopf, während er sie mit leichtem Stirnrunzeln beobachtete. »Seine Leute sind Herrnhuter; sie würden nicht zulassen, dass er eine Katholikin heiratet - und es würde Joseph das Herz brechen, das Mädchen so weit fort zu schicken.«

Lizzies Vater hing sehr an seiner Tochter, und da er sie schon einmal fast verloren hatte, war es unwahrscheinlich, dass er sie an einen Ort verheiraten würde, der so weit entfernt lag, dass er sie erneut aus den

Augen verlor. Dennoch, ich war mir sicher, dass Joseph Wemyss fast alles tun würde, um sicher zu stellen, dass seine Tochter glücklich war.

»Es könnte doch sein, dass er mit ihr geht.«

Jamie machte ein trostloses Gesicht bei dieser Vorstellung, gab mir aber mit einem widerstrebenden Kopfnicken Recht.

»Möglich. Ich würde ihn nicht gern verlieren, wenn ich auch annehme, dass Arch Bug vielleicht -«

Mac Dubh!-Rufe unterbrachen ihn.

»Komm schon, *Seaumais ruaidh*, zeig ihm, wie es geht!«, rief Evan vom anderen Ende der Scheune und fuchtelte gebieterisch mit seinem Bogen.

Es hatte eine Tanzpause gegeben, damit die Musiker wieder zu Atem kommen und etwas trinken konnten, und in der Zwischenzeit hatten sich einige Männer an einem Schwerttanz versucht, denn dazu war nur ein Dudelsack oder eine einzelne Trommel als Begleitung nötig.

Ich hatte kaum darauf geachtet und nur die ermutigenden oder verächtlichen Rufe aus dieser Ecke der Scheune gehört. Anscheinend waren die meisten Anwesenden keine großen Meister in dieser Sportart - der letzte Herr, der sich daran versucht hatte, war über eines der Schwerter gestolpert und auf die Nase gefallen; man half ihm gerade wieder auf die Beine. Er war rot im Gesicht und tauschte lachend scherzhafte Beleidigungen mit seinen Freunden aus, die ihm das Heu und den Staub aus den Kleidern klopften.

»*Mac Dubh, Mac Dubh*!«, riefen Kenny und Murdo einladend und gestikulierten, aber Jamie winkte lachend ab.

»Nein, das habe ich schon so lange nicht mehr gemacht, dass ich...«

»*Mac Dubh! Mac Dubh! Mac Dubh*!« Kenny schlug unter rhythmischem Gesang sein Bodhran, und die Gruppe der Männer um ihn herum stimmte ein. »*Mac Dubh! Mac Dubh! Mac Dubh*!«

Jamie warf mir einen kurzen, hilflos flehenden Blick zu, aber Ronnie Sinclair und Bobby Sutherland steuerten bereits gezielt auf uns zu. Ich trat lachend aus dem Weg, und jeder von ihnen packte Jamie an einem Arm,

und seine Proteste gingen in ausgelassenem Gejohle unter, als sie ihn in die Mitte der Tanzfläche schoben.

Applaus und Beifallsrufe erhoben sich, als sie ihn an einer freien Stelle postierten, an der das Stroh so fest in den feuchten Boden gestampft war, dass es eine harte Oberfläche bildete. Als er sah, dass er keine Wahl hatte, richtete Jamie sich auf und strich seinen Kilt gerade. Er fing meinen Blick auf, verdrehte in gespielter Resignation die Augen und begann, sich seines Rockes, seiner Weste und seiner Schuhe zu entledigen, während Ronnie in der Hocke herumhüpfte, um die beiden gekreuzten Breitschwerter zu seinen Füßen zurechtzulegen.

Kenny Lindsay begann, sanft sein Bodhran zu schlagen. Er zögerte zwischen den einzelnen Schlägen, ein Geräusch leiser Spannung. Die Menge murmelte und trat erwartungsvoll auf der Stelle. Nur mit Hemd, Kilt und Strümpfen bekleidet, verbeugte sich Jamie ausladend und drehte sich mit der Sonne, um sich viermal zu verneigen, einmal in jede Himmelsrichtung. Dann stellte er sich aufrecht hin und nahm seinen Platz direkt über den gekreuzten Schwertern ein. Seine Hände hoben sich, und seine Finger wiesen steif in die Höhe.

Neben mir brach Applaus aus, und ich sah, wie Brianna zwei Finger in den Mund steckte und einen Ohren betäubenden Beifallspfiff losließ - was ihre unmittelbaren Nachbarn sichtlich schockierte.

Ich sah, wie Jamie Brianna mit einem schwachen Lächeln anblickte, und dann fanden seine Augen die meinen wieder. Das Lächeln verharrte auf seinen Lippen, doch es lag etwas anderes in seinem Ausdruck; etwas Bedauerndes. Der Schlag des Bodhrans beschleunigte sich allmählich.

Ein Schwerttanz wurde in den Highlands aus drei Gründen getanzt. Zur Demonstration und Unterhaltung, wie jetzt gerade. Als Wettkampf, wie es die jungen Männer beim *gathering* taten. Und so, wie man es ursprünglich getan hatte, als Omen. Wenn man ihn am Vorabend einer Schlacht tanzte, sagte das Können des Tänzers Erfolg oder Niederlage voraus. In der Nacht vor Prestonpans, vor Falkirk hatten junge Männer zwischen gekreuzten Schwertern getanzt. Nicht aber vor Culloden. In der Nacht vor jener letzten Schlacht hatten keine Lagerfeuer gebrannt, war niemand in der

Stimmung für Barden und Kampflieder gewesen. Es spielte keine Rolle; damals hatte niemand ein Omen gebraucht.

Jamie schloss einen Moment die Augen, senkte den Kopf, und die Trommel begann prasselnd zu schlagen.

Ich wusste aus seinen Erzählungen, dass er seinen ersten Schwerttanz bei einem Wettkampf getanzt hatte und dann - mehr als einmal - am Vorabend von Schlachten, zuerst in den Highlands, dann in Frankreich. Die alten Soldaten hatten ihn gebeten zu tanzen, hatten sein Können als Versicherung geschätzt, dass sie überleben und triumphieren würden. Da die Lindsays von seinem Können wussten, musste er auch in Ardsmuir getanzt haben. Doch das war in der Alten Welt gewesen, in seinem alten Leben.

Er wusste - und das hatte Roger ihm nicht sagen müssen -, dass sich die alten Traditionen veränderten, weiter verändern würden. Dies war eine neue Welt, und der Schwerttanz würde nie wieder im Ernst getanzt werden, weil der Tänzer ein Omen wünschte und die alten Götter des Krieges und Blutes um ihre Gunst bat.

Seine Augen öffneten sich, und sein Kopf fuhr auf. Der Schlegel traf mit einem abrupten Knall auf die Trommel, und mit einem Ausruf der Menge begann der Tanz. Seine Füße berührten den fest gestampften Boden im Norden und im Süden, im Osten und im Westen, und sie landeten wie der Blitz zwischen den Schwertern.

Seine Füße bewegten sich geräuschlos und zielsicher, und sein Schatten ragte hinter ihm an der Wand auf und tanzte mit, die langen Arme hoch erhoben. Sein Gesicht blickte immer noch zu mir, doch er sah mich nicht länger, dessen war ich mir sicher.

Die Beinmuskeln unter seinem Kiltsaum waren so kräftig wie die eines flüchtenden Hirsches, und er tanzte mit dem ganzen Können des Kriegers, der er gewesen, der er nach wie vor war. Doch ich hatte das Gefühl, dass er jetzt nur noch um der Erinnerung willen tanzte, damit seine Zuschauer es nicht vergaßen; er tanzte, und der Schweiß flog ihm von der Stirn, und der Blick in seinen Augen war unaussprechlich fern.

Die Leute redeten immer noch davon, als wir uns kurz vor Mitternacht vor dem *First Footing* zu heißem Gebäck, Bier und Cidre ins Haus zurückzogen.

Mrs. Bug brachte einen Korb mit Äpfeln zum Vorschein und versammelte alle jungen, unverheirateten Mädchen in einer Ecke der Küche, wo jede - unter großem Gekicher und verstohlenen Blicken in Richtung der jungen Männer - eine Frucht so schälte, dass die Schale in einem Stück blieb. Jedes Mädchen warf seine Schale hinter sich, und dann wirbelte die ganze Gruppe herum und scharte sich um den Streifen, um zu sehen, was für einem Buchstaben er ähnlich sah.

Da Apfelschalenstreifen von Natur aus ziemlich kreisförmig sind, entdeckte man eine ganze Reihe von Cs, Gs und Os - gute Neuigkeiten für Charley Chisholm und den jungen Geordie Sutherland, während man allgemein spekulierte, ob ein »O« wohl »Angus Og« bedeuten konnte, denn Angus Og MacLeod war ein fröhlicher Junge, der sehr beliebt war, während der einzige »Owen« ein älterer Witwer war, der ungefähr einsfünfzig groß war und ein großes Geschwür im Gesicht hatte.

Ich hatte Jemmy nach oben gebracht, um ihn ins Bett zu stecken, und nachdem ich seinen völlig entspannten, schnarchenden Körper in die Wiege gelegt hatte, kam ich genau rechtzeitig wieder nach unten, um zu sehen, wie Lizzie ihre Schale warf.

»C!«, riefen zwei der Guthriemädchen im Chor, die fast mit den Köpfen aneinander stießen, als sie sich bückten, um die Schale zu betrachten.

»Nein, nein, es ist ein J!«

Nachdem ein Appell an Mrs. Bug als die anwesende Expertin ergangen war, bückte sie sich und beäugte den roten Schalestreifen mit schief gelegtem Kopf wie ein Rotkehlchen bei der Betrachtung eines in Frage kommenden Wurms.

»Das ist allerdings ein J, keine Frage«, urteilte sie und richtete sich auf, und die Gruppe brach in Gekicher aus und drehte sich geschlossen um, um

John Lowry anzustarren, einen jungen Farmer aus Woolam’s Mill, der sich völlig verblüfft nach ihnen umsah.

Aus dem Augenwinkel sah ich es rot aufblitzen, und als ich mich umdrehte, sah ich Brianna in der Tür zum Flur stehen. Sie winkte mich herbei, und ich eilte zu ihr.

»Roger ist fertig und könnte losgehen, aber wir konnten das gemahlene Salz nicht finden; es war nicht in der Vorratskammer. Hast du es in deinem Sprechzimmer?««

»Oh! Ja, das habe ich«, sagte ich schuldbewusst. »Ich habe es zum Trocknen von Schlangenwurz benutzt und vergessen, es zurückzustellen.«

Gäste drängten sich auf den Verandas, standen an den Wänden des breiten Flures und kamen aus der Küche geströmt. Alles redete, trank und aß, und ich schlängelte mich vorsichtig hinter Brianna durch das Gedränge auf mein Sprechzimmer zu, tauschte Grüße aus, während ich in meine Richtung geschwenkten Cidrebechern auswich und auf Gebäckkrümel trat.

Das Sprechzimmer selbst war allerdings so gut wie leer; die Leute mieden es lieber - aus Aberglauben, schmerzhafter Erinnerung oder schlichtem Argwohn -, und da ich den Raum dunkel gelassen und kein Feuer angezündet hatte, lud ich sie auch nicht zum Eintreten ein. Auch jetzt brannte nur eine Kerze in dem Zimmer, und es war niemand da außer Roger, der in den Utensilien herumstöberte, die ich auf der Arbeitsfläche liegen gelassen hatte.

Als ich eintrat, blickte er auf und lächelte. Vom Tanzen noch schwach errötet, hatte er seinen Rock wieder angezogen und sich einen Wollschal um den Hals gewickelt; sein Umhang hing neben ihm über dem Stuhl. Der Brauch wollte es so, dass sich als *First Foot* nach Hogmanay am besten ein hoch gewachsener, gut aussehender, dunkelhaariger Mann eignete; einen solchen Mann nach Mitternacht als den ersten Besucher zu begrüßen, der die heimische Schwelle überschritt, brachte dem Haus im kommenden Jahr Glück.

Da Roger ohne Zweifel der größte - und mit Abstand best aussehendste - dunkelhaarige Mann in Reichweite war, hatte man ihn zum *First Foot* gewählt, nicht nur für das Herrenhaus, wie die Leute es nannten, sondern

auch für die Häuser in der näheren Umgebung. Fergus und Marsali und die anderen, die in der Nähe wohnten, waren bereits nach Hause geeilt, um zur Begrüßung des *First Foot* bereit zu sein, wenn er kam.

Ein rothaariger Mann dagegen brachte als *First Foot* fürchterliches Unglück, und man hatte Jamie in sein Studierzimmer verbannt, wo ihn die Lindsaybrüder unter großem Hallo bewachten, denn sie sollten dafür sorgen, dass er bis nach Mitternacht sicher verwahrt blieb. Es gab zwar von hier bis Cross Creek keine einzige Standuhr, aber der alte Mr. Guthrie hatte eine Taschenuhr, die noch älter war als er selbst; dieses Instrument würde uns den mystischen Moment anzeigen, in dem das Jahr dem nächsten Platz machte. Angesichts der Tatsache, dass diese Uhr dazu neigte, stehen zu bleiben, bezweifelte ich, dass dies mehr als eine symbolische Ankündigung sein würde, aber das reichte ja schließlich auch.

»Zehn vor zwölf«, verkündete Brianna, als sie hinter mir in das Sprechzimmer platzte, ihren Umhang ebenfalls über dem Arm. »Ich habe gerade auf Mr. Guthries Uhr nachgesehen.«

»Zeit genug. Kommst du etwa mit?« Roger grinste Brianna an, als er ihren Umhang sah.

»Soll das ein Witz sein? Ich bin schon seit Jahren nicht mehr bis nach Mitternacht von zu Hause weg geblieben.« Sie erwiderte sein Grinsen und schwang sich den Umhang um die Schultern. »Hast du alles?«

»Bis auf das Salz.« Roger wies auf einen Leinenbeutel auf der Arbeitsfläche. Ein *First Foot* brachte Geschenke mit ins Haus: ein Ei, ein Stückchen Holz, eine Prise Salz - und etwas Whisky, damit sicher gestellt war, dass es dem Haushalt im kommenden Jahr nicht am Notwendigsten mangeln würde.

»Gut. Wo habe ich nur - oh, Himmel!« Als ich auf der Suche nach dem Salz die Schranktür aufschlug, sah ich mich einem glühenden Augenpaar gegenüber, das mich aus der Dunkelheit anfunkelte.

»Ach du meine Güte.« Ich legte mir eine Hand auf die Brust, um mein Herz am Herausspringen zu hindern, und winkte mit der anderen schwach in Rogers Richtung, denn bei meinem Ausruf war er aufgesprungen, zu meiner Verteidigung bereit. »Keine Sorge - es ist bloß die Katze.«

Adso war vor der Party geflüchtet und hatte sich die Überreste einer frisch erlegten Maus als Gesellschaft mitgenommen. Er fauchte mich an, da er offensichtlich glaubte, ich wollte ihm diese Delikatesse wegschnappen, aber ich schob ihn energisch beiseite und zog den Beutel mit dem gemahlenen Salz hinter seinem pelzigen Hintern hervor.

Ich schloss die Schranktür wieder und überließ Adso seinem Festmahl, um Roger das Salz zu geben. Er nahm es entgegen und legte den Gegenstand hin, den er in der Hand gehabt hatte.

»Wo hast du denn das alte Weiblein her?«, fragte er und wies mit dem Kinn auf den Gegenstand, während er das Salz in seine Tasche steckte. Ich blickte zur Arbeitsfläche und sah, dass er die kleine, rosafarbene Steinfigur betrachtet hatte, die Mrs. Bug mir gegeben hatte.

»Von Mrs. Bug«, erwiderte ich. »Sie sagt, es ist ein Fruchtbarkeitszauber - und so sieht es auch aus. Dann ist es also sehr alt?« Ich hatte mir das schon gedacht, und Rogers Interesse bestätigte mir meinen Eindruck.

Er nickte, den Blick immer noch auf die Figur gerichtet.

»Sehr alt. Die Stücke, die ich in Museen gesehen habe, werden auf mehrere tausend Jahre geschätzt.« Er zeichnete die kugelförmige Umrisse ehrfürchtig mit dem Zeigefinger nach.

Brianna trat näher, und ohne zu überlegen legte ich ihr die Hand auf den Arm.

»Was denn?«, sagte sie und wandte mir das Gesicht zu, um mich anzulächeln. »Soll ich es nicht anfassen? Funktioniert es denn so gut?«

»Nein, natürlich nicht.«

Ich zog meine Hand fort. Ich lachte zwar, fühlte mich aber sehr verlegen. Gleichzeitig wurde mir bewusst, dass es mir *tatsächlich* lieber war, wenn sie die Figur nicht berührte, und ich war erleichtert, als sie sich nur über die Arbeitsfläche beugte, um sie zu betrachten, sie aber liegen ließ. Rogers Blick war ebenfalls auf die Figur gerichtet - oder vielmehr sah er Brianna an und hatte seine Augen mit einer seltsamen Intensität auf ihren Hinterkopf gerichtet. Ich konnte mir nahezu vorstellen, dass er sie

genauso heftig beschwor, die Figur anzufassen, wie ich sie beschwor, es nicht zu tun.

Beauchamp, sagte ich schweigend zu mir selbst, *du hast heute Abend zu viel getrunken*. Dennoch streckte ich impulsiv die Hand aus, ergriff die Figur und ließ sie in meine Tasche fallen.

»Komm schon! Wir müssen los!« Da ich die merkwürdige Stimmung des Augenblicks abrupt zerstört hatte, richtete Brianna sich auf und wandte sich drängend an Roger.

»Aye, gut. Dann lass uns gehen.« Er schlang sich die Tasche über die Schulter und lächelte mich an, dann ergriff er ihren Arm, und sie verschwanden und ließen die Sprechzimmertür hinter sich zufallen.

Ich löschte die Kerze und war schon im Begriff, ihnen zu folgen, doch dann hielt ich inne, denn ich zögerte plötzlich, mich sofort wieder in das Chaos der Feiernden zu stürzen.

Ich konnte spüren, dass das ganze Haus in Bewegung war, dass es mich pulsierend umschloss, und unter der Tür strömte das Licht aus dem Flur herein. In der Stille spürte ich das Gewicht der kleinen Figur in meiner Tasche und drückte sie, bis ich ihren harten Umriss an meinem Bein fühlte.

Der erste Januar hat überhaupt nichts Besonderes an sich, abgesehen von der Bedeutung, die wir ihm verleihen. Die Altvorderen feierten das neue Jahr am Imbolc, Anfang Februar, wenn der Winter nachlässt und das Licht wieder zurückzukehren beginnt - oder im Frühling am Tag der Tag-und-Nachtgleiche, wenn die Welt zwischen den Mächten der Finsternis und des Lichtes im Gleichgewicht ist. Und doch stand ich dort in der Dunkelheit, lauschte dem Kauen und Schmatzen der Katze im Schrank und spürte, wie die Energie der Erde sich unter meinen Füßen verschob, als das Jahr - oder zumindest irgendetwas - sich zu wechseln anschickte. Ich hörte den Lärm und spürte die Menschenmenge in meiner Nähe, und doch stand ich allein da, während das Gefühl in mir aufstieg und in meinem Blut summte.

Das Seltsame daran war, dass es mir überhaupt nicht fremd vorkam. Es war nichts, das von außerhalb meiner selbst kam, sondern nur die

Bestätigung von etwas, das ich bereits in mir trug und dessen ich mir bewusst war, wenn ich auch keine Ahnung hatte, wie ich es nennen sollte. Doch Mitternacht näherte sich rasch. Immer noch voller Fragen, öffnete ich die Tür und trat in den hell erleuchteten, lärmenden Flur.

Ein lauter Ruf von der anderen Flurseite verkündete die Ankunft der magischen Stunde gemäß Mr. Guthries Zeitmesser, und die Männer kamen schubsend, drängelnd und scherzend aus Jamies Studierzimmer und richteten ihre Gesichter erwartungsvoll auf die Tür.

Nichts geschah. Hatte Roger sich angesichts des Gedränges in der Küche entschlossen, die Hintertür zu nehmen? Ich drehte mich um und blickte den Flur hinunter, doch nein, auch in der Küchentür drängten sich die Gesichter und sahen mir erwartungsvoll entgegen.

Immer noch kein Klopfen an der Tür. Im Flur wurde es unruhig, und die Gespräche verstummten, eine jener peinlichen Pausen, in denen niemand etwas sagen möchte, weil er befürchtet, plötzlich unterbrochen zu werden.

Dann hörte ich das Geräusch von Schritten auf der Veranda und ein rasches Klopfen, eins-zwei-drei. Jamie trat als Hausherr vor, um die Tür aufzureißen und den *First Foot* willkommen zu heißen. Ich stand dicht genug bei ihm, um den erstaunten Ausdruck in seinem Gesicht zu erkennen, und sah rasch nach, was der Grund dafür war.

An Stelle von Roger und Brianna standen zwei kleinere Gestalten auf der Veranda. Hager und zerlumpt, aber definitiv dunkelhaarig, traten die beiden Beardsleyzwillinge auf Jamies Wink schüchtern gemeinsam ein.

»Ein frohes, neues Jahr, Mr. Fräser«, sagte Josiah krächzend wie ein Ochsenfrosch. Er verbeugte sich höflich vor mir, ohne den Arm seines Bruders loszulassen. »Da sind wir.«

Man war sich allgemein einig, dass dunkelhaarige Zwillinge ein ausgesprochen gutes Omen waren, da sie unzweifelhaft doppelt so viel Glück brachten wie ein einzelner *First Foot*. Dennoch machten sich Roger und Brianna - die den zögernden Zwillingen auf dem Hof begegnet waren und sie vorgeschickt hatten - auf den Weg, um für die anderen Häuser auf

dem Berg ihr Möglichstes zu tun, nachdem man Brianna ausdrücklich gewarnt hatte, kein Haus zu betreten, bevor nicht Roger die Schwelle überschritten hatte.

Glück bringend oder nicht, das Auftauchen der Beardsleys sorgte für einiges Gerede. Jeder hatte von Aaron Beardsleys Tod gehört - das heißt, die offizielle Version, welche lautete, dass er an einer Apoplexie gestorben war -, und alle wussten vom mysteriösen Verschwinden seiner Frau, doch die Ankunft der Zwillinge hatte nun zur Folge, dass die ganze Angelegenheit erneut hervorgekramt und beredet wurde. Niemand wusste, was die Jungen in der Zeit zwischen der Milizexpedition und Neujahr gemacht hatten; »wandern«, war alles, was Josiah mit seiner Krächzstimme sagte, als man ihn fragte-und sein Bruder Keziah sagte überhaupt nichts, so dass es aller Welt frei stand, über den Indianerhändler und seine Frau zu reden, bis das Thema erschöpft war und man es wechseln konnte.

Mrs. Bug nahm die Beardsleys auf der Stelle unter ihre Fittiche und brachte sie in die Küche, wo sie sich waschen, aufwärmen und satt essen konnten. Die Hälfte der Gäste war nach Hause gegangen, um Roger und Brianna zu empfangen; diejenigen, die erst am Morgen gehen würden, teilten sich in mehrere Gruppen auf. Die jüngeren Leute kehrten wieder in die Scheune zurück, um zu tanzen - oder um zwischen den Heuballen ein wenig Zurückgezogenheit zu suchen. Die älteren saßen am Kamin, um Erinnerungen auszutauschen, und diejenigen, die es mit dem Whisky oder dem Tanz übertrieben hatten, rollten sich in der nächstbesten - oder nächstschlechtesten - Ecke zum Schlafen zusammen.

Ich fand Jamie in seinem Studierzimmer, mit geschlossenen Augen in seinen Sessel zurückgelehnt, irgendeine Zeichnung vor sich auf dem Tisch. Er schlief nicht und öffnete die Augen, als er meine Schritte hörte.

»Frohes, neues Jahr«, sagte ich leise und beugte mich über ihn, um ihn zu küssen.

»Dir auch ein frohes, neues Jahr, *a nighean donn*.« Er war warm und roch schwach nach Bier und getrocknetem Schweiß.

»Möchtest du immer noch nach draußen gehen?«, fragte ich mit einem Blick zum Fenster. Der Mond war schon lange untergegangen, und die Sterne brannten klein und kalt am Himmel. Der Hof draußen war nackt und schwarz.

»Nein«, sagte er unverblümt und rieb sich mit der Hand über das Gesicht. »Ich möchte ins Bett gehen.« Er gähnte und blinzelte, während er versuchte, die zerzausten Haare zu glätten, die von seinem Kopf abstanden. »Aber ich möchte, dass du mitkommst«, fügte er großzügig hinzu.

»Nichts, was ich lieber täte«, versicherte ich ihm. »Was ist denn das?« Ich trat von hinten um ihn herum und warf über seine Schulter hinweg einen Blick auf die Zeichnung, die eine Art Grundriss zu sein schien, dessen Ränder mit mathematischen Berechnungen bekritzelt waren.

Er setzte sich auf und sah jetzt etwas wacher aus.

»Ah. Nun, es ist ein Geschenk von unserem Roger für Brianna, zu Hogmanay.«

»Er baut ihr ein Haus? Aber sie-«

»Nicht ihr.« Er grinste zu mir auf, beide Hände flach auf die Kanten der Zeichnung gelegt. »Den Chisholms.«

Listig, wie es sonst nur Jamie konnte, hatte sich Roger bei den Siedlern auf dem Berg umgehört und eine Vereinbarung zwischen Ronnie Sinclair und Geordie Chisholm arrangiert.

Ronnie besaß ein sehr geräumiges Blockhaus neben seiner Küferwerkstatt. Die Vereinbarung besagte nun, dass Ronnie, der unverheiratet war, in die Werkstatt ziehen würde, wo er problemlos schlafen konnte. Daraufhin würden die Chisholms in Ronnies Blockhaus ziehen, und sobald das Wetter es erlaubte, würden sie zwei Zimmer anbauen, wie in dem Plan auf Jamies Tisch vorgegeben. Außerdem würde Mrs. Chisholm für Ronnie kochen und seine Wäsche waschen. Wenn die Chisholms im Frühjahr ihre eigene Heimstatt übernahmen und dort ein Haus bauten, würde Ronnie wieder in sein frisch erweitertes Blockhaus ziehen - und er hoffte, dass die Pracht seines verbesserten Quartiers

ausreichen würde, um irgendeine junge Frau dazu zu bewegen, einen Heiratsantrag von ihm anzunehmen.

»Und unterdessen bekommen Roger und Brianna ihre Hütte zurück, Lizzie und ihr Vater brauchen nicht mehr im Sprechzimmer zu schlafen, und alles ist in Butter!« Ich drückte ihm entzückt die Schultern. »Das ist ja eine wunderbare Abmachung. Hast du den Plan gezeichnet?«

»Aye. Geordie ist kein Zimmermann, und ich wollte nicht, dass ihm das Haus über dem Kopf zusammenfällt.« Er blinzelte den Plan an, zog einen Federkiel aus dem Glas, öffnete den Tintenbehälter und nahm eine kleine Verbesserung an einer der Zahlen vor.

»So«, sagte er und ließ den Federkiel sinken. »So geht es. Unser Roger will es Brianna zeigen, wenn sie heute Nacht heim kommen; ich habe gesagt, ich lasse den Plan für ihn liegen.«

»Sie wird begeistert sein.« Ich lehnte mich an seine Sessellehne und massierte ihm mit beiden Händen die Schultern. Er lehnte sich zurück, bis das Gewicht seines Kopfes warm gegen meinen Bauch drückte, und schloss vor Vergnügen seufzend die Augen.

»Kopfschmerzen?«, fragte ich leise, als ich die senkrechte Falte zwischen seinen Augen sah.

»Aye, ein bisschen. Oh, aye, das ist schön.« Meine Hände waren jetzt an seinem Kopf angekommen und rieben ihm sanft die Schläfen. Für jeden anderen hätte ich das Lavendelöl holen können, aber nicht für ihn.

Das Haus war still geworden, obwohl ich in der Küche noch immer Stimmengebrumm hören konnte. Jenseits davon schwebte der hohe, liebliche Klang von Evans Geige durch die kalte, stille Luft.

»*My Brown-Haired Maid*«, sagte ich und schwelgte seufzend in Erinnerungen. »Ich liebe dieses Lied.« Ich löste das Band, das seinen Zopf zusammen hielt, und entflocht sein Haar. Es fühlte sich warm und weich an, als ich es genießerisch mit den Fingern ausbreitete.

»Es ist wirklich merkwürdig, dass du kein Ohr für Musik hast«, sagte ich, um ihn durch eine Unterhaltung abzulenken, während ich seine Augenbrauen glatt strich, indem ich dicht am Rand des Auges Druck

ausübte. »Ich weiß nicht, warum, aber mathematisches Talent tritt oft gleichzeitig mit musikalischem auf. Brianna hat beides.«

»Ich früher auch«, sagte er geistesabwesend.

»Was?«

»Ich hatte früher auch beides.« Er seufzte und beugte sich vor, um seinen Hals zu recken, die Ellbogen auf den Tisch gestützt. »Oh, Himmel. Bitte. Oh, aye. Ah.«

»Wirklich?« Ich massierte seinen Hals und seine Schultern und knetete seine verspannten Muskeln fest durch den Stoff. »Du meinst, du konntest früher singen?« Er war die Zielscheibe des Gespötts der ganzen Familie; Jamie hatte zwar eine schöne Sprechstimme, aber sein Gefühl für Töne war unberechenbar, und jedes Lied, das er sang, fiel so unmelodisch aus, dass er damit Babys vor Schreck in den Schlaf versetzte, anstatt sie einzulullen.

»Nun ja, das vielleicht nicht gerade.« Ich konnte das Lächeln in seiner Stimme hören, gedämpft durch sein Haar, das ihm vor das Gesicht gefallen war. »Aber ich konnte einzelne Melodien unterscheiden - oder sagen, ob jemand gut oder schlecht sang. Jetzt ist alles nur noch ein Lärmen und Kreischen.« Er zuckte gleichmütig mit den Achseln.

»Was ist denn geschehen?«, fragte ich. »Und wann?«

»Oh, das war, bevor wir uns kennen gelernt haben, Sassenach. Ziemlich kurz davor sogar.« Er hob eine Hand und streckte sie nach seinem Hinterkopf aus. »Erinnerst du dich noch, dass ich in Frankreich gewesen war? Ich war gerade mit Dougal MacKenzie und seinen Männern auf dem Rückweg, als Murtagh dich beim Spazierengehen im Hemd aufgelesen hat...«

Er sprach unbeschwert, doch meine Finger hatten die alte Narbe unter seinem Haar gefunden. Jetzt war sie kaum mehr als fadendick, der wulstige Riss zu einer haarfeinen Linie verheilt. Doch es war einmal eine fast zwanzig Zentimeter breite Wunde gewesen, die durch eine Axt verursacht worden war. Sie hatte ihn damals fast umgebracht, das wusste

ich; in einer französischen Abtei war er monatelang dem Tod nah gewesen und hatte unter lähmenden Kopfschmerzen gelitten.

»Das war es? Du meinst... seit dieser Verletzung kannst du keine Musik mehr hören?«

Seine Schultern hoben sich zu einem kurzen Achselzucken.

»Ich höre keine Musik außer dem Klang der Trommeln«, sagte er. »Den Rhythmus spüre ich noch, aber die Melodien sind fort.«

Ich hielt inne, die Hände auf seinen Schultern, und er drehte sich um und sah mich lächelnd an, versuchte, es scherzhaft zu nehmen.

»Mach dir keine Gedanken deswegen, Sassenach; es ist nicht wichtig. Ich habe auch nicht gut gesungen, als ich es noch hören *konnte*. Und immerhin hat Dougal mich nicht umgebracht.«

»Dougal? Also meinst du, dass es Dougal war?« Die Gewissheit in seiner Stimme überraschte mich. Er hatte damals den Verdacht gehabt, dass es vielleicht sein Onkel Dougal gewesen war, der den mörderischen Angriff auf ihn unternommen hatte - und dann, von seinen eigenen Männern überrascht, bevor er die Tat zu Ende führen konnte, stattdessen vorgegeben hatte, ihn verletzt gefunden zu haben. Aber es hatte keine Beweise dafür gegeben.

»Oh, aye.« Seine Miene war ebenfalls überrascht, doch dann veränderte sie sich, als er begriff. »Daran habe ich gar nicht gedacht - du konntest nicht verstehen, was er gesagt hat, nicht wahr? Als er gestorben ist, meine ich - Dougal.« Meine Hände ruhten immer noch auf seinen Schultern, und ich spürte, wie er unwillkürlich erschauerte. Der Schauer wanderte durch meine Hände an meinen Armen entlang, und meine Haare sträubten sich bis hin zum Nacken.

Ich konnte das Speicherzimmer in Culloden House so deutlich vor mir sehen, als spielte sich die Szene gerade jetzt vor mir ab. Die ausrangierten Möbelstücke, die Gegenstände, die im Lauf des Kampfes über den Boden rollten - und auf dem Boden zu meinen Füßen hockte Jamie und rang mit Dougals Körper, der sich aufbäumte und reckte, während Blut und Luft aus der Wunde schäumten, die Jamies Dolch ihm an der Kehle beigebracht

hatte. Dougals Gesicht, fleckig und blass, während er verblutete, die Augen tiefschwarz und fest auf Jamie gerichtet, und sein Mund, der sich lautlos auf Gälisch bewegte. Und Jamies Gesicht, so weiß wie Dougals, die Augen an die Lippen des Sterbenden geheftet, während er jene letzte Botschaft las.

»Was hat er denn gesagt?« Meine Hände klammerten sich fest an seine Schultern, und er hielt das Gesicht abgewandt, als sich meine Daumen unter sein Haar schoben, um noch einmal nach der alten Narbe zu suchen.

»Ganz gleich, ob du der Sohn meiner Schwester bist - ich wünschte, ich hätte dich damals auf dem Hügel umgebracht. Denn ich habe von Anfang an gewusst, dass nur einer von uns überleben kann.« Er sprach gelassen und leise, und die Emotionslosigkeit seiner Worte löste den Schauer erst recht noch einmal aus, der diesmal von mir zu ihm übersprang.

Es war still im Studierzimmer. Das Geräusch der Stimmen in der Küche war zu einem Murmeln abgeflaut, als hätten sich die Geister der Vergangenheit dort eingefunden, um leise lachend zu trinken und in Erinnerungen zu schwelgen.

»Das war es also, was du gemeint hast«, sagte ich leise. »Als du gesagt hast, dass du deinen Frieden mit Dougal geschlossen hast.«

»Aye.« Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und streckte seine Hände aus, die sich warm um meine Handgelenke legten. »Er hatte nämlich Recht. Es *konnte* nur einer überleben, und irgendwann wäre es so oder so dazu gekommen.«

Ich seufzte, und mir fiel eine kleine Bürde der Schuld von den Schultern. Jamie hatte mit Dougal gekämpft, um mich zu verteidigen, als er ihn umgebracht hatte, und ich hatte stets das Gefühl gehabt, dafür verantwortlich zu sein. Doch Dougal hatte Recht; es stand zu viel zwischen ihnen, und wäre es nicht damals, am Vorabend von Culloden, zu jenem letzten Konflikt gekommen, so wäre es ein andermal geschehen.

Jamie drückte meine Handgelenke und drehte sich auf seinem Stuhl um, ohne meine Hände loszulassen.

»Lass die Toten die Toten begraben«, sagte er leise. »Die Vergangenheit ist vorbei - die Zukunft noch nicht da. Und wir sind hier und jetzt zusammen, du und ich.«

36

Unsichtbare Welten

Der Haushalt war still; es war die perfekte Gelegenheit für meine Experimente. Mr. Bug war nach Woolam's Mill gefahren und hatte die Zwillinge mitgenommen; Lizzie und Mr. Wemyss halfen Marsali beim Ansetzen der neuen Maische, und Mrs. Bug hatte mir einen Teller Toast und Porridge in der Küche stehen gelassen und war ebenfalls unterwegs, um die Wälder nach den halb wilden Hennen zu durchkämmen, eine nach der anderen zu fangen und an den Füßen in den prächtigen, neuen Hühnerstall zu schleifen, den ihr Mann gebaut hatte. Brianna und Roger kamen manchmal zum Frühstück zu uns herauf, doch meistens aßen sie am eigenen Herd, so auch heute Morgen.

Ich genoss den Frieden des leeren Hauses und machte mir ein Tablett mit einer Tasse, der Teekanne, Sahne und Zucker zurecht und nahm es zusammen mit meinen Materialien mit in das Sprechzimmer. Das Licht des frühen Morgens war perfekt und strömte golden leuchtend zum Fenster herein. Ich ließ den Tee ziehen, holte ein paar kleine Glasflaschen aus dem Schrank und ging nach draußen.

Der Tag war kühl, aber schön, und der klare, blasse Himmel verhieß für den späteren Vormittag ein wenig Wärme. Doch momentan war es so kalt, dass ich froh war, mein warmes Schultertuch dabei zu haben, und das Wasser in der Pferdetränke war kalt und hatte einen Rand aus zerbrechlichem Eis. Nicht kalt genug, um die Mikroben zu töten, dachte ich; ich konnte die langen Algenstränge sehen, die an den Brettern des Troges wuchsen und sich sanft wiegten, als ich die dünne Eiskruste durchbrach und das Wasser aufwirbelte, indem ich mit einer meiner Flaschen an der schleimigen Wand des Troges entlangfuhr.

Ich entnahm weitere Wasserproben aus dem Brunnen und aus einer stehenden Pfütze in der Nähe des Abortes; dann eilte ich zum Haus zurück,

um meine Versuche durchzuführen, solange das Licht noch gut war.

Das Mikroskop stand am Fenster, wo ich es tags zuvor aufgebaut hatte, ganz und gar aus glänzendem Messing und leuchtenden Spiegeln. Es dauerte ein paar Sekunden, die Wassertropfen auf die kleinen Glasscheiben aufzutragen, die ich bereit gelegt hatte, und dann senkte ich den Kopf, um voll gebannter Erwartung durch die Linse zu blicken.

Die leuchtende Ellipse wölbte sich, wurde kleiner, erlosch ganz. Blinzelnd drehte ich die Schraube, so langsam ich konnte, und... da war es. Der Spiegel kam zum Stillstand, und das Licht nahm die Form eines perfekten, blassen Kreises an, Fenster in eine andere Welt.

Ich sah verzaubert zu, wie ein Paramecium mit Hilfe seiner wie verrückt pulsierenden Wimpern eine wilde Hatz auf unsichtbare Beute unternahm. Dann eine sanfte Verschiebung, denn auch mein Blickfeld war in ständiger Bewegung, da der Wassertropfen auf der Glasscheibe mikroskopischen Gezeiten folgte. Ich wartete noch ein paar Sekunden, da ich hoffte, vielleicht ein Exemplar der schnellen, eleganten *Euglena* zu erspähen oder vielleicht sogar eine Hydra, doch ich hatte kein Glück; nur mysteriöse, schwarzgrüne Partikel, zelluläre Müllhäufchen oder zerplatzte Algenzellen.

Ich schob den Objektträger hin und her, fand jedoch nichts Interessantes mehr. Das war nicht schlimm; ich hatte ja noch genug andere Studienobjekte. Ich spülte das Glasrechteck in einem Becher mit Alkohol ab und ließ es kurz trocknen, dann tauchte ich ein Glasstäbchen in eines der kleinen Schälchen, die ich vor meinem Mikroskop aufgereiht hatte, und brachte einen Tropfen Flüssigkeit auf den sauberen Objektträger auf.

Es hatte einiger Experimente bedurft, bis ich das Mikroskop richtig zusammengebaut hatte; es hatte nicht viel Ähnlichkeit mit der modernen Variante, vor allem, solange es in seine Einzelteile zerlegt in Dr. Rawlings hübscher Kiste ruhte. Dennoch, die Linsen waren eindeutig erkennbar, und indem ich sie als Ausgangspunkt benutzte, hatte ich es geschafft, die optischen Teile ohne große Schwierigkeiten in den Halter einzufügen. Dagegen war es schon schwieriger gewesen, das richtige Licht einzufangen, und ich war hoch erfreut, dass es endlich funktionierte.

»Was machst du da, Sassenach?« Jamie blieb im Türrahmen stehen, ein Stück Toast in der Hand.

»Ich sehe etwas«, sagte ich und stellte die Schärfe nach.

»Oh, aye? Was siehst du denn?« Er kam lächelnd ins Zimmer. »Doch hoffentlich keine Gespenster? Davon habe ich nämlich genug.«

»Komm und sieh es dir an«, sagte ich und trat von dem Mikroskop zurück. Leicht verwundert bückte er sich und blinzelte durch das Sichtfenster, das andere Auge konzentriert zugekniffen.

Er blinzelte einen Moment hinein, dann rief er freudig überrascht aus:

»Ich sehe sie! Kleine Dinger mit Schwänzen, die überall herumschwimmen!« Er richtete sich auf und lächelte mich mit entzücktem Gesicht an, dann bückte er sich schnell wieder, um es sich noch einmal zu betrachten.

Ich spürte ein warmes Glühen des Stolzes über mein neues Spielzeug.

»Ist es nicht fantastisch?«

»Aye, fantastisch«, sagte er hingerissen. »Sieh sie dir nur an! Was für unermüdliche, kleine Kämpfer sie sind, und wie sie drängeln - und was für eine Masse!«

Unter leisen Ausrufen beobachtete er die Vorgänge unter dem Mikroskop noch ein paar Sekunden, dann richtete er sich auf und schüttelte staunend den Kopf.

»So etwas habe ich noch nie gesehen, Sassenach. Du hast mir ja schon von den Keimen erzählt, aye, aber so hätte ich sie mir nie im Leben vorgestellt! Ich dachte, sie hätten vielleicht Zähnchen, und das stimmt gar nicht - aber ich hätte nie gedacht, dass sie solche prächtigen, kräftigen, kleinen Schwänze hätten oder so zahlreich herumschwimmen.«

»Nun, bei manchen Mikroorganismen ist das so«, sagte ich und trat vor, um selbst noch einen Blick in das Mikroskop zu werfen. »Diese kleinen Biester hier sind aber keine Keime - es sind Spermien.«

»Was?«

Seine Miene war völlig verständnislos.

»Spermien«, sagte ich geduldig. »Männliche Samenzellen. Du weißt schon, woraus die Babys entstehen?«

Ich dachte, er würde einen Erstickungsanfall bekommen. Sein Mund öffnete sich, und ein ausgesprochen hübscher Rosaton überflutete sein Gesicht.

»Du meinst Samen?«, krächzte er. »Glibber?«

»Nun... ja.« Ohne ihn aus den Augen zu lassen, goss ich ihm ein wenig dampfenden Tee in einen sauberen Becher, den ich ihm zur Stärkung reichte. Er ignorierte ihn jedoch, den Blick fest auf das Mikroskop geheftet, als könnte jede Sekunde etwas aus der Linse gehüpft kommen und sich zu unseren Füßen auf dem Boden winden.

»Spermien«, brummte er vor sich hin. »Spermien.« Er schüttelte heftig den Kopf, dann wandte er sich zu mir um, denn ihm war gerade ein entsetzlicher Gedanke gekommen.

»Von wem sind sie?«, fragte er im Tonfall finstersten Argwohns.

»Äh... nun, von dir natürlich.« Ich räusperte mich leicht verlegen. »Von wem sollen sie sonst sein?«

Er fuhr sich reflexartig mit der Hand an den Schritt und bedeckte sich schützend.

»Wo zum Teufel hast du sie her?«

»Was glaubst du denn?«, sagte ich ausgesprochen kühl. »Ich habe sie heute Morgen beim Aufwachen in meiner Obhut gefunden.«

Seine Hand entspannte sich, doch eine tiefe Verlegenheit färbte seine Wangen dunkelrot. Er ergriff die Teetasse und leerte sie trotz ihrer Temperatur in einem Zug.

»Ich verstehe«, sagte er und hustete.

Es folgte ein Augenblick tiefen Schweigens.

»Ich... äh... wusste gar nicht, dass sie am Leben bleiben können«, sagte er schließlich. »Äääh... draußen, meine ich.«

»Nun, wenn man sie als Klecks auf dem Laken trocknen lässt, können sie das auch nicht«, sagte ich nüchtern. »Aber wenn man verhindert, dass sie austrocknen -«, ich wies auf die kleine, zugedeckte Schale mit der weißlichen Flüssigkeit, »dann halten sie es ein paar Stunden aus. In ihrer natürlichen Umgebung können sie nach der... äh... Freilassung bis zu einer Woche überleben.«

»Natürliche Umgebung«, wiederholte er mit nachdenklichem Gesicht. Er warf mir einen raschen Blick zu. »Du meinst...«

»Genau«, sagte ich mit einem Hauch von Strenge.

»Mmpfm.« In diesem Moment fiel ihm die Toastscheibe wieder ein, die er nach wie vor in der Hand hielt, und er biss hinein und kaute meditativ.

»Wissen die Leute davon? Jetzt, meine ich?«

»Wissen sie *was*? Wie Spermien aussehen? Mit ziemlicher Sicherheit. Mikroskope gibt es schon seit über hundert Jahren, und das Erste, was man mit einem funktionierenden Mikroskop anfängt, ist, sich die Dinge in Reichweite anzusehen. Und da der Erfinder des Mikroskops ein Mann war, gehe ich fest davon aus... Du nicht?«

Er sah mich an, biss erneut in seinen Toast und kaute betont darauf herum.

»>In Reichweite< ist vielleicht nicht die Bezeichnung, die ich wählen würde, Sassenach«, sagte er, den Mund voller Krümel, und schluckte. »Aber ich verstehe, was du meinst.«

Wie von einer unwiderstehlichen Macht angezogen, näherte er sich dem Mikroskop und beugte sich darüber, um erneut einen Blick hineinzuwerfen.

»Sie sehen wie rechte Rabauken aus«, sagte er nach kurzer Betrachtung.

»Nun, das müssen sie ja auch sein«, sagte ich und unterdrückte ein Lächeln über seinen leicht verlegenen Stolz auf den Heldenmut seiner Gameten. »Es ist schließlich ein langer Weg, an dessen Ende ein heftiger Kampf steht. Schließlich wird nur einem die Ehre zuteil.«

Er blickte mit ausdrucksloser Miene auf. Mir wurde allmählich klar, dass er tatsächlich keine Ahnung hatte. Er hatte in Paris Sprachen, Mathematik und die Philosophie der Griechen und Römer studiert, nicht aber Medizin. Und selbst *wenn* den Naturwissenschaftlern dieser Zeit bewusst war, dass Sperma aus einzelnen Zellen bestand und keine homogene Substanz war, dämmerte mir jetzt, dass sie wahrscheinlich keine Vorstellung davon hatten, wie die Spermien tatsächlich funktionierten.

»Was dachtest du denn, wo die Babys herkommen?«, fragte ich nach einem aufklärenden Vortrag über Eizellen, Spermien, Zygoten etcetera, an dessen Ende Jamie ausgesprochen benommen aussah. Er warf mir einen entrüsteten Blick zu.

»Bin ich vielleicht schon mein Leben lang Bauer? Ich weiß genau, wo sie her kommen«, teilte er mir mit. »Ich wusste nur nicht, dass... äh... diese ganzen Spielchen dahinter stecken. Ich dachte-nun ja, ich dachte, ein Mann pflanzt seinen Samen in den Bauch einer Frau, und dann... äh... wächst er.« Er machte eine vage Handbewegung in Richtung meines Bauches. »Du weißt schon - wie... Samen eben. Rüben, Mais, Melonen und so. Ich wusste nicht, dass sie wie Kaulquappen herumschwimmen.«

»Ich verstehe.« Ich rieb mir mit dem Finger die Nase und versuchte, nicht zu lachen. »Daher die landwirtschaftliche Einteilung in fruchtbare und unfruchtbare Frauen.«

»Mmpfm.« Er tat diese Bemerkung mit einer Handbewegung ab und betrachtete das Gewimmel auf dem Objektträger mit nachdenklich gerunzelter Stirn. »Eine Woche, sagst du. Also ist es möglich, dass der Kleine tatsächlich von der Drossel stammt?«

Da es noch so früh am Tage war, brauchte ich eine Sekunde, um den Sprung von der Theorie zur praktischen Anwendung zu vollziehen.

»Oh - du meinst Jemmy? Ja, es ist gut möglich, dass er Rogers Kind ist.« Roger und Bonnet hatten innerhalb von zwei Tagen mit Brianna geschlafen. »Das habe ich dir - und Brianna - doch schon erklärt.«

Er nickte mit geistesabwesendem Gesicht, erinnerte sich erneut an seinen Toast und schob sich den Rest in den Mund. Dann beugte er sich

kauend über das Mikroskop, um noch einmal hineinzusehen.

»Sind sie unterschiedlich? Von Mann zu Mann, meine ich?«

»Äh... dem Aussehen nach nicht, nein.« Ich ergriff meine Teetasse, trank einen Schluck und genoss den zarten Geschmack. »Sie *sind* natürlich unterschiedlich - sie tragen die Charakteristika, die ein Mann an seine Nachkommen weitergibt -« Ich hielt es nicht für klug, weiterzugehen; er war durch meine Beschreibung der Befruchtung schon genug erschüttert; eine Erörterung über Gene und Chromosomen war vielleicht im Augenblick etwas übertrieben. »Aber man kann die Unterschiede nicht sehen, nicht einmal mit einem Mikroskop.«

Er grunzte, schluckte den Mund voll Toast herunter und richtete sich auf.

»Warum siehst du sie dir denn dann an?«

»Nur aus Neugier.« Ich deutete auf die Ansammlung von Flaschen und Schälchen auf der Arbeitsfläche. »Ich wollte sehen, wie weit das Mikroskop vergrößert, was für Dinge ich damit erkennen kann.«

»Oh, aye. Und was dann? Wozu ist das gut, meine ich?«

»Nun, um mir bei der Diagnose zu helfen. Wenn ich zum Beispiel eine Stuhlprobe eines Patienten nehme und sehen kann, dass er Darmparasiten hat, dann weiß ich besser, welche Arznei ich ihm verabreichen muss.«

Jamie machte ein Gesicht, als zöge er es vor, unmittelbar nach dem Frühstück nicht von solchen Dingen zu hören, doch er nickte. Er leerte seine Tasse und stellte sie auf die Arbeitsfläche,

»Aye, das ist vernünftig. Dann lasse ich dich jetzt weitermachen.«

Er bückte sich und küsste mich, dann ging er zur Tür. Kurz davor drehte er sich jedoch noch einmal um.

»Die, äh, Spermien«, sagte er etwas umständlich.

»Ja?«

»Kannst du sie nicht nach draußen bringen und sie vielleicht anständig beerdigen?«

Ich lächelte insgeheim in meine Teetasse.

»Ich werde mich gut um sie kümmern«, versprach ich ihm. »Das tue ich doch schließlich immer, oder nicht?«

Da waren sie ja. Dunkle Stängel mit keulenförmigen Sporen an der Spitze, solide vor dem hell erleuchteten Hintergrund des Sichtfeldes in meinem Mikroskop. Vergewisserung.

»Hab' ich euch.« Ich richtete mich auf und rieb mir das Kreuz, während ich den Blick über meine Vorbereitungen wandern ließ.

Eine Reihe von Objektträgern lag in einem ordentlichen Fächer neben dem Mikroskop ausgebreitet. Jeder von ihnen war in der Mitte mit einer dunklen Substanz beschmiert und an der Kante mit einem Code beschriftet, den ich mit einem Wachsstückchen von einem Kerzenstummel aufgebracht hatte. Schimmelproben, die von feuchtem Maisbrot stammten, von einem verdorbenen Brötchen und einem weggeworfenen Stück Kruste von der Wildpastete, die es zu Hogmanay gegeben hatte. Die Kruste hatte bei weitem den besten Wuchs produziert, woran zweifellos das Gänseschmalz die Schuld trug.

Von allen Testsubstraten, die ich ausprobiert hatte, waren es diese drei Schimmelkulturen, die den höchsten Anteil an *Penicillium* enthalten hatten - zumindest war ich mir ziemlich sicher, dass es *Penicillium* war. Über die Dutzende verschiedener *Penicillium*stämme hinaus, gab es eine bedrückend große Anzahl von Schimmelpilzen, die auf feuchtem Brot wuchsen, doch die Sporophyten in den Proben, die ich ausgewählt hatte, sahen den Lehrbuchillustrationen des *Penicillium*, die ich mir vor Jahren in einem anderen Leben eingeprägt hatte, am ähnlichsten.

Ich konnte nur hoffen, dass ich mich richtig erinnerte - und dass die mir vorliegenden Schimmelstämme tatsächlich zu jenen Arten zählten, die eine große Menge Penizillin produzierten, dass ich der Fleischbrühemixtur nicht unbeabsichtigt irgendwelche virulenten Bakterien beigefügt hatte, und dass... nun, ich konnte auf vieles hoffen, aber es gab einen Punkt, an

dem aus Hoffnung Gottvertrauen wurde und man auf die Gunst des Schicksals baute.

Eine Reihe mit Brühe gefüllter Schalen stand an der Rückseite meiner Arbeitsfläche, jede mit einem Stück Musselin bedeckt, um zu verhindern, dass etwas hineinfiel - Insekten, Staubpartikel und Mäusekot, von Mäusen ganz zu schweigen. Ich hatte die Brühe gefiltert und abgekocht und dann jede einzelne Schale mit kochendem Wasser ausgespült, bevor ich sie mit der dampfenden, braunen Flüssigkeit füllte. Das war das sterilste Medium, das ich zuwege brachte.

Dann hatte ich von jeder meiner besten Schimmelproben etwas abgeschabt und das Messer sanft durch die abgekühlte Brühe gezogen, um die weichen, blauen Klümpchen so gut wie möglich zu verteilen, bevor ich die Schale wieder mit ihrem Tuch zudeckte und sie einige Tage zur Inkubation stehen ließ.

Einige der Kulturen waren gut gediehen, andere waren eingegangen. Ein paar der Schalen wiesen haarige Klumpen auf, die wie abgetauchte Meerestiere dunkel und unheimlich unter der Oberfläche dahintrieben. Irgendein Eindringling - eine Schimmelart, ein Bakterium oder vielleicht eine Algensorte, aber nicht das kostbare *Penicillium*.

Ein anonymes Kind hatte eine der Schalen verschüttet; Adso hatte eine weitere zu Boden gestoßen, vom Geruch der Gänsebrühe zum Wahnsinn getrieben, und hatte ihren Inhalt inklusive Schimmel mit allen Anzeichen des Hochgenusses aufgeschleckt. In *dieser* Schale hatte sich offensichtlich keine toxische Substanz befunden; ich blickte zu der kleinen Katze hinunter, die sich an einem sonnigen Fleck auf dem Boden zusammen gerollt hatte, ein Bild schlaftrunkenen Wohlbefindens.

Doch in drei der verbleibenden Schalen war die Oberfläche von schwammigen Matten aus blau geflecktem Samt überzogen, und meine Untersuchung einer Probe daraus hatte mir gerade bestätigt, dass ich tatsächlich hatte, wonach ich suchte. Es war nicht der Schimmelpilz selbst, der antibiotisch wirkte - es war ein klares Sekret, das von ihm *abgesondert* wurde, als Mittel zum Schutz vor Bakterienattacken. Diese Substanz war das Penizillin, und das war es, was ich wollte.

Ich hatte Jamie das alles erklärt, während er auf einem Hocker saß und mir zusah, wie ich die Brühe mit den lebenden Kulturen erneut durch ein Stück Gaze goss, um sie zu filtern.

»Dann hast du jetzt also Brühe, in die der Schimmelpilz gepisst hat, aye? Das ist sehr vernünftig.«

»Ach ja?«

»Nun, man benutzt ja auch andere Pissearten als Arznei, warum also nicht auch diese?«

Er hob zur Illustration das große, schwarze Notizbuch. Ich hatte es aufgeschlagen auf der Arbeitsfläche liegen gelassen, nachdem ich die jüngste Serie meiner Experimente protokolliert hatte, und er hatte sich mit der Lektüre einiger Seiten amüsiert, die der Vorbesitzer des Buches, ein gewisser Dr. Daniel Rawlings, beschriftet hatte.

»Daniel Rawlings vielleicht - ich nicht.« Da ich beide Hände voll zu tun hatte, wies ich mit dem Kinn auf den Eintrag auf der geöffneten Seite. »Wozu hat er sie denn benutzt?«

»Latwerge zur Behandlung von Skorbut«, las er, und sein Finger folgte den kleinen Zeilen in Rawlings' ordentlicher Schrift. »Zwei Knoblauchknollen, mit sechs Radieschen zerstampft, dazu Perubalsam und zehn Tropfen Myrrhe, zu mischen mit dem Wasser eines männlichen Kindes, bis es gut trinkbar ist.«

»Von der letzten Zutat abgesehen, hört es sich wie eine ziemlich exotische Würzmischung an«, sagte ich belustigt. »Was meinst du, wozu sie wohl am besten passt? Hasenschmorbraten? Kalbsragout?«

»Nein, Kalb schmeckt zu mild für die Radieschen. Hammeleintopf vielleicht«, erwiderte er. »Hammel kann alles vertragen.« Er fuhr sich geistesabwesend mit der Zunge über die Oberlippe.

»Warum ein männliches Kind, was meinst du, Sassenach? Diese Vorschrift habe ich schon öfter in solchen Rezepten gefunden - Aristoteles spricht davon, und einige andere der antiken Philosophen auch.«

Ich warf ihm einen kurzen Blick zu und begann, meine Objektträger wegzuräumen.

»Nun, es ist in jedem Fall einfacher, den Urin eines Jungen aufzufangen als den eines kleinen Mädchens; probier es ruhig einmal aus. Und seltsamerweise ist der Urin männlicher Babys sehr sauber, wenn auch nicht ganz steril; vielleicht ist den antiken Philosophen ja aufgefallen, dass ihre Formeln bessere Ergebnisse zeitigten, wenn sie Kinderurin an Stelle des üblichen Trinkwassers benutzten, falls sie dies aus öffentlichen Aquädukten und Brunnen holten.«

»Steril bedeutet Freiheit von Keimen, nicht Unfruchtbarkeit?« Er warf meinem Mikroskop einen argwöhnischen Blick zu.

»Ja. Oder besser - es vermehren sich keine Keime darin, weil keine da sind.«

Da ich jetzt die Arbeitsfläche bis auf das Mikroskop und die Gefäße mit der penizillinhaltigen Brühe - zumindest hoffte ich, dass sie penizillinhaltig war - leer geräumt hatte, begann ich mit den Vorbereitungen für die Operation. Ich holte die kleine Kiste mit meinen chirurgischen Instrumenten herunter und nahm eine große Flasche mit Rohalkohol aus dem Schrank.

Ich reichte sie Jamie zusammen mit dem kleinen Alkoholbrenner, den ich konstruiert hatte - eine leere Tintenflasche mit einem gedrehten Docht aus gewachstem Flachs, der durch einen Korken im Hals der Flasche lief.

»Mach mir das bitte voll, ja? Wo sind die Jungen?«

»Betrinken sich in der Küche.« Er runzelte konzentriert die Stirn, während er den Alkohol eingoss. »Ist der Urin kleiner Mädchen denn nicht sauber? Oder ist er nur schwieriger zu bekommen?«

»Nein, er ist tatsächlich nicht so sauber wie der eines Jungen.« Ich breitete ein sauberes Tuch auf der Arbeitsfläche aus und legte zwei Skalpelle, eine langschenklige Zange und eine Handvoll kleinerer Kautereisen darauf zurecht. Ich kramte im Schrank herum und brachte ein paar Baumwollbäusche zum Vorschein. Baumwollstoff war fürchterlich

teuer, aber ich hatte das Glück gehabt, Farquard Campbells Frau im Austausch für ein Glas Honig einen Sack Rohbaumwolle abzuluchsen.

»Man könnte es so ausdrücken, dass der... äh... Weg nach draußen weniger direkt ist. Also nimmt der Urin Bakterien und Ablagerungen aus den Hautfalten mit.« Ich sah mich nach ihm um und lächelte. »Nicht, dass du deshalb Grund hättest, dir überlegen vorzukommen.«

»Das würde mir im Traum nicht einfallen«, versicherte er mir. »Bist du fertig, Sassenach?«

»Ja, geh sie holen. Oh, und bring die große Schüssel mit!«

Er ging aus dem Zimmer, und ich drehte mich zum Fenster um, das nach Osten zeigte. Tags zuvor hatte es heftig geschneit, doch heute war ein schöner, heller Tag, klar und kalt, und die Sonne spiegelte sich mit dem Funkeln einer Million Diamanten in den schneebedeckten Bäumen. Ich hätte mir keinen besseren Tag wünschen können; ich würde jedes Fünkchen Licht brauchen, das ich bekommen konnte.

Ich legte die Kautereisen zum Erhitzen in das kleine Kohlebecken. Dann holte ich mein Amulett aus dem Schrank, legte es mir um den Hals, so dass es unter dem Mieder meines Kleides hing, und nahm die schwere Leinenschürze von ihrem Haken hinter der Tür. Ich zog auch diese an, dann trat ich zum Fenster und blickte auf die gefrorene Zuckergusslandschaft hinaus, um meinen Verstand zu leeren und meinen Geist auf mein Vorhaben vorzubereiten. Es war keine schwierige Operation, und ich hatte sie schon oft durchgeführt - allerdings noch nie an einem Patienten, der aufrecht und bei Bewusstsein vor mir saß, und das war immer etwas anderes.

Außerdem war das letzte Mal mehrere Jahre her, und ich schloss die Augen, um mich daran zu erinnern, mir die einzelnen Schritte bildlich vorzustellen, und ich spürte, wie die Muskeln meiner Hand als Reaktion auf meine Gedanken zuckten und die Bewegungen vorweg nahmen, die ich machen würde.

»Gott steh mir bei«, flüsterte ich und bekreuzigte mich.

Stolpernde Schritte, kichernde Stimmen und Jamies brummende Stimme kamen aus dem Flur, und ich drehte mich lächelnd um, um meine Patienten zu begrüßen.

Ein Monat mit gutem Essen, sauberen Kleidern und warmen Betten hatte den Beardsleys immens gut getan, sowohl, was ihre Gesundheit, als auch ihre Erscheinung anging. Sie waren beide immer noch klein, hager und leicht o-beinig, doch ihre eingefallenen Gesichter hatten sich ein wenig ausgefüllt, ihr dunkles Haar umrahmte weich ihre Köpfe, und der Ausdruck gehetzten Argwohns war zumindest zum Teil aus ihren Augen gewichen.

Im Moment war der Blick besagter Augen leicht glasig, und Lizzie sah sich gezwungen, Keziah am Arm zu packen, damit er nicht über einen Hocker stolperte. Jamie hatte Josiah fest an der Schulter ergriffen; er schob den Jungen zu mir herüber, dann stellte er die Puddingschüssel ab, die er unter dem anderen Arm trug.

»Alles in Ordnung?« Ich lächelte Josiah an und drückte ihm beruhigend den Arm. Er schluckte krampfhaft und grinste mich Schauder erregend an; er war nicht betrunken genug, um keine Angst zu haben.

Ich ließ ihn Platz nehmen, plauderte beruhigend auf ihn ein, schlang ihm ein Handtuch um den Hals und stellte ihm die Schüssel auf den Schoß. Ich hoffte, er würde sie nicht fallen lassen; sie war aus Porzellan und war die einzige, große Schüssel, die wir hatten. Zu meiner Überraschung stellte sich Lizzie hinter ihn und legte ihm ihre kleinen Hände auf die Schultern.

»Willst du wirklich hier bleiben, Lizzie?«, fragte ich skeptisch. »Ich glaube, wir kommen gut zurecht.« Jamie war an Blut und allgemeines Gemetzel mehr als gewöhnt; dagegen konnte ich mir nicht vorstellen, dass Lizzie jemals mehr als die üblichen Krankheiten und vielleicht die eine oder andere Geburt mit angesehen hatte.

»Oh, nein, Ma’am; ich bleibe.« Sie schluckte ebenfalls, machte aber ein tapferes Gesicht. »Ich habe Jo und Kezzie versprochen, dass ich die ganze Zeit bei ihnen bleibe.«

Ich sah Jamie an, und er zog eine Schulter zu einem angedeuteten Achselzucken hoch.

»Nun gut.« Ich ergriff eins der Steingutgefäße mit der Penizillinbrühe, verteilte sie auf zwei Tassen und gab jedem der Zwillinge eine zu trinken.

Die Magensäure würde wahrscheinlich den Großteil des Penizillins außer Gefecht setzen, doch es würde - so hoffte ich - die Bakterien in ihren Hälsen abtöten. Eine weitere Dosis, mit der ich die wunden Stellen nach der Operation spülen würde, beugte vielleicht einer Entzündung vor.

Es war unmöglich, exakt zu wissen, wie viel Penizillin sich in der Brühe befand; möglich, dass ich ihnen massive Dosen verabreichte - oder zu wenig, um etwas zu bewirken. Immerhin war ich mir einigermaßen sicher, dass das Penizillin in der Brühe - wie viel es auch sein mochte - im Augenblick aktiv war. Ich hatte keine Möglichkeit, das Antibiotikum zu stabilisieren, und keine Ahnung, wie lange es wirksam bleiben mochte - doch so frisch, wie die Lösung war, musste sie einfach medizinisch aktiv sein, und die Chancen, dass der Rest der Brühe wenigstens die nächsten paar Tage brauchbar blieb, standen nicht schlecht.

Ich würde neue Kulturen ansetzen, sobald die Operation vorüber war; mit etwas Glück konnte ich den Zwillingen das Mittel drei oder vier Tage lang regelmäßig verabreichen und so - mit noch mehr Glück - eine Infektion verhindern.

»Oh, man kann es also auch trinken, aye?« Jamie betrachtete mich zynisch über Josiahs Kopf hinweg. Ich hatte ihm vor einigen Jahren nach einer Schussverletzung Penizillin gespritzt, und offensichtlich war er jetzt der Meinung, dass ich dies aus reinem Sadismus getan hatte.

Ich erwiderte seinen Blick.

»Man kann. Injizierbares Penizillin ist viel effektiver, vor allem im Fall akuter Infektionen. Allerdings habe ich nicht die Mittel, es zu injizieren, und dies soll nur verhindern, dass sie sich eine Infektion zuziehen, es soll keine heilen. Wenn wir dann jetzt *fertig* sind...«

Ich hatte gedacht, dass Jamie den Patienten fest halten würde, doch Lizzie und Josiah beharrten darauf, dass dies nicht nötig sei; Josiah würde ganz still sitzen, ganz gleich, was geschah. Lizzie umfasste dennoch seine Schultern, ihr Gesicht blasser als das seine, und ihre kleinen Fingerknöchel traten scharf und weiß hervor.

Ich hatte die beiden Jungen tags zuvor ausführlich untersucht, betrachtete sie jedoch auch jetzt noch einmal rasch, bevor ich anfing. Ich behalf mir mit einem Zungenstäbchen aus Eschenholz. Ich zeigte Jamie, wie er es benutzen musste, um die Zunge beiseite gepresst zu halten, dann griff ich zu Zange und Skalpell und holte tief Luft.

Ich blickte Josiah tief in die dunklen Augen und lächelte; ich konnte zwei winzige Spiegelbilder meines Gesichtes darin sehen, und beide trugen einen angenehm kompetenten Ausdruck.

»Kann es losgehen?«, fragte ich.

Er konnte nicht sprechen, da seine Zunge niedergepresst war, doch er gab ein gutmütiges Grunzen von sich, das ich als Zustimmung interpretierte.

Ich musste schnell sein, und das war ich auch. Die Vorbereitungen hatten Stunden in Anspruch genommen; die Operation selbst dauerte nicht mehr als ein paar Sekunden. Ich ergriff die erste der schwammigen, roten Mandeln mit der Zange, zog sie zu mir hin und machte mehrere kleine, schnelle Schnitte, so dass die Gewebeschichten ordentlich durchtrennt wurden. Ein Blutrinnsal lief dem Jungen aus dem Mund und über das Kinn, doch es war nichts Ernstes.

Ich löste das Gewebeklümpchen, ließ es in die Schüssel fallen und nahm die andere Mandel in die Zange, um den Vorgang dort zu wiederholen, diesmal etwas langsamer, da ich mit der falschen Hand arbeiten musste.

Das Ganze konnte nicht länger als dreißig Sekunden pro Seite gedauert haben. Ich zog die Instrumente aus Josiahs Mund, und er starrte mich erstaunt an. Dann hustete er, würgte, beugte sich vor, und ein weiteres Fleischstückchen landete mit einem leisen *Pitsch* in der Schüssel, zusammen mit ein wenig hellrotem Blut.

Ich packte ihn bei der Nase und schob seinen Kopf zurück, stopfte ihm Wattebäusche in den Mund, um so viel Blut zu absorbieren, dass ich sehen konnte, was ich tat, dann ergriff ich ein kleines Kautereisen und versorgte die größeren Blutgefäße; die kleineren konnten von selbst verkrusten und heilen.

Seine Augen tränten heftig, und seine Hände hielten die Schüssel in einem Würgegriff umklammert, doch er hatte sich weder bewegt noch ein Geräusch gemacht. Nach allem, was ich gesehen hatte, als Jamie die Brandmarke von seinem Daumen entfernte, hatte ich auch nicht damit gerechnet. Lizzie hatte ihn immer noch an den Schultern gepackt, ihre Augen fest geschlossen. Jamie streckte eine Hand aus und klopfte ihr auf den Ellbogen, und sie riss die Augen auf.

»So, a *muirninn*, er ist fertig. Nimm ihn mit und bring ihn zu Bett, aye?«

Doch Josiah weigerte sich zu gehen. Stumm wie sein Bruder schüttelte er heftig den Kopf und setzte sich auf einen Hocker, auf dem er schwankend und bleich sitzen blieb. Er grinste seinen Bruder mit blutumrahmten Zähnen Schauder erregend an.

Lizzie stand zögernd zwischen den beiden Brüdern und blickte vom einen zum anderen. Jo fing ihren Blick auf und wies entschlossen auf Keziah, der jetzt mit gespielter Tapferkeit und erhobenem Kinn auf dem Patientenhocker Platz genommen hatte. Sie tätschelte Josiah sanft den Kopf und trat dann unverzüglich zu Keziah, um ihm die Hände auf die Schultern zu legen. Er spähte hinter sich und lächelte sie erstaunlich liebenswert an, dann neigte er den Kopf und küsste ihr die Hand. Schließlich wandte er sich mir zu, schloss die Augen und öffnete den Mund; er sah aus wie ein Jungvogel, der um Würmer bettelt.

Diese Operation war etwas komplizierter; seine Mandeln und Polypen waren fürchterlich angeschwollen und durch chronische Infektionen schlimm vernarbt. Es war eine blutige Angelegenheit; sein Handtuch und meine Schürze waren voller Spritzer, als ich schließlich zum Ende kam. Ich kauterisierte die Wunden und warf einen genauen Blick auf meinen Patienten, der so weiß war wie der Schnee draußen und dessen Blick vollkommen glasig geworden war.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich. Er konnte mich nicht hören, aber meine besorgte Miene war deutlich genug. Sein Mund zuckte in einem tapferen Versuch zu lächeln. Er begann zu nicken; dann verdrehten sich seine Augen, und er rutschte vom Hocker und landete mit einem Krach zu meinen Füßen. Jamie fing zielsicher die Schüssel auf.

Ich fürchtete, dass auch Lizzie womöglich in Ohnmacht fallen würde; alles war voller Blut. Sie torkelte ein wenig, setzte sich aber auf meine Anweisung hin gehorsam neben Josiah. Josiah saß da, schaute zu und drückte Lizzie fest die Hand, während Jamie und ich Ordnung schafften.

Jamie nahm Keziah in die Arme; der Junge hing schlaff und blutbefleckt da und sah aus wie ein ermordetes Kind. Josiah stand auf, den Blick ängstlich auf den bewusstlosen Körper seines Bruders gerichtet.

»Keine Sorge«, sagte Jamie im Tonfall absoluter Zuversicht zu ihm. »Ich habe dir doch gesagt, dass meine Frau eine große Heilerin ist.« Daraufhin drehten sie sich alle um und sahen mich lächelnd an: Jamie, Lizzie und Josiah. Ich hatte das Gefühl, mich verbeugen zu müssen, begnügte mich aber damit, ebenfalls zu lächeln.

»Keine Sorge«, wiederholte ich Jamies Worte. »Geht jetzt und ruht euch aus.«

Die kleine Prozession verließ das Zimmer sehr viel stiller, als sie gekommen war, und ich blieb zurück, um meine Instrumente zu verstauen und aufzuräumen.

Ich war sehr glücklich und glühte vor stiller Genugtuung, wie sie einer erfolgreich ausgeführten Arbeit folgt. So etwas hatte ich schon lange nicht mehr gemacht; die Nöte und Einschränkungen des achtzehnten Jahrhunderts ließen nicht viele Operationen zu, es sei denn, sie wurden im Notfall durchgeführt. Ohne Anästhesie und Antibiotika waren nicht lebensnotwendige Operationen einfach zu schwierig und zu gefährlich.

Doch jetzt hatte ich wenigstens Penizillin. Und es *gab* keinen Grund zur Sorge, dachte ich und summte beim Löschen der Alkohollampe vor mich hin. Ich hatte es den Jungen angefühlt, als ich sie während der Arbeit berührte. Kein Keim würde sie bedrohen, keine Infektion die Sauberkeit meiner Arbeit beflecken. Die medizinische Praxis war immer auch Glückssache - doch heute war mir das Glück hold gewesen.

»Und siehe da, es war sehr gut«, zitierte ich an Adso gewandt, der geräuschlos auf der Arbeitsplatte erschienen war, wo er eifrig eine der leeren Schalen ausleckte.

Das große, schwarze Notizbuch lag aufgeschlagen auf der Arbeitsfläche, wo Jamie es liegen gelassen hatte. Ich blätterte die hinteren Seiten auf, wo ich den Verlauf meiner Experimente protokolliert hatte, und griff nach meinem Federkiel. Später, nach dem Abendessen würde ich die Details der Operation niederschreiben. Für den Augenblick... ich hielt inne und schrieb dann »Heureka!« an den Fuß der Seite.

37

Die Post ist da

Alle zwei Monate unternahm Fergus eine Reise nach Cross Creek, und diesmal kehrte er mit Salz, Nadeln, Indigo, diversen anderen Notwendigkeiten und einem Sack voller Post heim. Er traf am frühen Nachmittag ein und hatte es so eilig, zu Marsali zu kommen, dass er nur auf ein schnelles Bier blieb. So konnten Brianna und ich die Pakete durchstöbern und in unserer Beute schwelgen.

Es war ein dicker Stapel Zeitungen aus Wilmington und New Bern dabei, außerdem ein paar aus Philadelphia und Boston - Freunde aus dem Norden schickten sie Jocasta Cameron, die sie an uns weiterleitete. Ich sah sie rasch durch; die jüngste war drei Monate alt. Egal; an einem Ort, an dem Lesematerial rarer war als Gold, waren Zeitungen genauso gut wie Romane.

Außerdem hatte Jocasta zwei Ausgaben von *Brigham's Lady's Book* für Brianna mitgeschickt, einem Periodikum mit Zeichnungen der jüngsten Londoner Mode und Artikeln, die für die Frau von Geschmack interessant waren.

»*Wie man Goldspitze reinigt*«, las Brianna und zog eine Augenbraue hoch, als sie eine dieser Zeitschriften aufschlug. »Das sollte natürlich wirklich jeder wissen.«

»Sieh hinten nach«, riet ich ihr. »Da bringen sie die Artikel darüber, wie man eine Ansteckung mit Gonorrhoe verhindert und was man gegen die Hämorrhoiden seines Ehemannes unternehmen sollte.«

Ihre andere Augenbraue hob sich, und jetzt sah sie haargenauso aus wie Jamie, wenn er sich mit einem höchst fragwürdigen Vorschlag konfrontiert sah.

»Wenn mein Ehemann mich mit Gonorrhoe anstecken würde, könnte er sich um seine Hämorrhoiden selbst kümmern.« Sie blätterte einige Seiten weiter, und ihre Augenbrauen hoben sich noch weiter. »*Der Sporn der Venus. Eine Liste unfehlbarer Mittel gegen die Ermüdung des männlichen Gliedes*.«

Ich blinzelte über ihren Arm hinweg und zog meinerseits die Augenbrauen hoch.

»Ach du liebe Güte. ›*Ein Dutzend Austern*, *über Nacht in einer Mischung aus Wein und Milch ziehen lassen, dann mit gemahlenen Mandeln und Hummerfleisch zu einer Pastete verbacken und mit Pfeffer servieren*.‹ Ich weiß ja nicht, welche Wirkung dies auf das männliche Glied haben würde, aber es würde dem dazugehörigen Herrn wahrscheinlich gehörige Verdauungsbeschwerden verursachen. Und wir haben hier ja sowieso keine Austern.«

»Kein großer Verlust«, versicherte sie mir, während sie mit gerunzelter Stirn konzentriert auf die Seite schaute. »Austern erinnern mich immer an große Rotzkleckse.«

»Nur, wenn sie roh sind; gekocht sind sie mehr oder weniger essbar. Aber apropos Rotz - wo ist eigentlich Jemmy?«

»Er schläft, oder zumindest hoffe ich das.« Sie warf einen argwöhnischen Blick zur Decke, doch es waren keine verdächtigen Geräusche zu hören, und sie wandte sich wieder der Zeitungsseite zu.

»Hier ist eins, das wir ausprobieren könnten. >*Die Testikel eines männlichen Tieres*‹- als ob man die eines weiblichen Tieres nehmen könnte - >*zusammen mit sechs großen Pilzen in saurem Ale kochen, his sie zart sind, dann Testikel und Pilze in dünne Scheiben schneiden, gut pfeffern und salzen, dann mit Essig heträufeln und vor dem Feuer bräunen, bis sie knusprig sind*.‹ Pa ist doch noch nicht dazu gekommen, Gideon zu kastrieren, oder?«

»Nein, aber er gibt dir die fraglichen Gegenstände bestimmt gern, wenn du es ausprobieren möchtest.«

Sie wurde ziemlich rot im Gesicht und räusperte sich mit einem Geräusch, das mich noch mehr an ihren Vater erinnerte.

»Ich - äh - glaube, so schlimm ist es dann doch noch nicht.«

Ich lachte und überließ sie ihrer faszinierenden Lektüre, um mich wieder der Post zu widmen.

Der eingepackte, an Jamie adressierte Gegenstand musste ein Buch sein; er kam von einem Buchhändler in Philadelphia, trug aber Lord John Greys Siegel - einen blauen Wachskreis mit der drolligen Abbildung eines lächelnden Halbmondes und eines einzelnen Sterns. Unsere halbe Bibliothek stammte von John Grey, der darauf beharrte, uns die Bücher primär zu seiner eigenen Befriedigung zu schicken, da ihm außer Jamie in den Kolonien niemand bekannt sei, mit dem man ein anständiges Gespräch über Literatur führen könne.

Auch eine Reihe von Briefen war an Jamie adressiert; ich sah sie sorgfältig durch, in der Hoffnung, die charakteristische, spitze Schrift seiner Schwester zu entdecken, doch ich hatte kein Glück. Es war ein Brief von Ian dabei, der jeden Monat treu und brav schrieb, aber nichts von Jenny; wir hatten seit sechs Monaten kein Wort mehr von ihr gehört, nicht mehr, seit Jamie ihr widerstrebend geschrieben hatte, um ihr vom Schicksal ihres jüngsten Sohnes zu berichten.

Ich runzelte die Stirn und legte den kleinen Briefstapel an den Rand des Schreibtisches, wo Jamie sich ihnen später widmen konnte. Unter den gegebenen Umständen konnte ich Jenny kaum Vorwürfe machen - doch ich war schließlich dabei gewesen. Es war nicht Jamies Schuld gewesen, auch wenn er die Verantwortung dafür auf sich genommen hatte. Ian hatte selbst beschlossen, bei den Mohawk zu bleiben. Er war ein Mann, wenn auch ein junger, und die Entscheidung hatte bei ihm gelegen. Andererseits, so besann ich mich, war er noch ein Junge gewesen, als er seine Eltern verließ, und für Jenny war er es wahrscheinlich immer noch.

Dennoch wusste ich, dass ihr Schweigen Jamie tief verletzte. Er schrieb weiterhin an sie, wie er es immer getan hatte, und brachte fast jeden Abend stur ein paar Absätze für sie zu Papier. Er sammelte die Seiten, bis jemand nach Cross Creek oder Wilmington reiste. Er sagte es nie laut,

doch ich sah jedes Mal, wie seine Augen auf der Suche nach ihrer Handschrift über den Briefstapel huschten und sein Mundwinkel sich beinahe unmerklich verspannte, wenn er sie nicht fand.

»Herrgott, Jenny Murray«, murmelte ich vor mich hin. »Verzeih ihm doch und lass die Sache auf sich beruhen!«

»Hm?« Brianna hatte die Zeitschrift hingelegt und betrachtete stirnrunzelnd einen quadratischen Brief.

»Nichts. Was hast du denn da?« Ich legte die Briefe aus der Hand, die ich gerade sortiert hatte, und trat zu ihr, um ihn mir anzusehen.

»Er ist von Leutnant Hayes. Was meinst du wohl, was er schreiben könnte?«

Ein kleiner Adrenalinstoß fuhr mir in die Magengrube. Es muss auch in meiner unbewachten Miene zu sehen gewesen sein, denn Brianna legte den Brief hin und sah mich mit gefurchter Stirn an.

»Was?«, wollte sie wissen.

»Nichts«, sagte ich, doch es war zu spät. Sie stand da und musterte mich, eine Faust auf die Hüfte gestemmt. Dann zog sie eine Augenbraue hoch.

»Du bist wirklich eine lausige Lügnerin, Mama«, sagte sie geduldig. Ohne zu zögern, erbrach sie das Siegel.

»Dieser Brief ist an deinen Vater adressiert«, erinnerte ich sie, wenn es meinem Protest auch an Nachdruck mangelte.

»Ah-hm. Der andere auch«, sagte sie, den Kopf über das aufgefaltete Papier gebeugt.

»Was?« Aber ich war an ihre Seite getreten und las über ihren Arm hinweg mit, noch während ich das fragte.

18. Januar 1771

Leutnant Archibald Hayes
Portsmouth, Virginia

Mr. James Fraser
Fraser's Ridge, North Carolina

Sir -

Ich schreibe, um Euch davon in Kenntnis zu setzen, dass wir uns im Augenblick in Portsmouth befinden und wohl auch bis zum Frühjahr hier bleiben werden. Solltet Ihr mit irgendwelchen Seekapitänen bekannt sein, die bereit wären, vierzig Männern die Überfahrt nach Perth zu gewähren, wenn die Armee ihnen Kompensation bei Erreichen des Hafens verspricht so wäre ich froh, dies bei nächster Gelegenheit zu erfahren.

Unterdessen haben wir uns für diverse Arbeiten verdingt um uns während der Wintermonate zu ernähren. Mehrere Männer haben Arbeit in den Schiffswerkstätten gefunden, die es hier sehr zahlreich gibt. Ich selbst bin als Koch in einem Wirtshaus im Ort beschäftigt, bemühe mich aber, meine Männer regelmäßig in ihren diversen Unterkünften zu besuchen, um mich mit ihrem Befinden vertraut zu machen.

Vorgestern Abend besuchte ich ein solches Quartier. Im Verlauf der Unterhaltung erwähnte einer der Männer - ein gewisser Privatgefreiter Ogilvie, den Ihr ja, glaube ich, kennt - ein Gespräch, das er im Hafen mit angehört hatte. Da sich dieses um einen gewissen Stephen Bonnet drehte, der, wie ich mich entsinne, für Euch von Interesse ist, teile ich Euch hiermit den Inhalt mit.

Bonnet scheint den Berichten nach ein Schmuggler zu sein, in dieser Gegend kaum eine seltene Beschäftigung. Allerdings scheint er mit Ware von höherer Qualität - und in größerer Quantität - als gewöhnlich zu handeln, und demzufolge scheint auch die Natur seiner Verbindungen ungewöhnlich zu sein. Will sagen, dass gewisse Lagerhäuser an der Küste von Carolina in Abständen mit Waren von einer Art bestückt sind, die man dort normalerweise nicht findet und dass dieses Phänomen stets mit dem

Auftauchen Stephen Bonnets in den Wirtshäusern und Spelunken der Gegend einher geht.

Der Privatgefreite Ogilvie erinnert sich kaum an spezifische Namen, da ihm nicht bekannt war, dass Bonnet von Interesse war, und erwähnte die Angelegenheit mir gegenüber nur als Kuriosität. Ein Name, der fiel, war ›Butler‹, sagt er, aber er ist sich nicht sicher, ob dieser Name etwas mit Bonnet zu tun hatte. Ein anderer Name war ›Karen‹, aber Ogilvie weiß nicht ob sich dies auf eine Frau oder vielleicht auf ein Schiff bezog.

Es stellte sich heraus, dass sich eines dieser Lagerhäuser - er geht davon aus, dass es sich um ein bestimmtes, in der Unterhaltung erwähntes Gebäude handelt, auch wenn er freiwillig zugibt, dass er sich nicht sicher ist - in nicht allzu großer Entfernung vom Hafen befindet und nachdem er mir dies mitgeteilt hatte, ging ich an diesem Gebäude vorbei und erkundigte mich, wer sein Besitzer ist. Das Gebäude gehört zwei Partnern: einem gewissen Ronald Priestly und einem gewissen Philip Wylie. Im Augenblick liegen mir keinerlei Informationen über diese Männer vor, doch ich werde meine Nachforschungen fortsetzen, so wie es meine Zeit erlaubt.

Nachdem ich oben Stehendes erfahren hatte, habe ich versucht, in den hiesigen Wirtshäusern Gespräche über Bonnet anzufangen, doch mit wenig Erfolg. Ich würde sagen, der Name ist bekannt, doch kaum jemand wünscht von ihm zu sprechen.

Euer gehorsamster Diener
Archibald Hayes, Leutnant
67stes Highlandregiment

Wir waren nach wie vor von den normalen Geräuschen des Hauses umgeben, doch Brianna und ich schienen uns plötzlich gemeinsam in einer kleinen, klaren Blase aus Stille zu befinden, in der die Zeit abrupt stehen geblieben war.

Es widerstrebte mir, den Brief aus der Hand zu legen, denn das hätte ja bedeutet, dass die Zeit weiterlief und etwas unternommen werden musste. Gleichzeitig hätte ich ihn am liebsten nicht nur aus der Hand gelegt,

sondern ihn ins Feuer geworfen und so getan, als hätte keine von uns beiden ihn je gesehen.

Dann fing Jemmy im oberen Stock an zu weinen, Brianna reagierte mit einem Ruck und wandte sich der Tür zu, und die Dinge begannen, wieder ihren normalen Lauf zu nehmen.

Ich legte den Brief separat beiseite und widmete mich der restlichen Post. Ich legte die an Jamie adressierten Dinge ordentlich beiseite, stapelte die Zeitungen und Monatsschriften und öffnete die Schnur des Paketes; wie ich vermutet hatte, war es ein Buch - *Die Expedition des Humphrey Clinker* von Tobias Smollett. Ich wickelte die Schnur auf und steckte sie in meine Tasche, während ein leises »Was-jetzt,-was-jetzt« unablässig wie ein Metronom in meinem Hinterkopf tickte.

Brianna kam mit Jemmy zurück, der von seinem Schläfchen rot und zerknittert war und sich offenbar in jenem Zustand befand, in dem man aus dem Schlaf erwacht und sich voll benommener Irritation über die lästigen Anforderungen des Bewusstseins wiederfindet. Er hatte mein volles Mitgefühl.

Sie setzte sich hin, zog den Ausschnitt ihres Hemdes herunter und legte das Baby an ihre Brust. Seine Schreie verstummten wie von Zauberhand, und ein paar Sekunden lang wünschte ich sehnsüchtig, ich könnte etwas ähnlich Wirkungsvolles für sie tun. So jedoch sah sie bleich, aber gefasst aus.

Ich musste irgendetwas sagen.

»Es tut mir Leid, Schätzchen«, sagte ich. »Ich habe versucht, ihn aufzuhalten - Jamie, meine ich. Ich weiß, dass es nicht seine Absicht war, dass du davon erfährst und dir deswegen Sorgen machst.«

»Schon okay. Ich wusste es schon.« Sie streckte eine Hand aus und zog eines der Geschäftsbücher aus dem Stapel, den Jamie auf seinem Schreibtisch liegen hatte. Sie hielt es am Rücken empor und schüttelte einen zusammengefalteten Brief heraus, auf den sie nun deutete.

»Sieh dir das an. Ich habe ihn gefunden, als ihr mit der Miliz unterwegs wart.«

Ich las Lord Johns Bericht über das Duell zwischen Bonnet und Hauptmann Marsden und fühlte, wie sich über meinem Brustbein eine kalte Stelle bildete. Ich hatte mir keine Illusionen in Bezug auf Bonnets Charakter gemacht, aber ich hatte nicht gewusst, dass er so viel Geschick besaß. Mir waren gefährliche Kriminelle sehr viel lieber, wenn sie inkompetent waren.

»Ich dachte, Lord John hätte nur auf eine beiläufige Frage von Pa geantwortet - aber das war wohl ein Irrtum. Was meinst du?«, fragte Brianna. Ihr Ton war kühl, beinahe abwesend, so als erkundigte sie sich nach meiner Meinung über ein Haarband oder eine Schuhschnalle. Ich musterte sie scharf.

»Was meinst *du* denn?« Es war schließlich Brianna, auf die es hier ankam - zumindest *meiner* Meinung nach.

»In welcher Hinsicht?« Ihr Blick glitt von meinen Augen zu dem Brief, dann heftete er sich auf Jemmys runden Hinterkopf.

»Oh, zunächst einmal über die Teepreise in China«, sagte ich gereizt. »Und dann kannst du dich vielleicht zum Thema Stephen Bonnet äußern, wenn es dir recht ist.« Es war seltsam erschreckend, den Namen laut auszusprechen; in unausgesprochenem Einverständnis hatten wir alle es monatelang vermieden.

Sie hatte die Zähne in ihre Unterlippe gegraben. Sie hielt die Augenlider einen Moment gesenkt, dann schüttelte sie ganz leicht den Kopf.

»Ich möchte nicht von ihm hören oder über ihn nachdenken«, sagte sie gleichmütig. »Und wenn ich ihn je wiedersehe, könnte es sein, dass ich... dass ich...« Sie schüttelte sich heftig, dann sah sie zu mir auf, ihre Augen brennend und hart.

»Was ist nur los mit ihm?«, rief sie. »Wie konnte er das nur tun?« Sie schlug sich mit der geballten Faust auf den Oberschenkel, und Jemmy erschrak, verlor den Halt und fing an zu jammern.

»Du meinst deinen Vater - nicht Bonnet?«

Sie nickte und drückte Jemmy wieder an ihre Brust, doch ihre Aufregung hatte ihn angesteckt, und er wand sich und heulte. Ich streckte

die Hände aus, nahm ihn entgegen und hob ihn an meine Schulter, wo ich ihm zum Trost mechanisch den Rücken tätschelte. Briannas leere Hände umfassten ihre Knie und zerknitterten den Stoff ihres Rockes.

»Warum konnte er Bonnet nicht Bonnet sein lassen?« Sie musste die Stimme erheben, damit ich sie trotz des Babygeheuls hören konnte, und die Knochen ihres Gesichtes schienen sich verschoben zu haben, so dass es aussah, als sei ihre Haut zum Zerreißen fest darüber gespannt.

»Weil er ein Mann ist-und ein verdammter Highlander«, sagte ich. »Leben und leben lassen kommt in ihrem Vokabular nicht vor.« Von ihrer Brustwarze tropfte langsam Milch auf den Stoff ihres Hemdes; ich streckte eine Hand aus und zog das Tuch hoch, um sie zu bedecken. Sie legte eine Hand auf ihre Brust und drückte fest zu, um den Milchfluss zu stoppen.

»Aber was hat er denn vor? Wenn er ihn findet?«

»Sobald er ihn findet, fürchte ich«, sagte ich widerstrebend. »Ich glaube nämlich nicht, dass er seine Suche vorher aufgeben wird. Und was er dann tun wird... nun... ich nehme an, dann wird er ihn umbringen.« Wenn man es so formulierte, klang es seltsam lässig, und doch fielen mir irgendwie keine anderen Worte dafür ein.

»Du meinst, er wird *versuchen*, ihn umzubringen.« Sie sah zu Lord Johns Brief hinüber, dann wandte sie schluckend den Blick ab. »Was, wenn er...«

»Dein Vater hat im Umbringen von Menschen einige Erfahrung«, sagte ich trostlos. »Er kann es sogar erschreckend gut-wenn er es auch schon länger nicht mehr getan hat.«

Das schien sie nicht besonders zu beruhigen. Mich hatte es ja auch nicht beruhigt.

»Es ist so groß«, murmelte sie kopfschüttelnd. »Amerika, meine ich. Warum konnte er nicht einfach - verschwinden? Weit weg gehen?« Eine sehr gute Frage. Jemmy prustete vor sich hin und rieb sein Gesicht heftig an meiner Schulter, hatte aber aufgehört zu schreien.

»Ich hatte auch gehofft, dass Stephen Bonnet so klug sein würde, seiner Schmuggelei von jetzt an in China oder auf den Westindischen Inseln nachzugehen, aber es sieht so aus, als hätte er hier Verbindungen, die er nicht aufgeben will.« Ich zuckte mit den Achseln und tätschelte Jemmy.

Brianna ließ ihren Rock los und griff nach dem Baby, das sich immer noch wand wie ein Aal.

»Nun, er weiß ja schließlich auch nicht, dass er Sherlock Fraser und seinen Helfershelfer Lord John Watson auf den Fersen hat.« Es war ein tapferer Versuch, doch ihr Mund zitterte dabei, und sie biss sich erneut auf die Unterlippe. Es widerstrebte mir, ihr noch mehr Grund zur Sorge zu geben, aber es hatte jetzt keinen Zweck mehr, um den heißen Brei herumzureden.

»Nein, aber das wird nicht mehr lange so bleiben«, sagte ich zögernd. »Lord John ist sehr diskret - der Gefreite Ogilvie ist es nicht. Wenn Jamie weiterhin Fragen stellt - und ich fürchte, das wird er -, dann wird sein Interesse bald überall bekannt sein.« Ich war mir nicht sicher, ob Jamie gehofft hatte, Bonnet schnell ausfindig machen und ihn überraschen zu können - oder ob er plante, Bonnet durch seine Erkundigungen auszuräuchern und ins Freie zu treiben. Oder ob er tatsächlich vorhatte, Bonnets Aufmerksamkeit mit Absicht auf sich zu ziehen und ihn zu *uns* zu locken. Angesichts der letzten Möglichkeit bekam ich weiche Knie, und ich ließ mich auf den Hocker plumpsen.

Brianna holte langsam und tief Luft und atmete durch die Nase wieder aus. Dann legte sie das Baby erneut an ihre Brust.

»Weiß Roger davon? Ich meine, ist er in diese - diese - verdammte *vendetta* eingeweiht?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht. Ich meine, ganz bestimmt nicht. Er hätte es dir doch erzählt - oder nicht?«

Ihr Ausdruck entspannte sich ein wenig, obwohl noch ein Rest von Zweifel ihre Augen überschattete.

»Ich fände es schrecklich, wenn er mir so etwas verheimlichen würde. Andererseits«, fügte sie hinzu, und ihre Stimme nahm einen etwas schärferen, anklagenden Tonfall an, »hast *du* es auch getan.«

Das saß, und ich presste meine Lippen fest zusammen.

»Du hast gesagt, du willst nicht an Stephen Bonnet denken«, sagte ich und wandte den Blick von den turbulenten Gefühlen in ihrem Gesicht ab. »Natürlich nicht. Ich - wir - wollten nicht, dass du dazu gezwungen bist.« Mit der Gewissheit des Unausweichlichen begriff ich, dass Jamies Absichten mich mit in ihren Strudel zogen, auch wenn ich damit nicht einverstanden war.

»Hör mal«, sagte ich energisch. Ich setzte mich aufrecht hin und sah Brianna scharf an. »*Ich* bin nicht diejenige, die das für eine gute Idee hält, und ich habe getan, was ich konnte, um Jamie davon abzubringen. Eigentlich«, fügte ich reumütig hinzu und wies auf Lord Johns Brief, »dachte ich auch, ich *hätte* ihn davon abgebracht. Anscheinend habe ich mich aber geirrt.«

Ein entschlossener Blick verhärtete Briannas Mund, und sie setzte sich fester auf den Stuhl.

»*Ich* werde ihn schon davon abbringen«, sagte sie.

Ich sah sie an und dachte nach. Wenn jemand die nötige Sturheit und Charakterstärke besaß, um Jamie von seinem gewählten Pfad abzubringen, war es seine Tochter. Das war allerdings ein sehr großes »Wenn«.

»Du kannst es ja versuchen«, sagte ich leicht skeptisch.

»Ist das etwa nicht mein gutes Recht?« Ihr ursprünglicher Schrecken war verschwunden, und sie hatte ihre Gesichtszüge wieder unter Kontrolle; ihre Miene war kalt und hart. »Bin ich es nicht, die zu sagen hat, ob ich will... was ich will?«

»Doch«, sagte ich, und mir lief ein beklommenes Gefühl über den Rücken. Väter tendierten zu der Überzeugung, dass sie ebenfalls Rechte hatten. Dasselbe galt für Ehemänner. Doch vielleicht ließ ich das besser unausgesprochen.

Vorübergehend überkam uns Schweigen, das nur von Jemmys Geräuschen und den Rufen der Krähen draußen unterbrochen wurde. Beinahe impulsiv sprach ich die Frage aus, die mir in den Sinn gekommen war.

»Brianna. Was wünschst du dir? Wünschst du dir Stephen Bonnets Tod?«

Sie sah mich an, dann wandte sie den Kopf ab und blickte aus dem Fenster, während sie Jemmy den Rücken tätschelte. Sie blinzelte nicht. Schließlich schlossen sich ihre Augen kurz, dann öffneten sie sich, um den meinen zu begegnen.

»Das kann ich nicht«, sagte sie leise. »Ich fürchte, wenn ich diesen Gedanken jemals zulasse... könnte ich an nichts anderes mehr denken, so sehr würde ich es mir wünschen. Und der *Teufel* soll mich holen, wenn ich zulasse, dass... er mir mein Leben so ruiniert.«

Jemmy rülpste klangvoll und spuckte ein wenig Milch. Brianna hatte sich ein altes Leinenhandtuch über die Schulter gelegt und wischte ihm damit zielsicher das Kinn ab. Er war jetzt ruhiger, hatte seinen Ausdruck verärgerter Orientierungslosigkeit verloren und konzentrierte sich gebannt auf irgendetwas jenseits der Schulter seiner Mutter. Ich folgte der Blickrichtung seiner klaren, blauen Augen und sah den Schatten eines Spinnennetzes hoch oben in der Ecke des Fensters. Ein Windstoß rüttelte den Fensterrahmen, und ein winziger Fleck bewegte sich ganz sacht im Zentrum des Netzes.

»Ja«, sagte Brianna leise. »Ich wünsche mir seinen Tod. Aber noch viel mehr wünsche ich mir, dass Pa und Roger am Leben bleiben.«

38

Traumzeit

Roger war fort gewesen, um - wie beim *gathering* vereinbart - auf der Hochzeit von Joel MacLeods Neffen zu singen, und er war mit frischer Beute nach Hause gekommen. Jetzt konnte er es nicht abwarten, sie zu Papier zu bringen, bevor sie ihm entwischte.

Er ließ seine schmutzigen Stiefel in der Küche stehen, nahm eine Tasse Tee und ein Rosinentörtchen von Mrs. Bug entgegen und begab sich ohne Verzug in das Studierzimmer. Dort saß Jamie und schrieb Briefe; er blickte auf und nahm sein Kommen mit einem geistesabwesenden Murmeln zur Kenntnis, machte sich aber kommentarlos wieder an seine Arbeit, eine kleine Falte zwischen den dichten Augenbrauen, während seine Hand, die sich steif und ungeschickt um den Federkiel klammerte, die Buchstaben formte.

In Jamies Studierzimmer stand ein kleines Bücherregal mit drei Brettern, das die gesamte Bibliothek von Fraser's Ridge enthielt. Die ernsten Werke nahmen das obere Brett ein: ein Band mit lateinischen Gedichten, Caesars *Gallischer Krieg*, die *Selbstbetrachtungen* des Marc Aurel, ein paar andere Klassiker, Dr. Brickells *Naturgeschichte North Carolinas*, eine Leihgabe des Gouverneurs, die Jamie nie zurückgegeben hatte, und ein viel benutztes Mathematikbuch, auf dessen Vorsatzblatt in holpriger Handschrift *Ian Murray Junior* stand.

Das mittlere Brett war der leichteren Lektüre überlassen: eine kleine Auswahl von Abenteuerromanen, etwas zerfleddert vom häufigen Gebrauch, darunter *Robinson Crusoe, Tom Jones* in sieben kleinen, in Leder gebundenen Bänden, *Roderick Random* in vier Bänden und Sir Henry Richardsons monströses Werk *Pamela* in zwei gigantischen Oktavbänden - deren erster mit diversen Lesezeichen verziert war, von einem zerfledderten, trockenen Ahornblatt bis hin zu einem

zusammengefalteten Tüchlein. Sie markierten die Stellen, an denen die verschiedenen Leser stecken geblieben waren, bevor sie entweder vorübergehend oder endgültig aufgaben. Ein Exemplar von Don *Quichote* auf Spanisch, angenagt, aber sehr viel weniger abgenutzt, da Jamie der Einzige war, der es lesen konnte.

Das untere Brett enthielt ein Exemplar von *Dr. Sam. Johnsons Wörterbuch*, Jamies Notiz- und Geschäftsbücher, mehrere Bücher mit Briannas Zeichnungen und das schmale, in Buckram gebundene Tagebuch, in dem Roger die Texte unbekannter Lieder und Gedichte festhielt, die er bei *ceilidhs* oder an den Kaminfeuern aufschnappte.

Er stellte einen Stuhl an die andere Seite des Tisches, den Jamie als Schreibtisch benutzte und schnitt sich sorgfältig einen neuen Federkiel für sein Vorhaben zurecht; er wollte, dass seine Aufzeichnungen lesbar waren. Er wusste nicht genau, wozu seine Sammlung einmal nützlich sein würde, doch die instinktive Wertschätzung, die jeder Gelehrte für das geschriebene Wort hegt, war tief in ihm verwurzelt. Vielleicht diente das Buch nur seinem persönlichen Vergnügen und Gebrauch, doch er genoss das Gefühl, dass er vielleicht der Nachwelt etwas hinterließ, und er achtete darauf, deutlich zu schreiben und die Umstände zu dokumentieren, unter denen er das jeweilige Lied gehört hatte.

Das Studierzimmer war friedvoll, nur Jamie seufzte gelegentlich, wenn er inne hielt, um sich die verkrampfte Hand zu massieren. Nach einiger Zeit kam Mr. Bug an die Tür, und nach kurzer Unterredung stellte Jamie seinen Federkiel beiseite und ging mit dem Faktor nach draußen. Roger nickte vage, als sie sich von ihm verabschiedeten, denn sein Verstand war voll und ganz in die Mühe vertieft, sich an den Text zu erinnern und ihn niederzuschreiben.

Als er eine Viertelstunde später fertig war, war sein Kopf angenehm leer, und er lehnte sich zurück und dehnte seine schmerzenden Schultern. Er wartete ein wenig, bis die Tinte gründlich getrocknet war und er das Buch wegstellen konnte, und ging währenddessen zum Regal, um eines von Briannas Zeichenbüchern vom unteren Brett zu ziehen.

Es würde ihr nichts ausmachen, wenn er einen Blick darauf warf; sie hatte ihm gesagt, dass er sich die Zeichnungen gern ansehen durfte. Von sich aus zeigte sie ihm nur dann und wann eine Zeichnung, mit der sie besonders zufrieden war oder die sie speziell für ihn angefertigt hatte.

Er blätterte die Seiten des Notizbuches durch und verspürte dabei jene Mischung aus Neugier und Respekt, die man empfindet, wenn man an ein Geheimnis rührt, während er nach kleinen Einblicken in die Arbeitsweise ihres Verstandes Ausschau hielt.

Dieses Buch enthielt viele Porträtentwürfe des Babys, eine Kreisstudie.

Beim Anblick einer kleinen Zeichnung hielt er inne, weil ihn die Erinnerung einholte. Die Zeichnung zeigte Jemmy im Schlaf, mit dem Rücken zum Betrachter, und sein kleiner, kräftiger Körper war zu einem Komma zusammengerollt. Neben ihm lag Adso, der Kater, ganz genauso zusammengerollt, sein Kinn auf Jemmys fetten, kleinen Fuß gestützt, und aus seinen Schlitzaugen sprach komatöse Seligkeit. Er konnte sich noch gut daran erinnern.

Sie zeichnete Jemmy oft - beinahe jeden Tag -, aber nur selten sein ganzes Gesicht.

»Babys haben gar keine richtigen Gesichter«, hatte sie zu ihm gesagt und einen stirnrunzelnden Blick auf ihren Nachwuchs geworfen, der emsig auf dem Lederriemen von Jamies Pulverhorn herumkaute.

»Oh, aye? Und was hat er da vorn an seinem Kopf?« Er hatte zusammen mit dem Baby und der Katze flach auf dem Boden gelegen und grinsend zu ihr aufgesehen, was es ihr noch leichter machte, ihn von oben herab zu betrachten.

»Ich meine, genau genommen. Natürlich haben sie Gesichter, aber sie sehen alle gleich aus.«

»Nur ein besonders schlauer Vater erkennt sein eigenes Kind, was?«, scherzte er und bedauerte es augenblicklich, als er den Schatten in ihren Augen sah. Er zog so schnell vorbei wie eine Sommerwolke, aber er war dennoch da gewesen.

Er beugte sich über Jemmy und wackelte mit dem Finger. Das Baby griff danach, dann zögerte es, zwischen der alten und der neuen Attraktion hin und her gerissen, entschied sich schließlich für die Neue und fing an, mit Feuereifer auf dem Finger zu kauen.

»Jedenfalls nicht vom künstlerischen Standpunkt aus.« Sie fuhr mit der Klinge ihres Taschenmessers schräg über die Spitze des Kohlestiftes, um ihn anzuspitzen. »Sie haben keine Knochen - keine sichtbaren, meine ich. Und es sind die Knochen, die die Struktur eines Gesichtes zum Vorschein bringen; ohne Knochen ist da nicht sehr viel.«

Ob Knochen oder nicht, sie hatte ein bemerkenswertes Talent dafür, Ausdrucksnuancen einzufangen. Er lächelte über eine Zeichnung; Jemmys Gesicht trug den gebannten, unverwechselbaren Ausdruck eines Säuglings, der sich mit aller Kraft auf die Produktion einer wahrhaft Furcht erregenden Windel konzentriert.

Abgesehen von den Bildern, die Jemmy zeigten, gab es noch mehrere Seiten, die wie Konstruktionsentwürfe aussahen. Da ihn diese nicht besonders interessierten, bückte er sich und stellte das Skizzenbuch zurück, um ein anderes herauszuziehen.

Er begriff sofort, dass es kein Skizzenbuch war. Die Seiten waren dicht in Briannas ordentlicher, spitzer Handschrift beschrieben. Er blätterte neugierig darin herum; es war kein richtiges Tagebuch, sondern schien eine Art Protokoll ihrer Träume zu sein.

»Letzte Nacht habe ich geträumt ich hätte mir die Beine rasiert.«

Roger lächelte über die Belanglosigkeit ihres Traums, doch ein inneres Bild von Briannas langen, glänzenden Schienbeinen ließ ihn weiter lesen.

Ich habe Daddys Rasierer und Rasierschaum benutzt und gedacht, dass er meckern würde, wenn er es herausfand, aber ich habe mir keine großen Gedanken darüber. gemacht. Der Rasierschaum war in einer weißen Dose

mit roter Schrift, und es stand Old Spice darauf. Ich weiß gar nicht, ob es einen solchen Rasierschaum je geseben hat, aber danach hat Daddy immer gerochen, Old Spice Aftershave und Zigarettenrauch. Er hat nichtgeraucht aber seine Kollegen, und seine Jacketts haben immer gerochen wie das Wohnzimmer nach einer Party.

Roger holte Luft und atmete damit halb bewusst die Gerüche seiner Erinnerung ein, frisches Gebäck und Tee, Möbelpolitur und Ammoniak. Keine Zigaretten bei den hochanständigen Zusammenkünften im Salon des Pfarrhauses - und doch hatten auch die Jacketts seines Vaters nach Rauch gerochen.

Gayle hat mir einmal erzählt dass sie mit Chris ausgegangen war und keine Zeit gehabt hatte, sich die Beine zu rasieren, und dann hat sie den ganzen Abend versucht zu verhindern, dass er ihr die Hand aufs Knie legte, weil sie Angst hatte, er könnte die Stoppeln spüren. Daran musste ich hinterher immer denken, wenn ich mir die Beine rasiert habe, und ich bin mit den Fingern über meinen Oberschenkel gefahren, um herauszufinden, ob ich dort etwas spüren konnte oder ob es okay war, wenn ich am Knie aufhörte.

Das Haar auf Briannas Oberschenkeln war so fein, dass man es nicht spüren konnte und er es nur dann sah, wenn sie sich nackt über ihm aufrichtete und die Sonne in ihrem Rücken ihren Körper vergoldete und dabei diese geheime Schicht durchleuchtete. Der Gedanke, dass niemand außer ihm es je sehen würde, erfüllte ihn mit Wärme und Zufriedenheit, wie einen Geizkragen, der jedes goldene und kupferne Haar zählte und sich an seinem geheimen Schatz erfreute, ohne je befürchten zu müssen, dass er gestohlen wurde.

Er blätterte um. Er hatte ein unaussprechlich schlechtes Gewissen über sein Eindringen in ihre Privatsphäre, wurde jedoch von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, die Intimität ihrer Träume zu durchdringen, zu erfahren, welche Bilder ihren schlafenden Geist erfüllten.

Die Einträge waren undatiert, doch jeder begann mit denselben Worten: *Letzte Nacht habe ich geträumt.*

Letzte Nacht habe ich geträumt, dass es regnete. Kaum überraschend, da es tatsächlich regnet, schon seit zwei Tagen. Als ich heute Morgen zum Abort gegangen bin, musste ich vor der Tür über eine große Pfütze hüpfen, und an der schlammigen Stelle bei den Brombeeren bin ich bis zu den Knöcheln eingesunken.

Als wir gestern Abend zu Bett gegangen sind, hämmerte der Regen auf unser Dach. Es war so schön, sich mit Roger zusammenzukuscheln und nach einem nasskalten Tag warm im Bett zu liegen. Regentropfen sind durch den Schornstein gefallen und zischend im Feuer gelandet. Wir haben uns Geschichten aus unserer Kindheit erzählt - vielleicht kam der Traum daher, vom Nachdenken über die Vergangenheit.

Es war kein besonderer Traum, nur, dass ich in Boston war und von einem Fenster aus zugesehen habe, wie die Autos vorbei fuhren und mit den Rädern große Wasserfontänen aufwarfen, und ich habe das Rauschen und Dröhnen ihrer Reifen auf der nassen Straße gehört. Ich bin wach geworden und hatte das Geräusch immer noch in den Ohren; ich hatte es so deutlich im Kopf, dass ich tatsächlich zum Fenster gegangen bin und hinaus geschaut habe, halb in der Erwartung, eine geschäftige Straße voller Autos zu sehen, die durch den Regen rauschten. Es war ein Schock, die Fichten und Kastanien, das dichte, wilde Gras und die Kletterpflanzen zu sehen und nichts weiter zu hören als das sanfte Prasseln der Regentropfen, die zitternd von den Klettenblättern abprallten.

Alles war so leuchtend grün, so wuchernd und überwachsen, dass es mir wie ein Dschungel vorkam oder ein fremder Planet - ein Ort, an dem ich noch nie gewesen war und an dem ich nichts erkannte, obwohl ich ihn doch täglich sehe.

Ich habe den ganzen Tag insgeheim Reifen im Regen rauschen gehört, irgendwo hinter mir.

Schuldbewusst, aber fasziniert, blätterte Roger um.

Letzte Nacht habe ich geträumt, ich wäre Auto gefahren. Es war mein eigener, blauer Mustang, und ich fuhr ziemlich schnell auf einer kurvenreichen Straße durch die Berge - diese Berge hier. Ich bin noch nie durch diese Berge gefahren, obwohl ich schon durch die Bergwälder in Upstate New York gefahren bin. Es war aber definitiv hier; ich wusste, dass es Fraser's Ridge war.

Es war so realistisch, dass ich jetzt noch spüren kann, wie mein Haar im Wind knattert; ich spüre das Lenkrad in meinen Händen, die Vibrationen des Motors und das Rumpeln der Reifen auf dem Asphalt. Aber dieses Gefühl ist ein Ding der Unmöglichkeit - genau wie das Auto. Es kann jetzt nicht geschehen, außer in meinem Kopf. Und doch ist es da, in meine Gedächtniszellen eingeprägt, so wirklich wie der Abort draußen, und es wartet darauf, durch das Klicken einer Synapse wieder zum Leben erweckt zu werden.

Das ist auch wieder so etwas Merkwürdiges. Niemand weiß, was eine Synapse ist, außer mir und Mama und Roger. Was für ein komisches Gefühl; so als hätten wir drei alle möglichen Geheimnisse.

Egal, dieser Traum - vom Fahren - lässt sich auf eine bekannte Erinnerung zurückführen. Aber was ist mit den Träumen - genauso lebendig, genauso realistisch - von Dingen, die mein waches Selbst noch nicht erlebt hat? Sind manche Träume die Erinnerungen an Dinge, die noch gar nicht geschehen sind?

Letzte Nacht habe ich geträumt, ich würde mit Roger schlafen.

Er war im Begriff gewesen, das Buch zu schließen, weil er ein schlechtes Gewissen über diese Einmischung in ihre Privatsphäre hatte. Das schlechte Gewissen war immer noch da - in rauen Mengen -, doch es war nicht einmal annähernd stark genug, um seine Neugier zu besiegen. Er blickte

zur Tür, aber das Haus war still; aus der Küche kamen Frauenstimmen, doch in der Nähe des Studierzimmers war niemand.

Letzte Nacht habe ich geträumt, ich würde mit Roger schlafen.

Es war toll; denn ich habe endlich einmal nicht nachgedacht, nicht von außen zugesehen, wie ich es sonst immer tue. Ich war mir sogar lange Zeit meiner selbst gar nicht bewusst. Da war einfach nur dieses... furchtbar wilde, aufregende Erlebnis, und ich war ein Teil davon, und Roger war ein Teil davon, aber es gab kein Er und kein Ich, nur uns.

Das Komische ist, dass es zwar Roger war, ich aber nicht so an ihn gedacht habe. Nicht unter seinem Namen - nicht diesem Namen. Es war, als hätte er noch einen anderen, geheimen Namen - aber ich wusste, wie er lautete.

(Ich bin immer schon überzeugt gewesen, dass jeder einen solchen Namen hat, einen, der kein Wort ist. Ich weiß, wer ich bin - und wer auch immer das ist, ihr Name ist nicht »Brianna«. Ich bin es, das ist alles. »Ich« ist ein ganz guter Ersatz für das, was ich meine - aber wie schreibt man den Geheimnamen eines anderen auf?)

Aber ich kannte Rogers geheimen Namen, und das schien der Grund zu sein, warum es funktionierte. Und es hat wirklich funktioniert; ich habe nicht darüber nachgedacht oder mir Sorgen gemacht und ganz am Ende habe ich nur gedacht, hey, es passiert.

Und dann ist es passiert, und alles hat sich in Zittern und Beben aufgelöst...

Hier hatte sie den Rest der Zeile durchgeschwärzt und eine kleine, unwirsche Randnotiz angefügt, die lautete,

Tja, die ganzen Bücher, die ich gelesen habe, konnten es ja auch nicht beschreiben!

Trotz seiner schockierten Faszination lachte Roger laut auf, dann würgte er das Lachen ab, sah sich hastig um und überzeugte sich, dass er nach wie vor allein war. Er hörte Geräusche in der Küche, aber keine Schritte im Flur, und seine Augen kehrten zu der Seite zurück wie Eisenspäne, die von einem Magneten angezogen werden.

Ich hatte meine Augen geschlossen - im Traum, meine ich - und lag da und wurde immer noch von diesen kleinen Elektroschocks durchzuckt und dann habe ich die Augen geöffnet, und der Mann in mir war Stephen Bonnet.

Ich habe mich so erschrocken, dass ich aufgewacht bin. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich geschrien - meine Kehle war ganz rau -, aber das konnte nicht sein, weil Roger und das Baby fest schliefen. Mir war am ganzen Körper heiß, so heiß, dass ich geschwitzt habe, aber mir war auch kalt, und ich hatte Herzklopfen. Es hat lange gedauert bis ich mich so weit beruhigt hatte, dass ich wieder einschlafen konnte; die Vögel haben schon gesungen.

Das ist es auch gewesen, was mich schließlich wieder hat einschlafen lassen - die Vögel. Pa - und Daddy auch, wenn ich es mir so überlege - hat mir gesagt, dass Spechte und Krähen zwar Alarm schlagen, aber dass die Singvögel aufhören zu singen, wenn jemand in die Nähe kommt, dass man also im Wald darauf achten soll. Bei so viel Lärm in den Bäumen rings um das Haus wusste ich, dass keine Gefahr drohte - es war niemand da.

Am Ende der Seite war eine kleine, freie Stelle. Er blätterte um und spürte den Schweiß auf seinen Handflächen. Sein Herzschlag dröhnte ihm in den Ohren. Oben auf der Seite ging der Eintrag weiter. Bis dahin war die Handschrift flüssig und beinahe hastig gewesen, die Buchstaben waren flach gedrückt über die Seite gerast. Hier waren sie mit mehr Sorgfalt hingemalt, rund und aufrecht, als sei Brianna nach dem ersten Schock noch einmal zurückgekehrt, um hartnäckig und vorsichtig weiter darüber nachzudenken.

Ich habe versucht, es zu vergessen, aber das hat nicht funktioniert. Ich musste wieder und wieder daran denken, also bin ich schließlich allein in den Kräuterschuppen gegangen, um dort zu arbeiten. Mama passt auf Jemmy auf, wenn ich dort bin, weil er seine Finger nicht bei sich behalten kann, also wusste ich, dass ich allein sein würde. Ich habe mich mitten zwischen die aufgehängten Bündel gesetzt, die Augen geschlossen und versucht, mich an jedes winzige Detail zu erinnern und mir die unterschiedlichen Teile ins Gedächtnis zu rufen. »Das ist okay«, oder »Das ist nur ein Traum.« Denn Stephen Bonnet hat mir Angst gemacht, und mir wurde übel, wenn ich an das Ende gedacht habe - aber ich wollte mich wirklich daran erinnern, wie es war. Wie es sich angefühlt hat und wie ich es gemacht habe, damit ich es vielleicht noch einmal tun kann, mit Roger.

Aber ich habe dieses Gefühl, dass ich es nicht kann, es sei denn, Rogers geheimer Name fällt mir wieder ein.

An dieser Stelle endete der Eintrag. Auf der nächsten Seite standen noch mehr Träume, aber Roger las nicht weiter. Er schloss das Buch ganz vorsichtig und steckte es hinter den anderen wieder in das Regal. Er erhob sich und stellte sich ans Fenster. Er blickte eine Zeit lang hinaus und rieb sich unbewusst mit den schwitzenden Handflächen über die Nähte seiner Hose.

FÜNFTER TEIL

Besser zu heiraten, als zu brennen

39

Im Garten der Lüste

»Meinst du, sie schlafen in einem Bett?«

Jamie erhob seine Stimme nicht, doch er bemühte sich auch nicht, sie zu senken. Zum Glück standen wir am anderen Ende der Terrasse, außer Hörweite des Brautpaars. Doch eine ganze Reihe von Köpfen wandte sich in unsere Richtung.

Ninian Bell Hamilton starrte uns offen an. Ich lächelte dem älteren Schotten strahlend zu, grüßte ihn mit einer kleinen Geste meines geschlossenen Fächers und stieß Jamie energisch in die Rippen.

»Was für ein überaus anständiger Gedanke eines Neffen über seine Tante«, sagte ich mit gedämpfter Stimme.

Jamie trat außer Reichweite meines Ellbogens und musterte mich mit hoch gezogener Augenbraue.

»Was hat das denn mit Anstand zu tun? Sie heiraten doch. Und sind beide mehr als mündig«, fügte er hinzu, während er Ninian angrinste, der vor unterdrücktem Humor leuchtend rot wurde. Ich hatte keine Ahnung, wie alt Duncan Innes war, schätzte ihn aber auf Mitte fünfzig. Jamies Tante Jocasta musste mindestens ein Jahrzehnt älter sein.

Über die Köpfe der Menge hinweg konnte ich knapp sehen, wie Jocasta am anderen Ende huldvoll ihre Nachbarn und Freunde begrüßte. Sie war eine hoch gewachsene Frau und trug heute ein Kleid aus rostbraunem Wollstoff. Sie war von Steinvasen flankiert, die getrocknete Goldrutenbüschel enthielten; ihr schwarzer Butler Ulysses stand würdevoll in Perücke und grüner Livree daneben. Mit der eleganten, weißen Spitzenhaube, die ihre kühnen MacKenziezüge krönte, war sie unleugbar

die Königin der Plantage von River Run. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und hielt nach ihrem Partner Ausschau.

Duncan war zwar etwas kleiner als Jocasta, aber er hätte dennoch zu sehen sein müssen. Etwas früher am Morgen hatte ich ihn auch schon gesehen, in die feinste, scharlachrote Highlandtracht gekleidet, in der er prachtvoll, wenn auch furchtbar befangen aussah. Ich reckte den Hals und legte Jamie die Hand auf den Arm, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Er ergriff meinen Ellbogen, um mich zu stützen.

»Wonach suchst du, Sassenach?«

»Duncan. Sollte er nicht bei deiner Tante sein?«

Niemand hätte Jocasta angesehen, dass sie blind war - dass sie zwischen den großen Vasen stand, um sich zu orientieren, oder dass Ulysses bei ihr war, um ihr die Namen der heran nahenden Gäste ins Ohr zu flüstern. Ich sah, wie sich ihre linke Hand von ihrer Seite weg nach außen vortastete, nur Luft berührte und sich wieder senkte. Doch ihr Gesicht blieb unverändert; sie lächelte und nickte, während sie etwas zu Richter Henderson sagte.

»Vor der Hochzeitsnacht davon gelaufen?«, mutmaßte Ninian und hob Kinn und Augenbrauen, um über die Menge hinwegspähen zu können, ohne sich auf die Zehen zu stellen. »Diese Aussicht würde mich wahrscheinlich auch ein bisschen nervös machen. Eure Tante ist eine stattliche Frau, Fraser, aber wenn sie es darauf anlegt, bekommt sogar der König von Japan weiche Knie.«

Jamies Mund zuckte.

»Vielleicht ist Duncan irgendwie verhindert«, sagte er. »Ganz gleich, warum, er ist heute Morgen schon dreimal auf dem Abort gewesen.«

Jetzt zog auch ich die Augenbrauen hoch. Duncan litt unter chronischer Verstopfung; Jamies rüden Bemerkungen über die Natur eines passenden Hochzeitsgeschenkes zum Trotz hatte ich sogar ein Paket mit Sennesblättern und Salomonssiegelwurzeln für ihn dabei. Duncan musste nervöser sein, als ich gedacht hatte.

»Nun, für meine Tante wird es keine große Überraschung werden; sie war ja schließlich schon dreimal verheiratet«, sagte Jamie, nachdem Hamilton ihm etwas zugemurmelt hatte. »Aber für Duncan wird es die erste Ehe. Das ist für jeden Mann ein Schock. Ich kann mich noch gut an meine eigene Hochzeitsnacht erinnern, aye?« Er grinste mich an, und ich spürte, wie mir die Hitze in die Wangen stieg. Auch ich konnte mich daran erinnern - lebhaft.

»Ziemlich warm hier draußen, findest du nicht?« Ich schlug meinen Fächer zu einem Halbkreis aus elfenbeinfarbener Spitze auf und hielt ihn mir wedelnd vor die Wangen.

»Wirklich?«, sagte er und grinste mich weiter an. »Das war mir gar nicht aufgefallen.«

»Duncan aber«, meldete sich Ninian zu Wort. Er spitzte seine krausen Lippen, um sein Gelächter zu unterdrücken. »Als ich ihn zuletzt gesehen habe, hat er geschwitzt wie ein Pudding im Wasserbad.«

In der Tat war es im Freien sogar geradezu kühl, trotz der gusseisernen Wannen voll glühender Kohlen, die an den Ecken der Steinterrasse standen und süßen Apfelholzduft verbreiteten. Der Frühling war da, und der Rasen war frisch und grün, genau wie die Bäume am Ufer, doch in der Morgenluft lag immer noch ein Hauch von beißender Winterkälte. In den Bergen war auch noch Winter, und unser Weg nach River Run hatte uns bis weit in den Süden nach Greensboro noch durch Schnee geführt, auch wenn die Krokusse und Osterglocken schon tapfer ihre Köpfe an die Luft steckten.

Doch heute war ein klarer, heller Märztag, und Haus, Terrasse, Rasen und Garten waren mit Hochzeitsgästen bevölkert, die in ihrem Sonntagsstaat leuchteten wie ein verfrühter Schmetterlingsschwarm. Jocastas Hochzeit würde eindeutig das gesellschaftliche Ereignis des Jahres am Cape Fear werden; es mussten fast zweihundert Leute hier sein, die zum Teil sogar aus Halifax oder Edenton gekommen waren.

Ninian sagte leise etwas auf Gälisch zu Jamie und warf mir einen Seitenblick zu. Jamie antwortete ihm mit einer elegant formulierten

Bemerkung ausgesprochen rüden Inhalts und sah mich unverbindlich an, während der ältere Mann sich vor Lachen fast verschluckte.

Eigentlich verstand ich inzwischen ganz gut Gälisch, doch es gab Situationen, in denen Diskretion eine Tugend war. Ich schlug meinen Fächer zu seiner vollen Breite auf, um meine Miene zu verbergen. Der elegante Umgang mit einem Fächer bedurfte zwar einiger Übung, doch für einen Menschen, der wie ich mit einem gläsernen Gesicht geschlagen war, war er in Gesellschaft ein ausgesprochen nützlicher Gegenstand.

Ich wandte mich von der Unterhaltung ab, die alle Anzeichen zeigte, noch weiter zu degenerieren, und suchte die Menge nach Spuren des verschwundenen Bräutigams ab. Vielleicht war Duncan ja wirklich krank und hatte mehr als nur Nervenflattern. Wenn ja, dann kümmerte ich mich wohl besser um ihn.

»Phaedre! Hast du Mr. Innes heute Morgen schon gesehen?« Jocastas Leibdienerin kam an mir vorbei gehuscht, den Arm voller Tischdecken, doch auf meinen Ruf hin blieb sie abrupt stehen.

»Hab' Master Duncan seit dem Frühstück nicht mehr gesehen, Ma'am«, sagte sie und schüttelte den Kopf, der mit einem ordentlichen Spitzenhäubchen geschmückt war.

»Was für einen Eindruck hat er da gemacht? Hat er gut gegessen?« Das Frühstück war eine Angelegenheit von mehreren Stunden, bei der sich die Gäste des Hauses nach Belieben von der Anrichte bedienten. Wahrscheinlich waren Duncan eher die Nerven auf den Magen geschlagen als eine Lebensmittelvergiftung, doch ein Teil des Wurstaufschnitts auf der Anrichte war mir sehr verdächtig vorgekommen.

»Nein, Ma'am, kaum einen Bissen.« Phaedre legte die glatte Stirn in Falten; sie hatte Duncan gern. »Die Köchin hat versucht, ihn mit einem schönen, gekochten Ei zu locken, aber er hat nur den Kopf geschüttelt und ein kränkliches Gesicht gemacht. Aber einen Becher Rumpunsch hat er getrunken«, sagte sie, und dieser Gedanke schien sie ein wenig zu trösten.

»Aye, dann ist es ja gut«, merkte Ninian an, als er das hörte. »Macht Euch keine Sorge, Mrs. Claire, Duncan schafft das schon.«

Phaedre machte einen Knicks und eilte auf die Tische zu, die gerade unter den Bäumen aufgestellt wurden. Ihre gestärkte Schürze flatterte im Wind. Das köstliche Aroma gegrillten Schweinefleisches wehte durch die kühle Frühlingsluft, und duftende Wolken aus Hickoryrauch stiegen von den Feuern in der Nähe der Schmiede auf, wo Wildkeulen, halbe Hammel und Geflügel sich zu Dutzenden an Spießen drehten. Mein Magen knurrte trotz der festen Schnüre meines Mieders laut vor Vorfreude.

Dies schien weder Jamie noch Ninian aufzufallen, doch ich trat diskret einen Schritt zur Seite und wandte mich ab, um mit meinen Blicken die Rasenfläche abzusuchen, die sich von der Terrasse bis zur Anlegestelle am Fluss erstreckte. Ich war nicht so überzeugt von den Tugenden des Rums, vor allem, wenn er auf nüchternen Magen getrunken wurde. Duncan wäre zugegebenermaßen nicht der erste Bräutigam gewesen, der in einem Zustand fortgeschrittener Intoxikation vor den Altar schritt, aber dennoch...

Brianna stand neben einer der Marmorstatuen, die den Rasen schmückten. Sie trug ein Wollkleid im leuchtenden Blau des Frühlingshimmels, hatte Jemmy auf ihre Hüfte gesetzt und war in ein Gespräch mit Gerald Forbes vertieft. Auch sie hatte einen Fächer, doch Jemmy hatte ihn in die Finger bekommen und kaute auf seinem Elfenbeingriff herum, und sein kleines, rosa Gesicht trug einen Ausdruck tiefster Konzentration.

Aber für Brianna war eine gute Fächertechnik ja auch nicht so notwendig wie für mich, da sie Jamies Fähigkeit geerbt hatte, all ihre Gedanken hinter einer Maske freundlicher Unverbindlichkeit zu verbergen. Diese Maske hatte sie jetzt aufgesetzt, was mir einen guten Eindruck von der Meinung vermittelte, die sie über Mr. Forbes hegte. Wo war Roger?, fragte ich mich. Vorhin war er doch noch bei ihr gewesen.

Ich wandte mich Jamie zu, um ihn zu fragen, was er von dieser Epidemie verschwundener Ehemänner hielt, musste jedoch feststellen, dass sie ihn ebenfalls erwischt hatte. Ninian Hamilton hatte sich umgedreht und unterhielt sich mit jemand anderem, und der Platz an meiner Seite wurde jetzt von zwei Sklaven eingenommen, die unter dem Gewicht einer gigantischen Korbflasche mit Branntwein schwankten und

auf die Tische mit den Erfrischungen zuhielten. Ich ging ihnen hastig aus dem Weg und wandte mich ab, um nach Jamie Ausschau zu halten.

Er war in der Menge verschwunden wie ein Moorhuhn im Heidekraut. Ich drehte mich langsam und ließ dabei den Blick über die Terrasse und die Rasenflächen schweifen, aber es war keine Spur von ihm in der wogenden Menge zu sehen. Ich kniff die Augen zusammen, weil mich die Sonne blendete, und überschattete meine Augen mit meiner Hand.

Es war ja schließlich nicht so, als ob er unauffällig gewesen wäre; als Highlander mit dem Blut der Wikingerriesen in den Adern überragte er die meisten Männer um mehr als einen Kopf, und die Sonne fing sich in seinem Haar wie auf polierter Bronze. Und zur Krönung des Ganzen war er zur Feier von Jocastas Hochzeit in seinen besten Staat gekleidet - ein gegürtetes Plaid aus purpurrotem und schwarzem Tartanstoff, dazu sein guter, grauer Rock nebst Weste und das schrillste Paar rotschwarzer Argylestrümpfe, das je die Schienbeine eines Schotten geziert hatte. Er hätte auffallen müssen wie ein Blutfleck auf frischem Leinen.

Zwar fand ich ihn nicht, aber ein bekanntes Gesicht entdeckte ich dennoch. Ich verließ die Terrasse und schlängelte mich zwischen den Trauben der Gäste hindurch.

»Mr. MacLennan!« Auf meinen Zuruf hin drehte er sich um und machte ein überraschtes Gesicht, doch dann breitete sich ein herzliches Lächeln über seine groben Züge.

»Mrs. Fraser!«

»Wie schön, Euch zu sehen«, sagte ich und reichte ihm die Hand. »Wie geht es Euch?« Er sah viel besser aus als bei unserem letzten Zusammentreffen. Er war sauber, und in seinem dunklen Anzug und seinem schlichten, gestreiften Hut bot er ein anständiges Bild. Doch seine Wangen waren hohl, und hinter seinen Augen lauerte ein Schatten, der auch nicht verschwand, als er mich anlächelte.

»Oh... ganz gut, Ma’am. Wirklich gut.«

»Seid Ihr... wo lebt Ihr denn jetzt?« Diese Frage schien mir höflicher zu sein als: »Warum seid Ihr nicht im Gefängnis?« Da er kein Dummkopf

war, beantwortete er beide Fragen.

»Ach, nun ja, Euer Gatte war so freundlich, an Mr. Ninian dort drüben zu schreiben -« Er wies mit dem Kopf auf die hagere Gestalt von Ninian Bell Hamilton, der auf dem Rasen in eine erhitzte Diskussion verwickelt war. »Er hat ihn von meinem Kummer unterrichtet. Mr. Ninian ist ein großer Freund der Regulatoren - und außerdem ein guter Freund von Richter Henderson.« Er schüttelte den Kopf, die Lippen verwundert gespitzt.

»Ich kann nicht genau sagen, wie es dazu gekommen ist, aber Mr. Ninian hat mich aus dem Gefängnis geholt und mich in sein Haus aufgenommen. Dort bin ich also nun zurzeit. Es war gütig - sehr gütig.« Er meinte seine Worte offensichtlich aufrichtig, und doch sprach er sie mit einer gewissen Geistesabwesenheit. Dann verstummte er. Er sah mich immer noch an, doch seine Augen waren ausdruckslos. Ich versuchte, mir etwas zu überlegen, was ich sagen könnte, um ihn vielleicht in die Gegenwart zurückzuholen, doch ein Ausruf Ninians riss ihn aus seiner Trance und ersparte mir die Mühe. Abel entschuldigte sich höflich bei mir und ging zu ihm, um ihn bei der Diskussion zu unterstützen.

Ich schlenderte über den Rasen und nickte über den Fächer hinweg diversen Bekannten zu. Es freute mich, Abel wiederzusehen und zu wissen, dass er zumindest körperlich unversehrt war - doch ich konnte nicht leugnen, dass mir bei seinem Anblick kalt ums Herz wurde. Ich hatte das Gefühl, dass es Abel MacLennan kaum interessierte, wo sich sein Körper aufhielt; sein Herz lag mit seiner Frau im Grab.

Warum hatte Ninian ihn heute mitgebracht? fragte ich mich. Eine solche Hochzeit konnte ihn doch nur an seine eigene Ehe erinnern; das hatten Hochzeiten nun einmal so an sich.

Die Sonne stand jetzt so hoch, dass sie die Luft erwärmte, doch ich erschauerte. Zu sehr erinnerte mich der Anblick von MacLennans Schmerz an die Tage nach Culloden, als ich in der Gewissheit, dass Jamie tot war, in meine eigene Zeit zurückgekehrt war. Ich kannte diese Leblosigkeit des Herzens nur zu gut; das Gefühl, am Tage schlafzuwandeln und des Nachts

mit offenen Augen dazuliegen, keine Ruhe zu finden, das einzige Gefühl eine Leere, die kein Frieden war.

Jocastas Stimme schwebte von der Terrasse herab und rief nach Ulysses. Sie hatte drei Ehemänner verloren und war jetzt entschlossen, sich einen vierten zu nehmen. Sie mochte ja blind sein, doch in ihren Augen war nichts Totes. Ob das wohl bedeutete, dass sie nie tiefe Gefühle für einen ihrer Männer gehegt hatte?, fragte ich mich. Oder nur, dass sie eine Frau von großer Kraft war, die den Schmerz besiegen konnte, und das nicht nur einmal, sondern mehrfach?

Ich selbst hatte es einmal getan - um Briannas willen. Doch Jocasta hatte keine Kinder; zumindest jetzt nicht mehr. Hatte sie einst Kinder gehabt und den Schmerz eines gespaltenen Herzens unterdrückt, um für ein Kind zu leben?

Ich schüttelte mich und versuchte, diese melancholischen Gedanken zu vertreiben. Dies war schließlich ein festlicher Anlass, und der Tag war wie geschaffen dafür. Der Hartriegel stand in voller Blüte, und balzende Drosseln und Kardinalvögel schossen wie Konfetti in den grünenden Bäumen umher, verrückt vor Lust.

»Aber natürlich haben sie das«, sagte eine Frau mit herrischer Stimme. »Mein Gott, sie wohnen jetzt doch schon seit Monaten im selben Haus!«

»Aye, das stimmt«, pflichtete eine ihrer Begleiterinnen ihr zweifelnd bei. »Aber wenn man sie so ansieht, möchte man es nicht glauben. Sie sehen einander ja kaum an! Äh... ich meine, natürlich kann sie ihn nicht ansehen, blind, wie sie ist, aber man möchte doch meinen...«

Es ging nicht nur den Vögeln so, dachte ich belustigt. Ein Gefühl aufsteigender Säfte durchtränkte die ganze Hochzeitsgesellschaft. Als ich zur Terrasse hinaufblickte, konnte ich junge Frauen zwitschernd und tratschend wie die Hennen in kleinen Gruppen zusammengedrängt sehen, während die Männer ach-so-beiläufig vor ihnen auf und ab schritten, bunt wie die Pfauen in ihren Festtagskleidern. Es würde mich nicht im Mindesten überraschen, wenn dieses Fest in einigen Verlobungen resultierte - und auch in der einen oder anderen Schwangerschaft. Sex lag

in der Luft; unter den betörenden Düften von Frühlingsblumen und kochendem Essen konnte ich es riechen.

Das Gefühl der Melancholie war von mir gewichen, wenn es mich auch immer noch drängte, Jamie zu finden.

Ich war auf der einen Seite des Rasens hinunter und auf der anderen wieder heraufgegangen, sah aber zwischen dem großen Plantagenhaus und dem Dock - wo livrierte Sklaven immer noch späte Ankömmlinge begrüßten, die auf dem Wasser angereist waren - nirgends eine Spur von ihm. Unter denen, die noch erwartet wurden - und in der Tat sehr spät dran waren -, befand sich auch der Priester, der die Eheschließung vollziehen sollte.

Vater LeClerc war ein Jesuit, der aus New Orleans zu einer Missionsstation in der Nähe von Quebec unterwegs war, sich jedoch von Jocasta durch eine beträchtliche Spende an die Gesellschaft Jesu vom strikten Pfad der Pflichterfüllung hatte abbringen lassen. Möglich, dass man mit Geld kein Glück kaufen konnte, sinnierte ich, aber es war trotzdem eine nützliche Annehmlichkeit.

Ich blickte in die andere Richtung und erstarrte. Nicht weit von mir entfernt fing Ronnie Campbell meinen Blick auf und verneigte sich; ich grüßte mit erhobenem Fächer zurück, war aber zu sehr abgelenkt, um mich mit ihm zu unterhalten. Zwar hatte ich Jamie nicht gefunden, aber ich hatte gerade wahrscheinlich den Grund für sein plötzliches Verschwinden erspäht. Ronnies Vater, Farquard Campbell, kam von der Anlegestelle über den Rasen geschritten, begleitet von einem Herrn in der rot-braunen Uniform der Armee Seiner Majestät und einem weiteren in einer Marineuniform - Leutnant Wolff.

Dieser Anblick versetzte mir einen unangenehmen Schrecken. Leutnant Wolff gehörte nicht zu den Menschen, deren Anblick mich erfreute. Auch sonst war er bei niemandem, der ihn kannte, beliebt.

Ich ging davon aus, dass es wohl nur vernünftig gewesen war, ihn einzuladen, da die Königliche Marine der Hauptabnehmer für das auf River Run produzierte Holz, den Teer und das Terpentin war, und Leutnant Wolff vertrat die Marine in diesen Dingen. Und es war gut möglich, dass

Jocasta ihn außerdem auch aus persönlichen Gründen eingeladen hatte - der Leutnant hatte vor einiger Zeit um ihre Hand angehalten. Nicht, wie sie trocken angemerkt hatte, aus Verlangen nach ihrer Person, sondern, um River Run in seine Finger zu bekommen.

Ja, ich konnte mir vorstellen, dass sie ihren Spaß an der Anwesenheit des Leutnants bei ihrer Hochzeit hatte - auch wenn Duncan, der von Natur aus weder hinterlistig noch rachsüchtig war, dies anders sehen mochte.

Farquard Campbell hatte mich entdeckt und schob sich jetzt durch die Menge, wobei er die Armee im Rücken hatte. Ich erhob meinen Fächer und traf in meinem Gesicht die notwendigen Vorbereitungen für eine höfliche Konversation, doch der Leutnant erspähte - zu meiner großen Erleichterung - einen Bediensteten, der ein Tablett mit Gläsern über die Terrasse trug, und ließ seine Eskorte rücksichtslos im Stich, um zu dessen Verfolgung anzusetzen und eine Erfrischung zu ergattern.

Der andere Herr vom Militär sah ihm nach, folgte Farquard jedoch pflichtbewusst. Seit dem Abzug des letzten Highlandregimentes im Herbst war der Anblick eines roten Rockes in der Kolonie etwas Ungewöhnliches. Wer mochte das sein?

Nachdem ich, wie ich hoffte, ein freundliches Lächeln aufgesetzt hatte, sank ich zu einem formalen Hofknicks nieder und breitete meine bestickten Röcke so vorteilhaft wie möglich aus.

»Mr. Campbell.« Ich warf einen unauffälligen Blick hinter ihn, doch Leutnant Wolff war uns auf der Suche nach etwas Alkoholischem abhanden gekommen.

»Mrs. Fraser. Stets zu Diensten, Ma’am«, antwortete Farquard mit einer eleganten Verbeugung. Mr. Campbell war ein älterer Mann von vertrocknetem Aussehen, der wie üblich in nüchternes, schwarzes Tuch gekleidet war. Ein kleiner Rüschenkragen war sein einziges Zugeständnis an den festlichen Anlass.

Er spähte über meine Schulter hinweg und runzelte ein wenig verwirrt die Stirn. »Ich habe doch - ich *meine*, ich hätte Euren Gatten an Eurer Seite gesehen?«

»Oh. Nun, ich glaube, er ist... äh... fort.« Ich wedelte geziert mit dem Fächer in Richtung der Bäume, wo der Abort lauerte, durch einen ästhetischen Abstand und eine Reihe kleiner Weißkiefern vom Herrenhaus getrennt.

»Ah, ich verstehe. Nun gut.« Campbell räusperte sich und wies auf den Mann in seiner Begleitung. »Mrs. Fraser, darf ich Euch Major Donald MacDonald vorstellen?«

MacDonald war ein hakennasiger, aber gut aussehender Gentleman Ende dreißig. Er hatte das verwitterte Gesicht und die aufrechte Haltung eines Berufssoldaten und ein angenehmes Lächeln, das von einem scharfen, blauen Augenpaar in der hellen, kräftigen Farbe von Briannas Kleid Lügen gestraft wurde.

»Stets zu Diensten, Ma'am.« Er verneigte sich sehr elegant. »Darf ich anmerken, Ma'am, wie wunderbar Euch diese Farbe steht?«

»Der Major ist erst vor kurzem in Cross Creek eingetroffen«, erklärte Farquard. »Ich habe ihm versichert, dass er keine bessere Gelegenheit finden wird, Bekanntschaft mit seinen Landsleuten zu schließen und sich mit seiner Umgebung vertraut zu machen.« Er wies mit einer ausladenden Geste über die Terrasse und die Anwesenden - die in der Tat ein Who's Who der schottischen Gesellschaft am Cape Fear repräsentierten.

»In der Tat«, sagte der Major höflich. »So viele schottische Namen habe ich das letzte Mal in Edinburgh gehört. Mr. Campbell hat mir zu verstehen gegeben, dass Euer Gatte der Neffe von Mrs. Cameron ist - oder vielleicht sollte ich Mrs. Innes sagen?«

»Ja. Habt Ihr Mrs.... äh... Innes schon kennen gelernt?« Ich blickte zum anderen Ende der Terrasse. Immer noch keine Spur von Duncan, von Roger oder Jamie ganz zu schweigen. Verflixt, wo waren sie nur alle? Bei einer Gipfelkonferenz auf dem Lokus?

»Nein, aber ich freue mich darauf, ihr meine Aufwartung zu machen. Der verstorbene Mr. Campbell war ein Bekannter meines Vaters, Robert MacDonald of Stornoway.« Er neigte seinen mit einer Perücke bedeckten Kopf respektvoll in Richtung des kleinen, weißen Marmorgebäudes am Rande der Rasenfläche - das Mausoleum, das derzeit die fleischlichen

Überreste Hector Camerons beherbergte. »Hat Euer Gatte zufällig Verbindungen zu den Frasers of Lovat?«

Ich stöhnte innerlich auf, denn mir war klar, dass er vorhatte, ein schottisches Spinnennetz zu knüpfen. Jede Begegnung zweier beliebiger Schotten begann unabänderlich mit dem Auswerfen fragender Schlingen, bis genügend Stränge von Beziehungen und Bekannten haften geblieben waren, um ein brauchbares Netzwerk zu bilden. Ich persönlich neigte dazu, mich in den klebrigen Fäden der Sippen und Clans zu verwickeln, bis ich am Ende wie eine fette, saftige Fliege in der Falle saß und der Gnade des Fragestellers hilflos ausgeliefert war.

Jamie dagegen hatte mit Hilfe solcher Kenntnisse jahrelang die Intrigen der französischen und schottischen Politik überlebt - mit riskanten Manövern hatte er sich an den geheimen Fäden solcher Netze entlangbewegt und sich dabei von den klebrigen Fallen von Loyalität und Verrat fern gehalten, die so viele andere ins Verderben gestürzt hatten. Ich richtete mich darauf ein, ihm gut zuzuhören, und gab mir größte Mühe, diesen MacDonald unter den Tausenden seiner Namensvettern richtig einzuordnen.

MacDonald of Keppoch, MacDonald of the Isles, MacDonald of Clanranald, MacDonald of Sleat. Wie viele Sorten von MacDonalds gab es denn nur?, fragte ich mich etwas unwirsch. Eine oder zwei mussten für den Hausgebrauch doch reichen.

MacDonald of the Isles, wie es aussah; die Familie des Majors stammte von der Insel Harris. Während des Verhörs hielt ich mit einem Auge nach Jamie Ausschau, doch er war spurlos untergetaucht.

Farquard Campbell - der das Spiel auch nicht schlecht beherrschte - schien den verbalen Schlagabtausch zu genießen, und seine dunklen Augen huschten mit belustigtem Ausdruck zwischen dem Major und mir hin und her. Seine Belustigung wechselte jedoch in einen Ausdruck der Überraschung über, als ich nach dem gekonnten Vortrag des Majors meine ausgesprochen verworrene Analyse der väterlichen Abstammung Jamies beendete.

»Der Großvater Eures Mannes war Simon, Lord Lovat?«, sagte Campbell. »Der Alte Fuchs?« Er erhob ungläubig die Stimme.

»Nun... ja«, sagte ich ein wenig beklommen. »Ich dachte, Ihr wüsstet das.«

»Ist das so«, sagte Farquard. Er sah aus, als hätte er eine Branntweinpflaume heruntergeschluckt und zu spät bemerkt, dass sie noch einen Stein hatte. Natürlich hatte er gewusst, dass Jamie ein begnadigter Jakobit war, doch ganz offensichtlich hatte Jocasta seine enge Verbindung mit dem Alten Fuchs nicht erwähnt - der für seine Rolle beim Stuartaufstand als Verräter hingerichtet worden war. Die Campbells hatten in diesem Schlamassel weitenteils auf Regierungsseite gekämpft.

»Ja«, sagte MacDonald, ohne Campbells Reaktion zu beachten. Er runzelte konzentriert die Stirn. »Ich habe die Ehre, mit dem derzeitigen Lord Lovat flüchtig bekannt zu sein - der Titel ist wieder eingesetzt worden, wenn ich mich recht entsinne?«

Er wandte sich erklärend an Campbell und fuhr fort. »Das ist der Junge Simon, der ein Regiment aufgestellt hat, um gegen die Franzosen zu kämpfen... wann, achtundfünfzig? Nein, siebenundfünfzig. Ja, siebenundfünfzig. Ein tapferer Soldat und ein exzellenter Kämpfer. Und er ist also... der Neffe Eures Gatten? Nein, der Onkel.«

»Halbonkel«, stellte ich klar. Der Alte Simon war dreimal verheiratet gewesen und hatte aus der Existenz seiner außerehelichen Sprösslinge kein Geheimnis gemacht - und zu diesen hatte auch Jamies Vater gehört. Doch darauf brauchte ich jetzt nicht einzugehen.

MacDonald nickte, und sein hageres Gesicht klärte sich angesichts der Tatsache, dass er es alles erfolgreich ausgeknobelt hatte, zufrieden auf. Farquards Miene entspannte sich etwas, als er hörte, dass der Ruf der Familie Fraser so weit wiederhergestellt war.

»Papist natürlich«, fügte MacDonald hinzu, »aber dennoch ein exzellenter Soldat.«

»Wo wir gerade von Soldaten sprechen«, unterbrach Campbell, »wisst Ihr wohl...«

Vor Erleichterung seufzte ich so heftig auf, dass meine Korsettschnüre ächzten, als Mr. Campbell den Major jetzt zu einer Analyse eines lange vergangenen Militärereignisses verleitete. Der Major, so schien es, stand nicht im aktiven Dienst, sondern war wie so viele andere bei halbem Sold in Pension gegangen. Solange die Krone keinen weiteren Bedarf an seinen Diensten hatte, blieb es ihm daher überlassen, sich auf Beschäftigungssuche in den Kolonien herumzudrücken. Der Friede war hart für einen Berufssoldaten.

Wartet nur, dachte ich und erschauerte vorausahnend. Noch etwa vier Jahre, und der Major würde genug zu tun bekommen.

Aus dem Augenwinkel sah ich Tartanstoff aufblitzen und wirbelte herum, um zu sehen, zu wem er gehörte, doch es war weder Jamie noch Duncan. Dennoch, ein Rätsel weniger; es war Roger, dunkelhaarig und schmuck in seinem Kilt. Sein Gesicht erhellte sich, als er Brianna erspähte, und seine Schritte wurden länger. Sie wandte den Kopf, als spürte sie seine Gegenwart, und auch ihr Gesicht erhellte sich als Reaktion.

Er trat zu ihr, und ohne Notiz von dem Herrn in ihrer Begleitung zu nehmen, umarmte er sie und küsste sie fest auf den Mund. Als sie sich voneinander lösten, hielt er Jemmy die Arme entgegen und drückte ihm einen weiteren Kuss auf seinen seidenen Rotschopf.

Ich wandte mich wieder dem Gespräch vor meiner Nase zu, da mir verspätet klar wurde, dass Farquard Campbell schon seit einiger Zeit redete, ohne dass ich die geringste Ahnung hatte, was er gesagt hatte. Als er meine Verwirrung sah, lächelte er leicht ironisch.

»Ich muss mich entfernen und anderswo meine Aufwartung machen, Mrs. Fraser«, sagte er. »Wenn Ihr mich entschuldigen würdet? Ich werde Euch in der vorzüglichen Gesellschaft des Majors zurücklassen.« Er tippte sich höflich an den Hut und schlängelte sich auf das Haus zu, vielleicht, um Leutnant Wolff aufzuspüren und ihn daran zu hindern, das Tafelsilber einzusacken.

Da der Major nun mit mir festsaß, fischte er nach einem geeigneten Gesprächsthema und verlegte sich auf die nahe liegendste Frage zwischen zwei neuen Bekannten.

»Seid Ihr und Euer Gatte schon lange in den Kolonien, Ma'am?«

»Nicht sehr lange«, sagte ich voller Argwohn. »Etwa drei Jahre. Wir leben in einer kleinen Siedlung im Hinterland -« Ich gestikulierte mit meinem geschlossenen Fächer in Richtung der unsichtbaren Berge im Westen. »Ein Ort namens Fraser's Ridge.«

»Ah ja. Ich habe schon davon gehört.« In der Nähe seines Mundwinkels zuckte ein Muskel, und ich fragte mich beklommen, was genau er gehört hatte. Jamies Destille war im Hinterland und unter den schottischen Siedlern am Cape Fear ein offenes Geheimnis - ja, es standen sogar mehrere Fässer mit unreifem Whisky aus der Destillerie für jedermann sichtbar bei den Ställen, Jamies Hochzeitsgeschenk an seine Tante und Duncan -, doch ich hoffte, dass es nicht so offen war, dass ein frisch in den Kolonien eingetroffener Armeeoffizier gleich davon gehört hatte.

»Sagt mir, Mrs. Fraser...« Er zögerte, dann gab er sich einen Ruck. »Habt Ihr in Eurer Gegend der Kolonie sehr viel mit... Parteigeist zu tun?«

»Parteigeist? Oh, äh... nein, eigentlich nicht.« Ich blickte argwöhnisch zu Hector Camerons Mausoleum hinüber, wo Hermon Husbands dunkles Quäkergrau sich wie ein Fleck von dem reinweißen Marmor abhob. Parteigeist war ein Codewort für die Aktivitäten von Männern wie Husband und James Hunter - Regulatoren.

Die Milizaktion des Gouverneurs im Dezember hatte zwar die gewalttätigen Ausschreitungen zum Erliegen gebracht, doch die Regulation war immer noch ein brodelnder Topf unter einem sehr festen Deckel. Husband war aufgrund seiner ausdrucksstarken Pamphlete im Februar festgenommen und kurze Zeit eingekerkert worden, doch diese Erfahrung hatte weder seiner Einstellung noch seiner Wortwahl Abbruch getan. Der Topf konnte jederzeit überkochen.

»Es freut mich, das zu hören«, sagte Major MacDonald mit ausgesprochen enttäuschtem Gesicht. »Erfahrt Ihr denn in Eurer abgelegenen Siedlung viele Neuigkeiten?«

»Nicht viel. Äh... schönes Wetter heute, nicht wahr? Wir haben dieses Jahr wirklich Glück. Hattet Ihr eine gute Anreise aus Charleston? So früh im Jahr... der Schlamm...«

»Ja, Ma'am. Wir hatten ein paar kleine Schwierigkeiten, aber nicht mehr als...««

Im Lauf dieser Plauderei betrachtete mich der Major ganz unverhüllt und registrierte abschätzend den Schnitt und die Qualität meines Kleides, die Perlen an meinem Hals und meinen Ohren. Es lag nicht die geringste Spur von Anzüglichkeit oder Koketterie in seinem Blick. Er beurteilte einfach nur meine gesellschaftliche Stellung und den Grad der Wohlhabenheit und des Einflusses, den mein Mann hatte.

Ich ließ mich davon nicht beleidigen; schließlich machte ich es ja mit ihm nicht anders. Wohlerzogen und aus gutem Hause. So viel machte allein sein Rang deutlich, doch der schwere, goldene Siegelring an seiner rechten Hand beantwortete auch die letzte diesbezügliche Frage. Er persönlich war jedoch nicht allzu gut betucht; seine Uniform war an den Kanten abgetragen, und seine Stiefel waren stark zerkratzt, wenn auch gut poliert.

Ein leichter, schottischer Akzent mit einem Hauch von französischer Gutturalität - Erfahrung in Kontinentalfeldzügen. Und, wie ich vermutete, gerade erst in der Kolonie eingetroffen; sein Gesicht war von einer Krankheit gezeichnet, die noch nicht lange zurücklag, und das Weiße seiner Augen zeigte eine leichte Spur von Gelbsucht, die bei Neuankömmlingen häufig war, weil sie sich oft alles Mögliche von der Malaria bis zum Denguefieber einfingen, wenn sie auf die wimmelnden Keimparadiese in den Küstenstädten trafen.

»Sagt mir, Mrs. Fraser -«, begann der Major.

»Damit beleidigt Ihr nicht nur mich, sondern jeden Ehrenmann hier!«

Ninian Bell Hamiltons ziemlich schrille Stimme ertönte inmitten einer allgemeinen Gesprächspause, und auf der ganzen Rasenfläche wandten sich die Köpfe.

Er stand direkt vor Robert Barlow, einem Mann, dem ich vorhin vorgestellt worden war. Irgendein Kaufmann, erinnerte ich mich vage - aus Edenton? Oder vielleicht auch New Bern. Er war ein untersetzter Mann, der aussah, als sei er keinen Widerspruch gewöhnt, und er verhöhnte Hamilton ganz unverhohlen.

»Regulatoren nennt Ihr sie? Knastbrüder und Aufrührer! Und Ihr wollt sagen, dass solche Männer Ehrgefühl besitzen, ja?«

»Ich *will* es nicht sagen - ich konstatiere es als Tatsache, und als solche werde ich es auch verteidigen!« Der alte Herr richtete sich auf und tastete nach seinem Schwertknauf. Glücklicherweise trug er kein Schwert; aus gegebenem, festlichem Anlass trug keiner der anwesenden Herren eine solche Waffe.

Ob diese Tatsache Barlows Verhalten beeinflusste, konnte ich nicht sagen, doch er lachte verächtlich und kehrte Hamilton den Rücken, um sich zu entfernen. Wutentbrannt trat der ältere Schotte ihm darauf prompt in den Hintern.

Barlow, der mit einer solchen Attacke nicht rechnete und das Gleichgewicht verlor, schoss nach vorn und landete auf Händen und Knien, so dass ihm die Rockschöße über die Ohren flogen und er ein höchst lächerliches Bild abgab. Sämtliche Zuschauer brachen unabhängig von ihrer politischen Einstellung in Gelächter aus. Dadurch ermutigt, blies sich Ninian auf wie ein Zwergkampfhahn und stolzierte um seinen gestürzten Gegner herum, um ihn von vorn anzusprechen.

Ich hätte ihm sagen können, dass dies ein taktischer Fehler war, aber ich hatte ja auch den Vorteil, Barlows Gesicht zu sehen, das vor Wut und Verlegenheit knallrot war. Mit vorquellenden Augen rappelte er sich umständlich auf, setzte sich mit Gebrüll in Bewegung und rannte den kleineren Mann um.

Die beiden wälzten sich mit fliegenden Fäusten und Rockschößen im Gras, und die Zuschauer johlten ihnen ermunternd zu. Überall von der Rasenfläche und der Terrasse kamen die Gäste herbeigeeilt, um zu sehen, was hier vor sich ging. Abel MacLennan schob sich durch den Pöbel, offenbar in der Absicht, seinem Gastgeber Unterstützung anzubieten. Richard Caswell packte ihn am Arm, um ihn daran zu hindern, und er fuhr herum, wodurch Caswell das Gleichgewicht verlor.

James Hunter, dessen hageres Gesicht vor Schadenfreude leuchtete, stellte Caswell ein Bein, und dieser landete mit dem Hintern auf dem Rasen und machte ein überraschtes Gesicht. Caswells Sohn George heulte

entrüstet auf und boxte Hunter in die Nieren. Hunter wirbelte herum und schlug George auf die Nase.

Eine Anzahl von Damen war in Gekreische ausgebrochen - nicht alle vor Schrecken. Eine oder zwei schienen Ninian Hamilton anzufeuern, der in dieser Minute auf der Brust seines Opfers saß und Anstalten machte, ihn zu erwürgen, wenn er auch dank Barlows kräftigem Hals und seiner Halsbinde damit wenig erfolgreich war.

Ich sah mich panisch nach Jamie um - oder Roger oder Duncan. Gottverdammt, wo waren sie nur alle?

George Caswell war überrascht zurückgewichen und hielt sich die Nase, aus der ihm das Blut auf sein Hemd tropfte. DeWayne Buchanan, einer von Hamiltons Schwiegersöhnen, schob sich zielstrebig durch die dichter werdende Menge. Ich wusste nicht genau, ob er seinen Schwiegervater von Barlow wegzureißen oder ihm bei seinem Mordversuch zu helfen gedachte.

»Oh, verflixt«, knurrte ich vor mich hin. »Hier, haltet das.« Ich drückte Major MacDonald meinen Fächer in die Hand und hob meine Röcke, um mich in den Schlamassel zu begeben, während ich mir noch überlegte, nach wem ich am wirkungsvollsten zuerst trat - und wohin.

»Möchtet Ihr, dass ich es beende?«

Der Major, der das Spektakel genossen hatte, machte bei diesem Gedanken ein enttäuschtes, aber pflichtergebenes Gesicht. Auf mein ziemlich verblüfftes Nicken hin griff er nach seiner Pistole, zielte zum Himmel und schoss in die Luft.

Der Knall war so laut, dass er für ein paar Sekunden alle zum Schweigen brachte. Die Streithähne erstarrten, und in der vorübergehenden Stille betrat Hermon Husband die Szene.

»Freund Ninian«, sagte er und blickte unter freundlichem Kopfnicken in die Runde. »Freund Buchanan. Ihr erlaubt.« Er ergriff den älteren Schotten an beiden Armen und zog ihn von Barlows Körper hoch. Er warf James Hunter einen warnenden Blick zu; Hunter gab ein hörbares »Hmpf!« von sich, trat jedoch ein paar Schritte zurück.

Die jüngere Mrs. Caswell, eine Frau von Verstand, hatte ihren Mann bereits vom Schlachtfeld entfernt und hielt ihm ein Taschentuch unter die Nase und ein silbernes Messer vom Buffet in den Nacken. DeWayne Buchanan und Abel MacLennan hatten je einen von Ninians Armen ergriffen und taten so, als müssten sie ihn unter großer Mühe bändigen, während sie mit ihm zum Haus davonmarschierten - obwohl es doch einigermaßen deutlich war, dass jeder Einzelne von ihnen ihn problemlos hätte hochheben und tragen können.

Richard Caswell war allein aufgestanden, und er sah zwar arg beleidigt aus, hatte aber offensichtlich nicht vor, auf irgendjemanden einzuschlagen. Er stand da, klopfte sich das trockene Gras vom Rücken seines Rockes und hatte die Lippen missbilligend zusammengepresst.

»Euer Fächer, Mrs. Fraser?« Aus meiner Analyse des Konfliktes gerissen, stellte ich fest, dass Major MacDonald mir höflich meinen Fächer wieder entgegenhielt. Seine Miene war ausgesprochen selbstzufrieden.

»Danke«, sagte ich, ergriff den Fächer und betrachtete MacDonald mit einigem Respekt. »Sagt mir, Major - lauft Ihr immer mit geladener Pistole herum?«

»Ein Versehen, Ma'am«, erwiderte er unverbindlich. »Wenn auch vielleicht ein glückliches, aye? Ich war gestern in Cross Creek, und da ich nach Anbruch der Dunkelheit allein zu Mr. Farquard Campbells Plantage zurückkehrte, hielt ich es für besser, auf der Straße vorsichtig zu sein.«

Er wies mit dem Kinn über meine Schulter hinweg.

»Sagt mir, Mrs. Fraser, wer ist dieses schlecht rasierte Individuum? Er scheint ein Mann von Stehvermögen zu sein, trotz seines Mangels an Benimm. Glaubt Ihr, er wird jetzt um seiner selbst willen auf die Barrikaden gehen?«

Ich fuhr herum und sah Hermon Husband Nase an Nase mit Barlow, der sich wieder erhoben hatte. Er hatte sich den runden, schwarzen Hut tief ins Gesicht geschoben, und sein Bart stand kampflustig ab. Barlow wich keinen Zentimeter zurück. Sein Gesicht war rot angelaufen, und der Zorn

stand ihm auf die Stirn geschrieben, doch er hatte die Arme fest vor der Brust verschränkt, während er Husband zuhörte.

»Hermon Husband ist Quäker«, sagte ich in leicht tadelndem Tonfall. »Nein, er wird sich nicht auf Gewalt verlegen. Nur auf Worte.«

Eine ziemliche Menge Worte. Barlow versuchte beharrlich, ihn mit seinen eigenen Ansichten zu unterbrechen, doch Husband ignorierte diese und vertrat seine Meinung mit solchem Enthusiasmus, dass ihm der Speichel aus den Mundwinkeln flog.

»...ein schrecklicher Fehlgriff der Justiz! Sheriffs, so bezeichnen sie sich zumindest selbst, die nicht getreu der Buchstaben des Gesetzes ernannt worden sind, sondern sich vielmehr selbst ernennen, und dies zu keinem anderen Zweck als sich selbst zu bereichern, und verächtlich auf jedes legitime...«

Barlow ließ die Arme sinken und begann zurückzuweichen, um der Verbalattacke zu entfliehen. Doch als Husband kurz inne hielt, um Luft zu holen, nutzte Barlow die Gelegenheit, um sich vorzubeugen und Husband drohend den Finger in die Brust zu bohren.

»Ihr sprecht von Gerechtigkeit, Sir? Was haben denn Aufruhr und Zerstörung mit Gerechtigkeit zu tun? Wenn Ihr die Vernichtung von Eigentum als Mittel zur Wiedergutmachung befürwortet -«

»Das ist keineswegs der Fall! Aber sollen denn die Armen den Skrupellosen zum Opfer fallen, und soll ihr Leiden unbeachtet bleiben? Ich sage Euch, Sir, Gott wird die Unterdrücker der Armen gnadenlos zur Rechenschaft ziehen, und -«

»Worüber streiten sie sich denn?«, fragte MacDonald, der den Wortwechsel interessiert verfolgte. »Religion?«

Nachdem sie gesehen hatten, dass Husband die Bühne betrat, und sie begriffen, dass keine weiteren Schlägereien zu erwarten waren, hatten die meisten Zuschauer das Interesse verloren und waren zu den Buffettischen und den Kohlebecken auf der Terrasse davonspaziert. Hunter und ein paar andere Regulatoren blieben, um Husband moralisch zu unterstützen, doch die meisten Gäste waren Pflanzer und Kaufleute. Sie mochten zwar

theoretisch auf Barlows Seite sein, waren jedoch praktisch nicht geneigt, den seltenen, festlichen Anlass durch eine Kontroverse mit Hermon Husband über die Rechte der steuerzahlenden Armen zu ruinieren.

Auch ich brannte nicht besonders darauf, die Rhetorik der Regulation im Detail zu ergründen, tat aber mein Bestes, um Major MacDonald einen groben Überblick über die Situation zu verschaffen.

»...und daher fühlte sich Gouverneur Tryon gezwungen, die Miliz einzuberufen, um dem entgegenzuwirken, aber die Regulatoren haben nachgegeben«, sagte ich abschließend. »Allerdings sind sie keinesfalls von ihren Forderungen abgerückt.«

Auch Husband hatte nicht von seinem Streitgespräch abgelassen - das tat er nie -, doch war es Barlow endlich gelungen, sich zurückzuziehen, und er leckte jetzt in Gesellschaft einiger mitfühlender Freunde an den Erfrischungstischen unter den Ulmen seine Wunden. Sie warfen in Abständen missbilligende Blicke in Husbands Richtung.

»Ich verstehe«, sagte MacDonald interessiert. »Farquard Campbell hat diese aufrührerische Bewegung schon erwähnt. Und der Gouverneur hat eine Miliz einberufen, um ihrer Herr zu werden, sagt Ihr, und könnte dies wieder tun? Wisst Ihr, wer seine Truppen befehligt?«

»Äh... ich glaube, General Waddell - Hugh Waddell - kommandiert mehrere Kompanien. Doch der Gouverneur hat den Großteil selbst befehligt; er ist ein ehemaliger Soldat.«

»Ach wirklich?« MacDonald schien von dem Thema gefesselt zu sein; er hatte seine Pistole nicht weg gesteckt, sondern tätschelte sie geistesabwesend. »Campbell sagt mir, dass Euer Gatte der Inhaber einer großen Landvergabe im Hinterland ist. Ist er ein Vertrauter des Gouverneurs?«

»So würde ich es nicht gerade ausdrücken«, sagte ich trocken. »Aber er kennt den Gouverneur, ja.«

Angesichts dieser Wendung des Gespräches wurde mir ein wenig mulmig. Es war - genau gesehen - illegal für Katholiken, eine königliche Landvergabe in den Kolonien inne zu haben. Ich wusste nicht, ob sich

Major MacDonald dieser Tatsache bewusst war, aber angesichts von Jamies Herkunft war ihm zweifelsohne klar, dass dieser Katholik war.

»Meint Ihr, Euer Gatte lässt sich vielleicht dazu bewegen, ein Wort für mich einzulegen, verehrte Dame?« Seine blassblauen Augen leuchteten spekulierend, und ich begriff schlagartig, worum es ihm ging.

Um einen Berufssoldaten war es ohne Krieg in punkto Beschäftigung und Einkommen definitiv schlecht bestellt. Die Regulation mochte ja nur ein Sturm im Wasserglas sein, doch andererseits, wenn es auch nur die geringste Aussicht auf ein Eingreifen des Militärs gab... Tryon hatte schließlich keine regulären Truppen; es war gut möglich, dass ihm ein erfahrener Offizier willkommen war - und er bereit war, ihn zu bezahlen -, falls die Miliz noch einmal zusammengerufen wurde.

Ich warf einen argwöhnischen Blick in Richtung des Rasens. Husband und seine Freunde hatten sich ein Stück zurückgezogen und konferierten jetzt in einem dichten Pulk neben einer von Jocastas neuen Statuen. Der jüngsten Beinahe-Prügelei nach zu urteilen, kochte die Regulation immer noch gefährlich vor sich hin.

»Das ist gut möglich«, sagte ich vorsichtig. Ich sah keinen Grund, warum Jamie etwas dagegen haben sollte, ein Referenzschreiben an Tryon zu verfassen - und schließlich war ich dem Major etwas schuldig, da er gerade einen ausgewachsenen Aufruhr verhindert hatte. »Ihr müsstet meinen Mann natürlich selbst fragen - aber ich werde gern ein Wort für Euch einlegen.«

Der Major marschierte zur Terrasse davon, und als ich mich umdrehte, sah ich Hermon Husband auf mich zustiefeln, gefolgt von Hunter und einigen anderen Männern.

»Mrs. Fraser, ich muss Euch bitten, Mrs. Innes meine guten Wünsche und mein Bedauern auszusprechen, wenn Ihr so gütig wärt«, sagte er ohne Umschweife. »Ich muss gehen.«

»Oh, müsst Ihr uns schon verlassen?« Ich zögerte. Einerseits hätte ich ihn gern gedrängt zu bleiben; andererseits sah ich weitere Probleme voraus, wenn er dies tat. Barlows Freunde hatten ihn seit der Beinahe-Schlägerei nicht mehr aus den Augen gelassen.

Er las mir meinen Gedanken vom Gesicht ab und nickte nüchtern. Die Röte der Debatte war aus seinem Gesicht gewichen, und es war von grimmigen Furchen durchzogen.

»So wird es besser sein. Jocasta Cameron ist mir und den Meinen immer eine gute Freundin gewesen; ich würde ihr ihre Güte schlecht lohnen, indem ich bei ihrer Hochzeitsfeier Zwietracht säe. Das würde ich niemals freiwillig tun - und doch kann ich nicht guten Gewissens schweigend verharren, wenn ich solche verderblichen Ansichten höre, wie sie mir hier zu Ohren gekommen sind.« Er warf Barlows Anhängern einen Blick voll kalter Verachtung zu, der in gleicher Münze zurückgezahlt wurde.

»Außerdem«, fügte er hinzu und tat das Thema Barlow ab, indem er ihm und seinen Konsorten den Rücken zukehrte, »haben wir etwas zu erledigen, das unsere Anwesenheit anderswo erfordert.« Er zögerte, und es war offensichtlich, dass er sich fragte, ob er mir noch mehr sagen sollte, doch dann entschied er sich dagegen. »Werdet Ihr es ihr ausrichten?«

»Ja natürlich. Mr. Husband - es tut mir Leid.«

Er lächelte mich melancholisch an und schüttelte den Kopf, sagte aber nichts mehr. Doch als er sich von seinen Begleitern gefolgt zum Gehen wandte, blieb James Hunter stehen, um mich leise anzusprechen.

»Die Regulatoren sammeln sich. Es ist ein großes Lager oben in der Nähe von Salisbury«, sagte er. »Vielleicht möchtet Ihr Eurem Gatten das ausrichten.«

Er nickte, tippte sich mit der Hand an die Hutkrempe und schritt davon, ohne eine Bestätigung abzuwarten. Sein schwarzer Rock verschwand in der Menge wie ein Sperling, der von einer Pfauenschar verschluckt wird.

Von meinem Aussichtspunkt am Rand der Terrasse aus konnte ich die ganze Festgesellschaft überblicken, die sich in einem Strom vom Haus bis zum Fluss ergoss und am Rande kleine Sammelbecken bildete, die für das geschulte Auge gut sichtbar waren.

Jocasta bildete das Zentrum des größten gesellschaftlichen Strudels - doch auch Ninian Bell Hamilton und Richard Caswell waren von kleineren, ominösen Wirbeln umspült, und eine unruhige Strömung schlängelte sich durch die ganze Hochzeitsgesellschaft und ließ Gesprächsfetzen wie Ablagerungen an ihrem Rand zurück, wo die Spekulationen auf fruchtbaren Boden fielen. Nach allem, was ich mitbekam, bildete die Frage nach dem möglichen Sexualleben unserer Gastgeber das vorherrschende Thema, allerdings dicht gefolgt von der Politik - und den Regulatoren.

Ich sah nach wie vor keine Spur von Jamie oder Duncan. Doch da war der Major wieder. Er blieb stehen, ein Glas Cidre in der Hand; Brianna war ihm ins Auge gefallen. Ich beobachtete ihn mit einem ironischen Lächeln.

Brianna verblüffte die Männer oft, wenn auch nicht immer ausschließlich vor Bewunderung. Sie hatte eine ganze Reihe von Dingen von Jamie geerbt; die blauen Katzenaugen und das flammende Haar, die lange, gerade Nase und den breiten, festen Mund, die kühnen Gesichtsknochen, die von irgendeinem Nordmann der Vergangenheit stammten. Doch zusätzlich zu all diesen auffallenden Attributen hatte sie auch noch seine Körpergröße geerbt. In einer Zeit, in der die durchschnittliche Frau etwas unter einsfünfzig groß war, brachte es Brianna auf einen Meter achtzig. Die Leute gafften sie häufig an.

So auch Major MacDonald, der seinen Cidre ganz vergessen hatte. Roger bemerkte es; er lächelte kopfnickend und fing ein Gespräch mit dem Major an, trat aber jenen einen Schritt dichter an Brianna heran, der unmissverständlich ausdrückte: »Sie gehört mir, Kumpel.«

Während ich den Major bei der Unterhaltung beobachtete, fiel mir auf, wie blass und dürr er im Vergleich zu Roger aussah, der beinahe genauso groß war wie Jamie - er war breitschultrig und olivenhäutig, und sein Haar glänzte schwarz wie ein Krähenflügel in der Frühlingssonne, möglicherweise das Erbe eines alten, spanischen Invasoren. Ich musste zugeben, dass es keine sichtbare Ähnlichkeit zwischen ihm und dem kleinen Jemmy gab, der rotgolden war wie ein neuer Messingkerzenhalter.

Ich konnte es weiß aufblitzen sehen, wenn Roger lächelte; der Major hielt seine Lippen beim Lächeln herunter gezogen, wie es die meisten Leute über dreißig taten, um die Zahnlücken und den Verfall zu verbergen, der wie eine Seuche wütete. Vielleicht war es die Belastung, die der Beruf des Majors mit sich brachte; vielleicht auch nur die Auswirkungen schlechter Ernährung in der Kindheit. Nur, weil ein Kind aus einer guten Familie stammte, bedeutete das in dieser Zeit nicht, dass es auch gut aß.

Ich fuhr mir leicht mit der Zunge über meine eigenen Zähne und testete die Kante meiner Schneidezähne. Gerade und gesund, und angesichts des derzeitigen Standes der Zahnmedizin bemühte ich mich nach Leibeskräften darum, dass dies auch so blieb.

»Oh, Mrs. Fraser.« Eine helle Stimme drängte sich in meine Gedanken, und als ich mich umdrehte, sah ich Philip Wylie neben mir stehen. »Woran denkt Ihr nur gerade, meine Liebe? Ihr seht ja geradezu *gefährlich* aus«, sagte er mit gesenkter Stimme, ergriff meine Hand, und entblößte seine ebenfalls recht ansehnlichen Zähne zu einem anzüglichen Lächeln.

»Ich bin nicht Eure Liebe«, sagte ich ziemlich scharf und entriss ihm meine Hand. »Und apropos gefährlich, es überrascht mich, dass Euch noch niemand in den Allerwertesten gebissen hat.«

»Oh, ich gebe die Hoffnung nicht auf«, versicherte er mir mit glitzernden Augen. Er verbeugte sich und schaffte es dabei, meine Hand erneut zu fassen zu bekommen. »Dürfte ich die Ehre haben, Euch später um einen Tanz zu bitten, Mrs. Fraser?«

»Ganz bestimmt nicht«, sagte ich und ruckte an meiner Hand. »Lasst los.«

»Euer Wunsch ist mir Befehl.« Er ließ los, jedoch nicht, ohne mir zuvor einen leichten Kuss auf den Handrücken zu drücken. Ich unterdrückte das Bedürfnis, mir die feuchte Stelle an meinem Rock abzuwischen.

»Hinweg mit Euch, Kindskopf«, sagte ich. Ich schlug mit dem Fächer nach ihm. »Kusch.«

Philip Wylie war ein Lebemann. Ich war ihm bereits zweimal begegnet, und beide Male war er so sehr herausgeputzt gewesen, dass es einem

schier den Atem verschlug: Satinkniehose, Seidenstrümpfe und alles, was dazugehörte, einschließlich gepuderter Perücke, gepudertem Gesicht und einem kleinen, schwarzen, halbmondförmigen Schönheitspflaster, das ganz hinreißend neben seinem Auge klebte.

Jetzt hatte sich die Dekadenz allerdings ausgeweitet. Die gepuderte Perücke war malvenfarbig, die Satinweste war bestickt mit - ich kniff die Augen zu. Ja, mit Löwen und Einhörnern in Gold- und Silbergarn. Die Satinhose passte ihm wie ein zweigeteilter Handschuh, und der Halbmond war einem Stern neben seinem Mundwinkel gewichen. Mr. Wylie war ein Honigkuchenpferd geworden - mit Zuckerguss.

»O nein, ich habe nicht vor, Euch einfach so stehen zu lassen, Mrs. Fraser«, versicherte er mir. »Ich habe überall nach Euch gesucht.«

»Oh. Nun, jetzt habt Ihr mich ja gefunden«, sagte ich und betrachtete seinen Rock, der aus rosafarbenem Samt war. Er hatte riesige Ärmelaufschläge aus blassrosa Seide und Porzellanknöpfe, die mit scharlachroten Pfingstrosen bemalt waren. »Obwohl es ja kein Wunder ist, dass Ihr Schwierigkeiten hattet. Der Glanz Eurer Weste hat Euch wohl geblendet.«

Wie immer war Lloyd Stanhope bei ihm; ebenfalls wohlhabend, aber sehr viel schlichter gekleidet als sein Freund. Stanhope prustete los, doch Wylie ignorierte ihn und verbeugte sich elegant vor mir.

»Ah, nun, Fortuna ist mir dieses Jahr hold. Der Handel mit England hat sich wieder erholt, den Göttern sei Dank - und ich habe meinen Anteil daran, und mehr als das. Ihr müsst mitkommen und Euch ansehen, was ich -«

In diesem Moment rettete mich Adlai Osborn, ein gut betuchter Kaufmann von der Küste, durch sein plötzliches Auftauchen. Er tippte Wylie auf die Schulter. Ich nutzte die Gelegenheit, die sich durch diese Ablenkung bot, um meinen Fächer zu heben und mich durch eine Lücke in der Menge davonzustehlen.

Da ich mir für den Augenblick selbst überlassen war, verließ ich die Terrasse und schlenderte lässig über den Rasen. Ich hielt nach wie vor nach Jamie oder Duncan Ausschau, nutzte jedoch auch die Gelegenheit,

mir erstmals Jocastas neueste Errungenschaften anzusehen, die die Hochzeitsgäste zu immer neuen Kommentaren anregten. Es waren zwei weiße Marmorstatuen, die jeweils in der Mitte eines Rasenquadrates standen.

Unmittelbar in meiner Nähe befand sich die lebensgroße Replik eines griechischen Kriegers - ich vermutete, dass es ein Spartaner war, da man auf jedes frivole Kleidungsstück verzichtet hatte und der Herr nichts als einen stabil aussehenden Helm mit einem Federbusch trug und in jeder Hand ein Schwert hatte. Zu seinen Füßen stand strategisch platziert ein großer Schild, der die auffälligen Mängel seiner Garderobe überdeckte.

Auf der rechten Rasenfläche stand das Gegenstück, das Diana, die Jägerin, darstellte. Die Dame war zwar spärlich bekleidet, und ihre wohlgeformten, weißen Brüste zogen anerkennende Seitenblicke der anwesenden Herrenwelt auf sich, doch was das Ausmaß der öffentlichen Faszination betraf, so konnte sie ihrem Begleiter nicht das Wasser reichen. Ich lächelte hinter meinem Fächer, als ich sah, wie Mr. und Mrs. Sherston an der Statue vorbeischwebten, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Ihre erhobenen Nasen und gelangweilten Mienen besagten, dass solche Kunstwerke in Europa gang und gäbe seien. Nur Kolonialisten, denen es sowohl an Kultur als auch an guter Herkunft mangelte, würden ein *Spektakel* darin sehen, meine Liebe.

Als ich die Statue meinerseits genauer betrachtete, stellte ich fest, dass sie doch keinen anonymen Griechen darstellte, sondern vielmehr Perseus. Jetzt konnte ich auch erkennen, dass der Gegenstand am Fuß des Schildes, den ich für einen Felsbrocken gehalten hatte, tatsächlich ein abgetrennter Gorgonenkopf war, dessen Schlangen zum Teil in schockierter Bestürzung abstanden.

Die unübersehbar kunstfertige Machart dieser Reptilien lieferte einer Anzahl von Damen eine Entschuldigung zur näheren Betrachtung, und sie wagten sich dicht heran, spitzten kennerhaft die Lippen und äußerten sich mit Bewunderungslauten über das Geschick des Bildhauers bei der Andeutung jeder einzelnen Schuppe. Dann und wann ließ die eine oder andere ihren Blick für den Bruchteil einer Sekunde in die Höhe schnellen, bevor sie ihn mit einem Ruck wieder auf das Gorgonengesicht heftete und

rot anlief - zweifellos von dem Glühwein, der von den Dienstboten herumgereicht wurde.

Ein dampfender Becher dieses Getränkes, der mir unter die Nase gehalten wurde, lenkte mich von Perseus ab.

»Trinkt etwas davon, Mrs. Fraser.« Es war Lloyd Stanhope, die Liebenswürdigkeit in Person. »Ihr wollt Euch doch nicht erkälten, werte Dame.«

Das war zwar kaum wahrscheinlich, da sich der Tag zunehmend erwärmte, doch ich nahm den Becher entgegen und genoss den Duft von Zimt und Honig, der mir von seiner dampfenden Oberfläche entgegen wehte.

Ich drehte mich zur Seite und sah mich nach Jamie um, doch er blieb unsichtbar. Eine Gruppe von Herren, die darüber diskutierten, ob Virginiatabak oder Indigo lukrativer war, drängte sich um Perseus' Vorderseite, während die Rückseite der Statue jetzt drei junge Mädchen verbarg, die sie im Schutz ihrer Fächer mit roten Gesichtern kichernd von hinten betrachteten.

»...einzigartig«, sagte Philip Wylie gerade zu irgendjemandem. Die Randgewässer der Konversation hatten ihn wieder an meine Seite geschwemmt. »Absolut einzigartig! Man nennt sie Schwarze Perlen. Ich wette, so etwas habt Ihr noch nicht gesehen.« Er sah sich um, und als er mich entdeckte, streckte er die Hand aus, um sacht meinen Ellbogen zu berühren. »Ich habe gehört, Ihr habt einige Zeit in Frankreich verbracht, Mrs. Fraser. Habt Ihr sie dort vielleicht gesehen?«

»Schwarze Perlen?«, sagte ich und bemühte mich, den Gesprächsfaden aufzunehmen. »Nun, ja, ein paar. Ich erinnere mich, dass der Erzbischof von Rouen einen kleinen Mohrenpagen hatte, der eine große, schwarze Perle in der Nase trug.«

Stanhope fiel der Kinnladen herunter, ein Bild der Lächerlichkeit. Wylie starrte mich für den Bruchteil einer Sekunde an, dann lachte er so laut auf, dass sowohl die Tabaklobby als auch die kichernden Mädchen verstummten und uns anstarrten.

»Ihr bringt mich noch um, meine Liebe«, keuchte Wylie, während Stanhope in unterdrücktes Prusten verfiel. Wylie zog ein Spitzentaschentuch hervor und betupfte sich vorsichtig die Augenwinkel, damit keine Lachträne seinen Puder befleckte.

»Also wirklich, Mrs. Fraser, habt Ihr denn meine Schätze noch nicht gesehen?« Er ergriff meinen Ellbogen und schob mich überraschend geschickt aus der Menge hinaus. »Kommt, ich will sie Euch zeigen.«

Er manövrierte mich reibungslos durch das Gewimmel und dann seitlich am Haus vorbei auf einen gepflasterten Weg, der zu den Stallungen führte. Eine weitere Menschenansammlung - zum Großteil Männer - drängte sich um das Paddock, wo Jocastas Stallknecht gerade mehreren Pferden Heu hinstreute.

Es waren fünf, zwei Stuten, zwei Zweijährige und ein Hengst. Alle fünf waren kohlrabenschwarz, und ihr Fell glänzte in der blassen Frühlingssonne, obwohl es noch das struppige Winterfell war. Ich war keine Expertin, was das Exterieur von Pferden betraf, wusste aber inzwischen genug, um den breiten Bug, den tonnenförmigen Rumpf und die reliefartigen Hinterteile zur Kenntnis zu nehmen, die ihnen das seltsame, aber höchst ansprechende Aussehen stämmiger Eleganz verliehen. Über die Schönheit ihres Körperbaus und ihres Fells hinaus war das Auffälligste an diesen Pferden ihr Langhaar.

Während die meisten Pferdemähnen ihr Dasein irgendwo zwischen kurzen Stoppeln und unordentlichem Gewirr fristeten, hatten diese schwarzen Pferde massenweise fließendes, seidiges Haar - fast wie Frauenhaar -, das sich im Rhythmus ihrer Bewegungen hob und wogte, genau wie auch die Wasserfälle ihrer langen, dichten Schweife. Dazu waren die Hufe und Fesseln eines jeden Pferdes mit einem feinen Federbusch aus schwarzen Haaren verziert, die sich bei jedem Schritt bewegten wie Gänsedistelsamen auf dem Wasser.

Im Vergleich zu den normalen, grobknochigen Reitpferden und kräftigen Zugpferden schienen diese Pferde beinahe etwas Magisches an sich zu haben - und den ehrfürchtigen Kommentaren der Zuschauer nach

zu schließen, hätten sie genauso gut aus dem Märchenland wie von Philip Wylies Plantage in Edenton kommen können.

»Sie gehören Euch?«, fragte ich Wylie, ohne ihn anzusehen, denn ich wollte meine Augen nicht von dem bezaubernden Anblick abwenden. »Wo habt Ihr sie nur her?«

»Ja«, sagte er, und schlichter Stolz siegte über seine übliche, affektierte Art. »Sie gehören mir. Es sind Friesen. Eine der ältesten Warmblutrassen - ihre Abstammung lässt sich über Jahrhunderte zurückverfolgen. Und wo ich sie her habe -« Er lehnte sich über den Zaun, streckte eine Hand aus, die Handfläche nach oben gekehrt, und winkte den Pferden einladend mit den Fingern. »Ich züchte sie schon seit einigen Jahren. Ich habe sie auf Mrs. Camerons Einladung hin mitgebracht; sie denkt darüber nach, eventuell eine meiner Stuten zu kaufen, und meinte, es seien vielleicht auch ein oder zwei ihrer Nachbarn interessiert. Doch was Lucas hier angeht -« der Hengst war zu uns herübergekommen, als er seinen Besitzer erkannte, und ließ sich gnädig die Stirn kraulen, »er ist unverkäuflich.«

Die beiden Stuten waren hochtragend; Lucas war der Zuchthengst, und daher, sagte Wylie, hatte er ihn mitgebracht, um die Qualität der Linie zu beweisen. Deshalb, dachte ich insgeheim belustigt, und um mit ihm anzugeben. Wylies »Schwarze Perlen« erregten beträchtliches Interesse, und eine Reihe von Pferdezüchtern aus der näheren Umgebung waren bei Lucas' Anblick sichtlich grün vor Neid geworden. Philip Wylie plusterte sich auf wie ein Zwerghahn.

»Oh, da bist du ja, Sassenach«, erklang Jamies Stimme plötzlich in meinem Ohr. »Ich habe schon nach dir gesucht.«

»Ach wirklich?«, sagte ich und wandte mich vom Paddock ab. Bei seinem Anblick verspürte ich eine plötzliche Wärme unter dem Brustbein und lächelte trotz meiner Ungeduld. »Und wo genau bist *du* gewesen?«

»Oh, hier und dort«, sagte Jamie, ohne sich von meinem anklagenden Tonfall stören zu lassen. »Wirklich ein schönes Pferd, Mr. Wylie.« Ein höfliches Nicken, und er hatte mich am Arm gepackt und hielt auf die Rasenfläche zu, noch bevor Philip Wylie sein gemurmeltes »Stets zu Diensten, Sir« ganz ausgesprochen hatte.

»Was machst du denn hier draußen mit Philip Wylie?«, fragte Jamie, während er sich seinen Weg durch eine Schar von Haussklaven bahnte, die aus dem Küchenhaus geströmt kamen und Tabletts mit Essen vor sich hertrugen, das unter weißen Servietten einladend dampfte.

»Mir seine Friesenpferde anschauen, natürlich«, sagte ich und legte mir eine Hand auf den Magen, um das resonante Knurren zu unterdrücken, das der Anblick des Essens auslöste. »Und was hast du die ganze Zeit gemacht?«

»Duncan gesucht«, sagte er und führte mich um eine Pfütze herum. »Ich kann ihn nirgendwo finden. Er war nicht auf dem Abort und auch nicht in der Schmiede, im Stall, in der Küche oder dem Küchenhaus... Ich habe mir ein Pferd genommen und bin zu den Tabakschuppen hinausgeritten, aber keine Spur von dem Mann. Ich weiß ja, dass er nicht davongelaufen ist, aber-«

»Vielleicht hat Leutnant Wolff ihn ja ermordet«, meinte ich. »Enttäuschter Rivale und so.«

»Wolff?« Er blieb stehen und sah mich mit konsterniert gerunzelter Stirn an. »Ist der Mistkerl etwa hier?«

»Höchstpersönlich«, erwiderte ich und wedelte mit meinem Fächer in Richtung des Rasens. Wolff hatte in unmittelbarer Nähe des Buffets Position bezogen; seine kurze, untersetzte Gestalt in der blauweißen Marineuniform war nicht zu verkennen. »Meinst du, deine Tante hat ihn eingeladen?«

»Aye, ich denke schon«, sagte er und klang grimmig, aber resigniert. »Schätze, sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn mit der Nase darauf zu stoßen.«

»Das habe ich mir auch schon gedacht. Aber er ist erst seit einer halben Stunde hier - und wenn er weiter so schluckt«, fügte ich mit einem missbilligenden Blick auf die Flasche hinzu, die der Leutnant umklammert hielt, »ist er bewusstlos, noch bevor die Trauung statt findet.«

Jamie tat den Leutnant mit einer verächtlichen Geste ab.

»Soll er sich doch selbst in Alkohol einlegen, solange er den Mund nur auftut, um sich etwas Trinkbares hinein zu schütten. Aber wo hat sich Duncan nur versteckt?«

»Vielleicht hat er sich in den Fluss gestürzt?« Das sollte ein Scherz sein, doch ich blickte trotzdem zum Fluss hinüber und sah ein Boot auf die Anlegestelle zusteuern. Der Ruderer stand am Bug, um einem wartenden Sklaven sein Anbindeseil zuzuwerfen. »Sieh nur - ist das endlich der Priester?«

Er war es; eine kurze, rundliche Gestalt, die schwarze Soutane bis über die behaarten Knie hochgezogen, kletterte gerade ungeschickt auf das Dock, und die Bootsleute schubsten ihn von unten helfend an. Ulysses war bereits zur Landestelle unterwegs, um ihn zu begrüßen.

»Gut«, sagte Jamie in zufriedenem Tonfall. »Dann haben wir also einen Priester und eine Braut. Zwei von dreien - das ist doch schon ein Fortschritt. Halt, Sassenach, warte - dein Haar löst sich.« Er zeichnete langsam die Linie einer herab gefallenen Haarsträhne auf meinem Rücken nach, und ich ließ gehorsam das Schultertuch von den Schultern sinken. Mein Kleid war ziemlich tief ausgeschnitten, bis hin zur Mitte meines Rückens; am französischen Hof hätte es sicher noch prüde gewirkt, doch für Cross Creek war es sehr gewagt.

Es schien die gewünschte Wirkung zu haben; Jamie steckte mir gekonnt die Locke wieder hoch, dann küsste er sanft meinen Nacken, und ich erschauerte. Offensichtlich war auch er gegen die Frühlingsluft nicht immun.

»Dann muss ich wohl weiter nach Duncan suchen«, sagte er mit einer Spur von Bedauern. Seine Finger verharrten auf meinem Rücken, und sein Daumen fuhr mir deliziös über die Furche meiner Wirbelsäule. »Aber wenn ich ihn erst gefunden habe... muss es doch hier irgendwo ein Plätzchen geben, an dem man unter sich sein kann.«

Bei den Worten »unter sich« lehnte ich mich an Jamie und blickte zum Flussufer, wo eine Gruppe von Trauerweiden eine Steinbank überschattete - eine sehr zurückgezogene, romantische Stelle, vor allem bei Nacht. Die

Weiden waren dicht begrünt, doch zwischen den herabhängenden Zweigen sah ich etwas Scharlachrotes aufblitzen.

»Hab' ihn!«, rief ich aus und richtete mich so abrupt auf, dass ich Jamie auf den Zeh trat. »Oh - tut mir Leid!«

»Nichts passiert«, beruhigte er mich. Er war meiner Blickrichtung gefolgt und richtete sich jetzt zielstrebig auf. »Ich gehe und hole ihn. Geh zum Haus hinauf, Sassenach, und behalte meine Tante und den Priester im Auge. Lass sie nicht entwischen, solange diese Ehe nicht geschlossen ist.«

Während Jamie über den Rasen auf die Weiden zuging, erwiderte er geistesabwesend die Begrüßungen von Freunden und Bekannten. In Wirklichkeit waren seine Gedanken weniger bei Duncans bevorstehender Vermählung als vielmehr bei seiner eigenen Frau.

Er war sich stets bewusst, welch ein Segen ihre Schönheit war; selbst wenn sie in ihrem alltäglichen, groben Leinenkleid knietief im Gartenschlamm steckte oder bei der Ausübung ihrer Berufung blutbefleckt glühte, ging ihm der Anblick ihres Körpers durch Mark und Bein, und ihre Whiskyaugen konnten ihn mit einem Blick betrunken machen. Außerdem brachte ihn das verrückte Gewirr ihrer Haare zum Lachen.

Schon bei dem bloßen Gedanken daran lächelte er vor sich hin und begriff, dass er tatsächlich leicht angetrunken war. Der Alkohol floss bei diesem Empfang wie Wasser, und einige Männer lehnten bereits mit glasigen Augen und schlaffen Kiefern am Mausoleum des alten Hector; er erspähte auch jemanden, der hinter dem Gebäude ins Gebüsch pinkelte. Er schüttelte den Kopf. Wenn es erst Abend wurde, würde unter jedem Busch jemand liegen.

Himmel. Ein einziger Gedanke an Gestalten unter Büschen, und schon beehrte ihn sein Gehirn mit einer äußerst unanständigen Vision von Claire, die mit gespreizten Gliedern lachend unter einem solchen lag. Ihre Brüste fielen aus ihrem Kleid, und das tote Laub und das trockene Gras hatten dieselbe Farbe wie ihr zerknitterter Rock und das lockige Haar zwischen...

Er würgte den Gedanken abrupt ab und verbeugte sich höflich vor Mrs. Alderdyce, der Mutter des Richters.

»Stets zu Diensten, Ma'am.«

»Guten Tag, junger Mann, guten Tag.« Die alte Dame nickte in Oberlehrermanier und ging weiter, auf den Arm ihrer Begleiterin gestützt, einer geduldigen, jungen Frau, die Jamies Gruß mit einem schwachen Lächeln beantwortete.

»Master Jamie?« Eine der Mägde stand neben ihm und hielt ihm ein Tablett mit Bechern entgegen. Er griff zu, bedankte sich und trank ihn in einem Zug halb leer.

Er konnte nicht anders. Er musste sich einfach umdrehen und Claire hinterhersehen. Er erhaschte nicht mehr als einen Blick auf ihren Scheitel inmitten der Menge auf der Terrasse - das sture, kleine Weibsbild weigerte sich natürlich, eine anständige Haube zu tragen, und hatte sich stattdessen irgendeine Narrheit angesteckt, einen Hauch von Spitze mit einem Gewirr aus Bändern und Hagebutten. Auch dies weckte in ihm das Bedürfnis zu lachen, und er wandte sich wieder den Trauerweiden zu und lächelte vor sich hin.

Schuld daran war nur der Anblick, den sie in ihrem neuen Kleid bot. Schon seit Monaten hatte er sie nicht mehr wie eine Dame gekleidet gesehen, mit schmaler Taille ganz in Seide gehüllt, die weißen Brüste rund und süß wie Winterbirnen im tiefen Ausschnitt ihres Kleides. Es war, als sei sie plötzlich eine andere Frau; eine, die ihm intim vertraut und doch aufregend fremd war.

Seine Finger zuckten, als er an jene eine, rebellische Locke dachte, die sich frei über ihren Hals kringelte, und an ihren schmalen Nacken und ihren warmen Rücken, den sie so ruchlos für ihn entblößt hatte - und daran, wie sich ihr runder, warmer Hintern durch ihre Röcke hindurch angefühlt hatte, als sie ihn an sein Bein presste. Seit einer Woche hatte er sie nicht mehr gehabt, da sie ständig von Menschenmassen umgeben waren, und er spürte deutlich, wie ihm das fehlte.

Seit sie ihm die Spermien gezeigt hatte, war er sich der Überfüllung, die dann und wann in seinen Hoden herrschen musste, unangenehm bewusst,

ein Eindruck, der in Situationen wie dieser zwangsweise noch stärker wurde. Er wusste sehr wohl, dass keine Gefahr eines Risses oder einer Explosion bestand - und doch musste er ständig an das Gedränge denken, das dort vor sich ging.

Ohne Hoffnung auf Entrinnen in einer wimmelnden Masse gefangen zu sein, war eine seiner persönlichen Visionen von der Hölle, und er blieb dicht vor dem Vorhang aus Weidenbäumen stehen, um seine Hoden beruhigend zu drücken und so den Aufruhr hoffentlich ein wenig zu besänftigen.

Er würde warten, bis Duncan mit Brief und Siegel verheiratet war, beschloss er, und dann musste der Mann selbst zurechtkommen. Wenn er bis zum Anbruch der Nacht nichts besseres als einen Busch gefunden hatte, musste es eben ein Busch sein. Er schob einen Schwung Weidenzweige beiseite und duckte sich, um darunter hindurchzutreten.

»Duncan«, begann er und hielt dann inne. Der Wirbel anzüglicher Gedanken verschwand wie Wasser, das in einen Abfluss lief. Der rote Rock gehörte nicht Duncan Innes, sondern einem Fremden, der sich jetzt zu ihm umdrehte und genauso überrascht aussah, wie Jamie sich fühlte. Ein Mann in der Uniform der Armee Seiner Majestät.

Der Ausdruck plötzlicher Verblüffung verschwand beinahe ebenso schnell aus dem Gesicht des Mannes, wie sich Jamies Überraschung legte. Dies musste MacDonald sein, der Soldat auf halbem Sold, den Farquard Campbell ihm gegenüber erwähnt hatte. Offensichtlich hatte Farquard ihn dem Major ebenfalls beschrieben; er konnte sehen, dass der Mann wusste, wer vor ihm stand.

Auch MacDonald hatte einen Becher Punsch in der Hand; die Sklaven waren nicht müßig gewesen. Er leerte den Becher gemächlich, dann stellte er ihn auf die Steinbank und wischte sich mit dem Handrücken über die Lippen.

»Oberst Fraser, nehme ich an?«

»Major MacDonald«, erwiderte er mit einem halb höflichen, halb argwöhnischen Kopfnicken. »Stets zu Diensten, Sir.«

MacDonald verbeugte sich übertrieben förmlich.

»Oberst. Wenn ich Eure Zeit kurz in Anspruch nehmen dürfte?« Er blickte über Jamies Schulter hinweg; hinter ihnen am Ufer ertönten das Gekicher und die aufgeregten, kurzen Aufschreie einiger sehr junger Frauen, die von sehr jungen Männern verfolgt wurden. »Unter vier Augen?«

Jamie nahm mit säuerlicher Belustigung zur Kenntnis, dass der Mann seinen Miliztitel benutzte, nickte jedoch knapp und stellte seinen eigenen, noch halb vollen Becher neben dem des Majors ab.

Er neigte den Kopf fragend in Richtung des Hauses; MacDonald nickte und folgte ihm unter der Weide hervor, und lautes Rascheln und Kreischen verriet ihnen, dass Bank und Bäume jetzt dem jüngeren Element anheim gefallen waren. Er wünschte ihnen viel Glück damit und merkte sich die Stelle für seinen möglichen Eigenbedarf nach Anbruch der Dunkelheit vor.

Der Tag war kalt, aber windstill und sonnig, und eine Reihe von Gästen - zum Großteil Männer, die die zivilisierte Atmosphäre im Inneren des Hauses zu erdrückend fanden - standen diskutierend in Gruppen an den Ecken der Terrasse zusammen oder schlenderten über die Pfade des aufblühenden Gartens, wo ihre Tabakpfeifen ungestört vor sich hinqualmen konnten. Da er Letztere für den besten Weg hielt, einer Unterbrechung vorzubeugen, schwenkte Jamie mit dem Major auf den gepflasterten Pfad ein, der auf die Ställe zuführte.

»Habt Ihr Wylies Friesen schon gesehen?«, fragte der Major, als sie in beiläufiger Unterhaltung das Haus so weit umrundeten, bis sie außer Hörweite waren.

»Aye, das habe ich. Der Hengst ist ein prächtiges Tier, nicht wahr?« Sein Blick wanderte automatisch zu dem Paddock neben der Scheune. Der Hengst knabberte an den vertrockneten Unkräutern neben dem Trog, während die beiden Stuten einträchtig Kopf an Schweif in der Nähe des Stalles standen. Ihre breiten Rücken glänzten in der bleichen Sonne.

»Aye? Nun ja, vielleicht.« Der Major blickte blinzelnd zum Paddock hinüber und kniff in skeptischem Einverständnis ein Auge zu. »Kräftig gebaut, das muss ich sagen. Schöne Brust. Aber diese ganzen Haare - taugen nicht für ein Kavalleriepferd, obwohl, ganz weg, wenn man ihn anständig rasiert und bandagiert...«

Jamie unterdrückte das Bedürfnis zu fragen, ob der Major seine Frauen auch rasiert bevorzugte. Er hatte das Bild der gelösten Haarsträhne, die sich über diesen weißen Rücken ringelte, immer noch im Kopf. Vielleicht waren die Ställe ja besser geeignet... Er schob diesen Gedanken beiseite, um später darauf zurückzukommen.

»Es gab da etwas, das Euch beschäftigt, Major?«, fragte er ein wenig abrupter als beabsichtigt.

»Mich persönlich weniger«, erwiderte MacDonald gleichmütig. »Man hat mir gesagt, dass Ihr Euch für den Aufenthaltsort eines Gentleman namens Stephen Bonnet interessiert. Bin ich da richtig informiert, Sir?«

Der Name traf Jamie wie ein Schlag vor die Brust; er raubte ihm für eine Sekunde den Atem. Ohne, dass er bewusst darüber nachdachte, legte sich seine linke Hand um den Griff seines Dolches.

»Ich - ja. Ihr wisst, wo er sich aufhält?«

»Leider nein.« Angesichts seiner Reaktion zog MacDonald die Augenbrauen hoch. »Aber ich weiß, wo er sich aufgehalten hat. Ein durchtriebener Junge, unser Stephen, wie ich höre?«, erkundigte er sich mit scherzhaftem Unterton.

»Das kann man wohl sagen. Er ist ein Mörder, er hat mich beraubt - und meine Tochter vergewaltigt«, sagte Jamie unverblümt.

Der Major holte Luft, und sein Gesicht verdunkelte sich, als er begriff.

»Verstehe«, sagte er leise. Er hob kurz die Hand, als wolle er Jamies Arm berühren, doch dann ließ er sie an seine Seite sinken. Er ging noch ein paar Schritte, die Stirn konzentriert gerunzelt.

»Verstehe«, sagte er erneut, und jede Spur von Belustigung war aus seiner Stimme gewichen. »Ich wusste nicht... ja. Ich verstehe.« Er verfiel

erneut in Schweigen und verlangsamte seine Schritte, als sie sich dem Paddock näherten.

»Ich nehme an, Ihr beabsichtigt, mir zu erzählen, was Ihr von dem Mann wisst?«, sagte Jamie höflich. MacDonald blickte zu ihm auf und schien zu begreifen, dass Jamie zu erfahren plante, was er wusste, ob im Gespräch oder durch direktere Methoden - und ganz gleich, was seine eigenen Absichten waren.

»Ich selbst bin dem Mann nie begegnet«, sagte MacDonald freundlich. »Alles, was ich weiß, habe ich letzten Monat bei einer Abendgesellschaft in New Bern erfahren.«

Es war ein Whistabend, dessen Gastgeber Davis Howell war, ein wohlhabender Schiffseigner und Mitglied im Königlichen Rat des Gouverneurs. Die kleine, aber feine Gesellschaft hatte mit einem exzellenten Abendessen begonnen und war dann zu Konversation und Kartenspiel übergegangen, gut geölt mit Rumpunsch und Brandy.

Als der Abend spät wurde und der Rauch der Zigarillos die Luft schwer werden ließ, wurden die Gespräche achtloser, und man nahm scherzhaft Bezug auf die jüngsten Verbesserungen der Besitzverhältnisse eines gewissen Mr. Butler und spekulierte recht unverhüllt über die Quelle seiner neuen Reichtümer. Einer der Herren legte großen Neid an den Tag und ließ die Worte vernehmen: »Ach, hätte man doch einen Stephen Bonnet in der Tasche...« Dann brachte einer seiner Freunde, dessen Diskretion sich noch nicht vollends in Rum aufgelöst hatte, ihn mit dem Ellbogen zum Schweigen.

»War Mr. Butler unter den Anwesenden dieser *soiree*?«, fragte Jamie scharf. Der Name war ihm nicht vertraut, doch wenn Butler mit Mitgliedern des Königlichen Rates bekannt war... nun, die Kreise der Macht in der Kolonie waren klein; irgendjemand würde bestimmt mit seiner Tante bekannt sein, oder mit Farquard Campbell.

»Nein.« Sie hatten das Paddock erreicht; MacDonald lehnte sich mit verschränkten Armen auf den Zaun, die Augen auf den Hengst gerichtet. »Ich glaube, er lebt in Edenton.«

Dort lebte auch Philip Wylie. Der Hengst - Lucas, so hieß er - kam auf sie zu, die weichen, schwarzen Nüstern neugierig gebläht. Jamie hielt ihm automatisch die Fäuste hin, und da sich das Pferd als gutmütig erwies, rieb er ihm den schmalen Kiefer. So schön der Friese auch war, er bemerkte es kaum, denn seine Gedanken drehten sich wie ein Kreisel.

Edenton lag am Albemarle Sound und war per Schiff leicht zu erreichen. Also war es ausgesprochen wahrscheinlich, dass Bonnet sich wieder dem Seemannshandwerk zugewandt hatte - und damit auch der Piraterie und Schmuggelei.

»Ihr habt Bonnet einen durchtriebenen Jungen genannt«, sagte er und wandte sich MacDonald zu. »Warum?«

»Könnt Ihr gut Whist spielen, Oberst Fraser?« MacDonald sah ihn fragend an. »Ich kann es nur wärmstens empfehlen. Es hat einige Vorteile mit dem Schachspiel gemeinsam, denn man muss die Gedanken seines Gegenspielers erraten, und es hat den noch größeren Vorteil, dass man es zu mehreren spielen kann.«

Die harten Linien seines Gesichtes entspannten sich vorübergehend zu einem schwachen Lächeln. »Und den *noch* größeren Vorteil, dass man damit seinen Lebensunterhalt verdienen kann, was beim Schach selten der Fall ist.«

»Das Spiel ist mir vertraut«, sagte Jamie extrem trocken.

Major MacDonald war ein Offizier auf halbem Sold, der weder offizielle Pflichten noch ein aktives Regiment besaß. Es war alles andere als ungewöhnlich, dass solche Männer ihr mageres Einkommen dadurch aufbesserten, dass sie Informationen sammelten, die sie dann verkauften oder eintauschten. Es war zwar nicht von einer Bezahlung die Rede - noch nicht -, doch das bedeutete nicht, dass die Schuld nicht später noch abgerufen werden konnte. Jamie zeigte durch ein Kopfnicken an, dass er die Situation verstand, und MacDonald nickte seinerseits zufrieden. Wenn es an der Zeit war, würde er seine Wünsche äußern.

»Nun, Sir. Wie Ihr Euch vorstellen könnt, brannte ich darauf zu erfahren, wer dieser Bonnet sein könnte - und welche Gans ihn gelegt hatte, wenn er tatsächlich so ein goldenes Ei war.«

Doch nun waren MacDonalds Gesprächspartner wieder auf der Hut gewesen, und er konnte nichts weiter über den mysteriösen Bonnet in Erfahrung bringen - abgesehen davon, was für eine Wirkung er auf die Menschen hatte, die ihm begegneten.

»Ihr wisst doch, dass man oft genauso viel durch das erfährt, was die Leute nicht sagen, wie durch das, was sie sagen. Oder dadurch, wie sie es sagen?« Er fuhr fort, ohne Jamies Kopfnicken abzuwarten.

»Wir waren acht Spieler. Drei haben ihren Spekulationen freien Lauf gelassen, aber ich konnte sehen, dass sie auch nicht mehr über Bonnet wussten als ich selbst. Zwei weitere schienen weder etwas zu wissen noch schien es sie zu interessieren, aber die beiden letzten -« Er schüttelte den Kopf. »Sie sind sehr still geworden, Sir. Wie Menschen, die nicht vom Teufel sprechen möchten, weil sie fürchten, dass er dann kommt.«

MacDonalds Augen leuchteten spekulativ.

»Ihr kennt Bonnet persönlich?«

»Ja. Die beiden Herren, die ihn kannten?«

»Walter Priestly und Hosea Wright«, erwiderte MacDonald prompt. »Beide gute Freunde des Gouverneurs.«

»Kaufleute?«

»Unter anderem. Beide besitzen Lagerhäuser; Wright in Edenton und Plymouth, Priestly in Charleston, Savannah, Wilmington und Edenton. Priestly hat außerdem geschäftliche Interessen in Boston«, fügte MacDonald nachträglich hinzu. »Obwohl ich nicht viel darüber weiß, welcher Natur sie sind. Oh - und Wright ist Bankier.«

Jamie nickte. Er hatte beim Gehen die Hände unter den Rockschößen gefaltet; niemand konnte sehen, wie fest er seine Finger geballt hatte.

»Von Mr. Wright habe ich, glaube ich, schon gehört«, sagte er. »Philip Wylie hat erwähnt, dass ein Herr dieses Namens eine Plantage in der Nähe seiner eigenen besitzt.«

MacDonald nickte zustimmend. Seine Nasenspitze war rot geworden, und auf seinen Wangen zeichneten sich kleine, geplatzte Blutgefäße ab,

Überbleibsel jahrelanger Feldzüge.

»Aye, das dürfte Four Chimneys sein.« Er warf Jamie einen Seitenblick zu und betastete beim Nachdenken einen Backenzahn mit seiner Zunge.

»Dann habt Ihr also vor, ihn umzubringen?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Jamie gleichmütig. »Einen Mann, der so gute Beziehungen auf höchster Ebene hat?«

MacDonald sah ihn scharf an und wandte sich dann mit einem kurzen Schnauben ab.

»Aye. Nun denn.«

Sie schritten eine Zeit lang Seite an Seite einher, ohne etwas zu sagen, ein jeder mit seinen eigenen Überlegungen beschäftigt - ein jeder in dem vollen Bewusstsein, was für Überlegungen der andere hegte.

Die Neuigkeit von den Verbindungen Bonnets hatte Vor- und Nachteile; einerseits würden sie wahrscheinlich die Suche nach dem Mann erleichtern. Andererseits würden diese Verbindungen die Lage beträchtlich verkomplizieren, wenn es daran ging, den Mann umzubringen. Das würde Jamie nicht aufhalten - und das war MacDonald eindeutig klar -, doch es musste zumindest bedacht werden.

MacDonald selbst stellte ebenfalls eine beträchtliche Komplikation dar. Bonnets Geschäftspartner würden mit großem Interesse zur Kenntnis nehmen, dass jemand sie von der Quelle ihres Profits abschneiden wollte - und sie würden mehr als nur wahrscheinlich Schritte in die Wege leiten, um das zu verhindern. Außerdem würden sie gut für die Information bezahlen, dass ihre goldene Gans bedroht war; eine Aussicht, die MacDonald natürlich zu schätzen wusste.

Doch es gab keine unmittelbare Möglichkeit, MacDonald zum Schweigen zu bringen; Jamie fehlten die Mittel, um ihm Schmiergeld zu zahlen, und das war sowieso ein unkluger Kurs, denn wer sich einmal kaufen ließ, hatte immer einen Preis.

Er sah MacDonald an, der seinen Blick erwiderte, schwach lächelte und dann den Kopf abwandte. Nein, Einschüchterung brachte hier nichts, selbst

wenn er bereit gewesen wäre, einen Mann zu bedrohen, der ihm einen Dienst erwiesen hatte. Aber was dann? Er konnte MacDonald kaum eins über den Schädel brummen, um zu verhindern, dass er Wright, Priestly oder Butler gegenüber plauderte.

Nun, und wenn Bestechung oder Gewalt nicht in Frage kamen, konnte nur Erpressung dem Mann das Maul stopfen. Was wiederum ebenfalls mit Komplikationen verbunden war, insofern als er - im Moment - nichts wusste, womit er MacDonald hätte diskreditieren können. Ein Mann mit dem Lebensstil des Majors hatte mit Sicherheit seine Schwachstellen, doch sie zu finden... wie viel Zeit mochte ihm bleiben?

Dieser Gedanke brachte ihn auf eine Idee.

»Wie habt Ihr denn erfahren, dass ich an Neuigkeiten über Bonnet interessiert bin?«, fragte er abrupt und unterbrach MacDonalds Gedankengänge.

MacDonald zuckte mit den Achseln und setzte sich Hut und Perücke fester auf.

»Ich habe es aus einem halben Dutzend unterschiedlicher Quellen gehört, Sir, vom Wirtshaus bis hin zum Magistratengericht. Ich fürchte, Euer Interesse ist weithin bekannt. Nicht aber«, fügte er mit einem kalkulierenden Seitenblick hinzu, »der Grund dafür.«

Jamie grunzte heftig auf. Was für ein zweischneidiges Schwert. Dadurch, dass er sein Netz weit ausgeworfen hatte, hatte er seinen Fisch bekommen - doch er hatte zweifellos auch Wellen aufgeworfen, die den Wal womöglich verscheuchten. Wenn die ganze Küste wusste, dass er Bonnet suchte - so wusste Bonnet es auch.

Das konnte schlecht für ihn sein, vielleicht aber auch nicht. Wenn Brianna davon hörte - sie hatte ausdrücklich gewünscht, dass er Bonnet seinem Schicksal überließ. Das war natürlich Unsinn, doch er hatte nicht mit ihr darüber diskutiert, sondern ihr nur zugehört und dabei den Anschein erweckt, darüber nachzudenken. Sie brauchte schließlich nichts davon zu wissen, solange der Mann nicht unschädlich gemacht war. Doch wenn ihr verfrüht ein unachtsames Wort zu Ohren kam... Er hatte gerade

begonnen, die Möglichkeiten abzuwägen, als MacDonald erneut das Wort ergriff.

»Eure Tochter... das ist wohl Mrs. MacKenzie, nicht wahr?«

»Spielt das eine Rolle?« Seine Worte waren kalt, und MacDonald presste kurz die Lippen zusammen.

»Nein. Natürlich nicht. Es ist nur - ich habe mich ein wenig mit Mrs. MacKenzie unterhalten und fand sie sehr... charmant. Der Gedanke, dass...« Er brach ab und räusperte sich. »Ich habe selbst eine Tochter«, sagte er abrupt. Er blieb stehen und drehte Jamie das Gesicht zu.

»Aye?« Jamie war nichts davon bekannt, dass der Major verheiratet war. Wahrscheinlich stimmte es ja auch gar nicht. »In Schottland?«

»In England. Ihre Mutter ist Engländerin.« Die Kälte hatte die verwitterte Haut des Soldaten mit farbigen Streifen überzogen, die sich jetzt noch dunkler färbten. Doch MacDonalds blassblaue Augen hielten Jamies unverwandt fixiert. Sie hatten dieselbe Farbe wie der Himmel hinter ihm.

Jamie spürte, wie sich die Spannung in seiner Wirbelsäule löste. Er zog achselzuckend die Schultern hoch und ließ sie wieder sinken. MacDonald nickte kaum merklich. Ohne es abzusprechen, machten beide Männer kehrt und hielten wieder auf das Haus zu, wobei sie sich beiläufig über die Indigopreise, die jüngsten Neuigkeiten aus Massachusetts und das für die Jahreszeit überraschend milde Wetter unterhielten.

»Ich habe mich vorhin mit eurer Frau unterhalten«, merkte MacDonald an. »Eine charmante Dame, und äußerst liebenswürdig - Ihr seid ein glücklicher Mann, Sir.«

»Dem kann ich nicht widersprechen«, erwiderte Jamie und warf MacDonald einen raschen Blick zu.

Der Soldat hüstelte geziert. »Mrs. Fraser war so freundlich anzudeuten, dass Ihr es möglicherweise in Betracht ziehen würdet, mich mit einem Empfehlungsschreiben an seine Exzellenz, den Gouverneur auszustatten. Sie meinte, ein Mann von meiner Erfahrung könnte angesichts der

drohenden Konflikte der jüngsten Zeit möglicherweise in der Lage sein, etwas beizusteuern, was... Ihr versteht?«

Jamie verstand bestens. Und er bezweifelte zwar, dass Claire etwas Derartiges angedeutet hatte, doch er war erleichtert, so billig davonzukommen.

»Wird sofort erledigt«, versicherte er MacDonald. »Sucht mich heute Nachmittag nach der Trauung auf, und ich werde das Schreiben für Euch bereithalten.«

MacDonald neigte den Kopf und machte ein zufriedenes Gesicht.

Als sie den Pfad erreichten, der zu den Aborten führte, verabschiedete sich MacDonald mit einem Kopfnicken und einem Wink seiner Hand. Dabei kam er an Duncan Innes vorbei, der aus jener Richtung kam und verkrampft und eingefallen aussah, ganz wie ein Mann, dessen Eingeweide sich hemmungslos verknotet hatten.

»Geht es dir nicht gut, Duncan?«, fragte Jamie und betrachtete seinen Freund besorgt. Der Tag war nicht heiß, doch auf Innes' Stirn glänzte ein dünner Schweißfilm, und seine Wangen waren bleich. Wenn es eine Krankheit war, so hoffte Jamie, dass sie nicht ansteckend war.

»Nein«, sagte Innes als Antwort auf seine Frage. »Nein, ich bin... *Mac Dubh,* ich muss mit dir reden.«

»Natürlich, *a charaid*.« Alarmiert über das Aussehen des Mannes, ergriff er Duncans Arm, um ihn zu stützen. »Soll ich meine Frau holen? Brauchst du einen kleinen Schluck?« Seinem Geruch nach wäre es nicht sein erster Schluck gewesen, doch das war für einen Bräutigam nicht ungewöhnlich. Er schien nicht betrunken zu sein, doch irgendetwas plagte ihn eindeutig. Vielleicht eine schlechte Muschel gestern beim Abendessen...

Innes schüttelte den Kopf. Er schluckte und verzog das Gesicht, als sei ihm etwas im Hals stecken geblieben. Dann atmete er durch die Nase ein und richtete sich auf, als müsse er sich für irgendetwas stählen.

»Nein, *Mac Dubh,* du bist es, den ich brauche. Einen kleinen Rat, wenn du so freundlich wärst...«

»Aye, Duncan, natürlich.« Jetzt war er eher neugierig als alarmiert, und er ließ Duncans Arm los. »Was ist denn los, Mann?«

»Wegen - wegen der Hochzeitsnacht«, platzte Duncan heraus. »Ich - das heißt, ich habe -« Er brach abrupt ab, als er sah, dass vor ihnen jemand in den Pfad einbog und auf den Abort zuhielt.

»Hier entlang.« Jamie wandte sich dem Gemüsegarten zu, der von schützenden Ziegelmauern umgeben war. Hochzeitsnacht?, dachte er beruhigt und neugierig zugleich. Er wusste, dass Duncan noch nie verheiratet gewesen war, und während ihrer gemeinsamen Zeit in Ardsmuir hatte er nie anzüglich von Frauen gesprochen, wie es manche Männer taten. Er hatte es damals nur für angeborene Bescheidenheit gehalten, doch vielleicht... aber nein, Duncan war weit über fünfzig; er musste doch dann und wann die Gelegenheit gehabt haben. Blieben Männer oder der Tripper, dachte er, und er hätte geschworen, dass Duncan nichts für Männer übrig hatte. Etwas peinlich natürlich, doch er vertraute fest darauf, dass Claire damit fertig werden würde, sie und ihre Schimmelpilze. Allerdings hoffte er, dass es nur ein Ausfluss war und nicht die Franzosenkrankheit; das war eine scheußliche Seuche.

»Hier, *a charaid*«, sagte er und zog Duncan hinter sich her in den duftenden Schutz der Zwiebelbeete. »Hier sind wir ganz ungestört. Also, was hast du für Kummer?«

40

Duncans Geheimnis

Vater LeClerc sprach kein Englisch, ausgenommen ein fröhliches »Tally-ho!«, welches er abwechselnd als Gruß, als Ausruf des Erstaunens oder als Beifallsäußerung benutzte. Jocasta war noch mit ihrer Toilette beschäftigt, daher machte ich den Priester mit Ulysses bekannt und begleitete ihn dann in den großen Salon, wo ich dafür sorgte, dass er eine Erfrischung bekam, und ihn bei den Sherstons Platz nehmen ließ, die als Protestanten zwar große Augen machten, einem Jesuiten zu begegnen, jedoch so sehr darauf brannten, mit ihrem Französisch anzugeben, dass sie bereit waren, Vater LeClercs unglücklichen Beruf zu übersehen.

Nachdem ich mir im Geist die Stirn abgewischt hatte, weil mir dieses knifflige, gesellschaftliche Arrangement gelungen war, entschuldigte ich mich und ging auf die Terrasse hinaus, um nachzusehen, ob es Jamie gelungen war, Duncan aufzutreiben. Es war keiner der Männer zu sehen, doch ich begegnete Brianna, die mit Jemmy vom Rasen heraufkam.

»Hallo, Schatz, wie geht es dir?« Ich streckte die Arme nach Jemmy aus, der einen unruhigen Eindruck machte und sich wand und mit den Lippen schmatzte wie ein Mensch, der sich nach einem Fußmarsch durch die Sahara zu einem sechsgängigen Menü niedersetzt. »Haben wir etwa Hunger?«

»Häk!«, sagte er, und als hätte er das Gefühl, dies sei als Erklärung nicht ausreichend, wiederholte er die Silbe mehrmals mit zunehmender Lautstärke und hüpfte dabei zur Betonung auf meinem Arm auf und ab.

»Er hat Hunger, und *ich* explodiere gleich«, sagte Brianna. Sie zuckte zusammen, weil er solchen Lärm machte, und fasste sich vorsichtig an den Busen. »Ich bringe ihn nur kurz nach oben und stille ihn. Tante Jocasta hat gesagt, wir dürfen ihr Zimmer benutzen.«

»Oh? Gut. Jocasta ist selbst gerade nach oben gegangen - um sich ein wenig auszuruhen und sich umzuziehen, hat sie gesagt. Jetzt, da der Priester hier ist, ist die Hochzeit für vier Uhr angesetzt.« Ich hatte gerade gehört, wie die Standuhr in der Eingangshalle Mittag schlug; ich hoffte, dass Jamie Duncan dingfest gemacht hatte. Vielleicht schloss man ihn besser irgendwo ein, damit er sich nicht erneut aus dem Staub machte.

Brianna streckte die Arme aus, um Jemmy wieder in Empfang zu nehmen, und steckte ihm vorsichtshalber einen Finger in den Mund, um seine Kommentare zu dämpfen.

»Kennst du die Sherstons?«, fragte sie.

»Ja«, erwiderte ich argwöhnisch. »Warum, was haben sie getan?«

Sie sah mich mit hochgezogener Augenbraue an.

»Sie haben mich gebeten, ein Porträt von Mrs. Sherston zu malen. Eine Auftragsarbeit, meine ich. Tante Jocasta hat mich ihnen gegenüber in den höchsten Tönen gelobt und ihnen einige der Zeichnungen gezeigt, die ich angefertigt habe, als ich letztes Frühjahr hier war, und jetzt hätten sie gern ein Bild.«

»Wirklich? Oh, Schatz, das ist doch wunderbar!«

»Nun, wenn sie Geld haben, ja«, sagte sie praktisch denkend. »Was meinst du?«

Es war eine gute Frage; gute Kleider und gesellschaftliche Verabredungen spiegelten nicht automatisch tatsächlichen Reichtum wider, und ich wusste nicht viel über die Lebensumstände der Sherstons; sie waren aus Hillsborough, nicht aus Cross Creek.

»Nun, sie sind ziemlich vulgär«, sagte ich skeptisch, »und fürchterliche Snobs, aber ich glaube, er ist wirklich reich. Er besitzt eine Brauerei, glaube ich. Aber frag Jocasta, sie wird es mit Bestimmtheit wissen.«

»Ziemlich vulgär«, äffte sie mich näselnd nach und grinste. »Wer ist denn hier der Snob?«

»Ich bin kein Snob«, sagte ich würdevoll. »Ich habe nur ein gutes Auge für gesellschaftliche Nuancen. Hast du deinen Vater und Duncan irgendwo

gesehen?«

»Duncan nicht, aber Pa ist mit Mr. Campbell da unten bei den Bäumen.« Sie wies hilfsbereit in die entsprechende Richtung, und ich erspähte Jamies leuchtendes Haar und seinen roten Tartan, ein feuriger Glanz am unteren Ende des Rasens. Von Duncans scharlachrotem Rock war jedoch keine Spur zu sehen.

»Verflixter Kerl«, sagte ich. »Wo *steckt* er nur?«

»Ist zum Klo gegangen und hineingefallen«, meinte Brianna. »Okay, reiß dich am Riemen, wir gehen ja schon!«, fügte sie an Jemmy gewandt hinzu, der jammerte, als stünde er kurz vor dem Verhungern. Dann verschwand sie im Haus.

Ich zog mir mein Schultertuch zurecht und schlenderte über den Rasen, um mich Jamie anzuschließen. Gerade wurde den Gästen ein Picknicklunch serviert, und ich schnappte mir im Vorübergehen ein Mohnbrötchen und eine Scheibe Schinken vom Buffet und machte mir rasch ein improvisiertes Sandwich, um mein Magenknurren zur Ruhe zu bringen.

Die Luft war immer noch kühl, doch die Sonne stand jetzt hoch am Himmel und wärmte mir die Schultern; es war eine Erleichterung, zu den Männern in den Schatten des kleinen Eichenhains zu treten, der am unteren Ende des Rasens stand. Es waren Ziereichen, deren Blätter, die sich wie Babyhände entfalteten, bereits zu sprießen begannen. Was hatte Nayawenne mir über Eichen erzählt? Oh, ja; man pflanzte Mais, wenn die Eichenblätter die Größe eines Eichhörnchenohrs erreichten.

Demzufolge konnten die Sklaven jetzt täglich mit dem Anpflanzen des Maises im Gemüsegarten von River Run beginnen. Doch auf dem Berg würde es noch Wochen dauern, bis die Eichenblätter zum Vorschein kamen.

Jamie hatte offensichtlich gerade etwas Lustiges gesagt, denn Campbell machte das leise, krächzende Geräusch, das bei ihm für ein Lachen durchging, während er mich mit einem Kopfnicken begrüßte.

»Dann will ich Euch jetzt Euren eigenen Angelegenheiten überlassen«, sagte er zu Jamie, als er die Fassung zurück erlangte. »Aber lasst mich rufen, wenn es nötig ist.« Er hielt sich die Hand über die Augen und spähte zur Terrasse hinauf.

»Ah, der verlorene Sohn kehrt zurück. In Shillings, Sir, oder Brandyflaschen?«

Auch ich drehte mich um, und sah, wie Duncan die Terrasse überquerte und im Vorübergehen den Gratulanten schüchtern zulächelte. Ich muss ein verwirrtes Gesicht gemacht haben, denn Mr. Campbell verneigte sich vor mir, den trockenen Mund vor Belustigung verzogen.

»Ich habe Eurem Gatten eine kleine Wette vorgeschlagen, Madam.«

»Fünf gegen eins auf Duncan«, erklärte Jamie. »Dass er und meine Tante ein gemeinsames Bett haben, meine ich.«

»Ach du liebe Güte«, sagte ich ziemlich unwirsch. »Gibt es hier eigentlich irgendjemanden, der sich über etwas anderes unterhält? In euren Köpfen muss es ja aussehen wie in einer Sickergrube.«

Campbell lachte, dann wandte er sich ab, durch das Drängen eines seiner kleinen Enkel abgelenkt.

»Sag nicht, du hast dich das nicht auch schon gefragt.« Jamie stieß mich sanft an.

»Selbstverständlich nicht«, sagte ich streng. Das stimmte auch - aber nur, weil ich es schon wusste.

»Oh, selbstverständlich«, sagte er, und einer seiner Mundwinkel kräuselte sich. »Dabei steht dir die Lüsternheit doch ins Gesicht geschrieben wie einer Katze die Schnurrhaare.«

»Was willst du denn damit sagen?«, fragte ich herausfordernd, öffnete aber für den Fall, dass er Recht hatte, den Fächer und verdeckte meine untere Gesichtshälfte. Ich blinzelte über die elfenbeinfarbene Spitze hinweg und klimperte in gespielter Unschuld mit den Wimpern.

Er gab einen verächtlichen, schottischen Kehllaut von sich. Dann sah er sich rasch um, bückte sich und flüsterte mir ins Ohr.

»Ich will damit sagen, dass du so wie jetzt aussiehst, wenn du möchtest, dass ich zu dir ins Bett komme.« Ein warmer Atemhauch bewegte das Haar über meinem Ohr. »Möchtest du das?«

Ich schenkte Mr. Campbell, der uns über den Kopf seines Enkels hinweg interessiert betrachtete, ein strahlendes Lächeln, ließ den Fächer ganz aufschnappen, um ihn als Schutzschild zu benutzen, und stellte mich auf die Zehen, um meinerseits Jamie etwas ins Ohr zu flüstern. Ich sank wieder auf meine Fersen zurück, lächelte ihn sittsam an und fächelte vor mich hin, was das Zeug hielt.

Jamie machte ein leicht schockiertes, aber definitiv erfreutes Gesicht. Er warf einen Blick auf Mr. Campbell, doch dieser hatte sich zum Glück abgewandt und sich anderswo in ein Gespräch verwickeln lassen. Jamie rieb sich die Nase und betrachtete mich voll intensiver Spekulation, und seine dunkelblauen Augen verweilten auf dem tiefen Ausschnitt meines neuen Kleides. Ich senkte den Fächer geziert vor mein Dekollete.

»Äh... wir könnten...« Sein Kopf ruckte blitzartig hoch, und er suchte unsere Umgebung abschätzend nach abgeschiedenen Stellen ab, dann senkte er sich wieder, von meinem Fächer angezogen, als sei dieser ein Magnet.

»Nein, könnten wir nicht«, informierte ich ihn und verbeugte mich lächelnd in Richtung der ältlichen Damen MacNeil, die hinter ihm vorbeischlenderten. »Jede Ritze im Haus ist mit Menschen gefüllt. Dasselbe gilt für die Scheunen und Nebengebäude. Und falls du an ein Rendezvous unter einem Busch am Ufer gedacht hattest, vergiss es. Dieses Kleid hat ein verflixtes Vermögen gekostet.« Ein Vermögen in illegalem Whisky, aber dennoch ein Vermögen.

»Oh, das weiß ich sehr wohl.«

Sein Blick wanderte langsam an mir entlang, von den Locken meines aufgesteckten Haars zu den Spitzen meiner neuen Kalbslederschuhe. Das Kleid war aus heller, bernsteinfarbener Seide; Mieder und Saum waren mit seidenen Blattmotiven in Braun- und Goldtönen bestickt, und es passte mir wie angegossen.

»Und das ist es auch wert«, sagte er leise und beugte sich nieder, um mich zu küssen. Ein kühler Luftzug bewegte die Eichenäste über uns, und ich trat dichter an ihn heran und suchte seine Wärme.

Bedingt durch die lange Anreise aus Fraser's Ridge und das Gedränge der Gäste, die von der bevorstehenden Feier angelockt worden waren, hatten wir selbst seit über einer Woche das Bett nicht mehr geteilt.

Ich war gar nicht so sehr auf eine amouröse Begegnung aus - obwohl ich mit Sicherheit nicht nein gesagt hätte, wenn sich die Gelegenheit ergeben hätte. Was mir fehlte, war einfach nur das Gefühl, seinen Körper dicht bei mir zu haben; in der Dunkelheit die Hand ausstrecken und sie auf die lange Wölbung seines Oberschenkels legen zu können, mich am Morgen zu ihm umdrehen zu können und seine runden, perfekten Pobacken mit Bauch und Oberschenkeln berühren zu können; beim Einschlafen meine Wange an seinen Rücken pressen und den Geruch seiner Haut einatmen zu können.

»Verdammt«, sagte ich. Ich lehnte meine Stirn kurz gegen die Falten seines Spitzenkragens und atmete sehnsuchtsvoll seine Duftmischung aus Kleiderstärke und Mann ein. »Weißt du, wenn deine Tante und Duncan das Bett *nicht* brauchen, vielleicht...«

»Oh, also hast du es dich doch gefragt.« »Nein, habe ich nicht«, sagte ich. »Außerdem, was geht dich das eigentlich an?«

»Oh, gar nichts«, sagte er unbeeindruckt. »Ich bin nur heute Morgen schon von vier Männern gefragt worden, ob sie es wohl tun werden - oder schon getan haben. Und das ist doch ein ziemliches Kompliment für meine Tante, oder?«

Das stimmte; Jocasta MacKenzie musste weit über sechzig sein, und doch war es alles andere als undenkbar, dass sie das Bett eines Mannes teilte. Ich hatte schon häufig Frauen kennen gelernt, die dankbar jeden Gedanken an Sex verworfen hatten, sobald ihnen das Ende des gebärfähigen Alters dies ermöglichte - doch Jocasta gehörte nicht dazu. Andererseits...

»Haben sie nicht«, sagte ich. »Das hat mir Phaedre gestern erzählt.«

»Ich weiß. Duncan hat es mir gerade eben gesagt.« Er runzelte ein wenig die Stirn, doch nicht in meine Richtung, sondern zur Terrasse hin, wo Duncans Camerontartan als leuchtender Fleck zwischen den riesigen Steinvasen zu sehen war.

»Ach ja?« Das überraschte mich ausgesprochen. Plötzlich kam mir ein Verdacht. »Du hast ihn doch nicht danach *gefragt*, oder?«

Er warf mir einen leicht tadelnden Blick zu.

»Nein«, sagte er. »Wofür hältst du mich, Sassenach?«

»Für einen Schotten«, sagte ich. »Sexbesessen, alle miteinander. Das möchte man zumindest meinen, wenn man die Leute hier so reden hört.« Ich peilte Farquard Campbell festen Blickes an, doch er hatte uns den Rücken zugekehrt und war ganz in sein Gespräch vertieft.

Jamie betrachtete mich nachdenklich und kratzte sich am Kinn.

»Sexbesessen?«

»Du weißt, was ich meine.«

»Oh, aye, das stimmt. Ich frage mich nur - würdest du sagen, das ist eine Beleidigung oder ein Kompliment?«

Ich öffnete den Mund, dann hielt ich inne. Ich erwiderte den nachdenklichen Blick.

»Wenn der Schuh passt«, sagte ich, »trag ihn.«

Er brach in Gelächter aus, und eine Reihe von Leuten in der Nähe drehten sich um und sahen uns an. Er ergriff meinen Arm und schob mich über den Rasen in den fleckigen Schatten der blattlosen Ulmen.

»Ich wollte dich etwas fragen, Sassenach«, sagte er und blickte hinter sich, um sich zu überzeugen, dass wir außer Hörweite waren. »Meinst du, du findest eventuell eine Gelegenheit, unter vier Augen mit meiner Tante zu sprechen?«

»In diesem Irrenhaus?« Ich lugte zur Terrasse hinüber; ein Schwarm von Gratulanten umringte Duncan wie Bienen ein Blumenbeet. »Ja, wahrscheinlich kann ich sie in ihrem Zimmer erwischen, bevor sie zur

Trauung nach unten kommt. Sie ist nach oben gegangen, um sich auszuruhen.« Ich würde auch nichts dagegen haben, mich hinzusetzen; meine Beine schmerzten vom stundenlangen Stehen, und meine Schuhe waren neu und etwas zu eng.

»Das reicht völlig.« Er nickte einem näher kommenden Bekannten freundlich zu und wandte ihm dann den Rücken zu, um uns vor etwaigen Unterbrechungen abzuschirmen.

»Nun ja«, sagte ich. »Wozu?«

»Nun, es geht um Duncan.« Seine Miene war belustigt und besorgt zugleich. »Es gibt da ein kleines Problem, und er kann sich nicht dazu durchringen, mit ihr darüber zu sprechen.«

»Sag's mir nicht«, sagte ich. »Er war schon einmal verheiratet, und er dachte, seine erste Frau sei tot, aber er hat sie gerade hier am Buffet gesehen.«

»Nein«, sagte er lächelnd. »Ganz so schlimm ist es doch nicht. Und vielleicht ist es ja auch gar kein so großer Grund zur Sorge, wie Duncan befürchtet. Aber es macht ihn nun einmal nervös, und doch kann er sich nicht überwinden, mit meiner Tante zu sprechen; er hat ein wenig Scheu vor ihr, aye?«

Duncan war überhaupt ein schüchterner und bescheidener Mann; ein ehemaliger Fischer, der während des Aufstandes in den Armeedienst gepresst worden war. Nach der Schlacht von Culloden hatte man ihn festgenommen, und er hatte jahrelang im Gefängnis gesessen. Man hatte ihn nur deshalb frei gelassen und nicht deportiert, weil er sich durch einen Kratzer eine Blutvergiftung geholt und einen Arm verloren hatte, was ihn für harte Arbeit ungeeignet machte, so dass er als Leibeigener unverkäuflich wurde. Ich brauchte mich gar nicht zu fragen, wessen Idee diese Heirat gewesen war; es wäre Duncan im Leben nicht eingefallen, derart nach den Sternen zu greifen.

»Das kann ich verstehen. Aber worüber sorgt er sich denn?«

»Nun«, sagte er langsam, »es stimmt, dass Duncan noch nie verheiratet war. Hast du dich nie gefragt, warum?«

»Nein«, sagte ich. »Ich hatte einfach angenommen, dass der Aufstand... o je.« Ich hielt inne, denn mir kam eine Idee, worum es hier ging. »Es ist doch nicht - du liebe Güte. Du meinst... er liebt Männer?« Ich erhob unwillkürlich die Stimme.

»Nein!«, sagte er entrüstet. »Himmel, du glaubst doch nicht, dass ich zulassen würde, dass er meine Tante heiratet, wenn er ein Sodomit wäre? Himmel.« Er sah sich um, um sich zu versichern, dass niemand diese Verleumdung gehört hatte, und schob mich vorsichtshalber in den Schutz der Bäume.

»Nun, es könnte doch sein, dass du es nicht gewusst hast, oder?«, fragte ich belustigt.

»Ich wüsste es«, sagte er grimmig. »Komm mit.« Er hob einen tief hängenden Zweig an und schob mich darunter durch, eine Hand in meinem Kreuz. Der Hain war groß und machte es uns relativ leicht, uns den Blicken der Hochzeitsgesellschaft zu entziehen.

»Nein«, sagte er erneut, als wir eine kleine, freie Stelle weit im Inneren der Baumgruppe erreichten. »Was für schmutzige Gedanken du doch hast, Sassenach! Nein, es ist nichts dergleichen.« Er blickte hinter sich, doch wir waren ein gutes Stück vom Rasen entfernt und einigermaßen verdeckt. »Es ist nur so, dass er... unfähig ist.« Er zog eine Schulter ein wenig hoch und machte ein durch und durch beklommenes Gesicht bei dieser Vorstellung.

»Was - impotent?« Ich spürte, wie mein Mund offen stand, und ich schloss ihn.

»Aye. Er ist als junger Mann einmal verlobt gewesen, aber dann gab es einen schrecklichen Unfall; ein Karrengaul hat ihn auf der Straße zu Boden geworfen und ihn in den Schritt getreten.« Er machte eine kleine Bewegung, so als wolle er sich zu seiner eigenen Beruhigung berühren, riss sich aber zusammen. »Er ist wieder gesund geworden, aber es - nun, er war nicht länger zum Vollzug der Ehe imstande, also hat er die junge Frau gehen lassen, und sie hat einen anderen geheiratet.«

»Der arme Kerl!«, sagte ich mit einem Stich des Mitgefühls. »Lieber Himmel, Duncan hat aber auch nichts als Pech.«

»Nun, immerhin lebt er noch«, merkte Jamie an. »Viele andere nicht. Außerdem -« Er umfasste River Run, das sich hinter ihm ausbreitete, mit einer Geste. »Außerdem würde ich seine jetzige Situation nicht gerade unglücklich nennen. Von der einen, kleinen Schwierigkeit natürlich abgesehen.«

Ich runzelte die Stirn und ging im Geist die medizinischen Möglichkeiten durch. Wenn der Unfall zu ernsthaften Gefäßschäden geführt hatte, konnte ich nicht viel tun; auf komplexe Rekonstruktionschirurgie war ich nicht eingerichtet. Wenn es aber nur eine Hämatozele war, konnte ich vielleicht...

»Als junger Mann, sagst du? Hm. Nun, das ist nicht sehr viel versprechend, aber ich kann es mir gern ansehen, um zu beurteilen, ob -«

Jamie starrte mich ungläubig an.

»Ansehen? Sassenach, der Mann läuft dunkelrot an, wenn man fragt, wie es um seinen Darm bestellt ist, und er ist beinahe vor Scham gestorben, als er es mir erzählt hat. Er bekommt einen Schlaganfall, wenn du in seiner Intimsphäre herumstocherst.«

Ein Eichenzweig hatte eine meiner Haarsträhnen gelöst; ich schob sie ärgerlich hinter mein Ohr.

»Nun, was erwartest du denn dann von mir? Ich kann ihn doch nicht mit Zaubersprüchen heilen!«

»Natürlich nicht«, sagte er leicht ungeduldig. »Ich will ja auch gar nicht, dass du irgendetwas mit Duncan anstellst - nur, dass du mit meiner Tante sprichst.«

»Was - du meinst, sie weiß es nicht? Aber sie sind doch schon seit Monaten verlobt und leben seitdem zusammen!«

»Aye, aber...« Jamie machte die seltsame Geste eines halben Achselzuckens, die typisch für ihn war, wenn er verlegen war oder sich beklommen fühlte, so als sei ihm sein Hemd zu eng. »Versteh doch - als sich die Frage nach der Heirat stellte, ist Duncan gar nicht auf die Idee gekommen, dass... mmpfm.«

»Mmpfm«, sagte ich und zog eine Augenbraue hoch. »Besteht denn in einer Ehe nicht immer auch die Möglichkeit von mmpfm?«

»Nun, er ist nicht auf die Idee gekommen, dass meine Tante ihn wollen könnte, weil er so ein Prachtkerl ist, aye?«, sagte Jamie und sah mich ebenfalls mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Es schien eher ums Geschäft und um praktische Beweggründe zu gehen - es gibt Dinge, um die er sich als Besitzer von River Run kümmern könnte, nicht aber als Aufseher. Und trotzdem hätte er nicht ja gesagt, wenn sie ihn nicht überredet hätte.«

»Und er ist nie auf die Idee gekommen diesen - diesen Stolperstein zu erwähnen?«

»Oh, doch. Aber es hat nichts darauf hingedeutet, dass meine Tante die Ehe nicht ausschließlich als geschäftliche Angelegenheit betrachtete. *Sie* hat vom Bett nicht geredet; er war zu schüchtern, um es zu sagen. Und eigentlich hat sich die Frage nie gestellt.«

»Und jetzt *hat* sie sich gestellt? Was ist passiert? Ist deine Tante ihm heute Morgen mit der Hand unter den Kilt gefahren und hat eine anzügliche Bemerkung über die Hochzeitsnacht gemacht?«

»Davon hat er nichts gesagt«, erwiderte er trocken. »Aber bis er heute Morgen die Scherze der Gäste hörte, ist Duncan gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass meine Tante von ihm erwarten könnte, dass er... nun ja.«

Er zog erneut eine Schulter hoch und ließ sie wieder sinken. »Er wusste nicht, was er tun sollte, und ist in Panik geraten, als er die Leute hörte.«

»Ich verstehe.« Ich rieb mir nachdenklich mit dem Fingerknöchel über die Oberlippe. »Der arme Duncan; kein Wunder, dass er die ganze Zeit so nervös ist.«

»Aye.« Jamie richtete sich auf und sah aus wie ein Mensch, der etwas geregelt hat. »Wenn du also so freundlich wärst, mit Jocasta zu sprechen und dafür zu sorgen, dass es in Ordnung kommt...«

»Ich? Du möchtest, dass *ich* es ihr sage?«

»Nun, ich glaube nicht, dass es ihr sehr viel ausmachen wird«, sagte er und sah mich verwundert an. »Schließlich glaube ich nicht, dass sie in ihrem Alter...«

Ich machte ein rüdes Geräusch.

»In ihrem Alter? Dein Großvater Simon war weit über siebzig und immer noch fröhlich dabei, als er zuletzt gesehen wurde.«

»Meine Tante ist eine Frau«, sagte er ausgesprochen tadelnd. »Falls dir das nicht aufgefallen sein sollte.«

»Und du glaubst, das bedeutet einen Unterschied?«

»Du nicht?«

»Oh, natürlich bedeutet es einen Unterschied«, sagte ich. Ich lehnte mich mit dem Rücken an einen Baum, verschränkte die Arme unter meinem Busen und funkelte ihn von unten herauf an. »Wenn ich hunderteins bin und du sechsundneunzig, lade ich dich in mein Bett ein - dann werden wir ja sehen, wer von uns der Situation gewachsen ist, hm?«

Er betrachtete mich nachdenklich, und es glitzerte in seinen dunkelblauen Augen.

»Ich könnte dich glatt so nehmen, wie du hier stehst, Sassenach«, sagte er. »Zahlbar per Saldo, hm?«

»Ich könnte dich glatt beim Wort nehmen«, sagte ich. »Andererseits...«« Ich lugte durch den Vorhang aus Zweigen zum Haus, das von hier nur verschwommen zu sehen war. Ich drehte mich genau in dem Moment um, als sich Jamies Hände auf die Rundung meiner Hüften senkten.

Die folgenden Ereignisse waren etwas verworren, doch meine vorherrschenden Eindrücke waren hastiges Stoffgeraschel, der scharfe Geruch zertretenen Zwiebelgrases und das Knistern des trockenen Eichenlaubs vom letzten Jahr unter unseren Füßen.

Kurz darauf öffnete ich schlagartig die Augen.

»Nicht aufhören!«, sagte ich ungläubig. »*Jetzt* doch nicht, in Gottes Namen!«

Er grinste auf mich herab, trat zurück und ließ seinen Kilt wieder an Ort und Stelle fallen. Sein Gesicht war vor Anstrengung in einem dunklen Bronzeton angelaufen, und seine Brust hob sich unter den Rüschen seines Hemdes.

Er grinste boshaft und wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn.

»Ich gebe dir den Rest, wenn ich sechsundneunzig bin, aye?«

»So alt wirst du gar nicht. Komm her!«

»Oh«, sagte er. »Dann sprichst du also mit meiner Tante.«

»Elender Erpresser«, keuchte ich und fingerte an den Falten seines Kilts herum. »Das zahle ich dir heim, ich schwöre es.«

»Oh, aye. Bestimmt.«

Er legte einen Arm um meine Taille, schwang mich in die Luft und drehte sich um, so dass er dem Haus den Rücken zukehrte und mich mit seinem Körper abschirmte. Seine langen Finger rafften geschickt den Rock meines Kleides hoch, dann die beiden Unterröcke darunter, und dann glitten sie noch geschickter zwischen meine nackten Beine.

»Psst«, murmelte er mir ins Ohr. »Du willst doch nicht, dass dich die Leute hören, oder?« Er senkte seine Zähne sanft in die Rundung meines Ohrs und machte sich geschäftig an die Arbeit, wobei er meine gelegentlichen - und zugegebenermaßen sehr schwachen - Versuche, mich zu wehren, ignorierte.

Ich war mehr als bereit, und er wusste, was er tat. Es dauerte nicht lange. Ich bohrte meine Finger in seinen Arm, der sich hart wie eine Eisenklammer um meine Taille gelegt hatte, bäumte mich für einen Augenblick Schwindel erregender Unendlichkeit hintenüber und ließ mich dann gegen ihn fallen, zuckend wie ein Wurm am Ende eines Hakens. Er machte ein tiefes Glucksgeräusch und ließ mein Ohr los.

Eine kühle Brise hatte sich erhoben und wehte mir die Falten meines Rockes um die Beine. Der Geruch von Rauch und Essen driftete durch die kalte Frühlingsluft, gemeinsam mit dem Summen des Lachens und der

Gespräche auf dem Rasen. Unter dem langsamen, lauten Pochen meines Herzens konnte ich es kaum hören.

»Da fällt mir ein«, bemerkte Jamie, als er mich losließ, »Duncan hat immer noch eine gesunde Hand.« Er stellte mich sanft auf die Füße, hielt aber meinen Ellbogen weiter fest, für den Fall, dass meine Knie nachgaben. »Das könntest du meiner Tante gegenüber erwähnen, wenn du meinst, es hilft.«

41

Mit Musik geht alles besser

Roger MacKenzie bahnte sich seinen Weg durch die Menge und nickte hier und dort einem vertrauten Gesicht zu, drängte aber zielsicher weiter und verhinderte jeden Gesprächsversuch. Er war nicht in der Stimmung zum Plaudern.

Brianna hatte sich zurückgezogen, um das Kind zu stillen, und sie fehlte ihm zwar, aber er war auch ganz zufrieden damit, dass sie für den Moment außer Sichtweite war. Die Blicke, die sie auf sich zog, gefielen ihm ganz und gar nicht. Diejenigen, die sich auf ihr Gesicht richteten, waren voller Bewunderung, aber auch respektvoll; doch er hatte Forbes, den kleinen Schuft, dabei erwischt, wie er ihr Hinterteil anstarrte, und zwar mit einer Miene, die ihn sehr an die Herren erinnerte, die auf der Wiese die unbekleidete Marmorgottheit bestaunten.

Andererseits war er auch mehr als stolz auf sie. Sie war bildschön in ihrem neuen Kleid, und er verspürte einen angenehmen Besitzerstolz, wenn er sie ansah. Allerdings wurde sein Vergnügen ein wenig durch den unangenehmen Gedanken getrübt, dass sie so aussah, als gehöre sie hierher, Herrin über all dies... dies...

Schon wieder trabte eine Sklavin an ihm vorbei. Die Röcke über einem Arm gerafft, hielt sie auf das Haus zu und balancierte dabei eine Schüssel mit frischen Brötchen auf dem Kopf, eine andere unter dem Arm. Wie viele Sklaven mochte Jocasta Cameron halten?, fragte er sich.

Natürlich stand allein dadurch der Gedanke, dass Brianna River Run erben könnte, außer Frage. Sie würde sich nie mit der Idee der Sklaverei anfreunden, niemals. Dasselbe galt auch für ihn; dennoch war es ein beruhigender Gedanke, dass es nicht nur sein Stolz war, der zwischen Brianna und ihrem rechtmäßigen Erbe stand.

Er hörte im Haus das leise Klagen einer Geige und spürte, wie sich bei diesem Klang seine Ohren spitzten. Natürlich wusste er, dass es bei der Feier Musik geben würde. Und mit etwas Glück ein paar Lieder, die er noch nicht kannte.

Er wandte sich dem Haus zu und überquerte die Terrasse. Er hatte kein Notizbuch dabei, doch Ulysses konnte ihm bestimmt aushelfen. Er verbeugte sich vor Mrs. Farquard Campbell, die in ihrem gigantischen, rosafarbenen Seidenmanteau aussah wie ein ausgesucht scheußlicher, aber teurer Lampenschirm. Er blieb stehen, um ihr den Vortritt zu lassen, und biss sich auf die Innenseite der Wangen, als ihr fast anderthalb Meter breiter Rock vorübergehend in der neunzig Zentimeter breiten Tür stecken blieb. Doch sie wandte sich geschickt zur Seite und schob sich wie eine Krabbe in die Eingangshalle. Roger folgte ihr in respektvollem Abstand.

Die Geige war verstummt, doch er konnte hören, dass irgendwo in der Nähe jemand unter Krächzen und Rumpeln Instrumente abstellte und sie stimmte. Sie waren im großen Salon, dessen Flügeltüren sich öffnen ließen, so dass die Tänzer das Foyer mitbenutzen konnten, wenn es an der Zeit war. Gegenwärtig befanden sich nur ganz wenige Gäste im Salon und unterhielten sich beiläufig.

Roger kam an Ulysses vorbei, der am Kamin stand, makellos in Perücke und grüner Livree, ein Schüreisen in der Hand, während er zwei Dienstmädchen bei der Herstellung eines gigantischen Kübels mit frischem Rumpunsch überwachte. Sein Blick huschte automatisch zur Tür, registrierte Rogers Anwesenheit und Identität und widmete sich wieder seiner Beschäftigung.

Die Musiker hockten am anderen Ende des Zimmers zusammen und warfen gelegentlich durstige Blicke zum Kamin, während sie ihre Instrumente bereit machten.

»Was spielt Ihr uns denn heute?«, erkundigte sich Roger und blieb neben dem Geigenspieler stehen. Er lächelte, als der Mann sich zu ihm umdrehte. »Vielleicht >Ewie wi’ the Crooked Horn< oder >Shawn Bwee<?«

»Ach du liebe Güte, Sir, nichts Kompliziertes.« Der Leiter des Ensembles, ein Ire, der an eine Grille erinnerte und dessen leuchtende Augen seinen krummen Rücken Lügen straften, wies mit einer Geste liebenswürdiger Verachtung auf seinen zusammengewürfelten Musikerhaufen.

»Mehr als Jigs und Reels sind hier nicht drin. Bei den Tänzern aber auch nicht«, fügte er praktisch denkend hinzu. »Wir sind hier schließlich nicht in den feinen Salons von Dublin, nicht einmal in Edenton; ein guter Geigenspieler hält sie auf den Beinen bis zum Umfallen.«

»Und der seid Ihr dann wohl?«, sagte Roger lächelnd und wies auf den angeschlagenen Geigenkasten, den der Dirigent zur Vorsicht auf eine Etagere gestellt hatte, damit niemand darauf trat oder sich darauf setzte.

»Der bin ich dann wohl«, pflichtete der Herr ihm bei und verneigte sich elegant zur Bestätigung. »Seamus Hanlon, Sir - stets zu Diensten.«

»Besten Dank, Sir. Roger MacKenzie aus Fraser’s Ridge.« Er erwiderte die Verbeugung und erfreute sich an der altmodischen Formalität. Er drückte Hanlon kurz die Hand und achtete dabei sorgsam auf die gekrümmten Finger und die knotigen Gelenke des Mannes. Hanlon sah, wie vorsichtig er mit der arthritischen Hand umging, und verzog missbilligend das Gesicht.

»Ach, wenn sie erst mit einem guten Tropfen geschmiert sind, geht das schon, wirklich.« Hanlon ballte eine Hand versuchsweise zur Faust, dann schüttelte er die Finger, als betrachtete er das Thema als erledigt, und richtete seine leuchtenden Augen auf Roger.

»Und Ihr, Sir; Ihr habt Schwielen an den Fingerspitzen. Vielleicht nicht die Geige, aber spielt Ihr vielleicht ein anderes Saiteninstrument?«

»Nur zum abendlichen Zeitvertreib; mit Euch nicht zu vergleichen, Gentlemen.« Roger nickte dem Ensemble höflich zu, das jetzt vollends ausgepackt hatte und über ein lädiertes Cello, zwei Violen, eine Flöte sowie ein Instrument verfügte, das, wie er glaubte, seine Laufbahn als Jagdhorn begonnen hatte, in der Folge jedoch durch mehrere merkwürdige Rohrschleifen ergänzt worden war, die in unterschiedliche Richtungen abstanden.

Hanlon betrachtete ihn aufmerksam und registrierte seine breite Brust.

»Und hört euch seine Stimme an. Ihr seid doch bestimmt ein guter Sänger, nicht wahr, Mr. MacKenzie?«

Rogers Antwort wurde durch einen lauten Rumms und ein schmerzvolles Plärren in seinem Rücken unterbrochen. Er wirbelte herum und sah, wie sich der Cellist wie eine Henne mit einem sehr großen Küken über seinem Instrument aufplusterte, um es vor weiteren Beschädigungen durch den Herrn zu behüten, der im Vorübergehen unachtsam dagegen getreten hatte.

»Passt doch selber auf!«, schnappte der Cellist. »Trampel!«

»Oh?« Der Eindringling, ein untersetzter Mann in einer Marineuniform, funkelte den Cellisten drohend an. »Ihr wagt... wagt es, mit mir zu sch-sprechen...« Sein Gesicht war in einem ungesunden Rotton angelaufen, und er schwankte im Stehen leicht; Roger konnte seine Alkoholausdünstung aus fast zwei Metern Entfernung riechen.

Der Offizier zeigte mit dem Finger auf den Cellisten und schien etwas sagen zu wollen. Seine rosa Zungenspitze erschien zwischen seinen Lippen, doch er brachte keine Worte heraus. Seine dunkelroten Wangen erbebten kurz, dann gab er den Versuch auf, machte kehrt und stapfte davon. Nur durch knappes Ausscheren wich er einem Bediensteten aus, der mit einem Getränketablett hereinkam, und beim Betreten des Korridors prallte er vom Türpfosten ab.

»Pass bloß auf, O'Reilly«, sagte Seamus Hanlon trocken zu dem Cellisten. »Wenn wir in Küstennähe wären, würde bestimmt ein Presskommando auf dich warten, sobald du den Fuß an die frische Luft setzt. Und auch jetzt würde es mich nicht wundern, wenn er dir mit dem Marlpfriem auflauerte.«

O'Reilly spuckte viel sagend auf den Boden.

»Ich kenne den Kerl«, sagte er verächtlich. »Er heißt Wolff. Hund würde besser passen - und zwar'n ganz schön armer Hund. Ist vollgesoffen wie'ne Zecke - in einer Stunde kann der sich nicht mehr an mich erinnern.«

Hanlon blinzelte nachdenklich zu der Tür hinüber, durch die der Leutnant verschwunden war.

»Nun, das kann schon sein«, räumte er ein. »Aber ich kenne den Herrn ebenfalls, und ich glaube, dass sein Verstand um einiges schärfer ist, als sein Verhalten es nahe legt.« Er stand ein paar Sekunden da und klopfte sich mit dem Geigenbogen auf die Handfläche, dann wandte er Roger den Kopf zu.

»Fraser's Ridge, sagt Ihr? Dann seid Ihr ein Verwandter von Mrs. Cameron? Oder vielmehr Mrs. Innes?«, verbesserte er sich.

»Ich bin mit Jamie Frasers Tochter verheiratet«, sagte Roger geduldig. Er hatte herausgefunden, dass dies die wirksamste Beschreibung war, da ein Großteil des Distriktes zu wissen schien, wer Jamie Fraser war, und er auf diese Weise weitere Fragen in Bezug auf seine eigene Herkunft unterband.

»Ho-ho«, sagte Seamus sichtlich beeindruckt. »Nun denn. Hm!«

»Was macht der alte Schluckspecht überhaupt hier?«, grollte der Cellist, der dem verschwundenen Offizier immer noch funkelnd hinterhersah. Er tätschelte tröstend sein Instrument. »Jeder weiß doch, dass er Mrs. Cameron heiraten und River Run für sich haben wollte. Wundert mich, dass er die Traute hat, sich heute hier blicken zu lassen!«

»Vielleicht ist er gekommen, um zu zeigen, dass er nicht nachtragend ist«, meinte Roger. »Eine Geste des Anstandes - der Beste hat gewonnen und so weiter, aye?«

Die Musiker kommentierten diese Vermutung mit einem Medley aus Kicher- und Prustgeräuschen.

»Vielleicht«, sagte der Flötist kopfschüttelnd über sein Instrument gebeugt. »Aber wenn Euch etwas an Duncan Innes liegt, sagt ihm, er soll beim Tanzen auf sich aufpassen.«

»Aye, tut das«, unterstrich Seamus Hanlon. »Fort mit Euch, junger Mann, und sprecht mit ihm - aber kommt ja zurück.« Er wies mit gekrümmtem Finger auf den wartenden Bediensteten und schnappte sich einen Becher von dem Tablett, das ihm hingehalten wurde. Diesen hob er

salutierend und grinste Roger über den Becherrand hinweg an. »Die Jungs und ich brauchen schließlich dann und wann eine Pause. Und womöglich kennt Ihr ja die eine oder andere Melodie, die neu für mich ist, aye?«

42

Der Deasilzauber

Brianna lehnte sich in dem ledernen Armsessel zurück, und während sie Jemmy stillte, sah sie Phaedre zu, die ihre Tante für die Hochzeit zurecht machte.

»Was meint Ihr?«, fragte Phaedre und tauchte einen Silberkamm in ein Pomadetöpfchen. »Soll ich es hoch aufstecken, die Locken ganz obenauf?« Ihre Stimme klang hoffnungsvoll und dennoch argwöhnisch. Sie machte kein Geheimnis daraus, wie sehr sie es missbilligte, dass ihre Herrin sich weigerte, eine Perücke zu tragen, und wenn es nach ihr ging, würde sie ihr absolut Bestes tun, um mit Jocastas eigenem Haar einen ähnlich modischen Effekt zu erzielen.

»Unsinn«, sagte Jocasta. »Das hier ist nicht Edinburgh, Kind, und schon gar nicht London.« Sie lehnte sich zurück, den Kopf erhoben und die Augen geschlossen, und sonnte sich. Die Frühlingssonne leuchtete hell durch die Glasscheiben, ließ den Silberkamm aufblitzen und warf die dunklen Schatten der Hände der Sklavin auf die Wolke aus glänzend weißem Haar.

»Möglich, aber es ist auch nicht die wilde Karibik oder das Hinterland«, konterte Phaedre. »Ihr seid die Herrin hier; das ist Eure Hochzeit. Alle Blicke sind auf Euch gerichtet - wollt Ihr mich beschämen und Euer Haar lang tragen wie eine Squaw, so dass alle Welt denkt, ich verstehe mein Handwerk nicht?«

»Oh, das möge der Himmel verhüten.« Gereizter Humor ließ Jocastas breiten Mund zucken. »Bitte frisiere es schlicht, kämme es zurück und stecke es auf. Vielleicht darfst du dein Können ja an den Locken meiner Nichte demonstrieren.«

Phaedre sah sich mit zusammengekniffenen Augen nach Brianna um, doch diese lächelte nur und schüttelte den Kopf. Um den öffentlichen Anstand zu wahren, hatte sie ein besticktes Häubchen aufgesetzt, und sie hatte nicht vor, großen Aufwand mit ihrem Haar zu betreiben. Die Sklavin schnaubte vor sich hin und nahm ihren Überredungsversuch bei Jocasta wieder auf. Brianna schloss die Augen und ließ das freundschaftliche Gezänk in den Hintergrund treten. Die Sonne fiel warm durch das Fenster auf ihre Füße, und das Feuer summte und knisterte in ihrem Rücken und umhüllte sie wie das alte, wollene Schultertuch, das sie um sich und den kleinen Jemmy geschlungen hatte.

Jenseits von Jocastas und Phaedres Stimmen konnte sie das Rumoren des Hauses unter sich hören. Sämtliche Zimmer des Hauses quollen vor Gästen über. Manche von ihnen übernachteten auf den nahe gelegenen Plantagen und waren zum Fest herbei geritten, doch auch River Run selbst beherbergte so viele Menschen, dass alle Schlafkammern voll waren, die Gäste zu fünft oder sechst in einem Bett übernachteten und der Boden zusätzlich mit Strohmatratzen bedeckt war.

Brianna betrachtete Jocastas großes Himmelbett voll Neid. Verhindert durch die anstrengende Reise, durch Jemmy und die Übervölkerung auf River Run, hatten sie und Roger seit über einer Woche nicht mehr zusammen geschlafen und würden wahrscheinlich vor ihrer Rückkehr nach Fraser's Ridge auch nicht mehr dazu kommen.

Nicht, dass es ihr nur darum ging, mit ihm zu schlafen, so schön das auch war. Durch das Ziehen des Babymundes regten sich anderswo eine Reihe weniger mütterlicher Bedürfnisse, die sich nur mit Rogers Hilfe und ein wenig Zurückgezogenheit stillen ließen. Am Abend zuvor hatten sie in der Vorratskammer einen viel versprechenden Anfang gemacht, waren aber durch einen der Küchensklaven unterbrochen worden, der den Käse holen wollte. Vielleicht der Stall? Sie streckte ihre Beine aus, kringelte die Zehen ein und fragte sich, ob die Stallknechte wohl im Stall schliefen oder nicht.

»Nun gut, dann werde ich eben die Brillanten tragen, aber nur, um dir eine Freude zu machen, *a nighean*.« Jocastas humorvolle Stimme riss sie

aus der verlockenden Vision einer dunklen, mit Heu ausgelegten Box, in deren Zwielicht Rogers nackter Körper halb sichtbar war.

Sie blickte von ihrem selig trinkenden Baby auf und sah Jocasta an, die auf der Erkerbank saß. Das blasse Frühlingslicht fiel durch das Fenster auf ihr Gesicht. Sie sah geistesabwesend aus, dachte Brianna, so als lauschte sie auf etwas, das schwach hörbar und weit weg war und das nur sie allein hören konnte. Vielleicht das Murmeln der Hochzeitsgäste in der unteren Etage.

Das Summen unten im Haus erinnerte sie an die Bienenstöcke ihrer Mutter im Sommer; ein Dröhnen, das man hören konnte, wenn man sein Ohr an eines der Bienenhäuser hielt, ein entferntes Geräusch geschäftiger Zufriedenheit. Dieser Schwarm hier produzierte keinen Honig, sondern Gespräche, jedoch mit dem gleichen Hintergedanken: Reserven anzulegen, die ihnen über die trostlosen, nektarlosen Tage des Entzuges hinweg helfen würden.

»Das reicht, das reicht.« Jocasta schob Phaedre mit einem Wink zur Seite und stand auf. Sie scheuchte die Magd aus dem Zimmer und trat dann zur Ankleide, auf der sie unruhig mit dem Finger herumklopfte, während sie offenbar darüber nachdachte, um welche Einzelheiten sie sich noch kümmern musste. Jocasta zog die Augenbrauen zusammen und presste zwei Finger auf die Stelle über ihren Augen.

»Hast du Kopfschmerzen, Tante Jocasta?« Brianna sprach leise, um Jemmy nicht zu stören, der fast eingeschlafen war. Jocasta ließ ihre Hand sinken und drehte sich mit einem kleinen, ironischen Lächeln zu ihrer Nichte um.

»Och, das ist nicht schlimm. Immer, wenn sich das Wetter wendet, wendet mein Kopf sich mit.«

Trotz ihres Lächelns konnte Brianna die kleinen Schmerzfalten sehen, die an Jocastas Augenwinkeln zerrten.

»Jemmy ist fast fertig. Ich gehe Mama holen, ja? Sie könnte dir eine *Tisane* machen.«

Jocasta winkte mit der Hand ab, kämpfte aber mit sichtlicher Anstrengung gegen den Schmerz an.

»Das ist nicht nötig, *a muirninn*. Es ist nicht so schlimm.« Sie rieb sich vorsichtig die Schläfe, um ihre Frisur nicht zu zerstören, und strafte damit ihre Worte Lügen.

Jemmys Mund ließ mit einem kurzen, milchigen Pop! von seinem Halt ab, und sein Kopf rollte zurück. Briannas Ellenbeuge war an der Stelle, wo sein Kopf gelegen hatte, heiß und verschwitzt; sein kleines Ohr war zerknittert und dunkelrot. Sie hob seinen schlaffen Körper an und seufzte erleichtert, als die kühle Luft ihre Haut berührte. Ein sanfter Rülpser blubberte mit ein wenig überschüssiger Milch aus seinem Mund, und er ließ sich an ihrer Schulter hängen wie ein halb gefüllter Wasserballon.

»Satt, ja?« Jocasta hatte bei dem leisen Geräusch ihre blinden Augen auf Brianna und das Baby gerichtet und lächelte.

»Zum Platzen«, versicherte ihr Brianna. Sie klopfte ihm auf seinen kleinen Rücken, um ganz sicher zu gehen, hörte jedoch nur das sanfte Seufzen schlaferfüllten Atems. Sie erhob sich, wischte ihm die Milch vom Kinn und legte das Baby bäuchlings in seine improvisierte Wiege, eine Schublade aus Jocastas Mahagonikommode, die auf dem Boden stand und dick mit Kissen und Quiltdecken ausgelegt war.

Sie hängte das Schultertuch über die Rückenlehne des Sessels und erschauerte leicht, als sich ein Luftzug durch eine Lücke im Fensterrahmen zwängte. Da sie es nicht hatte riskieren wollen, dass ihr neues Kleid mit ausgespuckter Milch befleckt wurde, hatte sie Jemmy nur in Hemd und Strümpfen gestillt, und ihre nackten Unterarme überzogen sich mit Gänsehaut.

Jocasta wandte den Kopf, als sie eine Holztür ächzen und Stoffe rascheln hörte, denn Brianna öffnete jetzt die Tür des großen Kleiderschrankes, holte zwei Leinenunterröcke, ihr Korsett und ihr Kleid heraus und strich die weiche, hellblaue Wolle zufrieden glatt. Sie hatte das Tuch selbst gewebt und den Schnitt des Kleides selbst entworfen - wenn auch Mrs. Bug das Garn gesponnen hatte, Claire es mit Indigo und Steinbrech gefärbt und Marsali beim Nähen geholfen hatte.

»Soll ich Phaedre zurückrufen, damit sie dir beim Ankleiden hilft?«

»Nein, es geht schon, ich komme zurecht - wenn du mir bei den Schnüren hilfst?« Sie nahm die Dienste der Sklaven nur ungern in Anspruch, wenn es sich verhindern ließ. Die Unterröcke waren kein Problem; sie schlüpfte einfach nur nacheinander hinein und befestigte die Tunnelzüge an ihrer Taille. Doch das Korsett musste im Rücken verschnürt werden, und das Kleid selbst ebenfalls.

Jocastas Augenbrauen waren immer noch dunkel und malten sich bronzen auf ihrer aprikosenfarbenen Haut ab. Sie hoben sich ein wenig, als ihre Nichte das Ansinnen äußerte, sie solle ihr beim Ankleiden helfen, doch Jocasta zögerte nur kurz und nickte dann. Sie wandte ihre blinden Augen dem Kamin zu und runzelte leicht die Stirn.

»Der Junge steht doch nicht zu dicht am Feuer, oder? Es könnten Funken fliegen, aye?«

Brianna wand sich in das Korsett und hob ihre Brüste in die schalenförmigen, stützenden Auswölbungen, dann zog sie das Kleid darüber.

»Nein, er steht nicht zu nah am Feuer«, sagte sie geduldig. Sie hatte das Mieder vorn und an den Seiten mit leichten Fischbeinstäben ausgestattet. Sie drehte sich hin und her und bewunderte das Ergebnis in Jocastas langem Spiegel. Als sie im Spiegel das Stirnrunzeln ihrer Tante sah, verdrehte sie die Augen und zog die Schublade für den Fall des Falles ein Stückchen weiter vom Kamin fort.

»Danke, dass du einer alten Frau diesen Gefallen tust«, sagte Jocasta trocken, als sie das hölzerne Schaben hörte.

»Gern geschehen, Tante Jocasta«, erwiderte Brianna in einem Tonfall, der sowohl warm als auch entschuldigend klang. Sie legte ihrer Großtante eine Hand auf die Schulter, und Jocasta legte ihre lange Hand darüber und drückte sie sanft.

»Nicht, dass ich dich für eine unachtsame Mutter halte, aye?«, sagte Jocasta. »Aber wenn du erst einmal so alt bist wie ich, wirst du vielleicht auch vorsichtig. Ich habe schon erlebt, wie Kindern Schreckliches

widerfahren ist, verstehst du?«, sagte sie ein wenig sanfter. »Und ich würde lieber selbst verbrennen als mit anzusehen, wie deinem Prachtkerlchen etwas zustößt.«

Sie trat hinter Brianna, und ihre Hand fuhr sacht über den Rücken ihrer Nichte und fand die Schnüre und Ösen ohne Schwierigkeiten.

»Du hast deine alte Figur wieder«, sagte die alte Frau anerkennend, während ihre Hand flüchtig über Briannas Taille fuhr. »Was ist das - Crewel- garn? Welche Farbe hat es?«

»Dunkles Indigoblau. Blühende Ranken in schwerer Baumwolle, die sich von der hellblauen Wolle abheben.« Sie ergriff Jocastas Hand und führte ihre Fingerspitzen behutsam über die Ranken, die die Nähte des Mieders überdeckten und sich vom tief ausgeschnittenen, rechteckigen Halsausschnitt bis zur V-förmigen Taille des Kleides zogen, die an der Vorderseite steil nach unten zulief, um die schlanke Figur zu betonen, die Jocasta gerade gelobt hatte.

Brianna zog den Bauch ein, als sich die Schnüre fester zuzogen, und blickte von ihrem Spiegelbild auf den kleinen Kopf ihres Sohnes, der so rund wie eine Melone und herzzerreißend perfekt war. Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, was für ein Leben ihre Tante wohl gelebt hatte. Jocasta hatte Kinder gehabt, zumindest meinte Jamie das - doch sie sprach nie von ihnen, und es widerstrebte Brianna, sie danach zu fragen. Vielleicht hatte sie sie im Kleinkindalter verloren, wie es so oft geschah. Bei dieser Vorstellung wurde ihr das Herz schwer.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte ihre Tante. Jocastas Spiegelbild legte jetzt wieder eine Miene entschlossener Fröhlichkeit an den Tag. »Dein Junge ist zu Großem geboren; ihm wird bestimmt kein Unheil geschehen.«

Sie wandte sich ab, und die grüne Seide ihres Morgenrockes strich raschelnd über ihre Unterröcke, während Brianna erneut verblüfft zur Kenntnis nahm, wie gut ihre Tante die Gefühle der Leute erraten konnte, obwohl sie ihre Gesichter nicht sehen konnte.

»Phaedre!«, rief Jocasta. »Phaedre! Bring mir mein Kästchen - das schwarze.«

Wie immer war Phaedre nicht weit fort, und ein kurzes Rascheln in den Schubladen des Kleiderschrankes brachte das schwarze Kästchen zum Vorschein. Jocasta setzte sich damit an ihren Sekretär.

Die schwarze Lederschatulle war alt und abgenutzt, ein schmales Kästchen, das mit verwittertem Leder bezogen war, schmucklos bis auf den Silberverschluss. Brianna wusste, dass Jocasta ihre besten Juwelen in einem viel prachtvolleren Kästchen aus samtgefüttertem Zedernholz aufbewahrte. Was mochte sich in diesem hier befinden?

Sie trat an die Seite ihrer Tante, und Jocasta klappte den Deckel auf. Im Inneren der Schatulle befand sich ein kurzes, fingerdickes, gedrechseltes Holzstück, auf dem drei Ringe arrangiert waren: ein schlichter Goldring mit einem Beryll, ein weiterer mit einem großen, glatt geschliffenen Smaragd, und der dritte war mit drei Diamanten besetzt. Diese waren von kleineren Steinen umringt, in denen sich das blasse Licht fing und in Regenbogen reflektierte, die über die Wände und Deckenbalken tanzten.

»Was für ein hübscher Ring«, rief Brianna unwillkürlich aus.

»Oh, der Diamantring? Ja, Hector Cameron war wirklich ein reicher Mann«, sagte Jocasta und berührte geistesabwesend den größten der Ringe. Ihre langen - ungeschmückten - Finger durchsuchten zielstrebig den kleinen Haufen von Schmuckstücken, der neben den Ringen in der Kiste lag, und kamen mit einem kleinen, unscheinbaren Gegenstand wieder zum Vorschein.

Sie reichte ihn Brianna, und diese stellte fest, dass es eine kleine Brosche aus durchbrochenem Zinn war, die stark angelaufen war und die Form eines Herzens hatte.

»Das ist ein Deasilzauber, *a muirninn*«, sagte Jocasta und nickte zufrieden mit dem Kopf. »Steck ihn dem Kleinen hinten an sein Kittelchen.«

»Ein Zauber?« Brianna warf einen Blick auf Jemmys zusammengerollten Körper. »Was denn für ein Zauber?«

»Gegen das Elfenvolk«, sagte Jocasta. »Hefte ihn dem Jungen an sein Kittelchen -aber unbedingt immer hinten -, und niemand aus dem Alten

Volk wird ihn behelligen.«

Die Haare auf Briannas Unterarmen prickelten sacht, weil Jocasta diese Worte in so selbstverständlichem Ton sprach.

»Deine Mutter hätte es dir sagen sollen«, fuhr Jocasta mit einem Hauch von Tadel in der Stimme fort. »Aber ich weiß ja, dass sie eine *Sassenach* ist, und dein Vater denkt wahrscheinlich nicht an so etwas. So sind die Männer«, fügte sie mit einer Spur von Bitterkeit hinzu. »Es ist Frauensache, für die Kinder da zu sein, sie vor dem Unheil zu beschützen.«

Jocasta bückte sich und suchte in den Holzabfällen des Brennholzkorbes herum. Als sie sich wieder erhob, hatte sie einen langen Kiefernzweig in der Hand, dem noch die Rinde anhaftete.

»Nimm das«, befahl sie und hielt Brianna den Zweig hin. »Zünde das Ende am Kaminfeuer an und schreite dreimal um das Kind herum. Mit der Sonne!«

Verwundert ergriff Brianna das Stöckchen, hielt es ins Feuer, dann tat sie, was ihr aufgetragen war, wobei sie den brennenden Zweig in gebührendem Abstand von der improvisierten Wiege und von ihrem blauen Wollrock entfernt hielt. Jocasta klopfte rhythmisch mit dem Fuß auf den Boden und sang leise vor sich hin.

Sie sprach Gälisch, jedoch so langsam, dass Brianna die meisten Worte verstehen konnte.

Die Weisheit der Schlange sei dein,
Die Weisheit des Raben sei dein,
Weisheit des tapferen Adlers.

Die Stimme des Schwans sei dein,
Die Stimme des Honigs sei dein,
Stimme des Sohns der Sterne.

Der Schutz vor der Elfenfrau sei dein,
Der Schutz vor dem Elfenpfeil sei dein,
Der Schutz vor dem roten Hund sei dein.

Die Schätze der See seien dein,
Die Schätze des Landes seien dein,
Schätze des Himmlischen Vaters.

Ein jeder Tag sei glücklich für dich,
Kein Tag schlecht für dich,
Ein Leben voll Glück und *Zufriedenheit.*

Jocasta hielt inne, die Stirn leicht gerunzelt, als lauschte sie auf Widerspruch aus der Elfenwelt. Sichtlich zufrieden gestellt, gestikulierte sie in Richtung des Kamins.

»Wirf den Zweig ins Feuer. Dann ist das Kind vor den Flammen sicher.«

Brianna gehorchte und stellte zu ihrer Faszination fest, dass sie nichts von all dem auch nur annähernd lächerlich fand. Seltsam, aber höchst befriedigend zu glauben, dass sie auf diese Weise dazu beitrug, Unheil von Jemmy fern zu halten - und mochte es auch Unheil durch Feenhand sein, obwohl sie persönlich nicht an Feen glaubte. Oder bis jetzt nicht geglaubt hatte.

Eine Melodie driftete von unten herauf; jemand spielte Geige, und sie hörte den Klang einer Stimme, tief und weich. Sie konnte keine Worte ausmachen, doch sie kannte das Lied.

Jocasta legte den Kopf schief, lauschte und lächelte.

»Er hat eine schöne Stimme, dein junger Mann.«

Auch Brianna lauschte. Ganz schwach hörte sie irgendwo unten das vertraute Auf und Ab der Melodie von »My Love is in America«. *Wenn ich singe, singe ich immer für dich*. Ihre Brüste waren jetzt weich und enthielten keine Milch mehr, doch bei dieser Erinnerung kribbelten sie sacht.

»Du hast gute Ohren, Tante Jocasta«, sagte sie und schob den Gedanken lächelnd beiseite.

»Bist du zufrieden mit deiner Ehe?«, fragte Jocasta abrupt. »Hast du mit dem Jungen einen guten Fang gemacht?«

»Ja«, sagte Brianna ein wenig verblüfft. »Ja - ja, sehr.«

»Das ist gut.« Ihre Großtante stand still, den Kopf zur Seite geneigt, und lauschte immer noch. »Aye, das ist gut«, wiederholte sie leise.

Einem Impuls folgend, legte Brianna eine Hand auf das Handgelenk der älteren Frau.

»Und du, Tante Jocasta?«, fragte sie. »Bist du... zufrieden?«

»Glücklich« schien angesichts der Reihe von Ringen in der Schatulle nicht das richtige Wort zu sein. »Ein guter Fang« kam ihr auch nicht passend vor, denn sie musste daran denken, wie Duncan am Abend zuvor gedankenverloren in der Ecke des Salons gesessen hatte, schüchtern und wortlos, sobald ihn jemand anders als Jamie ansprach, und auch heute Morgen war er verschwitzt und nervös gewesen.

»Zufrieden?« Jocasta klang verwirrt. »Oh - mit der Hochzeit, meinst du?« Zu Briannas Erleichterung lachte ihre Tante, und die Linien ihres Gesichtes verzogen sich in aufrichtiger Belustigung.

»Oh, aye, aber sicher doch«, sagte sie. »Es ist schließlich das erste Mal seit fünfzig Jahren, dass ich mir einen anderen Namen zulege!«

Die alte Dame schnaubte belustigt auf. Dann wandte sie sich zum Fenster und presste die Handfläche gegen das Glas.

»Es ist ein schöner Tag draußen, Kleine«, sagte sie. »Warum nimmst du dir nicht deinen Umhang und genießt die frische Luft und die Gesellschaft?«

Sie hatte Recht; in einiger Entfernung glänzte der Fluss hinter einem Geflecht aus grünen Zweigen auf, und die Luft im Zimmer, die ihr gerade noch so gemütlich erschienen war, kam ihr plötzlich abgestanden und stickig vor.

»Ich glaube, das mache ich auch.« Brianna warf einen Blick auf die improvisierte Wiege. »Soll ich Phaedre rufen, damit sie auf das Baby Acht gibt?«

Jocasta drängte sie mit einer Geste ihrer Hand zu gehen.

»Och, fort mit dir. Ich kümmere mich um das Kind. Ich habe vorerst noch nicht vor, hinunterzugehen.«

»Danke, Tante Jocasta.« Sie küsste der alten Frau die Wange und wandte sich zum Gehen - dann warf sie einen Blick auf ihre Tante, trat noch einmal auf den Kamin zu und schob die Wiege unauffällig noch ein Stückchen weiter vom Feuer weg.

Die Luft draußen war frisch und roch nach jungem Gras und Barbecuerauch. Sie verlockte Brianna, über die gepflasterten Wege zu hüpfen, und das Blut summte in ihren Adern. Sie konnte die Melodieläufe der Musik und den Klang von Rogers Stimme im Haus hören. Eine rasche Runde an der frischen Luft, dann würde sie hineingehen; vielleicht war Roger ja dann reif für eine Pause, und dann könnten sie...

»Brianna!« Sie hörte ihren Namen, der von der anderen Seite der Mauer herüberzischte, die den Gemüsegarten umgab, und als sie sich aufgeschreckt umdrehte, sah sie, wie ihr Vater vorsichtig den Kopf um die Ecke steckte wie eine rote Schnecke. Er winkte sie mit einem Ruck seines Kinns zu sich und verschwand.

Sie sah sich schnell um und überzeugte sich, dass niemand sie beobachtete, dann huschte sie hastig um die Mauer herum in den Schutz eines Beetes mit Karottensprösslingen. Dort hockte ihr Vater über dem reglosen Körper eines schwarzen Dienstmädchens, das mit der Haube im Gesicht auf einem alten Dunghaufen ausgebreitet lag.

»Was in aller Welt-«, begann sie. Dann fing sie einen Hauch von Alkohol auf, der noch stärker war als die Gartengerüche nach Karottengrün und sonnengereiftem Pferdemist. »Oh.« Sie hockte sich neben ihren Vater, und ihre Röcke breiteten sich wie ein Ballon über den Backsteinpfad.

»Es ist meine Schuld«, sagte er. »Zumindest teilweise. Ich habe einen halb vollen Becher Punsch unter den Weiden stehen gelassen.« Er wies kopfnickend auf den Pfad, wo einer von Jocastas Punschbechern auf der Seite lag. Ein Tropfen der klebrigen Flüssigkeit hing immer noch an seinem Rand. »Sie muss ihn gefunden haben.«

Brianna beugte sich über die Magd und roch am Saum ihrer zerknitterten Haube, die im Rhythmus ihres heftigen Schnarchens flatterte. Rumpunsch war der vorherrschende Geruch, doch außerdem nahm sie ein stark säuerliches Alearoma und das glatte Bouquet von Brandy wahr. Offensichtlich hatte die Sklavin emsig den Bodensatz aus den Bechern geschlürft, die sie zum Spülen einsammelte.

Sie hob vorsichtig den Rüschensaum der Haube an. Es war Betty, eines der älteren Dienstmädchen. Im Alkoholrausch waren ihre Lippen erschlafft, und ihr Mund hing offen.

»Aye, es war nicht ihr erster halber Becher«, sagte Jamie bei ihrem Anblick. »Sie muss sturzbetrunken gewesen sein. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie sie es geschafft hat, sich in diesem Zustand so weit vom Haus zu entfernen.«

Brianna sah sich stirnrunzelnd um. Der ummauerte Gemüsegarten war zwar nicht weit vom Küchenhaus entfernt, aber gute dreihundert Meter vom Herrenhaus, von dem er durch eine Rhododendronhecke und eine Reihe von Blumenbeeten getrennt war.

»Nicht nur wie«, sagte Brianna und tippte sich verwundert mit dem Finger an die Lippe. »Warum?«

»Was?« Er hatte den Blick stirnrunzelnd auf die Magd gerichtet gehabt, doch angesichts von Briannas Tonfall blickte er auf. Sie erhob sich und sah die schnarchende Frau mit schief gelegtem Kopf an.

»*Warum* ist sie hier her gekommen? Es sieht doch so aus, als hätte sie schon den ganzen Tag getrunken - und sie kann nicht mit jedem Becher an diesen Fleck gelaufen sein; das wäre irgendjemandem aufgefallen. Und warum sollte sie sich diese Mühe auch machen, wenn es andere Möglichkeiten gab, unbemerkt zu bleiben. Wenn ich Reste trinken wollte, würde ich dazu einfach dort unter den Weiden bleiben.«

Ihr Vater warf ihr einen erschrockenen Blick zu, der sogleich einem Ausdruck trockener Belustigung wich.

»So, das würdest du also? Aye, gute Idee. Aber vielleicht war der Becher noch so voll, dass sie ihn in Ruhe genießen wollte.«

»Vielleicht. Aber es gibt doch Verstecke, die näher am Fluss liegen als dieses hier.« Sie streckte die Hand aus und hob den leeren Becher auf. »Was hattest du denn getrunken, Rumpunsch?«

»Nein, Brandy.«

»Dann war es nicht dein Becher, der ihr den Rest gegeben hat.« Sie hielt ihm den Becher hin und neigte ihn so, dass er den dunklen Bodensatz sehen konnte. Jocastas Rumpunsch wurde nicht nur aus den üblichen Zutaten - Rum, Zucker und Butter - hergestellt, sondern zusätzlich mit getrockneten Johannisbeeren, und das Ganze wurde mit einem heißen Schüreisen umgerührt. Das Ergebnis war nicht nur dunkelbraun gefärbt, sondern hinterließ auch schwere Sedimente in den Bechern - winzige Rußpartikel, Absonderungen des Schüreisens und verkohlte Überreste angebrannter Johannisbeeren.

Jamie nahm ihr den Becher ab und runzelte die Stirn. Er steckte die Nase hinein, holte tief Luft, dann hielt er einen Finger in die Flüssigkeit und steckte ihn in den Mund.

»Was ist denn?«, fragte Brianna, als sie sah, wie sich sein Gesicht veränderte.

»Punsch«, sagte er, fuhr sich aber mit der Zungenspitze über die Zähne, als wollte er sie säubern. »Mit Laudanum, glaube ich.«

»Laudanum? Bist du sicher?«

»Nein«, sagte er unverblümt. »Aber er enthält mehr als nur getrocknete Johannisbeeren, so wahr ich Fraser heiße.« Er hielt ihr den Becher entgegen, und sie ergriff ihn und roch kräftig daran. Außer dem süßen, verbrannten Rumpunschgeruch konnte sie nicht viel ausmachen. Vielleicht war da ein Hauch von etwas Schärferem, Öligem, Aromatischem... vielleicht aber auch nicht.

»Ich verlasse mich da auf dich«, sagte sie und wischte sich die Nasenspitze am Handrücken ab. Sie musterte die hingestreckte Dienstmagd. »Soll ich Mama suchen?«

Jamie hockte sich neben die Sklavin und betrachtete sie genau. Er hob ihre schlaffe Hand auf und betastete sie, lauschte auf ihre Atmung, dann schüttelte er den Kopf.

»Ich kann nicht sagen, ob sie betäubt ist oder nur betrunken - aber ich glaube nicht, dass sie im Sterben liegt.«

»Was sollen wir mit ihr machen? Wir können sie doch nicht so liegen lassen.«

Er blickte auf die Sklavin hinunter und runzelte die Stirn.

»Nein, natürlich nicht.« Er bückte sich und nahm die Frau - ganz sanft - in seine Arme. Einer ihrer abgetragenen Schuhe fiel zu Boden, und Brianna hob ihn vom Weg auf.

»Weißt du, wo sie schläft?«, fragte Jamie, während er seine bewusstlose Bürde vorsichtig um ein Gurkenspalier bugsierte.

»Sie ist eine Haussklavin; sie muss unter dem Dach schlafen.«

Er nickte und schüttelte den Kopf, um eine Haarsträhne loszuwerden, die ihm in den Mund geweht war.

»Also gut, dann gehen wir um die Stallungen herum und sehen zu, ob wir die Hintertreppe hinaufkommen, ohne dass man uns sieht. Geh vor, ja, und gib mir ein Zeichen, wenn die Luft rein ist.«

Sie versteckte den Schuh und den Becher unter ihrem Umhang, dann duckte sie sich und betrat rasch den schmalen Weg, der am Gemüsegarten vorbei zum Küchenhaus und zum Abort führte. Sie blickte auf und ab und täuschte dabei Beiläufigkeit vor. Es standen ein paar Leute am Paddock, doch das war ein ganzes Stück entfernt - und sie hatten ihr den Rücken zugewandt und beobachteten gebannt Mr. Wylies holländische Rappen.

Als sie sich umdrehte, um ihrem Vater ein Zeichen zu geben, fiel ihr Blick auf Mr. Wylie persönlich. Er führte gerade eine Dame in das Stallgebäude. Ein Aufglänzen goldener Seide - Moment, das war ja ihre

Mutter! Claire drehte das blasse Gesicht kurz in ihre Richtung, konzentrierte sich aber ganz auf irgendetwas, das Wylie sagte, und sie bemerkte ihre Tochter nicht.

Brianna zögerte, denn sie hätte ihre Mutter gern gerufen, doch das war unmöglich, ohne unerwünschte Aufmerksamkeit zu erregen. Nun, zumindest wusste sie, wo Claire war. Sie konnte zurückkommen und ihre Mutter zu Hilfe holen, sobald sie Betty sicher untergebracht hatten.

Ein paar Mal waren sie dicht daran, entdeckt zu werden, doch schließlich gelang es ihnen, Betty in das langgezogene Speicherzimmer hinauf zu befördern, das sie mit den anderen weiblichen Hausbediensteten teilte. Jamie ließ sie keuchend auf eines der schmalen Betten fallen, dann wischte er sich die verschwitzte Stirn am Rockärmel ab, rümpfte seine lange Nase und begann, sorgsam die Dungkrümel von seinen Rockschößen abzustauben.

»Nun denn«, sagte er ein wenig mürrisch. »Hier ist sie sicher untergebracht, aye? Wenn du einer von den anderen Sklavinnen sagst, dass es ihr nicht gut geht, wird es wohl niemand von Bedeutung herausfinden.«

»Danke, Pa.« Sie beugte sich zu ihm hinüber und küsste ihm die Wange. »Das war wirklich lieb von dir.«

»Oh, aye«, sagte er resigniert. »Meine Knochen werden es mir danken.« Dennoch sah er nicht unzufrieden aus. »Hast du ihren Schuh noch?« Er zog dem Dienstmädchen den verbleibenden Schuh aus und stellte ihn ordentlich neben sein Gegenstück unter das Bett, dann zog er der Frau sanft die grobe Wolldecke über die Füße, die in schmutzig weißen Florgarnstrümpfen steckten.

Brianna überprüfte den Zustand des Dienstmädchens; so weit sie es beurteilen konnte, schien alles in Ordnung zu sein; die Frau schnarchte immer noch feucht, aber beruhigend regelmäßig vor sich hin. Als sie auf Zehenspitzen die Hintertreppe wieder hinunterstiegen, gab sie Jamie den Silberbecher.

»Hier. Wusstest du, dass es einer von Duncans Bechern ist?«

»Nein.« Er zog eine Augenbraue hoch und runzelte die Stirn. »Was meinst du damit, >Duncans Becher<?«

»Tante Jocasta hat Duncan zur Hochzeit einen Satz mit sechs Bechern machen lassen. Sie hat sie mir gestern gezeigt. Siehst du das?« Sie drehte den Becher in der Hand, um ihm das eingravierte Monogramm zu zeigen - ein »I« für »Innes« und ein kleiner Fisch mit wunderhübsch herausgearbeiteten Flossen schwamm um den Buchstaben herum.

»Sagt dir das etwas?«, fragte sie, als sie sah, wie sich seine Stirn interessiert in Falten legte.

»Vielleicht.« Er zog ein sauberes Cambrictaschentuch hervor und wickelte den Becher sorgfältig ein, bevor er ihn in seine Rocktasche steckte. »Ich werde es herausfinden. Kannst du unterdessen Roger Mac suchen?«

»Natürlich, warum?«

»Nun, wenn die gute Betty hier die Hälfte eines Bechers mit Rumpunsch getrunken hat und er sie so umgeworfen hat, würde ich gern denjenigen finden, der die erste Hälfte getrunken hat, und erfahren, ob er sich in einem ähnlichen Zustand befindet.« Er zog eine Augenbraue hoch und sah sie an. »Wenn jemand eine Droge in den Punsch geschüttet hat, dann war sie doch wahrscheinlich für jemand Bestimmten gedacht, aye? Vielleicht könntest du dich mit Roger Mac diskret nach weiteren Opfern im Gebüsch umsehen?«

Diese Möglichkeit war ihr in der Eile, Betty die Treppe hinaufzubefördern, gar nicht in den Sinn gekommen.

»Gut. Ich sollte nur erst nach Phaedre oder Ulysses suchen und einem von ihnen sagen, dass Betty krank ist.«

»Aye. Wenn du mit Phaedre sprichst, könntest du dich erkundigen, ob Betty außer dem Alkohol auch noch Opium nimmt? Obwohl ich das nicht für wahrscheinlich halte«, fügte er trocken hinzu.

»Ich auch nicht«, sagte sie im gleichen Tonfall. Doch sie verstand, was er meinte; vielleicht war der Punsch ja gar nicht manipuliert worden, sondern Betty hatte das Laudanum absichtlich zu sich genommen. Es war

denkbar; sie wusste, dass Jocasta Laudanum in der Kräuterkammer hatte. Doch wenn sie es selbst genommen hatte, hatte sie es getan, um sich zu berauschen - oder hatte das Dienstmädchen womöglich Selbstmordabsichten gehabt?

Sie betrachtete stirnrunzelnd Jamies Rücken, als er jetzt am Fuß der Treppe stehen blieb und lauschte, bevor er in den Flur trat. Man konnte sich leicht vorstellen, dass das Elend der Sklaverei einen Menschen zum Selbstmord treiben konnte. Gleichzeitig musste sie jedoch ehrlich zugeben, dass Jocastas Haussklaven kein schlechtes Leben führten; besser als viele freie Individuen - schwarz *wie weiß* -, die sie in Wilmington und Cross Creek gesehen hatte.

Das Zimmer der Bediensteten war sauber, die Betten grob gezimmert, aber bequem. Die Haussklaven hatten anständige Kleider, sogar bis hin zu Schuhen und Strümpfen, und mehr als genug zu essen. Und was die emotionalen Komplikationen betraf, die einen Menschen dazu bringen konnten, an Selbstmord zu denken - nun, diese waren nicht allein auf Sklaven beschränkt.

Sehr viel wahrscheinlicher war, dass Betty nur eine Säuferin war, die jede auch nur vage alkoholische Substanz trank - darauf deutete jedenfalls der Geruch ihrer Kleider hin. Doch wenn das so war, warum sollte sie dann den riskanten Laudanumdiebstahl an einem Tag begangen haben, an dem durch die Hochzeitsgesellschaft sicher gestellt war, dass es Getränke jeder Art in Hülle und Fülle geben würde?

Sie sah sich widerstrebend zu demselben Schluss gezwungen, den auch ihr Vater garantiert inzwischen gezogen hatte. Betty hatte das Laudanum - wenn es Laudanum war, erinnerte sie sich mahnend - unbeabsichtigt zu sich genommen. Und wenn das so war... aus wessen Becher hatte sie dann getrunken?

Jamie drehte sich um, gebot ihr mit geschürzten Lippen Schweigen und bedeutete ihr mit einer Geste, dass die Luft rein war. Sie folgte ihm rasch durch den Flur ins Freie und atmete erleichtert auf, als sie unbeobachtet den Weg erreichten.

»Was wolltest du überhaupt dort, Pa?«, fragte sie. Er machte ein verständnisloses Gesicht.

»Im Gemüsegarten«, erläuterte sie. »Wie hast du Betty gefunden?«

»Oh.« Er ergriff ihren Arm und führte sie vom Haus fort. Sie schlenderten lässig zum Paddock, unschuldige Gäste, die sich die Pferde ansehen wollten. »Ich hatte mich gerade drüben unter den Bäumen mit deiner Mutter unterhalten. Ich habe den Rückweg durch den Gemüsegarten genommen, und da lag sie rücklings auf dem Misthaufen.«

»Das ist doch seltsam, oder?«, fragte sie. »Hat sie sich mit Absicht in den Garten gelegt, oder war es nur Zufall, dass du sie dort gefunden hast?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Aber ich habe vor, mich mit Betty zu unterhalten, sobald sie wieder nüchtern ist. Weißt du, wo deine Mutter ist?«

»Ja, sie ist bei Philip Wylie. Ich glaube, sie waren zum Stall unterwegs.« Die Nasenlöcher ihres Vaters blähten sich leicht, als er Wylies Namen hörte, und sie unterdrückte ein Lächeln.

»Ich finde sie schon«, sagte er. »Geh du unterdessen zu Phaedre und sprich mit ihr - und Brianna -«

Sie hatte sich schon zum Gehen gewandt; jetzt blickte sie überrascht zurück.

»Vielleicht solltest du Phaedre bitten, dass sie niemandem davon erzählt, es sei denn, jemand fragt sie, wo Betty ist. Und wenn das geschieht, soll sie es dir sagen - oder mir.« Er richtete sich abrupt auf und räusperte sich. »Dann such jetzt deinen Mann, Kleine - und Brianna? Seht zu, dass niemand merkt, was ihr tut, aye?«

Er zog eine Augenbraue hoch, und sie antwortete mit einem Kopfnicken. Dann machte er kehrt, und die Finger seiner rechten Hand klopften sanft gegen seinen Rock, als sei er tief in Gedanken versunken.

Der kühle Wind fuhr ihr unter den Rock und blies ihre Unterröcke auf, so dass sie heftig erschauerte. Sie verstand seine Andeutung ganz genau.

Wenn es weder ein Selbstmordversuch noch ein Unfall war - dann war es möglicherweise versuchter Mord. Doch an wem?

43

Bezirzt

Jamie hatte mich nach unserem kleinen Zwischenspiel zur Ermutigung ausgiebig geküsst und sich dann krachend durch das Unterholz davongemacht, um Ninian Bell Hamilton ausfindig zu machen und in Erfahrung zu bringen, was die Regulatoren in dem Feldlager im Schilde führten, das Hunter erwähnt hatte. Ich folgte ihm ins Freie, nachdem ich anstandshalber etwas gewartet hatte, blieb aber am Rand des Hains stehen, um mich zu vergewissern, dass ich schicklich aussah, bevor ich mich wieder unter die Leute begab.

Mir war schwindelig vor Wohlgefühl, und das Blut war mir in die Wangen gestiegen, doch ich hoffte, dass mich das allein nicht entlarven würde. Auch würde die Tatsache, dass ich aus dem Wäldchen kam, niemandem einen Grund zur Anklage geben; Frauen wie Männer traten oft in den Schutz der Bäume, die den Rasen umstanden, um einfach dort ihre Blase zu entleeren, anstatt die überfüllten, stinkenden Aborte aufzusuchen. Doch wenn ich errötet und schwer atmend mit Blättern im Haar und Harzflecken auf dem Rock aus dem Wald trat, würde dies für Gesprächsstoff hinter den Fächern sorgen.

Ich hatte ein paar Kletten und einen leeren Zikadenpanzer an meinem Rock hängen, einen gruseligen Auswuchs, den ich mit einem Schauder der Abneigung entfernte. An meiner Schulter klebten Hartriegelblätter; ich strich sie beiseite und tastete sorgfältig über mein Haar, aus dem ich weitere Blätter herauspickte, die wie duftende Papierschnipsel zu Boden segelten.

Erst als ich aus dem Schutz der Bäume heraustrat, kam mir die Idee, die Rückseite meines Rockes nach Flecken oder Rindenstückchen abzusuchen, und ich reckte gerade den Hals, um hinter mich zu blicken, als ich frontal mit Philip Wylie zusammenstieß.

»Mrs. Fraser!« Er packte mich an den Schultern, um zu verhindern, dass ich hintenüber fiel. »Ist Euch nicht gut, meine Liebe?«

»Doch, natürlich.« Meine Wangen brannten jetzt mit gutem Grund, und ich trat einen Schritt zurück und schüttelte mich, um mich zu sammeln. Warum prallte ich nur ständig auf Wylie? Lief die kleine Nervensäge mir etwa nach? »Ich bitte um Entschuldigung.«

»Unsinn, Unsinn«, sagte er jovial. »Es war ganz und gar meine Schuld. Sehr ungeschickt von mir. Darf ich Euch etwas holen, damit Ihr wieder zu Euch kommen könnt, meine Liebe? Ein Glas Cidre? Wein? Rumpunsch? Gewürzmilch? Apfelschnaps? Oder - nein, Brandy. Ja, erlaubt mir, Euch einen Brandy zu bringen, damit Ihr Euch von dem Schreck erholen könnt!«

»Nein, nichts, danke!« Ich musste unwillkürlich über sein absurdes Verhalten lachen, und er grinste zurück und kam sich offenbar höchst geistreich vor.

»Nun, wenn Ihr Euch denn schon ganz erholt habt, verehrte Dame, müsst Ihr mit mir kommen. Ich bestehe darauf.«

Er hatte meine Hand in seine Ellenbeuge gesteckt und zog mich all meinen Protesten zum Trotz zielsicher in Richtung des Stalles davon.

»Es wird nicht mehr als einen Augenblick in Anspruch nehmen«, versicherte er mir. »Ich freue mich schon den ganzen Tag darauf, Euch meine Überraschung zu zeigen. Ihr werdet ganz verzaubert sein, darauf gebe ich Euch mein Wort!«

Ich ergab mich kraftlos; es würde wohl weniger anstrengend sein, mitzugehen und mir die verdammten Pferde noch einmal anzusehen, als mit ihm zu streiten - und mir blieb in jedem Fall noch reichlich Zeit, mich vor der Trauung mit Jocasta zu unterhalten. Diesmal gingen wir jedoch am Paddock vorbei, wo Lucas und seine Gefährten sich geduldig von zwei Herren inspizieren ließen, die mutig auf den Zaun geklettert waren, um sie genauer zu betrachten.

»Das ist wirklich ein erstaunlich friedfertiger Hengst«, sagte ich beifällig und verglich Lucas' freundliches Betragen im Geiste mit Gideons Raubrittermanier. Jamie war immer noch nicht dazu gekommen, das Pferd

zu kastrieren, und so hatte es auf dem Weg nach River Run so gut wie alle Beteiligten gebissen, ganz gleich ob Pferd oder Mensch.

»Ein Charaktermerkmal dieser Rasse«, erwiderte Wylie, während er die Tür des großen Stalles aufschob. »Sie sind ausgesprochen liebenswerte Pferde, obwohl ihre sanfte Veranlagung ihrer Intelligenz keinen Abbruch tut, das versichere ich Euch. Hier entlang, Mrs. Fraser.«

Verglichen mit dem strahlend hellen Tag draußen, herrschte im Inneren des Stalles tiefe Dunkelheit; es war so dunkel, dass ich über einen unebenen Pflasterstein im Fußboden stolperte, und Mr. Wylie ergriff meinen Arm, als ich mit einem erschrockenen Aufschrei vornüberstolperte.

»Alles in Ordnung, Mrs. Fraser?«, fragte er und richtete mich wieder auf.

»Ja«, sagte ich, ein wenig außer Atem. In Wirklichkeit hatte ich mir allerdings heftig den Zeh gestoßen und war außerdem mit dem Knöchel umgeknickt - meine neuen, mit Saffianleder besohlten Schuhe waren zwar sehr hübsch, aber ich hatte sie noch nicht richtig eingelaufen. »Ich würde nur gern einen Moment stehen bleiben - bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben.«

Er leistete meiner Bitte Folge, ohne jedoch meinen Arm loszulassen. Stattdessen zog er meine Hand durch seine Ellenbeuge und hakte sie dort unter, um mir mehr Halt zu geben.

»Stützt Euch auf mich«, sagte er schlicht.

Das tat ich, und wir standen ein paar Sekunden schweigend da. Ich hielt meinen verletzten Fuß hochgezogen wie ein Reiher, während ich darauf wartete, dass das Pochen in meinen Zehen aufhörte. Mr. Wylie schien der Sinn ausnahmsweise nicht nach Bonmots und anderen Scherzen zu stehen - vielleicht lag es an der friedvollen Atmosphäre.

Ställe haben stets etwas Friedvolles an sich, da Pferde und ihre Pfleger meistens liebenswürdige Geschöpfe sind. Dieser Stall jedoch strahlte etwas ganz Besonderes aus, er war still und gleichzeitig von Energie erfüllt. Ich konnte leises Rascheln und Stampfen hören und die

zufriedenen Geräusche eines Pferdes, das in unserer unmittelbaren Nähe Heu kaute.

So dicht neben Philip Wylie nahm ich sein Parfum wahr, doch selbst der teure Hauch von Bergamotte und Moschus kam nicht gegen die Stallgerüche an. Es roch nach frischem Stroh und Hafer, nach Ziegeln und Holz, doch unter all dem lag auch ein schwacher Geruch nach etwas Elementarerem - Dung, Blut und Milch; die Grundelemente der Mutterschaft.

»Man kommt sich hier innen vor wie im Mutterleib, nicht wahr?«, sagte ich leise. »So warm und dunkel. Ich kann beinahe den Herzschlag spüren.«

Wylie lachte, jedoch leise.

»Es ist meiner«, sagte er. Er hob kurz die Hand an seine Weste, ein dunkler Schatten auf dem bleichen Satin.

Meine Augen gewöhnten sich schnell an die Dunkelheit, aber dennoch war das Licht im Stall sehr gedämpft. Die Schattengestalt einer Stallkatze glitt geschmeidig an uns vorbei und brachte mich ins Wanken, so dass ich mit meinem verletzten Fuß auftrat. Er konnte noch kein Gewicht aufnehmen, doch ich konnte ihn zumindest auf den Boden stellen.

»Könnt Ihr kurz allein stehen?«, fragte Wylie.

Ohne meine Antwort abzuwarten, löste er sich von mir und zündete eine Laterne an, die vor uns auf einem Hocker stand. Ich hörte ein paar Mal das leise Klirren von Feuerstein auf Stahl, dann fing der Docht Feuer, und eine sanfte Kugel aus gelbem Licht umfing uns wie ein Ballon. Dann ergriff er mit seiner freien Hand erneut meinen Arm und führte mich zum hinteren Ende des Stalles.

Sie waren ganz hinten in der Laufbox. Philip hielt die Laterne hoch und wandte sich mir dabei lächelnd zu. Der Laternenschein fiel auf ein Pferdefell, das glänzende Wellen warf wie Wasser bei Nacht, und er spiegelte sich leuchtend in den großen, braunen Augen der Stute wider, die sich uns jetzt zuwandte.

»Oh«, sagte ich leise, »wie wunderschön.« Und dann, etwas lauter: »Oh!« Die Stute hatte sich leicht bewegt, und ihr Fohlen lugte hinter den

Hinterbeinen seiner Mutter hervor. Es hatte lange Beine mit knotigen Gelenken, sein winziger Rumpf und die schrägen Schultern waren rundliche Spiegelbilder der muskulösen Perfektion seiner Mutter. Es hatte die gleichen großen, freundlichen Augen, die von langen, langen Wimpern umrahmt waren - doch statt des glatten Fells aus wogendem Schwarz war es mit einer dunklen, rötlichbraunen Wolle bedeckt, die an Kaninchenplüsch erinnerte, und sein Schweif war eine absurde, kleine Kleiderbürste.

Die Mutter der kleinen Stute hatte die gleiche, traumhaft wallende Mähne, die ich schon bei den Friesen auf dem Paddock gesehen hatte; das Baby hatte einen lustigen Borstenkamm aus etwa drei Zentimeter langen Haaren, die senkrecht abstanden wie eine Zahnbürste.

Das Fohlen blinzelte, durch das Licht irritiert, dann duckte es sich rasch hinter den schützenden Körper seiner Mutter. Im nächsten Augenblick kamen die zuckenden Nüstern einer kleinen Nase behutsam in Sicht. Ein großes Auge folgte, blinzelte - und die Nase verschwand, nur um beinahe augenblicklich wieder aufzutauchen, diesmal ein wenig weiter.

»Hey, du kleine Zirze!«, sagte ich entzückt.

Wylie lachte.

»Das ist sie wirklich«, sagte er mit von Besitzerstolz erfüllter Stimme. »Sind sie nicht prachtvoll?«

»Nun ja, doch«, sagte ich und überlegte. »Das sind sie. Ich weiß nur nicht, ob es das richtige Wort ist. >Prachtvoll< hört sich mehr nach etwas an, was man über einen Hengst oder ein Schlachtross sagen würde. Diese Pferde sind... na ja, sie sind *süß!«*

Wylie prustete leise und belustigt auf.

»Süß?« sagte er. *»Süß?«*

»Na ja, Ihr wisst schon«, sagte ich lachend. »Bezaubernd. Sanft. Hinreißend.«

»All das«, sagte er und wandte sich mir zu. »Und wunder, wunderschön.« Sein Blick war nicht auf die Pferde, sondern vielmehr auf

mich gerichtet, und sein Gesicht trug den Hauch eines Lächelns.

»Ja«, sagte ich mit einem schwachen, merkwürdigen Gefühl der Beklommenheit. »Ja, sie sind sehr schön.«

Er stand sehr dicht neben mir; ich trat einen Schritt zur Seite und wandte mich ab, als wollte ich erneut die Pferde betrachten. Das Fohlen saugte am geschwollenen Euter der Stute und wedelte geschäftig mit seinem mickrigen Schweif.

»Wie heißen sie denn?«, fragte ich.

Wylie trat lässig auf den Trennbalken der Abfohlbox zu, richtete es jedoch so ein, dass sein Arm an meinem Ärmel vorbeistrich, als er sich nach oben reckte, um die Laterne an einen Wandhaken zu hängen.

»Die Stute heißt Tessa«, sagte er. »Den Hengst - Lucas - habt Ihr ja schon gesehen. Und was das Fohlen angeht...« Er ergriff meine Hand und hob sie lächelnd. »Ich habe mir gedacht, vielleicht nenne ich es La Belle Claire.«

Zuerst regte ich mich nicht, denn vor lauter Unglauben traf mich fast der Schlag. Nicht über den Namensvorschlag, sondern über den Ausdruck, der ganz deutlich in Philip Wylies Gesicht zu erkennen war.

»Was?«, sagte ich ausdruckslos. Ich irrte mich bestimmt, dachte ich. Ich versuchte, ihm meine Hand zu entreißen, doch ich hatte eine Sekunde zu lange gezögert, und seine Finger schlossen sich fest um die meinen. Er hatte doch wohl nicht vor...

Doch genauso war es.

»Bezaubernd«, sagte er leise und kam näher. »Sanft. Hinreißend. Und... wunderschön.« Er küsste mich.

Ich war so schockiert, dass ich mich im ersten Moment nicht regte. Sein Mund war sanft, der Kuss kurz und unschuldig. Das spielte jedoch kaum eine Rolle; was zählte, war die Tatsache, dass er es getan hatte.

»Mr. Wylie!«, sagte ich. Ich trat einen hastigen Schritt zurück, doch dann war mir die Boxenwand im Weg.

»Mrs. Fraser«, sagte er leise und trat seinerseits einen Schritt vor. »Meine Liebe.«

»Ich bin *nicht* Eure -«, begann ich, und er küsste mich erneut. Ohne die geringste Spur von Unschuld. Nach wie vor schockiert, aber nicht länger vom Schlag getroffen, versetzte ich ihm einen heftigen Schubs. Er schwankte, und seine Umklammerung meiner Hand löste sich, doch dann fand er das Gleichgewicht wieder, packte mich am Arm und fuhr mit der anderen Hand in meinen Rücken.

»Zirze«, flüsterte er und senkte sein Gesicht auf das meine. Ich trat nach ihm. Dummerweise benutzte ich dazu meinen verletzten Fuß, so dass der Tritt nicht besonders viel Kraft hatte und er ihn ignorierte.

Ich begann, mich ernsthaft zu wehren, als jetzt das Gefühl verblüfften Unglaubens dem Bewusstsein wich, dass der junge Mann mir die Hand fest in den Rücken gelegt hatte. Gleichzeitig war mir jedoch auch bewusst, dass sich eine ganze Reihe von Menschen in der Nähe des Stalles aufhielten; das Letzte, was ich wollte, war Aufmerksamkeit zu erregen.

»Aufhören!«, zischte ich. »Hört auf der Stelle auf damit!«

»Ihr raubt mir den Verstand«, keuchte er und drückte mich an seine Brust, während er versuchte, mir seine Zunge ins Ohr zu schieben.

Ich hatte allerdings den Eindruck, dass er nicht bei Verstand war, doch lehnte ich es kategorisch ab, auch nur die geringste Verantwortung für diesen Zustand zu übernehmen. Ich wich so weit zurück, wie ich konnte - nicht besonders weit, da ich den Balken im Rücken hatte -, und versuchte mit aller Gewalt, eine Hand zwischen uns zu schieben. Inzwischen hatte mein Schreck völlig nachgelassen, und ich begann überraschend klar zu denken. Ich konnte ihm nicht das Knie in den Schritt rammen, denn er hatte ein Bein zwischen die meinen geschoben und dabei meinen Rock festgeklemmt. Wenn es mir jedoch gelang, ihm die Hand um den Hals zu legen und seine Halsschlagadern fest zwischen die Finger zu bekommen, würde er wie ein Stein zu Boden stürzen.

Ich bekam zwar seinen Hals zwischen die Finger, aber seine verflixte Halsbinde war mir im Weg; meine Finger zerrten daran herum, und er fuhr mit dem Kopf zur Seite und griff nach meiner Hand.

»Bitte«, sagte er. »Ich möchte -«

»Es interessiert mich nicht, *was* Ihr möchtet!«, sagte ich. »Lasst mich sofort los, Ihr - Ihr -« Ich suchte hektisch nach einer passenden Beleidigung. *»Grünschnabel!*«

Zu meiner großen Überraschung hielt er inne. Sein Gesicht konnte nicht blass werden, da es schon mit Reismehl gepudert war - ich konnte den widerlich süßen Geschmack auf meinem Mund spüren -, doch er presste die Lippen zusammen, und seine Miene war... arg verletzt.

»Denkt Ihr das wirklich von mir?«, fragte er mit leiser Stimme.

»Ja, genau das denke ich!«, sagte ich. »Was soll ich denn sonst denken? Habt Ihr den Verstand verloren, Euch so - so abscheulich zu benehmen? Was ist nur los mit Euch?«

»Abscheulich?« Es schien ihn sehr zu verblüffen, seine Avancen auf diese Weise beschrieben zu hören. »Aber ich - das heißt, Ihr - ich dachte, Ihr wärt... ich meine, vielleicht nicht abgeneigt -«

»Das ist unmöglich«, sagte ich im Brustton der Überzeugung. »Dergleichen könnt ihr unmöglich gedacht haben. Ich habe Euch nie auch nur den *geringsten* Grund gegeben, so etwas zu denken!« Das hatte ich wirklich nicht getan - zumindest nicht mit Absicht. Allerdings kam mir der unangenehme Gedanke, dass ich selbst mein Verhalten möglicherweise mit etwas anderen Augen sah als Philip Wylie es tat.

»Ach nein?« Seine Miene veränderte sich, verfinsterte sich vor Wut. »Erlaubt mir, diese Auffassung nicht zu teilen, Madame!«

Ich hatte ihm gesagt, ich sei alt genug, um seine Mutter zu sein; mir war keine Sekunde lang in den Sinn gekommen, dass er mir nicht glaubte.

»Zirze«, sagte er noch einmal, allerdings in einem ganz anderen Tonfall als beim ersten Mal. »Keinen Grund? Ihr habt mir allen Grund gegeben, von unserer ersten Begegnung an.«

»Was?« Vor lauter Unglauben hob sich meine Stimme um eine Oktav. »Ich habe nie etwas anderes getan, als mich höflich mit Euch zu

unterhalten. Wenn das für Euch dem Versuch gleich kommt, Euch zu bezirzen, mein Junge, dann -«

»Nennt mich nicht so!«

Oh, also war ihm der Altersunterschied doch aufgefallen. Er hatte wohl nur dessen Größe nicht richtig eingeschätzt. Mit einem gewissen Gefühl der Nervosität begriff ich, dass man in Philips gesellschaftlichen Kreisen in der Tat unter dem Deckmantel scherzhafter Gespräche miteinander flirtete - zumindest in Ansätzen. Was in Gottes Namen hatte ich nur zu ihm gesagt?

Ich konnte mich dumpf daran erinnern, mit ihm und seinem Freund Stanhope über die Portoverordnung diskutiert zu haben. Ja, Steuern, und, so dachte ich, Pferde - aber das konnte doch nicht ausgereicht haben, um eine solche Fehleinschätzung auszulösen?

»Deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon«, sagte er leise und verbittert. »Erinnert Ihr Euch nicht an den Abend, als ich Euch das gesagt habe? Dann ist das Hohelied für Euch also >höfliche Unterhaltung<, ja?«

»Ach du dickes - ich meine, lieber Himmel.« Jetzt kamen mir doch leichte Schuldgefühle; wir hatten in der Tat auf Jocastas Empfang vor zwei oder drei Jahren ein Gespräch in dieser Richtung geführt. Und er konnte sich noch daran erinnern? Das Hohelied war schon starker Tobak; womöglich hatte das eine Zitat... Dann schüttelte ich mich im Geiste und richtete mich auf.

»Unsinn«, erklärte ich. »Ihr habt Euch über mich lustig gemacht, und ich habe es Euch einfach nur mit gleicher Münze zurückgezahlt. Und jetzt muss ich wirklich -«

»Ihr habt mich heute hierher begleitet. Allein.« Entschlossenen Blickes trat er erneut einen Schritt auf mich zu. »Der glückliche Zufall Eurer Fußverletzung, die Euch zwang, Euch auf mich zu stützen...« Er fing schon wieder damit an, der eingebildete Sturkopf!

»Mr. Wylie!«, sagte ich bestimmt und drehte mich zur Seite. »Es tut mir schrecklich Leid, wenn Ihr die Situation irgendwie missverstanden habt, aber ich bin sehr glücklich verheiratet, und ich hege keinerlei

romantisches Interesse an Euch. Und ich habe mir wirklich den Fuß verletzt. Eure Pferde sind entzückend. Wenn Ihr mich jetzt entschuldigt...« Ich schlüpfte an ihm vorbei und humpelte aus dem Stall, so schnell es mein Fuß erlaubte. Doch er machte keinerlei Anstalten, mir zu folgen, und ich gelangte unbehelligt ins Freie. Mein Herz raste.

Am Paddock standen Leute; ich wandte mich in die andere Richtung, an der Rückseite der Stallungen entlang, bevor mich jemand sehen konnte. Als ich außer Sichtweite war, machte ich eine rasche Bestandsaufnahme, um sicherzugehen, dass ich nicht zu mitgenommen aussah. Ich wusste nicht, ob jemand beobachtet hatte, wie ich mit Wylie in den Stall ging, und ich konnte nur hoffen, dass niemand mein hastiges Auftauchen gesehen hatte.

Nur eine Haarlocke hatte sich im Aufruhr der letzten Minuten gelöst; ich steckte sie sorgsam wieder fest und fegte mir ein paar Strohhalme von meinem Rock. Glücklicherweise hatte er mir nicht die Kleider zerrissen - das Halstuch wieder festgesteckt, und ich sah wieder ganz präsentabel aus.

»Alles in Ordnung, Sassenach?«

Ich fuhr auf wie ein Lachs am Haken, und mein Herz tat einen Satz. Adrenalin raste wie elektrischer Strom durch meine Brust, und ich fuhr herum, um Jamie an meiner Seite zu finden. Er betrachtete mich mit leicht gerunzelter Stirn.

»Was hast du gemacht, Sassenach?«

Mein Herz steckte mir immer noch im Hals und nahm mir den Atem, doch ich zwang mich zu ein paar Worten, von denen ich hoffte, dass sie unbekümmert klangen.

»Nichts. Ich meine, mir die Pferde angesehen - das Pferd. Eine Stute. Sie hat ein neu geborenes Fohlen.«

»Aye, ich weiß«, sagte er und sah mich merkwürdig an. »Wylie hat es mir erzählt.«

»Hast du Ninian gefunden? Was hat er dir gesagt?« Ich tastete an meinem Hinterkopf herum und ordnete mein Haar, wobei ich die

Gelegenheit nutzte, mich ein Stück abzuwenden und seinem Blick auszuweichen.

»Er sagt, es stimmt - was ich auch gar nicht bezweifelt hatte. Es sind mehr als tausend Männer, die in Salisbury kampieren. Und es werden jeden Tag mehr, sagt er. Der alte Griesgram freut sich auch noch darüber!« Er runzelte die Stirn und trommelte mit den beiden steifen Fingern seiner rechten Hand leicht gegen sein Bein, und ich begriff, dass er sich große Sorgen machte.

Und das nicht ohne Grund. Ganz abgesehen von dem eigentlichen, drohenden Konflikt, war es Frühling. Allein die Tatsache, dass River Run am Fuß der Berge lag, hatte es uns ermöglicht, zu Jocastas Hochzeit zu kommen; hier unten waren die Wälder voller Blütenwolken, und Krokusse schossen aus dem Boden wie orange- und lilafarbene Panzersperren, doch die Berge waren immer noch schneeverhüllt, die Äste der Bäume voller schwellender Knospen. In etwa zwei Wochen würden diese Knospen aufgehen, und dann war es Zeit für die Frühjahrsaussaat in Fraser's Ridge.

Natürlich hatte Jamie für einen solchen Notfall vorgesorgt, indem er den alten Arch Bug anheuerte - doch auch Arch schaffte nicht alles allein. Und was die Pächter und Siedler anging... wenn die Miliz erneut einberufen wurde, würde die Aussaat den Frauen allein überlassen bleiben.

»Die Männer in diesem Feldlager - sind es dann also Männer, die ihr Land verlassen haben?«« Salisbury lag ebenfalls im Vorgebirge. Es war undenkbar, dass ein Farmer um diese Jahreszeit sein Land im Stich ließ, um gegen die Regierung zu protestieren, ganz gleich, wie aufgebracht er war.

»Verlassen oder verloren«, sagte er knapp. Sein Stirnrunzeln vertiefte sich, als er mich ansah. »Hast du mit meiner Tante gesprochen?«

»Äh... nein«, sagte ich schuldbewusst. »Noch nicht. Ich hatte gerade vor... oh - du hast gesagt, es gibt noch ein anderes Problem. Was ist denn sonst noch passiert?«

Er machte ein Geräusch wie ein zischender Teekessel, was eine für ihn seltene Ungeduld verriet.

»Himmel, ich hatte sie fast vergessen. Ich glaube, eine der Sklavinnen ist vergiftet worden.«

»Was? Wer? Wie denn?« Ich ließ die Hände von meinen Haaren sinken, und ich starrte ihn an. »Warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Ich *sage* es dir doch gerade, oder? Mach dir keine Sorgen, sie ist nicht in Gefahr. Nur sturzbetrunken.« Er zuckte gereizt mit den Schultern. »Das Problem ist nur, dass sie vielleicht gar nicht diejenige war, die vergiftet werden sollte - aber ich habe Roger Mac und Brianna gebeten, sich umzusehen, und noch haben sie mir keine Toten gemeldet, also ist der Verdacht vielleicht falsch.«

»*Vielleicht*?« Ich rieb mir das Nasenbein, durch diese neue Entwicklung von meinen anderen Sorgen abgelenkt. »Ich versichere dir, Alkohol ist giftig, auch wenn es kaum jemand zu begreifen scheint, aber es besteht ein Unterschied dazwischen, ob man betrunken ist oder mit Absicht vergiftet wird. Was meinst du also mit -«

»Sassenach«, unterbrach er mich.

»Was?«

»Was in Gottes Namen hast du getan?«, platzte er heraus.

Ich starrte ihn verwirrt an. Sein Gesicht war im Lauf unseres Gespräches zusehends röter geworden, doch ich hatte angenommen, dass dies an seiner Frustration und Sorge um Duncan, Jocasta und die Regulatoren lag. Als ich jetzt ein gefährliches, blaues Glitzern in seinem Auge sah, dämmerte mir, dass seiner Haltung etwas sehr viel Persönlicheres zugrunde lag. Ich neigte den Kopf zur Seite und sah ihn argwöhnisch an.

»Was meinst du damit, was habe ich getan?«

Er presste die Lippen fest zusammen und antwortete nicht. Stattdessen streckte er den Zeigefinger aus und berührte ganz vorsichtig eine Stelle neben meinem Mund. Dann drehte er die Hand um und präsentierte mir einen kleinen, dunklen Gegenstand, der an seiner Fingerspitze klebte - Philip Wylies sternförmiges, schwarzes Schönheitspflaster.

»Oh.« Ich spürte deutlich, wie es in meinen Ohren rauschte. »Das. Äh...« Mein Kopf fühlte sich ganz leicht an, und kleine Flecken - die alle wie schwarze Sterne geformt waren - tanzten vor meinen Augen herum.

»Ja, das«, fuhr er mich an. »Himmel, Frau! Ich sorge mich zu Tode um Duncans Wehwehchen und Ninians Kapriolen - und warum hast du mir nicht erzählt, dass er sich mit Barlow geprügelt hat?«

»Ich würde das kaum als Prügelei bezeichnen«, sagte ich und bemühte mich, wieder einen kühlen Kopf zu bekommen. »Außerdem hat Major MacDonald das Ganze beendet - da *du* ja nicht zu finden warst. Und da du ja möchtest, dass man dir alles erzählt, der Major möchte gern -«

»Ich weiß, was er möchte.« Er tat den Major mit einer abrupten Handbewegung ab. »Aye, ich stecke bis über beide Ohren in Majoren und Regulatoren und betrunkenen Dienstmädchen, und *du* bist da draußen im Stall und verlustierst dich mit diesem Lebemann!«

Ich spürte, wie mir das Blut in die Augen stieg, und ballte die Fäuste, um den Impuls, auf ihn einzuschlagen, im Zaum zu behalten.

»Ich habe mich *nicht* verlustiert, nicht im Mindesten, und das weißt du auch. Der verflixte, kleine Strolch hat mir Avancen gemacht, das war alles.«

»Avancen? Du meinst, er hat sich dir angenähert? Aye, das kann ich sehen!«

»Das hat er nicht!«

»Oh, aye? Dann hast du ihn also gefragt, ob du seinen Glitterkram als Glücksbringer anprobieren darfst?« Er hielt mir den Finger mit dem schwarzen Pflästerchen unter die Nase, und ich schlug ihn beiseite. Einen Augenblick zu spät fiel mir ein, dass mit »Annäherung« nichts weiter als ein Flirtversuch gemeint war, keine körperliche Liebe.

»Ich *meine*«, sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen, »dass er mich geküsst hat. Wahrscheinlich sollte es ein Scherz sein; ich bin alt genug, um seine Mutter zu sein, zum Kuckuck!«

»Wohl eher seine Großmutter«, sagte Jamie brutal. »Dich geküsst, soso - wieso zum Teufel hast du ihn denn auch dazu ermuntert, Sassenach?«

Mir klappte vor Entrüstung der Mund auf - Philip Wylies Großmutter genannt zu werden, beleidigte mich genauso sehr wie die Beschuldigung, ich hätte ihn ermuntert.

»Ihn ermuntert? Oh, du verdammter Idiot! Du weißt ganz genau, dass ich ihn nicht ermuntert habe!«

»Deine eigene Tochter hat dich mit ihm in den Stall gehen sehen! Schämst du dich denn gar nicht? Muss ich mich bei allem anderen, das es zu erledigen gilt, auch noch gezwungen sehen, den Mann herauszufordern?«

Ich spürte einen leisen Gewissensbiss, als ich an Brianna dachte, und einen schärferen bei der Vorstellung, dass Jamie Wylie zum Duell auffordern könnte. Im Augenblick trug er zwar kein Schwert, aber er hatte es mitgebracht. Entschlossen verdrängte ich beide Gedanken.

»*Meine* Tochter ist weder ein Dummkopf noch ein gemeines Klatschweib«, sagte ich immens würdevoll. »Sie würde sich nicht das Geringste dabei denken, dass ich mir ein Pferd anschauen gehe, und warum auch? Warum sollte sich überhaupt jemand etwas dabei denken?«

Er atmete mit geschürzten Lippen langsam aus und funkelte mich an.

»Ja, warum überhaupt? Vielleicht weil alle Welt gesehen hat, wie du auf dem Rasen mit ihm kokettiert hast? Weil aufgefallen ist, dass er dir gefolgt ist wie ein Rüde einer läufigen Hündin?« Er muss gesehen haben, wie sich mein Gesichtsausdruck nach diesen Worten gefährlich veränderte, denn er hustete kurz und redete hastig weiter. »Ich bin bereits von mehr als einer Person darauf angesprochen worden. Glaubst du, ich lasse mich gern öffentlich zum Gespött machen?«

»Du - du -« Ich bekam kaum Luft vor Wut. Am liebsten hätte ich auf ihn eingeschlagen, doch ich konnte sehen, dass man uns interessiert die Köpfe zuwandte. »Läufige Hündin? Wie kannst du es wagen, so etwas zu mir zu sagen, du verdammter Mistkerl!«

Er besaß den Anstand, ein leicht beschämtes Gesicht zu machen, obwohl er immer noch finster dreinblickte.

»Aye, nun gut. Ich hätte es nicht so ausdrücken dürfen. Ich wollte nicht - aber du *bist* mit ihm gegangen, Sassenach. Als hätte ich nicht genug zu bewältigen, muss meine eigene Frau... und wenn du zu meiner Tante gegangen wärst, wie ich dich gebeten hatte, wäre das alles gar nicht geschehen. Jetzt sieh, was du angerichtet hast!«

Ich hatte meine Meinung geändert, was das Duell betraf. Ich wünschte mir, dass Jamie und Philip Wylie sich gegenseitig umbrachten, und zwar auf der Stelle, öffentlich und unter größtmöglichem Blutvergießen. Es war mir auch egal, wer uns zusah. Ich unternahm einen ernsthaften Versuch, ihn mit bloßen Händen zu kastrieren, und er packte meine Handgelenke und riss sie abrupt hoch.

»Himmel! Die Leute beobachten uns doch, Sassenach!«

»Das... interessiert... mich... nicht!«, zischte ich, während ich versuchte, mich zu befreien. »Lass mich verdammt noch mal los, und ich gebe ihnen etwas zu beobachten!«

Ich wandte den Blick nicht von seinem Gesicht ab, war mir jedoch auch bewusst, dass sich in der Menge auf dem Rasen eine ganze Reihe anderer Gesichter in unsere Richtung gedreht hatten. Auch Jamie merkte das. Er zog einen Augenblick die Brauen zusammen, dann setzte er plötzlich eine entschlossene Miene auf.

»Nun gut«, sagte er. »Sollen sie zusehen.«

Er schlang die Arme um mich, presste mich fest an sich und küsste mich. Da ich mich nicht befreien konnte, stellte ich meine Gegenwehr ein und erstarrte stattdessen wutentbrannt. In einiger Entfernung konnte ich ermunterndes Gelächter und ausgelassenes Johlen hören. Ninian Hamilton rief etwas auf Gälisch, und ich war froh, dass ich es nicht verstand.

Schließlich löste er seine Lippen von den meinen, hielt mich jedoch weiterhin fest. Er senkte ganz langsam den Kopf, bis seine Wange kühl und fest an der meinen lag. Sein Körper war ebenfalls fest und alles andere als kühl. Seine Hitze übertrug sich durch mindestens sechs Stoffschichten

auf meine Haut: Hemd, Weste, Rock, Kleid, Hemd und Korsett. Ob aus Wut oder Erregung oder einer Mischung aus beidem; er war angefacht und brannte wie ein Glutofen.

»Es tut mir Leid«, sagte er leise, und sein heißer Atem kitzelte mich im Ohr. »Ich hatte nicht vor, dich zu beleidigen. Wirklich. Soll ich ihn umbringen, und mich dazu?«

Ich entspannte mich ein wenig. Meine Hüften waren fest an ihn gepresst, und da wir dort nur fünf Stoff schichten zwischen uns hatten, wirkte dies sehr beruhigend.

»Vielleicht nicht sofort«, sagte ich. Mir war schwindelig durch den Adrenalinstoß, und ich holte tief Luft, um das Gleichgewicht wieder zu finden. Dann wich ich ein wenig zurück, abgestoßen von dem durchdringenden Geruch, der aus seinen Kleidern aufstieg. Wäre ich nicht so aufgeregt gewesen, wäre mir sofort aufgefallen, dass er die Quelle des üblen Aromas war, das ich schon die ganze Zeit roch.

»Was in aller Welt hast du gemacht?« Ich roch stirnrunzelnd an der Brust seines Rockes. »Du riechst ja schrecklich! Nach...««

»Mist«, sagte er und klang resigniert. »Aye, ich weiß.« Seine Arme entspannten sich.

»Ja, Mist«, sagte ich und schnüffelte weiter. »Und Rumpunsch -« Doch den hatte er nicht selbst getrunken, dachte ich; ich hatte nur Bier geschmeckt, als er mich küsste. »Und noch etwas Fürchterliches, wie abgestandener Schweiß und -«

»Gekochte Rüben«, sagte er und klang noch resignierter. »Aye, das Dienstmädchen, von dem ich dir erzählt habe, Sassenach. Sie heißt Betty.« Er steckte meine Hand in seine Ellenbeuge, verbeugte sich tief vor der Menge - die unverschämterweise geschlossen applaudierte - und machte mit mir kehrt, um mich zum Haus zu dirigieren.

»Es wäre schön, wenn du etwas Vernünftiges aus ihr herausbekommen könntest«, sagte er mit einem Blick auf die Sonne, die auf halber Höhe über den Baumwipfeln längs des Flusses am Himmel stand. »Aber es wird

langsam spät; vielleicht gehst du besser erst nach oben und sprichst mit meiner Tante, wenn es um vier Uhr eine Hochzeit geben soll.«

Ich versuchte, mich zu beruhigen. Eine ganze Reihe unverarbeiteter Gefühle rumorten nach wie vor in meinem Inneren, doch es gab nun einmal Arbeit.

»Also gut«, sagte ich. »Ich werde Jocasta aufsuchen und dann einen Blick auf Betty werfen. Und was Philip Wylie angeht...««

»Was Philip Wylie angeht«, unterbrach er mich, »denk nicht mehr an ihn, Sassenach.« Ein gewisser Ausdruck innerer Zielsicherheit regte sich in seinen Augen. »Um ihn kümmere ich mich später.«

44

Schwierigkeiten im Ehebett

Ich trennte mich im Salon von Jamie, und während ich die Treppe hinaufging und den Flur zu Jocastas Zimmer durchschritt, nickte ich den Freunden und Bekannten, denen ich unterwegs begegnete, geistesabwesend zu. Ich war immer noch bestürzt, sehr verärgert - und zugleich widerstrebend belustigt. Seit ich sechzehn war, hatte ich nicht mehr so viel Zeit mit verwirrtem Nachdenken über einen Penis verbracht, und jetzt beschäftigten mich gleich drei dieser Organe.

Da ich feststellte, dass ich allein im Flur war, öffnete ich meinen Fächer und blinzelte nachdenklich in den winzigen, runden Spiegel, der in einem Gemälde mit einer ländlichen Idylle als See diente. Da er den Betrachter eher neugierig machen sollte als ihm beim Frisieren oder Schminken zu helfen, zeigte mir der Spiegel nicht mehr als ein paar Quadratzentimeter meines Gesichtes auf einmal - ein Auge nebst dazugehöriger, hochgezogener Augenbraue, das mich fragend betrachtete.

Ich musste zugeben, dass es immer noch ein hübsches Auge war. Natürlich war es von Fältchen umgeben - aber es war wohlgeformt, das Lid elegant, und die dunkle Färbung der langen, geschwungenen Wimpern wiederholte sich in der schwarzen Pupille und bildete einen auffälligen Kontrast zum goldgefleckten Bernsteinton der Iris.

Ich schob den Fächer beiseite, um einen Blick auf meinen Mund zu werfen. Volle Lippen, im Augenblick sehr viel voller als sonst, ganz zu schweigen von ihrer dunklen, feuchten Rotfärbung. Sie sahen aus, als hätte jemand sie ausgiebig geküsst. Noch dazu sahen sie so aus, als hätte es ihnen gefallen.

»Hm!«, sagte ich und ließ den Fächer zuschnappen.

Jetzt, da mein Blut nicht länger kochte, stellte ich fest, dass ich mich mit absoluter Klarheit an die jüngsten Ereignisse erinnern konnte. Und ungeachtet meines Alters oder der Absichten, die Philip Wylie gehegt haben mochte, hatte er mir unwiderruflich bewiesen, dass er mich körperlich attraktiv fand, Großmutter oder nicht.

Ich hielt es allerdings für sehr viel besser, dies Jamie gegenüber nicht zu erwähnen; Philip Wylie war ein ausgesprochen aufdringlicher, junger Mann, doch wenn ich es in Ruhe bedachte, kam ich zu dem Schluss, dass es mir doch lieber war, wenn er nicht auf dem Rasen vor dem Haus seine Eingeweide verlor.

Mit zunehmender Reife änderte man allerdings auch die Perspektive. Allen persönlichen Implikationen jener aufgebrachten, männlichen Glieder zum Trotz, war es das schlaffe Exemplar, dem ich meine Aufmerksamkeit zuerst widmen musste, und ich verdrängte entschlossen jeden Gedanken an die beschämende Szene im Stall. Zumindest im übertragenen Sinne hätte ich Duncan Innes' Geschlechtsteile furchtbar gern in die Finger bekommen.

Von einer direkten Kastration abgesehen, gab es nicht besonders viele Möglichkeiten, durch ein Verletzungstrauma physisch impotent zu werden. Angesichts der primitiven Vorgehensweise, die sich heutzutage Chirurgie nannte, war es möglich, dass der Arzt, der die ursprüngliche Verletzung behandelt hatte - falls sie behandelt worden war - tatsächlich einfach beide Hoden entfernt hatte. Doch wenn das der Fall war - hätte Duncan es dann nicht gesagt?

Nun, vielleicht nicht. Duncan war ein ausgesprochen schüchterner und bescheidener Mann, und selbst ein Mensch von extrovertierterem Charakter hätte möglicherweise Hemmungen gehabt, jemand anderem ein solches Unglück einzugestehen, selbst wenn es ein enger Freund war. Doch war es möglich, eine solche Verletzung in der Enge eines Gefängnisses geheim zu halten? Ich trommelte mit den Fingern auf den Intarsien des Tisches vor Jocastas Tür herum und überlegte.

Es war zweifellos möglich, dass ein Mann mehrere Jahre lang nicht badete; ich war schon diversen Herren begegnet, auf die dies ganz

offensichtlich zutraf. Andererseits waren die Gefangenen von Ardsmuir gezwungen gewesen, im Freien zu arbeiten, wo sie Torf stachen oder im Steinbruch beschäftigt waren; sie mussten regelmäßig Zugang zu offenem Wasser gehabt haben und hatten sich vermutlich zumindest regelmäßig gewaschen, wenn auch nur, um den Juckreiz des Ungeziefers unter Kontrolle zu halten. Das konnte man jedoch wahrscheinlich, ohne sich ganz auszuziehen.

Ich vermutete, dass Duncan noch mehr oder minder intakt war. Es war sehr viel wahrscheinlicher, dachte ich, dass seine Impotenz psychologischen Ursprungs war; jeder Mann, dessen Hoden halb zerquetscht wurden, bekam zwangsweise einen Schrecken, und es war gut möglich, dass ein verfrühtes Experiment Duncan zu der Überzeugung gebracht hatte, dass sich bei ihm nichts mehr rührte.

Ich ließ mir Zeit mit dem Anklopfen, jedoch nicht lange. Ich hatte schließlich Erfahrung darin, den Leuten schlechte Nachrichten zu überbringen, und wenn mich diese Erfahrung eines gelehrt hatte, so war es, dass lange Vorbereitungen oder besorgte Überlegungen, was man sagen sollte, zwecklos waren. Wortgewandtheit war in einer solchen Situation kaum hilfreich, und Offenheit schloss Mitgefühl ja nicht aus. Ich klopfte laut und kurz an die Tür und trat auf Jocastas Aufforderung hin ein.

Vater LeClerc war bei ihr. Er saß an einem kleinen Tisch in der Ecke und machte sich gerade fleißig über ein großes Sortiment an Essbarem her. Zwei Flaschen Wein - eine davon leer - standen ebenfalls auf dem Tisch, und bei meinem Eintreten blickte der Priester mit einem fettig strahlenden Lächeln auf, das so aussah, als umliefe es sein ganzes Gesicht und als sei es hinter seinen Ohren verknotet.

»Tally-ho, Madame!«, sagte er fröhlich und schwang grüßend ein Truthahnbein in meine Richtung. »Tally-ho, Tally-ho!«

»*Bon jour*« klang im Kontrast dazu geradezu verklemmt, weshalb ich mich mit einem Knicks und einem kurzen »Na dann, cheerio!« als Antwort begnügte.

Es gab eindeutig keine Möglichkeit, den Priester loszuwerden, und ich konnte mit Jocasta nirgendwo anders hin, da Phaedre im Ankleidezimmer

mit zwei Kleiderbürsten ein großes Theater veranstaltete. Doch angesichts von Vater LeClercs eingeschränkten Englischkenntnissen ging ich davon aus, dass es nicht unbedingt nötig war, unter vier Augen zu sein.

Daher berührte ich Jocasta am Ellbogen und murmelte ihr diskret zu, dass wir uns vielleicht in die Fensternische setzen sollten, da ich etwas Wichtiges mit ihr zu besprechen hätte. Sie machte ein überraschtes Gesicht, nickte aber, und nachdem sie sich entschuldigend vor Vater LeClerc verneigt hatte - der es nicht bemerkte, da er mit einem hartnäckigen Hautstück beschäftigt war -, kam sie zu mir und setzte sich.

»Aye, Nichte?«, sagte sie, nachdem sie ihre Röcke über ihrem Knie zurechtgestrichen hatte. »Was gibt es denn?«

»Nun«, sagte ich und holte tief Luft, »es geht um Duncan. Verstehst du, es ist so...«

Und sie verstand. Ihr Gesicht verlor vor Erstaunen jeden Ausdruck, als ich zu sprechen begann, doch ich war mir einer zunehmenden Veränderung in ihrer Haltung bewusst, während sie mir zuhörte - beinahe... Erleichterung, dachte ich überrascht.

Sie spitzte vor Konzentration die Lippen und heftete die blinden, blauen Augen auf ihre übliche, verunsichernde Art knapp über meine rechte Schulter hinweg. Ihr Verhalten drückte Anteilnahme aus, jedoch keine große Bestürzung. Ihre verblüffte Miene ging in den Ausdruck eines Menschen über, der plötzlich eine Erklärung für einen Umstand findet, der ihm bislang Sorgen bereitet hat - und der sowohl erleichtert als auch zufrieden über die Entdeckung ist.

Mir wurde klar, dass sie und Duncan tatsächlich seit über einem Jahr unter demselben Dach lebten und seit Monaten verlobt waren. In der Öffentlichkeit legte Duncan ihr gegenüber stets eine respektvolle - ja, sogar ehrerbietige -, umsichtige Haltung an den Tag, doch er machte keine körperlichen Gesten der Zärtlichkeit oder Besitzergreifung. Das war für diese Zeit ganz und gar nicht ungewöhnlich; manche Herren demonstrierten ihren Frauen zwar offen ihre Zuneigung, andere dagegen nicht. Doch womöglich hatte er auch unter vier Augen keine derartigen Gesten gemacht - und sie hatte sie erwartet.

Sie war einmal eine Schönheit gewesen, war es heute noch auf andere Art und war die Bewunderung der Männer gewöhnt; trotz ihrer Blindheit hatte ich sie schon gekonnt mit Andrew MacNeill, Ninian Bell Hamilton und Richard Caswell flirten sehen - ja, sogar mit Farquard Campbell. Vielleicht hatte es sie ja überrascht und sogar leicht aus der Fassung gebracht, keine offensichtlichen Anzeichen körperlichen Interesses bei Duncan hervorzurufen.

Doch jetzt wusste sie, warum das so war, und holte unter langsamem Kopfschütteln tief Luft.

»Mein Gott, der arme Mann«, sagte sie. »So etwas zu erleiden und sich damit abzufinden -nur damit es dann plötzlich wieder ans Licht gezerrt wird und ihn plagt. Du liebe St. Bride, warum kann die Vergangenheit uns nicht in dem Frieden belassen, den wir mit ihr geschlossen haben?« Sie blickte blinzelnd zu Boden, und ich stellte überrascht und berührt fest, dass ihre Augen feucht waren.

Eine hoch gewachsene Gestalt tauchte plötzlich hinter ihr auf, und als ich aufblickte, sah ich Vater LeClerc abwartend über uns stehen. In seiner schwarzen Kutte sah er aus wie eine mitfühlende Gewitterwolke.

»Gibt es Schwierigkeiten?«, fragte er mich auf Französisch. »Monsieur Duncan hat eine Verletzung erlitten?«

Jocastas Französisch ging nicht über Phrasen wie *»Comment ça va«* hinaus, doch sie hatte den Tonfall der Frage eindeutig verstanden und auch Duncans Namen aufgeschnappt.

»Sag ihm nichts«, sagte sie drängend zu mir und legte mir die Hand auf das Knie.

»Nein, nein«, beruhigte ich sie. Ich blickte zu dem Priester auf und machte mit den Fingern eine Geste, die ihm bedeuten sollte, dass es keinen Grund zur Sorge gab.

»Non, non«, sagte ich dann zu ihm. »*C'est rien*.« Es ist nichts.

Er betrachtete mich unsicher mit gerunzelter Stirn, dann sah er Jocasta an.

»Schwierigkeiten im Ehebett, nicht wahr?«, fragte er unverblümt auf Französisch. Mein Gesicht muss bei diesen Worten Bestürzung verraten haben, denn er machte eine diskrete Geste abwärts zur Vorderseite seiner Kutte. »Ich habe das Wort >Skrotum< gehört, Madame, und ich glaube nicht, dass Ihr von Tieren sprecht.«

Ich begriff - mit beträchtlicher Verspätung -, dass Vater LeClerc zwar kein Englisch sprach, dafür aber mit Sicherheit Latein.

»Merde«, murmelte ich, woraufhin Jocasta, die beim Klang des Wortes »Skrotum« ihrerseits abrupt aufgeblickt hatte, sich wieder zu mir umdrehte. Ich tätschelte ihr beruhigend die Hand, während ich versuchte, mir zu überlegen, was ich tun sollte. Vater LeClerc betrachtete uns voll Neugier, doch in seinen sanften, braunen Augen lag auch große Güte.

»Ich fürchte, er hat mehr oder minder erraten, worum es geht«, sagte ich entschuldigend zu Jocasta. »Ich denke, ich erkläre es ihm besser.«

Ihre oberen Schneidezähne bohrten sich in ihre Unterlippe, doch sie äußerte keine Einwände, und ich erklärte so knapp wie möglich auf Französisch die Lage. Der Priester zog die Augenbrauen hoch, und er griff mechanisch nach dem hölzernen Rosenkranz, der an seinem Gürtel hing.

»Oui, merde, Madame«, sagte er. »*Quelle tragédie.«* Er bekreuzigte sich kurz mit dem Rosenkranz, dann wischte er sich ganz unbefangen mit dem Ärmel das Fett aus dem Bart und setzte sich neben Jocasta.

»Fragt sie bitte, Madame, was ihr Wunsch in dieser Angelegenheit ist«, sagte er zu mir. Sein Ton war höflich, doch es war eine Anordnung.

»Ihr Wunsch?«

»Oui. Wünscht sie immer noch, Monsieur Duncan zu heiraten, obwohl sie dies weiß? Denn Ihr müsst wissen, Madame, nach dem Gesetz der Heiligen Mutter Kirche ist ein solches Hindernis für den Vollzug einer Ehe ein Hinderungsgrund für eine wahre Ehe. Mit diesem Wissen sollte ich das Sakrament der Ehe eigentlich nicht spenden. Jedoch -« Er zögerte und sah Jocasta mit nachdenklich gespitzten Lippen an. »Jedoch dient dieses Gebot dem Zweck, dass die Ehe eine fruchtbare Vereinigung sei, so Gott will. In

diesem Fall ist es jedoch undenkbar, dass Gott Derartiges will. Ihr seht also...« Er zuckte mit einer Schulter.

Ich übersetzte diese Frage für Jocasta, die den Priester angeblinzelt hatte, als könnte sie die Bedeutung seiner Worte durch schiere Willenskraft verstehen. Nachdem ich sie aufgeklärt hatte, verlor ihr Gesicht jeden Ausdruck, und sie setzte sich ein wenig zurück. Ihr Gesicht hatte die MacKenziemiene angenommen; jene charakteristische, ruhige, reglose Maske, die bedeutete, dass dahinter heftigst nachgedacht wurde.

Ich war sehr bestürzt, und das nicht nur um Duncans willen. Mir war gar nicht bewusst gewesen, dass diese Enthüllung die Hochzeit tatsächlich verhindern konnte. Jamie wünschte sich Schutz für seine Tante und eine sichere Zukunft für Duncan. Es hatte so ausgesehen, als sei diese Ehe die perfekte Antwort; es würde ihn sehr verstören, wenn die Dinge zu diesem späten Zeitpunkt noch aus der Bahn gerieten.

Doch kurz darauf regte sich Jocasta und atmete mit einem tiefen Seufzer aus.

»Nun, Dank sei Gott, dass ich das Glück hatte, einen Jesuiten zu erwischen«, sagte sie trocken. »Diese Sorte könnte den Papst überreden, sein letztes Hemd herzugeben, ganz zu schweigen von solchen Kleinigkeiten wie, die Gedanken des Herrn zu lesen. Aye, sag ihm, ich möchte immer noch heiraten.«

Ich teilte dies Vater LeClerc mit, der leicht die Stirn runzelte und Jocasta sehr aufmerksam betrachtete. Da sie sich seines Adlerblicks nicht bewusst war, zog sie eine Augenbraue hoch und wartete auf seine Antwort.

Er räusperte sich und sprach, den Blick immer noch auf sie gerichtet, obwohl er seine Worte an mich richtete.

»Sagt Ihr bitte Folgendes, Madame. Es ist zwar wahr, dass es diesem Kirchengesetz um die Fortpflanzung geht, doch das ist nicht das Einzige, was es zu bedenken gilt. Denn die Ehe - die wahre Ehe von Mann und Frau -, diese... Vereinigung des Leibes ist in sich wichtig. Der Wortlaut der Zeremonie - die beiden sollen ein Fleisch werden, heißt es da, und dafür gibt es einen Grund. Zwischen zwei Menschen, die ein Bett teilen und

Freude aneinander haben, spielt sich vieles ab. Das ist natürlich nicht alles, was eine Ehe ausmacht, aber es ist doch sehr wichtig.«

Er sprach mit großem Ernst, und ich muss ein überraschtes Gesicht gemacht haben, denn er lächelte und sah mich jetzt direkt an.

»Ich bin nicht immer Priester gewesen, Madame«, sagte er. »Ich war einmal verheiratet. Ich weiß, was das bedeutet, und ich weiß, was es bedeutet, jenem... fleischlichen Teil des Lebens für immer zu entsagen.« Die Holzperlen seines Rosenkranzes stießen leise klickend aneinander, als er sich jetzt bewegte.

Ich nickte, holte tief Luft und übersetzte unmittelbar, nachdem er gesprochen hatte. Jocasta hörte mir zu, brauchte diesmal aber keine Zeit zum Nachdenken; ihre Entscheidung stand fest.

»Sag ihm, ich danke ihm für seinen Rat«, sagte sie ein ganz klein wenig gereizt. »Auch ich bin bereits verheiratet gewesen - mehr als einmal. Und mit seiner Hilfe werde ich noch einmal heiraten. Und zwar heute.«

Ich übersetzte, doch ihrer aufrechten Haltung und ihrem Tonfall hatte er bereits entnommen, was sie gesagt hatte. Er blieb noch einen Moment sitzen und rieb die Perlen mit seinen Fingern. Dann nickte er.

»Oui, Madame«, sagte er. Er streckte die Hand aus und drückte voll sanfter Ermutigung die ihre. »Tally-ho, Madame!«

45

Quacksalber

Gut, ein Problem weniger, dachte ich, während ich die Speichertreppe hinaufstieg. Nächster Punkt auf der Dringlichkeitsliste: die Sklavin Betty. War sie wirklich vergiftet worden? Es war über zwei Stunden her, dass Jamie sie im Gemüsegarten entdeckt hatte, aber ich hielt es für möglich, dass ich immer noch Symptome erkennen konnte, wenn es sie tatsächlich so schlimm erwischt hatte, wie er es beschrieben hatte. Unter mir hörte ich das gedämpfte Schlagen der Standuhr. Eins, zwei, drei. Noch eine Stunde bis zur Trauung - auch wenn sich diese leicht aufschieben ließ, falls Betty größerer Aufmerksamkeit bedurfte als erwartet.

Angesichts der ungeliebten Stellung der Katholiken in der Kolonie wollte Jocasta ihre Gäste - zum Großteil Protestanten verschiedener Bekenntnisse - nicht dadurch brüskieren, dass sie sie zwang, der eigentlichen, papistischen Zeremonie beizuwohnen. Die Trauung selbst würde diskret in ihrem Boudoir abgehalten werden, und dann würden die frisch Vermählten Arm in Arm die Treppe hinunter steigen, um mit ihren Freunden zu feiern, die sich dann ganz diplomatisch einreden konnten, dass Vater LeClerc nur ein exzentrisch gekleideter Hochzeitsgast war.

Als ich mich dem Speicher näherte, hörte ich zu meiner Überraschung oben Stimmengemurmel. Die Tür zum Schlafraum der weiblichen Sklaven war nur angelehnt; ich drückte sie auf und stellte fest, dass Ulysses mit verschränkten Armen am Kopfende eines der schmalen Betten stand. Er sah aus wie ein aus Ebenholz geschnitzter Racheengel. Offensichtlich betrachtete er den unglücklichen Vorfall als schwere Verletzung von Bettys Dienstpflichten. Ein kleiner, adretter Herr, der einen Frack und eine große Perücke trug, stand gebückt an ihrer Seite, einen kleinen Gegenstand in der Hand.

Bevor ich etwas sagen konnte, presste er diesen gegen den schlaffen Arm der Magd. Es ertönte ein leises, scharfes Klicken, und er entfernte den Gegenstand, der ein Rechteck aus aufquellendem Blut zurückließ, das sich kräftig und dunkelrot von der braunen Haut der Sklavin abhob. Die Tropfen wurden größer, verschwammen und begannen, an ihrem Arm entlang in die Schüssel unter ihrem Ellbogen zu laufen.

»Ein Stichelmesser«, erklärte der kleine Mann Ulysses voller Stolz und zeigte ihm den Gegenstand. »Eine große Verbesserung gegenüber grobem Gerät wie Lanzetten und Aderlassklingen. Ich habe es aus Philadelphia!«

Der Butler neigte höflich den Kopf, vielleicht, um auf die Aufforderung einzugehen und das Instrument näher zu betrachten, vielleicht auch, um der distinguierten Herkunft desselben seine Anerkennung zu zollen.

»Mrs. Cameron wird Euch für Eure gütige Herablassung sicher zutiefst verpflichtet sein, Dr. Fentiman«, murmelte er.

Fentiman. Dies war also das medizinische Establishment von Cross Creek. Ich hatte schon so einiges über den Doktor gehört, allerdings nichts Gutes. Ich räusperte mich, und Ulysses hob mit alarmiertem Blick den Kopf.

»Mistress Fraser«, sagte er mit einer kleinen Verneigung. »Dr. Fentiman hat gerade -«

»Mistress Fraser?« Doktor Fentiman war herumgefahren und betrachtete mich mit demselben argwöhnischen Interesse wie ich ihn. Offensichtlich hatte auch er schon von mir gehört. Doch seine guten Manieren behielten die Oberhand, und er verbeugte sich vor mir, eine Hand an der Brust seiner Satinweste.

»Stets zu Diensten, Ma’am«, sagte er und erhob sich leicht schwankend wieder in die Senkrechte. Sein Atem roch nach Brandy, und ich sah die Spuren des Alkohols in den kleinen, geplatzten Blutgefäßen im Inneren seiner Nase und auf seinen Wangen.

»Hoch erfreut, wirklich«, sagte ich und reichte ihm meine Hand zum Kuss. Er machte zunächst ein überraschtes Gesicht, beugte sich dann jedoch elegant darüber. Ich blinzelte über seinen gepuderten Kopf hinweg

und versuchte, im gedämpften Licht des Speichers so viel wie möglich von Betty auszumachen.

Ihrer aschfahlen Hautfarbe nach hätte Betty genauso gut schon eine Woche tot sein können, doch das bisschen Licht, das in den Speicher fiel, kam durch das dicke Ölpapier, das die winzigen Giebelfenster verschloss. Auch Ulysses sah grau aus wie mit Asche bestäubte Holzkohle.

Das Blut am Arm der Sklavin hatte bereits zu gerinnen begonnen; das war gut - obwohl es mich schauderte, wenn ich daran dachte, bei wie vielen Menschen Fentiman sein scheußliches, kleines Gerät schon benutzt haben mochte, seitdem er es besaß. Sein Koffer stand offen neben dem Bett, und nichts deutete darauf hin, dass es ihm in den Sinn kam, seine Instrumente vor und nach Gebrauch zu reinigen.

»Es ist wirklich sehr freundlich von Euch, Mrs. Fraser«, verkündete der Doktor, der sich jetzt wieder aufrichtete, meine Hand jedoch weiter fest hielt - um sich zu stützen, vermutete ich. »Es ist jedoch nicht nötig, dass Ihr Euch bemüht. Mrs. Cameron ist eine alte und geschätzte Freundin von mir; es macht mir nichts aus, mich um ihre Sklavin zu kümmern.« Er lächelte gütig und blinzelte, um mich klar sehen zu können.

Ich konnte die Magd atmen hören, tief und angestrengt, aber ganz regelmäßig. Es juckte mich, ihr den Puls zu fühlen. Ich holte so unauffällig wie möglich tief Luft. Abgesehen von dem durchdringenden Geruch, der aus Dr. Fentimans Perücke aufstieg - offensichtlich war sie mit Nesselpulver und Ysop gegen Läuse behandelt worden -, und einem kräftigen Nebel aus altem Schweiß und Tabak, der den Körper des Arztes umwehte, fing ich den scharfen Kupfergeruch frischen Blutes und den älteren Gestank verfaulten Blutes aus seinem Koffer auf. Nein, Fentiman reinigte seine Klingen nicht.

Darüber hinaus konnte ich problemlos den Alkoholschwaden - vermischt mit Dung - riechen, den Jamie beschrieben hatte, aber ich konnte nicht sagen, wie viel davon von Betty kam und wie viel von Fentiman. Wenn es in dieser Mischung eine Spur von Laudanum gab, würde ich dichter an die Sklavin herantreten müssen, um sie zu entdecken,

und zwar schnell, bevor sich die aromatischen Öle vollständig verflüchtigen konnten.

»Wie ausgesprochen freundlich von Euch, Doktor«, sagte ich mit einem unaufrichtigen Lächeln. »Ich bin mir sicher, dass die Tante meines Mannes Euch höchst dankbar für Eure Bemühungen ist. Aber ein Gentleman wie Ihr hat doch sicher - ich meine, es muss doch Dinge geben, die Eure Aufmerksamkeit dringender erfordern. Ulysses und ich können uns um die Pflege der Frau kümmern; Eure Begleiter vermissen Euch doch bestimmt schon.« Vor allem die, die es gar nicht abwarten können, Euch beim Kartenspiel ein paar Pfund abzuluchsen. Sie harren auf ihre Chance, bevor Ihr wieder nüchtern seid!

Zu meiner großen Überraschung ging Fentiman diesen schmeichelhaften Worten nicht auf den Leim. Er ließ meine Hand los und lächelte mich mit einer Unaufrichtigkeit an, die der meinen in nichts nachstand.

»Oh, nein, ganz und gar nicht, meine Liebe. Ich versichere Euch, hier bedarf es keiner Pflege. Es ist schließlich nicht mehr als ein einfacher Fall von übertriebenem Alkoholgenuss. Ich habe ihr ein starkes Emetikum verabreicht; sobald es gewirkt hat, kann man die Frau getrost sich selbst überlassen. Widmet Euch wieder Eurem Vergnügen, werte Dame; es ist nicht nötig, dass Ihr das Risiko eingeht, so ein hübsches Kleid zu verderben, ganz und gar nicht nötig.«

Bevor ich einen Einwand erheben konnte, kam ein heftiges Würgegeräusch aus dem Bett, und Doktor Fentiman drehte sich augenblicklich um und schnappte sich den Nachttopf unter dem Bett.

Trotz seiner Benommenheit widmete er der Patientin lobenswerte Aufmerksamkeit. Ich selbst hätte zwar Hemmungen gehabt, einer komatösen Patientin ein Brechmittel zu verabreichen, doch ich musste zugeben, dass es bei Verdacht auf Vergiftung nicht unvernünftig war, selbst wenn es sich bei dem Gift um ein so allgemein verbreitetes Mittel wie Alkohol handelte - und falls Dr. Fentiman dieselbe Entdeckung gemacht hatte wie Jamie...

Die Sklavin hatte reichlich gegessen; kein Wunder angesichts des leicht zugänglichen Festessens. Möglich, dass ihr dies allein das Leben gerettet hatte, dachte ich, weil es die Resorption des Alkohols - und anderer Stoffe - in den Blutstrom verlangsamte. Das Erbrochene roch nach einer Mischung aus Rum und Brandy, aber ich glaubte, auch einen Hauch von Opium zu riechen, schwach und widerlich süß unter den anderen Gerüchen.

»Was für ein Brechmittel habt Ihr denn benutzt?«, fragte ich über die Frau gebeugt und öffnete ihr mit dem Daumen ein Auge. Die Iris starrte mir braun und glasig wie eine Glasmurmel entgegen, und die Pupille war auf Stecknadelkopfgröße geschrumpft.

»Mrs. Fraser!« Dr. Fentiman funkelte mich aufgebracht an, und die Perücke war ihm halb über das Ohr gerutscht. »Bitte entfernt Euch und hört auf, Euch einzumischen! Ich bin sehr beschäftigt und habe keine Zeit für Eure Grillen. Ihr, Sir - entfernt sie!« Er winkte Ulysses, schob sich die Perücke zurecht und wandte sich wieder dem Bett zu.

»Oh, Ihr kleiner -« Ich würgte die Beschimpfung ab, die mir auf der Zunge lag, da ich sah, wie Ulysses unsicher einen Schritt auf mich zutrat. Es war klar, dass er zögerte, Hand an mich zu legen, doch es war genauso klar, dass er den Anordnungen des Doktors den Vorrang vor den meinen geben würde.

Zitternd vor Wut fuhr ich herum und verließ das Zimmer.

Jamie wartete am Fuß der Treppe auf mich. Als er das Gesicht sah, das ich beim Herunterkommen machte, ergriff er sofort meinen Arm und führte mich auf den Hof hinaus.

»Dieser - dieser -« Mir fehlten die Worte.

»Aufgeblasene Wurm?«, schlug er hilfsbereit vor. »Ignorante Fatzke?«

»Ja! Hast du ihn gehört?! Was für eine Unverschämtheit von diesem eingebildeten Metzger, diesem verdammten, kleinen... Wicht! >Keine Zeit für meine Grillen!< Wie kann er es wagen?«

Jamie gab einen Kehllaut von sich, der mitfühlende Entrüstung anzeigte.

»Soll ich nach oben gehen und ihn abmurksen?«, fragte er, die Hand an seinem Dolch. »Ich könnte ihm für dich die Eingeweide aus dem Leib schlagen - oder ihm auch nur die Visage polieren, wenn dir das lieber ist.«

Das klang zwar verlockend, doch ich sah mich gezwungen abzulehnen.

»Tja... nein«, sagte ich, während ich unter Schwierigkeiten meine Wut unter Kontrolle brachte. »Nein, ich glaube, das lässt du besser.«

Mir fiel auf, wie sehr diese Unterhaltung unserem Gespräch über Philip Wylie ähnelte. Auch Jamie fiel es auf; ich sah, wie sich sein Mundwinkel trocken kräuselte.

»Verdammt«, sagte ich reumütig.

»Aye«, pflichtete er mir bei und nahm widerstrebend die Hand von seinem Dolch. »Es sieht nicht so aus, als wäre es mir heute vergönnt, irgendjemandes Blut zu vergießen, nicht wahr?«

»Das möchtest du wohl gern, wie?«

»Sehr gern«, sagte er trocken. »Du doch auch, Sassenach, so, wie du aussiehst.«

Dem konnte ich nicht widersprechen; nichts, was mir lieber gewesen wäre, als Fentiman mit einem stumpfen Löffel die Eingeweide heraus zu nehmen. Stattdessen rieb ich mir mit der Hand durch das Gesicht, holte tief Luft und rief meine Gefühle zumindest weitgehend zur Ordnung.

»Ist davon auszugehen, dass er die Frau umbringt?«, fragte Jamie und wies mit einem Ruck seines Kinns zum Haus zurück.

»Nicht unmittelbar.« Der Aderlass war höchst verwerflich und möglicherweise gefährlich, jedoch wahrscheinlich nicht unmittelbar tödlich. »Oh - du hattest wahrscheinlich Recht, was das Laudanum angeht.«

Jamie nickte und spitzte nachdenklich die Lippen.

»Nun denn. Das Wichtigste ist, dass wir mit Betty sprechen können, sobald sie wieder einigermaßen bei Verstand ist. Du glaubst doch nicht, dass Fentiman am Krankenbett einer Sklavin wachen würde, oder?«

Jetzt musste ich nachdenken, doch schließlich schüttelte ich den Kopf.

»Nein. Er *hat* sein Bestes für sie getan«, gab ich zögernd zu. »Doch soweit ich das sehen konnte, ist sie nicht sehr gefährdet. Man sollte sie beobachten, aber nur für den Fall, dass sie sich im Schlaf übergibt und erstickt, und ich bezweifle, dass er das tun würde, wenn er es überhaupt bedenkt.«

»Nun denn.« Er stand einen Moment da und dachte nach, und der Wind hob rote Haarsträhnen von seinem Kopf. »Ich habe Brianna und Roger gebeten, sich umzusehen, ob eventuell einer der Gäste schnarchend in der Ecke liegt. Ich werde mich bei den Sklaven umsehen. Kannst du dich vielleicht auf den Speicher schleichen, wenn Fentiman fort ist, und dich mit Betty unterhalten, sobald sie wach wird?«

»Ich denke, schon.« Ich wäre sowieso hinaufgegangen, und sei es nur, um mich zu versichern, dass es Betty gut ging. »Aber sieh zu, dass du nicht zu lange brauchst; sie sind fast bereit für die Trauung.«

Einen Augenblick standen wir da und sahen einander an.

»Mach dir keine Sorgen, Sassenach«, sagte er leise und steckte mir eine Haarsträhne hinter das Ohr. »Der Doktor ist ein kleiner Dummkopf; beachte ihn gar nicht.«

Ich berührte seinen Arm, dankbar für seinen Trost und weil ich ihm gern dieselbe Linderung für seine verletzten Gefühle angeboten hätte.

»Das mit Philip Wylie tut mir wirklich Leid«, sagte ich. Ich begriff sofort, dass diese Worte keine beruhigende Wirkung hatten, ganz gleich, wie sie gemeint waren. Sein sanft geschwungener Mund verhärtete sich, und er trat mit steifen Schultern zurück.

»Um ihn brauchst du dir ebenfalls keine Sorgen zu machen, Sassenach«, sagte er. Seine Stimme war nach wie vor leise, aber es lag nichts auch nur ansatzhaft Beruhigendes darin. »Mit Mr. Wylie werde ich auch noch abrechnen.«

»Aber -« Ich brach hilflos ab. Offensichtlich gab es nichts, was ich hätte sagen oder tun können, um die Sache wieder gut zu machen. Wenn sich Jamie in seiner Ehre verletzt fühlte - und das war ganz offensichtlich der

Fall, ganz gleich, was ich sagte -, dann würde Wylie dafür bezahlen, und damit war der Fall erledigt.

»Du bist der sturköpfigste Mann, dem ich je begegnet bin«, sagte ich unwirsch.

»Danke«, sagte er mit einer kleinen Verneigung.

»Das war kein Kompliment!«

»Aye, das war es wohl.« Und mit einer weiteren Verneigung machte er auf dem Absatz kehrt und ging davon, um sich ans Werk zu begeben.

46

Quecksilber

Zu Jamies Erleichterung ging die Trauung ohne weitere Schwierigkeiten vonstatten. Die Zeremonie - die auf Französisch abgehalten wurde - fand in Jocastas kleinem Wohnzimmer in der ersten Etage statt, und ihr wohnten nur das Brautpaar, der Priester, er selbst und Claire als Zeugen sowie Brianna und ihr Mann bei. Jemmy war ebenfalls dabei gewesen, doch er zählte kaum, da er den Gottesdienst verschlafen hatte.

Duncan war bleich, aber gefasst gewesen, und seine Tante hatte ihr Gelöbnis mit fester Stimme und ohne jede Spur von Zögern abgelegt. Brianna, die selbst erst vor kurzem geheiratet hatte und daher zur Sentimentalität neigte, hatte mit feuchten Augen zugeschaut und ihrem Mann fest den Arm gedrückt, und Roger Mac hatte zärtlich auf sie hinab geblickt. Obwohl er wusste, was er von dieser Ehe zu halten hatte, hatte das Sakrament auch ihn nicht ungerührt gelassen, und er hatte Claires Finger an seine Lippen geführt und sie kurz mit einem leichten Kuss gestreift, als der dicke, kleine Priester den Segen anstimmte.

Als dann die Formalitäten abgeschlossen und die Heiratsurkunden unterzeichnet waren, waren sie alle die Treppe hinuntergestiegen, um mit den Gästen auf der Terrasse ein reichhaltiges Hochzeitsdinner bei Fackelschein zu sich zu nehmen. Das Licht der hohen Flammen hatte sich über eine reiche Tafel ergossen, die unter dem Reichtum von River Run ächzte.

Jamie nahm sich ein Glas Wein von einem der Tische und lehnte sich mit dem Rücken an die Terrassenbrüstung, während die Anspannung des Tages spürbar von ihm wich. Ein Problem weniger.

Die Sklavin Betty schlief immer noch wie ein niedergeknüppelter Ochse, doch für den Augenblick war sie nicht in Gefahr. Sonst war

niemand vergiftet gefunden worden, daher war es also wahrscheinlich, dass sie die Droge selbst genommen hatte. Der alte Ninian und Barlow waren beide fast genauso hinüber wie die Magd und stellten daher weder füreinander noch für sonst jemanden eine Bedrohung dar. Und was auch immer Husband und seine Regulatoren im Schilde führten, sie trieben es in sicherer Entfernung. Jamie fühlte sich angenehm leicht, der Verantwortung enthoben und bereit, sich der Erholung zu widmen.

Er hob sein Glas automatisch zum Salut, als Caswell und Osborn vorbeigingen, die einander die Köpfe in ernstem Diskurs zugewandt hatten. Doch ihm stand der Sinn nicht nach politischer Konversation; er erhob sich, wandte sich ab und bahnte sich seinen Weg durch die Menge am Büffet.

Was er wirklich wollte, war seine Frau. Es war zwar noch früh, doch der Himmel war schon dunkel, und unter den hohen Flammen der Fackeln breitete sich unbekümmerte Feierstimmung im Haus und auf der Terrasse auf. Die Luft war kalt, und als jetzt der gute Wein durch sein Blut pulsierte, besannen sich seine Hände der warmen Haut unter ihrem Rock, vorhin im Eichenhain - weich und üppig wie ein aufgesprungener Pfirsich in seiner Handfläche, sonnengereift und saftig.

Er begehrte sie sehr.

Da. Am Ende der Terrasse, die Wellen ihres Haars, die unter diesem lächerlichen Stückchen Spitze hochgesteckt waren und vom Fackelschein erleuchtet wurden. Seine Finger zuckten; wenn er erst mit ihr allein war, würde er ihr die Haarnadeln herausziehen, eine nach der anderen, und ihr das Haar mit den Händen auf dem Kopf auftürmen, nur um des Vergnügens willen, es dann wieder lose über ihren Rücken fallen zu lassen.

Sie lachte über irgendetwas, das Lloyd Stanhope gesagt hatte, ein Glas in der Hand. Ihr Gesicht war vom Wein leicht errötet, und dieser Anblick erfüllte ihn mit einer angenehmen, nervösen Vorfreude.

Wenn er mit ihr zu Bett ging, konnte ihn von großer Zärtlichkeit bis hin zu völligem Aufruhr alles erwarten, doch sie zu nehmen, wenn sie ein wenig betrunken war, war ihm eine besondere Lust.

Unter dem Einfluss des Alkohols nahm sie weniger Rücksicht auf ihn als gewöhnlich; völlig hemmungslos, hatte sie dann nur noch ihr eigenes Vergnügen im Sinn und kratzte und biss ihn - und flehte ihn an, es genauso zu machen. Er liebte das Gefühl der Macht, die ihm dies verlieh, die prickelnde Wahl, sich sogleich in animalischer Lust mit ihr zu vereinen oder sich - für eine Weile - zu kontrollieren und nach Lust und Laune mit ihr zu verfahren.

Er nippte seinerseits an seinem Wein, kostete das seltene Vergnügen aus, einen anständigen Tropfen zu trinken, und beobachtete sie dabei heimlich. Sie bildete das Zentrum einer Traube von Herren, mit denen sie gerade ein lustvolles Wortgefecht zu führen schien. Ein oder zwei Gläser lösten ihr - wie auch ihm - die Zunge und machten ihren Verstand geschmeidig. Noch ein paar Gläser, und ihr Leuchten würde sich in Glut verwandeln. Es war noch früh, und das eigentliche Fest hatte kaum begonnen.

Er fing einen kurzen Blick von ihr auf und lächelte. Er fasste sein Glas am Kelch an, und seine Finger schmiegten sich um das glatte Glas. Sein Daumen bewegte sich langsam darüber, so als wäre es ihre Brust. Sie sah es und verstand. Sie blinzelte ihn mit kokett gesenkten Wimpern an und wandte sich mit noch röterem Gesicht wieder ihrer Unterhaltung zu.

Mit ihr zu schlafen, wenn sie etwas getrunken hatte, war wunderbar paradox: Während sie ihn einerseits nur noch als Mittel zum Zweck ihrer eigenen Empfindungen wahrnahm, vergaß sie andererseits aber auch jeden Selbstschutz und lag damit vollständig vor ihm bloß. Er konnte sie aufreizen und liebkosen oder sie weich kneten wie Butter, sie zur Ekstase bringen, bis sie keuchend und schlaff unter ihm lag, auf sein Erbarmen angewiesen.

Sie setzte ihren Fächer ausgesprochen wirkungsvoll ein, blickte mit weit geöffneten Augen über seine Kante hinweg und täuschte Schockiertheit über irgendetwas vor, das dieser Sodomit Forbes gesagt hatte. Er fuhr sich nachdenklich mit der Zunge über die empfindliche Kante seiner Unterlippe und schmeckte in der Erinnerung silbern-süßes Blut. Erbarmen? Nein, das würde er nicht haben.

Als er diesen Entschluss gefällt hatte, wandte er seine Gedanken dem praktischeren Problem zu, eine Stelle zu finden, die hinreichend abgeschieden für die Durchführung dieses packenden Plans war, wurde jedoch unterbrochen, als Milford Lyon zu ihm trat, ein Mann, der einen aalglatten und überheblichen Eindruck machte. Er war dem Herrn vorgestellt worden, wusste jedoch nicht viel von ihm.

»Mr. Fraser. Habt Ihr einen Augenblick Zeit, Sir?«

»Stets zu Diensten, Sir.«

Er wandte sich kurz ab, um sein Glas abzustellen, und eine kleine Gewichtsverlagerung reichte aus, um sein Plaid diskret zurechtzurücken. Er war froh, dass er keine enge Satinhose trug wie Wylie, dieser Geck. Er fand diese Hosen unanständig, und furchtbar unbequem dazu. Gott, man lief damit ja Gefahr, in Damengesellschaft allmählich entmannt zu werden, wenn man nicht von Natur aus Eunuch war - und das war Wylie eindeutig nicht, dachte er grimmig, trotz seines Puders und seiner Pflästerchen. Doch ein gegürtetes Plaid konnte eine ganze Reihe von Sünden verbergen - oder zumindest einen Dolch und eine Pistole, ganz zu schweigen von einem zufälligen Ständer.

»Wollen wir ein Stückchen laufen, Mr. Lyon?«, schlug er vor und drehte sich wieder um. Wenn das Anliegen des Mannes so persönlich war, wie sein Verhalten es nahe legte, blieben sie besser nicht hier stehen, wo sie jede Sekunde von anderen Hochzeitsgästen unterbrochen werden konnten.

Sie schlenderten langsam zum Ende der Terrasse, wechselten dabei Allgemeinplätze und tauschten Höflichkeiten mit Passanten aus, bis sie schließlich allein auf dem Vorplatz standen, wo sie kurz zögerten.

»Vielleicht das Paddock?« Ohne Lyons zustimmendes Nicken abzuwarten, wandte sich Jamie in Richtung der Stallungen. Er wollte sowieso noch einen Blick auf die Friesen werfen.

»Ich habe schon viel von Euch gehört, Mr. Fraser«, begann Lyon freundlich, während sie auf den großen Uhrenturm des Stallblockes zuschlenderten.

»Habt Ihr das, Sir? Nun, dann hoffe ich doch, dass das meiste davon nichts Nachteiliges war.« Er hatte auch schon von Lyon gehört; er handelte mit allem, was käuflich oder verkäuflich war - und hatte möglicherweise keine allzu großen Skrupel, was die Herkunft seiner Waren anging. Man sagte, dass er gelegentlich auch mit Dingen handelte, die sich nicht anfassen ließen wie Papier oder Eisen - doch das war nur ein Gerücht.

Lyon lachte und zeigte dabei seine einigermaßen ebenmäßigen, vom Tabak jedoch stark fleckigen Zähne.

»Allerdings nicht, Mr. Fraser. Abgesehen von Euren nachteiligen Familienbanden - die man Euch wohl kaum zum Vorwurf machen kann, wenn die Leute auch voreilige Schlüsse daraus ziehen *werden* -, habe ich nichts als glühende Komplimente gehört, sowohl, was Euren Charakter als auch Eure Leistungen angeht.«

A *Dhia,* dachte Jamie, schon mit seinem ersten Satz schmiert er mir Honig ums Maul *und* erpresst mich. Ob es nur daran lag, dass North Carolina so hinterwäldlerisch und eines kompetenteren Intrigenschmiedes nicht würdig war? Er lächelte höflich unter bescheidenem Gemurmel und wartete ab, was der Idiot wollte.

Nicht sehr viel, zumindest anfangs. Die Stärke der Milizkompanie von Fraser’s Ridge und die Namen der Männer. Das war ja interessant, dachte er. Lyon gehörte also nicht zu den Männern des Gouverneurs, sonst wären ihm derartige Informationen zugänglich gewesen. Wer steckte dahinter, wenn überhaupt? Mit Sicherheit nicht die Regulatoren; der Einzige von ihnen, der einen Shilling entbehren konnte, war Ninian Bell Hamilton, und wenn der alte Ninian etwas hätte wissen wollen, wäre er selbst gekommen und hätte danach gefragt. Dann vielleicht einer der reichen Pflanzer von der Küste? Die meisten Aristokraten interessierten sich nur insofern für die Kolonie, als sie ihren Geldbeutel betraf.

Was den logischen Schluss nach sich zog, dass Lyons Hintermänner durch die möglichen Unruhen in der Kolonie etwas zu gewinnen oder zu verlieren hatten. Wer konnte das sein?

»Chisholm. McGillivray. Lindsay...«, sagte der Mann nachdenklich. »Also sind Eure Männer zum Großteil Highlandschotten. Sind es Söhne

früherer Siedler oder vielleicht Soldaten im Ruhestand wie Ihr selbst, Sir?«

»Oh, ich bezweifle, dass ein Soldat jemals wirklich in den Ruhestand tritt, Sir«, sagte Jamie und bückte sich, um einen der Stallhunde an seinen Händen schnüffeln zu lassen. »Wenn ein Mann einmal unter Waffen gewesen ist, vermute ich, dass ihn das für immer prägt. Ich habe sogar schon einmal jemanden sagen hören, dass alte Soldaten niemals sterben; sie vergehen einfach.«

Darüber lachte Lyon maßlos, das sei ja ein großartiger Spruch, ob er von ihm selbst stamme? Ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort und steuerte jetzt spürbar auf sein Ziel zu.

»Es freut mich, solche Worte zu hören, Mr. Fraser. Seine Majestät hat sich immer schon auf die Standfestigkeit der Highlander und auf ihre kämpferischen Qualitäten verlassen. Habt Ihr oder haben Eure Nachbarn vielleicht im Regiment Eures Vetters gedient? Die Achtundsiebzigsten Frasers haben sich während der letzten Konflikte bei der Ausübung ihrer Pflicht sehr hervorgetan; und die Kunst der Kriegsführung liegt den Frasers doch im Blut, nicht wahr?«

Unverblümter ging es kaum noch. Der jüngere Simon Fraser war zwar nicht sein Vetter, sondern sein Halbonkel, der Sohn seines Großvaters. Als Sühne für den Verrat des alten Mannes und in dem Bestreben, das Vermögen und die Ländereien der Familie zurückzuerlangen, hatte der Junge Simon zwei Regimenter für den Siebenjährigen Krieg gestellt - den Brianna beharrlich als Franzosen- und Indianerkrieg bezeichnete, als hätte Britannien gar nichts damit zu tun gehabt.

Nun fragte Lyon also, ob sich auch Jamie darum bemüht hatte, sich einen Namen als loyaler Soldat der Krone zu machen, indem er sich eine Kommission bei einem der Highlandregimenter verschaffte. Er konnte es kaum glauben, wie ungeschickt der Mann sich anstellte.

»Ah, nein. Ich bedaure, dass ich einen solchen Dienst nicht leisten konnte«, sagte Jamie. »Ich war noch durch einen früheren Feldzug indisponiert, versteht Ihr?« Die Indisposition hatte darin bestanden, dass er nach dem Aufstand mehrere Jahre lang Gefangener der Krone gewesen

war, auch wenn er dies nicht erwähnte. Wenn Lyon es nicht schon wusste, hatte es auch keinen Sinn, es ihm zu erzählen.

Sie hatten das Paddock erreicht und lehnten sich bequem an den Holzzaun. Die Pferde waren noch nicht für die Nacht in den Stall gebracht worden; die großen, schwarzen Geschöpfe bewegten sich wie Schatten, und ihr Fell glänzte im gedämpften Licht der Fackeln.

»Was für seltsame Pferde, nicht wahr?« Er unterbrach Lyons Vortrag über die bösen Folgen des Parteigeistes und beobachtete die Pferde fasziniert.

Es waren nicht nur die enorm langen, seidigen Mähnen, die sich wie Wasser wellten, wenn die Tiere die Köpfe schütteln, und auch nicht das kohlrabenschwarze Fell und die geschwungenen Schwanenhälse, die viel dicker und muskulöser waren als bei Jocastas Vollblütern. Auch ihre Rümpfe waren dick mit breitem Bug, Widerrist und Brustkorb, so dass jedes einzelne Pferd nahezu klobig erschien - und doch bewegten sie sich nicht minder elegant als andere Pferde, geschickt und leichtfüßig, und sie strahlten eine solche Verspieltheit und Intelligenz aus, dass er am liebsten über den Zaun geklettert wäre, um mit ihnen Bekanntschaft zu schließen.

»Ja, sie sind eine sehr alte Rasse«, sagte Lyon und stellte seine Neugier für einen Moment hintenan, um den Pferden zuzusehen. »Ich habe sie schon einmal gesehen - in Holland.«

»Holland? Seid Ihr dort schon oft gewesen?«

»Nicht sehr. Doch ich war vor ein paar Jahren einmal dort und bin durch Zufall einem Verwandten von Euch begegnet. Einem Weinhändler namens Jared Fräser?«

Jamie spürte einen Ruck der Überraschung, gefolgt von einem warmen Gefühl der Freude bei der Erwähnung seines Onkels.

»Wirklich? Aye, Jared ist ein Vetter meines Vaters. Ich hoffe, es ging ihm gut.«

»Ausgezeichnet sogar.« Lyon rückte ein winziges Stück näher und machte es sich am Zaun bequem, und Jamie begriff, dass der Mann jetzt

zur Sache kommen würde, was auch immer das sein mochte. Er trank sein Glas leer, stellte es beiseite und war zum Zuhören bereit.

»Ich habe den Eindruck, dass ein gewisses... Talent in Punkto Alkohol bei Euch in der Familie liegt, Mr. Fraser.«

Er lachte, obwohl ihm nicht besonders danach zumute war.

»Eine Vorliebe vielleicht. Was das Talent betrifft, so kann ich dazu nichts sagen.«

»Nein? Ah, nun ja. Ihr seid bestimmt nur zu bescheiden, Mr. Fraser. Die Qualität Eures Whiskys ist weithin bekannt.«

»Ihr schmeichelt mir, Sir.« Er wusste, was jetzt kommen würde, und richtete sich darauf ein, sich den Anschein zu geben, als höre er aufmerksam zu. Es war nicht das erste Mal, dass ihm jemand eine Partnerschaft vorschlug; er sollte den Whisky liefern, die andere Seite seinen Vertrieb übernehmen - nach Cross Creek, Wilmington, sogar bis nach Charleston. Lyon, so schien es, hatte noch hochtrabendere Pläne.

Der am weitesten gereifte Whisky würde entlang der Küste nach Boston und Philadelphia verschifft werden, schlug er vor. Den Rohwhisky dagegen könne man jenseits der Vertragsgrenze an die Dörfer der Cherokee liefern und gegen Häute und Pelze eintauschen. Er hatte Partner, die dafür sorgen würden...

Jamie hörte ihm mit wachsender Abneigung zu, dann schnitt er Lyon abrupt das Wort ab.

»Aye. Ich danke Euch für Euer Interesse, Sir, aber ich fürchte, für das, was Ihr da vorschlagt, reicht meine Produktion nicht einmal annähernd aus. Ich stelle den Whisky nur für den Bedarf meiner Familie her - und dann und wann darüber hinaus ein paar Fässer, die ich vor Ort als Tauschware benutze. Nicht mehr.«

Lyon grunzte liebenswürdig.

»Ihr könntet Eure Produktion doch sicher steigern, Mr. Fraser, denn das nötige Wissen und die Erfahrung habt Ihr ja. Falls es an den Rohstoffen scheitert... das lässt sich sicher arrangieren... Ich kann mich mit den

Herren unterhalten, die unsere Partner bei diesem Unternehmen wären, und -«

»Nein, Sir. Das kommt leider nicht in Frage. Wenn Ihr mich jetzt bitte entschuldigt...?« Er verbeugte sich abrupt, machte auf dem Absatz kehrt und ließ Lyon im Dunklen stehen, während er selbst wieder auf die Terrasse zuhielt.

Er musste sich unbedingt bei Farquard Campbell nach Lyon erkundigen. Man musste den Mann im Auge behalten. Nicht, dass Jamie ernsthafte Einwände gegen die Schmuggelei gehabt hätte. Allerdings hatte er sehr wohl Einwände dagegen, sich dabei erwischen zu lassen, und er konnte sich kaum etwas Gefährlicheres vorstellen als das, was Lyon vorgeschlagen hatte, im großen Stil zu betreiben und dabei einerseits selbst bis über beide Ohren involviert zu sein, andererseits aber keinerlei Kontrolle über die gefährlicheren Teile des Prozesses zu haben.

Aye, der Gedanke an das Geld hatte seinen Reiz - doch dieser war nicht groß genug, um ihn den Risiken gegenüber blind zu machen. *Wenn* er einen solchen Handel anfing, würde er es allein tun, vielleicht mit Fergus' oder Roger Macs Hilfe - vielleicht auch mit dem alten Arch Bug und Joseph Wemyss -, doch mit niemandem sonst. Es war viel sicherer, so etwas im kleinen Stil privat zu betreiben... doch da Lyon es nun einmal vorgeschlagen hatte, war es vielleicht weiteres Nachdenken wert. Fergus war kein Farmer, das stand fest; es musste eine Beschäftigung für ihn gefunden werden - und der Franzose war noch aus ihrer gemeinsamen Zeit in Edinburgh gut mit dem riskanten Gewerbe, wie man es nannte, vertraut.

Er schlenderte zur Terrasse zurück und überlegte dabei weiter, doch dann löschte der Anblick seiner Frau jeden Gedanken an Whisky aus.

Claire hatte Stanhope und seine Begleiter stehen gelassen und stand jetzt am Buffet. Sie betrachtete die aufgetischten Delikatessen mit einem leichten Runzeln ihrer klaren Stirn, als erfüllte sie ein solcher Überfluss mit Verwirrung.

Er sah, wie Gerald Forbes' Blick voller Spekulation auf ihr ruhte, und er setzte sich automatisch in Bewegung und schob sich gezielt zwischen seine Frau und den Anwalt. Er spürte, wie der Blick des Mannes auf seinen

Rücken prallte, und lächelte grimmig vor sich hin. *Sie gehört mir*, *du alte Krähe,* dachte er bei sich.

»Kannst du dich nicht entscheiden, wo du anfangen sollst, Sassenach?« Er nahm ihr das leere Weinglas aus der Hand und nutzte die Bewegung, um gleichzeitig dicht an sie heranzutreten und sich an ihren Rücken zu pressen, so dass er ihre Wärme durch sein Leinenhemd spürte.

Sie lachte und lehnte sich an ihn, auf seinen Arm gestützt. Sie roch schwach nach Reispuder und warmer Haut, und Hagebuttenduft hing in ihrem Haar.

»Ich habe eigentlich gar keinen großen Hunger. Ich habe nur die Gelees und Marmeladen gezählt. Es sind siebenunddreißig verschiedene Sorten - falls ich mich nicht verzählt habe.«

Er warf einen flüchtigen Blick auf den Tisch, auf dem in der Tat eine erstaunliche Ansammlung von Silberschälchen, Porzellanschüsseln und Holzbrettchen stand und der unter einer Menge von Speisen ächzte, von der ein Dorf in den Highlands einen Monat lang satt geworden wäre. Doch er hatte ebenfalls keinen Hunger. Zumindest nicht auf Pudding und Häppchen.

»Nun, dafür wird Ulysses gesorgt haben; er kann doch die Gastfreundschaft meiner Tante nicht in ein schlechtes Licht rücken.«

»Diese Gefahr besteht bestimmt nicht«, versicherte sie ihm. »Hast du das Barbecue da draußen gesehen? Da braten nicht weniger als drei ganze Ochsen am Spieß, und mindestens ein Dutzend Schweine. Ich habe gar nicht erst versucht, die Hühner und Enten, Wachteln, Tauben und Truthähne zu zählen. Glaubst du, es ist wirklich nur Gastfreundschaft, oder möchte deine Tante demonstrieren, was für gute Arbeit Duncan geleistet hat - indem sie damit angibt, wie viel Profit River Run unter seiner Leitung abwirft, meine ich?«

»Das kann schon sein«, sagte er, obwohl er es persönlich für unwahrscheinlich hielt, dass Jocastas Beweggründe so rücksichtsvoller und großzügiger Natur waren. Er ging eher davon aus, dass der Pomp der gegenwärtigen Feier ihrem Wunsch entsprang, Farquard Campbell eins

auszuwischen und das Fest in den Schatten zu stellen, das er im Dezember zur Feier seiner jüngsten Eheschließung in Greenoaks gegeben hatte.

Und wo gerade von Ehen die Rede war...

»Hier, Sassenach.« Er stellte ihr leeres Glas auf ein Tablett, das gerade von einem Sklaven vorbeigetragen wurde, und ergriff dafür ein volles, das er ihr in die Hand drückte.

»Oh, ich habe schon -«, begann sie, doch er unterbrach sie, indem er sich ebenfalls ein Glas vom Tablett nahm und ihr damit zuprostete. Ihre Wangen erröteten noch mehr, und ihre Bernsteinaugen leuchteten.

»Auf die Schönheit«, sagte er leise und lächelte.

Mir war angenehm fließend zumute, so als seien mein Inneres und meine Gliedmaßen mit Quecksilber gefüllt. Das kam nicht nur vom Wein, obwohl er wirklich sehr gut war. Eher vom Nachlassen der Anspannung nach all den Sorgen und Konflikten des Tages.

Es war eine stille, zärtliche Hochzeitszeremonie gewesen, und die abendlichen Feierlichkeiten würden sicherlich extrem laut werden - ich hatte mitbekommen, wie einige der jüngeren Männer für den späteren Abend ein paar vulgäre Ausgelassenheiten planten -, doch ich brauchte mir darum keine Gedanken zu machen. Ich persönlich hatte vorgehabt, das wunderbare Abendessen zu genießen, das am Buffet aufgetischt worden war, vielleicht noch ein oder zwei Gläser des exzellenten Weins... und dann wollte ich Jamie suchen und mit ihm das romantische Potential der steinernen Bank unter den Weiden erkunden.

Jamie war etwas verfrüht in meinem Abendprogramm erschienen, da ich noch nichts gegessen hatte, doch ich hatte nichts dagegen, meine Prioritäten umzustellen. Es würde schließlich Reste in Hülle und Fülle geben.

Er schimmerte im Fackelschein, und sein Haar, seine Augenbrauen und seine Haut glänzten wie Kupfer. Der Abendwind hatte sich erhoben. Er ließ die Tischtücher knattern und zog die Flammen der Fackeln zu feurigen Zungen lang, und er rupfte Jamie ein paar Haarsträhnen aus seinem Zopf

und wehte sie ihm ins Gesicht. Er hob sein Glas und lächelte mir über den Rand hinweg zu.

»Auf die Schönheit«, sagte er leise und trank, ohne den Blick von mir abzuwenden.

Das Quecksilber verrutschte und lief zitternd durch meine Hüften und an den Rückseiten meiner Beine entlang.

»Auf die... äh... Zurückgezogenheit«, erwiderte ich und hob ebenfalls mein Glas. Ich fühlte mich angenehm hemmungslos, und so zog ich mir mit der freien Hand gemächlich die Zierspitze aus dem Haar. Meine Locken fielen mir halb gelöst über den Rücken, und ich hörte, wie hinter mir jemand schockiert den Atem anhielt.

Vor mir verlor Jamies Gesicht plötzlich jeden Ausdruck, und sein Blick fixierte mich wie der eines Falken ein Kaninchen. Ohne den Blick von seinen Augen abzuwenden, trank ich mein Glas in langsamen Zügen leer. Das Innere meines Kopfes war mit dem Duft schwarzer Trauben parfümiert, und die Hitze des Weines wärmte mein Gesicht und meinen Hals, meine Brüste, meine Haut. Jamie machte eine abrupte Bewegung, um mir das Glas aus der Hand zu nehmen, seine Finger kalt und hart auf den meinen.

Und dann ertönte hinter ihm in der von Kerzen erleuchteten Glastür eine Stimme.

»Mr. Fraser.«

Wir fuhren beide zusammen, und das Glas fiel zwischen uns zu Boden und zersprang auf den Steinplatten der Terrasse explodierend in Scherben. Jamie fuhr herum, und seine linke Hand hob sich reflexiv an den Knauf seines Dolches. Dann entspannte sie sich wieder, denn er sah den Umriss der Gestalt, und er trat zurück, den Mund zu einer ironischen Grimasse verzogen.

Philip Wylie trat in den Fackelschein. Sein Gesicht war so stark gerötet, dass man es durch den Puder sehen konnte, und auf seinen Wangenknochen brannten nervöse Flecken.

»Mein Freund Stanhope hat für später eine Runde Whist vorgeschlagen«, sagte er zu Jamie, wobei er mich gezielt ignorierte. »Möchtet Ihr Euch nicht zu uns gesellen, Mr. Fraser?«

Jamie warf ihm einen langen, kühlen Blick zu, und ich sah, wie die einst verletzten Finger seiner rechten Hand ganz leicht zuckten. Sein Puls hämmerte an der Seite seines Halses, doch seine Stimme war ruhig.

»Whist?«

»Ja.« Wylie lächelte ihn dünn an und vermied es immer noch gewissenhaft, mich anzusehen. »Mir ist zu Ohren gekommen, dass Ihr ein guter Kartenspieler seid, Sir.« Er schürzte die Lippen. »Obwohl wir natürlich um sehr hohe Einsätze spielen. Vielleicht seht Ihr Euch ja nicht in der Lage -«

»Es wird mir ein Vergnügen sein«, sagte Jamie in einem Tonfall, aus dem deutlich hervorging, dass ihm nur eines wirklich ein Vergnügen gewesen wäre, und zwar Philip Wylie das Gebiss zu demolieren.

Besagtes Gebiss glänzte kurz auf.

»Ah. Vorzüglich. Ich... freue mich schon darauf.«

»Stets zu Diensten, Sir.« Jamie verbeugte sich abrupt, dann fuhr er auf dem Absatz herum, ergriff mich am Ellbogen und schritt über die Terrasse davon, meine ergebene Wenigkeit im Schlepptau.

Ich marschierte neben ihm her und hielt schweigend mit ihm Schritt, bis wir außer Hörweite waren. Das Quecksilber war aus meinen unteren Regionen aufwärts geschossen und rollte mir jetzt nervös über den Rücken, so dass ich mich gefährlich instabil fühlte.

»Hast du denn völlig den Verstand verloren?«, erkundigte ich mich höflich. Da ich nur ein kurzes Prusten zur Antwort erhielt, rammte ich meine Absätze in den Boden und zog an seinem Arm, um ihn zum Stehen zu bringen.

»Das war keine rhetorische Frage«, sagte ich um einiges lauter. »Whist? Um hohe Einsätze?«

Jamie war tatsächlich ein exzellenter Kartenspieler. Außerdem kannte er die meisten Möglichkeiten, beim Kartenspiel zu betrügen. Allerdings war es schwierig, wenn nicht gar unmöglich, beim Whist zu betrügen, und Philip Wylie stand ebenfalls in dem Ruf, ein exzellenter Spieler zu sein - genau wie Stanhope. Darüber hinaus war da noch die Tatsache, dass Jamie zufälligerweise keine Einsätze besaß, von hohen Einsätzen ganz zu schweigen.

»Erwartest du etwa von mir, dass ich zulasse, dass dieser Laffe auf meiner Ehre herumtrampelt und mich dann auch noch persönlich beleidigt?« Er fuhr herum, um mir ins Gesicht zu sehen, und funkelte mich an.

»Er hat es doch bestimmt nicht als -«, begann ich, doch dann brach ich ab. Falls Wylie es nicht geradeheraus als Beleidigung gedacht hatte, so war doch offensichtlich, *dass* es als Herausforderung gemeint war - und für einen Schotten lief das wahrscheinlich auf dasselbe hinaus.

»Aber du *brauchst* es doch nicht zu tun!«

Ich hätte eine größere Wirkung erzielt, wenn ich mich mit der Ziegelmauer des Gemüsegartens unterhalten hätte.

»Doch«, sagte er steif. »Ich habe meinen Stolz.«

Ich rieb mir entnervt mit der Hand über das Gesicht.

»Ja, und Philip Wylie weiß das offensichtlich! Hast du schon einmal davon gehört, dass Stolz und Hochmut vor dem Fall kommen?«

»Ich habe nicht die geringste Absicht zu fallen«, versicherte er mir. Er spähte zu der Glastür zurück, in der Wylie verschwunden war, dann wieder zu mir. »Kannst du mir deinen Goldring geben?«

Mir klappte vor Schreck der Mund auf.

»Kann ich... meinen Ring?« Meine Finger fuhren unwillkürlich an meine linke Hand und Franks glatten, goldenen Ehering.

Er beobachtete mich gebannt, den Blick unverwandt auf meine Augen gerichtet. Auf der Terrasse waren die Fackeln angezündet worden; das

tanzende Licht fiel von der Seite auf ihn, zeigte seine sturen Züge als scharfes Relief und erleuchtete sein Auge in brennendem Blau.

»Ich brauche einen Einsatz«, sagte er leise.

»Verdammte Tat.« Ich wandte mich heftig von ihm ab und starrte über den Rand der Terrasse. Auch auf dem Rasen hatte man Fackeln angezündet, und Perseus' weißer Marmorhintern schimmerte in der Dunkelheit.

»Ich werde ihn nicht verlieren«, sagte Jamie hinter mir. Seine Hand ruhte auf meiner Schulter, und durch die Spitze meines Schultertuches spürte ich sie wie ein Gewicht. »Oder falls doch - werde ich es wieder gut machen. Ich weiß... wie viel er dir wert ist.«

Ich zog meine Schulter mit einem Ruck unter seiner Hand fort und trat ein paar Schritte zur Seite. Mein Herz hämmerte, und mein Gesicht war heiß und klamm zugleich, als wäre ich im Begriff, in Ohnmacht zu fallen. Der Wein schien zusammen mit dem Quecksilber in meinem Magen zu einem Kloß geronnen zu sein.

Er sagte nichts und berührte mich nicht; er stand nur da und wartete.

»Den goldenen«, sagte ich schließlich tonlos. »Franks Ring. Nicht den silbernen?« Nicht *seinen* Ring; nicht *sein* Besitzsymbol.

»Der Goldring ist mehr wert«, sagte er und fügte dann nach ganz kurzem Zögern hinzu: »Mehr Geld.«

»Das weiß ich.« Ich drehte mich zu ihm um. Die Flammen flackerten im Wind und warfen ihr bewegtes Licht auf seine Züge, so dass sie schwer zu lesen waren.

»Ich meine - nimmst du sie nicht besser beide?« Meine Hände waren kalt; der Goldring ließ sich leicht abziehen; der silberne saß fester, aber ich zerrte ihn über meinen Fingerknöchel. Ich nahm seine Hand und ließ ihm die beiden Ringe klirrend in die Handfläche fallen.

Dann drehte ich mich um und ging davon.

47

Die Liste der Venus

Roger bahnte sich seinen Weg vom Salon auf die Terrasse hinaus und wand sich durch die Menge, die sich wie ein Läusenest um das Buffet drängte. Ihm war so heiß, dass er schwitzte, und die Nachtluft wehte ihm erfrischend ins Gesicht. Er blieb in der Dunkelheit am Ende der Terrasse stehen, wo er unauffällig seine Weste aufknöpfen und ein wenig mit der Vorderseite seines Hemdes wedeln konnte, um kalte Luft an sich zu lassen.

Die Kiefernfackeln, die die Terrasse und die gepflasterten Wege säumten, flackerten im Wind und warfen wild schlingernde Schatten auf die Masse der Feiernden, aus der in verwirrender Abfolge einzelne Gliedmaßen und Köpfe auftauchten und dann wieder verschwanden. Feuer spiegelte sich glänzend in Silber und Kristall, Goldspitze und Schuhschnallen, Ohrringen und Westenknöpfen. Aus der Entfernung sah es so aus, als sei die Gästeschar von Glühwürmchen erleuchtet, die in der dunklen Masse aus raschelndem Stoff aufblinkten. Brianna trug nichts Reflektierendes, dachte er, doch auf Grund ihrer Größe musste sie eigentlich dennoch leicht zu entdecken sein.

Den ganzen Tag über hatte er sie nur dann und wann für eine verlockende Sekunde zu Gesicht bekommen; sie hatte an Stelle ihrer Tante getanzt, sich um Jemmy gekümmert oder sich mit den Leuten unterhalten - es schienen Dutzende zu sein -, die sie von ihrem früheren Aufenthalt in River Run her kannte. Er verübelte ihr die Gelegenheit nicht im Mindesten; in Fraser’s Ridge gab es herzlich wenig Gesellschaft, und er war froh zu sehen, dass sie sich gut amüsierte.

Er selbst war ebenfalls auf seine Kosten gekommen; seine Kehle fühlte sich von der Anstrengung des fortgesetzten Singens jetzt angenehm kratzig an, und er hatte drei neue Lieder von Seamus Hanlon gelernt, die er sich gut eingeprägt hatte. Schließlich jedoch hatte er sich zurückgezogen

und hatte das kleine Orchester im Salon zurückgelassen, wo es in einer Dunstwolke aus Anstrengung, Schweiß und Alkohol weiter vor sich hindudelte.

Da war sie ja; er fing das Glitzern ihres Haares auf, als sie aus der Terrassentür kam und sich umdrehte, um etwas zu der Frau in ihrem Rücken zu sagen.

Als sie sich wieder zurückdrehte, erblickte sie ihn, und ihr Gesicht begann zu leuchten und löste unter seiner -inzwischen wieder zugeknöpften - Weste eine nicht minder glühende Wärme aus.

»Da bist du ja! Ich habe dich den ganzen Tag kaum zu Gesicht bekommen. Nur dann und wann gehört«, fügte sie mit einer Kopfbewegung in Richtung der offenen Salontüren hinzu.

»Oh, aye? Hat es sich denn wenigstens gut angehört?«, fragte er und legte es schamlos auf ein Kompliment an. Sie grinste und klopfte ihm mit ihrem geschlossenen Fächer auf die Brust, als sei sie eine Meisterin der Koketterie - was überhaupt nicht stimmte.

»Oh, Mrs. MacKenzie«, sagte sie mit schriller, näselnder Stimme, »die Stimme Eures Mannes ist göttlich! Wäre mir dieses Glück vergönnt, würde ich Stunden damit zubringen, mich einfach nur in ihrem Klang zu baden!«

Er lachte, denn er erkannte Miss Martin, die junge, unscheinbare Begleiterin der alten Miss Bledsoe, die sich den ganzen Nachmittag seufzend und mit großen Augen in seiner Nähe herumgedrückt hatte, während er seine Balladen sang.

»Du weißt doch, dass du gut bist«, sagte sie, jetzt wieder mit ihrer normalen Stimme. »Du hast es doch gar nicht nötig, dass ich dir das sage.«

»Kann schon sein«, sagte er. »Das heißt aber nicht, dass ich es nicht trotzdem gern höre.«

»Wirklich? Die Bewunderung der Massen reicht dir nicht?« Sie lachte ihn aus, ihre Augen zu belustigten Dreiecken zusammengekniffen.

Er wusste nicht, was er darauf sagen sollte, also lachte er an Stelle einer Antwort und nahm ihre Hand.

»Hast du Lust zu tanzen?« Er neigte den Kopf in Richtung des anderen Endes der Terrasse, wo die Glastüren zum Salon offen standen und die fröhlichen Läufe von »The Duke of Perth« ins Freie drangen, dann wies er zum Buffet. »Oder möchtest du etwas essen?«

»Keins von beidem. Ich möchte gern einen Moment weg von hier; ich kann kaum noch atmen.« Ein Schweißtropfen lief ihr über den Hals und glänzte im Schein der Fackeln rot auf, bevor sie ihn wegwischte.

»Schön.« Er zog ihre Hand durch seinen Arm und machte in Richtung des Blumenbeetes kehrt, das an die Terrasse angrenzte. »Da weiß ich genau die richtige Stelle.«

»Toll. Oh, warte. Vielleicht möchte ich ja doch etwas essen.« Mit einer Handbewegung hielt sie einen Sklavenjungen an, der gerade aus dem Küchenhaus auf die Terrasse kam und ein kleines, zugedecktes Tablett trug, von dem ein appetitlicher Dampf aufstieg. »Was ist das, Tommy? Kann ich etwas davon haben?«

»Soviel Ihr möchtet, Miss Brianna.« Er lächelte, schlug die Serviette beiseite und präsentierte ihr eine Auswahl an Häppchen. Sie atmete den Duft selig ein.

»Ich möchte alles«, sagte sie und nahm dem belustigten Tommy das Tablett ab. Roger nutzte die Gelegenheit und murmelte den Sklaven seinerseits eine Bitte zu. Dieser nickte, verschwand und kehrte innerhalb von Sekunden mit einer offenen Weinflasche und zwei Gläsern zurück. Roger nahm ihm beides ab und spazierte gemeinsam mit Brianna den Pfad entlang, der vom Haus zur Anlegestelle führte. Sie tauschten Neuigkeiten aus, während sie sich die Austern- und Taubenpastetchen teilten.

»Und, hast du irgendwelche ohnmächtigen Gäste im Gebüsch gefunden?«, fragte sie gedämpft, weil sie den Mund voll Pilzpastete hatte. Sie schluckte und konnte dann deutlicher sprechen. »Als Pa dich heute Nachmittag gebeten hat nachzusehen, meine ich.«

Er schnaubte kurz und suchte sich ein Klößchen aus Wurst und getrocknetem Kürbis aus.

»Du kennst doch den Unterschied zwischen einer schottischen Hochzeit und einer schottischen Beerdigung, oder?«

»Nein, was ist denn der Unterschied?«

»Bei der Beerdigung gibt es einen Betrunkenen weniger.«

Sie lachte, versprühte dabei Krümel und nahm sich ein Schottenei.

»Nein«, sagte er, während er sie zielsicher auf die Weiden zusteuerte. »Jetzt ragen bestimmt hier und da ein paar Füße unter den Büschen hervor, aber heute Nachmittag war es noch zu früh für Schnapsleichen.«

»Was für eine gewählte Ausdrucksweise du doch hast«, sagte sie beifällig. »Ich habe mich mit den Sklaven unterhalten; dort hat niemand gefehlt, und die meisten waren nüchtern. Ein paar von den Frauen haben aber eingeräumt, dass Betty bei Gesellschaften gern ins Glas schaut.«

»Um es milde auszudrücken, wenn man deinen Pa hört. Er hat gesagt, sie hat unerträglich gestunken, und zwar nicht nur vom Alkohol.« Etwas Kleines, Dunkles hüpfte vor ihm auf den Weg. Ein Frosch; er konnte das Gequake im Eichenhain hören.

»Mmm. Mama sagt, später kam sie ihr okay vor, obwohl Dr. Fentiman sich nicht davon abbringen ließ, sie zur Ader zu lassen.« Sie erschauerte leicht und zog mit einer Hand ihr Schultertuch fest. »Ich bekomme eine Gänsehaut, wenn ich an den Doktor denke. Er sieht aus wie ein kleiner Kobold, und er hat die klammsten Hände, die ich je gespürt habe. Und er riecht furchtbar, wo wir gerade von Gestank reden.«

»Ich habe das Vergnügen noch nicht gehabt«, sagte Roger belustigt. »Komm mit.« Er schob den Vorhang aus herabhängenden Weidenzweigen beiseite - vorsichtig, für den Fall, dass ihnen ein anderes Liebespaar auf der Steinbank zuvor gekommen war -, doch alles war ruhig. Alle Welt tanzte, aß und trank oben im Haus, wo man für später plante, dem Hochzeitspaar ein Ständchen zu bringen. Lieber Duncan und Jocasta als uns, dachte er und verdrehte die Augen bei dem Gedanken an einige der Vorschläge, die ihm zu Ohren gekommen waren. Zu jedem anderen

Zeitpunkt hätte er brennendes Interesse an dieser Art von Katzenmusik gehabt und ihre Wurzeln bis hin zu den Sitten der Highlands und der Franzosen verfolgt - aber jetzt, verdammt noch mal, nicht.

Unter den Weiden kam es ihm plötzlich still vor, denn das Rauschen des Wassers und das monotone Gezirpe der Frösche übertönte den Großteil des Lärms aus dem Haus. Außerdem war es stockfinster, und Brianna tastete sich vorsichtig zu der Bank vor, um ihr Tablett abzustellen.

Roger schloss die Augen und zählte bis dreißig; als er sie wieder öffnete, konnte er zumindest Briannas Umriss vor dem Hintergrund des gedämpften Lichtes ausmachen, das durch die Zweige der Weide drang, und er konnte die Bank als waagerechte Linie erkennen. Er stellte die Gläser hin und füllte sie mit Wein. Der Flaschenhals stieß leise klirrend gegen die Gläser, während er sich tastend orientierte.

Er streckte eine Hand aus und fuhr an ihrem Arm entlang, bis er ihre Hand fand und ihr gefahrlos das volle Glas reichen konnte. Dann hob er sein eigenes Glas und prostete ihr zu.

»Auf die Schönheit«, sagte er und ließ sein Lächeln in seiner Stimme mitklingen.

»Auf die Zurückgezogenheit«, sagte sie, prostete ihm ebenfalls zu und trank. »Oh, das tut gut«, sagte sie kurz darauf mit leicht verträumter Stimme. »Ich habe keinen Wein mehr getrunken seit... seit einem Jahr? Nein, fast zwei. Vor Jemmys Geburt. Eigentlich sogar seit...« Ihre Stimme brach abrupt ab, dann fuhr sie langsamer fort. »Seit unserer *ersten* Hochzeitsnacht. In Wilmington, weißt du noch.«

»Ja.« Er streckte die Hand aus, legte sie an ihre Wange und fuhr sanft mit dem Daumen über ihre Gesichtsknochen. Kein Wunder, dass sie jetzt an diese Nacht dachte. Sie hatte damals unter den tief hängenden Ästen einer riesigen Rosskastanie begonnen, die sie vom Lärmen und dem Licht eines nahe gelegenen Wirtshauses abgeschirmt hatte. Ihre gegenwärtige Situation erinnerte seltsam anrührend an jene dunklen, verborgenen Heimlichkeiten - und der Lärm der vor Lust halb tollen Frösche ersetzte die Wirtshausgeräusche.

Doch es war eine heiße Nacht gewesen, so schwül und feucht, dass ein Körper mit dem anderen verschmolz. Jetzt war es so kühl, dass sein Körper sich nach der Wärme des ihren sehnte, und der Duft, der sie umschloss, war der Frühlingsduft grüner Blätter und fließenden Flusswassers, nicht der stickige Geruch von Laubkompost und Uferschlamm.

»Glaubst du, sie schlafen zusammen?«, fragte Brianna. Sie klang ein wenig atemlos; vielleicht lag es ja am Wein.

»Wer? Oh, du meinst Jocasta und Duncan? Warum nicht. Sie sind doch ein Ehepaar.« Er leerte sein Glas und setzte es mit einem leisen Klirren auf der Steinbank ab.

»Es war eine schöne Trauung, nicht wahr?« Sie leistete keinen Widerstand, als er ihr das Glas aus der Hand nahm und es neben das seine stellte. »Still, aber wirklich nett.«

»Aye, sehr nett.« Er küsste sie sanft und hielt sie dicht an sich gedrückt. Er konnte das Zickzackmuster der Schnüre im Rücken ihres Mieders unter dem dünnen, gestrickten Schultertuch spüren.

»Mmm. Du schmeckst gut.«

»Oh, aye, nach Würstchen und Wein. Genau wie du.« Seine Hand fuhr zuckend unter die Kante ihres Schultertuchs und suchte nach dem Ende der Schnüre, irgendwo dort unten in der Nähe ihres Kreuzes. Sie presste sich an ihn, um es ihm leichter zu machen.

»Meinst du, wenn wir so alt sind wie sie, haben wir immer noch Lust, uns zu lieben?«, murmelte sie ihm ins Ohr.

»Ich schon«, versicherte er ihr und bekam die kleine Schleife am Ende der Schnüre zu fassen. »Ich hoffe, du auch; ich hätte keine große Lust, es allein zu machen.«

Sie lachte und holte tief Luft, so dass sich ihr Rücken plötzlich ausdehnte, denn im selben Moment lösten sich die engen Schnüre. Aber darunter waren ja auch noch ihre Korsettstangen, verdammt noch mal. Er suchte mit beiden Händen nach den inneren Schnüren, und sie bog hilfsbereit den Rücken vor, so dass ihre Brüste just unter seinem Kinn

aufquollen. Er zog eine Hand von ihrem Rücken fort, um sich mit dieser neuen, verzückenden Entwicklung zu befassen.

»Ich habe kein... ich meine, ich bin ohne...« Sie wich ein wenig zurück, und ihr Tonfall war skeptisch.

»Aber du hast die Samenkörner doch heute genommen?« Zum Teufel mit Pizza und Toilettenpapier, dachte er; im Augenblick hätte er jede Warmwasserleitung gegen ein Kondom eingetauscht.

»Ja.« Doch sie hörte sich immer noch skeptisch an, und er knirschte mit den Zähnen und hielt sie fester, so als könnte sie vor ihm zurückscheuen.

»Ist ja schon gut«, flüsterte er, und sein Mund tastete sich an ihrem Hals entlang abwärts auf jene atemberaubende Schräge zu, wo er sich mit ihrem Schultermuskel vereinte. Sie war glatt unter seinen Lippen, ihre Haut kühl an der Luft, warm und duftend unter der Kaskade ihres Haars. »Wir brauchen ja nicht... ich meine... ich werde nicht... lass mich einfach nur...«

Der Ausschnitt ihres Kleides war modisch tief, noch tiefer jetzt, nachdem sie das Halstuch herausgezogen hatte und die Schnüre gelöst waren, und ihre Brust lag schwer und weich in seiner Hand.

Sie erstarrte, dann entspannte sie sich mit einem seltsamen, kleinen Seufzer, und er spürte einen warmen, süßen Geschmack auf seiner Zunge, dann ein seltsames Pulsieren, und etwas flutete aus ihrer... Er schluckte reflexartig und war schockiert. Schockiert und furchtbar erregt. Daran hatte er gar nicht gedacht; er hatte nicht gewollt... Doch sie zog seinen Kopf an sich und hielt ihn dort fest.

Kühner jetzt, fuhr er fort und drückte sie sanft nach hinten, bis sie sich auf der Kante der Bank niederließ und er vor ihr kniete. Ihm war plötzlich ein Gedanke gekommen, ausgelöst durch die schmerzende Erinnerung an jenen Eintrag in ihrem Traumbuch.

»Keine Sorge«, flüsterte er ihr zu. »Wir werden... nichts riskieren. Lass mich das machen... nur für dich.«

Sie zögerte, ließ ihn jedoch mit den Händen unter ihren Rock gleiten, wo er ihrer geschwungenen, seidenbestrumpften Wade und ihrem runden, bloßen Oberschenkel folgte, dann weiter unter ihren flach gedrückten

Pobacken entlang, die unter den gerüschten Unterröcken kühl und entblößt auf dem Stein saßen. Eines von Seamus’ Liedern hatte von den »auf der Liste der Venus« beschriebenen Großtaten eines Herrn gehandelt. Die Worte drifteten mit dem Rauschen des Wassers durch seinen Kopf, und er war fest entschlossen, sich einen ehrenvollen Eintrag auf dieser Liste zu sichern.

Es mochte ja sein, dass sie es nicht beschreiben konnte, doch er würde dafür sorgen, dass sie wusste, dass es geschehen war. Sie erschauerte zwischen seinen Händen, und er legte eine Hand zwischen ihre Oberschenkel.

»Miss Brianna?«

Sie fuhren beide krampfhaft zusammen, und Roger zog seine Hände fort, als hätte er sich verbrannt. Er konnte das Blut in seinen Ohren donnern hören - und in seinen Hoden.

»Ja, was ist denn? Bist du das, Phaedre? Was ist denn los - ist etwas mit Jemmy?«

Er hockte sich auf die Fersen und versuchte benommen zu atmen. Er sah ihre bleichen Brüste kurz über sich aufschimmern, als sie aufstand und sich der Stimme zuwandte, während sie sich hastig ihr Halstuch wieder in den Ausschnitt steckte und sich das Schultertuch über ihr aufgeschnürtes Kleid zog.

»Ja, Ma’am.« Phaedres Stimme kam aus der Richtung des Hauses; von der Sklavin selbst war nur das weiße Häubchen zu sehen, das verschwommen in der Dunkelheit schwebte. »Das arme Kind ist jammernd aufgewacht und war ganz heiß, wollte weder Brei noch Milch, und dann hat er so schlimm angefangen zu husten, dass Teresa meinte, wir sollten besser Dr. Fentiman holen, aber ich habe gesagt...«

»Dr. Fentiman!«

Brianna verschwand raschelnd zwischen den Weidenzweigen, und er hörte das hastige Klopfen ihrer Schuhe auf dem Boden, als sie auf das Haus zurannte, dicht gefolgt von Phaedre.

Roger erhob sich und blieb stehen, die Hand an den Knöpfen seiner Hose. Die Versuchung war groß; es würde nicht mehr als eine Minute dauern - in seinem gegenwärtigen Zustand wahrscheinlich sogar weniger. Aber nein, möglich, dass Brianna ihn brauchte, um mit Fentiman fertig zu werden. Die Vorstellung, dass der Doktor sich mit seinen verschmierten Instrumenten an Jemmys Babyhaut vergriff, reichte aus, und schon rannte er krachend durchs Gebüsch und nahm die Verfolgung auf. Die Liste der Venus würde warten müssen.

Er fand Brianna und Jemmy in Jocastas Boudoir. Sie bildeten das Zentrum einer kleinen Traube von Frauen, die bei seinem Erscheinen allesamt überraschte - manche sogar leicht schockierte - Gesichter machten. Er ignorierte die hochgezogenen Augenbrauen und Entrüstungslaute und drängte sich zwischen den Röcken hindurch zu Brianna vor.

Der kleine Kerl sah wirklich nicht gut aus, und Roger spürte, wie die Angst seinen Magen umklammerte. Himmel, wie konnte das so schnell gehen? Er hatte Jemmy doch noch vor ein paar Stunden bei der Trauung gesehen, wo er rosig und niedlich in seiner improvisierten Wiege zusammengerollt gelegen hatte, und zuvor beim Fest war er ganz der freundlich quäkende Alte gewesen. Jetzt lag er leise jammernd mit roten Wangen und schweren Augenlidern an Briannas Schulter, und klarer Schleim triefte ihm aus der Nase.

»Wie geht es ihm?« Er streckte die Hand aus und berührte eine der roten Wangen sanft mit dem Handrücken. Gott, wie heiß er war!

»Er ist krank«, sagte Brianna gereizt. Wie zur Bestätigung begann Jemmy zu husten, ein grauenvolles Geräusch, laut, aber halb erstickt wie ein Seehund, der sich an einem Fisch verschluckt. Das Blut stieg ihm in sein bereits gerötetes Gesicht, und seine runden, blauen Augen quollen vor Anstrengung vor, als er zwischen den Krämpfen versuchte, Luft zu holen.

»Mist«, knurrte Roger. »Was machen wir denn jetzt?«

»Kaltes Wasser«, sagte eine der Frauen an seiner Seite gebieterisch. »Haltet ihn ganz in eine Wanne mit kaltem Wasser, und lasst ihn noch

mehr davon trinken.«

»Nein! Lieber Himmel, Mary, du bringst das Kind noch um.« Eine andere junge Mutter streckte die Hand aus, um Jemmys bebenden Rücken zu tätscheln. »Es ist Krupp; meine Kinder haben es auch schon ein paar Mal gehabt. Klein geschnittenen Knoblauch, aufgewärmt unter seine Fußsohlen«, sagte sie zu Brianna. »Das hilft manchmal.«

»Und wenn es nicht funktioniert?«, fragte eine andere Frau skeptisch. Die erste Frau rümpfte die Nase, und ihre Freundin fiel hilfsbereit ein.

»Johanna Richards hat zwei Babys durch Krupp verloren. Einfach so!« Sie schnippte mit den Fingern, und Brianna zuckte zusammen, als käme das Geräusch von ihren eigenen, knackenden Knochen.

»Was jammern wir hier so herum, wo wir doch einen Medico zur Hand haben? Du da, geh und hole Dr. Fentiman! Hatte ich das nicht schon gesagt?« Eine der Frauen wandte sich mit einem scharfen Händeklatschen an Phaedre, die sich an die Wand drückte und Jemmy nicht aus den Augen ließ. Doch bevor sie sich gehorsam in Bewegung setzen konnte, fuhr Briannas Kopf auf.

»Nein! Nicht ihn, das kommt nicht in Frage.« Sie funkelte die Frauen an, dann warf sie Roger einen flehenden Blick zu. »Such Mama für mich. Schnell!«

Er drehte sich um und schob sich an den Frauen vorbei, für den Augenblick etwas beruhigter, weil er in der Lage war, etwas zu tun. Wo war Claire wohl am wahrscheinlichsten? *Hilf mir*, dachte er, *hilf mir, sie zu finden*, *hilf, dass ihm nichts passiert*. Er richtete sein zusammenhangloses Gebet an den erstbesten, der ihm zuhören mochte - Gott, den Reverend, Mrs. Graham, St. Bride, Claire selbst; er war nicht wählerisch.

Er donnerte über die Vordertreppe ins Foyer hinunter, wo Claire schon auf ihn zugeeilt kam. Man hatte sie schon informiert; sie warf ihm einen raschen Blick zu, wies mit dem Kinn nach oben und fragte: »Jemmy?«, und kaum hatte er atemlos genickt, war sie schon die Treppe hinauf gehuscht, und ein ganzes Foyer voller Leute gaffte ihr nach.

Er holte sie oben im Flur ein und kam noch rechtzeitig, um ihr die Tür zu öffnen - und einen unverdienten, aber hochwillkommenen Blick der Dankbarkeit von Brianna zu ernten.

Er trat aus dem Weg, und während er allmählich wieder zu Atem kam, staunte er. In der Sekunde, in der Claire das Zimmer betrat, änderte sich die beinahe panische, von Sorge erfüllte Atmosphäre augenblicklich. Die Frauen strahlten zwar immer noch besorgte Anteilnahme aus, doch sie wichen ohne Zögern zurück, traten respektvoll in den Hintergrund und unterhielten sich murmelnd miteinander, während Claire direkt auf Jemmy und Brianna zusteuerte, ohne irgendjemand sonst zu beachten.

»Hallo, Schätzchen. Was ist denn los, geht's uns miserabel?« Sie richtete sich murmelnd an Jemmy, drehte seinen Kopf zur Seite und betastete sanft die Stellen hinter seinem erröteten, runden Kiefer und seinen Ohren. »Armes Ding. Schon gut, Kleiner, Mami ist hier, Omi ist hier, alles wird gut... wie lange geht es ihm schon so? Hat er etwas getrunken? Ja, Schatz, so ist es gut... hat er Schmerzen beim Schlucken?«

Sie richtete abwechselnd beruhigende Bemerkungen an das Baby und Fragen an Brianna und Phaedre, und das alles im selben Tonfall ruhiger Sicherheit, während ihre Hände hier und dort etwas nachfühlten, erkundeten, beruhigten. Roger spürte die Wirkung am eigenen Körper und holte tief Luft, denn auch die Enge in seiner Brust ließ ein wenig nach.

Claire nahm sich ein Blatt von Jocastas schwerem Briefpapier vom Sekretär, rollte es zu einem Rohr zusammen und benutzte es, um konzentriert Jemmys Rücken und Brust abzuhören, während er weiterhin Geräusche machte wie ein erstickender Seehund. Roger nahm dumpf zur Kenntnis, dass ihr das Haar lose über den Rücken gefallen war; sie musste es zum Abhören beiseite streichen.

»Ja, natürlich ist es Krupp«, sagte sie geistesabwesend, als eine der Zuschauerinnen halb fragend eine schüchterne Diagnose äußerte. »Aber er hat nur den Husten und die Atembeschwerden. Man kann Krupp allein bekommen oder als Anfangssymptom für eine ganze Reihe anderer Dinge.«

»Zum Beispiel?« Brianna hielt Jemmy fest umklammert, und ihr Gesicht war fast genauso weiß wie ihre Fingerknöchel.

»Oh...« Claire schien gebannt zu lauschen, allerdings nicht auf Brianna, sondern auf das, was in Jemmys Innerem vor sich ging. Er hatte jetzt aufgehört zu husten und lag erschöpft an der Schulter seiner Mutter, wo er keuchend und belegt atmete, was sich wie eine Dampfmaschine anhörte. »Hm... einfacher Schnupfen. Influenza. Asthma. Diphtherie. Aber das ist es nicht«, fügte sie rasch hinzu, als sie beim Aufblicken Briannas Gesicht sah.

»Bist du sicher?«

»Ja«, erwiderte Claire bestimmt. Sie richtete sich auf und legte ihr improvisiertes Hörrohr beiseite. »Es fühlt sich überhaupt nicht wie Diphtherie an. Außerdem geht momentan keine Diphtherie um, sonst hätte ich davon gehört. Und er wird ja immer noch gestillt; er wäre immun -« Sie verstummte abrupt, weil sie sich ihrer Zuschauerinnen bewusst wurde. Sie räusperte sich und bückte sich erneut nieder, als wollte sie Jemmy durch ihr Beispiel ermutigen. Er jammerte leise auf und hustete erneut. Roger konnte es am eigenen Leib spüren, als läge ein Stein in seiner Brust.

»Es ist nichts Ernstes«, verkündete Claire überzeugt und richtete sich auf. »Aber wir müssen ihn in ein Kruppzelt stecken. Bring ihn in die Küche hinunter. Phaedre, würdest du mir bitte ein paar alte Decken suchen?«

Sie trat auf die Tür zu und scheuchte die Frauen vor sich her wie eine Hühnerschar.

Einem Impuls folgend, den er nicht in Frage stellen wollte, streckte Roger die Arme nach dem Baby aus, und nach einer Sekunde des Zögerns ließ Brianna zu, dass er es nahm. Jemmy wehrte sich nicht, sondern hing lustlos und schwer auf seinem Arm, erschreckend schlaff im Vergleich zu seinem normalen Gummigehüpfe. Roger konnte durch sein Hemd hindurch spüren, wie die Wange des Babys brannte, als er den Kleinen jetzt nach unten trug, Brianna an seiner Seite.

Die Küche befand sich im gemauerten Keller des Hauses, und als sie sich über die Hintertreppe in die finsteren Tiefen begaben, ereilte Roger

eine kurze Vision von Orpheus beim Abstieg in die Unterwelt, dicht gefolgt von Eurydike. Anstelle einer magischen Lyra jedoch trug er ein Kind, das wie Kohle brannte und hustete, als wollten seine Lungen platzen. Wenn er sich nicht umsah, dachte er, würde dem Jungen nichts geschehen.

»Etwas kaltes Wasser wäre vielleicht nicht schlecht.« Claire legte Jemmy die Hand auf die Stirn und fühlte seine Temperatur nach. »Hast du eine Mittelohrentzündung, Schätzchen?« Sie blies dem Baby sanft erst in das eine Ohr, dann in das andere; es blinzelte, hustete heiser und wischte sich mit seiner rundlichen Hand durch das Gesicht, ohne jedoch zusammenzuzucken. Die Sklaven waren emsig in einer Ecke der Küche beschäftigt. Sie holten kochendes Wasser herbei und befestigten die Decken an einem Balken, um nach Claires Anweisung ein Zelt herzustellen.

Claire nahm Roger das Baby vom Arm, um es zu baden. Seiner Aufgabe beraubt, stand er da und wünschte sich sehnsüchtig, etwas tun zu können, ganz gleich, was, bis Brianna seine Hand ergriff und sie so fest umklammerte, dass sich ihre Fingernägel in seine Handfläche gruben.

»Er wird wieder gesund«, flüsterte sie. »Bestimmt.« Er erwiderte den Händedruck wortlos.

Dann war das Zelt fertig, und Brianna betrat es geduckt, drehte sich dann um und streckte die Arme nach Jemmy aus, der abwechselnd hustete und weinte, denn das kalte Wasser hatte ihm überhaupt nicht gefallen. Claire hatte einen Sklaven losgeschickt, um ihre Arzttruhe zu holen, und jetzt kramte sie darin herum und brachte eine Phiole mit einem blassgelben Öl und ein Glas mit schmutzigweißen Kristallen zum Vorschein.

Doch bevor sie dazu kam, etwas damit zu tun, kam Joshua, einer der Stallknechte, halb atemlos vor Eile die Treppe heruntergetrampelt.

»Mrs. Claire, Mrs. Claire!«

Einige der Herren hatten zur Feier des freudigen Anlasses ihre Pistolen abgefeuert, und einem von ihnen schien ein Missgeschick widerfahren zu sein, obwohl Joshua sich nicht ganz sicher zu sein schien, was genau geschehen war.

»Er is’ nich’ schwer verletzt«, versicherte der Stallknecht Claire in seinem Aberdeener-Dialekt, der aus seinem schwarzen Mund so merkwürdig klang, »aber er blutet doch sehr heftig, und Doktor Fentiman - na ja, er is’ nich’ mehr ganz so standfest wie heut’ Mittag. Könnt Ihr kommen, Ma’am?«

»Ja, natürlich.« In Blitzesschnelle hatte sie Roger die Phiole und das Glas in die Hand gedrückt. »Ich muss gehen. Hier. Gib etwas davon in das heiße Wasser; er soll den Dampf einatmen, bis er aufhört zu husten.« Rasch und zielsicher hatte sie ihre Truhe verschlossen und sie Josh zum Tragen gereicht, bevor Roger ihr auch nur eine einzige Frage stellen konnte. Dann war sie fort.

Dampfschwaden entwichen durch die Zeltöffnung; bei diesem Anblick hielt er inne, um sich seines Rockes und seiner Weste zu entledigen, die er achtlos auf dem Boden liegen ließ, und dann bückte er sich und tauchte in die Dunkelheit ein, Phiole und Glas in der Hand.

Brianna kauerte auf einem Hocker, Jemmy auf dem Schoß, eine große, weiße Puddingschüssel mit dampfendem Wasser zu ihren Füßen. Das Kaminfeuer beleuchtete kurz ihr Gesicht, und Roger lächelte ihr zu und versuchte, eine beruhigende Miene an den Tag zu legen, bevor die Decke wieder an ihren Platz fiel.

»Wo ist Mama? Ist sie fort?«

»Aye, es gab irgendeinen Notfall. Aber es wird schon gut gehen«, sagte er überzeugt. »Sie hat mir die Mittel gegeben, die wir in das Wasser schütten sollen, und gesagt, wir sollen ihn den Dampf atmen lassen, bis der Husten aufhört.«

Er setzte sich neben der Schüssel auf den Boden. Es war ziemlich düster in dem Zelt, aber nicht vollständig dunkel. Als sich seine Augen daran gewöhnten, konnte er ganz gut sehen. Briannas Miene war nach wie vor besorgt, aber nicht mehr annähernd so angstvoll, wie sie es oben noch gewesen war. Auch er fühlte sich besser; immerhin wusste er jetzt, was zu tun war, und Claire schien ihren Enkel unbesorgt zurückgelassen zu haben; offensichtlich ging sie nicht davon aus, dass er hier und jetzt ersticken würde.

Die Phiole enthielt Fichtennadelöl, das scharf und harzig roch. Er wusste nicht genau, wie viel er nehmen sollte, doch er goss einen großzügigen Schuss in das Wasser. Dann zog er den Korken aus dem Glas, und durchdringender Kamphergeruch stieg auf wie ein Flaschengeist. Er sah, dass es doch keine Kristalle waren, sondern Klümpchen eines getrockneten Harzes, körnig und schwach klebrig. Er schüttete einige Körnchen auf seine Handfläche und rieb sie fest zwischen seinen Händen, bevor er sie in das Wasser fallen ließ. Dabei wunderte er sich, wieso ihm diese Geste instinktiv so vertraut erschien.

»Oh, das ist es«, sagte er, als es ihm klar wurde.

»Was denn?«

»Das hier.« Er wies mit der Hand auf ihre kuschelige Zuflucht, die sich rasch mit dem duftenden Dampf erfüllte. »Ich kann mich daran erinnern, wie ich in meinem Kinderbett gelegen habe, eine Decke über meinem Kopf. Meine Mutter hat irgendetwas in heißes Wasser geworfen - es roch genauso wie das hier. Darum kam es mir so bekannt vor.«

»Oh.« Dieser Gedanke schien sie zu beruhigen. »Hast du Krupp gehabt, als du klein warst?«

»Ich nehme es an - obwohl ich mich nicht daran erinnern kann. Nur an den Geruch.« Der Dampf erfüllte jetzt das ganze Zelt, feucht und durchdringend. Er holte tief Luft und füllte sich die Lungen damit, dann tätschelte er Briannas Bein.

»Keine Sorge, das wird ihm helfen«, sagte er.

Jemmy begann prompt, sich unter weiteren Seehundsgeräuschen die Lungen aus dem Hals zu husten, doch es klang jetzt schon weniger alarmierend. Ob es an der Dunkelheit, dem Geruch oder einfach nur an der vertrauten Geräuschkulisse der Küche außerhalb des Zeltes lag, in der die Sklaven die Arbeit wieder aufgenommen hatten, jedenfalls kam ihm alles ruhiger vor. Er hörte, wie auch Brianna tief ein- und dann wieder ausatmete, und er spürte, wie sich ihr Körper fast unmerklich verlagerte, als sie sich entspannte und Jemmy den Rücken tätschelte.

Eine Zeit lang saßen sie schweigend da und hörten zu, wie Jemmy hustete, pfiff, keuchte, hustete und schließlich mit einem leisen Schluckauf wieder zu Atem kam. Er hatte aufgehört zu jammern, und die Nähe seiner Eltern schien ihn zu beruhigen.

Roger hatte den Korken des Kampherglases fallen gelassen; er tastete auf dem Boden herum, bis er ihn fand, und drückte ihn dann wieder in die Öffnung.

»Ich frage mich, was deine Mutter mit ihren Ringen gemacht hat?«, sagte er auf der Suche nach einem unkomplizierten Gesprächsthema, mit dem er das dampferfüllte Schweigen brechen konnte.

»Warum sollte sie etwas damit gemacht haben?« Brianna strich sich eine Haarlocke zurück; sie hatte sich das Haar für den Abend hochgesteckt, doch es glitt jetzt nach und nach aus den Haarnadeln heraus und klebte sich feucht an ihr Gesicht.

»Sie hatte sie nicht an, als sie mir die Sachen gegeben hat.« Er wies auf das Kampherglas, das er in die Nähe der Wand gestellt hatte, wo es keinen Schaden nehmen konnte. Er konnte sich deutlich an Claires Hände erinnern, deren Finger lang, weiß und nackt gewesen waren; sie waren ihm aufgefallen, weil er ihre Hände noch nie ohne ihre Ringe aus Gold und Silber gesehen hatte.

»Bist du sicher? Sie zieht sie niemals aus - es sei denn, um irgendetwas wahrhaft Scheußliches zu tun.« Sie kicherte, ein nervöses, unerwartetes Geräusch. »Das letzte Mal, an das ich mich erinnern kann, war, als Jemmy sein Dingsda in den Nachttopf geworfen hat.«

Roger prustete belustigt los. Besagtes Dingsda war der Eisenring - ursprünglich dazu gedacht, Rindviecher an der Nase herumzuführen -, auf dem Jemmy so gern herumkaute. Es war sein Lieblingsspielzeug, ohne das er nicht gern zu Bett ging.

»Di-da?« Jemmy hob den Kopf, die Augen halb geschlossen. Sein Atem war immer noch belegt, doch er begann, Interesse an anderen Dingen als seinem eigenen Unwohlsein zu zeigen. »Di-da!«

»Huch, das hätte ich wohl besser nicht gesagt.« Brianna schüttelte ihn sanft auf ihrem Knie und begann, leise vor sich hinzusingen, um ihn abzulenken.

»In a can-yon, in a ca-vern, exca-va-ting for a mine... Dwelt a mi-ner, forty-nin-er, and his daugh-ter, Clementine...«

Die dunkle Abgeschlossenheit des Zeltes erinnerte Roger an etwas; er begriff, dass es etwas von der friedlichen Abgeschiedenheit der Bank unter den Weiden an sich hatte - obwohl es hier sehr viel heißer war. Das Leinen seines Hemdes hing ihm bereits schlaff um die Schultern, und er konnte spüren, wie ihm an der Stelle, wo er das Haar im Nacken zusammengebunden hatte, der Schweiß über den Rücken lief.

»Hey.« Er stieß Briannas Bein an. »Willst du nicht nach oben gehen und dein neues Kleid ausziehen? Wenn du hier noch lange bleibst, ruinierst du es dir nur.«

»Oh. Na ja...« Sie zögerte und biss sich auf die Lippe. »Nein, ich bleibe hier. Es geht schon.«

Er erhob sich, stand gebückt unter den Zeltdecken und nahm ihr das hustende, gurgelnde Kind vom Schoß.

»Geh«, sagte er bestimmt. »Du kannst ihm sein D- sein du-weißt-schonwas holen. Und mach dir keine Sorgen. Man kann merken, dass es hilft - der Dampf. Gleich geht es ihm wieder gut.«

Er musste noch ein wenig mehr Überzeugungskraft aufbringen, doch schließlich war sie einverstanden, und Roger setzte sich auf den verlassenen Hocker, Jemmy in seine Armbeuge gekuschelt. Der Druck der hölzernen Sitzfläche rief ihm ein gewisses Maß an Restspannung von ihrem Zusammensein unter den Weiden ins Gedächtnis, und er rutschte sacht hin und her, um das unangenehme Gefühl zu lindern.

»Na ja, es schadet einem nicht dauerhaft«, murmelte er Jemmy zu. »Da kannst du jedes Mädchen fragen.«

Jemmy prustete und schniefte, sagte etwas Unverständliches, das mit »Di-?« begann und hustete erneut, jedoch nur kurz. Roger legte seinen Handrücken an Jemmys weiche, runde Wange. Er *meinte,* dass sie kühler

geworden war. Schwer zu sagen, angesichts der Wärme hier im Zelt. Der Schweiß lief ihm in Strömen über das Gesicht, und er wischte sich mit dem Ärmel darüber.

»Di-da?«, fragte eine leise Quäkstimme an seiner Brust.

»Aye, gleich. Psst jetzt.«

»Di-da. Di-da!«

»Schhh!«

»Di-«

»Light she was and like a fairy -« Er versuchte, sich an den Text des Liedes zu erinnern.

»DA-«

»AND HER SHOES WERE NUMBER NINE!« Roger legte abrupt an Lautstärke zu und rief damit sowohl im Zeltinneren als auch draußen in der Küche erschrockenes Schweigen hervor. Er räusperte sich und senkte seine Stimme wieder auf Schlafliedstärke.

»Äh *... Herring hoxes without topses... Sandals were for Clementine. Ob, my darling oh, my darling oh, my darling Clementine... Thou art lost and gone for-ev-er, oh, my darling, Clementine.«*

Der Gesang schien zu wirken. Jemmys Augenlider hatten sich auf Halbmast gesenkt. Er steckte seinen Daumen in den Mund und fing an, daran zu nuckeln, konnte aber sichtlich nicht durch seine verstopfte Nase atmen. Roger zog den Daumen sanft heraus und hielt die winzige Faust mit der seinen umschlossen. Sie war nass und klebrig und sehr klein, fühlte sich aber beruhigend kräftig an.

»Fed she duck-lings, by the water, every mor-ning just at nine... Hit her foot a-gainst a splin-ter, fell into the foaming brine.«

Jemmys Augenlider zitterten kurz, dann gaben sie den Kampf auf und schlossen sich. Er seufzte und erschlaffte völlig, während seine Haut Hitzewellen verströmte. Winzige Tröpfchen hingen bebend an seinen Wimpern - Tränen, Schweiß, Dampf, vielleicht von allem etwas.

»Ruby lips a-bove the wa-ter, blowing bub-bles soft and fine... Alas for me, I was no swim-mer, so I lost my Clementine. Oh, my darling, oh, my darling...«

Er wischte sich noch einmal über das Gesicht, beugte sich nieder und küsste die weiche Matte aus feuchtem, seidigem Haar. *Danke,* dachte er von Herzen aufrichtig an alle Welt von Gott an abwärts gerichtet.

»Oh, my darling... Clementine.«

48

Ein Fremder in der Nacht

Es war sehr spät, als ich mich zu Bett begab, nachdem ich mich ein letztes Mal vergewissert hatte, dass es meinen Patienten gut ging. DeWayne Buchanan hatte sich eine leichte Fleischwunde am Oberarm zugezogen, weil Ronnie Campbell es versäumt hatte, beim Herumalbern mit seiner Pistole hoch genug zu zielen, war jedoch guter Dinge, nachdem ich die Wunde gesäubert und verbunden hatte. Da Ronnie ihn in einem Anfall von Reue freizügig mit Alkohol abgefüllt hatte, spürte er momentan buchstäblich keinen Schmerz.

Einer von Farquard Campbells Sklaven, ein Mann namens Rastus, hatte eine üble Brandverletzung an der Hand erlitten, als er gegrilltes Geflügel von einem Spieß zog; hier konnte ich nicht mehr tun als die Hand in ein sauberes Tuch zu wickeln, sie in eine Schüssel mit kaltem Wasser zu legen und die Einnahme von Gin zu verschreiben. Außerdem hatte ich mehrere ziemlich betrunkene, junge Männer behandelt, die als Ergebnis einer Zwistigkeit beim Würfelspiel diverse Prellungen, Schürfwunden und fehlende Zähne davongetragen hatten. Sechs Fälle von Magenverstimmung, die alle mit Pfefferminztee behandelt worden waren und Besserung verzeichneten. Betty schlief fest, aber anscheinend ganz natürlich und lag laut schnarchend im Bett; Jemmy, dessen Fieber nachgelassen hatte, ebenso.

Das laute Treiben war jetzt zum Großteil verstummt; nur die hartnäckigsten Kartenspieler waren noch zugange und blinzelten im kleinen Salon mit roten Augen durch eine Wolke aus Tabakrauch auf ihre Blätter. Ich sah auf meinem Weg zur Haupttreppe auch in die anderen Zimmer des Erdgeschosses. Einige Herren verweilten noch in gedämpfter, politischer Unterhaltung an einem Ende des Speisezimmers. Der Tisch war

längst abgeräumt, und ihre leeren Brandygläser standen vergessen vor ihnen. Jamie war nicht unter ihnen.

Ein livrierter Sklave mit müden Augen verbeugte sich, als ich den Kopf zur Tür hinein steckte, und fragte mich murmelnd, ob ich etwas zu essen oder trinken wünschte. Ich hatte im Lauf des Abends nicht viel gegessen, doch ich winkte ab, denn ich war zu müde, um ans Essen zu denken.

Ich blieb auf dem ersten Treppenabsatz stehen und spähte den Flur entlang zu Jocastas privaten Zimmern hinüber, auch dort war alles still — die Katzenmusik und die Scherze waren vorbei. Die Wandverkleidung aus gerafftem Leinen hatte an einer Stelle eine große Delle, wo ein schwerer Körper dagegen geprallt war, und ich konnte mehrere Brandflecken an der Decke sehen, die von Schüssen getroffen worden war.

Ulysses saß auf einem Stuhl an der Tür und hielt Wache. Er trug immer noch seine Perücke und seine formelle Livree. Sein Kopf war über seine verschränkten Arme gesunken. Über ihm hing ein Wandhalter mit einer Kerze, die zischte und spritzte. Ich sah, wie er im Schlaf die Stirn runzelte, als träumte er etwas Böses, und dachte schon daran, ihn zu wecken, doch als ich mich in Bewegung setzte, verging der Traum. Er reckte sich im Halbschlaf, dann schlief er wieder ein, und sein Gesicht entspannte sich. Eine Sekunde später erlosch flackernd die Kerze.

Ich lauschte, hörte jedoch kein Geräusch in der Dunkelheit außer Ulysses' schwerem Atem. Ob sich Jocasta und Duncan hinter ihren Bettvorhängen verständnisvolle Worte zumurmelten oder schweigend und auf ewig getrennt nebeneinander lagen, würde niemand je erfahren. Ich wünschte ihnen in Gedanken Frieden und Glück und schob mich mit schmerzenden Knien und Rückenwirbeln weiter nach oben, denn ich sehnte mich meinerseits nach meinem Bett - und dem Verständnis meines Mannes.

Durch ein offenes Fenster auf dem zweiten Treppenabsatz trug die Nachtluft entferntes Gejohle, Gelächter und dann und wann den Knall eines Freudenschusses herbei. Die jüngeren, wilderen Herren - und ein paar, die eigentlich alt genug waren, um es besser zu wissen - waren in Begleitung eines Dutzends Flaschen Whisky und Brandy zur Anlegestelle

am Fluss hinuntergegangen, um Frösche zu schießen, so sagte man mir zumindest.

Die Damen dagegen schliefen ausnahmslos. In der zweiten Etage war es bis auf das gedämpfte Brummen der Schnarcher still. Im Kontrast zur Kühle des Korridors war die Luft in der Kammer erdrückend, obwohl das Feuer bis auf eine leuchtend rote Kohlenschicht heruntergebrannt war, die nicht mehr als ein gespenstisches Glühen ausstrahlte.

Da sich so viele Gäste im Haus aufhielten, genoss einzig das Brautpaar den Luxus eines Schlafzimmers für sich allein; der Rest war wohl oder übel dicht gedrängt in den wenigen, verfügbaren Schlafzimmern untergebracht. In diesem hier standen zwei große Himmelbetten und ein Rollbett, und der restliche Fußboden war zum Großteil mit Strohmatratzen ausgelegt. Die Betten waren vollgestopft wie Sardinenbüchsen; Frauen, die nichts als ihre Hemden trugen, lagen Seite an Seite quer über den Matratzen und strömten eine feuchte Hitze aus wie ein ganzes Treibhaus voller Orchideen.

Ich atmete flach - die Luft war von einer widerlichen Mischung aus abgestandenem Schweiß, Barbecue und gebratenen Zwiebeln, französischen Parfums, Alkoholausdünstungen und dem süßlich-scharfen Geruch von Vanilleschoten erfüllt - und entledigte mich meines Kleides und meiner Schuhe, so schnell ich konnte, denn ich hoffte, mich auskleiden zu können, bevor mir der triefende Schweiß ausbrach. Ich stand immer noch unter Spannung von den Ereignissen des Tages, doch die Erschöpfung zog mit bleierner Schwere an meinen Gliedern, und ich war froh, jetzt auf Zehenspitzen über das Gewimmel der Körper steigen und meinen gewohnten Platz am Fußende eines der großen Betten einnehmen zu können.

In meinem Kopf wimmelte es von Spekulationen aller Art, und trotz der hypnotischen Stille so vieler Schlafender ringsum lag ich mit steifen, schmerzenden Knochen da und betrachtete vor dem ersterbenden Kaminfeuer die Silhouette meiner Zehen.

Betty war aus ihrer Betäubung in einen Zustand übergegangen, der wie normaler Tiefschlaf aussah. Wenn sie am Morgen erwachte, würden wir

herausfinden, wer ihr den Becher gegeben hatte, und - vielleicht - auch, was darin gewesen war. Ich hoffte, dass auch Jemmy gut schlafen würde. Was mich wirklich beschäftigte, war natürlich Jamie.

Ich hatte ihn weder unter den Kartenspielern noch unter den Männern gesehen, sie sich mit gedämpfter Stimme über Steuern und Tabak unterhielten.

Auch Philip Wylie hatte ich nirgendwo im Parterre des Hauses gesehen. Möglicherweise befand er sich unter den ausgelassenen Seelen an der Anlegestelle. Das war seine Klasse und sein Stil, reiche, junge Männer, die Ablenkung beim Alkohol und beim Glücksspiel suchten, die sich im Dunklen herumtrieben, ohne sich an der Kälte oder der Gefahr zu stören und einander lachend im Licht gelegentlicher Gewehrschüsse nachjagten.

Jamies Klasse oder Stil war es nicht, doch bei dem Gedanken, dass er sich unter ihnen befinden könnte, verkrampften sich meine Füße trotz der Hitze im Zimmer vor Kälte.

Er würde niemals eine Dummheit hegehen, redete ich mir ein und drehte mich auf die Seite, wobei ich meine Knie hochzog, so weit es in der Enge möglich war. Nein, das würde er nicht, doch seine Vorstellungen von Dummheit entsprachen nicht immer den meinen.

Die meisten der männlichen Gäste übernachteten in den Nebengebäuden oder den Salons; im Vorübergehen hatte ich auf dem Boden des vorderen Salons schlafende Gestalten gesehen, die laut schnarchend in ihre Umhänge gehüllt vor dem Feuer lagen. Ich war nicht näher heran gegangen, um sie wach zu rütteln, doch Jamie war mit Sicherheit unter ihnen - er hatte schließlich einen ebenso langen Tag hinter sich wie ich.

Andererseits sah es ihm ganz und gar nicht ähnlich, sich zurückzuziehen, ohne mir eine gute Nacht zu wünschen, egal unter welchen Umständen. Natürlich *hatte* er sich über mich geärgert, und trotz unserer viel versprechenden, unterbrochenen Unterhaltung auf der Terrasse hatten wir den Streit noch nicht richtig beigelegt. Ganz im Gegenteil, durch Philip Wylies verflixte Herausforderung war er wieder aufgeflammt. Meine Hände krümmten sich, und meine Daumen rieben über die leichten

Schwielen, die die Stellen markierten, wo normalerweise meine Ringe saßen. Verfluchter Schotte!

Durch meine Unruhe aufgestört, regte sich Jemima Hatfield murmelnd neben mir. Ich ließ mich langsam wieder auf die Seite sinken und starrte blicklos auf die Eichendiele vor meinen Augen.

Ja, er ärgerte sich bestimmt immer noch über Philip Wylies Avancen. Genau wie ich - zumindest hätte ich mich geärgert, wenn ich nicht so müde gewesen wäre. Wie konnte er es wagen! Ich gähnte so herzhaft, dass ich mir fast den Kiefer verrenkte, und beschloss, dass die ganze Sache den Ärger nicht wert war, zumindest nicht im Augenblick.

Dennoch, es sah Jamie nicht ähnlich, mir aus dem Weg zu gehen, ob er sich nun ärgerte oder nicht. Er war kein Mann, der sich aufs Schmollen oder Grübeln verlegte. Er konnte ohne das geringste Zögern eine Konfrontation suchen oder einen Streit heraufbeschwören, aber ich glaubte nicht, dass er seinen Grimm je mit zu Bett genommen hatte - zumindest nicht, wenn es um mich ging.

Und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich sorgenvoll zu fragen, wo er war und was zum Teufel er gerade trieb. Und die Tatsache, dass ich mir Sorgen machen musste, machte mich wirklich wütend, wenn auch nur deshalb, weil es besser war, als besorgt zu sein.

Doch der Tag *war* lang gewesen, und als jetzt die Minuten verstrichen und das schwache Knallen der Schüsse an der Anlegestelle allmählich verstummte, stahl sich die Schläfrigkeit über mich, nahm meinen Ängsten die Spitze und verstreute meine Gedanken wie verschütteten Sand. Der sanfte Atem der Frauen ringsum lullte mich ein wie das Geräusch des Windes in den Bäumen, und mein Bezug zur Realität erschlaffte und löste sich schließlich ganz.

Möglich, dass ich Träume voller Gewalt und Rage oder Alpträume erwartet hatte, aber mein Unterbewusstsein hatte eindeutig genug von solchen Dingen. In der abwegigen Art unterbewusster Gedanken beschloss es stattdessen, einen anderen Faden der Tagesereignisse wieder aufzunehmen. Vielleicht lag es an der Wärme des Zimmers oder auch schlicht an der unmittelbaren Nähe so vieler Körper, aber ich träumte

lebhaft und erotisch, und die Wellen der Erregung spülten mich dann und wann dicht an das Ufer des Erwachens, um mich darauf wieder in die Tiefen des Unterbewussten davon zu tragen.

Es waren Pferde in meinen Träumen; glänzende, schwarze Friesen mit fließenden Mähnen, die sich im Wind wellten, als die Hengste neben mir herliefen. Ich sah, wie sich meine eigenen Beine streckten und sprangen; ich war eine weiße Stute, und der Boden flog in verschwommenem Grün unter meinen Hufen dahin, bis ich stehen blieb und mich umdrehte, um auf den einen zu warten, einen Hengst mit breiter Brust, der auf mich zukam, sein Atem feucht an meinem Hals, als sich seine weißen Zähne in meinen Nacken senkten...

»Ich bin der König von Irland«, sagte er, und ich wachte allmählich auf. Mein Körper kribbelte von Kopf bis Fuß, und ich stellte fest, dass irgendjemand besagten Fuß streichelte.

Immer noch benommen von den erotischen Bildern meines Traums, reagierte ich nicht alarmiert, sondern nahm nur angenehm vage zur Kenntnis, dass ich tatsächlich Füße hatte und keine Hufe. Ich rollte die Zehen ein und bog meinen Fuß, während ich die sanfte Berührung des Daumens genoss, der sich seinen Weg von meinem Fußballen über den Spann bis in das Grübchen unter meinem Knöchel bahnte und dabei einen ganzen Komplex von Empfindungen auslöste. Dann erwachte ich ganz und zuckte kurz zusammen.

Wer auch immer es war, er musste meine Rückkehr ins Bewusstsein spüren, denn seine Berührung ließ kurz von meinem Fuß ab. Dann kehrte sie zurück, diesmal bestimmter, eine große, warme Hand, die sich ganz um meinen Fuß schloss, während der Daumen mir fest, aber genüsslich die Zehenwurzeln massierte.

Inzwischen war ich hellwach und etwas verblüfft, doch ich hatte keine Angst. Ich wackelte kurz mit dem Fuß, als wollte ich die Hand abschütteln, doch sie reagierte mit einem knappen Druck meines Fußes, und schließlich kniff mich ihr Gegenstück sanft in den dicken Zeh.

Zehn kleine Zappelmänner zappeln hin und her... Ich konnte den Reim so deutlich hören, als würde er laut ausgesprochen, während die Finger

nacheinander zielsicher in meine Zehen kniffen.

Zehn kleinen Zappelmännern fällt das gar nicht schwer... Die Berührung huschte mir kitzelnd über die Fußsohle. Ich fuhr auf, und ein unfreiwilliges Kichern blieb mir in der Kehle stecken.

Ich hob den Kopf, doch die Hand ergriff erneut meinen Fuß und drückte ihn mahnend. Das Feuer war jetzt ganz erloschen, und das Zimmer war so schwarz wie Samt; obwohl meine Augen sich völlig an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte ich nur eine zusammengekauerte Gestalt zu meinen Füßen erahnen, einen formlosen Fleck, der sich wie Quecksilber verwandelte und dessen Ränder mit dem Dunkel der Luft verschwammen, um darin zu verschwinden.

Die Hand glitt sanft an meiner Wade empor. Ich zuckte heftig auf, und die Frau neben mir prustete, fuhr mit einem verschlafenen »Hnh?« auf und fiel raschelnd wieder auf das Bett.

Meine Bauchmuskeln zitterten vor unterdrücktem Gelächter. Er musste die leichte Vibration gespürt haben - die Finger ließen mit einem sanften Druck von meinem kleinen Zeh ab und streichelten meine Fußsohle, so dass sich meine Zehen fest einrollten.

Die Finger ballten sich zur Faust, die sich an meiner Sohle entlangpresste und sich dann plötzlich öffnete, um meine Ferse zu umfassen. Sein Daumen streichelte meinen Knöchel und hielt fragend inne. Ich bewegte mich nicht.

Seine Finger wurden immer wärmer; ich spürte nur eine leichte Kühle, als sie der Wölbung meiner Wade folgten und in meiner Kniekehle Schutz suchten. Dort vollführten die Finger einen raschen Trommelwirbel auf der empfindlichen Haut, und ich zuckte erregt. Sie verlangsamten sich und hielten inne, um sich zielsicher auf der Arterie niederzulassen, in der mein Puls raste; ich konnte ihn spüren, denn das Blut strömte hier an einer Stelle vorbei, an der die Haut so dünn war, dass man die Adern darunter sehen konnte.

Ich hörte ein Seufzen, als er das Gewicht verlagerte; dann legte sich eine Hand um die Rundung meines Oberschenkels und glitt langsam

aufwärts. Die andere folgte und drückte meine Beine langsam und unausweichlich auseinander.

Mein Herz donnerte in meinen Ohren, meine Brüste fühlten sich geschwollen an, und die Brustwarzen ragten fest und rund durch den dünnen Musselinstoff meines Hemdes auf. Ich holte tief Luft und roch Reispuder.

Auf einmal vollführte mein Herz einen Doppelschlag und blieb dann beinahe stehen, als mir plötzlich ein Gedanke kam - was, wenn es nicht Jamie war?

Ich lag ganz still da, versuchte, nicht zu atmen und konzentrierte mich auf die Hände, die gerade etwas Delikates und vollkommen Unaussprechliches taten. Große Hände, es *waren* große Hände; ich konnte die Fingerknöchel spüren, die sich in die weiche Haut an den Innenseiten meiner Oberschenkel drückten. Aber auch Philip Wylie hatte große Hände; ziemlich groß für seinen Körperbau. Ich hatte gesehen, wie er eine Hand voll Hafer für seinen Hengst Lucas schöpfte und das Pferd die große, schwarze Nase in seiner Handfläche vergrub.

Schwielen; die wandernden Hände - oh, Gott! - hatten glatte Schwielen. Doch auch Wylies hatten Schwielen; er mochte ja ein Dandy sein, doch er ging täglich mit Pferden um; seine Hände waren genauso glatt und hart wie Jamies.

Es musste Jamie sein, sagte ich mir, während ich meinen Kopf ein paar Zentimeter hob und in die Dunkelheit blinzelte. Zehn kleine Zappelmänner *spielten mal Versteck...* natürlich war es Jamie! Dann unternahm eine der Hände etwas völlig Verblüffendes, und ich keuchte laut auf und fuhr mit zuckenden Gliedern zusammen. Ich rammte der Frau neben mir den Ellbogen in die Rippen, und sie schoss mit einem lauten Ausruf hoch. Die Hände zogen sich abrupt zurück und verabschiedeten sich mit einem hastigen Druck meiner Knöchel.

Es ertönte ein raschelndes Geräusch, als jemand eilig über den Boden kroch, dann ein Aufblitzen gedämpften Lichtes und ein kalter Lufthauch aus dem Korridor, als sich die Tür öffnete und sogleich wieder schloss.

»Wah?«, sagte Jemima neben mir in schläfrigem Erstaunen. »Das’n?«

Als sie keine Antwort erhielt, warf sie sich murmelnd herum, legte sich wieder hin und schlief augenblicklich ein.

Im Gegensatz zu mir.

49

In Vino Veritas

Ich lag lange schlaflos da und lauschte dem friedlichen Schnarchen und Rascheln meiner Bettgefährtinnen und dem aufgeregten Schlagen meines Herzens. Jeder Nerv meines Körpers fühlte sich an, als ragte er aus meiner Haut hervor, und als Jemima Hatfield unbewusst gegen mich rollte, stieß ich ihr heftig meinen Ellbogen in die Rippen, so dass sie ein erschrockenes »Uff!« von sich gab und sich blinzelnd und murmelnd halb aufsetzte, bevor sie langsam erneut in das Gewässer des gemeinschaftlichen Schlafes zurücksank.

Was mich betraf, so driftete das kleine Rindenstück meines Bewusstseins auf der Flut und drehte sich steuerlos, doch es bestand nicht die geringste Chance, unter die Oberfläche gezogen zu werden.

Ich konnte einfach nicht entscheiden, was ich empfinden sollte. Auf der einen Seite war ich erregt - natürlich wider Willen, aber dennoch definitiv erregt. Wer auch immer mein nächtlicher Besucher gewesen war, er kannte sich mit der weiblichen Anatomie aus.

Das sprach dafür, dass es Jamie war, dachte ich. Andererseits hatte ich keine Ahnung, wie erfahren Philip Wylie in der Kunst der Liebe sein mochte - ich hatte seine Annäherungsversuche im Stall so prompt abgewürgt, dass er keine Gelegenheit gehabt hatte, seine eventuellen Fähigkeiten in dieser Richtung unter Beweis zu stellen.

Und mein mitternächtlicher Besucher hatte keine besondere Liebkosung benutzt, von der ich mit Sicherheit sagen konnte, dass sie aus Jamies Repertoire stammte. Wenn er allerdings seinen Mund benutzt hätte... vor diesem Gedankengang scheute ich zurück wie ein verschrecktes Pferd, und Jemima grunzte erstickt auf, als ich mich zu winden begann, weil ich

angesichts der Bilder, die er hervorrief, unwillkürlich eine Gänsehaut bekam.

Ich wusste nicht, ob ich belustigt oder entrüstet sein sollte, mir verführt oder vergewaltigt vorkommen sollte. Ich war zutiefst wütend; zumindest in dieser Beziehung war ich mir sicher, und diese Gewissheit bot mir einen kleinen Anker im Mahlstrom meiner Gefühle. Nur hatte ich keine Ahnung, wer das konkrete Ziel meiner Wut war, und da ich diese höchst zerstörerische Emotion nirgendwo hinlenken konnte, tobte sie einfach nur in meinem Inneren umher, wo sie alles niederwalzte und Dellen hinterließ.

»Uff«, sagte Jemima in spitzem - und hellwachem - Tonfall. Offensichtlich war ich nicht die Einzige, bei der meine Emotionen blaue Flecken hinterließen.

»Mmmm?«, murmelte ich und stellte mich halb schlafend. »Glrgl. Bzg.«

Außerdem enthielt die Mischung einen Hauch von schlechtem Gewissen.

Wenn ich mir sicher gewesen wäre, dass es Jamie *war*, wäre ich dann wütend gewesen?

Und das Schlimmste daran, so begriff ich, war, dass ich nicht das Geringste tun konnte, um zweifelsfrei herauszufinden, wer es gewesen war. Ich konnte Jamie wohl kaum fragen, ob er sich im Dunklen herbeigeschlichen und mich liebkost hatte - denn wenn *nicht*, würde seine prompte Reaktion mit Sicherheit so aussehen, dass er Philip Wylie mit bloßen Händen ermordete.

Ich fühlte mich, als ob sich winzige, elektrisch geladene Aale unter meiner Hautoberfläche wanden. Ich reckte mich, so fest ich konnte, spannte und entspannte abwechselnd jeden Muskel - und brachte es dennoch nicht fertig, still zu halten.

Schließlich ließ ich mich vorsichtig aus dem Bett gleiten, warf noch einen Blick auf meine Bettgefährtinnen, die friedlich wie eine Reihe parfümierter Würstchen vor sich hin schlummerten, und schlich mich zur Tür. Geräuschlos öffnete ich die Tür und blinzelte in den Flur hinaus. Es

war entweder sehr spät oder ganz früh; das große Fenster am Ende des Korridors hatte sich grau gefärbt, doch die letzten Sterne waren immer noch zu sehen, verschwindende Pünktchen auf dem holzkohlefarbenen Satin des Himmels.

Abseits der gestauten Körperwärme der Frauen war es kalt im Flur, doch die Kühle war mir nur lieb; mein Blut pulsierte dicht unter meiner Haut, und ich glühte vor Hitze und Aufregung. Ich tappte leise durch den Flur zur Hintertreppe, um mich ins Freie zu flüchten und frische Luft zu schnappen.

An der oberen Treppenstufe erstarrte ich. Ein Mann stand am Fuß der Treppe, eine hoch gewachsene, schwarze Silhouette vor den Scheiben der zweiflügeligen Glastür. Ich glaubte nicht, dass ich ein Geräusch gemacht hatte, doch er drehte sich blitzartig um und hob mir das Gesicht entgegen. Trotz des schlechten Lichtes wusste ich sofort, dass es Jamie war.

Er hatte nach wie vor dieselben Kleider an, die er am Abend zuvor getragen hatte - Rock und Weste, Rüschenhemd und gegürtetes Plaid. Doch das Hemd stand am Hals offen, Rock und Weste waren aufgeknöpft und verrutscht. Ich konnte einen schmalen Streifen aus weißem Leinen sehen, über dem sich die Haut seines Halses dunkel abmalte. Sein Zopf hatte sich aufgelöst; er war sich mit den Händen durch das Haar gefahren.

»Komm zu mir herunter«, sagte er leise.

Ich zögerte und sah mich um. Aus dem Zimmer, aus dem ich kam, ertönte ein damenhafter Schnarchchor. Am anderen Ende des Flurs schliefen ein paar Sklaven zusammengerollt unter Decken, doch keiner von ihnen bewegte sich.

Ich wandte mich wieder um. Er sagte nichts mehr, sondern hob zwei Finger und winkte mir damit. Der Duft von Rauch und Whisky erfüllte das Treppenhaus.

Das Blut dröhnte mir in den Ohren - und anderswo. Mein Gesicht war rot angelaufen, mein Haar an den Schläfen und im Nacken feucht; kühle Luft kroch mir unter mein Hemd und berührte den feuchten Fleck am Beginn meiner Wirbelsäule, den schlüpfrigen Film an der Stelle, wo meine Oberschenkel sich aneinander rieben.

Ich stieg langsam und vorsichtig hinunter und versuchte zu vermeiden, dass die Treppe unter meinen nackten Füßen knarrte. Das Haus schlief noch, und das Treppenhaus war von einem grauen Licht erfüllt, das so zerbrechlich schien wie Rauchglas. Ein plötzliches Geräusch, eine vorschnelle Bewegung, so glaubte ich, und schon würde irgendetwas unter meinen Füßen explodieren, blitzend wie eine zerplatzende Glühbirne.

Er hielt die Augen fest auf mich gerichtet, dunkle Dreiecke im blasseren Dunkel seines Gesichtes. Er starrte mich mit brennender Intensität an, als wollte er mich allein durch die Macht seines Blickes die Treppe hinunterziehen.

Auf der letzten Stufe blieb ich stehen. Er hatte kein Blut an den Kleidern; Gott sei Dank.

Nicht, dass ich Jamie noch nie betrunken gesehen hatte. Kein Wunder, dass er nicht zu mir die Treppe herauf gekommen war. Er war offensichtlich *ziemlich* betrunken, und doch war da noch etwas ganz anderes. Er stand felsenfest da, die Beine gespreizt, und nur eine gewisse Vorsicht in der Art, wie er den Kopf bewegte, um mich anzusehen, verriet seinen Zustand.

»Was -«, setzte ich flüsternd an.

»Komm her«, sagte er. Seine Stimme war leise, rau vor Schlafmangel und Whisky.

Mir blieb weder Zeit zu antworten noch dazu, ihm Folge zu leisten; er ergriff meinen Arm und zog mich zu sich, dann hob er mich von der letzten Stufe, presste mich an sich und küsste mich. Es war ein ausgesprochen verstörender Kuss, so als wüsste sein Mund viel zu gut über den meinen Bescheid und könnte mein Vergnügen erzwingen, ganz gleich, wonach mir selbst zumute war.

Sein Haar roch nach dem Rauch einer langen Nacht - Tabak, Holzrauch und Bienenwachskerzen. Er schmeckte so kräftig nach Whisky, dass mir schwindelig wurde, als ob der Alkohol in seinem Blut an den Stellen, wo sich unsere Haut berührte, und durch die versiegelten Membranen unserer Münder in das meine überging. Und noch etwas sickerte von ihm zu mir

hinüber - ein Gefühl überwältigender Lust, so blind, wie sie gefährlich war.

Ich hätte gern mit ihm geschimpft, ihn von mir gestoßen. Dann beschloss ich, es nicht zu tun, doch es hätte sowieso nichts genutzt, wenn ich es getan hätte. Er hatte nicht vor, mich loszulassen.

Eine seiner großen Hände hatte meinen Nacken gepackt, warm und fest auf meiner Haut, und ich dachte daran, wie sich die Zähne eines Hengstes in den Nacken der Stute graben, die er besteigt, und erschauerte vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Daumen drückte unabsichtlich auf die große Arterie unter meinem Kinn; mir wurde schwarz vor Augen, und meine Knie begannen nachzugeben. Er spürte es, ließ los und ließ mich zurücksinken, bis ich beinahe flach auf der Treppe lag, sein Gewicht halb auf mir, während sich seine Hände suchend vortasteten.

Ich war nackt unter meinem Hemd, und der dünne Musselinstoff hätte genauso gut gar nicht da sein können.

Die harte Kante einer Stufe drückte sich in meinen Rücken, und auf jene dumpfe Weise, mit der man die Dinge realisiert, wenn man betrunken ist, wurde mir klar, dass er im Begriff war, mich hier auf der Treppe zu nehmen - mochte der Teufel eventuelle Beobachter holen.

Ich befreite meinen Mund so lange von dem seinen, dass ich ihm »Nicht hier!« ins Ohr keuchten konnte. Das schien ihn vorübergehend zu Verstand zu bringen; er hob den Kopf, blinzelte wie ein Schläfer, der aus einem Alp─ traum erwacht, die Augen weit aufgerissen und blind. Dann nickte er abrupt, erhob sich und zog mich mit sich auf die Beine.

Die Umhänge der Dienstmägde hingen neben der Tür; er ergriff einen davon und legte ihn um mich, dann hob er mich hoch und schob sich mit den Schultern durch die Tür, vorbei an einer Magd, die uns anstarrte, einen Nachttopf in der Hand.

Er stellte mich ab, als er draußen den gepflasterten Weg erreichte; die Pflastersteine waren kalt unter meinen nackten Füßen. Dann bewegten wir uns gemeinsam im grauen Licht durch eine Landschaft aus Schatten und Wind, immer noch ineinander verschlungen, stolpernd, schubsend und doch irgendwie beinahe wie im Flug - unsere Kleider umflatterten uns,

und die kalte Luft strich mit der rüden Berührung des Frühlings über unsere Haut, während wir auf ein Ziel zusteuerten, über das wir uns nur vage im Klaren waren und das doch unausweichlich war.

Die Stallungen. Er schubste gegen die Tür und zog mich mit sich in die warme Dunkelheit, wo er mich fest gegen eine Wand stieß.

»Halt deine Hände hoch«, sagte er.

»Was?«, sagte ich begriffsstutzig.

»Deine Hände. Halt sie hoch.«

Völlig verblüfft hob ich die Hände und spürte, wie er die linke Hand ergriff und daran herumtastete. Druck und Wärme, und das schwache Licht der offenen Tür fiel auf meinen goldenen Ehering. Dann ergriff er meine rechte Hand, schob mir meinen Silberring an den Finger, das Metall warm von seiner Körperwärme. Er hob meine Hand an seinen Mund und biss mir fest in die Knöchel.

Dann war seine Hand auf meiner Brust, kalte Luft streifte meine Oberschenkel, und Ziegelsteine schabten über meinen Rücken.

Ich machte ein Geräusch, und er schlug mir eine Hand über den Mund. Ich steckte fest wie eine gestrandete Forelle und war genauso hilflos, zuckend an die Wand gedrückt.

Er zog seine Hand fort und ersetzte sie durch seinen Mund, der sich auf meinen legte. Ich konnte die leisen, drängenden Knurrlaute in seiner Kehle hören und spürte, wie auch in der meinen ein solches, viel lauteres Geräusch aufstieg.

Mein Hemd war um meine Taille gerafft, und meine nackten Pobacken prallten rhythmisch gegen die rauen Ziegel, doch ich spürte keinerlei Schmerz. Ich packte seine Schultern und klammerte mich fest.

Seine Hand fuhr über meinen Oberschenkel und schob die Leinenfalten beiseite, die zwischen uns zu rutschen drohten. Ich erinnerte mich lebhaft an jene Hände in der Dunkelheit und zuckte krampfhaft hoch.

»Sieh her.« Sein Atem war heiß in meinem Ohr. »Sieh nach unten. Sieh zu, wie ich dich nehme. Sieh her, verdammt!«

Seine Hände pressten sich gegen meinen Nacken, und er beugte meinen Kopf vor, so dass ich im gedämpften Licht nach unten blickte und jenseits der schützenden Falten meines Hemdes als nackte Tatsache sehen konnte, wer mich besaß.

Ich bäumte mich auf und ließ mich dann fallen. Ich biss in die Schulter seines Rockes, um kein Geräusch zu machen. Sein Mund lag an meinem Hals und packte fest zu, als er an mir erschauerte.

Ineinander verschlungen lagen wir im Stroh und sahen zu, wie das Tageslicht durch die halb geöffnete Tür über den roten Ziegelboden des Stalles kroch. Mein Herz hämmerte immer noch in meinen Ohren, mein Blut lief kribbelnd durch Haut und Schläfen, Oberschenkel und Finger, doch ich fühlte mich irgendwie losgelöst von diesen Empfindungen, so als gehörten sie zu jemand anderem. Ich fühlte mich unwirklich - und ein wenig schockiert.

Meine Wange lag flach auf seiner Brust. Im offenen Halsausschnitt seines Hemdes konnte ich die verblassende Röte seiner Haut und die drahtigen, gelockten Haare sehen, deren Auberginenfarbe so dunkel war, dass sie im gedämpften Licht fast schwarz wirkten.

Sein Puls schlug in der Mulde an seinem Hals, keine drei Zentimeter von meiner Hand entfernt. Ich hätte am liebsten die Finger darauf gelegt, um das Echo seines Herzschlags in meinem Blut zu spüren. Doch ich fühlte mich merkwürdig schüchtern, als sei eine solche Geste viel zu intim. Was natürlich angesichts dessen, was wir gerade miteinander getrieben hatten, vollkommen lächerlich war.

Ich bewegte meinen Zeigefinger, nur ein kleines bisschen, so dass meine Fingerspitze die winzige, dreieckige Narbe an seinem Hals streifte; ein verblichener, weißer Knoten, bleich auf seiner bronzenen Haut.

Sein Atemrhythmus stockte kurz, doch er bewegte sich nicht. Er hatte den Arm um mich gelegt, seine Hand in meinem Kreuz gespreizt. Zwei Atemzüge, drei... und dann der schwache Druck einer Fingerspitze gegen meine Wirbelsäule.

Wir lagen schweigend da, atmeten flach und konzentrierten uns beide auf die zarte Bestätigung unserer Verbindung - doch keiner von uns sprach oder regte sich, denn als jetzt unser Verstand wieder zu arbeiten begann, regte sich bei uns beiden eine leichte Verlegenheit angesichts dessen, was wir gerade getan hatten.

Doch dann brachte mich der Klang von Stimmen, die auf den Stall zukamen, wie elektrisiert in Bewegung. Ich setzte mich abrupt auf, zerrte mir das Hemd über die Schultern und fing an, mir das Stroh aus den Haaren zu zupfen. Jamie rollte sich mit dem Rücken zu mir auf die Knie hoch und begann, sich hastig die Hemdschöße in den Gürtel zu stecken.

Die Stimmen draußen verstummten abrupt, und wir erstarrten. Es folgte ein kurzes, geladenes Schweigen und dann das Geräusch von Schritten, die sich vorsichtig zurückzogen. Ich hörte auf, die Luft anzuhalten, und spürte, wie mein rasender Herzschlag sich allmählich verlangsamte. Der Stall war vom Rascheln und Wiehern der Pferde erfüllt, die die Stimmen und die Schritte ebenfalls gehört hatten. Sie wurden langsam hungrig.

»Dann hast du also gewonnen«, sagte ich an Jamies Rücken gerichtet. Meine Stimme hörte sich seltsam an, so als hätte ich sie schon lange nicht mehr benutzt.

»Das habe ich dir doch versprochen.« Er sprach leise und hatte den Kopf gesenkt, während er die Falten seines Plaids neu arrangierte.

Ich stand auf, und weil mir etwas schwindelig war, lehnte ich mich an die Wand, um nicht aus dem Gleichgewicht zu geraten, während ich mir Sand und Stroh von den Füßen strich. Die rauen Ziegelsteine in meinem Rücken riefen mir das Geschehen noch einmal lebhaft in Erinnerung, und ich breitete meine Hände dagegen, um mich gegen den Ansturm der erinnerten Empfindungen abzustemmen.

»Geht es dir nicht gut, Sassenach?« Er spürte meine Bewegung und wandte scharf den Kopf, um zu mir aufzublicken.

»Doch. Doch«, erwiderte ich. »Bestens. Ganz... es geht mir bestens. Und dir?«

Er sah bleich und zerzaust aus; sein Gesicht war voller Bartstoppeln und hohlwangig vor Anstrengung, und nach der langen, schlaflosen Nacht hatte er schwarze Ränder unter den Augen. Er begegnete kurz meinem Blick, dann wandte er die Augen ab. Ein Hauch von Farbe zeigte sich auf seinen Wangenknochen, und er schluckte hörbar.

»Ich -«, begann er, dann brach er ab. Er stand auf und trat vor mich hin. Sein Zopf hatte sich aufgelöst, und sein Haar lag in Strähnen auf seinen Schultern ausgebreitet und schimmerte rot, als das Licht der Tür ihn traf.

»Du hasst mich nicht?«, fragte er abrupt. Ich lachte vollkommen überrascht auf.

»Nein«, sagte ich. »Meinst du, das sollte ich?«

Sein Mund zuckte sacht, und er rieb sich mit den Fingerknöcheln darüber und fuhr sich kratzend über die Bartstoppeln.

»Nun ja, vielleicht«, murmelte er. »Aber ich bin froh, wenn du es nicht tust.«

Er nahm meine Hände behutsam in die seinen und rieb mit dem Daumen über das Knotenmuster meines Silberringes. Seine Hände waren kalt von der Kühle der Morgendämmerung.

»Wie kommst du nur auf den Gedanken, dass ich dich hassen könnte?«, fragte ich. »Etwa wegen der Ringe?« Natürlich hätte ich mich aufgeregt und wäre wütend auf ihn gewesen, wenn er einen davon verloren hätte. Da das aber nicht geschehen war... Und natürlich war er daran schuld gewesen, dass ich mich die ganze Nacht besorgt gefragt hatte, wo er war und was er tat, ganz zu schweigen davon, in mein Zimmer zu schleichen und meinen Füßen unanständige Avancen zu machen. Vielleicht hatte ich ja doch Grund, wütend auf ihn zu sein.

»Nun, erstens wegen der Ringe«, sagte er trocken. »Es ist schon lange nicht mehr vorgekommen, dass mein Stolz mit mir durchgegangen ist, aber ich konnte mich anscheinend nicht beherrschen, als dieser Wicht Philip Wylie sich angemaßt hat, deine Brüste anzugaffen und -«

»Hat er das?« Das war mir gar nicht aufgefallen.

»Das hat er«, sagte Jamie und machte ein finsteres Gesicht. Dann ließ er Wylie Wylie sein und kehrte zum Katalog seiner eigenen Sünden zurück.

»Und dich dann im Hemd aus dem Haus zu zerren und wie von Sinnen wie ein Tier über dich herzufallen -« Er berührte sanft meinen Hals, wo ich immer noch das Kribbeln der wunden Stelle spürte, an der er mich gebissen hatte.

»Oh. Nun, das hat mir, ehrlich gesagt, gefallen.«

»Ach ja?« Er riss in plötzlicher Verblüffung die Augen auf.

»Ja. Obwohl ich sehr befürchte, dass ich blaue Flecken am Hintern habe.«

»Oh.« Er sah zu Boden, anscheinend verlegen, obwohl sein Mundwinkel leicht zuckte. »Das tut mir Leid. Als ich fertig war - beim Whist, meine ich -, habe ich an nichts anderes gedacht als dich zu finden, Sassenach. Ich bin diese Treppe ein Dutzend Mal hinauf und wieder heruntergestiegen, zu deiner Tür und wieder zurück.«

»Oh, wirklich?« Es freute mich, das zu hören, da es die Chancen zu vergrößern schien, dass tatsächlich *er* mein mitternächtlicher Besucher gewesen war.

Er ergriff eine Strähne meines verwüsteten Haars und fuhr sanft mit den Fingern hindurch.

»Ich wusste, dass an Schlaf nicht zu denken war, und dachte, gut, dann gehe ich eben eine Weile draußen in der Nacht spazieren, und das habe ich auch getan - aber dann habe ich mich wieder vor deinem Zimmer wiedergefunden, ohne zu wissen, wie ich dort hingekommen war, und mein einziger Gedanke war, wie ich zu dir gelangen konnte - wie ich dich beschwören könnte, zu mir herauszukommen, nehme ich an.«

Nun, das erklärte dann auch meine Träume von wilden Hengsten, dachte ich. Die Stelle, wo er mich gebissen hatte, pulsierte schwach. Und wohin hatte er mich gebracht? In einen Stall. König von Irland, fürwahr.

Er drückte sacht meine Hände.

»Ich war mir einfach sicher, dass die Stärke meines Verlangens dich wecken musste. Und dann bist du tatsächlich gekommen...« Er hielt inne und sah mich an. Seine Augen waren sanft und dunkel geworden. »Himmel, Claire, du warst so schön da auf der Treppe mit deinem offenen Haar und dem Schatten deines Körpers im Gegenlicht...« Er schüttelte langsam den Kopf.

»Ich dachte, ich würde sterben, wenn ich dich nicht bekam«, sagte er leise. »Auf der Stelle.«

Ich streckte die Hand aus, um sein Gesicht zu streicheln, sein Bart ein Teppich aus weichen Borsten unter meiner Hand.

»Ich würde nicht wollen, dass du stirbst«, flüsterte ich und steckte ihm eine Haarlocke hinter das Ohr.

Dann lächelten wir einander an, doch jedes eventuelle weitere Wort wurde durch ein lautes Wiehern eines der Pferde unterbrochen, gefolgt von Stampfgeräuschen. Wir verhinderten, dass sie ihr Frühstück bekamen.

Ich ließ meine Hand sinken, und Jamie bückte sich, um seinen Rock aufzuheben, der halb vergraben im Stroh lag. Er verlor zwar nicht das Gleichgewicht, als er sich niederbeugte, doch ich sah, wie er zusammenzuckte, als ihm das Blut in den Kopf schoss.

»Hast du letzte Nacht sehr viel getrunken?«, fragte ich angesichts dieser Symptome.

»Aye, literweise«, sagte er reumütig. »Merkt man das?«

Auch ein sehr viel weniger erfahrener Mensch als ich hätte es aus einer Entfernung von etwa einer halben Meile gemerkt; von den offensichtlicheren Anzeichen eines frischen Rausches ganz abgesehen, roch er wie eine ganze Destillerie.

»Deinem Geschick beim Kartenspiel hat es ja offenbar nicht geschadet«, sagte ich taktvoll. »Oder war Philip Wylie genauso mitgenommen?«

Er machte ein überraschtes und etwas beleidigtes Gesicht.

»Du glaubst doch nicht, dass ich mich während des Spiels betrunken habe, oder? Wo es um deine Ringe ging? Nein, das war hinterher - MacDonald hat eine Flasche Champagner und eine Flasche Whisky geholt und darauf bestanden, dass wir unseren Gewinn anständig feiern.«

»MacDonald? Donald MacDonald? Er hat mit dir gespielt?«

»Aye, er und ich waren Partner gegen Wylie und Stanhope.« Er schüttelte den Rock aus, und es regnete Strohhalme. »Ich kann nicht sagen, was er für ein Soldat ist, aber für Whist hat der Mann wirklich ein Händchen.«

Bei der Erwähnung des Wortes »Händchen« fiel es mir wieder ein. Er war an meine Zimmertür gekommen, sagte er; von Eintreten hatte er nichts gesagt. Hatte er es getan, zu berauscht von Alkohol und Verlangen, als dass er sich daran erinnern konnte? Hatte ich mir die ganze Sache nur eingebildet, benommen von meinen Träumen vierhufiger Lust? Mit Sicherheit nicht, dachte ich, schüttelte jedoch das Gefühl vager Unruhe ab, das diese Erinnerung auslöste, und griff stattdessen ein anderes Wort aus seiner Bemerkung auf.

»Gewinn, sagst du?« In der Aufregung des Augenblicks war mir nur wichtig erschienen, dass er meine Ringe behalten hatte, doch etwas verspätet kam mir jetzt die Einsicht, dass sie ja nur sein Einsatz gewesen waren. »Was hast du Philip Wylie abgenommen?«, fragte ich lachend. »Die Porzellanknöpfe von seinem Rock? Oder seine silbernen Schuhspangen?«

Sein Gesicht trug einen merkwürdigen Ausdruck, als er mich ansah.

»Aber nein«, sagte er. »Ich habe ihm sein Pferd abgenommen.«

Er schwang seinen Rock um meine Schultern, legte mir einen Arm um die Taille und führte mich durch den Mittelgang des Stallgebäudes an den Boxen und Ständern vorbei.

Joshua war leise durch die andere Tür hereingekommen. Er stand als Silhouette im Gegenlicht der offenen Flügeltür und gabelte gerade Heu in den letzten Ständer. Als wir ihn erreichten, sah er uns an und nickte

grüßend, hielt sein Gesicht jedoch bei unserem zerzausten, barfüßigen, mit Stroh gespickten Anblick sorgsam von jedem Ausdruck frei. Selbst in einem Haushalt mit einer blinden Herrin wussten die Sklaven, was man besser nicht sah.

Geht mich nichts an, sagte sein gesenkter Blick deutlich. Er sah fast so müde aus, wie ich mich fühlte, die Augen verquollen und blutunterlaufen.

»Wie geht es ihm?«, fragte Jamie und wies mit dem Kinn auf die Box. Bei dieser Frage wurde Josh etwas lebendiger und senkte seine Heugabel.

»Oh, ihm geht's prächtig«, sagte er voller Genugtuung. »Ein Prachtkerl, Mr. Wylies Lucas.«

»Das ist er in der Tat«, pflichtete Jamie ihm bei. »Nur, dass er jetzt mir gehört.«

»Dass er was?« Josh glotzte ihn mit offenem Mund an.

»Er gehört mir.« Jamie trat an den Trennbalken und streckte die Hand aus, um dem kräftigen Hengst, der gerade geschäftig das Heu aus seiner Krippe fraß, die Ohren zu kraulen.

»Seas«, murmelte er dem Pferd zu. *»Ciamar a tha thu, a ghille mhoir?«*

Ich folgte ihm und warf über seinen Arm hinweg einen Blick auf das Pferd, das kurz den Kopf hob, uns freundlich betrachtete, schnaubte, sich die schleierartige Mähne aus dem Gesicht schüttelte und sich zielsicher wieder an sein Frühstück begab.

»Ein wunderbares Geschöpf, nicht wahr?« Jamie bewunderte Lucas, einen Ausdruck geistesabwesender Spekulation in den Augen.

»Nun ja, aber -« Meine eigene Bewunderung war mit beträchtlicher Bestürzung versetzt. Wenn Jamie ausgezogen war, um seinen Stolz auf Wylies Kosten wiederherzustellen, so hatte er ganze Arbeit geleistet. Trotz meiner Verärgerung über Wylie konnte ich nicht verhindern, dass ich bei dem Gedanken, was er über den Verlust seines prächtigen Friesen empfinden musste, einen leisen Stich verspürte.

»Aber was, Sassenach?«

»Nun ja, nur -« Ich suchte ungeschickt nach Worten. Unter den gegebenen Umständen konnte ich ja wohl kaum sagen, dass Philip Wylie mir Leid tat. »Nur - nun, was hast du mit ihm vor?«

Selbst ich konnte sehen, dass Lucas für das Leben in Fraser’s Ridge vollkommen ungeeignet war. Der Gedanke, mit ihm zu pflügen oder Holz zu rücken, kam mir wie ein Sakrileg vor, und Jamie hätte ihn zwar reiten können... Ich runzelte skeptisch die Stirn, als ich mir die sumpfigen Mulden und felsigen Pfade vorstellte, die seine gut gebauten Beine bedrohen und seine glänzenden Hufe spalten würden, die herabhängenden Zweige und das Unterholz, das sich in Mähne und Schweif verfangen würde. Gideon, der Menschenfresser, war für eine solch wilde Umgebung tausendmal besser geeignet.

»Oh, ich habe nicht vor, ihn zu behalten«, versicherte mir Jamie. Er sah das Pferd an und seufzte voll Bedauern. »Obwohl ich es liebend gern täte. Aber du hast Recht; wir können ihn in Fraser’s Ridge nicht brauchen. Nein, ich habe vor, ihn zu verkaufen.«

»Oh, gut.« Ich war erleichtert, das zu hören. Wylie würde Lucas mit Sicherheit zurück kaufen, ganz gleich, zu welchem Preis. Diesen Gedanken fand ich tröstlich. Und wir konnten das Geld gut brauchen.

Joshua war aus dem Stall gegangen, während wir uns unterhielten. Jetzt tauchte er wieder in der Tür auf, einen Sack Hafer auf den Schultern. Doch er bewegte sich nicht länger schleppend; seine Augen waren immer noch blutunterlaufen, aber er sah hellwach und leicht alarmiert aus.

»Mrs. Claire?«, sagte er. »Verzeihung, Ma’am, aber gerade ist mir Teresa vor der Scheune begegnet; sie sagt, irgendetwas stimmt mit Betty nicht. Ich dachte, vielleicht möchtet Ihr das wissen.«

50

Blut auf dem Dachboden

Das Speicherzimmer sah wie der Schauplatz eines Mordes aus, und zwar eines ziemlich brutalen Mordes. Betty wand sich neben ihrem umgestürzten Bett auf dem Boden, die Knie angezogen und die Fäuste in ihren Bauch gepresst. Der Musselinstoff ihres Hemdes war zerrissen und mit Blut durchtränkt. Fentiman war bei ihr auf dem Boden, ein Zwerg neben ihrer Masse, doch er rang vergeblich mit ihrem krampfenden Körper und war beinahe genauso sehr mit Schleim verschmiert wie sie.

Die Sonne war jetzt ganz aufgegangen, und ihr Licht ergoss sich in leuchtenden Strahlen durch die winzigen Fenster, die wie Scheinwerfer auf Teile des Durcheinanders fielen und den Rest im Dunkel der Verwirrung beließen. Betten waren verrutscht und auf die Seite gekippt, die Bettwäsche zu Bergen aufgetürmt, abgetragene Schuhe und Kleidungsstücke lagen wie Müllfetzen zwischen den frischen Blutflecken auf dem Holzfußboden verstreut.

Ich eilte durch das Zimmer, doch bevor ich sie erreichen konnte, hustete Betty heftig gurgelnd auf, und noch mehr Blut strömte ihr aus Mund und Nase. Sie beugte sich vor, bäumte sich rückwärts, beugte sich erneut krampfhaft vor... und erschlaffte.

Ich fiel neben ihr auf die Knie, obwohl auf den ersten Blick klar war, dass ihre Gliedmaßen sich zu jener letzten Ruhe entspannt hatten, aus der es keine Hoffnung auf Wiederbelebung gab. Ich hob ihren Kopf und presste meine Finger unter ihr Kinn; ihre Augen waren in ihren Kopf zurückgerollt, und nur das Weiße war zu sehen. Keine Atmung, keine Spur eines Pulsschlags in ihrem klammen Hals.

Angesichts der Menge des Blutes, das im Zimmer verteilt war, nahm ich an, dass sie nicht mehr viel davon in ihrem Körper hatte. Ihre Lippen

waren blau, und ihr Körper war aschfahl geworden. Fentiman kniete hinter ihr, ohne Perücke und mit weißem Gesicht, die mageren Arme immer noch um ihren schweren Torso geschlossen, so dass er ihren zusammengesunkenen Körper halb vom Boden weghielt.

Ich sah, dass er im Nachthemd war und sich hastig eine blaue Satinhose darunter gezogen hatte. Das Zimmer roch nach Blut, Galle und Kot, und er war mit allen drei Substanzen beschmiert. Er blickte zu mir auf, wenn er mich auch nicht zu erkennen schien und seine Augen vor Schock weit aufgerissen und ausdruckslos waren.

»Dr. Fentiman.« Ich sprach leise; jetzt, wo der Lärm des Kampfes verstummt war, war jene absolute Stille über den Speicher hereingebrochen, die dem Tod so oft auf dem Fuße folgt, und es schien mir ein Sakrileg zu sein, sie zu stören.

Er blinzelte, und sein Mund arbeitete zaghaft, doch er schien keine Ahnung zu haben, was er antworten sollte. Er regte sich nicht, obwohl die wachsende Blutpfütze ihm die Knie seiner Hose durchtränkte. Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter; sie war zart gebaut, war jedoch stocksteif vor Unglauben. Ich kannte das Gefühl; einen Patienten zu verlieren, um den man gekämpft hat, ist etwas Furchtbares - und doch ist es etwas, das jeder Arzt kennt.

»Ihr habt getan, was Ihr konntet«, sagte ich leise und verstärkte meinen Griff. »Es ist nicht Eure Schuld.« Was tags zuvor geschehen war, war jetzt nicht wichtig. Er war ein Kollege, und ich schuldete ihm jede Absolution, die zu erteilen in meiner Macht stand.

Er leckte sich die trockenen Lippen und nickte, dann beugte er sich nieder, um Bettys Körper sanft abzulegen. Ein Lichtstrahl, der seinen Scheitel streifte, durchleuchtete sein schütteres, graues Stoppelhaar und ließ seine Schädelknochen dünn und zerbrechlich erscheinen. Er schien plötzlich sehr verletzlich zu sein und duldete ohne Widerrede, dass ich ihm aufhalf.

Auf ein leises Stöhnen hin drehte ich mich um, ohne seinen Arm loszulassen. Eine kleine Traube weiblicher Sklaven kauerte in der dunklen Ecke des Zimmers, die Gesichter starr, während ihre dunklen Hände

verstört über den bleichen Musselinstoff ihrer Hemden huschten. Draußen auf der Treppe erklangen Männerstimmen, gedämpft und nervös. Ich konnte hören, wie Ja─ mie leise und ruhig erklärte, was geschehen war.

»Gussie?«, wandte ich mich mit dem ersten Namen, der mir einfiel, an die Frauen in der Ecke.

Die Traube der Sklavinnen blieb noch einen Moment aneinander gedrängt, dann löste sie sich zögernd auf, und Gussie, ein hellbraunes, zartes Mädchen aus Jamaika mit einem blauen Kalikoturban, trat vor.

»Madame?« Sie hielt die Augen auf die meinen gerichtet und vermied es standhaft, die reglose Gestalt auf dem Boden anzusehen.

»Ich bringe Dr. Fentiman nach unten. Ich werde ein paar Männer kommen lassen, damit sie sich um... um Betty kümmern. Das hier...« Ich wies mit einer kleinen Geste auf das Durcheinander auf dem Boden, und sie nickte, immer noch schockiert, aber offensichtlich froh, etwas zu tun zu bekommen.

»Ja, Madame. Das machen wir schon.« Sie zögerte, und ihr Blick huschte durch das Zimmer, dann sah sie wieder zu mir. »Madame?«

»Ja?«

»Jemand muss Phaedre sagen, was mit Betty passiert ist. Sagt Ihr es ihr, bitte?«

Verblüfft sah ich genauer hin und erkannte, dass Phaedre nicht unter den Sklavinnen in der Ecke war. Natürlich, als Jocastas Leibdienerin würde sie unten in der Nähe ihrer Herrin schlafen, selbst in deren Hochzeitsnacht.

»Ja«, sagte ich unsicher. »Natürlich. Aber─«

»Betty hier ist ihre Mama«, sagte Gussie, als sie mein verständnisloses Gesicht sah. Sie schluckte, und in ihren sanften, braunen Augen schwammen Tränen. »Jemand ─ kann ich gehen, Madame? Kann ich zu ihr gehen und es ihr sagen?«

»Bitte«, sagte ich, trat zurück und bedeutete ihr mit einer Geste zu gehen. Sie ging auf Zehenspitzen an der Leiche vorbei, dann hastete sie zur Tür, und ihre schwieligen, nackten Füße tappten leise über die Dielen.

Doktor Fentiman tauchte allmählich aus seinem Schockzustand auf. Er löste sich von mir und bückte sich unter vagen Handbewegungen. Ich sah, dass sein Arztkoffer im Lauf von Bettys Todeskampf umgestürzt worden war; Flaschen und Instrumente lagen in einem Durcheinander aus Metall und Scherben auf dem Boden verstreut.

Doch bevor er seine Ausrüstung wieder an sich bringen konnte, gab es einen kurzen Aufruhr auf der Treppe, und Duncan betrat das Zimmer, gefolgt von Jamie. Ich stellte mit Interesse fest, dass Duncan immer noch seine Hochzeitskleider trug, wenn auch ohne Rock und Weste. War er überhaupt im Bett gewesen?, fragte ich mich.

Er nickte mir zu, richtete den Blick jedoch sofort auf Betty, die jetzt ausgestreckt auf dem Boden lag, das blutige Hemd um die kräftigen, gespreizten Oberschenkel gewickelt. Eine Brust lugte aus dem zerrissenen Stoff hervor, schwer und schlaff wie ein halb gefüllter Mehlsack. Duncan kniff mehrmals die Augen zu. Dann wischte er sich mit dem Handrücken über den Schnurrbart und holte deutlich sichtbar Atem. Er bückte sich, um eine Bettdecke aus den Überresten der Verwüstung zu zupfen und legte sie sanft über die Tote.

»Hilf mir mit ihr, Mac *Dubh«,* sagte er.

Jamie, der begriff, was er vorhatte, kniete sich hin und nahm die Tote in seine Arme. Duncan richtete sich auf und wandte sich den Sklavinnen in der Ecke zu.

»Macht euch keine Sorgen«, sagte er leise. »Ich sorge dafür, dass man sich um sie kümmert.« In seiner Stimme lag ein ungewöhnlicher Tonfall der Autorität, und ich begriff, dass er trotz seiner angeborenen Schüchternheit die Tatsache akzeptiert hatte, dass er jetzt hier der Herr war.

Die Männer entfernten sich mit ihrer Bürde, und ich hörte Doktor Fentiman tief aufseufzen. Es fühlte sich an, als seufzte der ganze Speicher mit ihm; Gestank und Trauer lagen immer noch dick in der Luft, doch der Schock des gewaltsamen Todes begann zu verfliegen.

»Lasst es liegen«, sagte ich zu Fentiman, als ich sah, dass er sich erneut anschickte, eine Flasche vom Boden aufzuheben. »Die Frauen kümmern

sich schon darum.« Ohne auf seine Erwiderung zu warten, ergriff ich ihn fest am Ellbogen und schob ihn zur Tür hinaus und die Treppe hinunter.

Die Leute waren erwacht; ich hörte Geschirrklappern aus dem Speisezimmer und fing einen schwachen Würstchenduft auf. In seinem Zustand konnte ich ihn weder durch die öffentlichen Räume noch hinauf in die Schlafräume führen; mit Sicherheit teilte er sich ein Zimmer mit mehreren anderen Männern, von denen vermutlich einige noch im Bett waren. Mangels einer besseren Idee ging ich mit ihm ins Freie hinaus, nachdem ich einen von den Umhängen der Dienstmädchen von den Haken an der Tür genommen und um seine Schultern gelegt hatte.

Also war Betty Phaedres Mutter - oder sie war es gewesen. Ich hatte Betty kaum gekannt, doch ich kannte Phaedre, und der Schmerz um sie schnürte mir die Kehle zu. Es gab momentan nichts, was ich für sie tun konnte, doch vielleicht konnte ich ja dem Doktor helfen.

Schweigend vor Schock folgte er mir gehorsam, als ich ihn über einen Pfad am Rand des Rasens führte, der durch Hector Camerons weißes Marmormausoleum und die Ziereiben, die es flankierten, vor Blicken abgeschirmt war. Ich glaubte nicht, dass so früh am Morgen schon jemand auf der Steinbank am Fluss sein würde, die halb verborgen unter einer Trauerweide stand.

Sie war leer, obwohl zwei mit Rotwein befleckte Weingläser auf der Bank standen, zurückgelassene Überbleibsel von der Feier der letzten Nacht. Ein umgestürztes Tablett lag auf dem Boden, und die Ameisen machten sich bereits in Schwärmen über die verstreuten Essensreste her. Ich fragte mich, ob hier wohl jemand ein romantisches Rendezvous abgehalten hatte, was mich plötzlich wieder an mein eigenes, mitternächtliches Abenteuer erinnerte. Verdammt, ich wusste immer noch nicht mit Gewissheit, wer der Besitzer dieser Hände gewesen war!

Nachdem ich diese nagende Frage gemeinsam mit den Weingläsern beiseite geschoben hatte, setzte ich mich hin und bedeutete Dr. Fentiman mit einer Geste, es mir gleich zu tun. Es war kühl, doch um diese Uhrzeit stand die Bank voll in der Sonne, und die Hitze legte sich warm und tröstend auf meine Schultern. An der frischen Luft sah der Doktor besser

aus; ein Hauch von Farbe war in seine Wangen zurückgekehrt, und seine Nase hatte ihren normalen, rosigen Ton wieder angenommen.

»Geht es Euch jetzt etwas besser?«

Er nickte und zog sich den Umhang fester um die schmalen Schultern.

»Ja, danke, Mrs. Fräser.«

»Das war ein ziemlicher Schock, nicht wahr?«, fragte ich in meinem mitfühlendsten Visitenton.

Er schloss die Augen und schüttelte kurz den Kopf.

»Schockiert... ja, völlig schockiert«, murmelte er. »Ich hätte niemals...« Er verstummte, und ich ließ ihn einen Augenblick schweigend dasitzen. Er würde darüber reden müssen, doch es war besser, wenn er das Tempo selbst bestimmte.

»Es war gut, dass Ihr so schnell gekommen seid«, sagte ich nach einer Weile. »Ich sehe, dass man Euch aus dem Bett gerufen hat. Hat sich ihr Zustand denn plötzlich verschlechtert?«

»Ja. Ich hätte schwören mögen, dass sie gestern Abend nach dem Aderlass auf dem Weg der Besserung war.« Er rieb sich mit beiden Händen über das Gesicht und kam dann blinzelnd und mit blutunterlaufenen Augen wieder zum Vorschein. »Der Butler hat mich kurz vor Anbruch der Dämmerung geweckt, und als ich zu ihr kam, klagte sie wieder über Stiche im Bauch. Ich habe sie noch einmal zur Ader gelassen und ihr dann ein Klistier verabreicht, doch es hat keine Wirkung gezeigt.«

»Ein Klistier?«, murmelte ich. Klistiere waren Einläufe, ein beliebtes Heilmittel dieser Zeit. Manche waren absolut harmlos, andere geradezu ätzend.

»Nicotianatinktur«, erklärte er. »Meiner Erfahrung nach eine hervorragende Hilfe in den meisten Fällen von Dyspepsie.«

Ich antwortete mit einem unverbindlichen Geräusch. Nicotiana war Tabak; ich vermutete, dass man mit einer kräftigen, rektal verabreichten Lösung jeden Wurm auf der Stelle loswerden konnte, glaubte aber nicht,

dass sie bei Verdauungsproblemen helfen würde. Andererseits würde sie aber auch nicht solche Blutungen hervorrufen.

»Eine außergewöhnlich starke Blutung«, sagte ich. Ich stützte die Ellbogen auf meine Knie und legte das Kinn auf meine Hände. »So etwas habe ich, glaube ich, noch nie gesehen.« Das stimmte absolut. Neugierig erwägte ich im Kopf diverse Möglichkeiten, doch keine Diagnose wollte passen.

»Nein.« Auf Doktor Fentimans blassen Wangen tauchten rote Flecken auf. »Ich - wenn ich gedacht hätte...«

Ich beugte mich zu ihm hinüber und legte ihm tröstend eine Hand auf den Arm.

»Ich bin mir sicher, dass Ihr alles Menschenmögliche getan habt«, sagte ich. »Sie hat doch nicht aus dem Mund geblutet, als Ihr sie gestern Abend behandelt habt, oder?«

Er schüttelte den Kopf und vergrub sich tiefer in seinem Umhang.

»Nein. Aber ich mache mir trotzdem Vorwürfe, wirklich.«

»So ist das nun einmal«, sagte ich reumütig. »Man hat immer das Gefühl, dass man noch *irgendetwas* hätte tun sollen.«

Er hörte den tiefen Ernst in meiner Stimme und wandte sich mir mit überraschter Miene zu. Seine Anspannung ließ ein wenig nach, und die rote Farbe auf seinen Wangen begann zu verblassen.

»Euer... Mitgefühl und Verständnis ist wirklich bemerkenswert, Mrs. Fräser.«

Ich lächelte ihm zu, ohne etwas zu sagen. Er mochte ja ein Quacksalber sein, er mochte ignorant, arrogant *und* unbeherrscht sein - doch er war sofort gekommen, als man ihn rief, und er hatte um seine Patientin gekämpft, so gut er konnte. Damit war er für mich ein Arzt und verdiente mein Mitgefühl.

Einen Augenblick später legte er seine Hand über die meine. Wir saßen schweigend da und sahen den Fluss vorüber ziehen, dunkelbraun und voller Winterschlamm. Die Steinbank unter mir war kalt, und der

Morgenwind steckte seine eisigen Finger unter mein Hemd, doch ich war zu beschäftigt, um Notiz von solchen kleinen Unannehmlichkeiten zu nehmen. Ich konnte das trocknende Blut an seinen Kleidern riechen und sah erneut die Szene auf dem Speicher vor mir. Woran in aller Welt war die Frau gestorben?

Ich hakte sanft nach, stellte ihm taktvolle Fragen und entlockte ihm sämtliche Details, die er gesammelt hatte, doch sie halfen mir nicht weiter. Er war sowieso kein guter Beobachter, und es war sehr früh gewesen, das Speicherzimmer dunkel. Doch im Laufe des Gesprächs wurde ihm leichter ums Herz, und er entledigte sich allmählich jenes Gefühls persönlichen Versagens, das so oft der Preis für die Anteilnahme eines Arztes ist.

»Ich hoffe, Mrs. Cameron - Mrs. Innes meine ich - wird nicht das Gefühl haben, dass ich ihre Gastfreundschaft verletzt habe«, sagte er beklommen.

Das schien mir eine sehr seltsame Art der Formulierung zu sein. Andererseits... Betty *war* Jocastas Eigentum gewesen. Möglicherweise erwägte Doktor Fentiman ja über das Gefühl persönlichen Versagens hinaus die Möglichkeit, dass Jocasta ihm Vorwürfe machte, weil er Bettys Tod nicht verhindert hatte, und dass sie Rekompensation verlangen könnte.

»Sie wird sicherlich begreifen, dass Ihr getan habt, was Ihr konntet«, sagte ich tröstend. »Wenn Ihr möchtet, rede ich mit ihr.«

»Meine werte Dame.« Doktor Fentiman drückte mir dankbar die Hand. »Ihr seid so gütig, wie Ihr hübsch seid.«

»Findet Ihr, Doktor?«

Eine kalte Männerstimme ertönte in meinem Rücken, und ich fuhr auf und ließ Fentimans Hand fahren, als sei sie eine Hochspannungsleitung. Ich wirbelte auf der Bank herum und sah, dass Philip Wylie mit ausgesprochen sardonischer Miene am Stamm der Trauerweide lehnte.

»>Gütig< ist nicht das Wort, das mir spontan in den Sinn kommt, muss ich sagen. >Sündig< vielleicht. >Lasterhaft< mit Sicherheit. Aber hübsch, ja - da habt Ihr Recht.«

Seine Augen fuhren derart unverschämt von Kopf bis Fuß über meinen Körper, dass ich es absolut abstoßend gefunden hätte —hätte mir nicht plötzlich gedämmert, dass Doktor Fentiman und ich Hand in Hand im Nachthemd dagesessen hatten. Ein Zustand, den man nur kompromittierend nennen konnte.

Ich stand auf und zog mir mit großer Würde den Umhang um die Schultern. Seine Augen hingen an meinen Brüsten - mit einem wissenden Ausdruck?, fragte ich mich. Ich verschränkte die Arme unter meinen Brüsten und hob trotzig meinen Busen an.

»Ihr vergesst Euch, Mr. Wylie«, sagte ich so kalt wie möglich.

Er lachte, jedoch nicht so, als fände er irgendetwas komisch.

»Ich vergesse mich? Habt Ihr nicht etwas vergessen, Mrs. Fraser? Euer Kleid zum Beispiel? Findet Ihr es so nicht ein wenig kalt? Oder wärmen Euch die Umarmungen des guten Doktors zur Genüge?«

Doktor Fentiman, der über Wylies Auftauchen genauso erschrocken gewesen war wie ich, war aufgestanden und schob sich jetzt vor mich, die schmalen Wangen fleckig vor Wut.

»Wie könnt Ihr es wagen, Sir! Wie könnt Ihr Euch anmaßen, so mit einer Dame zu reden? Wäre ich bewaffnet, Sir, ich würde Euch auf der Stelle dafür zur Rechenschaft ziehen!«

Wylie hatte mich unverblümt angestarrt. Bei diesen Worten wanderte sein Blick zu Fentiman, und er sah die Blutflecken an den Beinen und auf der Hose des Doktors. Seine aufgebrachte Miene wurde etwas unsicherer.

»Ich - ist etwas geschehen, Sir?«

»Das geht Euch nichts an, das versichere ich Euch.« Fentiman plusterte sich auf wie ein Kampfhahn und stellte sich aufrecht hin. Er hielt mir ausgesprochen großspurig den Arm hin.

»Kommt, Mrs. Fraser. Den Beleidigungen dieses Grünschnabels braucht Ihr Euch nicht auszusetzen.« Er funkelte Wylie mit roten Augen an. »Erlaubt mir, Euch zu Eurem Gatten zurückzubegleiten.«

Bei dem Wort »Grünschnabel« vollzog sich in Wylies Gesicht abrupt eine Veränderung, und es lief in einem dunklen, hässlichen Rotton an. So früh am Morgen trug er weder Schminke noch Puder, und die Flecken der Wut hoben sich wie ein Ausschlag von seiner hellen Haut ab. Er schien anzuschwellen wie ein aufgebrachter Frosch.

Ich verspürte ein plötzliches Bedürfnis, hysterisch loszulachen, unterdrückte es jedoch heroisch. Stattdessen biss ich mir auf die Lippe und ergriff den Arm, den der Doktor mir entgegenhielt. Fentiman reichte mir knapp bis zur Schulter, machte jedoch auf der blanken Ferse kehrt und schob uns würdevoll davon wie ein Brigadier.

Als ich mich umschaute, sah ich, dass Wylie unter der Weide stand und uns nachstarrte. Ich hob die Hand und winkte ihm kurz zum Abschied. Das Licht glitzerte auf meinem Goldring, und ich sah, wie er noch weiter erstarrte.

»Ich hoffe, wir kommen rechtzeitig zum Frühstück«, sagte Doktor Fentiman gut gelaunt. »Ich glaube, ich habe meinen Appetit wieder gefunden.«

51

Ein Verdacht

Nach dem Frühstück begannen die Gäste abzureisen. Jocasta und Duncan standen zusammen auf der Terrasse, der Inbegriff eines glücklich vereinten Paares, und verabschiedeten sich von jedermann, während sich eine Schlange von Kutschen und Wagen langsam über die Auffahrt wand. Die Leute, die auf dem Wasserweg gekommen waren, warteten am Kai; die Frauen tauschten in letzter Minute Rezepte und Gerüchte aus, während sich die Männer ihre Pfeifen anzündeten und sich kratzten, weil sie endlich ihrer unbequemen Kleider und formellen Perücken entledigt waren. Ihre Bediensteten, die alle heftig mitgenommen aussahen, saßen mit roten Augen auf den Gepäckbündeln.

»Du siehst müde aus, Mama.« Brianna sah selbst ziemlich müde aus; sie und Roger waren die ganze Nacht auf gewesen. Schwacher Kamphergeruch stieg aus ihren Kleidern auf.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, wieso«, erwiderte ich und unterdrückte ein Gähnen. »Wie geht es Jemmy denn heute Morgen?«

»Er hat einen leichten Schnupfen«, sagte sie, »aber kein Fieber. Er hat zum Frühstück etwas Porridge gegessen, und er -«

Ich nickte, hörte ihr mechanisch zu und ging mit ihr, um Jemmy zu untersuchen, der fröhlich vor sich hinlärmte, wenn ihm auch ein wenig die Nase lief. Vor Erschöpfung war ich leicht benommen. Es erinnerte mich stark an das Gefühl, das ich dann und wann gehabt hatte, wenn ich von Amerika nach England flog. Jetlag nannte man es; ein merkwürdiges Gefühl hellwachen Bewusstseins, während man sich gleichzeitig vom eigenen Körper losgelöst fühlte.

Die Sklavin Gussie passte auf Jemmy auf; sie war genauso bleich und rotäugig wie der Rest der Anwesenden, doch ich ging davon aus, dass ihr

dumpfes Leiden emotionale Gründe hatte und nicht von einem Kater herrührte. Bettys Tod hatte alle Sklaven tief erschüttert; sie erledigten die Aufräumarbeiten im Anschluss an das Hochzeitsfest fast völlig schweigend und mit betroffenen Mienen.

»Wie fühlst du dich?«, fragte ich sie, als ich mit meiner Untersuchung von Jemmys Hals und Ohren fertig war.

Sie machte zuerst ein erschrockenes, dann ein verwirrtes Gesicht. Ich fragte mich, ob ihr diese Frage schon je zuvor gestellt worden war.

»Oh. Oh, Madame. Gut.« Sie strich sich mit beiden Händen die Schürze glatt, sichtlich nervös über meine Nachfrage.

»Gut. Dann gehe ich jetzt und sehe mir Phaedre an.«

Ich war mit Doktor Fentiman zum Haus zurückgekehrt und hatte ihn Ulysses anvertraut, damit er etwas zu essen bekam und sich säubern konnte. Dann hatte ich mich geradewegs auf die Suche nach Phaedre begeben, nachdem ich mich nur kurz gewaschen und umgezogen hatte - denn ich wollte nicht mit dem Blut ihrer Mutter verschmiert vor sie treten.

Ich hatte sie in Ulysses' Vorratskammer gefunden, wo sie betäubt und schockiert auf dem Hocker saß, auf dem er sonst das Silber putzte. Neben ihr stand ein großes Glas Brandy, das sie nicht angerührt hatte. Teresa, eine der anderen Sklavinnen, war bei ihr; bei meinem Erscheinen seufzte sie erleichtert auf und kam mir entgegen, um mich zu begrüßen.

»Es geht ihr gar nicht gut«, murmelte Teresa mir zu und warf kopfschüttelnd einen argwöhnischen Blick auf das ihr anvertraute Mädchen. »Sie hat bis jetzt weder ein Wort gesagt noch eine Träne geweint.«

Phaedres schönes Gesicht hätte aus Obstholz geschnitzt sein können; ihre Hautfarbe, normalerweise ein zarter Zimtton, war zu einem blassen, hölzernen Braun verblichen, und ihre Augen starrten blind durch die offene Tür der Kammer auf die kahle Wand.

Ich legte ihr eine Hand auf die Schulter; sie war warm, aber so reglos, dass sie ein Stein in der Sonne hätte sein können.

»Es tut mir Leid«, sagte ich leise zu ihr. »Furchtbar Leid. Dr. Fentiman hat ihr beigestanden; er hat getan, was er konnte.« Das stimmte; überflüssig, meine Meinung in Bezug auf Fentimans Fähigkeiten zu äußern - das spielte jetzt keine Rolle mehr.

Keine Antwort. Sie atmete; ich konnte sehen, wie sich ihre Brust schwach hob und senkte, doch das war alles.

Ich biss mir von innen auf die Unterlippe und dachte verzweifelt nach, wer oder was ihr Trost spenden könnte. Jocasta? Wusste Jocasta überhaupt schon von Bettys Tod? Duncan wusste es natürlich, aber es war möglich, dass er beschlossen hatte, es ihr nicht zu sagen, solange die Gäste nicht fort waren.

»Der Priester«, fiel es mir plötzlich ein. »Hättest du gern, dass Vater LeClerc den - den Körper deiner Mutter segnet?« Für die Letzte Ölung war es wohl etwas spät - vorausgesetzt, dass Phaedre überhaupt wusste, was das war -, doch ich war mir sicher, dass der Priester bereitwillig jeden möglichen Trost spenden würde. Er war noch nicht fort; ich hatte ihn vor ein paar Minuten im Esszimmer gesehen, wo er einen Teller Schweinekoteletts mit Spiegeleiern und Sauce verputzte.

Ein schwaches Zittern durchlief die Schulter unter meiner Hand. Das reglose, schöne Gesicht wandte sich mir zu, die dunklen Augen verschleiert.

»Was soll das nützen?«, flüsterte sie.

»Äh... nun ja...« Ich suchte verlegen nach einer Antwort, doch sie hatte sich bereits abgewandt und starrte einen dunklen Fleck im Holz des Tisches an.

Am Ende hatte ich ihr eine kleine Dosis Laudanum verabreicht - eine Ironie, die ich resolut ignorierte - und Teresa gebeten, sie dort zu Bett zu bringen, wo sie normalerweise schlief, im Ankleidezimmer, das sich an Jocastas Boudoir anschloss.

Jetzt drückte ich die Tür des Ankleidezimmers auf, um nachzusehen, wie es ihr ging. Das kleine Zimmer war fensterlos und dunkel und roch nach Stärke, verbranntem Haar und dem schwachen Blumenduft von

Jocastas Eau de Toilette. Ein riesiger Kleiderschrank nebst passender Chiffoniere stand an der einen Wand, eine Ankleidekommode an der anderen. Eine spanische Wand trennte eine Ecke ab, und dahinter stand Phaedres schmales Bett.

Ich konnte sie langsam und tief atmen hören, und das beruhigte mich. Ich bewegte mich leise durch das dunkle Zimmer und zog die Wand ein wenig zurück; Phaedre lag zusammengerollt von mir abgewandt und hatte die Knie angezogen.

Brianna war hinter mir in das Ankleidezimmer getreten; sie blickte mir über die Schulter, ihr Atem warm in meinem Ohr. Ich zeigte ihr mit einer kleinen Geste an, dass alles in Ordnung war und schob die Wand wieder an ihren Platz.

Kurz vor der Tür des Boudoirs blieb Brianna stehen. Sie drehte sich plötzlich zu mir um, legte die Arme um mich und drückte mich fest. Jemmy, der sich in dem hell erleuchteten Zimmer hinter ihr befand, vermisste sie und begann zu schreien.

»Mam! Ma-MA!«

Eigentlich hätte ich etwas essen sollen, doch da mir der Geruch des Speichers und der Parfumduft nach wie vor in der Nase hingen, hatte ich keinen Appetit. Ein paar Gäste hielten sich noch im Speisezimmer auf; gute Freunde Jocastas, die ein oder zwei Tage bleiben würden. Ich nickte und lächelte im Vorübergehen, ignorierte jedoch die Einladungen, mich zu ihnen zu gesellen, und hielt stattdessen auf die Treppe zur ersten Etage zu.

Das Schlafzimmer war leer, die Matratzen abgezogen und die Fenster geöffnet, um das Zimmer zu lüften. Der Kamin war gefegt und das Zimmer war kalt - aber wunderbar still.

Mein Umhang hing immer noch im Schrank. Ich legte mich auf die nackte Matratze, zog den Umhang über mich und schlief augenblicklich ein.

Kurz vor Sonnenuntergang erwachte ich hungrig mit einer seltsamen Gefühlsmischung aus Ruhe und Beklommenheit. Woher die Ruhe kam, verstand ich sogleich; der Geruch nach Blut und Blumen war den Düften von Rasierseife und körperwarmem Leinen gewichen, und das blassgoldene Licht, das zum Fenster hereinfiel, beleuchtete das Kissen neben mir, wo ein langes, rotgoldenes Haar in der Mulde glänzte, die jemand mit seinem Kopf erzeugt hatte. Jamie war da gewesen und hatte neben mir geschlafen.

Als hätten meine Gedanken ihn herbeigerufen, öffnete sich die Tür, und er lächelte mich an. Er war rasiert, gekämmt und trug frische Kleider, seine Augen waren klar, und er schien alle Spuren der vergangenen Nacht verwischt zu haben - abgesehen von dem Ausdruck, mit dem er mich ansah. Zerzaust und ungekämmt, wie ich im Gegensatz zu seiner ordentlichen Erscheinung war, ließ ich mich trotz der Kühle des Zimmers von der Zärtlichkeit in seinen Augen wärmen.

»Endlich erwacht. Hast du gut geschlafen, Sassenach?«

»Wie eine Tote«, erwiderte ich automatisch und spürte einen kleinen Stich, als ich das sagte.

Er sah es meinem Gesicht an und kam schnell herbei, um sich neben mir auf das Bett zu setzen.

»Was ist denn? Hattest du einen bösen Traum, Sassenach?«

»Nicht ganz«, sagte ich langsam. Ich konnte mich gar nicht erinnern, überhaupt geträumt zu haben. Und doch schien mein Verstand in den Schatten des Unterbewusstseins vor sich hin getickt zu haben, sich Notizen gemacht und seine Schlüsse gezogen zu haben. Auf das Stichwort »tot« hatte er mir diese Schlussfolgerungen jetzt präsentiert - sie waren es, die an meinem Gefühl der Beklommenheit beim Erwachen schuld waren.

»Diese Frau - Betty. Hat man sie schon beerdigt?«

»Nein. Sie haben die Leiche gewaschen und sie in einen Schuppen gelegt, aber Jocasta wollte mit der Beerdigung bis morgen warten, um ihre Gäste nicht damit zu belasten. Ein paar von ihnen bleiben noch eine Nacht.« Er runzelte leicht die Stirn und beobachtete mich. »Wieso?«

Ich rieb mir mit der Hand durch das Gesicht, weniger, um mich wach zu rütteln als vielmehr, um mir meine Worte zurechtzulegen.

»Es ist etwas faul. An ihrem Tod, meine ich.«

»Faul... inwiefern?« Er zog eine Augenbraue hoch. »Es war natürlich ein grauenhafter Tod - aber das ist es nicht, was du meinst, oder?«

»Nein.« Meine Hände waren kalt; ich griff automatisch nach den seinen, und er ergriff sie und umfing meine Finger mit Wärme. »Ich meine, ich glaube nicht, dass es ein natürlicher Tod war. Ich glaube, jemand hat sie umgebracht.«

Nun war es heraus, und die Worte hingen kalt und nackt zwischen uns in der Luft.

Er zog die Augenbrauen zusammen und spitzte nachdenklich die Lippen. Doch ich nahm zur Kenntnis, dass er den Gedanken nicht gerade heraus zurückwies, und das bestärkte mich in meiner Überzeugung.

»Wer?«, fragte er schließlich. »Und bist du dir sicher, Sassenach?«

»Ich habe keine Ahnung. Und es ist unmöglich, es mit Bestimmtheit zu sagen«, räumte ich ein. »Es ist nur -« Ich zögerte, doch er drückte mir zur Ermunterung leicht die Hand. Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin schon sehr lange Krankenschwester, Ärztin - Heilerin -, Jamie. Ich habe schon furchtbar viele Menschen sterben sehen, durch alle möglichen Ursachen. Ich kann nicht konkret in Worte fassen, was mich hier stört - aber jetzt, nachdem ich darüber geschlafen habe, weiß ich einfach - glaube ich -, es stimmt etwas nicht«, schloss ich schwach.

Das Licht ließ nach; die Schatten senkten sich aus den Ecken des Zimmers herab, und ich erschauerte plötzlich und klammerte mich an seine Hände.

»Ich verstehe«, sagte er leise. »Aber es gibt keine Möglichkeit, es zu beweisen, oder?«

Das Fenster war immer noch halb geöffnet; ein Windstoß blies plötzlich die Vorhänge ins Zimmer, und ich spürte, wie ich vor Kälte auf den Armen eine Gänsehaut bekam.

»Vielleicht doch«, sagte ich.

52

A Hard Day’s Night

Das Nebengebäude, in das man die Leiche gebracht hatte, stand ein gutes Stück vom Haus entfernt; es war ein kleiner Werkzeugschuppen am Rand des Gemüsegartens. Der abnehmende Mond stand tief am Himmel, warf aber noch so viel Licht, dass man den gepflasterten Weg sehen konnte, der durch den Gemüsegarten führte. Die Spalierobstbäume breiteten ihre Zweige schwarz wie Spinnweben vor den Mauern aus. Irgendjemand hatte hier gegraben; ich konnte die feuchte Kühle frisch gewendeter Erde riechen und erschauerte unwillkürlich bei dem Gedanken an Würmer und Schimmel.

Jamie spürte es und legte mir sacht die Hand auf den Rücken.

»Geht es, Sassenach?«, flüsterte er.

»Ja.« Ich ergriff seine freie Hand, um mir moralische Unterstützung zu holen. Sie würden Betty wohl kaum im Gemüsegarten begraben; es musste also aus ganz prosaischen Gründen gegraben worden sein, zum Beispiel, um ein Zwiebelbeet oder eine Furche für Früherbsen anzulegen. Ein beruhigender Gedanke, obwohl sich meine Haut kalt und dünn anfühlte und vor Anspannung prickelte.

Auch Jamie selbst war alles andere als gelassen, obwohl er äußerlich so gefasst war wie eh und je. Der Tod war ihm nicht fremd, und er fürchtete ihn kaum. Doch er war sowohl Katholik als auch Kelte, und er war fest von der Existenz einer anderen, unsichtbaren Welt überzeugt, die jenseits der Auflösung des Körpers lag. Er glaubte bedingungslos an die *tannasgeach* - an Geister - und verspürte keinerlei Verlangen, einem solchen zu begegnen. Dennoch, wenn ich nicht davon abzubringen war, würde er der anderen Welt um meinetwillen trotzen; er drückte mir fest die Hand und ließ sie nicht mehr los.

Ich erwiderte den Händedruck, denn ich war zutiefst dankbar, dass er da war. Abgesehen von der unangenehmen Frage, was Bettys Geist wohl von meinem Vorhaben halten mochte, wusste ich, dass ihn die Vorstellung einer bewussten Verstümmelung ihrer Leiche zutiefst verstörte, ganz gleich, wie sehr sein Verstand auch davon überzeugt sein mochte, dass ein seelenloser Körper nicht mehr als Lehm war.

»Es ist eine Sache, mit anzusehen, wie Männer auf dem Schlachtfeld zerfleischt werden«, hatte er etwas früher an diesem Abend zu mir gesagt, als wir noch über die Sache diskutierten. »So ist der Krieg nun einmal, und es ist ehrenhaft, so grausam es auch sein mag. Aber zum Messer zu greifen und kaltblütig eine arme Unschuldige wie diese Frau aufzuschlitzen...« Er sah mich an, und seine Augen verdunkelten sich beunruhigt. »Musst du es wirklich tun, Claire?«

»Ja, das muss ich«, hatte ich gesagt, ohne den Blick vom Inhalt der Tasche abzuwenden, die ich gerade packte. Eine große Rolle Baumwollwatte zum Aufsaugen von Flüssigkeiten, kleine Gläser für Organproben, meine größte Knochensäge, ein paar Skalpelle, eine gefährlich aussehende Schere mit schweren Klingen, ein scharfes Messer, das ich mir in der Küche ausgeborgt hatte... Wirklich eine gruselige Ansammlung. Ich wickelte die Schere in ein Handtuch, damit sie nicht scheppernd gegen die anderen Gegenstände stieß, und steckte sie in die Tasche, während ich mir sorgsam meine Worte zurechtlegte.

»Hör zu«, sagte ich schließlich und hob den Blick, um ihn anzusehen. »Irgendetwas stimmt hier nicht, da bin ich mir sicher. Und wenn Betty umgebracht worden ist, sind wir es ihr doch wohl schuldig, es herauszufinden. Wenn du ermordet würdest, würdest du dir nicht wünschen, dass irgendjemand alles tut, um es zu beweisen? Um... um dich zu rächen?«

Er stand einige Sekunden lang still und musterte mich mit nachdenklich zusammengekniffenen Augen. Dann entspannte sich sein Gesicht, und er nickte.

»Aye, das würde ich«, sagte er leise. Er ergriff die Knochensäge und begann, sie in ein Tuch zu wickeln.

Er hatte keine weiteren Einwände erhoben. Er hatte mich nicht weiter gefragt, ob ich mir sicher war. Er hatte nur entschlossen gesagt, dass er mitkommen würde, wenn ich es tat, und damit basta.

Was nun die Frage anging, ob ich mir sicher war - ich war es nicht. Ich hatte das dumpfe Gefühl, dass mit diesem Todesfall irgendetwas nicht stimmte, aber ich hatte nicht die geringste Ahnung, was es war. Der kalte Mond versank jetzt am leeren Himmel, und der Wind streifte meine Wangen mit Eisfingern.

Möglich, dass Betty nur durch Zufall gestorben war, nicht durch böses Spiel. Ich konnte mich irren; vielleicht war ihr einfach nur ein Magengeschwür geplatzt, eine erweiterte Halsschlagader geborsten, oder es lag eine andere, körperliche Anomalität vor. Ungewöhnlich, aber natürlich. Riskierte ich die Obduktion im Grunde nur, um mir mein Vertrauen in meine diagnostischen Fähigkeiten bestätigen zu lassen?

Der Wind blähte meinen Umhang auf, und ich zog ihn mit einer Hand fester um mich, während ich mich gerade aufrichtete. Nein, sie war keines natürlichen Todes gestorben, das wusste ich. Ich hätte nicht sagen können, *woher* ich es wusste, doch zum Glück hatte mich Jamie nicht danach gefragt.

In meiner Erinnerung blitzte eine Rückblende auf; Joe Abernathy, ein joviales Lächeln der Herausforderung auf den Lippen, während er in einen Pappkarton voller Knochen griff und sagte: »Ich möchte nur wissen, ob du es auch bei Toten kannst, Lady Jane.«

Ich konnte es, hatte es getan. Er hatte mir einen Totenschädel gereicht, und die Erinnerung an Geillis Duncan durchfuhr mich wie flüssiges Eis.

»Du brauchst es nicht zu tun, Claire.« Jamies Hand schloss sich fester um die meine. »Ich werde dich deshalb nicht für feige halten. Seine Stimme war sanft und ernst, im Wind kaum zu hören.

»Ich schon«, sagte ich und spürte, wie er nickte. Damit war die Angelegenheit also erledigt; er ließ meine Hand los und ging vor mir her, um das Tor zu öffnen.

Er blieb stehen, und meine an die Dunkelheit gewöhnten Augen erhaschten die klare, scharfe Linie seines Profils, als er den Kopf wandte, um zu lauschen. Die Blendlaterne in seiner Hand roch heiß und ölig, und ein schwaches Leuchten, das durch ihre durchbrochene Seitenwand entwischte, besprenkelte den Stoff seines Umhangs mit winzigen Flecken aus gedämpftem Licht.

Ich sah mich ebenfalls um und blickte zum Haus zurück. Trotz der späten Stunde brannten immer noch Kerzen im hinteren Salon, wo die Kartenspieler kein Ende fanden; als der Wind sich drehte, fing ich leises Stimmengemurmel auf, und plötzlich lachte jemand. Die oberen Stockwerke waren zum Großteil dunkel - bis auf ein Fenster, das ich als Jocastas erkannte.

»Deine Tante ist noch wach«, flüsterte ich Jamie zu. Er drehte sich um und blickte zum Haus.

»Nein, das ist Duncan«, sagte er leise. »Meine Tante braucht schließlich kein Licht.«

»Vielleicht liest er ihr im Bett etwas vor«, mutmaßte ich, um vom ernsten Anlass unseres nächtlichen Ausfluges abzulenken. Von Jamie kam ein leises, verächtliches Prusten, doch die bedrückende Atmosphäre lockerte sich ein wenig. Er entriegelte das Tor, drückte dagegen, und ein tiefschwarzes Rechteck tat sich auf. Ich kehrte den freundlichen Lichtern des Hauses den Rücken und trat hindurch. Ein wenig kam ich mir vor wie Persephone beim Betreten der Unterwelt.

Jamie ließ das Tor zuschwingen und reichte mir die Laterne.

»Was machst du denn da?«, flüsterte ich, als ich seine Kleider rascheln hörte. Jenseits des Tores war es so dunkel, dass ich ihn nur als verschwommenen, schwarzen Fleck sehen konnte, doch das schwache Geräusch, das jetzt folgte, verriet mir, was er tat.

»Ich pinkele auf die Torpfosten«, erwiderte er flüsternd. Dann trat er zurück, und es raschelte erneut, als er seine Hose wieder zuknöpfte. »Wenn es sein muss, tun wir es, aber ich möchte nicht, dass uns irgendetwas zum Haus zurückfolgt.«

Ich antwortete meinerseits verächtlich prustend, erhob jedoch keinen Einwand, als er darauf beharrte, sein Ritual an der Tür des Schuppens zu wiederholen. Einbildung oder nicht, die Nacht schien irgendwie bewohnt zu sein, als bewegten sich unsichtbare Dinge durch die Dunkelheit, murmelnd unter der Stimme des Windes.

Es war beinahe eine Erleichterung einzutreten, denn im Schuppen regte sich kein Lüftchen, wenn die Gerüche des Todes auch gemeinsam mit dem Mief von Rost, vergammeltem Stroh und verschimmeltem Holz eine drückende Mischung ergaben. Es ertönte ein leises, metallisches Schaben, als die Blende der Laterne beiseite glitt, und ein gleißender Lichtstrahl erhellte den engen Schuppen.

Sie hatten die tote Sklavin auf ein Brett gelegt, das auf zwei Tischböcken ruhte. Sie war bereits gewaschen und ordentlich aufgebahrt, eingehüllt in ein Leichentuch aus grobem Musselin. Neben ihr standen ein kleiner Brotlaib und ein Becher Brandy. Ein kleines, sorgfältig zusammengebundenes Kräutersträußchen lag genau über ihrem Herzen auf dem Leichentuch. Jamie bekreuzigte sich, als er es sah, und sah mich beinahe anklagend an.

»Grabbeigaben anzurühren, bringt Unglück.«

»Bestimmt bringt es nur Unglück, wenn man sie stiehlt«, beruhigte ich ihn mit gedämpfter Stimme, bekreuzigte mich aber ebenfalls, bevor ich die Gegenstände entfernte und sie in einer Ecke des Schuppens auf den Boden stellte. »Ich lege sie zurück, wenn ich fertig bin.«

»Mmpfm. Warte noch einen Augenblick, Sassenach. Fass sie noch nicht an.«

Er grub in den Tiefen seines Umhangs nach und brachte ein kleines Fläschchen zum Vorschein. Er entkorkte es, hielt zwei Finger an die Öffnung und ließ ein wenig Flüssigkeit herauslaufen, die er über der Leiche versprühte. Dabei murmelte er rasch ein gälisches Gebet, in dem ich die Bitte an St. Michael erkannte, uns vor Dämonen, Leichenschändern und Wesen zu beschützen, die des Nachts herumrumpeln. Sehr nützlich.

»Ist das etwa Weihwasser?«, fragte ich ungläubig.

»Aye, natürlich. Vater LeClerc hat es mir vor seiner Abreise gegeben.« Er machte ein Kreuzzeichen über der Leiche und legte kurz die Hand auf die verhüllte Rundung des Schädels, bevor er mir kopfnickend seine widerstrebende Zustimmung erteilte fortzufahren.

Ich zog ein Skalpell aus meiner Tasche und durchtrennte vorsichtig die Naht des Leichentuches. Ich hatte eine stabile Nadel und gewachsten Faden zum Zunähen der Körperhöhle dabei; mit etwas Glück konnte ich ja auch das Leichentuch wieder so flicken, dass niemandem auffiel, was ich getan hatte.

Ihr Gesicht war so gut wie nicht mehr zu erkennen; die runden Wangen waren erschlafft und eingesunken, und die sanfte Röte ihrer schwarzen Haut war zu einem aschenen Grau verblasst, Lippen und Ohren ein bleiernes Violett. Das machte es mir leichter; es war deutlich, dass dies wirklich nur eine Hülle war, nicht die Frau, die ich gekannt hatte. Diese Frau würde - falls sie noch in der Nähe war - keine Einwände haben, dachte ich.

Jamie machte erneut ein Kreuzzeichen und sagte leise etwas auf Gälisch, dann stand er reglos da und hielt die Laterne hoch, so dass ich bei ihrem Licht arbeiten konnte. Das Licht warf seinen Schatten an die Schuppenwand, gigantisch und unheimlich im Flackern der Flamme. Ich wandte den Blick ab und schaute auf meine Arbeit.

Auch die offiziellste, hygienischste, modernste Autopsie ist schlichtes Metzgerhandwerk; dies hier war nicht besser - und auch nur deshalb schlimmer, weil es mir an Licht und Spezialwerkzeugen fehlte.

»Du brauchst nicht zuzusehen, Jamie«, sagte ich und trat zurück, um mir mit dem Handgelenk über die Stirn zu wischen. Trotz der Kühle im Inneren des Schuppens hatte mich das anstrengende Sprengen des Brustbeins zum Schwitzen gebracht, und die überreifen Gerüche des geöffneten Körpers hingen schwer in der Luft. »An der Wand ist ein Nagel; du könntest die Laterne aufhängen, wenn du ein wenig nach draußen gehen möchtest.«

»Alles bestens, Sassenach. Was ist denn das?« Er beugte sich vor und zeigte mir vorsichtig mit dem Finger, was er meinte. Seine beunruhigte

Miene war einem interessierten Ausdruck gewichen.

»Die Luftröhre und die Bronchien«, erwiderte ich und fuhr mit dem Skalpell über die wohlgeformten Knorpelringe, »und ein Stück der einen Lunge. Wenn es dir nichts ausmacht, könntest du dann bitte das Licht etwas näher nach hier halten?«

Da ich keine Spreizer hatte, konnte ich den Brustkorb nicht weit genug aufstemmen, um eine vollständige Lunge bloßzulegen, aber ich glaubte, dass ich genug sehen konnte, um eine Reihe von Möglichkeiten auszuschließen. Die Oberflächen beider Lungen waren schwarz und körnig; Betty war Mitte vierzig gewesen und hatte ihr ganzes Leben in der Nähe offener Holzfeuer verbracht.

»Jede Verschmutzung, die man einatmet und nicht wieder aushustet - Tabakrauch, Ruß, Smog, was auch immer -, wird allmählich zwischen dem Lungengewebe und dem Rippenfell hinaus geschoben«, erklärte ich ihm und hob mit der Skalpellspitze ein Stück der dünnen, halb durchsichtigen Rippenfellmembran an. »Aber der Körper kann den Schmutz nicht ganz abstoßen, also bleibt er einfach dort. Die Lunge eines Kindes wäre sauber und rosa.«

»Sehen meine Lungen auch so aus?« Jamie hustete automatisch auf, unterdrückte den Reflex dann aber. »Und was ist Smog?«

»Die Luft in Städten wie Edinburgh, wo sich der Rauch mit dem Nebel vermischt, der vom Wasser aufsteigt«, sagte ich geistesabwesend und räusperte mich leise, als ich die Rippen zurückzog, um in die dunkle Brusthöhle zu spähen. »Deine Lungen sehen wahrscheinlich nicht so schlimm aus, weil du viel Zeit im Freien oder in ungeheizten Räumen verbracht hast. Saubere Lungen gehören zu den Vorteilen eines Lebens ohne Feuer.«

»Das ist gut zu wissen, wenn man sowieso keine Wahl hat«, sagte er trocken. »Ich nehme an, die meisten Leute würden es lieber warm haben und husten, wenn sie es sich aussuchen könnten.«

Ich lächelte, ohne aufzublicken, während ich den oberen Lappen der rechten Lunge durchtrennte.

»Das würden sie, und sie tun es ja auch.« Kein Anzeichen einer Blutung in beiden Lungen; kein Blut in der Luftröhre, nichts, was auf eine Lungenembolie hingedeutet hätte. Keine Blutansammlungen in Brust oder Bauchhöhle, obwohl hier etwas durchsickerte. Nach dem Tod gerinnt das Blut, doch dann verflüssigt es sich allmählich wieder.

»Kannst du mir bitte noch etwas Watte reichen?« Ein paar kleine Blutflecken auf dem Leichentuch würden angesichts der spektakulären Natur von Bettys Tod sicher niemanden beunruhigen, doch ich musste vermeiden, dass es so viel wurde, dass jemand Verdacht schöpfte und nachsah.

Ich beugte mich vor, um ihm die Baumwolle aus der Hand zu nehmen und legte dabei der Leiche unbeabsichtigt die Hand auf die Seite. Der Körper gab ein leises Stöhnen von sich, und Jamie sprang mit einem erschrockenen Ausruf zurück. Das Licht schlingerte wild.

Auch ich war zusammengefahren, erholte mich jedoch schnell.

»Schon gut«, sagte ich, obwohl mein Herz rasend schlug und der Schweiß in meinem Gesicht plötzlich kalt geworden war. »Es ist nur eingeschlossenes Gas. Leichen machen oft seltsame Geräusche.«

»Aye.« Jamie schluckte und nickte, während er die Laterne zur Ruhe brachte. »Aye, das habe ich schon oft erlebt. Aber es überrascht einen doch ein wenig, nicht wahr?« Er lächelte mich schief an, obwohl ein heller Schweißfilm auf seiner Stirn glänzte.

»Das kann man wohl sagen.« Mir wurde klar, dass er es ja selbst schon mit einer ganzen Reihe von Leichen zu tun gehabt hatte, die grundsätzlich nicht einbalsamiert waren, und dass ihm die Phänomene des Todes wohl auch nicht minder vertraut waren als mir. Vorsichtig legte ich die Hand noch einmal auf dieselbe Stelle, doch es gab keine weiteren Geräusche, und ich nahm meine Untersuchung wieder auf.

Ein weiterer Unterschied zwischen dieser improvisierten Autopsie und der modernen Form bestand im Fehlen von Handschuhen. Meine Hände waren blutig bis zum Gelenk, und die Organe und Membranen fühlten sich schwach, aber unangenehm schleimig an; trotz der Kälte im Inneren des Schuppens hatte der unausweichliche Prozess des Verfalls bereits

begonnen. Ich schob meine Hand unter das Herz und hob es ans Licht, um es nach deutlichen Verfärbungen der Oberfläche oder sichtlichen Rissen der großen Blutgefäße abzusuchen.

»Manchmal bewegen sie sich auch«, sagte Jamie nach einer kurzen Pause. Sein Tonfall war merkwürdig, und ich sah überrascht zu ihm auf. Er hatte den Blick fest auf Bettys Gesicht geheftet, doch sein Ausdruck war so abwesend, dass er mit Sicherheit etwas anderes sah.

»Wer bewegt sich?«

»Leichen.

Mir lief eine Gänsehaut über die Unterarme. Er hatte Recht, aber ich fand, dass er diese Beobachtung gegenwärtig besser für sich behalten hätte.

»Ja«, sagte ich so beiläufig wie möglich und richtete den Blick wieder auf meine Arbeit. »Ein bekanntes, postmortales Phänomen. Normalerweise nur durch Gase verursacht.«

»Ich habe einmal gesehen, wie ein Toter sich hingesetzt hat«, sagte er, und sein Tonfall war genauso beiläufig wie der meine.

»Was, bei einer Totenwache? Er war gar nicht tot?«

»Nein, in einem Feuer. Und er war mausetot.«

Ich blickte scharf auf. Seine Stimme klang flach und sachlich, doch sein Gesicht trug einen nach innen gekehrten Ausdruck tiefster Gedankenverlorenheit; was auch immer er damals gesehen hatte, er sah es jetzt wieder.

»Nach der Schlacht von Culloden haben die Engländer die Toten aus den Highlands auf dem Feld verbrannt. Wir konnten die Feuer riechen, aber ich habe sie erst gesehen, als sie mich ins Freie geholt und auf den Wagen gelegt haben, um mich heimzuschicken.«

Er hatte unter einer Lage Heu versteckt gelegen und die Nase zum Atmen an eine Ritze zwischen den Brettern gepresst. Der Kutscher hatte das Feld weiträumig umfahren, um eventuellen Fragen der Truppen in der

Nähe der Kate auszuweichen, und einmal hatte er ein paar Minuten angehalten, um abzuwarten, bis eine Gruppe Soldaten weiter gezogen war.

»Vielleicht zehn Meter von uns entfernt brannte ein frischer Scheiterhaufen; sie hatten ihn kurz zuvor in Brand gesetzt, denn die Kleider begannen gerade erst zu verkohlen. Ich habe Graham Gillespie ganz in meiner Nähe auf dem Haufen liegen sehen, und er war mit Sicherheit tot, denn er hatte einen Pistolenschuss an der Schläfe.«

Der Wagen hatte eine Zeit lang gewartet, die ihm endlos erschienen war, wenn er auch vom Fieber und den Schmerzen zu benommen gewesen war, um es genau zu sagen. Doch während er auf den Scheiterhaufen starrte, hatte er gesehen, wie Gillespie sich plötzlich inmitten der Flammen hinsetzte und den Kopf wandte.

»Er hat mich direkt angesehen«, sagte er. »Wäre ich bei Verstand gewesen, hätte ich wohl fürchterlich losgebrüllt. Aber so fand ich es einfach nur... freundlich von Graham.« In seiner Stimme lag ein Hauch von beklommener Belustigung. »Ich dachte, wollte er mir sagen, dass es gar nicht so schlimm war, tot zu sein. Entweder das, oder er wollte mich vielleicht in der Hölle willkommen heißen.«

»Postmortale Muskelkontraktion«, sagte ich, ganz auf meine Grabungsarbeiten im Verdauungstrakt konzentriert. »Durch das Feuer ziehen sich die Muskeln zusammen, und die Gliedmaßen verdrehen sich oft zu sehr lebensähnlichen Positionen. Kannst du das Licht etwas näher halten?«

Ich hatte die Speiseröhre gelöst, schlitzte sie vorsichtig der Länge nach auf und klappte das wabbelige Gewebe auf. An ihrem unteren Ende lag eine Reizung vor, und sie enthielt Blut, doch ich fand keine Spur eines Gefäßrisses. Ich beugte mich tiefer, um in die Rachenhöhle zu blinzeln, doch es war zu dunkel, um dort viel zu erkennen. Für eine detailliertere Erkundung war ich nicht ausgerüstet, daher wandte ich meine Aufmerksamkeit stattdessen dem anderen Ende zu. Ich fuhr mit einer Hand unter den Magen und hob ihn hoch.

Ich spürte, wie der Argwohn, den ich die ganze Zeit verspürt hatte, sich verschärfte. Wenn hier wirklich etwas faul war, dann war dies die Stelle,

wo ich am wahrscheinlichsten herausfinden würde, was es war. Das sagte mir die Logik genauso wie mein sechster Sinn.

Der Magen enthielt keine Speisereste; so, wie sich Betty übergeben hatte, überraschte mich das nicht. Doch als ich die feste Muskelwand durchschnitt, übertünchte plötzlich scharfer Ipecacuanageruch die Ausdünstungen des Körpers.

»Was?« Auf meinen Ausruf hin beugte Jamie sich vor und sah die Leiche stirnrunzelnd an.

»Ipecacuana. Dieser Quacksalber hat ihr direkt vor ihrem Tod Ipecacuana verabreicht. Riechst du es?«

Er zog ein angewidertes Gesicht, schnüffelte jedoch vorsichtig und nickte.

»Hast du das denn nicht sowieso gewusst? Auf dem Speicherfußboden lag eine leere Flasche, auf deren Etikett es stand.«

»Nein.« Ich hatte nicht auf die verstreuten Bestandteile von Fentimans Ausrüstung geachtet, da ich zu diesem Zeitpunkt damit beschäftigt gewesen war, den Doktor aus dem Zimmer zu bringen.

»Ist es denn nicht das Richtige, wenn man einen Patienten mit Bauchgrimmen hat? Du hast doch der kleinen Beckie MacLeod selbst Ipecacuana gegeben, als sie dein blaues Mittel getrunken hat.«

»Da hast du Recht.« Die fünfjährige Beckie hatte eine halbe Flasche der Arsenlösung getrunken, die ich als Rattengift hergestellt hatte. Sie hatte sich von der hellblauen Farbe anlocken lassen, und der Geschmack hatte sie nicht im Mindesten abgeschreckt. Nun ja, den Ratten schmeckte es ja auch. »Aber ich habe es sofort getan. Es ist sinnlos, es Stunden später zu verabreichen, wenn das Gift oder Reizmittel den Magen schon wieder verlassen hat.«

Doch konnte Fentiman dies bei seinen medizinischen Kenntnissen gewusst haben? Vielleicht hatte er Betty das Ipecacuana ja einfach nur verabreicht, weil ihm nichts anderes einfiel. Ich runzelte die Stirn und schlug die schwere Magenwand zurück. Ja, dies war die Quelle der Blutungen; die Innenseite der Wand sah roh und dunkelrot wie Hackfleisch

aus. Der Magen enthielt eine kleine Menge Flüssigkeit; klare Lymphe, die sich allmählich von dem geronnenen Blut absetzte, das noch im Körper verblieben war.

»Also glaubst du, dass sie vielleicht durch das Ipecacuana umgekommen ist?«

»Im ersten Moment ja... aber jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher«, murmelte ich und betastete vorsichtig den Magen. Wenn Fentiman Betty eine große Dosis Ipecacuana verabreicht hatte, dachte ich, so hatte möglicherweise das daraus resultierende, heftige Erbrechen einen internen Gefäßriss und den Blutsturz verursacht - doch ich fand nichts, was darauf hingewiesen hätte. Ich benutzte das Skalpell, um den Magen weiter aufzuschneiden, und zog seine Ränder zurück.

»Kannst du mir eins von den kleinen, leeren Gläsern geben? Und die Flasche zum Waschen, bitte?«

Jamie hängte die Laterne an den Nagel und kniete sich gehorsam hin, um in der Tasche herumzukramen, während ich weiter in Bettys Magen herumtastete. In den Falten der Magenschleimhaut hatte sich ein körniges Material gesammelt, das einen hellen Brei bildete. Ich schabte zögernd daran herum und stellte fest, dass es sich leicht lösen ließ und als dicke, körnige Paste zwischen meinen Fingerspitzen kleben blieb. Ich war mir nicht sicher, was es war, doch in meinem Hinterkopf regte sich ein unangenehmer Verdacht. Ich nahm mir vor, den Magen zu spülen und den Bodensatz aufzufangen und mit zurück ins Haus zu nehmen, wo ich ihn am Morgen bei richtigem Licht betrachten konnte. Wenn es das war, was ich dachte...

Die Tür des Schuppens schwang ohne jede Vorwarnung auf. Ein heftiger, kalter Luftzug ließ die Laterne hoch und hell aufflammen - hell genug, um mir Philip Wylies Gesicht zu zeigen, das bleich und schockiert im Türrahmen auftauchte.

Er starrte mich mit offenem Mund an, dann schloss er ihn und schluckte. Sein Blick wanderte langsam über die Szene und kehrte dann voller Entsetzen zu meinem Gesicht zurück.

Ich war ebenfalls schockiert. Das Herz war mir in den Hals gehüpft, und meine Hände waren erstarrt, aber mein Hirn arbeitete rasend.

Was würde passieren, wenn er einen Aufruhr verursachte? Es würde ein schrecklicher Skandal werden, ganz gleich, ob es mir gelang zu erklären, was ich getan hatte, oder nicht. Wenn nicht - eine eisige Welle der Furcht überkam mich. Ich war schon einmal dicht daran gewesen, wegen Hexerei verbrannt zu werden, und das war schon einmal zu viel.

Ich spürte eine leichte Luftbewegung zu meinen Füßen und begriff, dass Jamie im Dunkel unter dem Tisch hockte. Der Schein der Laterne war hell, aber begrenzt; ich stand bis zur Taille im Dunklen. Wylie hatte ihn nicht gesehen. Ich streckte einen Zeh aus und stieß ihn an, um ihm zu signalisieren, dass er bleiben sollte, wo er war.

Ich zwang mich, Philip Wylie zuzulächeln, obwohl mir das Herz wild hämmernd im Halse steckte. Ich schluckte krampfhaft und sagte die ersten Worte, die mir einfielen - zufälligerweise war es: »Guten Abend«.

Er leckte sich die Lippen. Im Augenblick trug er weder Schönheitspflästerchen noch Puder, doch er war so bleich wie das Musselinlaken.

»Mrs.... Fräser«, sagte er und schluckte ein zweites Mal. »Ich - äh - was macht Ihr hier?«

Eigentlich hatte ich gedacht, dass das einigermaßen offensichtlich war; wahrscheinlich bezog sich seine Frage ja auf die Gründe, warum ich es tat - und ich hatte nicht die Absicht, ihm diese näher zu erläutern.

»Das braucht Ihr nicht zu wissen«, sagte ich kühl und fand ein wenig zu meiner Fassung zurück. »Was macht *Ihr* hier, dass Ihr mitten in der Nacht in der Gegend herumschleicht?«

Das war offensichtlich eine gute Frage; seine Miene schlug von offenem Entsetzen in Argwohn um. Sein Kopf zuckte, als wollte er hinter sich blicken. Er hielt in der Bewegung inne, bevor er sie vollenden konnte, doch mein Blick folgte ihrer Richtung. Hinter ihm stand ein Mann in der Dunkelheit; ein hoch gewachsener Mann, der jetzt vortrat. Sein Gesicht

schimmerte bleich im Schein der Laterne, und seine sardonischen Augen waren grün wie Stachelbeeren. Stephen Bonnet.

»Himmel!«, sagte ich.

An diesem Punkt ereignete sich eine ganze Reihe von Dingen: Jamie kam unter dem Tisch hervorgeschossen wie eine angreifende Kobra; Philip Wylie sprang mit einem Schreckensruf von der Tür zurück, und die Laterne krachte von ihrem Nagel zu Boden. Es roch heftig nach verspritztem Öl und Brandy; es ertönte ein leises *Wusch* wie beim Anspringen eines Heizofens, und schon stand das zusammengeballte Leichentuch zu meinen Füßen in Flammen.

Jamie war fort; draußen in der Dunkelheit erschollen Rufe und die Geräusche von Schritten auf dem Pflaster. Ich stampfte auf den brennenden Stoff, um das Feuer auszutreten.

Dann überlegte ich es mir anders und warf mich stattdessen mit einem Satz gegen den Tisch, so dass er umstürzte und seine Last auf dem Boden landete. Mit einer Hand ergriff ich das flammende Leichentuch und zog es über die Leiche und den umgestürzten Tisch. Der Boden des Schuppens war dick mit Sägespänen bestreut, die an einigen Stellen bereits brannten. Ich versetzte der zersplitterten Laterne einen festen Tritt und schleuderte sie gegen die trockenen Wandbretter. Dabei verteilte sich das restliche Öl, das sich sofort entzündete.

Im Gemüsegarten erklangen laute, alarmierte Rufe; ich musste hier hinaus. Ich ergriff meine Tasche und flüchtete in die Nacht, meine Faust immer noch fest um das Indiz geballt. Es war meine einzige Gewissheit in all dem Chaos. Ich hatte zwar keine Ahnung, was hier vorging oder was als Nächstes geschehen mochte, aber wenigstens wusste ich mit Sicherheit, dass ich Recht hatte. Betty war tatsächlich ermordet worden.

Einige Sklaven, die durch den Tumult geweckt worden waren, liefen aufgeregt durch den Gemüsegarten. Sie bewegten sich planlos und verständigten sich laut rufend, doch da der sinkende Mond die einzige

Lichtquelle war, fiel es mir nicht schwer, mich im Schatten zu halten und an ihnen vorbeizuschlüpfen.

Es war noch niemand aus dem Haus gekommen, doch es konnte nicht mehr lange dauern, bis die Rufe und die Flammen Aufmerksamkeit erregten. Ich kauerte im Schatten eines großen Himbeerstrauches, als das Tor aufflog und zwei weitere Sklaven vom Stall herbeigeeilt kamen. Sie waren halb bekleidet und kaum zu verstehen und riefen irgendetwas, das mit Pferden zu tun hatte. Kräftiger Brandgeruch hing in der Luft; zweifellos dachten sie, der Stall stünde in Flammen oder sei kurz davor.

Mein Herz schlug so fest gegen die Innenseite meines Brustkorbes, dass ich es spüren konnte wie eine Faust. Das schlaffe Herz, das ich gerade noch in der Hand gehalten hatte, stand mir plötzlich unangenehm vor Augen, und ich dachte daran, wie meines wohl jetzt aussehen musste - ein dunkelroter Knoten aus glattem Muskelgewebe, der in seiner Höhle zwischen den Lungen blind vor sich hinhämmerte.

Meine Lungen funktionierten nicht annähernd so gut wie mein Herz; ich atmete kurz und heftig in keuchenden Zügen, die ich zu unterdrücken versuchte, weil ich Angst hatte, entdeckt zu werden. Was, wenn sie Bettys entweihten Körper aus dem Schuppen zerrten? Sie würden zwar nicht wissen, wer für die Verstümmelung verantwortlich war, doch ihre Entdeckung würde für einen schrecklichen Aufruhr sorgen und zu wilden Gerüchten und allgemeiner Hysterie führen.

Über der rückwärtigen Mauer des Gemüsegartens leuchtete es jetzt rotglühend; das Dach des Schuppens begann zu brennen, und das Leuchten des Feuers zeigte sich in gleißenden, dünnen Linien, als die Kiefernholzschindeln zu qualmen begannen und sich einrollten.

Der Schweiß kitzelte mich hinter den Ohren, doch das Atmen fiel mir ein wenig leichter, als ich die Sklaven zu einer eingeschüchterten Silhouette zusammengedrängt am hinteren Tor stehen sah. Natürlich - da der Schuppen schon so gründlich Feuer gefangen hatte, würden sie nicht versuchen, ihn zu löschen. Das nächste Wasser befand sich in den Pferdetrögen; bis sie die Eimer geholt hatten, würde der Schuppen schon

fast in Schutt und Asche liegen. Es befand sich ja nichts Brennbares in seiner Nähe. Am besten ließ man ihn brennen.

Über dem Schuppen erhob sich der Rauch in wirbelnden Wolken hoch in die Luft. Wenn man wusste, was sich im Inneren befand, war es nur zu leicht, sich spektrale Schatten in den durchsichtigen Wogen vorzustellen. Dann durchbrach das Feuer das Dach, und züngelnde Flammen ließen den Rauch von unten aufglühen - ein ebenso gespenstischer wie wunderschöner Anblick.

Hinter mir brach jemand in schrilles Gejammer aus, und ich fuhr zurück und stieß mir den Ellbogen an der Mauer. Phaedre war durch das Tor gekommen, gefolgt von Gussie und einer anderen Sklavin. Sie rannte durch den Garten und schrie: »Mama!« In ihrem weißen Hemd fing sich das Licht der Flammen, die jetzt Funken sprühend durch die Löcher im Dach des Schuppens brachen.

Die Männer am Tor fingen sie ab; die Frauen eilten ihr nach und streckten aufgeregt rufend die Arme nach ihr aus. Ich hatte plötzlich einen Blutgeschmack im Mund und merkte, dass ich mir auf die Unterlippe gebissen hatte. Ich schloss krampfhaft die Augen und versuchte, nicht auf Phaedres panische Schreie und den abwechselnden, tröstenden Singsang ihrer Begleiterinnen zu hören.

Mich überkam ein fürchterliches Schuldgefühl. Ihre Stimme war Briannas Stimme so ähnlich, und ich konnte mir nur zu deutlich vorstellen, was Brianna wohl empfunden hätte, wenn es mein Körper gewesen wäre, der in dem Schuppen verbrannte. Doch Phaedre hätte noch Schlimmeres empfunden, wenn ich das Feuer nicht entfesselt hätte. Meine Hände zitterten vor Kälte und Anspannung, doch ich tastete nach meiner Tasche, die zu meinen Füßen auf den Boden gefallen war.

Meine Hände fühlten sich steif und unangenehm an, weil trocknendes Blut und Lymphe an ihnen klebte. Ich durfte auf keinen Fall zulassen, dass man mich so sah. Ich wühlte mit der freien Hand in dem Sack herum und ertastete schließlich ein Glas mit Deckel, in dem ich normalerweise Blutegel aufbewahrte, sowie die kleine Flasche mit dem Gemisch aus Wasser und Alkohol zum Waschen.

Ich konnte nichts sehen, aber ich spürte, wie das Blut wie Schuppen abplatzte, als ich meine verkrampften Finger öffnete und den Inhalt meiner Hand vorsichtig in das Glas schabte. Meine Finger zitterten so sehr, dass ich den Korken der Flasche nicht zu packen bekam; schließlich zog ich ihn mit den Zähnen heraus und goss mir den Alkohol über die offene Handfläche, um den Rest der körnigen Substanz in das Glas zu spülen.

Das Haus war jetzt geweckt; ich konnte Stimmen hören, die aus dieser Richtung kamen. Was war nur los? Wo war Jamie - und wo waren Bonnet und Philip Wylie? Jamies einzige Waffe war seine Flasche Weihwasser gewesen; wie stand es mit den beiden anderen? Zumindest hatte ich keine Schüsse gehört - aber Klingen machten kein Geräusch.

Ich spülte mir beide Hände hastig mit der restlichen Flüssigkeit aus der Waschflasche ab und trocknete sie am dunklen Futter meines Mantels ab, wo die Schmierspuren nicht zu sehen sein würden. Im Garten liefen Menschen hin und her, und ihre Schatten huschten wie Phantome nur wenige Zentimeter von meinem Versteck entfernt über die Gartenwege. Warum machten sie kein Geräusch? Waren es wirklich Menschen - oder Schatten, die ich irgendwie durch mein Sakrileg geweckt hatte?

Dann rief eine der Gestalten etwas; eine andere antwortete. Ich begriff dumpf, dass die Läufer keinen Lärm erzeugten, weil sie barfuß waren und ich Ohrensausen hatte. Kalter Schweiß prickelte in meinem Gesicht, und meine Hände waren so taub, dass es nicht nur an der Kälte liegen konnte.

»Beauchamp, du Idiotin«, dachte ich bei mir. »Gleich fällst du in Ohnmacht! Setz dich hin!«

Das musste ich gerade noch geschafft haben, denn als ich kurz darauf zu mir kam, lag ich halb an die Mauer gelehnt unter der Himbeere auf dem Boden. Der Gemüsegarten schien jetzt voller Leute zu sein; die torkelnden, bleichen Gestalten der Gäste und Bediensteten waren in ihren Hemden so schlecht auseinander zu halten wie Gespenster.

Ich wartete noch einige Atemzüge ab, um sicherzugehen, dass ich wieder ganz bei mir war, dann stand ich ungeschickt und schwankend auf und trat mit der Tasche in der Hand auf den dunklen Pfad.

Die erste Person, die ich sah, war Major MacDonald, der auf dem Weg stand und zusah, wie der Schuppen abbrannte. Seine weiße Perücke glänzte im Schein des Feuers. Ich packte ihn am Arm, und er erschrak heftig.

»Was ist denn hier los?«, fragte ich, ohne mir die Mühe zu machen, mich zu entschuldigen.

»Wo ist Euer Mann?«, sagte er gleichzeitig mit mir und blinzelte auf der Suche nach Jamie an mir vorbei.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich nur zu wahrheitsgemäß. »Ich bin auf der Suche nach ihm.«

»Mrs. Fräser! Geht es Euch gut, Teuerste?« Lloyd Stanhope tauchte an meiner Seite auf. In seinem Nachthemd sah er aus wie ein ziemlich aufgeregtes, gekochtes Ei, denn ohne Perücke war sein glatter Schädel überraschend rund und blass.

Ich versicherte ihm, dass es mir wunderbar ging, was inzwischen auch der Wahrheit entsprach. Erst jetzt, als ich Stanhope sah und feststellte, dass die restlichen anwesenden Herren sich zum Großteil in einem ähnlich unbekleideten Zustand befanden, fiel mir auf, dass der Major vollständig angezogen war, von der Perücke bis hin zu den Spangenschuhen. Mein Gesicht muss sich verändert haben, als ich ihn musterte, denn ich sah, wie er die Augenbrauen hochzog und seinen Blick von meinem zusammengebundenen Haar bis zu den Schuhen an meinen Füßen wandern ließ, weil er ganz offensichtlich bemerkte, dass dasselbe auch für mich galt.

»Ich habe gehört, wie jemand ›Feuer‹ gerufen hat und dachte, es könnte jemand verletzt sein«, sagte ich kühl und hob meine Tasche. »Also habe ich meine Ausrüstung mitgebracht. Wisst Ihr, ob irgendjemand zu Schaden gekommen ist?«

»So weit ich -«, begann MacDonald, doch dann sprang er erschrocken zurück und griff nach meinem Arm, um mich zurückzureißen. Das Dach gab mit einem tiefen Seufzer nach, und die Funken stoben hoch in die Luft, bevor sie sich über die Menge im Garten ergossen.

Alle Welt hielt hörbar die Luft an und wich unter lautem Rufen zurück. Dann folgte eine jener kurzen, unerklärlichen Pausen, in denen eine ganze Menschenansammlung plötzlich zur selben Zeit verstummt. Das Feuer brannte immer noch mit Geräuschen, wie wenn man Papier zusammenknüllt, doch darüber hinaus konnte ich in der Ferne jemanden rufen hören. Es war eine Frauenstimme, schrill und rau, aber kräftig und voller Wut.

»Mrs. Cameron!«, rief Stanhope aus, doch der Major war bereits im Laufschritt zum Haus unterwegs.

53

Das Gold des Franzosen

Wir fanden Jocasta Cameron Innes auf der Fensterbank in ihrem Zimmer. Sie trug nur ihre Chemise, war an Händen und Füßen mit aus ihrer Bettwäsche gerissenen Leinenstreifen gefesselt, und ihr Gesicht war scharlachrot vor Wut. Ich hatte keine Zeit, weitere Notiz von ihrem Zustand zu nehmen, denn Duncan Innes, der sich für die Nacht bis auf sein Hemd ausgezogen hatte, lag mit ausgestreckten Beinen bäuchlings am Kamin auf dem Boden.

Ich eilte sofort zu ihm und kniete mich hin, um nach seinem Puls zu suchen.

»Ist er tot?« Der Maj or warf einen Blick über meine Schulter, aus dem eher Neugier als Mitgefühl sprach.

»Nein«, sagte ich knapp. »Schickt doch bitte diese Leute fort, ja?« Die Schlafkammer war vollgestopft mit Gästen und Dienstboten, die sich lautstark um Jocasta drängten - inzwischen hatte man sie losgebunden - und Erklärungen verlangten, Spekulationen äußerten und generell furchtbar störten. Der Major machte angesichts meines unverblümten Tonfalls große Augen, zog sich jedoch widerspruchslos zurück, um sich der Situation anzunehmen.

Duncan lebte in der Tat noch, und eine flüchtige Untersuchung zeigte, dass er, abgesehen von einer großen Beule hinter dem einen Ohr, nicht verletzt war; offensichtlich hatte man ihn mit dem schweren, silbernen Kerzenständer niedergeschlagen, der neben ihm auf dem Boden lag. Seine Haut hatte eine unangenehme Farbe, doch sein Pulsschlag war akzeptabel, und er atmete gleichmäßig. Ich öffnete ihm mit dem Daumen nacheinander beide Augenlider und beugte mich dicht über ihn, um seine

Pupillen zu überprüfen. Sie starrten mir glasig entgegen, waren jedoch gleich groß und nicht unnormal erweitert. So weit, so gut.

In meinem Rücken brachte der Major seine Militärerfahrung zu vollem Einsatz und bellte Befehle wie auf dem Exerzierplatz. Da die meisten der Anwesenden keine Soldaten waren, zeigte dies nur eingeschränkte Wirkung. Jocasta Cameron war da schon erfolgreicher. Von ihren Fesseln befreit, stolperte sie durch das Zimmer. Sie stützte sich schwer auf Ulysses' Arm und teilte die Menge wie die Wellen des Roten Meeres.

»Duncan! Wo ist mein Mann?«, fragte sie fordernd und wandte den Kopf hin und her. Der Ausdruck ihrer blinden Augen war brennend. Die Leute wichen vor ihr zurück, und sie war in Sekundenschnelle an meiner Seite.

»Wer ist da?« Sie beschrieb mit der Hand einen flachen Bogen vor sich, um auszumachen, wo sie war.

»Ich bin es - Claire.« Ich streckte eine Hand nach der ihren aus und half ihr neben mir zu Boden. Ihre Finger waren kalt und zitterten, und die Fesseln hatten tiefe, rote Stellen an ihren Handgelenken hinterlassen. »Keine Sorge, ich glaube nicht, dass Duncan Schaden genommen hat.«

Sie streckte eine Hand aus, um sich selbst zu überzeugen, und ich führte ihre Finger an seinen Hals und legte sie auf die große Ader, die ich an der Seite seines Halses pulsieren sehen konnte. Mit einem kleinen Ausruf beugte sie sich vor, um ihm beide Hände auf das Gesicht zu legen, und sie zeichnete seine Gesichtszüge mit einer nervösen Zärtlichkeit nach, die mich sehr rührte, weil sie so gar nicht zu ihrer üblichen, autokratischen Art zu passen schien.

»Sie haben ihn niedergeschlagen - ist er schwer verletzt?«

»Ich glaube nicht«, versicherte ich ihr. »Nur ein Hieb auf den Schädel.«

»Bist du ganz sicher?« Sie wandte mir stirnrunzelnd das Gesicht zu, und ihre empfindlichen Nasenlöcher blähten sich. »Ich rieche Blut.«

Leicht erschrocken stellte ich fest, dass meine Hände zwar einigermaßen sauber waren, meine Fingernägel jedoch nach der improvisierten Autopsie immer noch dunkle Blutränder hatten. Ich

unterdrückte das Bedürfnis, meine Finger zu verstecken, und murmelte stattdessen diskret: »Das bin ich wahrscheinlich; meine Regel.« Major MacDonald blickte neugierig in unsere Richtung; hatte er sie gehört?

An der Tür regte sich etwas, und ich drehte mich um. Zu meiner immensen Erleichterung war es Jamie. Er sah mitgenommen aus, sein Rock war zerrissen, und er schien die Anfänge eines Veilchens im Gesicht zu tragen, sah aber ansonsten unversehrt aus.

Meine Erleichterung muss mir anzusehen gewesen sein, denn seine grimmige Miene entspannte sich ein wenig, und er nickte, als sein Blick den meinen traf. Bei Duncans Anblick verhärtete sie sich jedoch wieder. Er sank neben mir auf die Knie.

»Er hat nichts«, sagte ich, bevor er fragen konnte. »Jemand hat ihm eins über den Schädel gezogen und deine Tante gefesselt.«

»Aye? Wer?« Er blickte zu Jocasta auf und legte Duncan eine Hand auf die Brust, als wollte er sich versichern, dass Duncan wirklich noch atmete.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, erwiderte sie unwirsch. »Wenn ich es wüsste, hätte ich längst Männer ausgesandt, um die Schufte zu jagen.« Ihre Lippen pressten sich zu einem dünnen Lächeln zusammen, und bei dem Gedanken an die Angreifer lief ihr Gesicht erneut rot an. »Hat denn niemand die Kerle gesehen?«

»Ich glaube nicht, Tante Jocasta«, erwiderte Jamie ruhig. »Bei diesem Gewimmel im Haus weiß doch niemand, worauf er achten soll, aye?«

Ich zuckte mit einer Augenbraue, und sah ihn wortlos fragend an. Was meinte er damit? War Bonnet entwischt? Denn es musste doch Bonnet gewesen sein, der in Jocastas Gemächer eingedrungen war; auch wenn es noch so sehr von Menschen wimmelte, konnten wohl kaum mehrere gewalttätige Kriminelle in ein und derselben Nacht auf River Run unterwegs sein.

Jamie schüttelte kurz den Kopf. Er blickte auf meine Hände, sah das Blut unter meinen Nägeln und zog ebenfalls eine Augenbraue hoch. Hatte ich etwas entdeckt? Hatte ich genug Zeit gehabt, um Gewissheit zu

erlangen? Ich nickte, und ein leiser Schauer durchfuhr mich; ja, ich wusste jetzt Bescheid.

Mord, signalisierte ich ihm stumm mit den Lippen.

Er drückte mir rasch zur Bestätigung den Arm und wandte sich um. Es war dem Major endlich gelungen, den Großteil der Menge in den Flur hinauszuschieben und die Hausdiener loszuschicken, damit sie etwas zur Wiederbelebung und Erfrischung besorgten, einen Stallknecht, damit er den Sheriff aus Cross Creek holte, die Männer, damit sie das Gelände nach den möglichen Übeltätern absuchten. Die aufgeregt tuschelnden Damen schickte er in den Salon hinunter. Der Major schloss die Tür fest hinter ihnen, dann kam er energisch zu uns herüber.

»Sollen wir ihn auf das Bett legen?«

Duncan begann, sich zu regen und zu stöhnen. Er hustete ein wenig und machte Würgegeräusche, doch glücklicherweise übergab er sich nicht. Jamie und Major MacDonald richteten ihn auf, indem sie seinen schlaffen Arm über Jamies Schultern legten, der Major ihn unter seinem Armstumpf ergriff und sie ihn so zu dem großen Himmelbett hinüberbugsierten, wo sie ihn ohne Rücksicht auf die seidene Quiltdecke ablegten.

In einem atavistischen Anfall von Hausfrauentugend zog ich ihm die Schuhe aus und legte ihm ein weiches Kissen aus grünem Samt unter den Kopf. Es war mit Kleie gefüllt, knisterte aber leise unter meiner Hand und sonderte einen kräftigen Lavendelduft ab. Nun ja, Lavendel war gut gegen Kopfschmerzen, doch ich war mir nicht sicher, ob er für Beschwerden dieses Kalibers geeignet war.

»Wo ist Phaedre?«

Ulysses hatte Jocasta zu ihrem Sessel geleitet, und sie ließ sich tief in das Leder sinken und sah plötzlich erschöpft und alt aus. Gemeinsam mit der Wut war ihr auch die Farbe aus dem Gesicht gewichen, und ihre Frisur löste sich zunehmend in weiße Haarsträhnen auf, die ihr über die Schultern hingen.

»Ich habe Phaedre zu Bett geschickt, Tante Jocasta.« Brianna war ins Zimmer gekommen, ohne dass wir es in dem Aufruhr bemerkt hatten, und

hatte sich einer Entfernung durch den Major erfolgreich widersetzt. Sie beugte sich über Jocasta und berührte voll mitfühlender Sorge ihre Hand. »Keine Sorge, ich werde mich um dich kümmern.«

Jocasta legte dankbar ihre Hand auf Briannas Hand, setzte sich jedoch aufrechter hin und machte ein verwirrtes Gesicht.

»Sie zu Bett geschickt? Warum? Und was in Gottes Namen brennt denn hier?«

Alarmiert fuhr sie kerzengerade auf. »Stehen etwa die Stallungen in Brand?« Der Wind hatte sich gedreht, und die Nachtluft, die durch eine zerbrochene Scheibe hereinströmte, roch stark nach Rauch und trug den schwachen, grauenvollen Geruch verbrannten Fleisches mit sich.

»Nein, nein! Phaedre war sehr erschüttert«, erklärte Brianna vorsichtig. »Der Schuppen neben dem Gemüsegarten scheint abgebrannt zu sein; die Leiche ihrer Mutter...«

Jocastas Gesicht verlor für ein paar Sekunden jeden Ausdruck. Dann richtete sie sich auf, und ihr Gesicht nahm eine ganz außergewöhnliche Miene an, etwas, das an Genugtuung zu grenzen schien, wenn es auch mit einer Spur von Verwirrung versetzt war.

Jamie stand hinter mir. Offensichtlich sah er es ebenfalls, denn ich hörte ihn leise brummen.

»Geht es dir besser, Tante Jocasta?«, fragte er trocken.

Sie wandte ihm das Gesicht zu und zog eine Augenbraue hoch, als sie sardonisch antwortete.

»Sobald ich etwas getrunken habe«, sagte sie und nahm den Whisky entgegen, den Ulysses ihr zielsicher in die Hand drückte. »Doch, aye, Neffe, es geht mir gut. Aber was ist mit Duncan?«

Ich saß bei Duncan auf dem Bett, sein Handgelenk in meiner Hand, und konnte spüren, wie er langsam an die Oberfläche des Bewusstseins zurückkehrte, denn seine Augenlider begannen zu flattern, und seine Finger zuckten sacht unter meiner Handfläche.

»Er kommt gerade zu sich«, beruhigte ich sie.

»Gib ihm Brandy, Ulysses«, ordnete Jocasta an, doch ich gebot ihm kopfschüttelnd Einhalt.

»Noch nicht. Er könnte ersticken.«

»Bist du in der Lage, uns zu erzählen, was geschehen ist, Tante Jocasta?«, fragte Jamie mit hörbar gereizter Stimme. »Oder müssen wir warten, bis Duncan zu sich kommt?«

Jocasta seufzte und schloss kurz die Augen. Sie konnte genauso gut wie die anderen MacKenzies verbergen, was sie dachte, doch in diesem Fall war immerhin klar ersichtlich, *dass* sie nachdachte, und zwar heftig. Ihre Zungenspitze kam zum Vorschein und berührte eine wunde Stelle an ihrem Mundwinkel, und ich begriff, dass sie nicht nur gefesselt, sondern auch geknebelt gewesen sein musste.

Ich konnte spüren, dass Jamie hinter mir seine Gefühle kaum noch bezähmen konnte. Aus der Nähe konnte ich das Klopfen seiner Fingerspitzen hören, denn er trommelte leise mit seinen steifen Fingern auf den Bettpfosten. So sehr ich darauf brannte, Jocastas Geschichte zu hören, ich brannte noch mehr darauf, mit Jamie allein zu sein, ihm zu erzählen, was ich entdeckt hatte und herauszufinden, was sich in der Dunkelheit des Gemüsegartens abgespielt hatte.

Draußen im Flur erklangen murmelnde Stimmen; nicht alle Gäste hatten sich zerstreut. Ich fing gedämpfte Satzfetzen auf - »... völlig verbrannt, nur die Knochen sind übrig«, »... gestohlen? Ich weiß es nicht...«, »...im Stall nachsehen«, »...ja, vollständig verbrannt...«. Mich durchfuhr ein heftiger Schauer, und ich klammerte mich fest an Duncans Hand, während ich gegen ein Panikgefühl ankämpfte, das ich nicht verstand. Ich muss ein merkwürdiges Gesicht gemacht haben, denn Brianna sagte leise: »Mama? Sie sah mich mit vor Sorge zerfurchter Stirn an. Ich versuchte, sie anzulächeln, doch meine Lippen fühlten sich steif an.

Jamies große, warme Hände senkten sich auf meine Schultern. Ohne es zu merken, hatte ich den Atem angehalten; bei seiner Berührung atmete ich leise keuchend aus und atmete dann normal weiter. Major MacDonald sah mich neugierig an, doch seine Aufmerksamkeit wurde durch Jocasta

abgelenkt, die jetzt die Augen öffnete und ihr Gesicht in seine Richtung drehte.

»Ihr seid Major MacDonald, nicht wahr?«

»Stets zu Diensten, Ma'am.« Der Major verbeugte sich automatisch vor ihr, denn er vergaß - wie die meisten Leute -, dass sie ihn nicht sehen konnte.

»Ich danke Euch für Euren ritterlichen Einsatz, Major. Mein Gatte und ich stehen tief in Eurer Schuld.«

Der Major winkte mit einem höflichen Geräusch ab.

»Nein, nein«, beharrte sie. Sie richtete sich auf und strich sich mit einer Hand das Haar aus dem Gesicht. »Ihr habt unseretwegen große Mühe auf Euch genommen, und wir dürfen Eure Güte nicht weiter ausnutzen. Ulysses - bring den Major nach unten in den Salon und sorge dafür, dass er sich angemessen erfrischen kann.«

Der Butler verbeugte sich unterwürfig - erst jetzt bemerkte ich, dass er ein Nachthemd über einer Kniehose trug, deren Schnallen nicht geschlossen waren, sich jedoch die Perücke aufgesetzt hatte - und schob den Major bestimmt zur Tür. MacDonald sah geradezu lächerlich überrascht und nicht wenig verärgert darüber aus, dass man ihn auf diese zivilisierte Weise abservierte, denn er hatte offensichtlich vorgehabt, zu bleiben und die Details zu hören. Doch es war ihm unmöglich, sich Jocasta zu widersetzen, ohne dabei das Gesicht zu verlieren, also machte er gute Miene zum bösen Spiel und verabschiedete sich mit einer würdevollen Verbeugung.

Meine Panik ließ allmählich genauso verblüffend nach, wie sie gekommen war. Jamies Hände strahlten eine Wärme aus, die sich in meinem ganzen Körper auszubreiten schien, und das Atmen fiel mir nicht länger schwer. Ich konnte mich wieder auf meinen Patienten konzentrieren, der jetzt die Augen geöffnet hatte, wenn er es auch zu bedauern schien.

»Och, *mo cheann*!« Duncan sah blinzelnd in den Schein der Laterne, konzentrierte sich mit Schwierigkeiten auf mein Gesicht und hob dann den

Blick zu Jamie, der hinter mir stand. »*Mac Dubh* - was ist passiert?«

Eine von Jamies Händen ließ von meiner Schulter ab und senkte sich, um Duncans Arm zu umklammern.

»Mach dir keine Sorgen, *a charaid*.« Er sah Jocasta viel sagend an. »Deine Frau hatte gerade vor, uns zu erzählen, was vorgefallen ist. Nicht wahr, Tante Jocasta?«

Er legte eine leichte, aber unmissverständliche Betonung auf die letzte Frage, und Jocasta, die sich nun in die Enge getrieben sah, spitzte die Lippen, doch dann setzte sie sich seufzend gerade hin und ergab sich der unangenehmen Notwendigkeit, sich uns anzuvertrauen.

»Hier ist niemand mehr, der nicht zur Familie gehört?«

Nachdem wir ihr dies versichert hatten, nickte sie und begann.

Sie hatte ihre Magd entlassen und war im Begriff gewesen, zu Bett zu gehen, als sich plötzlich die Tür zum Flur geöffnet hatte und - so glaubte sie - zwei Männer eingetreten waren.

»Ich bin mir sicher, dass es mehr als einer war - ich habe ihre Schritte und ihren Atem gehört«, sagte sie mit konzentriert gerunzelter Stirn. »Möglich, dass es drei waren, aber ich glaube es nicht. Es hat nur einer von ihnen gesprochen. Aber ich glaube, dass der andere jemand war, den ich kenne, denn er hat sich von mir fern gehalten, als hätte er Angst, ich könnte ihn irgendwie erkennen.«

Doch der Mann, der mit ihr gesprochen hatte, war ein Fremder gewesen; sie war sich sicher, dass sie seine Stimme noch nie zuvor gehört hatte.

»Er war Ire«, sagte sie, und Jamies Hand klammerte sich abrupt fester um meine Schulter. »Er konnte sich gewählt ausdrücken, aber ein Gentleman war er nicht.« Ihre Nasenlöcher blähten sich unbewusst vor Abscheu.

»Nein, das wohl kaum«, sagte Jamie leise. Brianna war beim Klang des Wortes »Ire« leicht zusammengefahren, wenn sie auch nur leicht die Stirn runzelte, während sie konzentriert zuhörte.

Der Ire war höflich, aber direkt in seinen Forderungen gewesen; er wollte das Gold.

»Gold?« Es war Duncan, der das sagte, doch allen anderen stand dieselbe Frage deutlich ins Gesicht geschrieben. »Was denn für Gold? Wir haben doch gar kein Geld im Haus außer ein paar Pfund Sterling und ein wenig Proklamationsgeld.«

Jocasta presste die Lippen fest zusammen. Doch es war nicht zu ändern, jetzt nicht mehr. Ein leises Knurren stieg in ihrer Kehle auf, ein unartikulierter Protest, weil sie sich gezwungen sah, das Geheimnis preiszugeben, das sie so lange gehütet hatte.

»Das Gold des Franzosen«, sagte sie abrupt.

»Was?«, sagte Duncan verwirrt. Er rieb sich vorsichtig mit der Hand über die Schwellung hinter seinem Ohr, als wäre er überzeugt, sein Hörvermögen sei beeinträchtigt.

»Das Franzosengold«, wiederholte Jocasta ziemlich gereizt. »Das kurz vor Culloden geschickt worden ist.«

»Vor -«, begann Brianna mit großen Augen, aber Jamie unterbrach sie.

»Louis' Gold«, sagte er leise. »Ist es das, was du meinst, Tante Jocasta? Das Gold der Stuarts?«

Jocasta lachte kurz und völlig humorlos auf.

»Das war es einmal.«

Sie hielt inne und lauschte. Doch die Stimmen hatten sich von der Tür entfernt, wenn auch immer noch Geräusche im Flur zu hören waren. Sie wandte sich an Brianna und wies mit einer Handbewegung zur Tür.

»Geh nachsehen, ob niemand seine Löffel am Schlüsselloch hat, Kleine. Ich habe nicht fünfundzwanzig Jahre lang den Mund gehalten, damit es jetzt der ganze Distrikt erfährt.«

Brianna öffnete kurz die Tür, spähte hinaus, dann schloss sie sie wieder und berichtete, dass niemand in der Nähe war.

»Gut. Komm her, Kleine. Setz dich zu mir. Oder nein - hol mir erst die Schatulle, die ich dir gestern gezeigt habe.«

Brianna verschwand mit mehr als verwirrter Miene im Ankleidezimmer und kehrte mit einem schmalen Kästchen aus abgenutztem Leder zurück. Sie legte es Jocasta auf den Schoß und setzte sich neben ihrer Tante auf einen Stuhl, wobei sie mich leicht besorgt ansah.

Ich war wieder ganz ich selbst, obwohl mir ein Nachhall jener seltsamen Furcht immer noch in den Knochen saß. Doch ich nickte Brianna beruhigend zu und beugte mich über Duncan, um ihm einen Schluck Brandy zu geben, der mit Wasser verdünnt war. Ich wusste jetzt, was es war, diese uralte Verstörung. Es war dieser Satzfetzen, den ich mitgehört hatte, zufällig dieselben Worte, die einst ein kleines Mädchen gehört hatte, als Fremde sie im Nebenzimmer geflüstert hatten - Fremde, die gekommen waren, um zu sagen, dass ihre Mutter nicht zurückkommen würde, dass sie gestorben war. Ein Unfall, ein Zusammenstoß, ein Brand. Bis *auf die Knochen verbrannt,* hatte die Stimme beeindruckt gesagt. *Bis auf die Knochen verbrannt,* und die Verzweiflung einer Tochter, die für immer allein zurückblieb. Meine Hand zitterte, und die schlierige Flüssigkeit rann Duncan über das Kinn.

Aber das ist lange her, und es war in einem anderen Land, dachte ich und stählte mich gegen die Flutwelle der Erinnerung. *Und außerdem...*

Jocasta leerte ihren Becher, stellte ihn mit einem leisen Pochen hin und öffnete die Schatulle auf ihrem Schoß. In ihrem Inneren glimmerten Gold und Diamanten auf, und sie hob einen schmalen Holzstab heraus, auf dem drei Ringe steckten.

»Ich hatte einmal drei Töchter«, sagte sie. »Drei Mädchen. Clementina, Seonag und Morna.« Sie berührte einen der Ringe, einen breiten Reif, der mit drei großen Diamanten besetzt war.

»Der war für meine Mädchen; Hector hat ihn mir geschenkt, als Morna geboren wurde - das heißt ›geliebt‹, wusstest du das?« Ihre freie Hand löste sich von der Schatulle und tastete sich suchend vor. Sie berührte Briannas Wange, und Brianna ergriff die Hand und nahm sie zwischen ihre eigenen.

»Ich hatte ein lebendes Kind aus jeder Ehe.« Jocastas lange Finger tasteten sich vorsichtig weiter und berührten nacheinander jeden einzelnen Ring. »Clementina war John Camerons Tochter. Als ich ihn geheiratet habe, war ich selbst kaum mehr als ein Kind; ich habe sie mit sechzehn bekommen. Seonag war die Tochter des Schwarzen Hugh - sie war dunkelhaarig wie ihr Vater, aber sie hatte die Augen meines Bruders Colum.« Sie richtete ihre eigenen, blinden Augen kurz auf Jamie, dann senkte sie den Kopf und berührte noch einmal den Ring mit den drei Diamanten.

»Und dann Morna, mein letztes Kind. Sie war erst sechzehn, als sie starb.«

Das Gesicht der alten Frau war finster, doch ihr Mund wurde weicher, als er die Namen der verlorenen Mädchen aussprach.

»Es tut mir so Leid, Tante Jocasta.« Brianna sprach sehr leise. Sie senkte den Kopf, um die vom Alter verknöcherte Hand zu küssen, die sie in der ihren hielt. Jocasta drückte ihr kurz und dankbar die Hand, ließ sich aber nicht von ihrer Geschichte ablenken.

»Hector Cameron hat mir diesen Ring geschenkt«, sagte Jocasta und berührte den Ring. »Und er hat sie alle umgebracht. Meine Kinder, meine Töchter. Um des Franzosengoldes willen hat er sie umgebracht.«

Der Schreck verschlug mir den Atem, und mein Magen fühlte sich hohl an. Ich spürte, wie Jamie hinter mir erstarrte und sah, wie Duncan seine rot unterlaufenen Augen weit aufriss. Briannas Miene veränderte sich nicht. Sie schloss kurz die Augen, ließ Jocastas lange, knochige Hand jedoch nicht los.

»Was ist mit ihnen geschehen, Tante Jocasta?«, sagte sie leise. »Erzähl es mir.«

Jocasta schwieg einen Moment. Im ganzen Zimmer war es still; es war nichts zu hören außer dem Zischen brennenden Bienenwachses und dem schwachen, asthmatischen Keuchen ihres Atems. Als sie weitersprach, richtete sie ihre Worte zu meiner Überraschung nicht an Brianna. Stattdessen hob sie den Kopf und wandte sich erneut an Jamie.

»Dann weißt du also von dem Gold, *a mhic mo pheathar*?«, sagte sie. Wenn ihm diese Frage seltsam vorkam, ließ er es sich nicht anmerken, sondern er antwortete ganz ruhig.

»Ich habe davon gehört«, sagte er. Er trat um das Bett herum, um sich neben mich zu setzen und seiner Tante näher zu sein. »Es geistert seit Culloden als Gerücht durch die Highlands. Louis würde Gold schicken, hieß es, um seinem Vetter in seinem heiligen Kampf beizustehen. Und dann hieß es, das Gold sei gekommen, aber niemand hat es je zu Gesicht bekommen.«

»Ich habe es gesehen.« Jocastas breiter Mund, der dem ihres Neffen so sehr ähnelte, verzog sich plötzlich zu einer Grimasse und entspannte sich dann. »Ich habe es gesehen«, wiederholte sie.

»Dreißigtausend Pfund in Goldbarren. Ich war in der Nacht dabei, als es von dem französischen Schiff an Land gerudert wurde. Es waren sechs kleine Truhen, die so schwer waren, dass immer nur zwei auf einmal transportiert werden konnten, da sonst die kleinen Boote gesunken wären. In den Deckel jeder Truhe war eine Lilie geschnitzt, und sie waren mit Eisenbändern und Schlössern verschlossen, die Schlösser mit rotem Wachs versiegelt, und das Wachs trug den Abdruck von König Louis' Siegelring. Die Lilie.«

Ein Seufzer durchfuhr uns alle bei diesen Worten, ein kollektiver Atemhauch der Ehrfurcht. Jocasta nickte langsam, die blinden Augen für die Bilder einer längst vergangenen Nacht geöffnet.

»Wo ist es an Land gebracht worden, Tante Jocasta?«, fragte Jamie leise.

Sie nickte erneut vor sich hin, den Blick fest auf die Szene gerichtet, die ihre Erinnerung ihr zeigte.

»Auf Innismaraich«, sagte sie. »Eine kleine Insel vor Coigach.«

Ich hatte die Luft angehalten. Jetzt atmete ich langsam aus und sah Jamie in die Augen. Innismaraich. Das bedeutete Insel des Meeresvolks, Seehundsinsel. Wir kannten diese Stelle.

»Drei Männer waren damit betraut«, sagte sie. »Hector war einer von ihnen, mein Bruder Duncan der zweite. Der dritte Mann war maskiert; sie

alle waren maskiert, aber Hector und Dougal kannte ich natürlich. Den dritten kannte ich nicht, und keiner von ihnen hat seinen Namen ausgesprochen. Aber ich kannte seinen Bediensteten; er hieß Duncan Kerr.«

Jamie hatte sich leicht angespannt, als Dougals Name fiel; bei dem Namen Duncan Kerr erstarrte er.

»Es waren Dienstboten dabei?«, fragte er.

»Zwei«, sagte sie, und ein leises, bitteres Lächeln verzerrte ihren Mund. »Wie ich schon sagte, hatte der maskierte Mann Duncan Kerr dabei, und mein Bruder Dougal hatte einen Mann aus Leoch mitgebracht - ich kannte ihn vom Ansehen, wusste aber seinen Namen nicht. Hector hatte mich als Helferin mitgebracht; ich war eine kräftige Frau - wie du, *a leannan*, wie du«, sagte sie leise und drückte Briannas Hand. »Ich war stark, und Hector hat mir vertraut wie sonst niemandem. Ich habe ihm auch vertraut - damals.«

Die Geräusche im Freien waren verstummt, doch ein Luftzug, der durch die zerbrochene Scheibe kam, bewegte die Vorhänge, ruhelos wie ein Geist, der hört, dass man ihn beim Namen ruft.

»Wir hatten drei Boote. Die Truhen waren klein, aber so schwer, dass man sie zu zweit tragen musste. Hector und ich haben zwei Truhen in unser Boot geholt und sind davongerudert. Ich konnte hören, wie das Plätschern der Ruder der anderen Boote leiser wurde, als sie sich entfernten, und dann in der Nacht verschwand.«

»Wann ist das gewesen, Tante Jocasta?«, fragte Jamie und sah sie gebannt an. »Wann ist das Gold aus Frankreich gekommen?«

»Zu spät«, flüsterte sie. »Viel zu spät. Zum Teufel mit Louis!«, rief sie mit plötzlicher Heftigkeit aus und fuhr kerzengerade auf. »Zum Teufel mit dem durchtriebenen Franzosen, und mögen seine Augen genauso verrotten wie die meinen! Wenn ich daran denke, was hätte geschehen können, wenn er seinem Blut treu geblieben wäre und sein Wort gehalten hätte!«

Jamie sah mich von der Seite an. Zu spät. Wäre das Gold eher gekommen - als Charles in Glenfinnan landete vielleicht, oder als er

Edinburgh einnahm und dort einige, wenige Wochen als der heimgekehrte König Hof hielt -, was dann?

Der Geist eines reuigen Lächelns umspielte Jamies Lippen, und er sah erst Brianna an, dann wieder mich, und Frage und Antwort standen in seinen Augen. Was dann?

»Es war im März«, sagte Jocasta, die sich von ihrem Gefühlsausbruch erholt hatte. »Eine kalte Nacht, aber so klar wie Eis. Ich habe auf den Klippen gestanden und weit auf die See hinausgeblickt, und der Mondschein lag wie ein Pfad aus Gold auf dem Wasser. Das Schiff kam auf diesem Pfad angesegelt wie ein König auf dem Weg zu seiner Krönung, und ich habe es für ein Zeichen gehalten.« Sie wandte Jamie den Kopf zu, und ihr Mund verzog sich abrupt.

»Dann hatte ich das Gefühl, ihn lachen zu hören«, sagte sie. »Den Schwarzen Brian. Der mir meine Schwester geraubt hat. Es hätte ihm ähnlich gesehen. Aber er war nicht dort; es war wohl nur das Bellen der Seehunde.«

Ich beobachtete Jamie, als sie das sagte. Er bewegte sich nicht, doch wie von Zauberhand stellten sich die rötlichen Haare auf seinem Unterarm auf und glitzerten wie Drähte im Kerzenschein.

»Ich wusste gar nicht, dass du meinen Vater gekannt hast«, sagte er mit einem Hauch von Gereiztheit in der Stimme. »Aber das tut jetzt nichts zur Sache. Es war im März, sagst du?«

Sie nickte.

»Zu spät«, wiederholte sie. »Es hätte zwei Monate eher kommen sollen, hat Hector gesagt. Es gab Verzögerungen...«

Es *war* zu spät gewesen. Im Januar, nach dem Sieg von Falkirk hätte eine solche Demonstration der Solidarität aus Frankreich die Entscheidung bedeuten können. Doch im März befand sich die Highlandarmee schon auf dem Marsch nach Norden, nachdem sie in Derby kehrt gemacht und ihre Invasion Englands abgebrochen hatte. Die letzte, verschwindende Chance auf einen Sieg war dahin, und Charles Stuarts Soldaten marschierten ihrer Vernichtung auf dem Moor von Culloden entgegen.

Als die Truhen heil an Land waren, hatten die neuen Wächter des Goldes beraten, was sie mit dem Schatz tun sollten. Die Armee war auf dem Marsch, und Stuart war dabei; Edinburgh war wieder in englischer Hand. Es gab keinen sicheren Ort, an den man das Gold bringen konnte, keine vertrauenswürdigen Hände, in die man es hätte legen können.

»Sie hatten kein Vertrauen zu O'Sullivan und den anderen Männern in der Umgebung des Prinzen«, erläuterte Jocasta. »Iren, Italiener... Dougal hat gesagt, er hätte sich nicht so angestrengt, um sich das Gold von Ausländern stehlen zu lassen.« Sie lächelte grimmig. »Damit war gemeint, dass er nicht riskieren wollte, sich die Anerkennung dafür entgehen zu lassen, dass er es beschafft hatte.«

Füreinander hatten die drei Hüter des Schatzes auch nicht mehr Vertrauen übrig gehabt als für die Berater des Prinzen. Sie hatten den Großteil der Nacht streitend in einem kahlen Zimmer über einer schäbigen Wirtschaft verbracht, während Jocasta und die beiden Dienstboten auf dem Fußboden neben den rot versiegelten Truhen schliefen. Schließlich hatte man das Gold aufgeteilt; jeder der Männer hatte zwei Truhen an sich genommen und bei seinem Blut geschworen, das Geheimnis zu bewahren und den Schatz in Treuhand für seinen rechtmäßigen Monarchen, König James, zu hüten.

»Sie haben auch die beiden Dienstboten zum Schwur gezwungen«, sagte Jocasta. »Sie haben beide Männer mit einer Klinge geritzt, und das Rot der Blutstropfen hat im Kerzenschein kräftiger geleuchtet als das der Wachssiegel an den Truhen.«

»Hast du es auch geschworen?«, fragte Brianna, zwar leise, doch ihr Blick war gebannt auf die weißhaarige Gestalt im Sessel gerichtet.

»Nein, das habe ich nicht.« Jocastas immer noch fein geformte Lippen krümmten sich ein wenig, so als amüsierte sie sich über etwas. »Ich war Hectors Frau; ich war durch seinen Eid gebunden. Damals.«

Weil sie sich im Besitz solchen Reichtums unwohl fühlten, waren die Verschwörer noch vor der Morgendämmerung aus dem Wirtshaus aufgebrochen, nachdem sie die Truhen zur Tarnung in Decken und Lumpen gewickelt hatten.

»Ein paar Reisende kamen angeritten, als gerade die letzte Truhe heruntergetragen wurde. Es war ihre Ankunft, die dem Wirt das Leben gerettet hat, denn es war ein einsamer Ort, und er war der einzige Zeuge unserer Anwesenheit in dieser Nacht. Ich glaube nicht, dass Hector oder Dougal auf einen solchen Gedanken gekommen wären, aber der dritte Mann hatte vor, sich des Wirtes zu entledigen; ich habe es seinen Augen angesehen, seiner angespannten Körperhaltung, als er am unteren Ende der Treppe wartete, die Hand an seinem Dolch. Er hat gesehen, dass ich ihn beobachtete - er hat mir unter seiner Maske zugelächelt.«

»Und hat er die Maske niemals ausgezogen, dieser dritte Mann?«, fragte Jamie. Er zog seine roten Augenbrauen zusammen, als könnte er durch schiere Konzentration die Szene rekonstruieren, die sie vor ihrem inneren Auge sah, und den Fremden identifizieren.

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein. Bei dem Gedanken an diese Nacht habe ich mich dann und wann gefragt, ob ich den Mann wohl wieder erkennen würde, wenn ich ihn sehen würde. Ich dachte, ja; er war ein dunkelhaariger, schlanker Mann, jedoch mit der Kraft einer Messerklinge. Wenn ich seine Augen noch einmal sehen könnte, wäre ich mir sicher. Aber jetzt...« Sie zuckte mit den Achseln. »Würde ich ihn nur an der Stimme erkennen? Ich kann es nicht sagen; es ist schon so lange her.«

»Aber er war doch kein Ire, dieser Mann?« Duncan sah immer noch blass und klamm aus, hatte sich aber auf einen Ellbogen gestützt und hörte gebannt zu.

Jocasta fuhr leicht zusammen, so als hätte sie seine Anwesenheit vergessen.

»Ah! Nein, *a dhuine*. Seiner Aussprache nach war er Schotte - ein Gentleman aus den Highlands.«

Duncan und Jamie wechselten einen Blick.

»Ein MacKenzie oder Cameron?«, fragte Duncan leise, und Jamie nickte.

»Oder vielleicht einer von den Grants?«

Ich verstand ihre halb ausformulierten Spekulationen. Es gab - hatte gegeben - ein unvorstellbar komplexes Gefüge von Bündnissen und Fehden zwischen den Highlandclans, und viele von ihnen hätten sich niemals an einem Unterfangen von solcher Wichtigkeit und Heimlichkeit beteiligt - beteiligen können.

Colum MacKenzie hatte eine enge Allianz mit den Camerons ausgehandelt; Jocasta selbst war ein Teil dieser Allianz gewesen, ihre Hochzeit mit einem Cameronhäuptling das Unterpfand. Wenn Dougal MacKenzie einer der Männer war, die die Entgegennahme des französischen Goldes organisiert hatten, und Hector Cameron ein weiterer, so war es höchst wahrscheinlich, dass der dritte Mann ebenfalls diesen Clans entstammte - oder einem anderen, der das Vertrauen der beiden hatte. MacKenzie, Cameron... oder Grant. Und da Jocasta den Mann nicht persönlich gekannt hatte, war es umso wahrscheinlicher, dass es ein Grant war, denn sie hatte mit Sicherheit die meisten höher gestellten Lehnsmänner der MacKenzies und der Camerons gekannt.

Doch jetzt war keine Zeit für solche Überlegungen; die Geschichte war noch nicht vorbei.

Die Verschwörer hatten sich dann getrennt, und jeder von ihnen war mit einem Drittel des französischen Goldes seiner Wege gezogen. Jocasta hatte keine Ahnung, was Dougal oder der Unbekannte mit ihren Truhen gemacht hatten; Hector Cameron hatte die beiden Truhen, die er mitgebracht hatte, in ein Loch im Schlafzimmerboden gesteckt, ein altes Versteck, das sein Vater für seine Wertgegenstände angelegt hatte.

Hector hatte vorgehabt, es dort zu lassen, bis der Prinz eine sichere Zuflucht erreicht hatte, um ihm das Gold dann zukommen zu lassen, so dass er es benutzen konnte, um seine Ziele voranzutreiben. Doch Charles Stuart war bereits auf der Flucht und sollte monatelang keine Ruhe finden. Noch bevor er seine endgültige Zuflucht erreichte, geschah die Katastrophe.

»Hector hat das Gold - und mich - daheim zurückgelassen und ist losgezogen, um sich dem Prinzen und seiner Armee anzuschließen. Am siebzehnten April kam er bei Sonnenuntergang auf den Hof geritten; sein

Pferd war über und über mit Schaum bedeckt. Er ist abgestiegen und hat das arme Tier einem Stallknecht überlassen, während er selbst ins Haus stürmte und mich bat, so viele Wertsachen wie möglich einzupacken - die Sache der Stuarts sei verloren, hat er gesagt, und wir müssten fliehen oder mit den Stuarts sterben.«

Auch damals war Cameron schon reich gewesen, und er war so schlau gewesen, seine Kutsche und seine Pferde zu behalten, anstatt sie der Sache der Stuarts zur Verfügung zu stellen. Und so schlau, keine zwei Truhen Gold mit auf die Flucht zu nehmen.

»Er hat drei Goldbarren aus einer der Truhen genommen und sie mir gegeben. Ich habe sie unter dem Sitz der Kutsche versteckt; er und der Stallknecht haben die Truhen in den Wald gebracht - ich habe nicht gesehen, wo sie sie vergraben haben.«

Es war um die Mittagszeit des 18. April, als Hector Cameron mit seiner Frau, seinem Stallknecht, seiner Tochter Morna und drei französischen Goldbarren seine Kutsche bestiegen hatte und Hals über Kopf gen Süden nach Edinburgh aufgebrochen war.

»Seonag war mit dem Herrn von Garth verheiratet - er hatte sich schon früh offen auf die Seite der Stuarts gestellt; er ist in Culloden umgekommen, obwohl wir das natürlich damals noch nicht wussten. Clementina war schon Witwe und lebte bei ihrer Schwester in Rovo.«

Sie holte tief Luft und erschauerte leicht - es bereitete ihr Unbehagen, die Ereignisse, von denen sie berichtete, noch einmal zu durchleben, und doch konnte sie nicht widerstehen.

»Ich habe Hector angefleht, nach Rovo zu fahren. Es war nur ein Umweg von zehn Meilen - es hätte nur ein paar Stunden gedauert -, aber er wollte nicht anhalten. Es sei unmöglich, sagte er. Zu riskant, die Zeit zu opfern, die es dauerte, sie abzuholen. Clementina hatte zwei Kinder, Seonag eins. Zu viele Leute für die Kutsche, hat er gesagt; wir würden zu langsam werden. Dann eben nicht, um sie mitzunehmen, habe ich gesagt. Nur, um sie zu warnen - nur, um sie noch einmal zu sehen.«

Sie hielt inne.

»Ich wusste, wohin wir unterwegs waren - wir hatten darüber gesprochen, obwohl mir nicht klar gewesen war, dass er so gut vorbereitet war.«

Hector Cameron war Jakobit gewesen, aber auch ein guter Menschenkenner, der nicht bereit war, sein Leben für eine verlorene Sache wegzuwerfen. Da er sah, wie sich die Lage entwickelte, und eine Katastrophe befürchtete, hatte er einen ausgeklügelten Fluchtplan geschmiedet. Er hatte im Stillen ein paar Säcke mit Kleidung und dem Notwendigsten beiseite geschafft, so viel wie möglich von seinem Besitz in Geld verwandelt und insgeheim drei offene Überfahrten von Edinburgh in die Kolonien gebucht.

»Manchmal denke ich, ich kann ihm keine Vorwürfe machen«, sagte Jocasta. Sie saß kerzengerade da, und das Licht der Kerzen schimmerte in ihrem Haar. »Er ist davon ausgegangen, dass Seonag nicht ohne ihren Mann gehen würde und dass Clementina das Leben ihrer Kinder nicht auf See aufs Spiel setzen würde. Vielleicht hat er ja Recht gehabt. Und vielleicht hätte es nichts geändert, wenn wir sie gewarnt hätten. Aber ich habe gewusst, dass ich sie nicht wiedersehen würde...« Sie schluckte.

Jedenfalls hatte Hector sich geweigert anzuhalten, weil er fürchtete, verfolgt zu werden. Cumberlands Truppen hatten sich in Culloden gesammelt, doch überall auf den Straßen der Highlands waren englische Soldaten unterwegs, und die Nachricht von Charles Stuarts Niederlage breitete sich aus wie die Wellen am Rand eines Strudels, die sich immer schneller um einen gefährlichen Kern drehen.

Und so wurden die Camerons zwei Tage später in der Nähe von Ochtertyre entdeckt.

»Die Kutsche hat ein Rad verloren«, sagte Jocasta und seufzte. »Himmel, ich habe es immer noch klar vor Augen, wie es allein über die Straße kullerte. Die Achse war gebrochen, und uns blieb nichts anderes übrig, als dort am Straßenrand zu kampieren, während Hector und der Stallknecht sich bemühten, sie zu reparieren.«

Die Reparatur hatte fast einen ganzen Tag gedauert, und Hector war im Verlauf der Arbeit immer gereizter geworden. Seine Nervosität hatte auf

die anderen abgefärbt.

»Ich wusste nicht, was er in Culloden mit angesehen hatte«, sagte Jocasta. »Er wusste genau, dass es mit ihm vorbei sein würde, wenn er den Engländern in die Hände fiel. Wenn sie ihn nicht auf der Stelle umbrachten, würde er als Verräter gehängt werden. Bei der Arbeit ist ihm der Schweiß ausgebrochen, mehr aus Angst als von der Hitze der Anstrengung. Aber dennoch...« Sie presste die Lippen fest zusammen, bevor sie fortfuhr.

»Es dämmerte schon fast - es war ja Frühling, und die Dämmerung kam früh -, als sie das Rad wieder anmontiert hatten und alle wieder eingestiegen sind. Die Kutsche hatte sich in einer kleinen Talmulde befunden, als das Rad abflog; der Stallknecht trieb die Pferde einen langen Abhang hinauf, und gerade, als wir den Kamm erreichten, sind zwei Männer mit Musketen aus dem Schatten vor uns auf die Straße getreten.«

Es war eine Kompanie englischer Soldaten, Cumberlands Männer. Sie kamen zu spät, um am Sieg von Culloden teilzuhaben, und waren ganz außer sich über die Siegesnachricht - aber auch frustriert, nicht an der Schlacht teilgehabt zu haben, weshalb sie geradezu darauf brannten, über jeden flüchtenden Highlander herzufallen.

Hector, der schon immer ein Schnelldenker gewesen war, war bei ihrem Anblick in die Ecke der Kutsche zurückgesunken, hatte den Kopf gesenkt und ein Schultertuch darüber gezogen, um sich als schlafende, alte Matrone auszugeben. Jocasta hatte die Instruktionen befolgt, die er ihr zuzischte, und sich aus dem Fenster gelehnt, um sich als respektable Dame auszugeben, die mit ihrer Mutter und Tochter unterwegs war.

Die Soldaten hatten ihre Rede gar nicht erst abgewartet. Einer hatte die Tür der Kutsche aufgerissen und sie ins Freie gezerrt. Morna war in Panik verfallen und ihr hinterhergesprungen. Sie hatte versucht, ihre Mutter von dem Soldaten wegzureißen. Ein anderer Mann hatte das Mädchen ergriffen und sie zurückgezerrt, so dass sie zwischen Jocasta und der Kutsche stand.

»Eine Minute noch, und sie hätten sich daran gemacht, ›Oma‹ auch noch herauszuholen - und dann hätten sie das Gold gefunden, und mit uns wäre es vorbei gewesen.«

Ein Pistolenschuss erschreckte sie alle so, dass sich eine Sekunde niemand regte. Hector hatte sich aus der offenen Kutschentür gelehnt und auf den Soldaten gefeuert, der Morna festhielt - doch es war dämmerig, und das Licht war schlecht; vielleicht hatten sich auch die Pferde bewegt, so dass die Kutsche wackelte. Der Schuss traf Morna in den Kopf.

»Ich bin zu ihr gerannt«, sagte Jocasta. Ihre Stimme war heiser, ihr Hals trocken und belegt. »Ich bin zu ihr gerannt, aber Hector ist aus der Kutsche gesprungen und hat mich gepackt. Die Soldaten haben dagestanden und uns schockiert angestarrt. Er hat mich zurück in die Kutsche gezerrt und dem Stallknecht zugerufen, er solle fahren, fahren!«

Sie leckte sich die Lippen und schluckte.

»›Sie ist tot‹, hat er zu mir gesagt. Wieder und wieder. ›Sie ist tot, du kannst ihr nicht helfen‹, hat er gesagt und mich festgehalten, damit ich mich nicht vor Verzweiflung aus der Kutsche warf.«

Langsam zog sie ihre Hand von Brianna fort; sie hatte Unterstützung gebraucht, um ihre Geschichte zu beginnen, doch beenden konnte sie sie allein. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten und drückten sich fest gegen das weiße Leinen ihres Hemdes, als wollte sie die Blutung des entweihten Mutterleibes stillen.

»Inzwischen war es dunkel geworden«, sagte sie und ihre Stimme klang abwesend und fern. »Im Norden konnte ich das Glühen von Feuern am Himmel sehen.«

Cumberlands Truppen verteilten sich, brandschatzend und plündernd. Sie erreichten auch Rovo, wo sich Clementina und Seonag mit ihren Familien aufhielten, und steckten das Gutshaus in Flammen. Jocasta erfuhr nie, ob sie bei dem Brand ums Leben gekommen waren oder später in der Kälte des Highlandfrühlings verhungert und erfroren waren.

»Also hat Hector seine Haut gerettet - und die meine, was auch immer mir das damals bedeutet hat«, sagte sie, immer noch abwesend. »Und natürlich hat er das Gold gerettet.« Ihre Finger suchten erneut nach dem Ring und drehten ihn langsam auf dem Holzstab, so dass die Steine im Schein der Lampe glitzerten.

»In der Tat«, murmelte Jamie. Sein Blick war fest auf das blinde Gesicht gerichtet und beobachtete sie gebannt. Es kam mir plötzlich unfair vor, dass er sie so beobachtete, geradezu kritisch, während sie seinen Blick weder erwidern konnte, noch überhaupt wusste, wie er sie ansah. Ich berührte ihn, und er wandte das Gesicht zur Seite und sah mich an. Dann ergriff er meine Hand und drückte sie fest.

Jocasta legte die Ringe beiseite und erhob sich, ruhelos jetzt, da der größte Teil ihrer Geschichte erzählt war. Sie trat an die Fensterbank, kniete sich dort hin und schob die Vorhänge zur Seite. Es war schwer zu glauben, dass sie blind war, wenn man sah, wie zielsicher sie sich bewegte - und doch war dies ihr Zimmer, ihr Raum, und jeder Gegenstand darin war gewissenhaft so positioniert, dass sie sich zurechtfinden konnte. Sie presste ihre Hände gegen das Glas und die Nacht dahinter, und rings um ihre Finger flammte ein weißer Nebel aus Kondenswasser auf wie kaltes Feuer.

»Hector hat dies hier mit dem Gold gekauft, das wir mitgebracht haben«, sagte sie. »Das Land, die Mühle, die Sklaven. Um fair zu sein -« Ihr Tonfall ließ ahnen, dass sie nichts dergleichen vorhatte. »Ihren jetzigen Wert verdankt die Plantage zum Großteil seiner Arbeit. Aber es war das Gold, mit dem der Grundstein gelegt wurde.«

»Und sein Eid?«, fragte Jamie leise.

»Was soll damit sein?«, sagte sie und lachte kurz auf. »Hector hat stets praktisch gedacht. Die Stuarts waren am Ende; wozu hätten sie das Gold brauchen sollen, in Italien?«

»Praktisch gedacht«, wiederholte ich und überraschte mich damit selbst; ich hatte nicht vorgehabt, etwas zu sagen, aber ich hatte den Eindruck gehabt, dass etwas Seltsames an der Art war, wie sie das sagte.

Offensichtlich stimmte das auch. Sie wandte sich zu uns um und drehte sich meiner Stimme zu. Sie lächelte, doch mir lief bei diesem Anblick ein kalter Schauer über den Rücken.

»Aye, er hat praktisch gedacht«, sagte sie und nickte. »Meine Töchter waren tot; er sah keinen Grund, eine Träne an sie zu verschwenden. Er hat nie mehr von ihnen gesprochen und hat auch nicht geduldet, dass ich es

tat. Er war einmal ein Mann von Bedeutung gewesen und würde es wieder sein - das wäre hier nicht leicht gewesen, wenn jemand seine Geschichte gekannt hätte.« Sie atmete aus, ein heftiges Geräusch unterdrückter Wut. »Ich möchte behaupten, dass es niemanden in diesem Land gibt, der überhaupt weiß, dass ich einmal Mutter war.«

»Du bist immer noch Mutter«, sagte Brianna leise. »So viel weiß ich genau. Mütter hören niemals auf, Mütter zu sein - ganz gleich, was geschieht.« Sie warf einen Blick in meine Richtung, und ihre blauen Augen begegneten den meinen, dunkel und wissend. Ich spürte das Brennen der Tränen unter dem Lächeln, mit dem ich ihren Blick erwiderte. Ja, so viel wusste sie, und ich wusste es auch.

Jocasta ging es nicht anders; ihre Gesichtszüge entspannten sich, und Sehnsucht trat an die Stelle der Wut und Verzweiflung ihrer Erinnerungen. Sie ging langsam zu Briannas Hocker hinüber und legte ihre freie Hand auf Briannas Kopf. Dort ruhte sie kurz, bevor sie hinunterglitt und ihre Finger Briannas ausgeprägte Wangenknochen, ihre breiten Lippen und die lange, gerade Nase betasteten und der feuchten Spur auf ihrer Wange folgten.

»*Aye, a leannan*«, sagte sie leise. »Du weißt, was ich meine. Und weißt du jetzt auch, warum ich dir dies alles hier vererben wollte - oder jemandem von deinem Blut?«

Jamie hustete und fiel ein, bevor Brianna antworten konnte.

»Aye«, sagte er nüchtern. »Was war es nun also, was du heute Abend dem Iren erzählt hast? Doch sicher nicht die ganze Geschichte - sondern dass du kein Gold hier hast?«

Jocasta ließ die Hände von Briannas Gesicht sinken, und sie wandte sich Jamie zu.

»Aye, das habe ich ihnen gesagt. Ihm. Habe ihm gesagt, dass die Truhen nach allem, was ich weiß, immer noch in Schottland im Wald vergraben sind, und dass er sie gern ausgraben kann, wenn ihm der Sinn danach steht.« Ihr Mundwinkel verzog sich zu einem bitteren Lächeln.

»Aber er wollte dir nicht glauben?«

Sie schüttelte den Kopf und presste die Lippen zusammen.

»Er war kein Gentleman«, sagte sie noch einmal. »Ich kann nicht sagen, wie es ausgegangen wäre - denn ich habe neben dem Bett gesessen, und ich habe ein kleines Messer unter dem Kopfkissen. Ich hätte ihn nie ungestraft Hand an mich legen lassen. Aber bevor ich danach greifen konnte, habe ich Schritte im Ankleidezimmer gehört.«

Sie wies mit einer Handbewegung zur Tür neben dem Kamin; dahinter lag ihr Ankleidezimmer, das ihr Schlafzimmer mit einem weiteren Raum verband - dem Raum, der einmal Hector Camerons Zimmer gewesen war und der jetzt wahrscheinlich Duncan gehörte.

Die Eindringlinge hatten die Schritte ebenfalls gehört; der Ire hatte seinem Freund etwas zugezischt und sich dann von Jocasta entfernt und war auf den Kamin zugetreten. Dann war der andere Mann zu ihr gekommen und hatte ihr von hinten die Hand über den Mund gelegt.

»Alles, was ich euch berichten kann, ist, dass der Kerl eine Mütze tief in die Stirn gezogen hatte, und dass er so nach Alkohol stank, als hätte er sich damit übergossen, anstatt ihn zu trinken.« Sie zog eine kurze, angewiderte Grimasse.

Die Tür hatte sich geöffnet, Duncan war hereingekommen, und anscheinend war der Ire hinter der geöffneten Tür hervorgesprungen und hatte ihm einen Hieb auf den Schädel versetzt.

»Ich kann mich an nichts erinnern«, sagte Duncan bedauernd. »Ich bin ins Zimmer gekommen, um Miss - das heißt, meiner Frau - eine gute Nacht zu wünschen. Ich kann mich daran erinnern, dass ich die Hand auf den Türknauf gelegt habe, und als Nächstes habe ich mit einem Loch im Kopf hier gelegen.« Er berührte vorsichtig seine Beule, dann betrachtete er Jocasta voll nervöser Sorge.

»Bist du selbst unverletzt, *mo chridhe*? Haben die Schufte dir nichts getan?« Er streckte die Hand nach ihr aus, begriff dann, dass sie ihn nicht sehen konnte, und versuchte, sich hinzusetzen. Mit einem unterdrückten Stöhnen ließ er sich wieder fallen, und als sie das hörte, stand sie auf und eilte zum Bett hinüber.

»Natürlich bin ich unverletzt«, sagte sie unwirsch und tastete sich vor, bis sie seine Hand fand. »Abgesehen von der Sorge, weil ich glauben musste, zum vierten Mal Witwe zu sein.« Sie seufzte gereizt auf und setzte sich neben ihn, wobei sie sich die gelösten Haare aus dem Gesicht strich.

»Ich wusste ja nicht, was geschehen war; ich habe nur den Hieb gehört, und ein fürchterliches Stöhnen, als du zu Boden gestürzt bist. Dann ist der Ire zu mir zurück gekommen, und die Kreatur, die mich festhielt, hat mich losgelassen.«

Der Ire hatte sie in aller Freundlichkeit davon in Kenntnis gesetzt, dass er kein Wort von ihrer Behauptung glaubte, es sei kein Gold auf River Run. Er sei überzeugt, dass das Gold hier sei, und es fiele ihm zwar im Traum nicht ein, einer Dame etwas anzutun, doch in Bezug auf ihren Mann hätte er keinerlei derartige Hemmungen.

»Wenn ich ihm nicht sagen würde, wo es ist, hat er gesagt, so würden er und sein Begleiter sich daran machen, Duncan in Stücke zu schneiden, dabei mit seinen Zehen beginnen und dann nach Lust und Laune weiter verfahren«, sagte Jocasta unverblümt. Duncans Gesicht war sowieso nicht besonders gut durchblutet, doch bei diesen Worten erbleichte er vollständig. Jamie warf einen Blick auf Duncan, dann wandte er sich ab und räusperte sich.

»Ich nehme an, du warst überzeugt, dass er es ernst gemeint hat.«

»Er hatte ein gutes, scharfes Messer; er hat es mir über die Handfläche gezogen, um mir zu zeigen, dass es ihm ernst war.« Sie öffnete ihre freie Hand, über deren Innenfläche sich tatsächlich eine haarfeine, rote Linie zog.

Sie zuckte mit den Achseln.

»Nun, das konnte ich wohl kaum zulassen. Also habe ich so getan, als zögerte ich, bis der Ire einen von Duncans Füßen ergriffen hat - dann habe ich geweint und gezetert, weil ich hoffte, dass es jemand hören würde, aber die verdammten Dienstboten waren schon im Bett, und die Gäste waren zu sehr damit beschäftigt, meinen Whisky zu trinken und es im

Garten und in den Stallungen miteinander zu treiben, als dass sie es gehört hätten.«

Jamie hustete und vermied es, mich anzusehen.

»Aye. Also -«

»Also habe ich ihnen schließlich erzählt, das Gold sei unter dem Fußboden des Schuppens beim Gemüsegarten vergraben.« Der Ausdruck der Genugtuung zeigte sich erneut kurz in ihrem Gesicht. »Ich dachte, sie würden Bettys Leiche finden, und das würde sie erst einmal aus dem Konzept bringen und sie aufhalten. Ich hatte gehofft, eine Möglichkeit zu finden, zu fliehen oder Alarm zu schlagen, bevor sie sich zu graben trauten - und so war es ja dann auch.«

Sie hatten sie hastig gefesselt und geknebelt und sich zum Schuppen begeben - nicht ohne zu drohen, dass sie zurückkehren und das Begonnene fortsetzen würden, falls sie entdeckten, dass sie sie angelogen hatte. Doch der Knebel war ihnen nicht besonders gut gelungen, und sie hatte es bald geschafft, ihn abzureißen und eine Fensterscheibe einzuschlagen, so dass sie um Hilfe rufen konnte.

»Also vermute ich, dass sie die Tür zum Schuppen geöffnet und die Leiche gesehen haben. Dann ist ihnen vor Schreck die Laterne hingefallen, und der Schuppen ist in Flammen aufgegangen.« Sie nickte mit einem Ausdruck grimmiger Genugtuung. »Ein geringer Preis. Ich wünschte nur, sie wären mit verbrannt!«

»Und du glaubst nicht, dass sie das Feuer absichtlich gelegt haben?«, fragte Duncan. Er sah jetzt ein wenig besser aus, wenn er auch immer noch grau und kränklich wirkte. »Um die Spuren ihrer Grabung zu vertuschen?«

Jocasta zuckte mit den Achseln.

»Zu welchem Zweck denn? Dort war doch nichts zu finden, und wenn sie sich bis nach China vorgegraben hätten.« Allmählich entspannte sie sich ein wenig, und ihr Gesicht nahm seine normale Farbe wieder an. Nur ihre Schultern ließ sie jetzt vor Erschöpfung hängen.

Wir verstummten, und mir wurde bewusst, dass es unten schon seit einigen Minuten immer lauter wurde, weil dort Männerstimmen und

Schritte erklangen. Die Suchtrupps waren zurückgekehrt, doch war den müden, unzufriedenen Stimmen anzuhören, dass sie keine Verdächtigen gestellt hatten.

Die Kerze neben mir auf dem Tisch war weit heruntergebrannt; ihre Flamme zog sich lang, als der Docht die letzten Zentimeter erreichte. Eine der Kerzen auf dem Kaminsims erstickte und erlosch in einem duftenden Wölkchen aus Bienenwachsrauch. Jamie blickte automatisch zum Fenster; draußen war es immer noch dunkel, doch das Wesen der Nacht hatte sich verändert, so wie es stets kurz vor der Dämmerung geschieht.

Die Vorhänge bewegten sich geräuschlos, und ein kühler, unruhiger Hauch wehte durch das Zimmer. Eine weitere Kerze erlosch. Die zweite, schlaflose Nacht begann, ihren Tribut zu zollen; ich fühlte mich kalt, taub und körperlos, und die Schrecken, die ich mit angesehen, angehört und überdacht hatte, verblassten in meinem Kopf allmählich zur Unwirklichkeit, bis nur noch der kräftige Brandgeruch von ihnen zeugte.

Es schien nichts mehr zu sagen oder zu tun zu sein. Ulysses kam zurück und glitt diskret mit einer frischen Kerze sowie einem Tablett mit einer Flasche Brandy und mehreren Gläsern ins Zimmer. Major MacDonald klopfte an die Tür und berichtete kurz, dass man tatsächlich keine Spur von den Übeltätern gefunden hatte. Ich warf noch einen Blick auf Duncan und Jocasta und überließ es dann Brianna und Ulysses, sie zu Bett zu bringen.

Jamie und ich gingen schweigend die Treppe hinunter. Unten angelangt, wandte ich mich ihm zu. Er war weiß vor Ermüdung, seine Gesichtszüge tief zerfurcht, als sei er aus Marmor gehauen, sein Haar und seine Bartstoppeln dunkel im gedämpften Licht.

»Sie werden zurückkommen, nicht wahr?«, sagte ich leise.

Er nickte. Dann nahm er meinen Ellbogen und führte mich zur Küchentreppe.

54

Tête-a-tête mit Streuselkuchen

So früh im Jahr war die Küche im Keller des Hauses noch in Betrieb, während die Sommerküche ausschließlich Zubereitungen vorbehalten blieb, die sehr viel Schmutz machten oder übel rochen. Durch den Aufruhr geweckt, waren sämtliche Sklaven auf den Beinen und bei der Arbeit, obwohl einige von ihnen so aussahen, als würden sie bei der erstbesten Gelegenheit in der nächsten Ecke zusammenbrechen und wieder einschlafen. Die Chefköchin war allerdings hellwach, und es stand fest, dass während ihrer Schicht niemand schlief.

Die Küche war warm und einladend, die Wände vom Herdfeuer gerötet und die Luft mit den angenehmen Düften von Suppe, heißem Brot und Kaffee erfüllt. Ein ausgezeichnetes Plätzchen, so fand ich, um uns hinzusetzen und uns ein bisschen zu erholen, bevor wir zu Bett schwankten, doch Jamie hatte offenbar andere Pläne.

Er blieb gerade lange genug bei der Köchin stehen, um sie in ein höfliches Gespräch zu verwickeln und dabei nicht nur einen kompletten, mit Zimt bestäubten und mit Butter beträufelten Streuselkuchen zu ergattern, sondern auch einen großen Krug mit frisch gebrühtem Kaffee. Dann verabschiedete er sich, zog mich von dem Hocker hoch, auf dem ich dankbar niedergesunken war, und schon waren wir wieder unterwegs, hinaus in den kühlen Wind der ersterbenden Nacht.

Ich hatte ein sehr seltsames *Déjà-vu*-Gefühl, als er in den gepflasterten Pfad einbog, der zu den Stallungen führte. Das Licht war genauso, wie es vor vierundzwanzig Stunden gewesen war, und dieselben, stecknadelkopfgroßen Sterne verblassten gerade am selben, holzkohlefarbenen Himmel. Derselbe, schwache Hauch von Frühling umwehte uns, und ich erschauerte erinnernd.

Doch wir gingen gesetzt Seite an Seite, anstatt zu fliegen - und die beunruhigenden Gerüche nach Blut und Brand überlagerten meine Erinnerungen. Mit jedem Schritt hatte ich das Gefühl, als würde ich gleich die Schwingtür eines Krankenhauses aufdrücken, als müssten mich jeden Moment das Summen der Neonröhren und der schwache Geruch von Arzneien und Bohnerwachs umfangen.

»Schlafentzug«, murmelte ich vor mich hin.

»Später ist noch genug Zeit zum Schlafen, Sassenach«, erwiderte Jamie. Er schüttelte sich kurz und entledigte sich der Müdigkeit wie ein Hund, der sich das Wasser aus dem Pelz schüttelt. »Wir müssen hier erst noch ein paar Kleinigkeiten erledigen.« Doch er nahm den in ein Handtuch gewickelten Kuchen in die andere Hand und ergriff mit der freien Hand vorbeugend meinen Ellbogen, nur für den Fall, dass ich im Begriff war, vor Erschöpfung kopfüber in das Kohlbeet zu plumpsen.

Dabei hatte ich das gar nicht vor. Ich hatte nur gemeint, dass der Schlafmangel an meinem leicht halluzinatorischen Gefühl schuld war, wieder in einem Krankenhaus zu sein. Als Assistentin, Stationsärztin und Mutter hatte ich jahrelang schlaflose Nächte durchgearbeitet und gelernt, trotz völliger Erschöpfung zu funktionieren - und zwar gut.

Es war dasselbe Gefühl, das sich jetzt über mich stahl, als ich die simple Schläfrigkeit hinter mir ließ und in einen Zustand künstlich überhöhter Wachheit eintauchte.

Ich fühlte mich kalt und geschrumpft, als ob ich nur noch den innersten Kern meines Körpers bewohnte, durch eine dicke Schicht leblosen Gewebes von der Außenwelt isoliert. Gleichzeitig nahm ich jedoch jedes winzige Detail meiner Umgebung unnatürlich lebhaft wahr, vom köstlichen Duft der Lebensmittel, die Jamie dabei hatte, und dem Rascheln seiner Rockschöße bis hin zu dem entfernten Gesang in den Sklavenunterkünften und den Spitzen des sprießenden Maises in den Gemüsebeeten rechts und links des Pfades.

Dieses Gefühl hellwacher Geistesabwesenheit ließ nicht nach, als wir jetzt dem Verlauf des Pfades zu den Stallungen folgten. Etwas erledigen, hatte er gesagt. Ich ging nicht davon aus, dass er vorhatte, unser

Stelldichein von gestern zu wiederholen. Falls ihm jedoch eine ruhigere Art von Orgie mit Kaffee und Kuchen vorschwebte, kam es mir seltsam vor, dass er sie im Stall abhalten wollte anstatt im Salon.

Die Seitentür war nicht verriegelt, und die warmen Gerüche von Heu und schlafenden Tieren strömten heraus.

»Wer ist da?«, sagte eine leise, tiefe Stimme aus dem Schatten im Inneren des Gebäudes. Roger. Natürlich; er hatte der Versammlung in Jocastas Zimmer nicht beigewohnt.

»Fräser«, erwiderte Jamie ebenso leise, zog mich hinein und schloss die Tür hinter uns.

Roger war am Ende einer Boxenreihe als Umriss vor einer schwach leuchtenden Laterne zu sehen. Er war in einen Umhang gehüllt, und das Licht umgab sein dunkles Haar mit einer rötlichen Wolke, als er sich zu uns umdrehte.

»Wie steht es, a *Smeòraich*?« Jamie reichte ihm das Kaffeegefäß. Rogers Umhang öffnete sich, als er danach griff, und ich sah, dass er sich mit der anderen Hand eine Pistole in den Hosenbund schob. Er zog kommentarlos den Korken heraus und hob den Krug an seinen Mund, um ihn einige Augenblicke später mit einem Ausdruck schierer Glückseligkeit wieder sinken zu lassen. Er seufzte, und Dampfkringel drangen aus seinem Mund.

»O Gott«, sagte er inbrünstig. »Das ist das Beste, das ich seit Monaten zu mir genommen habe.«

»Nicht ganz.«« Jamie, der ein wenig belustigt klang, nahm den Krug wieder entgegen und reichte ihm den eingewickelten Streuselkuchen. »Und was macht er?«

»Anfangs hat er etwas herumgelärmt, aber er ist schon eine ganze Weile still. Vielleicht schläft er ja.«

Während er an der mit Butter getränkten Verpackung zupfte, wies Roger mit einer Kopfbewegung auf die große Box. Jamie nahm die Laterne von ihrem Haken und hielt sie hoch über die verriegelte Boxentür. Ich blickte

unter seinem Arm hindurch und sah eine zusammengekauerte Gestalt, die an der Rückseite der Box halb im Stroh vergraben war.

»Mr. Wylie?«, sagte Jamie immer noch leise. »Schlaft Ihr, Sir?«

Die Gestalt regte sich raschelnd im Heu.

»Nein, Sir«, kam die Antwort im Tonfall kalter Bitterkeit. Die Gestalt begann sich langsam zu entfalten, und Philip Wylie erhob sich und schüttelte sich das Stroh aus den Kleidern.

Ich hatte ihn schon vorteilhafter auftreten sehen. An seinem Rock fehlten mehrere Knöpfe, an einer Schulter war der Saum aufgeplatzt und beide Knie seiner Ziegenlederhose hingen lose herab, denn die Schnallen waren aufgerissen, und seine Strümpfe ringelten sich schlampig um seine Waden. Offensichtlich hatte ihm jemand auf die Nase geboxt; auf seiner Oberlippe war ein getrocknetes Blutrinnsal zu sehen, und auf seiner bestickten Seidenweste war ein Fleck aus krustigem Braun.

Die Mängel an seiner Garderobe hatten jedoch keinen Einfluss auf sein Verhalten, und er legte eisige Entrüstung an den Tag.

»Dafür werdet Ihr gerade stehen, Fraser, bei Gott, das werdet Ihr.«

»Aye, das werde ich«, sagte Jamie unbeeindruckt. »Wie es Euch genehm ist, Sir. Aber nicht, bevor Ihr mir nicht ebenfalls Rede und Antwort gestanden habt, Mr. Wylie.« Er entriegelte die Boxentür und öffnete sie. »Kommt heraus.«

Wylie zögerte, denn er wollte weder in der Box bleiben, noch auf Jamies Befehl herauskommen. Doch ich sah, wie seine Nasenlöcher zuckten; offensichtlich hatte er den Kaffee gerochen. Damit schien die Sache entschieden zu sein, und er kam erhobenen Kopfes aus der Box heraus. Er strich wenige Zentimeter an mir vorbei, hielt jedoch den Blick stur geradeaus gerichtet und tat so, als wäre ich Luft.

Roger hatte zwei Hocker und einen umgedrehten Eimer zusammengetragen. Ich ergriff Letzteren und schob ihn bescheiden ins Dunkle, so dass Wylie und Jamie in bequemem Würgeabstand voneinander Platz nehmen konnten. Roger zog sich mit seinem Streuselkuchen ebenfalls diskret zu mir in den Schatten zurück und sah interessiert zu.

Wylie nahm den Kaffee steif entgegen, doch ein paar kräftige Schlücke schienen seine Verfassung merklich zu verbessern. Schließlich senkte er den Krug und atmete hörbar aus. Seine Gesichtszüge hatten sich unter der Schicht aus verschmierter Schminke und Puder etwas entspannt.

»Ich danke Euch, Sir.« Er reichte Jamie den Krug mit einer kleinen Verneigung zurück und setzte sich dann kerzengerade auf seinen Hocker. Er rückte sich vorsichtig die Perücke zurecht, die die Abenteuer des Abends zwar überlebt, jedoch arg gelitten hatte. »Also dann. Darf ich mich erkundigen, was der Grund für Euer... Euer... unaussprechliches Verhalten ist?«

»Das dürft Ihr, Sir«, erwiderte Jamie und richtete sich ebenfalls auf. »Ich wünsche, die Natur Eurer Verbindung mit einem gewissen Stephen Bonnet und Euren Wissensstand bezüglich seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes zu erfahren.«

Wylies Gesicht nahm eine derart ausdruckslose Miene an, dass es schon fast komisch war.

»Wer?«

»Stephen Bonnet.«

Wylie machte Anstalten, sich zu mir umzudrehen und mich um eine Erläuterung zu bitten, doch dann fiel ihm wieder ein, dass er meine Gegenwart ja ignorierte. Er funkelte Jamie mit tief gerunzelter Stirn an.

»Ich bin mit keinem Herrn dieses Namens bekannt, Mr. Fraser, und habe daher auch keinerlei Kenntnisse über seinen Aufenthalt - obwohl ich mich, wenn es so wäre, wohl kaum verpflichtet fühlen würde, Euch darüber zu informieren.«

»Ach nein?« Jamie trank nachdenklich einen Schluck Kaffee, dann reichte er mir den Krug. »Wie steht es dann mit Euren Verpflichtungen als Gast gegenüber seinen Gastgebern, Mr. Wylie?«

Wylies dunkle Augenbrauen hoben sich erstaunt.

»Was meint Ihr damit, Sir?«

»Ich gehe davon aus, Sir, dass Euch nicht bewusst ist, dass Mrs. Innes und ihr Gatte gestern Abend überfallen wurden und man versucht hat, sie auszurauben?«

Wylie klappte der Mund auf. Entweder war er ein sehr guter Schauspieler, oder seine Überraschung war echt. Aufgrund meiner bisherigen Bekanntschaft mit dem jungen Mann glaubte ich nicht, dass er schauspielern konnte.

»Nein, das ist es nicht. Wer...« Ihm kam ein Gedanke, und seine Verwirrung verwandelte sich erneut in Bestürzung. Seine Augen quollen ein wenig vor. »Ihr glaubt, ich hatte etwas zu tun mit diesem - diesem -«

»Gemeinen Verbrechen?«, schlug Roger vor. Jetzt, wo er des langweiligen Wachdienstes enthoben war, schien er sich prächtig zu amüsieren. »Aye, ich denke, das tun wir. Etwas Streuselkuchen zu Eurem Kaffee, Sir?« Er hielt Wylie ein Stück Kuchen hin; Wylie starrte es einen Moment an, dann sprang er auf und schlug Roger den Kuchen aus der Hand.

»Ihr Schurke!« Er baute sich mit geballten Fäusten vor Jamie auf. »Ihr wagt es, mir zu unterstellen, dass ich ein *Dieb* bin?«

Jamie hob das Kinn.

»Aye, das tue ich«, sagte er kühl. »Ihr habt versucht, mir meine Frau vor der Nase wegzustehlen - warum solltet Ihr vor dem Besitz meiner Tante Halt machen?«

Wylies Gesicht lief unter den Überresten seines Puders zu einem scheußlichen Dunkelrot an. Hätte er keine Perücke getragen, hätten ihm die Haare zu Berge gestanden.

»Ihr... unglaublicher... *Mistkerl*!«, keuchte er. Dann stürzte er sich auf Jamie. Sie landeten krachend in einem Wirrwarr aus Armen und Beinen am Boden.

Ich sprang zurück und drückte mir den Kaffeekrug an die Brust. Roger machte einen Satz auf das Getümmel zu, doch ich schnappte mit der freien Hand nach ihm, um ihn zurückzuhalten, und erwischte seinen Umhang.

Jamie war Wylie an Körpergröße und Geschick überlegen, doch auch Wylie war kein Anfänger in der Kunst der Prügelei, und außerdem wurde er von grenzenloser Wut beflügelt. Noch ein paar Augenblicke, und Jamie würde ihn gefügig gehämmert haben, doch ich hatte nicht vor, so lange zu warten.

Stocksauer auf alle beide, trat ich vor und kippte die Kaffeekanne über ihnen aus. Der Kaffee war zwar nicht mehr kochend heiß, aber er war heiß genug. Die beiden jaulten überrascht auf und rollten auseinander. Dann rappelten sie sich hoch und schüttelten sich. Ich glaubte, Roger hinter mir lachen zu hören, doch als ich zu ihm herumfuhr, blickte er ungerührt, wenn auch höchst interessiert drein. Er sah mich mit hoch gezogenen Augenbrauen an und stopfte sich noch ein Stück Kuchen in den Mund.

Als ich mich wieder umdrehte, war Jamie schon auf den Beinen, und Wylie erhob sich gerade von den Knien. Sie waren beide mit Kaffee durchtränkt, und ihren Mienen war deutlich anzusehen, dass sie vorhatten, an der Stelle fortzufahren, wo ich sie unterbrochen hatte. Ich schob mich zwischen sie und stampfte mit dem Fuß auf.

»Ich habe genug davon, zum Kuckuck!«

»Ich nicht!«, zischte Wylie aufgebracht. »Er hat meine Ehre verletzt, und ich verlange -«

»Oh, zum Teufel mit Eurer verflixten Ehre - und mit deiner auch!«, knurrte ich und funkelte zuerst ihn an, dann Jamie. Jamie, der offensichtlich im Begriff gewesen war, etwas ähnlich Haarsträubendes zu sagen, begnügte sich stattdessen mit einem sonoren Prusten.

Ich trat gegen einen der umgestürzten Hocker und deutete mit der Hand darauf, wobei ich Jamie weiter anfunkelte.

»Hinsetzen!«

Er zupfte den klatschnassen Stoff seines Hemdes von seiner Brust ab, stellte den Hocker wieder hin und nahm immens würdevoll darauf Platz.

Wylie war sehr viel weniger geneigt, mir Beachtung zu schenken, und erging sich in weiteren Bemerkungen über seine Ehre. Ich trat ihm vor das Schienbein. Diesmal trug ich feste Schuhe. Er jaulte auf und hüpfte auf

einem Fuß herum, während er sich das schmerzende Bein rieb. Die Pferde, die durch den Aufruhr in ihrer Ruhe gestört waren, standen stampfend und schnaubend in ihren Boxen, und die Luft war von herumfliegender Spreu erfüllt.

»Legt Euch besser nicht mit ihr an, wenn sie in Rage ist«, unterrichtete Jamie Wylie und warf mir einen argwöhnischen Blick zu. »Sie ist gefährlich, aye?«

Wylie funkelte mich an, doch sein finsterer Blick verwandelte sich in Unsicherheit - vielleicht, weil ich jetzt den leeren Kaffeekrug am Hals gepackt hielt wie einen Knüppel, oder weil er sich daran erinnerte, wie er mich letzte Nacht bei Bettys Autopsie erwischt hatte. Mühsam schluckte er herunter, was auch immer ihm auf der Zunge gelegen hatte, und setzte sich langsam auf den anderen Hocker. Er zog ein Halstuch aus seiner fleckigen Westentasche und betupfte ein Rinnsal aus Blut, das ihm aus einem Riss über der Augenbraue über die Wange lief.

»Ich wüsste gern«, sagte er mit ausgesuchter Höflichkeit, »was hier vor sich geht, bitte.«

Er hatte seine Perücke verloren; sie lag in einer Kaffeepfütze auf dem Boden. Jamie bückte sich, um sie aufzuheben, und hielt sie geziert vor sich hin wie ein totes Tier. Er wischte sich mit der freien Hand eine Schmutzspur vom Kinn und hielt Wylie die tropfende Perücke hin.

»Dann haben wir also eine Abmachung, Sir?«

Wylie ergriff die Perücke mit einem steifen Kopfnicken und legte sie auf sein Knie, ohne den Kaffee zu beachten, der seine Hose durchtränkte. Beide Männer sahen mich mit identischen Mienen skeptischer Ungeduld an. Offensichtlich war ich zur Zeremonienmeisterin erkoren worden.

»Raub, Mord und wer weiß was sonst noch«, sagte ich fest. »Und wir haben vor, der Sache auf den Grund zu gehen.«

»Mord?«, sagten Roger und Wylie gleichzeitig und klangen erschrocken.

»Wer ist denn ermordet worden?«, fragte Wylie und ließ seine Blicke wild zwischen mir und Jamie hin und herzucken.

»Eine Sklavin«, sagte Jamie und nickte mir zu. »Meine Frau hatte den Verdacht, dass ihrem Tod ein Verbrechen zugrunde lag, und wir wollten die Wahrheit herausfinden. Daher unsere Anwesenheit in dem Schuppen, als Ihr letzte Nacht auf uns gestoßen seid.«

»Anwesenheit«, wiederholte Wylie. Sein Gesicht war sowieso schon bleich, doch als er sich jetzt an das erinnerte, wobei er mich in dem Schuppen gesehen hatte, sah er aus, als würde ihm schlecht. »Ja... ich verstehe.« Er warf mir aus dem Augenwinkel einen raschen Blick zu.

»Also ist sie umgebracht worden?« Roger trat in den von der Laterne beleuchteten Kreis, stellte den Eimer wieder hin und nahm zu meinen Füßen Platz. Er stellte die Überreste des Kuchens auf den Boden. »Woran ist sie denn gestorben?«

»Jemand hat ihr zerstampftes Glas eingeflößt«, sagte ich. »Ich habe noch eine ziemliche Menge davon in ihrem Magen gefunden.«

Bei diesen Worten achtete ich besonders auf Philip Wylie, doch sein Gesicht trug denselben Ausdruck blanken Erstaunens wie Jamie und Roger.

»Glas.« Jamie erholte sich als Erster. Er setzte sich aufrecht hin und schob sich die aufgelösten Haare aus dem Gesicht. »Wie lange dauert es wohl, bis man an so etwas stirbt, Sassenach?«

Ich rieb mir mit zwei Fingern über die Nasenwurzel; das Taubheitsgefühl der frühen Stunde wich jetzt einem dröhnenden Kopfschmerz, der durch den kräftigen Kaffeeduft und die Tatsache, dass ich nichts davon zu trinken bekommen hatte, noch verschlimmert wurde.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Es muss innerhalb von Minuten im Magen ankommen, aber wahrscheinlich braucht es sehr lange, bis es genug Schaden anrichtet, um massive Blutungen hervorzurufen. Die größte Verletzung liegt wahrscheinlich im Dünndarm vor, weil die Glassplitter die Wand perforieren. Und wenn das Verdauungssystem verlangsamt ist - zum Beispiel durch Alkohol - und es nicht besonders gut funktioniert, ist es möglich, dass es noch länger dauert. Oder wenn sie gleichzeitig viel gegessen hatte.«

»Ist das die Frau, die du mit Brianna am Tag der Hochzeit im Garten gefunden hast?«, wandte sich Roger fragend an Jamie.

»Aye.« Jamie nickte, ohne die Augen von mir abzuwenden. »Da war sie so betrunken, dass sie bewusstlos war. Und als du sie später besucht hast, Sassenach - gab es da irgendwelche Anzeichen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Möglich, dass das Glas da schon seine Wirkung tat - aber sie war nicht ansprechbar. Allerdings hat Fentiman gesagt, sie sei mitten in der Nacht aufgewacht und hätte über Bauchschmerzen geklagt. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie es also mit Sicherheit geschluckt. Aber ich kann nicht sagen, ob man ihr das zerstampfte Glas eingeflößt hat, bevor ihr sie gefunden habt, oder ob sie vielleicht am frühen Abend zu Bewusstsein gekommen ist und man es ihr dann gegeben hat.«

»Bauchschmerzen«, murmelte Roger. Er schüttelte den Kopf, und sein Mund nahm einen grimmigen Ausdruck an. »Himmel, was für ein Tod.«

»Aye, das war gewissenlos und gemein«, pflichtete ihm Jamie kopfnickend bei. »Aber warum? Wer könnte der Frau den Tod wünschen?«

»Eine gute Frage«, sagte Wylie knapp. »Ich kann Euch allerdings versichern, dass ich es nicht gewesen bin.«

Jamie starrte ihn abschätzend an.

»Aye, vielleicht«, sagte er. »Doch wenn nicht - was hat Euch dann letzte Nacht in den Schuppen geführt? Was hattet Ihr dort zu suchen, außer vielleicht Euer Opfer, um ihm ins Gesicht zu sehen?«

»Meinem Opfer!« Wylie fuhr kerzengerade auf und versteinerte erneut vor Entrüstung. »Ich war es doch nicht, der blutrot bis zu den Ellbogen im Inneren der Frau herumgewühlt hat und an ihren Knochen und Gedärmen herumgeschnipselt hat!« Er fuhr ruckartig mit dem Kopf herum und sah funkelnd zu mir auf.

»Mein Opfer, in der Tat! Es ist ein Kapitalverbrechen, eine Leiche zu schänden, Mrs. Fraser. Und ich habe Dinge gehört - oh, ja, ich habe Dinge

über Euch gehört! Ich traue es Euch zu, dass *Ihr* die Frau umgebracht habt, um von ihr -«

Seine Worte endeten in einem Gurgeln, denn Jamies Hand packte ihn an der Vorderseite seines Hemdes und drückte ihm den Hals zu. Er boxte Wylie fest in den Magen, und der junge Mann krümmte sich, hustete und versprühte spuckend Kaffee, Galle und andere, noch unappetitlichere Substanzen auf dem ganzen Boden, auf seinen Knien und auf Jamie.

Ich seufzte matt. Die kurze, wärmende Wirkung des Gesprächs war dahin, und ich fühlte mich wieder kalt und leicht desorientiert. Der Gestank war auch nicht besonders hilfreich.

»Das hilft uns nicht besonders weiter, weißt du«, sagte ich vorwurfsvoll zu Jamie, der Wylie losgelassen hatte und sich jetzt hastig seiner äußeren Kleidungsstücke entledigte. »Nicht, dass ich den Vertrauensbeweis nicht zu schätzen wüsste.«

»Oh, aye«, sagte er mit erstickter Stimme, während er sich das Hemd über den Kopf zog. Er kam wieder zum Vorschein, funkelte mich an und ließ das Hemd zu Boden klatschen. »Glaubst du etwa, ich sitze untätig herum und lasse zu, dass dieser Fatzke dich beleidigt?«

»Ich gehe nicht davon aus, dass er das noch einmal tut«, sagte Roger. Er beugte sich über Wylie, der immer noch mit ziemlich grünem Gesicht zusammengekrümmt auf seinem Hocker saß. Roger blickte sich zu Jamie um.

»Aber hat er Recht? Dass Leichenschändung ein Kapitalverbrechen ist?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Jamie kurz angebunden. Bis zur Taille entblößt, mit Blut und Erbrochenem befleckt, das rote Haar im Laternenschein wild zerzaust, sah er dem gut gekleideten Gentleman, der dieses Gespräch begonnen hatte, nicht mehr allzu ähnlich.

»Es spielt auch kaum eine Rolle«, fügte er hinzu, »weil er es niemandem erzählen wird. Denn wenn er es tut, werde ich ihn zerlegen wie einen Ochsen und seine Eier und seine Lügnerzunge an die Schweine

verfüttern.« Er berührte den Knauf seines Dolches, als wollte er sich vergewissern, dass er ihn nötigenfalls griffbereit hatte.

»Aber Ihr habt doch sicher nicht vor, derlei unbegründete Anklagen über meine Frau zu verbreiten, oder... Sir?«, sagte er übertrieben höflich zu Wylie.

Es überraschte mich nicht zu sehen, dass Wylie, der offensichtlich noch unfähig war zu sprechen, den Kopf schüttelte. Jamie gab einen Laut grimmiger Genugtuung von sich und bückte sich, um den Umhang aufzuheben, den er vorhin fallen gelassen hatte.

Da ich bei dieser jüngsten Demonstration männlichen Ehrgefühls ziemlich weiche Knie bekommen hatte, setzte ich mich jetzt auf den Eimer.

»Nun gut«, sagte ich und schob eine Haarsträhne zurück. »Schön. Wenn wir das nun alles geklärt haben, dann... wo waren wir?«

»Der Mord an Betty«, half mir Roger auf die Sprünge. »Wir wissen nicht, wer, wir wissen nicht, wann, und wir wissen nicht, warum - doch vielleicht können wir ja der Einfachheit halber davon ausgehen, dass keiner der Anwesenden etwas damit zu tun hatte?«

»Schön und gut.« Jamie tat den Mord mit einer energischen Geste ab und setzte sich. »Was ist mit Stephen Bonnet?«

Rogers Miene, die bis jetzt interessiert gewesen war, verdunkelte sich.

»Aye, was ist mit ihm? Hat er etwas mit dieser Sache zu tun?«

»Vielleicht nicht mit dem Mord - aber meine Tante und ihr Mann sind gestern Abend in ihrem Schlafzimmer von zwei Verbrechern überfallen worden. Einer von ihnen war Ire.« Jamie schlang sich den Umhang um die bloßen Schultern und warf einen unheilvollen Blick auf Philip Wylie, der sich so weit erholt hatte, dass er sich aufsetzen konnte.

»Ich wiederhole«, sagte er kalt, die Hände immer noch gegen seinen Magen gedrückt, »dass ich mit keinem Gentleman dieses Namens bekannt bin, sei er nun Ire oder Hottentotte.«

»Stephen Bonnet ist kein Gentleman«, sagte Roger. Sein Tonfall war milde, hatte jedoch einen Unterton, der Wylie zu ihm aufblicken ließ.

»Ich kenne den Kerl nicht«, sagte er mit fester Stimme. Er atmete versuchsweise flach ein, und da er feststellte, dass es auszuhalten war, holte er tiefer Luft. »Warum glaubt Ihr denn, dass der Ire, der sich an Mr. und Mrs. Innes vergangen hat, dieser Bonnet ist? Hat er vielleicht seine Karte hinterlassen?«

Zu meiner Überraschung musste ich lachen. Ich musste trotz allem zugeben, dass ich Mr. Wylie gegenüber einen gewissen Respekt empfand. Obwohl man ihn gegen seinen Willen festhielt, ihn misshandelt, bedroht, mit Kaffee übergossen und seiner Perücke beraubt hatte, hatte er sehr viel mehr Haltung bewahrt, als es den meisten anderen Männern in seiner Situation gelungen wäre.

Jamie warf mir einen Blick zu, dann sah er Wylie wieder an. Ich hatte den Eindruck, dass sein Mundwinkel zuckte, aber in dem schwachen Licht war es unmöglich, sicher zu sein.

»Nein«, sagte er trocken. »Aber mir ist Stephen Bonnet bekannt, der ein Verbrecher, ein Halunke und ein Dieb ist. Und ich habe den Mann mit Euch zusammen gesehen, Sir, als Ihr meine Frau und mich in dem Schuppen überrascht habt.«

»Ja«, sagte ich. »Ich habe ihn auch gesehen - er hat direkt hinter Euch gestanden. Und was *hattet* Ihr denn nun dort zu suchen?«

Bei Jamies Anklage hatte Wylie die Augen aufgerissen. Bei meiner Aussage kniff er sie zusammen. Er holte erneut tief Luft, sah zu Boden und fuhr sich mit den Fingerknöcheln unter der Nase entlang. Dann blickte er zu Jamie auf, und seine Erregung hatte sich gelegt.

»Ich kenne ihn nicht«, sagte er leise. »Ich hatte zwar das Gefühl, dass mir jemand folgte, habe aber niemanden hinter mir gesehen und mir deshalb nicht viel dabei gedacht. Als ich - gesehen habe, was sich im Inneren des Schuppens befand -«, sein Blick huschte zu mir herüber, wich dem meinen jedoch aus, »da war ich viel zu schockiert, als dass ich auf irgendetwas sonst geachtet hätte als das, was ich vor Augen hatte.«

Das konnte ich ihm glauben.

Wylie zog die Schultern hoch und ließ sie wieder sinken.

»Falls sich dieser Bonnet wirklich hinter mir befunden hat, dann muss ich Euch das glauben, Sir. Und doch versichere ich Euch, dass ich weder etwas mit seiner Anwesenheit zu tun hatte noch davon wusste.«

Jamie und Roger wechselten einen Blick, doch sie konnten genauso gut wie ich hören, dass Wylies Worte wahr klangen. Es folgte ein kurzes Schweigen, und ich konnte hören, wie sich die Pferde in ihren Ställen bewegten. Sie waren nicht länger aufgeregt, wurden aber langsam unruhig, weil sie auf ihr Futter warteten. Dämmerlicht fiel durch die Ritzen unter den Traufen, ein weicher, rauchiger Schimmer, der dem Inneren des Stalles jede Farbe nahm und doch die verschwommenen Umrisse eines Geschirrs preisgab, das an der Wand hing, und von Mistgabeln und Schaufeln, die in der Ecke standen.

»Gleich kommen die Stallknechte.« Jamie bewegte sich, holte Luft und zog die Schultern zu einem halben Achselzucken hoch. Er richtete den Blick wieder auf Wylie.

»Nun gut, Sir. Ich akzeptiere Euer Wort als Gentleman.«

»Wirklich? Oh, da fühle ich mich aber geschmeichelt.«

»Dennoch«, fuhr Jamie fort, ohne Wylies Sarkasmus zu beachten. »Ich wüsste gern, was es gewesen ist, das Euch letzte Nacht in den Schuppen geführt hat.«

Wylie hatte sich halb von seinem Sitz erhoben. Bei dieser Frage zögerte er und setzte sich langsam wieder. Er kniff ein-, zweimal die Augen zu, als dächte er nach, dann seufzte er und gab auf.

»Lucas«, sagte er nur. Er blickte nicht auf, sondern hielt den Blick fest auf seine Hände gerichtet, die reglos zwischen seinen Oberschenkeln hingen. »Ich war in der Nacht dabei, als er geboren wurde. Ich habe ihn aufgezogen, ihn zugeritten und ausgebildet.« Er schluckte; ich sah, wie ein Zittern unter den Rüschen an seinem Hals entlanglief. »Ich bin in den Stall gegangen, um ein paar Minuten mit ihm allein zu sein... mich von ihm zu verabschieden.«

Zum ersten Mal verlor Jamies Gesicht den Ausdruck der Abneigung, den es stets trug, wenn er Wylie ansah. Er atmete tief durch und nickte kaum merklich.

»Aye, ich verstehe«, sagte er leise. »Und dann?«

Wylie richtete sich etwas mehr auf.

»Als ich aus dem Stall kam, hatte ich das Gefühl, an der Mauer des Gemüsegartens Stimmen zu hören. Und als ich näher trat, um zu sehen, was dort vorging, habe ich durch die Ritzen des Schuppens Licht gesehen.« Er zuckte mit den Achseln. »Ich habe die Tür geöffnet. Und was dann geschehen ist, wisst Ihr besser als ich, Mr. Fräser.«

Jamie rieb sich mit der Hand durch das Gesicht und schüttelte dann den Kopf.

»Aye«, sagte er. »Das weiß ich. Ich habe mich auf Bonnet gestürzt, und Ihr seid mir in die Quere gekommen.«

»Ihr habt mich angegriffen«, sagte Wylie kalt. Er zog sich seinen ruinierten Rock höher über die Schultern. »Ich habe mich verteidigt, und das war mein gutes Recht. Und dann habt Ihr mich mit Eurem Schwiegersohn ergriffen, mich hier hineingeschoben -«, er wies mit einem Ruck seines Kinns auf die Box in seinem Rücken, »und mich die halbe Nacht festgehalten!«

Roger räusperte sich. Jamie machte es ihm nach, allerdings noch mürrischer.

»Aye, nun gut«, sagte er. »Dem kann ich nicht widersprechen.« Er seufzte, trat einen Schritt zurück und bedeutete Wylie, dass er gehen könne. »Ihr habt wohl nicht gesehen, in welche Richtung Bonnet geflüchtet ist?«

»Oh, doch. Obwohl ich natürlich seinen Namen nicht kannte. Ich gehe davon aus, dass er inzwischen längst über alle Berge ist«, sagte Wylie. Seine Stimme hatte einen seltsamen Unterton, der fast wie Genugtuung klang. Jamie fuhr scharf herum.

»Wie meint Ihr das?«

»Lucas.« Wylie wies kopfnickend auf die Dunkelheit am anderen Ende der dämmerigen Stallgasse. »Seine Box ist am anderen Ende. Ich kenne seine Stimme genau; ich weiß, wie sich seine Bewegungen anhören. Und ich habe ihn heute Morgen noch nicht gehört. Bonnet - wenn er es denn gewesen ist - ist zum Stall geflüchtet.«

Noch ehe er zu Ende geredet hatte, hatte Jamie die Laterne ergriffen und schritt durch den Stall. Überall schoben sich neugierige Pferdenasen über die Boxentüren, als er vorübereilte, und die Tiere schnaubten und kollerten neugierig - doch es erschien keine schwarze Nase am Ende der Stallgasse, keine schwarze Mähne schüttelte sich zur freudigen Begrüßung. Wir anderen hasteten ihm nach und beugten uns vor, um an ihm vorbeizusehen, als er die Laterne hochhielt.

Das gelbe Licht fiel auf nichts als Stroh.

Wir betrachteten es einige Sekunden lang schweigend. Dann richtete Philip Wylie sich seufzend auf.

»Mag sein, dass ich ihn nicht länger besitze, Mr. Fraser - aber Ihr auch nicht.« Dann fiel sein Blick voll finsterer Ironie auf mich. »Aber ich wünsche Euch Freude an Eurer Frau.«

Er machte kehrt und ging mit hängenden Strümpfen davon, und die roten Absätze seiner Schuhe leuchteten im zunehmenden Licht.

Draußen brach still und lieblich der Tag an. Nur der Fluss schien sich zu bewegen, und hinter den Bäumen blitzte das heller werdende Licht silbern auf der Strömung auf.

Roger war gähnend zum Haus davongegangen, doch Jamie und ich waren bei den Paddocks geblieben. In den nächsten Minuten würden sich die Leute regen; es würde noch mehr Fragen und Spekulationen, noch mehr Gerede geben. Und nach noch mehr Gerede stand im Augenblick keinem von uns der Sinn.

Schließlich legte mir Jamie den Arm um die Schultern und wandte sich entschlossen vom Haus ab. Ich wusste nicht, wohin er unterwegs war, und

es kümmerte mich auch nicht besonders - aber ich hoffte, dass ich mich hinlegen konnte, wenn wir am Ziel waren.

Wir kamen an der Schmiede vorbei, wo ein kleiner, schläfrig aussehender Junge mit einem Blasebalg den Ofen anheizte, so dass rote Funken wie Glühwürmchen durch die Dämmerung schwebten. Vorbei an weiteren Nebengebäuden, um eine Ecke herum, und dann standen wir vor einem unscheinbaren Schuppen mit einem großen Flügeltor. Jamie hob den Riegel, schob die eine Türhälfte ein Stückchen auf und winkte mich hinein.

»Ich weiß gar nicht, warum mir das nicht gleich eingefallen ist«, sagte er, »als ich mich nach einem ungestörten Plätzchen umgesehen habe.«

Wir befanden uns in der Remise. Ein Planwagen und ein kleiner Einspänner standen dort neben Jocastas Zweispänner im Dunkel. Letzterer war eine offene Kutsche, die an einen großen Schlitten auf zwei Rädern erinnerte, eine Sitzbank mit blauen Samtkissen hatte und deren Deichsel am Ende mit einem Schnörkel verziert war wie ein Schiffsbug. Jamie hob mich an der Taille hoch und schwang mich hinein, dann kletterte er hinterher. Ein Büffelumhang war über die Kissen gebreitet; er zog ihn herunter und breitete ihn auf dem Boden der Kutsche aus. Dort war gerade so viel Platz, dass sich zwei Leute zusammenrollen konnten, wenn es ihnen nichts ausmachte, dicht beieinander zu liegen.

»Komm, Sassenach«, sagte er und ließ sich auf die Knie sinken. »Was auch immer als Nächstes kommt... es kann warten.«

Ich war ganz seiner Meinung. Dennoch konnte ich mir am Rand der Bewusstlosigkeit eine letzte Frage nicht verkneifen. »Deine Tante... traust du ihr? Was sie erzählt hat - über das Gold und alles andere?«

»Oh, aye, natürlich traue ich ihr«, murmelte er mir ins Ohr. Sein Arm lag schwer auf meiner Taille. »Mindestens so weit, wie ich spucken kann.«

55

Schlussfolgerungen

Als uns Durst und Hunger schließlich aus unserer Zuflucht vertrieben, verließen wir die Remise unter den taktvoll abgewendeten Blicken der Sklaven, die immer noch damit beschäftigt waren, die Überreste des Hochzeitsfestes zu beseitigen. Am Rand des Rasens sah ich Phaedre vom Mausoleum her kommen, die Arme voller Teller und Becher, die im Gebüsch liegen geblieben waren. Ihr vom Leid gezeichnetes Gesicht war geschwollen und fleckig, und ihre Augen waren rot, aber sie weinte nicht.

Sie entdeckte uns und blieb stehen.

»Oh«, sagte sie. »Miss Jo sucht Euch, Master Jamie.«

Ihr Tonfall war dumpf, so als hätten die Worte kaum eine Bedeutung für sie, und sie schien nichts Merkwürdiges an unserem plötzlichen Erscheinen und unserer mitgenommenen Kleidung zu finden.

»Oh, aye?« Jamie rieb sich das Gesicht und nickte. »Aye, ich gehe gleich zu ihr.«

Sie nickte und wandte sich schon zum Gehen, als Jamie die Hand ausstreckte und sie an der Schulter berührte.

»Es tut mir wirklich Leid, Kleine«, sagte er leise.

Tränen quollen plötzlich in ihren Augen auf, doch sie sagte nichts. Sie machte einen kurzen Knicks, wandte sich ab und eilte so schnell davon, dass ein Messer von ihrem Geschirrstapel fiel und hinter ihr im braunen Gras landete.

Ich bückte mich und hob es auf, und der Griff des Messers erinnerte mich plötzlich lebhaft an die Klinge, die ich benutzt hatte, um den Körper ihrer Mutter zu öffnen. Einen verwirrenden Augenblick lang befand ich

mich nicht mehr auf dem Rasen vor dem Haus, sondern im dunklen Inneren des Schuppens, wo die Luft schwer war vom Geruch des Todes, und ich hielt den körnigen Mordbeweis in der Hand.

Dann rückte die Realität wieder an ihren Platz, und vor mir lag der grüne Rasen, übersät mit Schwärmen von Tauben und Spatzen, die zu Füßen einer in der Sonne leuchtenden Marmorgottheit friedlich nach Krümeln pickten.

Jamie sagte irgendetwas.

»...gehen, dich waschen und ein wenig ausruhen, Sassenach?«

»Was? Oh, nein, ich komme mit dir.« Ich konnte es plötzlich nicht mehr abwarten, dass wir diese ganze Sache hinter uns brachten und heimkehrten. Fürs Erste hatte ich genug Gesellschaft gehabt.

Wir trafen Jocasta, Duncan und Brianna in Jocastas Wohnzimmer an, wo sie sich gemeinsam über ein herzhaftes, wenn auch ziemlich spätes Frühstück hermachten. Brianna warf einen scharfen Blick auf Jamies ruinierte Kleidung, schwieg aber und nippte weiter an ihrem Tee. Sie und Jocasta trugen Morgenröcke, und Roger und Duncan waren zwar angezogen, sahen nach den Abenteuern der Nacht aber bleich und schmuddelig aus. Keiner von ihnen hatte sich rasiert, und Duncan hatte an der Stelle, wo er bei seinem Sturz gegen den Kamin geprallt war, einen großen, blauen Fleck im Gesicht. Ansonsten schien er jedoch keinen Schaden genommen zu haben.

Ich ging davon aus, dass Roger allen von unserem Stelldichein mit Philip Wylie und vom Verschwinden des Friesenhengstes erzählt hatte. Zumindest stellte niemand irgendwelche Fragen. Duncan schob wortlos einen Teller mit Schinken in Jamies Richtung, und eine Zeit lang waren nur das melodische Klimpern des Bestecks und die Schluckgeräusche der Teetrinker zu hören.

Als wir schließlich satt und einigermaßen wieder hergestellt waren, lehnten wir uns zurück und begannen zögernd, die Ereignisse des vergangenen Tages - und der Nacht - zu erörtern. Es war so viel geschehen,

dass ich es für das Beste hielt, die Ereignisse in logischer Folge zu rekonstruieren. Das sagte ich auch, und obwohl Jamies Mund auf eine irritierende Weise zuckte, die besagte, dass logisches Denken seiner Meinung nach nicht zu mir passte, ignorierte ich ihn und rief die Versammlung zur Ordnung.

»Es fängt mit Betty an, oder nicht?«

»Ganz gleich, ob es so ist oder nicht, ich denke, das ist ein brauchbarer Ausgangspunkt, Sassenach«, pflichtete mir Jamie bei.

Brianna strich sich Butter auf eine letzte Scheibe Toast und machte ein belustigtes Gesicht.

»Fahren Sie fort, Miss Marple«, sagte sie und wies mit dem Toast auf mich, bevor sie hineinbiss. Roger prustete erstickt auf, doch auch das ignorierte ich würdevoll.

»Gut. Also, ich hatte den Eindruck, dass Betty betäubt war, als ich sie gesehen habe, doch da Dr. Fentiman verhindert hat, dass ich sie untersuchte, konnte ich es nicht mit Sicherheit feststellen. Aber wir sind uns doch einigermaßen sicher, dass Betty präparierten Punsch getrunken hat, nicht wahr?« Ich sah mich im Kreis der Gesichter um, und sowohl Brianna als auch Jamie nickten ernst.

»Aye, ich habe *irgendetwas* in dem Becher geschmeckt, was kein Alkohol war«, sagte Jamie.

»Und ich habe mich mit den Haussklaven unterhalten, nachdem ich mich von Pa getrennt hatte«, fügte Brianna hinzu und beugte sich vor. »Zwei der Frauen haben eingeräumt, dass Betty sich bei gesellschaftlichen Anlässen gern am Bodensatz der Gläser bedient - bedient hat -, aber sie haben beide fest behauptet, dass sie höchstens ein wenig ›fröhlich‹ war, als sie im Salon geholfen hat, den Rumpunsch auszuschenken.«

»Und ich war zu diesem Zeitpunkt *im* Salon, zusammen mit Seamus Hanlon und seinen Musikern«, bestätigte Roger. Er sah Brianna an und drückte ihr sanft das Knie. »Ich habe gesehen, wie Ulysses den Rumpunsch eigenhändig gemacht hat - das war doch die erste Fuhre, die du an diesem Tag zubereitet hast, oder, Ulysses?«

Alle Köpfe fuhren zu dem Butler herum, der mit verschlossenem Gesicht hinter Jocastas Stuhl stand, seine gepflegte Perücke und seine gebügelte Uniform ein schweigender Vorwurf gegen die allgemeine Atmosphäre mitgenommener Erschöpfung.

»Nein, die zweite«, sagte er leise. »Die erste ist schon beim Frühstück getrunken worden.« Seine Augen waren aufmerksam, wenn auch rot unterlaufen, doch der Rest seines Gesichtes hätte aus grauem Granit gemeißelt sein können. Der Haushalt und die dazugehörigen Sklaven waren seine Verantwortung, und es war ihm deutlich anzumerken, dass ihm die jüngsten Ereignisse peinlich waren und er das Gefühl hatte, dass sie seine Berufsausübung in ein schlechtes Licht rückten.

»Gut.« Roger wandte sich zu mir zurück und rieb sich mit der Hand über die Bartstoppeln. Möglich, dass er seit der Konfrontation mit Wylie im Stall ein Nickerchen gemacht hatte, doch eigentlich sah er nicht danach aus.

»Betty selbst ist mir nicht aufgefallen - aber ich hätte sie doch mit *Sicherheit* bemerkt, wenn sie betrunken herumgetorkelt wäre. Ulysses auch.« Er spähte hinter sich, um sich diese Auffassung bestätigen zu lassen, und der Butler nickte widerstrebend.

»Leutnant Wolff ist betrunken herumgetorkelt«, fügte Roger hinzu. »Das ist allen aufgefallen - und sie haben sich darüber mokiert, dass sich jemand so früh schon in einem solchen Zustand befinden konnte.«

Jocasta machte ein hämisches Geräusch, und Duncan senkte den Kopf und lächelte insgeheim.

»Jedenfalls«, fasste Jamie zusammen, »ist die zweite Ladung Rumpunsch gegen Mittag serviert worden, und ich habe die Frau keine Stunde später sturzbetrunken mit einem Punschbecher an ihrer Seite auf dem Misthaufen gefunden, wo sie alle Viere von sich gestreckt hatte. Ich will ja nicht sagen, dass das nicht zu bewerkstelligen ist, aber es wäre schnelle Arbeit, sich in so kurzer Zeit besinnungslos zu trinken, vor allem, wenn man nur auf Reste zurückgreifen kann.«

»Also gehen wir davon aus, dass ihr tatsächlich eine Droge verabreicht worden ist«, sagte ich. »Und zwar höchstwahrscheinlich Laudanum. Gab

es das hier in der Kräuterkammer?«

Jocasta hörte die Veränderung in meinem Tonfall und wusste, dass die Frage an sie gerichtet war; sie richtete sich auf ihrem Stuhl auf und steckte sich eine Haarlocke unter ihre Haube zurück. Sie schien sich gut von der letzten Nacht erholt zu haben.

»Oh, aye. Aber das muss nichts bedeuten«, warf sie ein. »Jeder hätte es mitbringen können; es ist nicht sehr schwierig zu bekommen, wenn man es bezahlen kann. Ich weiß von mindestens zwei Frauen unter den Gästen, dass sie es regelmäßig nehmen. Sie hatten mit Sicherheit etwas dabei.«

Ich hätte zu gern gewusst, welche von Jocastas Bekannten opiumsüchtig waren und woher sie das wusste, verfolgte diesen Punkt jedoch nicht weiter und ging zum nächsten über.

»Nun, woher das Laudanum - angenommen, es war Laudanum - auch immer kam, anscheinend ist es in Bettys Magen gelandet.« Ich wandte mich Jamie zu. »Also, du hast doch gesagt, dass dir, als du sie gefunden hast, der Gedanke gekommen ist, sie könnte etwas Präpariertes oder Giftiges getrunken haben, das für jemand anderen gedacht war.«

Er nickte und verstand genau.

»Aye, denn warum sollte jemand einem Sklaven schaden oder ihn umbringen wollen?«

»Ich weiß nicht, warum, aber irgendjemand hat Betty umgebracht«, unterbrach ihn Brianna hörbar gereizt. »Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, wie sie Glassplitter hätte essen sollen, die für jemand anderen gedacht waren - du vielleicht?«

»Immer mit der Ruhe! Ich versuche, logisch zu denken.« Ich sah Brianna stirnrunzelnd an, und sie machte ein ähnlich hämisches Geräusch wie Jocasta, nur nicht so laut.

»Nein«, fuhr ich fort. »Ich glaube nicht, dass sie das zerstampfte Glas versehentlich zu sich genommen hat - aber ich weiß auch nicht, wann sie es gegessen hat. Es war aber höchstwahrscheinlich, nachdem ihr sie auf den Speicher gebracht hattet - und nach Fentimans erster Visite.«

Fentimans Brechmittel und Klistiere hätten starke Blutungen hervorgerufen, wenn Betty das Glas bereits eingenommen gehabt hätte - und genau das war ja dann geschehen, als er sie gegen Anbruch der Dämmerung erneut aufgesucht hatte, um ihre neuerlichen Klagen über innere Schmerzen zu behandeln.

»Ich glaube, du hast Recht«, sagte ich zu Brianna, »aber nur der Ordnung halber - als du deine Runde gemacht hast, Roger, hast du doch keine Gäste gefunden, die den Eindruck machten, als hätte man ihnen ein Betäubungsmittel verabreicht, oder?«

Er schüttelte den Kopf und hatte die dunklen Augenbrauen zusammengezogen, als bereitete ihm das Sonnenlicht Probleme. Es hätte mich nicht überrascht, wenn er Kopfschmerzen hatte; auch in meinem Schädel hatte sich das Wattegefühl in ein Pochen verwandelt.

»Nein«, sagte er und presste sich einen Fingerknöchel fest zwischen die Brauen. »Mindestens zwanzig, die allmählich leicht zu schwanken begannen, aber sie schienen alle nur rechtschaffen alkoholisiert zu sein.«

»Was ist mit Leutnant Wolff?«, fragte Duncan zur allgemeinen Überraschung. Er errötete ein wenig, als er aller Augen auf sich gerichtet sah, ließ aber nicht locker.

»*A Smeòraich* hat gesagt, der Mann ist betrunken im Salon herumgetorkelt. Ist es möglich, dass er das Laudanum - oder was immer es war - zu sich genommen hat, die Hälfte getrunken und der Sklavin dort den Rest gegeben hat?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er skeptisch. »Wenn ich je einen Menschen gesehen habe, der sich innerhalb einer Stunde lediglich mit Hilfe von Alkohol um den Verstand trinken konnte...«

»Als ich mich unter den Gästen umgesehen habe, hat der Leutnant mit einer Flasche in der Hand an der Wand des Mausoleums gelehnt«, sagte Roger. »Nicht mehr ganz klar im Kopf, aber bei Bewusstsein.«

»Aye, er ist erst später im Gebüsch gelandet«, warf Jamie mit skeptischer Miene ein. »Ich habe ihn nachmittags dort entdeckt. Er hat allerdings nicht so ausgesehen wie die Sklavin - nur betrunken.«

»Aber die Zeit stimmt ungefähr«, sagte ich nachdenklich. »Also ist es immerhin möglich. Hat jemand den Leutnant im Lauf des Tages noch einmal gesehen?«

»Ja«, sagte Ulysses, und alle fuhren zu ihm herum und sahen ihn an. »Er ist während des Abendessens ins Haus gekommen, hat mich gebeten, sofort ein Boot für ihn aufzutreiben, und ist auf dem Wasserweg abgereist. Immer noch ziemlich betrunken«, fügte er präzise hinzu, »aber bei klarem Verstand.«

Jocasta pustete leise durch die Lippen und murmelte: »Bei klarem Verstand, dass ich nicht lache.« Sie massierte sich die Schläfen mit den Zeigefingern; offensichtlich hatte auch sie Kopfschmerzen.

»Damit fällt der Leutnant dann wohl als Verdächtiger aus, oder? Oder ist sein plötzlicher Aufbruch verdächtig?« Brianna, die einzige Anwesende, die keine Kopfschmerzen zu haben schien, ließ mehrere Zuckerklümpchen in ihren Tee fallen und rührte ihn heftig um. Jamie schloss bei dem Geräusch die Augen und zuckte zusammen.

»Übersiehst du da nicht etwas?« Jocasta war sämtlichen Argumenten gebannt gefolgt und hatte die Stirn konzentriert in kleine Falten gelegt. Jetzt beugte sie sich vor und streckte die Hand nach dem flachen Tisch mit dem Frühstücksgeschirr aus. Sie tastete sich vor, indem sie hier und dort mit den Fingern klopfte, um zu finden, was sie suchte, und ergriff schließlich einen kleinen Silberbecher.

»Du hast mir doch den Becher gebracht, aus dem Betty getrunken hat«, sagte sie zu Jamie und hielt ihm den Becher hin, den sie in der Hand hatte. »Es war so einer, aye?«

Der Becher war aus Sterlingsilber und noch so neu, dass die eingravierten Verzierungen kaum zu sehen waren. Später, wenn das Metall eine Patina bekam, würden die Rillen der Gravur schwarz anlaufen und dadurch hervorstechen, doch vorerst verschwanden der Buchstabe »I« und die kleinen Fische, die ihn umschwammen, noch fast vollständig im Glanz des Metalls.

»Aye, so einer ist es gewesen, Tante Jocasta«, erwiderte Jamie und berührte die Hand, die ihm den Becher entgegenhielt. »Brianna sagt, er

gehört zu einem ganzen Satz?«

»Ja. Ich habe sie Duncan am Morgen unserer Trauung zur Hochzeit geschenkt.« Sie stellte den Becher hin, legte jedoch ihre langen Finger quer darüber. »Duncan und ich haben zum Frühstück aus zwei von diesen Bechern getrunken, aber die anderen vier sind hier geblieben.« Sie wies mit der Hand hinter sich auf die kleine Anrichte an der Wand, auf der die Teller mit dem Schinken und den Spiegeleiern standen. An der Rückseite lehnten Schmuckteller aufrecht an der Wand, unterbrochen von einem Satz kristallener Sherrygläser. Ich zählte; jetzt standen alle sechs Silberfischbecher auf dem Tisch, gefüllt mit Portwein, den Jocasta anscheinend gern zum Frühstück trank. Nichts deutete jedoch darauf hin, welcher von ihnen den präparierten Punsch enthalten hatte.

»Du hast doch am Hochzeitstag keinen von diesen Bechern nach unten in den Salon gebracht, oder, Ulysses?«, fragte sie.

»Nein, Madam.« Bei diesem Gedanken zog er ein schockiertes Gesicht. »Natürlich nicht.«

Sie nickte und wandte ihre blinden Augen erst in Jamies Richtung, dann in meine.

»Da seht ihr es«, sagte sie. »Es war Duncans Becher.«

Duncan machte zuerst ein erschrockenes, dann ein beklommenes Gesicht, als er zu begreifen begann, was ihre Worte bedeuteten.

»Nein«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Ach, nein. Das kann doch gar nicht sein.« Doch kleine Schweißtröpfchen hatten auf der verwitterten Haut seines Kinns einen Taufilm gebildet.

»Hat dir vorgestern irgendjemand etwas zu trinken angeboten, *a charaid*?«, fragte Jamie und beugte sich konzentriert vor.

Duncan zuckte hilflos mit den Achseln.

»Selbstverständlich, Gott und jedermann!«

Natürlich. Er war schließlich der Bräutigam. Doch angesichts seiner nervenbedingten Verdauungsprobleme hatte er keine der angebotenen Erfrischungen angenommen. Auch hatte er nicht besonders darauf

geachtet, ob ihm irgendeine davon in einem silbernen Becher serviert worden war.

»Ich war so abgelenkt, *Mac Dubh*, dass es mir nicht einmal aufgefallen wäre, wenn mir jemand eine lebende Schlange angeboten hätte.« Ulysses nahm eine Leinenserviette vom Tablett und hielt sie Duncan unauffällig hin. Dieser ergriff sie kommentarlos und wischte sich das Gesicht ab.

»Dann... glaubst du also, dass jemand versucht hat, *Duncan* etwas anzutun?« Das Erstaunen in Rogers Stimme war nicht unbedingt schmeichelhaft, aber Duncan schien es ihm nicht übel zu nehmen.

»Aber warum denn?«, sagte er verwirrt. »Wer sollte *mich* denn so hassen?«

Jamie gluckste vor sich hin, und die Spannung am Tisch lockerte sich ein wenig. Es stimmte: Duncan war zwar ein intelligenter, fähiger Mann, doch er war von so bescheidener Natur, dass man sich unmöglich vorstellen konnte, dass er jemanden verärgert hatte, und erst recht nicht, dass er ihn zu mörderischer Wut getrieben hatte.

»Nun ja, *a charaidh*«, sagte Jamie taktvoll, »vielleicht war es ja gar nicht persönlich gemeint.« Er fing meinen Blick auf und zog eine ironische Grimasse. Auch ihm hatte man schon mehr als einmal nach dem Leben getrachtet, und die Gründe hatten nur damit zu tun, wer er war, nicht damit, was er getan hatte. Nicht, dass man nicht auch schon gelegentlich versucht hatte, ihn aufgrund von Dingen umzubringen, die er getan hatte.

Jocasta schien es ähnlich zu sehen.

»In der Tat« sagte sie trocken. »Das habe ich mir auch schon gedacht. Erinnerst du dich noch, was beim *gathering* geschehen ist, Jamie?«

Jamie zog eine Augenbraue hoch und ergriff seine Teetasse.

»Da ist so vieles geschehen, Tante Jocasta«, sagte er trocken. »Aber ich vermute, du meinst, was mit Vater Kenneth geschehen ist?«

»Genau.« Sie streckte automatisch die Hand aus, und Ulysses hielt ihr eine frische Tasse hin. »Hast du mir nicht erzählt, dieser Lillywhite hätte

gesagt, der Priester sollte daran gehindert werden, ›Zeremonien‹ zu vollziehen?«

Jamie nickte und schloss kurz die Augen, als er einen Schluck Tee trank.

»Aye, das hat er. Also - glaubst du, es war deine Vermählung mit Duncan, die er gemeint hat? Dass das die ›Zeremonie‹ war, die es zu verhindern galt?«

Meine Kopfschmerzen wurden immer schlimmer. Ich drückte auf den Punkt zwischen meinen Augenbrauen; meine Finger waren heiß von der Teetasse, und die Wärme war wohltuend.

»Eine Sekunde«, sagte ich. »Willst du damit sagen, jemand wollte verhindern, dass deine Tante Duncan heiratet, und beim *gathering* ist ihm das auch gelungen - aber dann ist ihm keine Methode eingefallen, wie er es jetzt verhindern könnte, und deshalb hat er versucht, Duncan umzubringen?« Meine Stimme klang genauso erstaunt, wie Duncan aussah.

»Ich will gar nichts sagen«, sagte Jamie und betrachtete Jocasta interessiert, »aber ich habe das Gefühl, meine Tante möchte genau das andeuten.«

»Genau«, sagte sie ruhig. Sie trank ihren Tee aus und stellte die Tasse mit einem Seufzer hin. »Ich will meinen Stellenwert ja nicht überschätzen, Neffe - aber es ist nun einmal so, dass ich seit Hectors Tod ständig Heiratsanträge bekomme. River Run ist ein wertvolles Anwesen, und ich bin eine alte Frau.«

Einen Moment herrschte Schweigen, während wir diese Worte verdauten. In Duncans Gesicht spiegelten sich Beklommenheit und Entsetzen wider.

»Aber -«, sagte er und begann leicht zu stottern, »aber-aber - wenn es so war, *Mac Duhh*, warum hat er dann gewartet?«

»Gewartet?«

»Aye.« Er sah sich Verständnis heischend am Tisch um. »Seht ihr, wenn jemand die Hochzeit beim *gathering* verhindern wollte, gut und schön.

Aber das ist vier Monate her, und niemand hat mir seitdem ein Haar gekrümmt. Ich bin meistens allein zu Pferd unterwegs; es wäre doch wohl ein Leichtes, mir auf der Straße aufzulauern, wenn ich in Geschäftsdingen unterwegs bin, und mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen.« Sein Tonfall war ganz sachlich, aber ich bemerkte, wie Jocasta bei dieser Vorstellung ein Schauer durchfuhr.

»Warum sollte er also gewartet haben, bis wir schon quasi vor dem Traualtar standen und noch dazu Hunderte von Leuten hier waren?«

»Aye, nun ja, da hast du Recht, Duncan«, gab Jamie zu.

Roger war diesem Wortwechsel gefolgt, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Kinn in den Händen. Jetzt richtete er sich auf.

»Ich kann mir einen Grund vorstellen«, sagte er. »Der Priester.«

Alle starrten ihn mit hoch gezogenen Augenbrauen an.

»Der Priester war hier«, erklärte er. »Wenn es bei der ganzen Sache um River Run geht, dann reicht es nicht, nur Duncan aus dem Weg zu räumen. Nach seinem Tod stünde der Mörder ja wieder ganz am Anfang - Jocasta wäre zwar nicht mit Duncan verheiratet, aber sie wäre genauso wenig mit *ihm* verheiratet, und er hätte keine Möglichkeit, Druck auf sie auszuüben.«

Er hob einen Finger. »Aber - wenn der Priester hier ist und darauf eingestellt ist, eine private Zeremonie abzuhalten... dann ist es einfach. Unser Mörder räumt Duncan aus dem Weg - auf eine Weise, die auf einen Selbstmord oder Unfall hindeutet -, rauscht hinauf in Jocastas Gemächer und zwingt den Priester mit vorgehaltener Pistole, die Trauung zu vollziehen. Sämtliche Sklaven und Gäste sind mit Duncan beschäftigt, niemand kann Einwände erheben oder sich einmischen. Das Bett ist gleich hier -« Er wies auf das große Himmelbett, das durch die Schlafzimmertür zu sehen war. »Er kann Jocasta hinbringen und die Ehe mit Gewalt vollziehen... und fertig ist die Kiste.«

Bei diesen Worten bemerkte Roger Jocastas offenen Mund und Duncans verblüffte Miene und begriff, dass dies nicht nur eine interessante Theorie war. Er lief puterrot an und räusperte sich.

»Äh... ich meine... es wäre ja nicht das erste Mal.«

Jamie hustete und räusperte sich ebenfalls. Es wäre in der Tat nicht das erste Mal gewesen. Sein eigener, skrupelloser Großvater hatte seinen gesellschaftlichen Aufstieg in die Wege geleitet, indem er die ältere, reiche, verwitwete Lady Lovat gewaltsam heiratete und sie prompt zum Vollzug der Ehe zwang.

»*Was*?« Brianna fuhr herum und starrte Roger voller Abscheu an. »Das ist ja... aber er käme doch mit so etwas niemals durch!«

»Ich denke, doch«, sagte Roger beinahe entschuldigend. »Wenn es um Frauen geht, spielen doch in den meisten Fällen Besitzfragen eine Rolle. Wenn ein Mann eine Frau heiratet und mit ihr den Beischlaf vollzieht, ist sie sein, mit all ihrem Besitz - ob es ihr gefällt oder nicht. Und solange sie keine anderen, männlichen Verwandten hat, die Protest einlegen, ist es sehr unwahrscheinlich, dass irgendein Gericht etwas unternehmen würde.«

»Aber sie *hat* doch einen männlichen Verwandten!« Brianna wies mit der Hand auf Jamie, der jetzt in der Tat einen Einwand äußerte, allerdings wohl nicht den, den Brianna erwartete.

»Aye, nun ja, aber«, warf er ein. »So etwas ist nur möglich, wenn man einen Zeugen hat, der bestätigt, dass die Ehe Gültigkeit besitzt.« Er räusperte sich erneut, und Ulysses ergriff die Teekanne.

Der Alte Simon hatte Zeugen gehabt; zwei seiner Freunde und die beiden Leibdienerinnen der Witwe - von denen eine später Jamies Großmutter geworden war, wenn ich auch davon ausging, dass in diesem Fall weniger Gewalt im Spiel gewesen war.

»Ich verstehe das Problem«, sagte ich und strich mir die Krümel von der Brust. »Hier waren offensichtlich mehrere Männer am Werk. Wer auch immer der Möchtegern-Bräutigam ist - und vergesst nicht, dass wir ja gar nicht wissen, ob es einen solchen gibt -, jedenfalls, wer er auch immer ist, falls er existiert, hat er eindeutig Komplizen. Randall Lillywhite zum Beispiel.«

»Der nicht hier gewesen ist«, erinnerte mich Jamie.

»Hm. Das stimmt«, räumte ich ein. »Aber das ändert nichts am Prinzip.«

»Ja«, sagte Roger beharrlich, »und *wenn* er existiert, ist Leutnant Wolff der Hauptverdächtige, nicht wahr? Jeder weiß, dass er mehr als einmal versucht hat, Jocasta zu einer Ehe zu bewegen. Und er ist hier gewesen.«

»Aber nicht zurechnungsfähig«, fügte Jamie skeptisch hinzu.

»Oder auch nicht. Wie schon gesagt, waren Seamus und seine Jungs überrascht, dass man so früh am Tage schon so betrunken sein konnte - aber was, wenn es eine Finte war?« Roger sah sich mit hoch gezogener Augenbraue am Tisch um.

»Wenn er nur so getan hat, als wäre er völlig betrunken, konnte er davon ausgehen, dass niemand ihn beachten oder später verdächtigen würde - und doch wäre er in der Lage gewesen, einen Becher Punsch zu vergiften, ihn Betty mit der Anweisung zu geben, dass sie ihn Duncan brachte, dann zu verschwinden und sich im Hintergrund zu halten, um schließlich die Treppe hinaufzueilen, sobald ihm zu Ohren kam, dass Duncan zusammengebrochen war. Und falls Duncan den Rumpunsch zurückwies - nun, dann stand Betty eben mit einem Becher frischem Rumpunsch in der Hand da.«

Er zuckte mit den Achseln.

»Und wer könnte ihr vorwerfen, dass sie sich damit in den Gemüsegarten gestohlen hat, um ihn in Ruhe zu genießen?«

Jocasta und Ulysses prusteten gleichzeitig los und verdeutlichten damit unmissverständlich, was sie von Bettys Handlungsweise hielten. Roger hustete und setzte seine Analyse hastig fort.

»Schön. Nun. Aber die Dosis hat Betty nicht umgebracht. Entweder hat sich der Mörder verrechnet - oder...« Roger hatte eine andere, schlaue Idee. »Vielleicht wollte er ja gar nicht, dass Duncan an der Droge starb. Vielleicht wollte er nur, dass er das Bewusstsein verlor, um ihn dann in aller Stille in den Fluss zu schubsen. Das wäre sogar noch besser gewesen. Du kannst doch nicht schwimmen, oder?«, fragte er an Duncan gewandt, der benommen den Kopf schüttelte. Er hob seine Hand und massierte sich mechanisch den Stumpf seines fehlenden Arms.

»Aye. Wenn du ertrunken wärst, hätte es dann also wunderhübsch nach einem Unfall ausgesehen.« Roger rieb sich mit zufriedener Miene die Hände. »Aber dann ist alles schief gegangen, weil die Magd den präparierten Punsch getrunken hat, nicht Duncan. Und weshalb ist sie umgebracht worden!«

»Warum?« Jocasta sah nun genauso benommen aus wie Duncan.

»Weil sie den Mann identifizieren konnte, der ihr den Becher gegeben hat«, meldete sich Jamie zu Wort. Er nickte und lehnte sich nachdenklich auf seinem Stuhl zurück. »Und weil sie es auch getan hätte, sobald die Leute sie danach gefragt hätten. Aye, das klingt plausibel. Aber natürlich konnte er sie nicht mit Gewalt beseitigen; das Risiko, dass man ihn im Umfeld des Speichers sah, war zu groß.«

Roger nickte beifällig, weil Jamie das Szenario so schnell erfasst hatte.

»Aye. Aber es gehörte keine große Meisterleistung dazu, an zerstampftes Glas zu gelangen - wie viele Weinkelche und Gläser waren hier im Lauf des Tages unterwegs? Man brauchte ja nur eines fallen zu lassen und es zu zertreten, und voila.«

Selbst das wäre möglicherweise gar nicht nötig gewesen; nach den Hochzeitsfeierlichkeiten waren die Wege und die Terrasse mit Glassplittern übersät gewesen. Ich selbst hatte ja ein Glas fallen gelassen, als mich Philip Wylie überraschte.

Ich wandte mich an Ulysses.

»Bleibt die Frage, wie ihr das Glas eingeflößt wurde. Weißt du, was Betty zu essen oder zu trinken bekommen hat, Ulysses?«

Das Gesicht des Butlers zog sich in Falten, wie wenn ein Stein in dunklem Wasser Wellen wirft.

»Dr. Fentiman hat ihr Gewürzmilch verordnet«, sagte er langsam. »Und etwas Porridge, falls sie wach genug war, um ihn zu schlucken. Die Milch habe ich selbst gemacht und Mariah gebeten, sie ihr hinaufzubringen. Den Porridge habe ich bei der Köchin bestellt - aber ich weiß nicht, ob Betty ihn gegessen hat oder wer ihn ihr gebracht hat.«

»Hm.« Jocasta spitzte die Lippen und runzelte die Stirn. »In der Küche ging es mit Sicherheit drunter und drüber. Und bei der Menschenmenge... nun, wir können Mariah und die anderen fragen, aber es würde mich nicht überraschen, wenn sie sich nicht einmal mehr daran erinnern können, die Sachen überhaupt nach oben gebracht zu haben, geschweige denn daran, ob jemand sich daran zu schaffen gemacht hat. Es kann ja nicht mehr als ein paar Sekunden in Anspruch genommen haben, die Sklavin abzulenken und das Glas in den Brei zu rühren... Sie machte eine abwinkende Handbewegung, die ausdrückte, wie skandalös einfach es war, einen Mord zu begehen.

»Oder es hätte jemand unter dem Vorwand, nach ihr sehen zu wollen, auf den Speicher gehen und ihr etwas Trinkbares einflößen können, worin das Glas enthalten war«, meinte ich. »Gewürzmilch wäre perfekt. Hier unten war zwar viel Verkehr, aber Betty ist zwischen Fentimans Visite und dem Zeitpunkt, als die anderen Sklaven zu Bett gegangen sind, über lange Zeit allein dort oben gewesen. Es ist sehr gut möglich, dass jemand ungesehen bei ihr gewesen ist.«

»Sehr ordentlich, Inspektor Lestrade«, sagte Brianna sotto voce zu Roger. »Aber es gibt keinen Beweis, oder?«

Jocasta und Duncan saßen wie versteinert nebeneinander. Dann jedoch holte Jocasta tief und hörbar Luft, offenbar, um sich zur Entspannung zu zwingen.

»Das stimmt«, sagte sie. »Es gibt keinen Beweis. Du kannst dich nicht zufällig daran erinnern, dass Betty dir einen Becher Punsch angeboten hat, oder, *a dhuine?*«

Duncan kaute einen Moment heftig auf seinem Schnurrbart herum und dachte konzentriert nach, doch dann schüttelte er den Kopf.

»Schon möglich, dass sie es getan hat... *a bhean*. Vielleicht aber auch nicht.«

»Nun denn.«

Alle verstummten, während Ulysses schweigend um den Tisch schritt und aufräumte. Schließlich seufzte Jamie tief und richtete sich auf.

»Nun gut. Dann sind da noch die Ereignisse der letzten Nacht. Wir sind uns doch einig, dass der Ire, der in deine Schlafkammer eingedrungen ist, Stephen Bonnet war, Tante Jocasta?«

Briannas Hand machte eine ruckartige Bewegung, und ihre Teetasse landete scheppernd auf dem Tisch.

»Wer?«, sagte sie heiser. »Stephen Bonnet - hier?«

Jamie sah mich stirnrunzelnd an.

»Ich dachte, du hättest es ihr gesagt, Sassenach.«

»Wann denn?«, sagte ich gereizt. »Ich dachte, *du* hättest es ihr gesagt«, sagte ich an Roger gewandt, der nur versteinerten Gesichtes mit den Achseln zuckte. Ulysses hatte sich mit einem Tuch über den Tisch gebeugt und wischte den Tee auf. Brianna war weiß im Gesicht, schien jedoch ihre Selbstkontrolle zurückerlangt zu haben.

»Nicht so wichtig«, sagte sie. »Er war hier? Letzte Nacht?«

»Aye, so war es«, sagte Jamie widerstrebend. »Ich habe ihn gesehen.«

»Dann ist er der Dieb gewesen, der hinter dem Gold her war - oder einer von ihnen?« Brianna langte nach einem der Silberbecher mit dem Portwein und trank ihn leer, als wäre es Wasser. Ulysses bekam kugelrunde Augen, beeilte sich jedoch, den Becher wieder zu füllen.

»Es sieht ganz so aus.« Roger nahm sich ein Stückchen Kuchen, wobei er Briannas Blick sorgsam auswich.

»Woher wusste er von dem Gold, Tante Jocasta?« Jamie lehnte sich zurück, die Augen halb geschlossen, um sich zu konzentrieren.

Jocasta prustete und streckte die Hand aus. Ulysses, der ihre Gewohnheiten kannte, legte eine Scheibe Toast mit Butter darauf.

»Hector Cameron hat es jemandem erzählt; mein Bruder Dougal hat es jemandem erzählt, oder der dritte Mann hat es jemandem erzählt. Und so, wie ich sie kenne, würde ich wetten, dass es weder Hector noch Dougal waren.« Sie zuckte mit den Achseln und biss in ihren Toast.

»Aber eines sage ich euch«, fügte sie hinzu und schluckte. »Der zweite Mann in meinem Zimmer - der nach Alkohol gerochen hat. Ich habe doch gesagt, dass er den Mund nicht aufgetan hat, aye? Nun, das ist doch eindeutig, oder? Es war jemand, den ich kenne, den ich an der Stimme erkannt hätte, wenn er etwas gesagt hätte.«

»Leutnant Wolff?«, meinte Roger.

Jamie nickte, und eine Falte grub sich zwischen seine Augenbrauen.

»Wer könnte besser einen Piraten auftreiben als die Marine, wenn einer gebraucht wird, aye?«

»Braucht man denn einen Piraten?«, murmelte Brianna. Der Portwein hatte ihre Nerven gestärkt, wenn sie auch immer noch blass war.

»Aye«, sagte Jamie, ohne sie weiter zu beachten. »Kein kleines Unterfangen, zehntausend Pfund in Gold. Man braucht mehr als einen Mann, um eine solche Summe zu bewegen - Louis von Frankreich und Charles Stuart wussten das; sie haben sechs Mann geschickt, um dreißigtausend Pfund an Land zu bringen.« Kein Wunder also, dass derjenige, der von dem Gold erfahren hatte, sich der Hilfe Stephen Bonnets versichert hatte - eines weithin bekannten Schmugglers und Piraten, dem nicht nur die nötigen Transportmittel, sondern auch die Verbindungen zur Verfügung standen, um das Gold abzusetzen.

»Ein Boot«, sagte ich langsam. »Der Leutnant ist während des Abendessens mit einem Boot abgereist. Nehmen wir einmal an, er ist flussabwärts gefahren und hat sich dort mit Stephen Bonnet getroffen. Sie sind zusammen zurückgekommen und haben eine Gelegenheit abgewartet, sich in das Haus zu stehlen, um dort Jocasta zu bedrängen, bis sie ihnen das Versteck des Goldes verriet.«

Jamie nickte.

»Aye, das könnte sein. Der Leutnant geht hier seit Jahren ein und aus. Tante Jocasta, ist es möglich, dass er hier etwas gesehen hat, das in ihm den Verdacht geweckt hat, dass du das Gold hier hast? Du sagst, Hector hatte drei Barren; ist davon noch etwas übrig?«

Jocasta presste die Lippen fest zusammen, doch nach einem Augenblick des Zögerns nickte sie schweren Herzens.

»Er hatte einen Klumpen als Briefbeschwerer auf seinem Schreibtisch. Aye, das könnte Wolff gesehen haben - aber woher sollte er wissen, was es war?«

»Vielleicht wusste er es ja damals noch nicht«, meinte Brianna, »hat dann aber später von dem Franzosengold gehört und zwei und zwei zusammengezählt.«

Es folgte allgemeines Kopfnicken und Gemurmel. Als Theorie war es ganz stimmig. Mir war nur nicht klar, wie man es beweisen sollte, und das sprach ich auch aus.

Jamie zuckte mit den Achseln und leckte sich einen Marmeladenklecks vom Finger.

»Ich glaube gar nicht, dass der Beweis so wichtig ist, Sassenach, sondern eher das, was jetzt auf uns zukommt.« Er sah Duncan direkt an.

»Sie werden wiederkommen, *a charaidh*«, sagte er leise. »Das weißt du doch, oder?«

Duncan nickte. Seine Miene war unglücklich, aber entschlossen.

»Aye, ich weiß.« Er ergriff Jocastas Hand - die erste derartige Geste ihr gegenüber, die ich je bei ihm gesehen hatte. »Wir werden bereit sein, *Mac Dubh*.«

Auch Jamie nickte.

»Ich muss gehen, Duncan. Die Aussaat wartet nicht. Aber ich werde dafür sorgen, dass man Leutnant Wolff im Auge behält.«

Jocasta hatte schweigend dagesessen, ihre Hand reglos in Duncans. Jetzt setzte sie sich gerader hin.

»Und der Ire?«, sagte sie. Mit der anderen Hand tastete sie sich über das Knie und drückte ihre verletzte Handinnenfläche sacht dagegen.

Jamie wechselte erst einen Blick mit Duncan, dann mit mir.

»Er kommt zurück«, sagte er im Tonfall grimmiger Gewissheit.

Ich beobachtete Brianna, als er das sagte. Ihr Gesicht war ruhig, doch ich war ihre Mutter, und ich sah, wie sich die Angst in ihren Augen bewegte wie eine Schlange im Wasser. Stephen Bonnet, so dachte ich beklommen, war bereits zurück.

Am nächsten Tag brachen wir in die Berge auf. Wir waren noch keine fünf Meilen weit gekommen, als ich hinter uns auf der Straße Hufgetrappel hörte und es zwischen dem Frühlingsgrün der Kastanien scharlachrot aufblitzen sah.

Es war Major MacDonald, und der Ausdruck des Entzückens, mit dem er auf uns zueilte, sagte mir alles, was ich wissen musste.

»Oh, *Bomben* und Granaten!«, sagte ich.

Der Brief trug Tryons Siegel, blutrot wie der Rock des Majors.

»Er ist heute Morgen in Greenoaks angekommen«, sagte der Major und hielt sein Pferd an, um zuzusehen, wie Jamie das Siegel erbrach. »Ich habe mich bereit erklärt, ihn zu überbringen, da ich sowieso in diese Richtung unterwegs war.« Er wusste bereits, was der Brief enthielt; Farquard Campbell hatte den seinen sicher schon geöffnet.

Ich beobachtete Jamies Gesicht, als er den Brief las. Seine Miene blieb unverändert. Er las den Brief und reichte ihn mir.

19. März 1771
An die hefehlshahenden Offiziere der Miliz:

Meine Herren:

Gestern hahe ich im Einverständnis mit dem Königlichen Rat heschlossen, mit einer Truppe aus den verschiedenen Milizkompanien in die Siedlungen der Aufrührer einzumarschieren, um sie zum Gehorsam zu zwingen, denn durch ihre rehellischen Taten und Deklarationen haben sie die Regierung gegen sich aufgehracht und den Verlauf der Justiz behindert, indem sie die

Gerichte an ihrer Dienstausühung hinderten und zum Schweigen brauchten. Damit also ein Teil Eurer Kompanie an der Ehre teilhahen kann, seinem Land diesen wichtigen Dienst zu erweisen, bin ich aufgefordert, Euch zu bitte, dreißig Männer auszuwählen, die sich der Truppe bei diesem Unterfangen anschließen werden.

Es sind keine Truppenhewegungen vor dem zwanzigsten des nächsten Monats beabsichtigt, und zuvor wird man Euch den Tag mitteilen, an dem Ihr Eure Männer versammeln sollt, sowie die Zeit des Ahmarsches und die Marschroute.

Jedem Pflanzer, der daheim bleibt wird der Christendienst anbefohlen, sich nach allen Möglichkeiten um die Familien der Männer zu kümmern, die diesen Dienst antreten, so dass weder ihre Familien, noch ihr Land Schaden nehmen, während sie selbst mit einem Dienst befasst sind, der dem Interesse des Ganzen dient.

Für die Kosten, die bei dieser Expedition entstehen, werde ich Vollmachten ausstellen, die an den Überbringer auszuzahlen sind. Diese vollmachten gelten als Wechsel, bis der Schatzmeister sie aus dem Erfolgsfonds auszahlen kann, falls er nicht über genug Geld verfügt, um die Notwendigkeiten dieser Expedition zu bezahlen.

Ich verbleibe etcetera, etcetera

William Tryon

Hatten Hermon Husband und James Hunter das gewusst, als sie River Run verließen? Sie mussten es gewusst haben, dachte ich. Und der Major war jetzt natürlich nach New Bern unterwegs, um dem Gouverneur seine Dienste anzubieten. Seine Stiefel waren vom Reiten mit einer Staubschicht überzogen, doch sein Schwertknauf glänzte in der Sonne.

»Bomben und verflixte Granaten«, sagte ich noch einmal leise, aber nachdrücklich. Major MacDonald machte große Augen. Jamie sah mich an, und sein Mundwinkel zuckte.

»Aye, nun denn«, sagte er. »Fast ein Monat. Gerade genug Zeit, um die Gerste auszusäen.«

SECHSTER TEIL

Der Regulatorenkrieg

56

»... Männer genug, sie zu töten, töten können wir sie«

Zeugenaussage des Waightstill Avery
North Carolina
Mecklenburg County

Waightstill Avery sagt aus, er, der Unterzeichnende, sei am Morgen des sechsten gegen neun oder zehn Uhr im jetzigen Wohnhaus eines gewissen Hudgins gewesen, der am unteren Ende der langen Insel lebt.

Und dort sah der Unterzeichnende dreißig oder vierzig jener Leute, die sich selbst Regulatoren nennen, und wurde dort in deren Namen durch einen von ihnen (der sagte, sein Name sei John McQuiston) ergriffen und gewaltsam festgehalten. Kurz darauf habe ein gewisser James Graham (oder Grimes) zu dem Unterzeichnenden die folgenden Worte gesagt: »Ihr seid jetzt ein Gefangener und dürft ohne Bewachung nirgendwo hin gehen«, unmittelbar gefolgt von: »Ihr müsst Euch an der Seite Eurer Bewachung halten, dann wird Euch nichts geschehen.«

Sodann wurde der Unterzeichnende unter Bewachung zweier Männer zum Regulatorenlager (wie sie es nannten) gebracht, das sich etwa eine Meile entfernt befand und wo sich noch viele weitere Personen derselben Gesinnung befanden und ein paar Stunden später noch andere eintrafen, im Ganzen, so vermutet der Unterzeichnende, etwa zweihundertdreißig.

Der Unterzeichnende sagt weiter aus, dass er von ihnen selbst die Namen von fünf ihrer anwesenden Hauptmänner oder Anführer erfahren habe (nämlich Thomas Hamilton und noch ein Hamilton, James Hunter, Joshua Teague, ein gewisser Gillespie und der schon erwähnte James Grimes [oder Graham]). Er, der Unterzeichnende, hörte viele Anwesende, deren Namen er nicht kennt, unziemliche Dinge über den Gouverneur, die Richter des Obersten Gerichtes, gegen die Ratsversammlung und andere

Amtsträger sagen. Während die umstehende Menge noch unziemlichere Dinge äußerte, stand besagter Thomas Hamilton in ihrer Mitte und sprach Worte folgenden Tenors und Inhaltes (während die Menge ihm Beifall zollte und ihre Übereinstimmung mit seinen Worten ausdrückte): »Was hat Maurice Moore im Amt eines Richters zu suchen? Er ist kein Richter, und weder er noch Henderson wurden vom König ernannt und keiner von ihnen hält Gericht. Die Versammlung hat einen Aufruhrerlass erteilt und die Leute sind au fgebrachter als je zuvor, es war das Beste, was jetzt für das Land geschehen konnte. Wir werden gezwungen sein, alle Gerichtsbediensteten und Rechtsgelehrten umzubringen, und wir werden sie umbringen, und der Teufel soll mich holen, wenn sie nicht den Tod erleiden. Hätten sie diesen Erlass nicht erteilt hätten wir vielleicht einige von ihnen am Leben gelassen. Ein Aufruhrerlass! Einen solchen Erlass hat es in den Gesetzen Englands oder anderer Länder nie gegeben, bis au Frankreich, sie haben es aus Frankreich, und demnächst kommen sie noch mit der Inquisition.«

Viele von ihnen sagten, der Gouverneur sei ein Freund der Rechtsgelehrten und die Versammlung habe die Regulatoren ins Unrecht gestellt indem sie gegen Bezahlung ein Gesetz erlassen habe. Man hat Husband ins Gefängnis gesteckt, damit er ihre unzivilisierte Vorgehensweise nicht sieht, und dann haben der Gouverneur und die Versammlung genau die Gesetze erlassen, die die Rechtsgelehrten wollen. Der Gouverneur ist ein Freund der Rechtsgelehrten, die Rechtsgelehrten machen, was sie wollen, sie ernennen in ihrem eigenen Interesse schwache Friedensrichter.

In der ganzen Provinz dürfe es keine Rechtsgelehrten geben, dafür würden sie sorgen. Fanning wurde mit Wirkung vom zweiundzwanzigsten März zum Gesetzlosen erklärt und jeder Regulator, der ihn danach sah, würde ihn umbringen, und einige sagten, so lange würden sie nicht warten, sie wünschten, sie könnten ihn sehen, und schworen, ihn vor ihrer Heimkehr umzubringen, wenn sie ihn in Salisbury finden könnten - manche wünschten, sie könnten Richter Moore in Salisbury aufsuchen, um ihn auszupeitschen, andere, um ihn zu töten. Ein gewisser Robert Thomson sagte, Maurice Moore hätte einen Meineid geleistet und beschimpfte ihn

als Unhold, Rüpel, Verbrecher, Übeltäter etc., und andere pflichteten ihm bei.

Als die Neuigkeit eintraf Hauptmann Rutherford marschiere am Kopf seiner Kompanie durch die Straßen von Salisbury hörte der Unterzeichnende, wie mehrere von ihnen mit aller Kraft darauf drängten, dass sämtliche anwesenden Regulatoren mit ihren Waffen nach Salisbury marschierten und gegen sie kämpften, denn sie hätten Männer genug, sie zu töten, töten können wir sie, wir werden sie lehren, sich mit uns anzulegen.

Unter Eid abgelegt und unterzeichnet
am achten März 1771 in meiner Gegenwart

(gezeichnet) Waightstill Avery

(bezeugt) Wm. Harris, Friedensrichter

William Tryon an General Thomas Gage
North Carolina
New Bern, den 19ten März

Sir,

gestern wurde im Königlichen Rat dieser Provinz beschlossen, eine Truppe aus den Milizregimentern und Kompanien zusammenzustellen, um gegen die Siedlungen der Aufrührer zu marschieren, die durch ihre rebellischen Handlungen und Deklarationen die Regierung gegen sich aufgebracht haben. Da wir in diesem Land nur wenig Militärgerät und Ausrüstung haben, muss ich Euch bitten, mir bei der Beschaffung der anbei aufgelisteten Artikel für diesen Einsatz (Kanonen, Munition, Flaggen, Trommeln etc.) behilflich zu sein.

Ich beabsichtige, mich um den zwanzigsten des nächsten Monats in Marsch zu setzen und die Milizen auf dem Weg durch die Distrikte um mich zu sammeln. Es ist mein Plan, fünfzehnhundert Männer aufzustellen, doch angesichts der Einstellung die die Regierung derzeit demonstriert, ist es möglich, dass diese Anzahl noch beträchtlich wächst.

Ich verbleibe in allem Respekt
Euer gehorsamster Diener
Wm. Tryon.

57

Und lasst uns ruhig schlafen

Fraser's Ridge
15. April

Roger lag im Bett und lauschte dem immer wieder ertönenden Summen einer unsichtbaren Mücke, die sich an der Ölhaut vor dem Fenster der Blockhütte vorbeigezwängt hatte. Jemmys Wiege war mit einem Gazenetz bedeckt, aber er und Brianna hatten einen solchen Schutz nicht. Wenn das verdammte Ding doch nur auf ihm landen würde, könnte er es erwischen - doch es schien unermüdlich über ihrem Bett zu kreisen und gelegentlich herabzustoßen, um ihm sein ärgerliches N*iiiieee*-Liedchen ins Ohr zu singen, bevor es wieder in die Dunkelheit davonsauste.

Nach den hektischen Aktivitäten der letzten Tage hätte er eigentlich müde genug sein sollen, um selbst inmitten eines Luftangriffs ganzer Mückengeschwader einzuschlafen. Zwei Tage lang war er im Eiltempo durch die Bergtäler und über die Kämme geritten und hatte die Nachricht in den umliegenden Siedlungen verbreitet, deren Bewohner wiederum die abgelegeneren Mitglieder der Miliz alarmieren würden. Die Frühlingsaussaat war in Rekordzeit bewerkstelligt worden, da sämtliche verfügbaren Männer jede Sekunde zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang auf den Feldern verbracht hatten. Sein Kreislauf war immer noch mit Adrenalin geladen, das ihm in kleinen Stößen durch Kopf und Muskeln fuhr, als hätte er Kaffee intravenös zu sich genommen.

Heute hatte er den ganzen Tag dabei geholfen, die Farm für die Zeit ihrer Abwesenheit vorzubereiten, und jedes Mal, wenn er die Augen schloss, liefen hinter seinen Augenlidern Bildfragmente der zahllosen Aufgaben ab. Zäune mussten repariert, Heu umgelagert werden, ein hastiger Ausflug zur Mühle, um das Mehl zu holen, das unterwegs zur Verpflegung der Kompanie benötigt wurde. An einem Wagenrad musste

eine gebrochene Felge in Ordnung gebracht werden, ein zerrissener Zugriemen musste geflickt werden, und er hatte dabei geholfen, die weiße Sau einzufangen, die einen vergeblichen Fluchtversuch aus dem Stall unternommen hatte. Holzhacken, und schließlich hatte er kurz vor dem Abendessen eine Stunde lang angestrengt im Garten gegraben, damit Claire ihr kleines Yamwurzel- und Erdnussbeet bepflanzen konnte, bevor sie aufbrachen.

Trotz der Eile und Anstrengung war es eine willkommene Erholung von der organisierten Hektik des Tages gewesen, im Dämmerlicht vor sich hinzugraben; der Gedanke daran ließ ihn jetzt innehalten, und er durchlebte es in der Erinnerung noch einmal, in der Hoffnung, seine Gedankengänge zu verlangsamen und so weit zur Ruhe zu kommen, dass er schlafen konnte.

Es war später Frühling, warm für die Jahreszeit, und überall in Claires Garten wucherte es: grüne Keimlinge, sprossende Blätter und kleine, leuchtende Blumen, Kletterranken, die sich an den Palisaden emporwanden und an denen sich über ihm langsam weiße Trompeten öffneten, während er im zunehmenden Zwielicht arbeitete.

Ringsum stiegen die kräftigen Düfte der Pflanzen und der frisch gewendeten Erde wie Weihrauch in der sich abkühlenden Luft auf. Die Motten kamen zu den Trompetenblumen, sanfte, weiß, grau und schwarz gescheckte Kreaturen, die aus dem Wald heranschwebten. Auch Wolken von Kriebelmücken und Moskitos kamen herbei, angelockt von seinem Schweiß, und nach ihnen die Fledermäuse, dunkle, energische Geschöpfe mit schmalen Flügeln und pelzigen Körpern, die mit der aggressiven Ausstrahlung von Fußballhooligans zwischen den Stockrosen umhersausten.

Er streckte seine langen Zehen nach dem Gewicht der Quiltdecke aus; sein Bein berührte gerade eben das Bein seiner Frau, und in Gedanken spürte er den Spaten in die Erde stechen, seine harte Kante unter seinem Fuß und das befriedigende Gefühl bröckelnder Erde und durchtrennter Wurzeln. Und wieder hatte er eine Schaufel voll gewonnen, schwarze, feuchte Erde, die mit den blinden, weißen Rhizomen des wilden Grases

durchzogen war und in der die Regenwürmer flüchtig aufglänzten, als sie sich panisch außer Sichtweite wanden.

Eine riesige Crecopiamotte war an seinem Kopf vorbei geflogen, angelockt von den Gartendüften. Ihre blassbraunen Flügel hatten die Spannweite seiner Hand und waren mit starrenden Augenflecken gezeichnet, deren stille Schönheit etwas Gespenstisches hatte.

Wer einen Garten anlegt arbeitete mit Gott. Das hatte auf der Kante der kupfernen Sonnenuhr im Garten des Pfarrhauses in Inverness gestanden, in dem er aufgewachsen war. Ironisch, angesichts der Tatsache, dass der Reverend weder Zeit noch Talent zum Gärtnern gehabt hatte und der Garten ein Dschungel aus ungemähtem Gras und uralten Rosenbüschen gewesen war, die aus Mangel an Pflege ins Kraut geschossen waren. Er lächelte bei dieser Erinnerung und wünschte in Gedanken dem Schatten des Reverends eine gute Nacht.

Gute Nacht, Papa. Gott segne dich.

Er hatte es sich schon lange abgewöhnt, auf diese Weise einer kurzen Liste von Familienmitgliedern und Freunden eine gute Nacht zu wünschen, das Überbleibsel der Nachtgebete seiner Kindheit, die mit der üblichen Liste endeten: »Gott segne Oma, und Opa Guy im Himmel und meinen besten Freund Peter und Lillian, die Hündin, und die Katze des Gemüsehändlers...«

Er hatte es schon seit Jahren nicht mehr getan, doch die Erinnerung an den Frieden dieses kleinen Rituals bewog ihn jetzt, eine neue Liste anzulegen. Besser als Schafe zu zählen, dachte er - und mehr noch als nach dem Schlaf sehnte er sich nach dem friedvollen Gefühl, an das es ihn erinnerte.

Gute Nacht, Mrs. Graham, dachte er und lächelte vor sich hin, während er vor seinem inneren Auge kurz ein lebhaftes Bild der betagten Haushälterin des Reverends heraufbeschwor, die ihre Hand in eine Schüssel tauchte und Wasser auf ein heißes Blech spritzte, um zu sehen, ob die Tropfen tanzen würden. *Gottes Segen.*

Der Reverend, Mrs. Graham, ihre Enkeltochter Fiona und Fionas Mann Ernie... seine Eltern, wenn auch nur *pro forma* als Kopfnicken in Richtung

zweier gesichtsloser Gestalten. Claire, oben im Herrenhaus, und nach kurzem Zögern auch Jamie. Dann seine eigene, kleine Familie. Bei dem Gedanken an sie wurde ihm warm.

Gute Nacht, Kleiner, dachte er und wandte den Kopf in Richtung der Wiege, in der Jemmy schlief. *Gottes Segen.* Und Brianna.

Er drehte den Kopf zur anderen Seite, öffnete die Augen und sah das dunkle Oval ihres schlafenden Gesichtes, das ihm zugewandt war, keine dreißig Zentimeter von sich entfernt auf dem Kissen. Er drehte sich so leise wie möglich auf die Seite und beobachtete sie. Sie hatten das Feuer ausgehen lassen, da sie früh am Morgen aufbrechen würden; es war so dunkel im Zimmer, dass er nicht mehr von ihren Gesichtszügen ausmachen konnte als die schwachen Markierungen ihrer Augenbrauen und Lippen.

Brianna lag niemals wach. Sie drehte sich auf den Rücken, räkelte sich und machte es sich mit einem zufriedenen Seufzer bequem, holte dreimal tief Luft und war weg. Vielleicht war es Erschöpfung, vielleicht die Segnungen guter Gesundheit und eines reinen Gewissens - doch manchmal hatte er auch das Gefühl, dass sie es nicht abwarten konnte, sich in ihre private Traumwelt zu flüchten, jenen Ort, an dem sie frei am Steuer ihres Wagens durch die Gegend zog und ihr Haar im Wind flatterte.

Was träumte sie wohl jetzt?, fragte er sich. Er konnte ihren warmen Atem schwach auf seinem Gesicht spüren.

Letzte Nacht habe ich geträumt ich hätte mit Roger geschlafen. Die Erinnerung an diesen Eintrag ging ihm immer noch unangenehm nahe, so sehr er auch versuchte, ihn als unwichtig abzutun. Eingelullt von seiner Litanei, war er schon im Begriff gewesen, in den Schlaf zu driften, doch die Erinnerung an ihr Traumbuch weckte ihn wieder. Wehe, wenn sie jetzt so etwas träumte! Nicht nach dem, was sie beide gerade erlebt hatten.

Er schloss die Augen wieder und konzentrierte sich auf das regelmäßige Pulsieren ihres Atems. Seine Stirn war nur Zentimeter von der ihren entfernt. Vielleicht konnte er ja das Echo ihres Traums durch ihre Schädelknochen hindurch auffangen. Doch was er spürte, war das Echo

ihres Körpers und der Nachhall ihres Abschieds mit all seinen Zweifeln und Freuden.

Sie und der Junge würden am Morgen ebenfalls abreisen; ihre Sachen waren gepackt und standen neben seinem Bündel an der Tür. Mr. Wemyss würde sie nach Hillsborough fahren, wo sie sich der hoffentlich gefahrlosen - und einträglichen - Aufgabe widmen würde, Mrs. Sherston zu porträtieren.

»Sei bloß vorsichtig«, hatte er zum dritten Mal am selben Abend zu ihr gesagt. Hillsborough lag mitten im Territorium der Regulatoren, und er hatte beträchtliche Einwände dagegen, dass sie überhaupt dort hinfuhr. Sie hatte seine Sorgen mit einer Geste abgetan und ein verächtliches Gesicht gemacht, als er den Gedanken äußerte, dass sie oder Jemmy in Gefahr geraten könnten. Wahrscheinlich hatte sie ja Recht ─ und doch war er sich nicht allzu sicher, dass sie sich anders verhalten würde, wenn eine Gefahr *bestünde.* Sie war so aus dem Häuschen über ihre verflixte Auftragsarbeit, dachte er, dass sie geradewegs durch einen bewaffneten Pöbel marschieren würde, um nach Hillsborough zu gelangen.

Sie hatte leise vor sich hingesungen - ausgerechnet »Loch Lomond«, dieses unglückliche Abschiedslied zweier Liebender.

»Hast du mich gehört?«, hatte er sie gefragt und sie am Arm gepackt, während sie gerade Jemmys letztes Kittelchen faltete.

»Ja, Liebster«, hatte Brianna gemurmelt und in gespielter Unterwerfung mit den Wimpern geklimpert. Das hatte ihn so irritiert, dass er ihr Handgelenk ergriff und sie zu sich umdrehte.

»Ich meine es ernst«, sagte er. Er starrte ihr in die Augen, die jetzt weit geöffnet waren, in deren dunkelblauen Tiefen jedoch immer noch ein Hauch von Spott glitzerte. Er hatte ihr Handgelenk fester umklammert; obwohl sie so hochgewachsen und kräftig war, fühlten sich ihre Knochen zart und beinahe zerbrechlich an. Plötzlich hatte er die Knochen unter Briannas Haut vor seinem inneren Auge gesehen - die hohen, breiten Wangenknochen, den gewölbten Schädel und die langen, weißen Zähne; es war viel zu leicht, sich diese Zähne bis zur Wurzel entblößt zwischen für ewig erstarrten Knochen vorzustellen.

Da hatte er sie mit plötzlicher Gewalt an sich gerissen und sie so heftig geküsst, dass er ihre Zähne an den seinen spürte, ohne sich darum zu kümmern, ob er einem von ihnen wehtat.

Sie trug nur ein Hemd, und er hatte sich nicht die Mühe gemacht, es ihr auszuziehen, sondern sie nur rückwärts auf das Bett gedrückt und es ihr über die Oberschenkel hochgeschoben. Sie hatte ihm die Hände entgegen gehoben, doch er hatte nicht geduldet, dass sie ihn berührte; zuerst hatte er ihre Arme gegen das Bett gedrückt, und sie dann, später, mit seinem Körpergewicht in die Mulde der Matratze gedrückt, mahlend, klammernd, während er in der dünnen Schicht aus Haut und Muskeln, die ihre Knochen von den seinen trennte, Sicherheit suchte.

»Ich meine es ernst«, hatte er kurz darauf noch einmal in das Gewirr ihrer Haare gemurmelt. Er lag auf ihr, umfasste sie mit den Armen und ließ es nicht zu, dass sie sich bewegte. Sie zuckte, und er verstärkte seine Umklammerung und hielt sie bewegungslos fest. Sie seufzte, und er spürte, wie sich ihr Mund bewegte, sich ihre Zähne sanft in die Haut unter seinem Schlüsselbein senkten. Sie biss ihn. Nicht abrupt, sondern ein langsamer, saugender Biss, und er keuchte und richtete sich auf, um sich ihm zu entziehen.

»Ich weiß«, sagte sie und befreite ihre Arme, um sie um seinen Rücken zu legen und ihn fest an ihren feuchten, warmen Körper zu pressen. »Ich meine es auch ernst.«

»War es das, was du wolltest?« Diesmal flüsterte er die Worte, leise, um sie nicht zu wecken. Sie strahlte ihre Körperwärme durch die Bettwäsche aus; sie schlief tief und fest.

Wenn es das war, was sie wollte - was genau war es? War es die Brutalität seiner Liebkosungen gewesen, auf die sie reagiert hatte? Oder hatte sie gespürt, was dahinter lag, und auf die Kraft seiner Gefühle geantwortet - sein verzweifeltes Bedürfnis, sie zu beschützen?

Und wenn es die Grobheit war... er schluckte und wehrte sich mit geballter Faust gegen den Gedanken an Stephen Bonnet. Sie hatte ihm nie

erzählt, was zwischen ihr und Bonnet vorgefallen war - und es war undenkbar, dass er danach fragte. Undenkbarer noch, dass er argwöhnte, irgendetwas könnte sie bei dieser Begegnung schamvoll erregt haben. Und doch reagierte sie spürbar bei jenen seltenen Gelegenheiten, wenn ihn etwas trieb, sie abrupt und ohne seine übliche Zärtlichkeit zu nehmen.

An Beten war jetzt nicht mehr zu denken.

Er fühlte sich wie schon einmal, als er in einem Rhododendrondickicht gefangen saß, stets das gleiche Geflecht aus feuchten Wurzeln und herabhängenden Blättern vor Augen, ganz gleich, in welche Richtung er sich drehte. Finstere Tunnel schienen ihm die Hoffnung auf Flucht zu bieten und führten doch nur in weitere, verflochtene Engpässe.

For me and my true love will never meet again, on the bonnie banks and braes of Loch Lomond...

Jetzt war er wieder aufgekratzt und so unruhig, dass seine Haut prickelte und seine Beine zuckten. Die Mücke surrte vorbei, und er schlug danach - natürlich ins Leere. Weil er nicht still halten konnte, schlüpfte er leise aus dem Bett und machte ein paar rasche Kniebeugen, um seine verkrampften Muskeln zu lockern.

Das brachte ihm ein wenig Erleichterung, und er legte sich auf den Boden, um Liegestütze zu machen. Er zählte wortlos jedes Mal mit, wenn er sich den Bodendielen näherte. Eins. Zwei. Drei. Er konzentrierte sich allein auf das zunehmende Brennen in Brust, Armen und Schultern, die beruhigende Monotonie des Zählens. Sechsundzwanzig, siebenundzwanzig, achtundzwanzig...

Als seine Muskeln schließlich vor Erschöpfung zitterten, stand er auf, zog die Reißzwecken aus der Ölhaut vor dem Fenster und stellte sich nackt davor, um sich von der feuchten Nachtluft umfließen zu lassen. Möglich, dass er weitere Mücken einließ - möglich aber auch, dass die eine hinausflog.

Der Wald war vom Mondschein versilbert, und ein schwacher Feuerschein in seiner Mitte verriet die Miliz, die dort kampierte. Den ganzen Tag über waren sie gekommen, auf Maultieren oder zottigen Pferden, die Musketen quer über ihre Deckenbündel gelegt. Er fing die

Geräusche von Stimmen und beiläufigem Lachen auf, Bruchstücke, die der Wind herbei trug. Immerhin war er nicht der Einzige, der noch wach war; der Gedanke tröstete ihn.

Am anderen Ende der Lichtung glühte an der Seite des großen Hauses ein helleres Licht auf. Eine Laterne; zwei Gestalten, die dicht nebeneinander hergingen, eine hoch gewachsen, die andere kleiner.

Der Mann sagte etwas, ein fragendes Brummen; er erkannte Jamies Stimme, konnte die Worte jedoch nicht ausmachen.

»Nein«, antwortete Claires hellere Stimme klar und deutlich, als sie näher kamen. Im Leuchten der Laterne sah er die Umrisse ihrer Hände gestikulieren. »Ich bin schmutzig vom Garten. Ich wasche mich noch, bevor ich komme. Geh nur schon ins Bett.«

Die größere Gestalt zögerte, dann reichte sie ihr die Laterne. Eine Sekunde lang sah Roger Claires Gesicht im Licht. Es war nach oben gewandt und lächelte. Jamie beugte sich nieder und küsste sie kurz, dann trat er zurück.

»Aber beeil dich«, sagte er, und Roger konnte an seiner Stimme hören, dass er ebenfalls lächelte. »Ich kann nicht gut schlafen, wenn du nicht bei mir bist, Sassenach.«

»Dann willst du also gleich schlafen?« Sie hielt inne, und in ihrer Stimme lag ein spöttischer Unterton.

»Nicht sofort, nein.« Jamies Gestalt war mit der Dunkelheit verschmolzen, doch der Wind wehte auf die Blockhütte zu, und seine Stimme erklang aus dem Schatten, ein Teil der Nacht. »Aber das andere kann ich ja wohl auch nicht besonders gut, wenn du nicht bei mir bist, oder?«

Claire lachte, wenn auch leise.

»Fang nur ohne mich an«, sagte sie und wandte sich dem Brunnen zu. »Ich hole dich schon ein.«

Roger wartete am Fenster, bis er sie zurückkommen sah, so eilig, dass die Laterne bei jedem Schritt mitschwang. Dann ging sie ins Haus. Der

Wind hatte sich gedreht, und er hörte nichts mehr von den Männern im Wald, obwohl ihr Feuer noch brannte.

Er blickte zum Wald hinüber. Seine Haut war jetzt kühl, und er bekam eine Gänsehaut auf der Brust. Er rieb sich geistesabwesend darüber und spürte die empfindliche Stelle, wo Brianna ihn gebissen hatte. Im Mondschein sah sie dunkel aus, ein schwacher Fleck auf seiner Haut; würde er am Morgen noch da sein?, fragte er sich.

Als er den Arm reckte, um die Ölhaut wieder anzubringen, fiel ihm im Mondschein glänzendes Glas ins Auge. Briannas kleine Sammlung persönlicher Gegenstände lag auf dem Regalbord am Fenster: die beiden Schildpattkämme, die Jocasta ihr geschenkt hatte, ihr Silberarmreif. Das kleine Glas mit dem Gänsefingerkrautöl, zwei oder drei Schwämmchen diskret daneben. Und das größere Glas mit den *Dauco*samen. Sie hatte heute Abend keine Zeit für das Öl gehabt, aber er hätte sein Leben darauf verwettet, dass sie im Lauf des Tages irgendwann die Samen eingenommen hatte.

Er befestigte die Ölhaut und ging wieder zum Bett. An der Wiege blieb er stehen, um die Hand zu senken und durch das Moskitonetz den Atem des Babys warm und beruhigend auf seiner Haut zu spüren.

Jemmy hatte seine Bettdecke weggestrampelt; Roger hob das Netz, zog sie tastend wieder hoch und steckte sie fest. Da war etwas Weiches... oh, Jemmys Stoffpuppe; das Baby hatte sie an seine Brust gedrückt. Roger stand einen Augenblick da, eine Hand auf Jemmys Rücken, um die beruhigenden Atembewegungen des Kindes zu spüren.

»Gute Nacht, Kleiner«, flüsterte er schließlich und berührte den weich gepolsterten Hintern des kleinen Jungen. »Gott segne und behüte dich.«

58

Happy Birthday to You

I. Mai 1771,
Feldlager der Union

Ich erwachte kurz nach Anbruch der Dämmerung, weil mir ein Insekt über das Bein wanderte. Ich zuckte mit dem Fuß, und was auch immer es war, es huschte hastig ins Gras davon, offenbar erschrocken über die Feststellung, dass ich lebendig war. Ich wackelte argwöhnisch mit den Zehen, doch da ich keine weiteren Eindringlinge unter meiner Decke fand, atmete ich tief die von Frühlingssäften erfüllte, frische Luft ein und entspannte mich genüsslich.

Ich konnte hören, dass sich in der Nähe leise etwas regte, doch es war nur das Stampfen und Schnauben der Offizierspferde, die immer lange vor den Männern erwachten. Im Feldlager selbst war es noch still — oder zumindest so still, wie ein Lager mit mehreren hundert Männern irgend sein konnte. Das Zeltleinen über mir spiegelte sanftes Licht und Laubschatten wider, doch die Sonne war noch nicht ganz aufgegangen. Ich schloss halb die Augen, entzückt über den Gedanken, dass ich vorerst noch nicht aufzustehen brauchte—und dass schon jemand das Frühstück gemacht haben würde, wenn ich mich in die Senkrechte begab.

Am Abend zuvor waren wir nach einem langen, verschlungenen Weg aus dem Gebirge und über das Vorgebirge am Treffpunkt auf Oberst Bryans Plantage angelangt. Wir waren zeitig; Tryon und seine Truppen waren noch nicht aus New Bern eingetroffen, genauso wenig wie die Abteilungen aus Craven und Carteret County, die die Feldgeschütze und die Drehbassen dabei hatten. Man rechnete damit, dass Tryons Truppen im Lauf des Tages eintreffen würden; so hatte es uns Oberst Bryan zumindest am Abend zuvor beim Essen erzählt.

Ein Grashüpfer landete mit einem hörbaren Plop über mir auf dem Leinen. Ich beobachtete ihn genau, aber er machte zum Glück keine Anstalten, ins Zelt zu kommen. Vielleicht hätte ich ja Mrs. Bryans Angebot annehmen sollen, die mir und ein paar anderen Offiziersfrauen, die ihre Männer begleitet hatten, ein Bett im Haus zur Verfügung stellen wollte. Doch Jamie hatte darauf bestanden, draußen bei seinen Männern zu schlafen, und ich hatte ihn begleitet, weil ich mir lieber mit Jamie ein Bett mit den Käfern teilen wollte als keines von beidem an meiner Seite zu haben.

Ich lugte zur Seite, achtsam, Jamie nicht zu stören, falls er noch schlief. Er war wach. Allerdings lag er völlig reglos da, ganz und gar entspannt, bis auf seine rechte Hand. Die hatte er erhoben und schien sie genau zu betrachten, wobei er sie hin und her drehte und seine Finger langsam bog und wieder gerade richtete - so gut er konnte. Der Ringfinger hatte ein verwachsenes Gelenk und war steif; der Mittelfinger war ein wenig verdreht, und eine tiefe, weiße Narbe wand sich um sein mittleres Gelenk.

Seine Hand war schwielig und mitgenommen von der Arbeit, und in der Mitte der Handfläche sah man das winzige, blassrosafarbene Stigma einer Nagelwunde. Die Haut seiner Hand war dunkel gebräunt und verwittert, mit Sonnenflecken übersät und mit gebleichten, goldenen Härchen überzogen. Ich fand ihre Schönheit bemerkenswert.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, sagte ich leise. »Bestandsaufnahme?«

Er ließ die Hand auf seine Brust sinken und drehte mir lächelnd das Gesicht zu.

»Aye, etwas in der Art. Obwohl mir noch ein paar Stunden bleiben. Ich bin um halb sechs geboren; mein halbes Jahrhundert ist erst voll, wenn es Abendessen gibt.«

Ich drehte mich lachend auf die Seite und befreite mich von der Decke. Noch war die Luft wunderbar kühl, doch das würde nicht mehr lange anhalten.

»Rechnest du denn damit, dich bis zum Abendessen in deine Bestandteile aufzulösen?«, fragte ich neckend.

»Oh, ich gehe nicht davon aus, dass mir bis dahin etwas abfällt«, sagte er nachdenklich. »Aber was meine Funktionsfähigkeit angeht... aye, nun...« Er bog den Rücken durch, reckte sich und sank mit einem zufriedenen Stöhnen wieder zurück, als sich meine Hand auf ihm niederließ.

»Scheint alles wunderbar zu funktionieren«, versicherte ich ihm unter vorsichtigem Zupfen, woraufhin er leise aufjaulte. »Nichts ist lose.«

»Gut«, sagte er und umschloss meine Hand fest mit der seinen, um weitere, unautorisierte Experimente zu verhindern. »Woher hast du gewusst, was ich mache? Das mit der Bestandsaufnahme, wie du es ausdrückst?«

Ich überließ ihm meine Hand, rückte jedoch näher an ihn heran und legte mein Kinn in die Mitte seiner Brust, wo eine kleine Mulde just dafür gemacht zu sein schien.

»Das mache ich immer, wenn ich Geburtstag habe - obwohl ich es normalerweise am Vorabend tue. Mehr als Rückblick, glaube ich, und als Reflektion über das vergangene Jahr. Aber ich betrachte mich auch prüfend. Ich glaube, das macht wohl jeder. Nur um zu sehen, ob man noch dieselbe Person ist wie tags zuvor.«

»Da bin ich mir einigermaßen sicher«, versicherte er mir. »Dir sind doch keine drastischen Veränderungen aufgefallen, oder?«

Ich hob mein Kinn von seinem Rastplatz und betrachtete ihn sorgfältig. Es fiel mir wirklich schwer, ihn objektiv zu betrachten; ich war so sehr an seine Gesichtszüge gewöhnt und hing so sehr an ihnen, dass ich oft kleine, liebenswerte Dinge an ihm wahrnahm - die Sommersprosse auf seinem Ohrläppchen, den unteren Schneidezahn, der sich vordrängte und nicht ganz in einer Reihe mit seinen Kollegen stand - und auf die leiseste Veränderung seines Gesichtsausdrucks reagierte, ihn aber eigentlich nicht als integriertes Ganzes betrachtete.

Er ließ meine Untersuchung in aller Ruhe über sich ergehen und hielt die Augenlider zum Schutz gegen das zunehmende Licht halb gesenkt. Sein Haar hatte sich gelöst, während er schlief, und sich auf seinen Schultern verteilt, so dass die rötlichen Wellen ein Gesicht einrahmten,

das deutlich von Humor und Leidenschaft geprägt war - jedoch gleichzeitig eine paradoxe und bemerkenswerte Fähigkeit zur Reglosigkeit besaß.

»Nein«, sagte ich schließlich und stützte mein Kinn mit einem zufriedenen Seufzer wieder ab. »Du bist noch der Alte.«

Er grunzte belustigt auf, blieb aber still liegen. Ich konnte hören, wie einer der Männer in der Nähe herumstakste und fluchte, als er über eine Wagendeichsel stolperte. Das Lager war noch im Aufbau begriffen; einige der Kompanien - diejenigen, unter deren Männern und Offizieren sich ein großer Prozentsatz an ehemaligen Soldaten befand - waren ordentlich und gut organisiert. Viele andere waren es nicht, und ihre wackeligen Zelte und ihre Ausrüstung lagen als pseudomilitärisches Durcheinander überall auf der Wiese verstreut.

Eine Trommel begann zu schlagen, ohne jedoch eine Wirkung zu zeigen. Die Armee setzte ihren Schlummer fort.

»Meinst du, dass der Gouverneur mit diesen Truppen etwas ausrichten kann?«, fragte ich skeptisch.

Der anwesende Armeevertreter schien ebenfalls wieder eingeschlafen zu sein. Doch auf meine Frage hin reagierte er, indem er seine langen, auberginenfarbigen Wimpern träge hob.

»Oh, aye. Tryon ist Soldat. Er weiß genau, was er tun muss - zumindest für den Anfang. Es ist nicht besonders schwer, Männer dazu zu bringen, in Reih und Glied zu marschieren und Latrinen zu buddeln. Sie zum Kämpfen zu bewegen, ist etwas anderes.«

»Kann er das?«

Die Brust unter meinem Kinn hob sich tief seufzend.

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Die Frage ist - wird es nötig sein?«

Das war in der Tat die Frage. Während der ganzen Anreise aus Fraser’s Ridge hatten uns die Gerüchte umwirbelt wie Herbstlaub bei Sturm. Die Regulatoren hatten zehntausend Männer, die als Armee auf New Bern zumarschierten. General Gage war mit einem Regiment offizieller

Truppen zu Schiff aus New York unterwegs, um in der Kolonie für Ruhe zu sorgen. Die Miliz von Orange County hatte gemeutert und ihre Offiziere umgebracht. Die Hälfte der Männer aus Wake County waren desertiert. Hermon Husband war festgenommen und auf ein Schiff verschleppt worden, um in London wegen Hochverrats vor Gericht gestellt zu werden. Hillsborough war in die Hände der Regulatoren gefallen, die vorhatten, die Stadt in Brand zu setzen und Edward Fanning und alle, die mit ihm zu tun hatten, hinzurichten. Ich hoffte sehr, dass Letzteres nicht stimmte - oder falls es so war, dass Hubert Sherston nicht zu Fannings engeren Vertrauten gehörte.

Wenn man diese Masse aufgeschnappter Dinge, Vermutungen und schierer Erfindung aussortierte, schien nur eine Tatsache übrig zu bleiben, dass nämlich Gouverneur Tryon unterwegs war, um sich an die Spitze der Miliz zu setzen. Und danach, so vermutete ich, würden wir einfach weitersehen müssen.

Jamies freie Hand ruhte auf meinem Rücken, und sein Daumen streichelte die Kante meines Schulterblattes. Mit seiner üblichen Fähigkeit zur geistigen Disziplin schien er die Ungewissheit der militärischen Aussichten vollständig verdrängt zu haben und dachte jetzt über etwas ganz anderes nach.

»Denkst du jemals -«, begann er und brach dann ab.

»Denke ich was?« Ich senkte den Kopf und küsste seine Brust. Ich räkelte mich, um Jamie aufzufordern, mir den Rücken zu massieren, was er auch tat.

»Nun ja... ich weiß nicht, ob ich es erklären kann, aber mir ist gerade der Gedanke gekommen, dass ich jetzt schon länger lebe als mein Vater - und ich hatte nicht damit gerechnet, dass es dazu kommen würde«, fügte er mit einem Hauch von Ironie hinzu. »Es ist nur... es kommt mir einfach seltsam vor. Ich habe mich nur gefragt, ob du das manchmal auch denkst - ich meine, du hast deine Mutter doch auch so jung verloren.«

»Ja.« Mein Gesicht war an seiner Brust vergraben, meine Stimme durch die Falten seines Hemdes gedämpft. »Früher - als ich noch kleiner war. Es

kam mir vor, als müsste ich eine Reise antreten und hätte keine Landkarte.«

Seine Hand hielt einen Moment auf meinem Rücken inne.

»Aye, genau so.« Er klang ein wenig überrascht. »Ich habe mehr oder weniger gewusst, wie es sein würde, ein Mann von dreißig oder vierzig zu sein - aber was jetzt?« Seine Brust bewegte sich kurz mit einem leisen Geräusch, das wohl eine Mischung aus Belustigung und Verwunderung war.

»Man erfindet sich selbst«, sagte ich leise in das Dunkel unter meinem Haar, das mir ins Gesicht gefallen war. »Man betrachtet andere Frauen - oder Männer; man versucht, sich an ihre Stelle zu versetzen. Man nimmt sich, was man brauchen kann, und sucht in sich selbst nach dem, was man sonst nirgends finden kann. Und immer... immer... fragt man sich, ob man es richtig macht.«

Seine Hand lag warm und schwer auf meinem Rücken. Er spürte, wie die Tränen, die mir unerwartet aus den Augenwinkeln liefen, sein Hemd befeuchteten, und hob die andere Hand, um meinen Kopf zu berühren und mir das Haar zu glätten.

»Aye, genau so«, sagte er noch einmal ganz leise.

Draußen begann das Lager, sich rumpelnd und scheppernd zu regen, und ich hörte das heisere Geräusch vom Schlaf angerauter Stimmen. Über uns begann der Grashüpfer zu zirpen, was sich anhörte, als kratzte jemand mit einem Nagel über einen Kupfertopf.

»Dies ist ein Morgen, den mein Vater nie gesehen hat«, sagte Jamie nach wie vor so leise, dass ich es genauso aus seiner Brust heraus hörte wie mit meinen Ohren. »Die Welt und jeder Tag darin sind ein Geschenk, mo *chridhe* - ganz gleich, was morgen geschieht.«

Ich seufzte tief und wandte den Kopf, um meine Wange an seine Brust zu legen. Er streckte sanft die Hand aus und wischte mir mit einer Kante seines Hemdes die Nase ab.

»Und was die Bestandsaufnahme angeht«, fügte er sachlich hinzu, »so habe ich noch alle meine Zähne, mir fehlen keine Körperteile, und mein

Schwanz steht morgens immer noch alleine auf. Es könnte schlimmer sein.«

59

Militärgerät

Tagebuch der Expedition gegen die Aufrührer,
aufgezeichnet von Gouverneur William Tryon

Donnerstag, 2 ter Mai

Die Abteilungen aus Craven und Carteret sind aus New Bern abmarschiert, mit den beiden Feldgeschützen, sechs auf Wagen montierten Drehbassen, sechzehn Planwagen und vier Karren mit Gepäck, Munition und genügend Vorräten für die anderen Abteilungen, die auf dem Weg zu Ob. Bryans Plantage, dem allgemeinen Sammelpunkt zu ihnen stoßen sollten.

Der Gouverneur hat New Bern am 27sten April verlassen und erreichte Ob. Bryants Plantage am ersten Mai. Heute stießen die Truppen aus den beiden Distrikten dazu.

Freitag, 3 ter Mai, Feldlager der Union

Der Gouverneur inspizierte um 12 Uhr die Abteilungen auf der Wiese bei Smiths Fähre am Westufer des Neuse River.

Samstag, 4ter Mai

Das Ganze marschierte zum Gerichtsgebäude von Johnston. Neun Meilen.

Sonntag, 5 ter Mai

Marschierten zu Major Theophilus Hunters Wohnsitz in Wake County. Dreizehn Meilen.

Montag, 6ter Mai

Die Armee machte Halt, und der Gouverneur inspizierte das Regiment aus Wake im Rahmen einer allgemeinen Musterung. Mr. Hinton, Oberst des Regiments, setzte den Gouverneur davon in Kenntnis, dass er nur zweiundzwanzig Männer der Kompanie habe, die er hatte aufstellen sollen, und zwar dank einer Missstimmung unter den Bewohnern des Distrikts.

Da der Gouverneur, als er den vorderen Rang des Bataillons abschritt eine allgemeine Unzufriedenheit innerhalb des Regiments aus Wake County bemerkte, er zudem sah, dass höchstens jeder fünfte Mann bewaffnet war, und er feststellte, dass sie den Gehorsam verweigerten, als er sie aufrief sich freiwillig zu melden, ließ er das Bataillon von der Armee umstellen; als dies geschehen war, wies er drei seiner Obersten an, vierzig der ansehnlichsten und kräftigsten Männer zum Dienst heranzuziehen, ein Manöver, das unter dem Regiment welches zu diesem Zeitpunkt aus etwa vierhundert Männern bestand, eine nicht geringe Panik hervorrief.

Während dieser Einberufung mühten sich die Offiziere der Armee eifrig, die Männer zu überzeugen, sich zu verpflichten, und komplettierten in weniger als zwei Stunden die Kompanie aus Wake auf fünfzig Männer. Bei Anbruch der Nacht wurde das Regiment aus Wake entlassen, voll Scham über ihre Blamage ξ ihr eigenes Verhalten, welches zu dieser führte. Die Armee kehrte ins Lager zurück.

Mittwoch, den 8en Mai

Oberst Hintons Abteilung wurde mit dem Befehl zurückgelassen, darauf zu achten, dass sich die Verdrossenen in diesem Distrikt nicht zu einer Truppe formierten und sich den Regulatoren in den angrenzenden Distrikten anschlossen. Heute Morgen marschierte eine Abteilung zum Wohnsitz des Turner Tomlinson, eines berüchtigten Regulators, und brachte ihn als

Gefangenen in das Lager, wo er hinter Schloss und Riegel gebracht wurde. Er gestand, ein Regulator zu sein, machte jedoch keinerlei Enthüllungen.

Die Armee marschierte weiter ξ schlug ihr Lager in der Nähe von Booths Farm am New Hope Creek auf.

Freitag, den 10ten Mai

Halt gemacht und befohlen, dass die Wagen überprüft, die Pferde beschlagen und alles in funktionsfähigen Zustand versetzt wurde. In Hillsborough zwei Kompanien der Miliz aus Orange County inspiziert.

Der Gefangene Tomlinson entfloh heute Abend der Quartierswache. Ihm Abordnungen hinterher geschickt, jedoch ohne Erfolg.

Sonntag, den 12ten Mai

Weiter marschiert und den Haw River überquert und am westlichen Ufer das Lager aufgeschlagen. Man war davon ausgegangen, dass die Regulatoren sich der Flussüberquerung durch die Königstreuen entgegen stellen würden, wie es ihre Absicht war, doch da sie damit rechneten, dass die Armee sich nicht vor Montag in Hillsborough in Bewegung setzen würde, durchkreuzte die plötzliche Bewegung der Armee diesen Teil ihres Plans.

Empfing heute eilige Berichte, dass General Waddell von den Regulatoren gezwungen wurde, sich mit den Truppen unter seinem Kommando wieder über den Yadkin River zurückzuziehen.

Gottesdienst mit Predigt, abgehalten von Reverend McCarthy. Text: »Wer aber nichts hat, verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert.«

Heute schlossen sich zwanzig Freiwillige, in der Hauptsache aus Granville ξ Bute County der Armee an. Sie wurden zu einer leichten Kavalleriekompanie unter dem Kommando von Major MacDonald formiert. Ein Regulator, der mit seinem Gewehr im Hinterhalt lag wurde von den flankierenden Truppen festgenommen. Der Verpflegungsmeister nahm aus seinem Haus einen Teil eines Rumfasses mit, das dort für die

Regulatoren verwahrt wurde. Außerdem einige Schweine, die seiner Familie gehörten.

Montag, den 13 ten Mai

Marschierten zu O'Neal. Um zwölf Uhr erschien ein berittener Eilbote mit einer mündlichen Mitteilung von General Waddell, da der Bote es nicht wagte, einen Brief zu transportieren, aus Angst dass dieser abgefangen werden könnte. Der Inhalt besagter Mitteilung war, dass am Donnerstag, dem 9ten, die Regulatoren zweitausend Mann stark sein Lager umstellten und den General auf die unverfrorenste und unverschämteste Weise zwangen, sich mit seinen Truppen über den Yadkin River zurückzuziehen, von dem er zu diesem Zeitpunkt etwa zwei Meilen entfernt war. Er weigerte sich, Folge zu leisten, und beharrte darauf, dass er Order des Gouverneurs habe, weiterzumarschieren. Dies ließ sie noch unverschämter werden, und sie begannen, seine Männer mit Indianergeschrei einzuschüchtern.

Da der General sich eingestehen musste, dass die Zahl seiner Männer die dreihundert nicht überschritt und sie nicht willens waren, sich auf Kampf handlungen einzulassen, und da viele seiner Wachtposten zu den Regulatoren überliefen, war er gezwungen, sich ihren Forderungen zu fügen ξ zog sich früh am nächsten Morgen mit seinen Kanonen und seinem Gepäck über den Yadkin River zurück; die Regulatoren erklärten sich einverstanden, sich zu zerstreuen und an ihre Wohnorte zurückzukehren.

Es wurde unverzüglich Kriegsrat abgehalten, um über die Nachrichten zu beraten, die der Eilbote überbracht hatte, bestehend aus dem Ehrbaren John Rutherford, Lewis DeRosset Robert Palmer ξ Sam Cornell vom Königlichen Rat und den Obersten und Feldoffizieren der Armee, und man gelangte zu dem Beschluss, dass die Armee ihre Route ändern solle, bei Hauptmann Holts Farm auf die Straße treffen solle, die von Hillsborough nach Salisbury führt, möglichst zügig den Great und den Little Alamance River überqueren ξ dann geradewegs zu General Waddell marschieren sollte; dementsprechend setzte sich die Armee in Marsch und schlug vor Anbruch der Nacht ihr Lager am Westufer des Little Alamance auf woraufhin man eine starke Abordnung vorausschickte, das Westufer des

Great Alamance zu besetzen, um zu verhindern, dass der Feind diesen wichtigen Posten einnahm.

Empfing heute Abend die Kunde, dass die Regulatoren Kundschafter in all ihre Siedlungen entsandten und sich am Sandy Creek in der Nähe von Hunters Farm sammelten.

Marschierten weiter und schlossen uns der Abteilung am Westufer des Great Alamance an, wo man sich zu einem befestigten Lager entschloss. Hier machte die Armee Halt bis weitere Vorräte aus Hillsborough beschafft werden konnten, zu welchem Zweck man nun mehrere Wagen entleerte und vom Lager nach Hillsborough schickte.

Da heute Abend die Kunde im Lager eintraf, die Rebellen planten, das Lager im Lauf der Nacht anzugreifen, wurden die notwendigen Vorkehrungen zum Kamp getroffen und es wurde angeordnet, dass ein Drittel der Armee die ganze Nacht unter Waffen bleiben sollte ξ der Rest sich in der Nähe seiner Waffen niederlegen sollte. Es wurde kein Alarm gegeben.

Dienstag, den 14ten Mai

Weiter gehalten, den Männern befohlen, im Lager zu bleiben.

Die Armee blieb die ganze Nacht unter Waffen, wie in der Nacht zuvor. Kein Alarm.

Mittwoch, den 15ten Mai

Gegen sechs Uhr abends empfing der Gouverneur einen Brief von den Aufrührern, den er dem Kriegsrat vorlegte, worauf beschlossen wurde, dass die Armee früh am nächsten Morgen gegen die Rebellen marschieren sollte, dass der Gouverneur ihnen einen Brief mit Kapitulationsbedingungen schicken sollte und im Fall einer Zurückweisung angreifen sollte.

Die Männer blieben die ganze Nacht unter Waffen. Kein Alarm, obwohl die Rebellen keine fünf Meilen vom Lager entfernt lagen.

Aus dem Traumbuch: Hillsborough, 15. Mai

»Gestern Abend bin ich früh eingeschlafen und noch vor der Dämmerung in einer grauen Wolke erwacht. Ich habe den ganzen Tag das Gefühl gehabt, durch Nebel zu wandeln; die Leute reden mit mir, und ich höre sie nicht; ich kann sehen, wie sich ihre Münder bewegen, und ich nicke und lächle, und dann lasse ich sie stehen. Die Luft ist heiß und schwül, und alles riecht nach heißem Metall. Ich habe Kopfschmerzen, und die Köchin scheppert mit den Töpfen.

Ich habe den ganzen Tag versucht, mich zu erinnern, was ich geträumt habe, und es fällt mir nicht ein. Alles ist grau, und ich habe Angst. Ich bin noch nie in der Nähe einer Schlacht gewesen, doch ich habe das Gefühl, dass es Kanonenrauch ist, wovon ich träume.«

60

Kriegsrat

Das Abendessen war schon vorbei, als Jamie vom Kriegsrat zurückkehrte und die Männer kurz von Tryons Absichten in Kenntnis setzte. Die allgemeine Reaktion reichte von Beifall bis hin zu offener Begeisterung.

»Gut, dass wir uns in Bewegung setzen«, sagte Ewald Mueller und reckte seine langen Arme, so dass all seine Gelenke gleichzeitig knackten. »Wenn wir noch länger bleiben, setzen wir Moos an.«

Diese Worte wurden von Gelächter und beifälligem Nicken begrüßt. Bei der Aussicht, dass es am Morgen zur Sache gehen würde, klärte sich die Stimmung der Kompanie merklich auf; die Männer ließen sich an den Feuern nieder, um sich zu unterhalten, und die Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten sich in ihren Zinnbechern und den polierten Läufen der Musketen, die sie sorgsam zu ihren Füßen abgelegt hatten.

Jamie machte eine rasche Runde, um seine Truppe zu inspizieren, Fragen zu beantworten und den einen oder anderen Mann zu beruhigen, dann kam er zu mir an unser kleines Feuer. Ich betrachtete ihn genau; trotz der Nervenanspannung der gegenwärtigen Situation strahlte er eine unterdrückte Genugtuung aus, die mich sofort Verdacht schöpfen ließ.

»Was hast du getan?«, fragte ich und reichte ihm ein großes Stück Brot und eine Schale Eintopf.

Er versuchte erst gar nicht zu leugnen, dass er etwas getan hatte.

»Habe Cornell nach dem Kriegsrat lange genug erwischt, um ihn nach Stephen Bonnet zu fragen.« Er riss mit den Zähnen einen Bissen aus dem Brot und schluckte ihn nach minimaler Kauarbeit herunter. »Himmel, habe ich Hunger. Ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen, weil ich auf dem Bauch durch die Brombeeren kriechen musste wie eine Schlange.«

»Aber Samuel Cornell hat sich doch wohl kaum in den Brombeeren herumgedrückt.« Cornell gehörte zum Königlichen Rat des Gouverneurs. Er war ein stämmiger, reicher Kaufmann aus Edenton, der sich aufgrund seiner gesellschaftlichen Stellung, seines Körperbaus und seines Temperamentes absolut nicht dazu eignete, sich durchs Gebüsch zu winden.

»Nein, das war später.« Er zog das Brot durch den Eintopf, verleibte sich einen weiteren, enormen Bissen ein und winkte dann entschuldigend mit der Hand, weil er momentan nicht sprechen konnte. Ich reichte ihm einen Becher Cidre, mit dem er den Brei hinunterspülte.

»Wir haben die feindlichen Linien ausspioniert«, erklärte er, als das Hindernis beseitigt war. »Sie sind nicht weit entfernt. Obwohl ›Linien‹ sehr wohlwollend ausgedrückt ist«, fügte er hinzu, während er seine nächste Fuhre Eintopf vorbereitete. »So einen undisziplinierten Haufen habe ich nicht mehr gesehen, seit ich in Frankreich gekämpft habe und wir ein Dorf eingenommen haben, in dem sich eine Bande von Weinschmugglern herumtrieb. Die Hälfte von ihnen war mit Huren zugange, und sie waren alle betrunken; wir mussten sie vom Boden auflesen, um sie dingfest zu machen. Nach allem, was ich sehen konnte, steht es mit unserem Gegenüber kaum besser. Nur nicht so viele Huren«, fügte er der Fairness halber hinzu und schob sich das restliche Brot in den Mund.

Mindestens die Hälfte der Armee des Gouverneurs war gegenwärtig angetrunken, doch dies war ein dermaßen üblicher Zustand, dass sich jeder Kommentar erübrigte. Ich reichte ihm ein neues Brotstück und konzentrierte mich auf den wichtigen Teil des Gesprächs.

»Dann hast du also etwas über Bonnet in Erfahrung gebracht?«

Er nickte, kaute und schluckte.

»Cornell ist ihm nicht selbst begegnet, aber er hat die Leute reden hören. Es sieht so aus, als würde er sich regelmäßig eine Zeit lang entlang der Outer Banks vorarbeiten, um schließlich wieder für drei oder vier Monate zu verschwinden. Dann ist er eines Tages plötzlich wieder da, lässt

es sich in den Wirtshäusern in Edenton oder Roanoke gut gehen, und seine Taschen quellen über vor Goldstücken.«

»Also bringt er Waren aus Europa herüber und verkauft sie.« Drei oder vier Monate entsprachen dem Zeitraum, den es dauerte, mit einem Schiff nach England und zurück zu segeln. »Schmuggelware, nehme ich an?«

Jamie nickte.

»Das meint Cornell auch. Und weißt du, wo er die Sachen an Land bringt?« Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und schien auf eine grimmige Weise belustigt zu sein. »Wylie's Landeplatz. Sagen zumindest die Gerüchte.«

»Was - du glaubst doch nicht, dass Philip Wylie mit ihm unter einer Decke steckt?« Es schockierte - und bestürzte - mich, das zu hören, aber Jamie schüttelte den Kopf.

»Das kann ich nicht sagen. Aber die Anlegestelle grenzt immerhin an Philip Wylies Plantage an. Und der kleine Mistkerl war an dem Abend, als er nach River Run kam, in Bonnets Begleitung, ganz gleich, was er später darüber gesagt hat«, fügte er hinzu. Dann tat er Philip Wylie vorerst mit einer Handbewegung ab.

»Aber Cornell sagt, dass Bonnet wieder verschwunden ist; er ist seit einem Monat fort. Also dürften meine Tante und Duncan im Augenblick außer Gefahr sein. Darüber brauche ich mir also keine Gedanken zu machen - und das ist gut so; ich habe auch so genug Sorgen.«

Er sprach ohne Ironie und ließ den Blick über das Feldlager schweifen, das uns umgab. Jetzt, da das Licht schwächer wurde, begannen die Feuer an den Ufern des Alamance im Zwielicht aufzuleuchten wie Hunderte von Glühwürmchen.

»Hermon Husband ist hier«, sagte er.

Bei diesen Worten blickte ich von der Eintopfschale auf, die ich ihm gerade erneut füllte.

»Hast du mit ihm gesprochen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich konnte nicht in seine Nähe gelangen. Er gehört zu den Regulatoren, aye? Ich war auf einem kleinen Hügel und habe über den Fluss geblickt, und da habe ich ihn in einiger Entfernung gesehen; er war von einer großen Menschenmasse umgeben, aber seine Kleider waren unverwechselbar.«

»Was wird er tun?« Ich reichte ihm die volle Schale. »Er wird doch wohl nicht kämpfen - oder zulassen, dass sie kämpfen.« Ich tendierte dazu, Husbands Gegenwart als Zeichen der Hoffnung zu betrachten. Hermon Husband war der einzige Mann, der bei den Regulatoren so etwas wie eine Führerrolle innehatte; sie würden auf ihn hören, daran hatte ich keinen Zweifel.

Jamie schüttelte den Kopf und machte ein sorgenvolles Gesicht.

»Ich weiß es nicht, Sassenach. Er wird nicht selbst zu den Waffen greifen, nein - aber was den Rest angeht...« Er verstummte nachdenklich. Dann nahm sein Gesicht plötzlich einen entschlossenen Ausdruck an. Er gab mir die Schüssel zurück, machte auf dem Absatz kehrt und durchquerte das Lager.

Ich sah, wie er Roger an die Schulter tippte und ihn beiseite nahm. Sie sprachen kurz miteinander, dann griff Jamie in seinen Rock, zog einen weißen Gegenstand hervor und reichte ihn Roger. Roger betrachtete ihn einen Moment, dann nickte er und steckte ihn ein.

Jamie klopfte ihm auf die Schulter, ließ ihn stehen und machte sich auf den Rückweg. Er blieb bei den Lindsaybrüdern stehen, um lachend mit ihnen ein paar zotige Bemerkungen auszutauschen.

Dann kam er lächelnd zurück und nahm mir die Schale ab, wobei er einen erleichterten Eindruck machte.

»Ich habe Roger Mac aufgetragen, sich morgen früh sofort auf die Suche nach Husband zu machen«, sagte er und stürzte sich mit frischem Appetit auf den Eintopf. »Ich habe ihm gesagt, er soll Husband herbringen, wenn er kann - um persönlich mit Tryon zu sprechen. Wenn er Tryon nicht umstimmen kann - was unmöglich ist -, so wird doch Tryon ihn vielleicht überzeugen, dass es ihm ernst ist. Wenn Hermon begreift, dass damit

Blutvergießen unvermeidlich ist, wird er vielleicht auf seine Männer einwirken, die Waffen niederzulegen.«

»Glaubst du wirklich?« Es hatte am Nachmittag ein wenig geregnet, und der Himmel im Osten war noch von Wolken verhangen. Die Ränder dieser Wolken glühten in schwachem Rot - nicht von den Strahlen des Sonnenuntergangs, sondern den Feuern der Regulatoren, die für uns unsichtbar am anderen Ufer des Alamance lagerten.

Jamie wischte die Schale aus und kaute an dem letzten Bissen Brot. Er schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht«, sagte er nur. »Aber es ist das Einzige, was wir versuchen können, nicht wahr?«

Ich nickte und bückte mich, um neues Holz auf das Feuer zu legen. Heute Abend würde niemand früh schlafen gehen.

Die Lagerfeuer hatten den ganzen Tag gebrannt und im leichten Regen vor sich hingeraucht und geknistert. Doch jetzt hatte der Nieselregen aufgehört, die Wolkendecke war aufgerissen und hatte sich in lange, dünne Schleier zerteilt, die am ganzen westlichen Horizont wie Feuer glühten und die Erdenflammen im Vergleich verblassen ließen. Bei diesem Anblick legte ich Jamie die Hand auf den Arm.

»Schau«, sagte ich. Er drehte sich argwöhnisch um, als befürchtete er schon, es sei noch jemand mit einem neuen Problem aufgetaucht, doch sein Gesicht entspannte sich, als ich zum Himmel wies.

Wenn man Frank drängte, sich ein Naturwunder anzusehen, während er mit einem Problem beschäftigt war, hielt er gerade so lange inne, dass es nicht unhöflich erschien, sagte: »Oh, ja, hübsch, nicht wahr?« und wandte sich dann sofort wieder seinen eigenen Gedankengängen zu. Jamie hob den Kopf zur flammenden Glorie des Himmels und stand still.

Was ist denn mit dir los?, dachte ich bei mir. *Kannst du Frank Randall nicht in Frieden ruhen lassen?*

Jamie legte mir den Arm um die Schultern und seufzte.

»In Schottland«, sagte er, »war der Himmel oft den ganzen Tag wie Blei, und selbst bei Anbruch der Dämmerung sah man die Sonne nur wie eine rote Kanonenkugel im Meer versinken. So wie hier ist der Himmel dort nie gewesen.«

»Wie kommst du denn jetzt auf Schottland?«, fragte ich fasziniert, weil er genau wie ich an Vergangenes gedacht hatte.

»Dämmerung, Zwielicht und die Jahreszeit«, sagte er und sein breiter Mund kräuselte sich sacht bei der Erinnerung. »Immer, wenn eine Veränderung in der Luft liegt, denke ich daran, was einmal war und was jetzt ist. Ich tue es seltener, wenn ich in einem Haus bin, aber wenn ich unter freiem Himmel schlafe, erwache ich oft, weil ich von Menschen geträumt habe, die ich einmal kannte, und sitze dann still im Zwielicht und denke an andere Zeiten und Orte.« Er zuckte mit den Achseln. »Und jetzt geht die Sonne unter, und ich muss an Schottland denken.«

»Oh«, sagte ich, von seiner Erklärung getröstet. »Das muss es sein.«

»Muss was sein?« Die sinkende Sonne tauchte sein Gesicht in Gold und glättete die Linien der Anspannung, als er jetzt zu mir herab sah.

»Ich habe auch an andere Zeiten und Orte gedacht«, sagte ich und lehnte meinen Kopf an seine Schulter. »Aber jetzt und hier... kann ich an nichts anderes als das hier denken.«

»Oh?« Er zögerte ein paar Sekunden, sagte dann aber mit großer Vorsicht: »Ich rede nicht oft davon, Sassenach, denn wenn die Antwort ›ja‹ ist, kann ich nicht viel daran ändern - aber sehnst du dich oft nach... den anderen Zeiten?«

Ich wartete drei Herzschläge ab, bevor ich antwortete; ich hörte sie, denn Jamies Herz schlug langsam unter meinem Ohr. Dann schloss ich die Finger meiner linken Hand, so dass ich das glatte Metall des Goldrings an meinem Finger spürte.

»Nein«, sagte ich. »Aber ich vergesse sie nicht.«

61

Ultimaten

Great Alamance, Feldlager, 16ter Mai 1771 An die unter Waffen Versammelten, die sich Regulatoren nennen

In Beantwortung Eurer Petition muss ich Euch mitteilen, dass ich stets das wahre Interesse dieses Landes und jedes darin lebenden Individuums im Blick habe. Ich bedaure den fatalen Zwang, dem Ihr mich unterworfen habt indem Ihr Euch der Gnade der Krone sowie den Gesetzen Eures Landes entzogt, nämlich Euch, die als Regulatoren Versammelten, aufzufordern, Eure Waffen niederzulegen, die gesetzlosen Rädelsführer auszuliefern und Euch den Gesetzen Eures Landes zu unterwerfen und Euch dann auf die Großzügigkeit und Gnade der Regierung zu verlassen. Durch Annahme dieser Bedingungen innerhalb einer Stunde nach der Auslieferung dieser Depesche werdet Ihr Blutvergießen verhindern, da Ihr Euch zu dieser Zeit im Zustand des Krieges und der Rebellion gegen Euren König, Euer Land und Eure Gesetze befindet.

Wm. Tryon

Jamie war schon fort, als ich erwachte; seine Decke lag ordentlich zusammengefaltet neben mir, und Gideon stand nicht mehr bei der Eiche, an die Jamie ihn am Abend zuvor angebunden hatte.

»Der Oberst ist zu einer Zusammenkunft des Kriegsrates des Gouverneurs gegangen«, sagte mir Kenny Lindsay unter herzhaftem Gähnen. Er kniff die Augen zu und schüttelte sich wie ein nasser Hund. »Tee, Ma'am, oder Kaffee?«

»Tee, bitte.« Wahrscheinlich war es der Tenor der gegenwärtigen Ereignisse, der mich auf die Boston Tea Party brachte. Ich konnte mich

nicht mehr mit Sicherheit erinnern, wann sich dieser Aufruhr mit all seinen Konsequenzen ereignen würde, doch ich hatte das obskure Gefühl, dass ich jede Gelegenheit zum Teetrinken ergreifen sollte, solange er noch zu haben war, um meine Körperzellen damit anzureichern - wie ein Bär, der sich in Erwartung des Winters den Bauch mit Larven und Beeren vollschlägt.

Der Tag war windstill und klar angebrochen, und zur Stunde war es zwar noch kühl, doch durch den Regen des Vortages lag bereits eine Andeutung von Schwüle in der Luft. Ich nippte an meinem Tee und spürte, wie sich überall kleine Haarsträhnen aus ihrer Befestigung lösten, um sich rings um mein Gesicht zu kringeln und sich durch den Dampf meiner Tasse an meine Wangen zu kleben.

Als mein Durst fürs Erste gestillt war, holte ich mir zwei Eimer und begab mich zum Fluss. Ich hoffte, dass es nicht nötig sein würde, doch es konnte nicht schaden, für den Fall des Falles eine gewisse Menge abgekochtes, steriles Wasser zur Hand zu haben. Und wenn ich es nicht für medizinische Zwecke brauchte, konnte ich immer noch meine Strümpfe darin ausspülen, die meine Zuwendung ziemlich nötig hatten.

Trotz seines Namens war der Great Alamance kein besonders beeindruckender Fluss, denn über weite Strecken war er nicht breiter als fünf bis sieben Meter. Außerdem war er flach und schlammig, so zerfranst wie aufgeriffeltes Wollgarn, und seine diversen, kleinen Nebenarme und Zuflüsse wanderten überall durch die Landschaft. Wahrscheinlich bildete er jedoch eine brauchbare, militärische Demarkationslinie, denn es war einer Truppe zwar problemlos möglich, den Fluss zu überqueren, doch sie hatte keine Chance, dabei unbemerkt zu bleiben.

Libellen schossen über das Wasser, über die Köpfe einiger Milizionäre hinweg, die sich kameradschaftlich unterhielten, während sie ihre Blasen in die schlammigen Gewässer des Flusses entleerten. Ich wartete taktvoll hinter einem Busch, bis sie gegangen waren, und als ich dann mit meinen Eimern das abfallende Ufer hinunterkletterte, dachte ich mir, was für ein Glück es war, dass die meisten der Männer es höchstens dann in Erwägung zogen, Wasser zu *trinken*, wenn sie dem Verdursten nahe waren.

Als ich ins Lager zurückkehrte, fand ich es hellwach, und sämtliche Männer befanden sich im Alarmzustand, wenn auch mit roten Augen. Doch herrschte eher allgemeine Wachsamkeit als direkte Kampfbereitschaft, und als Jamie jetzt auf Gideon zurückkehrte, der sich mit erstaunlicher Vorsicht seinen Weg an den Lagerfeuern vorbeibahnte, reagierten die Männer nur mit allgemeinem Interesse.

»Wie steht's, *Mac Dubh?«,* fragte Kenny und stand auf, um Jamie zu begrüßen, der jetzt mit Gideon anhielt. »Irgendetwas im Gange?«

Jamie schüttelte den Kopf. Er war so penibel gekleidet, dass es schon an Strenge grenzte, das Haar geflochten, Dolch und Pistolen am Gürtel befestigt, das Schwert an seiner Seite. Eine gelbe Kokarde an seinem Rock war sein einziger Schmuck. Gefechtsbereit - und bei diesem Gedanken kroch mir eine Gänsehaut über den Rücken.

»Der Gouverneur hat den Regulatoren seinen Brief überbringen lassen. Vier Sheriffs haben je eine Kopie dabei; sie haben den Auftrag, ihn allen Gruppen vorzulesen, denen sie begegnen. Wir müssen einfach abwarten, was geschieht.«

Ich folgte seinem Blick in Richtung des dritten Lagerfeuers. Wahrscheinlich war Roger aufgebrochen, sobald es hell wurde, noch bevor das Lager erwachte.

Ich hatte das Wasser aus den Eimern zum Kochen in den Kessel geschüttet. Ich hob sie gerade auf, um ein weiteres Mal zum Fluss zu gehen, als Gideon die Ohren spitzte, plötzlich den Kopf hob und grüßend wieherte. Jamie trieb das Pferd augenblicklich vor mich, und seine Hand sank an sein Schwert. Gideons enorme Brust und sein Widerrist verstellten mir die Sicht; ich konnte zwar nicht sehen, wer der Ankömmling war, doch ich sah, wie sich Jamies Hand auf dem Schwertknauf entspannte, als er in Sicht kam. Also ein Freund.

Oder wenn schon nicht unbedingt ein Freund, so doch jemand, den er nicht aufzuspießen oder aus dem Sattel zu hacken gedachte. Ich hörte eine vertraute Stimme, die sich zum Gruß erhob, und als ich unter Gideons Kinn hindurch blinzelte, sah ich Gouverneur Tryon in Begleitung zweier Adjutanten über die kleine Wiese reiten.

Tryon saß anständig, wenn auch nicht übermäßig elegant auf seinem Pferd und war wie auf Feldzügen üblich mit einer praktischen, blauen Uniform und Hirschlederhosen bekleidet. Er trug eine gelbe Offizierskokarde an seinem Hut, und eine jener Kavalleriemacheten, die man als Hirschfänger bezeichnete, hing an seiner Seite - und das nicht nur zur Zierde; der Knauf war verkratzt und die Scheide abgenutzt.

Tryon brachte sein Pferd zum Stehen und tippte sich grüßend an den Hut. Jamie tat das Gleiche. Als er mich in Gideons Schatten lauern sah, zog der Gouverneur höflich seinen Hut und verbeugte sich vom Sattel aus.

»Mrs. Fraser, stets zu Diensten.« Er warf einen Blick auf die Eimer in meinen Händen und winkte einem seiner Adjutanten. »Mr. Vickers. Seid doch bitte so freundlich und geht Mrs. Fraser zur Hand.«

Ich übergab die Eimer dankbar an Mr. Vickers, einen rosenwangigen, jungen Mann von etwa achtzehn, doch anstatt mit ihm zu gehen, wies ich ihn nur an, wohin er sie bringen sollte. Tryon zog eine Augenbraue hoch und sah mich an, doch ich setzte seiner leicht verärgerten Miene ein neutrales Lächeln entgegen und ließ mich nicht beeindrucken. Ich würde nirgendwohin gehen.

Er war klug genug, das zu erkennen und meine Gegenwart nicht weiter anzusprechen. Stattdessen verbannte er mich einfach aus seiner Wahrnehmung und nickte Jamie erneut zu.

»Eure Truppen sind einsatzbereit, Oberst Fräser?« Er sah sich kritisch um. Die einzigen Truppen, die zu sehen waren, waren Kenny, der die Nase in seinem Becher stecken hatte, und Murdo Lindsay und Geordie Chisholm, die im Schatten der Bäume ohne Rücksicht auf Verluste Messerwerfen spielten.

»Aye, Sir.«

Der Gouverneur zog beide Augenbrauen hoch, und seine Skepsis war nicht zu übersehen.

»Ruft sie, Sir. Ich werde ihre Einsatzbereitschaft überprüfen.«

Jamie hielt einen Augenblick inne und nahm die Zügel auf. Er sah blinzelnd in die aufgehende Sonne und betrachtete das Pferd des

Gouverneurs abschätzend. »Das ist ein schöner Wallach, den Ihr da habt, Sir. Ist er zuverlässig?«

»Natürlich.« Der Gouverneur runzelte die Stirn. »Warum?«

Jamie warf den Kopf zurück und ließ einen trillernden Highlandruf von der Sorte hören, die dazu gedacht waren, dass man sie über mehrere Morgen Berghang hinweg hörte. Das Pferd des Gouverneurs riss an den Zügeln und rollte mit den Augen.

Milizionäre strömten brüllend wie die Todesfeen aus dem Gebüsch, und eine schwarze Krähenwolke explodierte über ihnen in den Bäumen wie Kanonenrauch und ergriff lautstark die Flucht. Das Pferd stieg, setzte Tryon als wenig würdevolles Häuflein ins Gras und schoss auf die Bäume am anderen Ende der Wiese zu.

Ich trat mehrere Schritte zurück, um nicht im Weg zu sein.

Der Gouverneur setzte sich mit puterrotem Gesicht keuchend auf und sah sich von grinsenden Milizionären umringt, die ihre Waffen auf ihn gerichtet hatten. Der Gouverneur blickte funkelnd in den Gewehrlauf, der ihm ins Gesicht ragte, und schob ihn mit einer Hand zur Seite. Er machte leise Würgegeräusche wie ein wütendes Eichhörnchen. Jamie räusperte sich vielsagend, und die Männer verschmolzen lautlos wieder mit dem Wald.

Im Großen und Ganzen hielt ich es sowohl für einen Fehler, dem Gouverneur eine Hand zum Aufstehen anzubieten, als auch, ihn mein Gesicht sehen zu lassen. Ich wandte mich taktvoll ab und trat ein paar Schritte beiseite, als hätte ich zu meinen Füßen eine faszinierende, neue Pflanze entdeckt.

Mr. Vickers tauchte mit erschrockener Miene wieder aus dem Wald auf, in jeder Hand einen Wassereimer.

»Was ist geschehen?« Er stürzte auf den Gouverneur zu, doch ich legte ihm eine Hand auf den Ärmel, um ihn aufzuhalten. Besser, wenn man Mr. Tryon eine Minute Zeit ließ, zu Atem zu kommen und seine Würde wiederherzustellen.

»Nichts von Bedeutung«, sagte ich und nahm meine Eimer an mich, bevor er sie verschütten konnte. »Äh... wie viele Milizionäre sind hier versammelt, wisst Ihr das?«

»Eintausendachtundsechzig, Ma’am«, sagte er mit durch und durch verwirrter Miene. »General Waddells Truppen natürlich nicht mitgezählt. Aber was -«

»Und Ihr habt Geschütze?«

»Oh, ja, mehrere, Ma’am. Wir haben zwei Abteilungen mit Artillerie. Zwei Sechspfünder, zehn Drehbassen und zwei Acht-Pfund-Mörser.« Vickers nahm eine etwas aufrechtere Haltung an, denn angesichts von so viel Zerstörungspotential kam er sich wohl sehr bedeutsam vor.

»Am anderen Flussufer halten sich zweitausend Männer auf, Sir - aber die meisten von ihnen sind kaum bewaffnet. Viele haben nichts als ein Messer dabei.« Jamies Stimme erklang hinter mir und lenkte Vickers’ Aufmerksamkeit von mir ab. Ich drehte mich um und sah, dass Jamie abgestiegen war und dem Gouverneur gegenüberstand, dessen Hut er in der Hand hielt. Er klopfte ihn beiläufig an seinem Oberschenkel aus und hielt ihn dann seinem Eigentümer hin, der ihn mit aller unter den Umständen möglichen Würde entgegen nahm.

»Das hat man mir bereits mitgeteilt, Mr. Fraser«, sagte er trocken, »wenn es mich auch freut, dass Eure Informationen mit den meinen übereinstimmen. Mr. Vickers, würdet Ihr so freundlich sein und mir mein Pferd holen?« Der Purpurton in Tryons Gesicht war verblasst, und obwohl er immer noch leicht gereizt klang, schien er doch nicht nachtragend zu sein. Tryon hatte sowohl ein Gespür für Fairness als auch - und das war gegenwärtig wichtiger - einen trockenen Sinn für Humor, und beides schien Jamies Demonstration militärischer Einsatzbereitschaft überlebt zu haben.

Jamie nickte.

»Dann haben Euch Eure Agenten vermutlich auch mitgeteilt, dass die Regulatoren keinen richtigen Anführer haben?«

»Im Gegenteil, Mr. Fraser. Ich befinde mich in dem Eindruck, dass Hermon Husband schon seit längerer Zeit einer der Hauptagitatoren dieser Bewegung ist. James Hunter ist ein weiterer Name, den ich oft auf Beschwerdebriefen und den endlosen Petitionen gesehen habe, die mich in New Bern erreichen. Und es gibt noch andere - Hamilton, Gillespie...«

Jamie machte eine ungeduldige Geste, um eine Mückenwolke zu vertreiben, die sein Gesicht umschwebte.

»Unter anderen Umständen würde ich ja gern mit Euch darüber diskutieren, Sir, ob die Feder mächtiger ist als das Schwert - aber nicht am Rand eines Schlachtfeldes, und dort befinden wir uns. Eine kühne Feder beim Verfassen von Pamphleten befähigt einen Mann noch lange nicht zur Truppenführung - und Husband ist Quäker.«

»Das habe ich auch schon gehört«, räumte Tryon ein. Er wies auf den Fluss und zog herausfordernd eine Augenbraue hoch. »Und doch ist er hier.«

»Er ist hier«, pflichtete ihm Jamie bei. Er schwieg kurz und versuchte, die Stimmung des Gouverneurs einzuschätzen, bevor er fortfuhr. Der Gouverneur war aufs Äußerste angespannt; es war nicht zu übersehen, wie gerade er sich hielt und wie seine Augen leuchteten. Dennoch stand die Schlacht noch nicht unmittelbar bevor, und er hatte seine Anspannung gut unter Kontrolle. Er war noch fähig, zuzuhören.

»Der Mann hat an meinem Herd gegessen«, sagte Jamie vorsichtig. »Und ich an seinem. Er macht kein Geheimnis aus seinen Ansichten und seinem Charakter. Wenn er heute hier ist, so bin ich mir sicher, dass ihm dies großes Kopfzerbrechen bereitet.« Jamie holte tief Luft. Er befand sich hier auf schwierigem Terrain.

»Ich habe einen Mann über den Fluss geschickt, Sir, um Husband zu suchen und ihn zu bitten, sich mit mir zu treffen. Vielleicht kann ich ihn ja bewegen, seinen beträchtlichen Einfluss dahingehend zu benutzen, dass diese Männer - diese Bürger -«, er wies mit einer knappen Geste auf den Fluss und die unsichtbaren Kämpfer auf der anderen Seite, »dass sie von ihrem vernichtenden Kurs ablassen, der nur in einer Tragödie enden kann.« Er sah Tryon direkt in die Augen.

»Darf ich Euch bitten, Sir - darf ich Euch anflehen -, wenn Husband kommt, wollt Ihr nicht selbst mit ihm sprechen?«

Tryon stand wortlos da und drehte seinen staubigen Hut geistesabwesend in den Händen. Die Echos seines Unfalls waren verhallt; in den Ästen der Ulme über uns sang ein Grünfink.

»Sie sind Bürger dieser Kolonie«, sagte er schließlich und wies kopfnickend in die Richtung des Flusses. »Ich würde es bedauern, wenn sie Schaden nähmen. Ihre Klagen sind nicht unbegründet; das habe ich bereits - öffentlich! - zugegeben und erste Schritte für eine Wiedergutmachung eingeleitet.« Er blickte in Jamies Richtung, als wollte er sehen, ob seine Worte Gehör fanden. Jamie stand schweigend da und wartete.

Tryon holte tief Luft und klopfte den Hut an seinem Bein aus.

»Doch ich bin Gouverneur dieser Kolonie. Ich kann nicht zulassen, dass der Friede gestört und das Gesetz mit Füßen getreten wird und Aufruhr und Blutvergießen sich ungestraft ausbreiten!« Er sah mich trostlos an. »Und das werde ich auch nicht.«

Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Jamie.

»Ich glaube nicht, dass er kommen wird, Sir. Ihr Kurs steht fest -« Er nickte noch einmal in Richtung der Bäume, die den Alamance säumten. »Und meiner auch. Dennoch...« Er zögerte einen Moment, dann fasste er seinen Entschluss und schüttelte den Kopf.

»Nein. Wenn er tatsächlich kommt, dann redet unbedingt mit ihm, und wenn er sich einverstanden erklärt, seine Männer in Frieden heimzuschicken, bringt ihn zu mir, und wir werden die Bedingungen abmachen. Aber ich kann nicht darauf warten.«

Mr. Vickers hatte das Pferd des Gouverneurs zurückgebracht. Der Junge stand ein kleines Stück abseits und hielt beide Pferde an den Zügeln fest, und ich sah, wie er bei diesen Worten sacht nickte, als wollte er die Worte des Gouverneurs bestätigen. Sein Hut schirmte ihn von der Sonne ab, doch sein Gesicht war rot und seine Augen leuchteten; er brannte auf den Kampf.

Tryon nicht; dennoch war er bereit dazu. Und auch Jamie nicht - doch er war ebenfalls bereit. Er sah dem Gouverneur einen Moment in die Augen, dann nickte er und fügte sich in das Unausweichliche.

»Wie lange?«, fragte er leise.

Tryon blickte zur Sonne, es war kurz vor zehn. Roger war seit fast zwei Stunden fort; wie lange mochte es dauern, bis er Hermon Husband fand und zurückkehrte?

»Die Kompanien sind kampfbereit«, sagte Tryon. Er sah zum Wald, und sein Mundwinkel zuckte. Dann richtete er seinen finsteren Blick wieder auf Jamie. »Nicht mehr lange. Haltet Euch bereit, Mr. Fraser.«

Er wandte sich ab, setzte sich den Hut auf, ergriff die Zügel seines Pferdes und schwang sich in den Sattel. Er ritt davon, ohne sich umzusehen, gefolgt von seinen Adjutanten.

Jamie sah ihm ausdruckslos nach.

Ich trat an seine Seite und berührte seine Hand. Ich brauchte gar nicht zu sagen, wie sehr ich hoffte, dass Roger sich beeilen würde.

62

»Versprengte und verdächtige Personen«

Punkt 12 - *Kein Offizier oder Soldat hat die Grenzen des Lagers zu überschreiten, die von der Wache abgeschritten werden.*

Punkt 63 - *Befehlshabende Offiziere des Korps sind angewiesen, alle versprengten und verdächtigen Personen zu untersuchen, und wer sich nicht ordentlich identifizieren kann, ist festzunehmen, woraufhin dem Hauptquartier Bericht zu erstatten ist.*

»Bienstregeln im Feldlager«; *Order erteilt durch Seine Exzellenz, Gouverneur Tryon, an die Bewohner der Provinz North Carolina.*

Roger fasste sich an die Hosentasche, in die er seine Milizmarke gesteckt hatte. Es war ein Zinnknopf von etwa dreieinhalb Zentimetern Durchmesser mit einer gelochten Kante, in den ein grobes »FC« für Frasers Companie geprägt war und den man sich an den Rock oder Hut nähte, denn diese Marken - und die Stoffkokarden - waren alles, woraus die Uniform der meisten Fußsoldaten des Gouverneurs bestand, das einzige Merkmal, an dem man ein Mitglied der Miliz von einem Regulator unterscheiden konnte.

»Und woher weiß man, auf wen man schießen soll?«, hatte er sich voller Ironie erkundigt, als Jamie ihm zwei Tage zuvor beim Abendessen seine Marke gereicht hatte. »Wenn man so dicht herankommt, dass man die Marke sieht, bevor man schießt, erwischt einen der andere Kerl dann nicht zuerst?«

Jamie hatte seinen Blick mit derselben Ironie erwidert, sich aber höflich jede Anmerkung über Rogers Treffsicherheit und die Wahrscheinlichkeit - oder auch nicht-, dass er mit seiner Muskete irgendwelchen Schaden anrichtete, verkniffen.

»Ich für meinen Teil würde nicht warten«, hatte er trocken gesagt. »Wenn jemand mit einem Schießeisen auf dich zuläuft, gib Feuer und hoffe das Beste.«

Ein paar Männer, die in der Nähe um ein Feuer saßen, kicherten bei diesen Worten, doch Jamie ignorierte sie. Er ergriff einen Stock, zog drei gebackene Süßkartoffeln aus den Kohlen und legte sie schwarz und dampfend in der kühlen Abendluft nebeneinander. Er versetzte der ersten einen sanften Tritt, so dass sie in die Asche zurückrollte.

»Das sind wir«, erklärte er. Er trat gegen die nächste Kartoffel. »Das ist Oberst Leechs Kompanie, und das -« Er stupste die dritte an, die auf Umwegen hinter ihren Kameraden herrollte. »Das ist Oberst Ashes. Verstehst du?« Er sah Roger mit hochgezogener Augenbraue an.

»Jede Kompanie rückt auf ihrem eigenen Kurs vor, so dass du wohl kaum andere Miliztruppen sehen wirst, zumindest anfangs. Wenn jemand auf uns zukommt, ist es höchstwahrscheinlich der Feind.« Dann kräuselte sich sein breiter Mund ein wenig, und er wies auf die Männer ringsum, die mit ihrem Abendessen beschäftigt waren.

»Du kennst doch jeden Mann hier genau? Nun, sieh zu, dass du auf keinen von ihnen feuerst, dann kommst du schon zurecht, aye?«

Roger lächelte reumütig vor sich hin, als er sich jetzt vorsichtig seinen Weg über eine Böschung bahnte, die mit winzigen, gelb blühenden Pflanzen bedeckt war. Es war ein vernünftiger Ratschlag; die Möglichkeit, dass er angeschossen werden könnte, bereitete ihm viel weniger Sorgen als die Angst, zufällig seinerseits jemanden zu verletzen - einschließlich seiner nicht unbeträchtlichen Befürchtung, er könnte sich selbst ein paar Finger wegpusten.

Insgeheim war er fest entschlossen, auf niemanden zu feuern, ganz gleich unter welchen Umständen oder wie wahrscheinlich es war, dass er sein Ziel traf. Er hatte genug über die Schicksale einzelner Regulatoren

gehört - Abel MacLennan, Hermon Husband -, und selbst wenn man die stilistischen Übertreibungen Husbands in Betracht zog, sprach aus seinen Pamphleten eine brennende Ungerechtigkeit, die man nicht überhören konnte. Wie konnte Roger es da in Betracht ziehen, einen Mann zu töten oder zu verstümmeln, nur weil er gegen eine Korruption protestiert hatte, die so unverfroren war, dass sie jeden gerecht denkenden Menschen beleidigen musste.

Als gelernter Historiker hatte er genug über Situationen wie diese gehört, um zu verstehen, wie weit verbreitet die Probleme waren, worin ihr Ursprung lag - und er wusste auch, wie schwierig sie zu beheben waren. Er hatte Verständnis für Tryons Haltung - bis zu einem gewissen Punkt -, doch seine Sympathien gingen nicht so weit, dass er sich zum willigen Soldaten machen ließ, der für die Erhaltung der Autorität der Krone kämpfte - und erst recht nicht für William Tryons Ruf und sein persönliches Vermögen.

Er blieb einen Moment stehen, weil er Stimmen hörte, und trat leise hinter den Stamm einer großen Pappel.

Sekunden später kamen drei Männer in Sicht, die sich beiläufig unterhielten. Alle drei hatten Gewehre und Patronendosen bei sich, doch sie machten eher den Eindruck, als seien sie drei Freunde auf Kaninchenjagd als grimmige Soldaten vor einer Schlacht.

So verhielt es sich allem Anschein nach auch - sie waren auf Nahrungssuche. Einer von ihnen hatte ein Bündel pelziger Körper an seinem Gürtel hängen, und ein anderer trug einen Musselinbeutel, der mit etwas befleckt war, das sowohl frisches Blut als auch Beerensaft sein konnte. Während Roger sie im Schutz der Pappel beobachtete, blieb einer der Männer stehen und streckte die Hand aus, um seine Kameraden aufzuhalten, die beide erstarrten wie Jagdhunde und ihre Nasen auf eine Baumgruppe in etwa sechzig Metern Entfernung richteten.

Obwohl er wusste, dass dort irgendetwas war, brauchte Roger ein paar Sekunden, bevor er das kleine Reh erspähte, das still vor einem Dickicht aus Schösslingen stand und durch den gescheckten Lichtschleier, der über ihm durch das Frühlingslaub fiel, beinahe perfekt getarnt wurde.

Der erste Mann schwang verstohlen sein Gewehr von der Schulter und griff nach Ladestock und Patronenhülse, doch einer der anderen gebot ihm Einhalt, indem er ihm die Hand auf den Arm legte.

»Lass das lieber, Abram«, sagte der zweite Mann leise, aber deutlich. »So dicht am Fluss solltest du das Schießen lieber lassen. Du hast doch gehört, was der Oberst gesagt hat - die Regulatoren sind da drüben bis zum Ufer vorgerückt.« Er wies auf das Dickicht aus Erlen und Weiden, das den Rand des unsichtbaren Flusses markierte, der keine hundert Meter weit entfernt war. »Du solltest sie im Augenblick lieber nicht provozieren.«

Abram nickte widerstrebend und hängte sich das Gewehr wieder über die Schulter.

»Aye, das ist wohl besser. Meint ihr, heute ist es so weit?«

Roger spähte erneut zu den Schösslingen, doch das Reh war verschwunden, lautlos wie Rauch.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass es nicht so ist.« Der dritte Mann zog sich ein gelbes Tuch aus dem Ärmel und wischte sich das Gesicht ab; das Wetter war warm und die Luft schwül. »Tryons Kanonen stehen seit Anbruch der Dämmerung bereit; er würde nie zulassen, dass man ihn unvorbereitet trifft. Möglich, dass er noch auf Waddells Männer wartet - aber vielleicht glaubt er ja auch, dass er sie nicht braucht.«

Abram prustete verächtlich.

»Um diesen zusammengewürfelten Haufen zu zerschlagen? Du hast sie doch gesehen, oder? Eine so erbärmliche Truppe habe ich ja noch nie erlebt.«

Der Mann mit dem Tuch lächelte zynisch.

»Nun ja, das mag wohl sein, Abie. Aber du hast doch auch einige der Milizen aus dem Hinterland gesehen, oder? Wo wir von zusammengewürfelten Haufen sprechen. Und was die Regulatoren angeht, sie sind ziemlich viele, zusammengewürfelt oder nicht. Hauptmann Neale sagt, zwei zu eins in der Überzahl.«

Abram grunzte und warf einen widerstrebenden Blick auf den Wald und den Fluss dahinter.

»Erbärmlich«, wiederholte er, diesmal zuversichtlicher, und wandte sich ab. »Dann kommt, lasst uns weiter oben nachsehen.«

Die drei Männer standen auf seiner Seite; sie trugen zwar keine Kokarden, doch er sah ihre Milizmarken an Rock und Hut silbern in der Morgensonne glänzen. Dennoch verharrte Roger im Schatten der Pappel, bis die plaudernden Männer verschwunden waren. Er war sich einigermaßen sicher, dass Jamie ihn in Eigenregie auf diese Mission entsandt hatte; besser, wenn man ihn nicht aufforderte, sich zu erklären.

Die meisten Milizionäre nahmen gegenüber den Regulatoren eine Haltung ein, die bestenfalls verächtlich war. Schlimmstenfalls war sie - unter den oberen Rängen der Befehlshaber - kalt und rachsüchtig.

»Wir müssen sie zertreten, ein- für allemal«, hatte Caswell am Abend zuvor am Feuer gesagt. Als Plantagenbesitzer aus dem östlichen Teil der Kolonie hatte Richard Caswell keinerlei Verständnis für die Sorgen der Regulatoren.

Roger betastete erneut seine Tasche und überlegte. Nein, besser, wenn er es ließ. Er konnte die Marke vorzeigen, wenn man ihn zur Rede stellte, und er ging nicht davon aus, dass man ihn in den Rücken schießen würde, ohne ihn zumindest vorher warnend anzurufen. Dennoch kam er sich merkwürdig nackt vor, als er jetzt durch das saftige Gras der Uferwiese schritt, und er seufzte unwillkürlich erleichtert auf, als ihn die hängenden Äste der Weiden am Fluss mit ihrem kühlen Schatten umfingen.

Er hatte mit Jamies Zustimmung seine Muskete zurückgelassen und war unbewaffnet aufgebrochen, abgesehen von dem Messer an seinem Gürtel, das für jeden Mann ein normaler Gebrauchsgegenstand war. Sein einziger, weiterer Ausrüstungsgegenstand war ein großes, weißes Halstuch, das er zusammengefaltet in seinem Rock aufbewahrte.

»Wenn man dich bedroht - ganz gleich, wo -, schwenke es und rufe ›Parlamentär‹«, hatte Jamie ihn angewiesen. »Dann sag ihnen, sie sollen mich holen, und kein weiteres Wort, bis ich komme. Wenn dich niemand aufhält, bring mir Husband unter dem Schutz des weißen Tuchs.«

Bei der Vorstellung, dass er Hermon Husband über den Fluss führen und dabei das Tuch an einem Stock über seinem Kopf schwenken würde wie ein Reisebegleiter, der Touristen durch einen Flughafen führt, hätte er am liebsten laut losgelacht. Doch Jamie hatte weder gelacht, noch auch nur eine Miene verzogen, und so hatte er das Tuch ernst entgegengenommen und es sorgfältig verstaut. Er blinzelte durch den Blättervorhang, doch nur der Fluss strömte glitzernd in der Sonne des neuen Tages vorbei, und außer dem Wasser, das über Steine und Lehm rauschte, war nichts zu hören. Es war niemand in Sicht, und der Lärm des Wassers übertönte jedes Geräusch, das von den Bäumen am anderen Ufer hätte kommen können. Unwahrscheinlich zwar, dass ihn die Miliz in den Rücken schoss, doch der Möglichkeit, dass ein Regulator, der ihn von der Regierungsseite herüberkommen sah, ihn von vorne anschoss, blickte er nicht ganz so gelassen entgegen.

Dennoch, er konnte sich nicht den ganzen Tag in den Bäumen herumdrücken. Er trat an das Ufer und ging flussabwärts bis zu der Stelle, auf die die drei Männer gezeigt hatten. Dabei suchte er die Bäume sorgfältig nach Lebenszeichen ab. An dieser Stelle war der Fluss leichter zu überqueren, denn das Wasser war flach und der Grund steinig. Doch wenn die Regulatoren bis hier »vorgerückt« waren, verhielten sie sich verdammt still.

Eine friedvollere Szenerie war kaum vorstellbar, und doch hämmerte ihm das Herz plötzlich in den Ohren. Wieder hatte er das seltsame Gefühl, dass jemand in seiner Nähe stand. Er sah sich in alle Richtungen um, doch außer dem dahinrauschenden Wasser und den herabhängenden Weidenzweigen bewegte sich nichts.

»Bist du das, Pa?«, sagte er ganz leise und kam sich plötzlich albern vor. Dennoch blieb der starke, wenn auch friedliche Eindruck, dass jemand in seiner Nähe war.

Mit einem innerlichen Achselzucken bückte er sich und zog Schuhe und Strümpfe aus. Es musste an seiner Situation liegen, dachte er. Nicht, dass das Durchwaten eines flachen Flüsschens auf der Suche nach einem Unruhe stiftenden Quäker damit zu vergleichen war, des Nachts eine

Spitfire zu einem Bombenangriff nach Deutschland über den Kanal zu fliegen. Doch Mission blieb wohl Mission.

Er blickte sich noch einmal um, sah aber nur Kaulquappen in den Untiefen herumzappeln. Mit einem etwas schiefen Lächeln trat er in das Wasser, und die Kaulquappen ergriffen panisch die Flucht.

»Na dann los«, sagte er zu einer Waldente. Der Vogel ignorierte ihn und suchte in den dahintreibenden Kressesträngen nach Nahrung.

Er wurde von keiner Uferseite her aus den Bäumen angerufen; außer dem fröhlichen Lärmen der brütenden Vögel war nicht das Geringste zu hören. Erst als er sich auf einen sonnengewärmten Felsen setzte und sich die Füße trocknete, bevor er seine Schuhe und Strümpfe wieder anzog, hörte er schließlich etwas, das darauf hindeutete, dass das andere Flussufer von Menschen bevölkert war.

»Na, was willst du denn hier, Süßer?«

Die Stimme kam hinter ihm aus dem Gebüsch, und er erstarrte. Das Blut dröhnte ihm in den Ohren. Es war eine Frauenstimme. Doch bevor er sich bewegen oder sich eine Antwort überlegen konnte, hörte er eine tiefere Stimme lachen, und bei ihrem merkwürdigen Tonfall entspannte er sich.

Noch vor seiner Vernunft sagte ihm sein Instinkt, dass eine Stimme, die sich so anhörte, keine Bedrohung darstellte.

»Weiß nicht, Schätzchen, was kostet es denn?«

»Ooh, nun hört euch den an! Jetzt ist doch nicht die Zeit, seine Pennys zu zählen, oder?«

»Oh, keine Sorge, die Damen, wir halten eine Kollekte ab, wenn wir müssen.«

»Oh, so ist das also? Schön und gut, Sir, aber Ihr wisst ja, in dieser Kongregation kommt die Kollekte vor dem Gesang!«

Während er dem gutmütigen Gefeilsche zuhörte, kam Roger zu dem Schluss, dass die fraglichen Stimmen drei Männern und zwei Frauen gehörten, die allesamt sehr zuversichtlich schienen, dass man -

unabhängig von den finanziellen Arrangements - drei problemlos durch zwei teilen konnte, ohne dass ein peinlicher Rest blieb.

Er nahm seine Schuhe in die Hand und stahl sich leise davon, um die unsichtbaren Wachtposten - falls sie das waren - ihren Gleichungen zu überlassen. Offensichtlich *war* die Armee der Regulatoren nicht ganz so gut durchorganisiert wie die Regierungstruppen.

Nicht ganz so gut durchorganisiert war sehr gelinde ausgedrückt, dachte er ein wenig später. Er hatte sich ein Stück weit am Flussufer gehalten, weil er nicht genau wusste, wo sich der Kern der Armee befand. Er war fast eine Viertelmeile weit gegangen, ohne eine Menschenseele zu hören oder zu sehen, von den beiden Huren und ihren Kunden einmal abgesehen. Er kam sich zunehmend surreal vor, während er durch kleine Kiefernhaine und an den Rändern grasbewachsener Wiesen entlangwanderte, einzig vom Liebeswerben der Vögel begleitet - und von kleinen, transparenten Schmetterlingen in Orange- und Gelbtönen.

»Was ist denn das für eine Art, einen Krieg zu führen, zum Teufel?«, knurrte er vor sich hin, während er sich durch ein Brombeergebüsch schob. Er fühlte sich an eine dieser Science-Fiction-Geschichten erinnert, in denen jedermann außer dem Helden plötzlich vom Antlitz der Erde verschwunden ist. Er wurde langsam nervös; was, wenn es ihm nicht gelang, den verdammten Quäker - oder auch nur die Armee - zu finden, bevor das Gefecht begann?

Dann gelangte er um eine Biegung des Flusses und bekam seine ersten, echten Regulatoren zu Gesicht: eine Gruppe von Frauen, die neben einer Felsenansammlung im dahinströmenden Wasser ihre Wäsche wuschen.

Er duckte sich wieder ins Unterholz, bevor sie ihn sahen, und wandte sich zuversichtlich vom Fluss ab. Wenn die Frauen hier waren, waren die Männer nicht fern.

So war es auch. Nur ein paar Meter weiter hörte er die Geräusche eines Lagers - plaudernde Stimmen, das Scheppern von Löffeln und Teekesseln und rumpelndes Holzhacken. Er bog um ein Weißdorndickicht und wurde fast von einer Horde junger Männer umgelaufen, die johlend und lärmend an ihm vorbeirannten und einem weiteren Mann aus ihrer Mitte

hinterherjagten, der einen frisch abgeschnittenen Waschbärenschwanz über seinem Kopf wehen ließ.

Sie schossen an Roger vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, und als er jetzt weiter ging, ließ sein Argwohn ein wenig nach. Er wurde nicht angehalten; es gab keine Wachtposten. Im Gegenteil, ein fremdes Gesicht schien hier weder etwas Besonderes zu sein noch eine Bedrohung darzustellen. Ein paar Männer warfen ihm beiläufige Blicke zu, vertieften sich dann aber wieder in ihre Gespräche, offenbar ohne etwas Seltsames an seinem Erscheinen zu finden.

»Ich suche Hermon Husband«, sagte er unverblümt zu einem Mann, der über den bleichen Flammen eines Feuers ein Eichhörnchen briet. Der Mann machte zunächst ein verständnisloses Gesicht.

»Den Quäker?«, half ihm Roger auf die Sprünge.

»Oh, aye, den«, sagte der Mann, und seine Miene klärte sich auf. »Er ist ein Stück weiter - diese Richtung, glaube ich.« Er gestikulierte hilfsbereit mit seinem Stock, und das angekohlte Eichhörnchen wies Roger mit den Stummeln seiner geschwärzten Vorderbeine den Weg.

Das »Stück weiter« war ein beträchtliches Stück. Roger passierte drei weitere, in der Gegend verstreute Lagerplätze, bevor er das erreichte, was die eigentliche Armee zu sein schien - wenn ein solcher Ausdruck denn nicht zu viel der Ehre war. Zwar schien die Atmosphäre hier zunehmend von Ernsthaftigkeit geprägt zu sein, und er sah weniger Männer beim sorglosen Spiel als unten am Fluss. Dennoch, mit dem strategischen Hauptquartier des Gouverneurs hatte es nicht die geringste Ähnlichkeit.

Allmählich wuchs in ihm die Hoffnung, dass Gewalttätigkeiten immer noch zu vermeiden waren, obwohl sich die Armeen direkt gegenüberstanden und die Artillerie einsatzbereit war. Doch während er jetzt weiter drängte und an jedem Lagerfeuer, das er passierte, nach dem Weg fragte, begann er, etwas anderes in der Luft zu spüren - ein zunehmendes Gefühl der Not, das an Verzweiflung grenzte. Keine Spur mehr von den Albereien, die er in den äußeren Lagern beobachtet hatte; die Männer standen dicht gedrängt beieinander und hatten die Köpfe im

Gespräch zusammen gesteckt - oder sie saßen für sich allein und luden grimmig ihre Schusswaffen oder schärften ihre Messer.

Als er jetzt weiter vordrang, kannte jeder den Namen Hermon Husband, und die Finger, die ihm die Richtung wiesen, wurden bestimmter. Der Name schien beinahe so etwas wie ein Magnet zu sein, der ihn tiefer und tiefer in eine immer dichter gedrängte Masse von Männern und Jungen hinein zog, die alle nervös - und bewaffnet waren. Der Lärm nahm beständig zu, und die Stimmen prasselten auf seine Ohren ein wie Hämmer auf einen Amboss.

Schließlich fand er Husband, der isoliert auf einem Felsen stand wie ein großer, grauer Wolf, umgeben von einer Traube von dreißig oder vierzig Männern, die alle wütend und aufgebracht herumbrüllten. Sie gestikulierten mit den Armen und stampften mit den Füßen, ohne Rücksicht auf ihre Nebenmänner zu nehmen. Es war deutlich, dass sie eine Antwort verlangten, jedoch nicht lange genug Ruhe geben konnten, um sie auch zu hören.

Husband brüllte in Hemdsärmeln und mit hochrotem Gesicht auf die Männer ein, die ihm am nächsten waren, doch Roger konnte in dem allgemeinen Tumult kein Wort verstehen. Er schob sich durch den äußeren Ring der Zuschauer, doch dichter im Zentrum kam er nicht mehr weiter, weil die Männer zu sehr drängelten. Immerhin konnte er hier ein paar Worte auffangen.

»Wir müssen es tun! Du weißt es, Hermon, wir haben keine Wahl!«, rief ein schlaksiger Mann mit einem zerknautschten Hut.

»Wir haben *immer* eine Wahl!«, bellte Husband zurück. »Jetzt ist der Zeitpunkt, an dem wir sie treffen müssen, und gebe Gott, dass wir es weise tun!«

»Aye, während die Kanonen auf uns gerichtet sind?«

»Nein, nein, drauf zu, wir müssen gegen sie marschieren, sonst ist alles verloren!«

»Verloren? Wir haben doch schon alles verloren! Wir müssen -«

»Der Gouverneur lässt uns keine Wahl, wir müssen -«

»Wir müssen -«

»Wir müssen -!«

Die einzelnen Worte gingen in einem allgemeinen Aufschrei der Wut und Frustration unter. Da er sah, dass es zwecklos war, auf eine Audienz zu warten, schob sich Roger rücksichtslos zwischen zwei Farmern hindurch und ergriff Husband am Hemdsärmel.

»Mr. Husband - ich muss mit Euch sprechen!«, rief er dem Quäker ins Ohr.

Husband warf ihm einen glasigen Blick zu und war schon im Begriff, ihn abzuschütteln, doch dann hielt er inne und kniff die Augen zu, als er ihn erkannte. Sein kantiges Gesicht war oberhalb der Bartstoppeln rot angelaufen, und sein ungeflochtenes Haar stand von seinem Kopf ab wie die Stacheln eines Stachelschweins. Er schüttelte den Kopf und schloss die Augen, dann öffnete er sie wieder und starrte Roger an wie ein Mensch, der versucht, eine unmögliche Vision abzuschütteln, und es nicht schafft.

Er packte Roger am Arm, wies mit einer ruckartigen Geste auf die Menge, sprang von seinem Felsen und hielt auf den Schutz einer verfallenen Blockhütte zu, die wie betrunken im Schatten eines Ahornhaines lehnte. Roger folgte ihm und sah die Männer, die ihm am nächsten waren, mit funkelnden Blicken an, um sie von einer Verfolgung abzuschrecken.

Einige folgten ihnen dennoch und fuchtelten laut rufend mit den Armen, doch Roger schlug ihnen die Tür vor der Nase zu. Dann verriegelte er sie und lehnte sich zur Sicherheit noch mit dem Rücken dagegen. Im Inneren der Hütte war es kühler, doch die Luft war verbraucht und roch nach Holzasche und verbranntem Essen.

Husband blieb keuchend in der Mitte des Raumes stehen, dann ergriff er eine Schöpfkelle und trank in tiefen Zügen aus einem Eimer, der auf dem Herd stand - der einzige Gegenstand, der sich noch in der Hütte befand, wie Roger feststellte. Husbands Rock und Hut hingen ordentlich an einem Haken neben der Tür, doch auf dem Lehmboden lagen Abfälle verstreut. Wer auch immer der Besitzer der Hütte gewesen war, er hatte seine Zelte

offenbar in aller Eile abgebrochen und sämtlichen tragbaren Besitz mitgenommen.

Ruhiger jetzt, da er ein bisschen Luft holen konnte, zog sich Husband das zerknitterte Hemd zurecht und ordnete sein Haar, so gut er konnte.

»Was führt Euch hier her, Freund MacKenzie?«, fragte er in seinem typischen, milden Tonfall. »Ihr seid doch sicher nicht hier, um Euch der Sache der Regulatoren anzuschließen?«

»Das bin ich in der Tat nicht«, versicherte Roger ihm. Er warf einen argwöhnischen Blick zum Fenster, denn er befürchtete, dass die Menge versuchen könnte, sich auf diese Weise Zutritt zu verschaffen. Zwar argumentierten die dröhnenden Stimmen draußen weiter, doch es hörte sich nicht so an, als sei ein unmittelbarer Sturm auf das Gebäude im Gange. »Ich bin gekommen, um Euch zu fragen, ob Ihr mit mir den Fluss überqueren würdet - im Schutz einer Parlamentärflagge, so dass Eure Sicherheit gewährleistet ist -, um mit Jamie Fraser zu reden.«

Husband warf ebenfalls einen Blick zum Fenster.

»Ich fürchte, die Zeit zum Reden ist lange vorbei«, sagte er mit ironisch verzogenen Lippen. Roger konnte ihm da nicht widersprechen, drang jedoch weiter in ihn, denn er war fest entschlossen, seinen Auftrag zu erfüllen.

»Nicht, was den Gouverneur angeht. Er hat keinerlei Begehren, seine eigenen Untergebenen abzuschlachten; wenn man den Pöbel dazu bringen könnte, sich in Frieden zu zerstreuen -«

»Kommt Euch das wahrscheinlich vor?« Husband wies mit einer Handbewegung zum Fenster und betrachtete ihn zynisch.

»Nein«, musste Roger zugeben. »Dennoch, wenn Ihr kämt - wenn sie sehen könnten, dass es immer noch eine Hoffnung auf -«

»Wenn es eine Hoffnung auf Versöhnung und Wiedergutmachung gäbe, so hätte dieses Angebot schon lange kommen müssen«, sagte Husband scharf. »Ist es ein Zeichen der Aufrichtigkeit des Gouverneurs, dass er mit Truppen und Kanonen kommt und einen Brief schickt, der -«

»Nicht Wiedergutmachung«, sagte Roger unverblümt. »Ich meinte eine Chance, Euer aller Leben zu retten.«

Husband erstarrte. Die rote Farbe wich aus seinen Wangen, obwohl seine Miene nach wie vor gefasst war.

»Ist es so weit gekommen?«, fragte er leise und sah Roger ins Gesicht. Roger holte tief Luft und nickte.

»Es bleibt nicht mehr viel Zeit. Mr. Fraser hat mich gebeten - falls Ihr nicht kommen und selbst mit ihm sprechen könnt -, Euch zu sagen, dass zwei Artilleriekompanien gegen Euch in Position stehen, und acht gut bewaffnete Milizkompanien. Es ist alles bereit - und der Gouverneur wird nicht länger warten als höchstens bis zum morgigen Tagesanbruch.«

Er war sich bewusst, dass es Verrat war, dem Feind solcherlei Informationen anzuvertrauen - doch Jamie Fraser hätte dasselbe gesagt, wenn er selbst hätte kommen können.

»Die Regulatoren haben fast zweitausend Männer hier«, sagte Husband, als spräche er mit sich selbst. »Zweitausend! Glaubt Ihr nicht, dass ihn dieser Anblick umstimmen würde? Dass so viele Heim und Herd verlassen, um zu protestieren -«

»Der Gouverneur ist der Ansicht, dass ihr Protest eine Rebellion ist und sie sich daher im Kriegszustand befinden«, unterbrach ihn Roger. Er blickte zum Fenster, dessen geölte Pergamenthaut in Fetzen hing. »Und nachdem ich sie gesehen habe, würde ich sagen, dass diese Ansicht nicht unbegründet ist.«

»Es ist keine Rebellion«, sagte Husband beharrlich. Er richtete sich auf und zog ein zerschlissenes, schwarzes Seidenband aus seiner Tasche, um sich das Haar zusammenzubinden. »Aber unsere berechtigten Beschwerden sind ignoriert und missachtet worden! Wir haben keine andere Wahl, als persönlich *en masse* zu erscheinen, Mr. Tryon unseren Kummer vorzutragen und ihn von der Richtigkeit und Gerechtigkeit unserer Einwände zu überzeugen.«

»Ich dachte, ich hätte Euch gerade noch von der Möglichkeit sprechen hören zu wählen«, sagte Roger trocken. »Und wenn jetzt der Zeitpunkt ist,

an dem eine Wahl zu treffen ist, dann habe ich den Eindruck, dass die Regulatoren die Gewalt gewählt haben - den Bemerkungen nach zu urteilen, die ich auf dem Hinweg gehört habe.«

»Vielleicht«, sagte Husband zögernd. »Und doch sind wir - sie - keine Armee auf einem Rachefeldzug, kein Pöbel...« Allerdings deutete sein widerstrebender Blick zum Fenster darauf hin, dass er sich bewusst war, dass sich an den Ufern des Alamance sehr wohl ein Pöbel zusammengerottet hatte.

»Haben sie einen gewählten Anführer, jemanden, der sie offiziell vertreten kann?«, unterbrach Roger ihn erneut, denn er brannte darauf, seine Botschaft loszuwerden und wieder aufzubrechen. »Ihr selbst oder vielleicht Mr. Hunter?«

Husband machte eine lange Pause und wischte sich mit der Hand über den Mund, als wollte er einen ranzigen Geschmack vertreiben, der sich dort festgesetzt hatte. Er schüttelte den Kopf.

»Sie haben keinen richtigen Anführer«, sagte er leise. »Jim Hunter ist ein tapferer Mann, aber ihm fehlt das Zeug dazu, Menschen zu befehligen. Ich habe ihn gefragt - er hat gesagt, dass jeder für sich selbst handeln muss.«

»Ihr habt doch das Zeug dazu. Ihr könnt sie anführen.«

Husband machte ein schockiertes Gesicht, als hätte Roger ihn beschuldigt, ein Talent zum Zinken von Karten zu haben.

»Ich doch nicht.«

»Ihr habt sie hierher geführt -«

»Sie sind hierher gekommen! Ich habe niemanden darum gebeten -«

»Ihr seid hier. Sie sind Euch gefolgt.«

Bei diesen Worten zuckte Husband schwach zusammen und presste die Lippen aufeinander. Da er sah, dass seine Worte nicht ohne Wirkung blieben, drang Roger weiter in ihn.

»Ihr habt doch schon oft zu ihnen gesprochen, und sie haben auf Euch gehört. Sie sind mit Euch gekommen, Euch gefolgt. Sie werden sicher

wieder auf Euch hören!«

Der Lärm außerhalb der Blockhütte nahm zu; die Menge wurde ungeduldig. Wenn sie noch kein Pöbel war, so war sie doch verdammt dicht daran. Und was würden sie tun, wenn sie erfuhren, wer er war und weshalb er hier war? Seine Handflächen waren verschwitzt; er wischte sie an seinem Rock ab, und als er dabei seine Milizmarke als kleine Beule in der Tasche spürte, wünschte er, er hätte sie irgendwo vergraben, bevor er den Fluss überquerte.

Husband sah ihn einen Moment an, dann streckte er die Hände aus und griff nach den seinen.

»Betet mit mir, Freund«, sagte er leise.

»Ich -«

»Ihr braucht nichts zu sagen«, sagte Husband. »Ich weiß, dass Ihr Papist seid, doch es ist nicht unsere Art, laut zu beten. Wenn Ihr nur mit mir schweigt und in Eurem Herzen um Weisheit bittet - nicht nur für mich, sondern für alle hier...«

Roger biss sich auf die Zunge, um Husband nicht zu verbessern; seine persönliche Religionszugehörigkeit spielte im Augenblick wohl kaum eine Rolle - offenbar ganz im Gegensatz zu Husbands. Stattdessen nickte er und bezwang seine Ungeduld, um dem älteren Mann die Hände zu drücken und ihm auf die einzig mögliche Weise seine Solidarität auszudrücken.

Husband stand völlig still und hielt den Kopf leicht gesenkt. Eine Faust hämmerte gegen die zusammengeschusterte Tür der Hütte, und es erschollen laute Stimmen.

»Hermon? Alles in Ordnung da drinnen?«

»Komm schon, Hermon. Wir haben keine Zeit für so etwas! Caldwell ist vom Gouverneur zurück -«

»Eine Stunde, Hermon! Er hat uns eine Stunde gegeben, mehr nicht!«

Ein Schweißtropfen lief Roger zwischen den Schulterblättern über den Rücken, doch er ignorierte das Kitzeln, denn er hatte ja keine Hand frei.

Er blickte von Hermons wettergegerbten Fingern zu seinem Gesicht auf und stellte fest, dass die Augen des Mannes dem Anschein nach auf die seinen gerichtet waren - und doch abwesend waren, so als lauschte er einer Stimme in weiter Ferne, ohne die drängenden Rufe zu beachten, die durch die Wände drangen. Sogar Husbands Augen waren quäkergrau, dachte Roger - wie Regenwasserpfützen, die nach einem Sturm zitternd zur Ruhe kommen.

Sie würden bestimmt die Tür einrennen. Doch nein; die Schläge ließen nach, bis sie nur noch ein ungeduldiges Klopfen waren, das immer unregelmäßiger wurde. Er konnte seinen Herzschlag spüren, der sich in seiner Brust allmählich zu einem ruhigen, regelmäßigen Pulsieren verlangsamte, und seine Nervosität ließ nach.

Er schloss die Augen und versuchte, seinen Gedanken eine Richtung zu geben, zu tun, worum Husband ihn gebeten hatte. Er durchforstete seine Gedanken nach einem passenden Gebet, doch ihm fielen nur konfuse Fragmente aus dem Gebetbuch ein.

Hilf uns, o Herr...

Erhöre uns...

Hilf uns, o Herr, flüsterte die Stimme seines Vaters. Seines anderen Vaters, des Reverends, der irgendwo in seinem Hinterkopf sprach. *Hilf uns*, *o Herr*, *nicht zu vergessen, wie oft die Menschen durch ihre Gedankenlosigkeit Unrecht tun, nicht aus Mangel an Liebe, und wie tückisch die Fußangeln sind, üher die wir stolpern.*

Jedes dieser Worte flackerte kurz in seinen Gedanken auf wie ein brennendes Blatt, das sich im Wind eines Freudenfeuers erhob und zu Asche zerfiel, bevor er es festhalten konnte. Dann gab er es auf und stand einfach nur da, Husbands Hände in den seinen, und lauschte den tiefen, rasselnden Atemgeräuschen des Mannes.

Bitte, dachte er stumm, obwohl er keine Ahnung hatte, worum er da bat. Auch dieses Wort löste sich in Luft auf und verschwand spurlos.

Nichts geschah. Draußen erklangen nach wie vor Stimmen, doch sie kamen ihm jetzt kaum bedeutsamer vor als Vogelrufe. Die Luft im Inneren

des Zimmers regte sich nicht, doch sie war kühl und lebendig, so als spielte irgendwo in den Ecken ein Luftzug, ohne die Männer in der Zimmermitte zu berühren. Roger spürte, wie sich seine Atmung entspannte, sich sein Herzschlag noch weiter verlangsamte.

Er konnte sich nicht daran erinnern, die Augen geöffnet zu haben, und doch waren sie offen. Husbands sanfte, graue Augen waren mit blauen Fleckchen und winzigen, schwarzen Splittern durchsetzt. Seine Wimpern waren dicht, und am Ende der einen befand sich eine kleine Schwellung, ein verheilendes Gerstenkorn. Die kleine Wölbung war glatt und gerötet und durchlief von ihrer rubinroten Mitte aus eine Reihe von Karmesin- und Rosentönen, die den Dämmerhimmel am Tag der Schöpfung hätte zieren können.

Das Gesicht vor ihm war von Falten geprägt, die Bogenlinien von der Nase zum Mund spannten und sich halbmondförmig über den dichten, melierten Augenbrauen erhoben, deren einzelne Haare lang und geschwungen waren wie die Flügel eines Vogels. Die Lippen waren breit und glatt und blassrosa; die weiße Kante eines Zahns schimmerte auf, seltsam fest im Kontrast zu der nachgiebigen Haut, die ihn schützte.

Roger stand reglos da und bestaunte die Schönheit dessen, was er sah. Sein Eindruck, dass Husband ein untersetzter Mann in den mittleren Jahren mit einem unauffälligen Gesicht war, zählte nicht mehr; was er jetzt sah, war etwas bewegend Einzigartiges, ein wunderbares Lebewesen, das unersetzbar war.

Ihm fiel auf, dass dies dasselbe Gefühl war, das er beim Betrachten seines Sohnes hatte, wenn er die Perfektion jeder einzelnen, kleinen Zehe bewunderte, die geschwungenen Wangen und Ohren, die ihm die Tränen in die Augen trieben, den Glanz der Babyhaut, die die Unschuld durchscheinen ließ. Und hier war die gleiche Schöpfung, nicht länger neu, vielleicht weniger unschuldig, aber nicht minder wunderbar.

Dann senkte er den Blick und sah seine eigenen Hände, die immer noch Husbands kleinere Hände umfassten. Ein Gefühl der Ehrfurcht überkam ihn, als er die Schönheit seiner Finger realisierte, der rundlichen Knochen

seiner Gelenke, die faszinierende Ästhetik einer dünnen, roten Narbe, die über seine Daumenwurzel lief.

Husband atmete mit einem tiefen Seufzer aus und zog seine Hände fort. Im ersten Augenblick kam sich Roger verlassen vor, doch dann spürte er, wie sich der Friede des Zimmers erneut über ihn senkte und sein Erstaunen über die Schönheit einem Gefühl tiefer Ruhe wich.

»Ich danke Euch, Freund Roger«, sagte Husband leise. »Ich hatte nicht auf eine solche Gnade gehofft, doch sie ist mir willkommen.«

Roger nickte wortlos. Er sah zu, wie Husband seinen Rock vom Haken nahm und ihn überstreifte. Sein Gesicht hatte jetzt einen Ausdruck ruhiger Entschlossenheit angenommen. Ohne zu zögern, hob Husband den Riegel von der Tür und drückte sie auf.

Die draußen zusammengedrängten Männer wichen zurück, und die Überraschung in ihren Gesichtern verwandelte sich in Nervosität und Verärgerung. Husband ignorierte den Ansturm der Fragen und Zurufe und ging geradewegs auf ein Pferd zu, das hinter der Blockhütte an einen Schössling gebunden war. Er knüpfte es los und schwang sich in den Sattel. Erst dann wandte er sich seinen Kameraden zu.

»Geht heim!«, sagte er laut. »Wir müssen diesen Ort verlassen; jeder muss zu seinem eigenen Heim zurückkehren!«

Diese Erklärung wurde mit verblüfftem Schweigen entgegengenommen, dem verwirrte und entrüstete Ausrufe folgten.

»Was denn für ein Heim?«, rief ein Mann mit einem schütteren, roten Bart. »Du hast ja vielleicht eins - ich nicht!«

Husband saß fest im Sattel, ohne sich von dem Aufruhr beirren zu lassen.

»Kehrt heim!«, rief er noch einmal. »Ich flehe euch an - hier gibt es keinen Ausweg mehr als die Gewalt!«

»Aye, und den nehmen wir!«, bellte ein stämmiger Mann und schwang unter heiseren Beifallsrufen seine Muskete.

Roger war Husband gefolgt; die Regulatoren hatten ihn weitgehend ignoriert. Er sah aus geringer Distanz zu, wie der Quäker sein Pferd langsam in Bewegung setzte und sich dabei aus dem Sattel beugte, um gestikulierend mit den Männern zu diskutieren, die schubsend neben ihm herliefen. Einer von ihnen packte ihn am Ärmel, und der Quäker zog die Zügel an und bückte sich, um seinen aufgebrachten Worten zuzuhören.

Doch am Ende richtete er sich auf, schüttelte den Kopf und setzte sich den Hut auf.

»Ich kann nicht bleiben und mich des Blutvergießens mitschuldig machen. Wenn ihr hier bleibt, Freunde, wird es Mord und Totschlag geben. Geht! Noch könnt ihr gehen - ich bitte euch, es zu tun!«

Seine Stimme war nicht mehr laut, doch der Lärm um ihn herum hatte so weit nachgelassen, dass seine Worte trotzdem hörbar waren. Er hob sein von Sorgenfalten durchzogenes Gesicht und sah Roger im Schatten eines blühenden Hartriegels stehen. Die friedvolle Ruhe war von ihm gewichen, doch Roger sah, dass aus seinem Blick nach wie vor Entschlossenheit sprach.

»Ich gehe!«, rief er. »Ich flehe euch alle an - geht heim!« Er wendete sein Pferd kurz entschlossen und trieb es zum Trab an. Einige Männer liefen ihm nach, blieben jedoch bald stehen. Sie machten mit verwirrten und vorwurfsvollen Gesichtern kehrt und unterhielten sich kopfschüttelnd leise in kleinen Gruppen.

Es wurde wieder lauter, weil sie alle auf einmal redeten, argumentierten, beharrten, ablehnten. Roger wandte sich ab und schritt unauffällig auf den Schutz des Ahornhains zu. Jetzt, wo Husband fort war, erschien es ihm ratsam, so schnell wie möglich zu verschwinden.

Eine Hand packte ihn an der Schulter und ließ ihn herumfahren.

»Wer zum Teufel seid Ihr? Was habt Ihr zu Husband gesagt, dass er gegangen ist?« Der Mann, der ihm gegenüber stand, war ein schmieriger Kerl mit einer zerlumpten Lederweste, der die Hände zu Fäusten geballt hatte. Der Mann machte den Eindruck, als sei er ziemlich wütend und hätte nicht übel Lust, seine Frustration am nächstbesten Opfer auszulassen.

»Ich habe ihm gesagt, dass der Gouverneur es möglichst vermeiden möchte, dass jemand zu Schaden kommt«, sagte Roger in einem Tonfall, von dem er hoffte, dass er beruhigend klang.

»Kommt Ihr vom Gouverneur?«, fragte ein schwarzbärtiger Mann argwöhnisch, während er Rogers schmutzige Kleider betrachtete. »Wollt Ihr uns andere Bedingungen anbieten als Caldwell?«

»Nein.« Roger hatte noch unter dem Einfluss des Zwiegesprächs in der Hütte gestanden und sich vor der Wut und der beginnenden Hysterie der Menschen hier draußen sicher gefühlt, doch das friedvolle Gefühl schwand jetzt rapide dahin. Angezogen von der lauten Konfrontation, schlossen sich immer mehr Männer seinem Verhör an.

»Nein«, wiederholte er lauter. »Ich bin gekommen, um Husband zu warnen - um Euch alle zu warnen. Der Gouverneur wünscht -«

Er wurde von einem Chor rüder Zwischenrufe unterbrochen, die ausdrückten, dass die Wünsche des Gouverneurs den Anwesenden denkbar egal waren. Er blickte sich im Kreis der Gesichter um, sah jedoch keines, das einen Ausdruck der Geduld, geschweige denn Freundlichkeit an den Tag gelegt hätte. Da zuckte er mit den Achseln und trat einen Schritt zurück.

»Wie Ihr wollt«, sagte er so kühl wie möglich. »Mr. Husband hat Euch einen guten Rat gegeben - ich bekräftige ihn.« Er wandte sich zum Gehen, doch ein Händepaar senkte sich auf seine Schultern und drehte ihn gewaltsam um, so dass er sich erneut dem Ring der Fragesteller gegenüber sah.

»Nicht so schnell, Freundchen«, sagte der Mann mit der Lederweste. Er war nach wie vor rot angelaufen vor Wut und Aufregung, doch seine Fäuste waren nicht länger geballt. »Dann habt Ihr also mit Tryon gesprochen?«

»Nein«, gab Roger zu. »Man hat mich geschickt -« Er zögerte. War es ratsam, Jamie Frasers Namen zu erwähnen? Nein, besser nicht; es konnte genauso gut sein, dass dies zu neuen Schwierigkeiten führte, wie, dass es sie verhinderte. »Ich bin hier, um Hermon Husband zu bitten, auf die andere Seite des Flusses zu kommen und sich selbst ein Bild von der Lage

zu machen. Stattdessen hat er sich auf meine Beschreibung der Situation verlassen. Ihr habt ja gesehen, wie er darauf reagiert hat.«

»Das sagt Ihr!« Ein rundlicher Mann mit einem roten Backenbart hob kampflustig das Kinn. »Und warum sollte sich irgendjemand auf Eure ›Beschreibung der Situation verlassen‹?« Er äffte Rogers schottischen Akzent auf eine Weise nach, die seine Kameraden in Gelächter ausbrechen ließ.

Die Ruhe, die er aus der Blockhütte mitgebracht hatte, war nicht völlig von ihm gewichen; Roger raffte ihre Reste zusammen und ergriff leise das Wort.

»Ich kann Euch nicht zwingen, mir zuzuhören, Sir. Doch wer von Euch Ohren hat - hört dies.« Er blickte von einem Gesicht zum anderen, und sie verstummten zögernd, einer nach dem anderen, bis er im Zentrum eines Kreises widerstrebender Aufmerksamkeit stand.

»Die Truppen des Gouverneurs stehen gut bewaffnet bereit.« Seine Stimme klang ihm seltsam in den Ohren, ruhig, aber irgendwie gedämpft, so als spräche jemand anders, der ein Stück weit weg stand. »Ich habe den Gouverneur nicht selbst gesprochen, aber ich habe gehört, was seine ausdrückliche Absicht ist: Er wünscht kein Blutvergießen, doch er ist entschlossen, zu tun, was er für nötig hält, um diese Zusammenkunft zu zerstreuen. Doch wenn Ihr friedlich nach Hause zurückkehrt, ist er zur Milde bereit.«

Es folgte ein Augenblick der Stille, der von einem hustenden Geräusch unterbrochen wurde. Ein vom Tabaksaft braun gestreifter Schleimklecks landete klatschend vor Rogers Schuh im Dreck.

»Das«, merkte der Spucker kurz und präzise an, »ist für die Milde des Gouverneurs.«

»Und das ist für dich, du Schwein!«, sagte einer seiner Kameraden und holte mit der geöffneten Handfläche nach Rogers Gesicht aus.

Er wich dem Schlag aus, senkte die Schulter und ging auf den Mann los, der das Gleichgewicht verlor und ihm Platz machte. Doch hinter ihm

standen noch mehr; Roger hielt mit geballten Fäusten inne, bereit, sich nötigenfalls zu verteidigen.

»Tut ihm nichts, Jungs«, rief der Mann mit der Lederweste. »Jedenfalls noch nicht.« Er umrundete Roger, wobei er sich außer Reichweite seiner Fäuste hielt, und betrachtete ihn argwöhnisch.

»Ob Ihr Tryons Visage gesehen habt oder nicht - seine Truppen habt Ihr aber doch gesehen, oder?«

»Ja.« Rogers Herz schlug schnell, und das Blut rauschte in seinen Schläfen, doch seltsamerweise hatte er keine Angst. Die Männer waren feindselig, aber nicht blutrünstig - noch nicht.

»Und wie viele Männer hat Tryon?« Der Mann beobachtete ihn genau, und seine Augen glitzerten. Besser, wenn er eine ehrliche Antwort gab; höchstwahrscheinlich kannte der Mann die Antwort schon; es gab schließlich nichts, was die Regulatoren daran hinderte, den Alamance zu überqueren und sich selbst ein Bild von der Lage zu machen.

»Etwas über tausend«, sagte Roger und beobachtete das Gesicht des Mannes aufmerksam. Keine Überraschung; er hatte es gewusst. »Aber es sind gut ausgebildete Milizionäre«, fügte Roger viel sagend hinzu und warf einen Seitenblick auf eine Anzahl von Regulatoren, die das Interesse an ihm verloren und einen Ringkampf begonnen hatten. »Und sie haben Artillerie. Wie ich glaube, habt Ihr keine, oder, Sir?«

Das Gesicht des Mannes verschloss sich wie eine Faust.

»Glaubt, was Ihr wollt«, sagte er knapp. »Aber Ihr könnt Tryon sagen, dass wir zweimal so viele Männer sind. Und ob wir nun *ausgebildet* sind oder nicht -« Er verzog ironisch den Mund. »Wir sind alle bewaffnet, jeder Mann hat seine Muskete.« Er warf den Kopf zurück und sah blinzelnd zum Licht des diesigen Himmels hinauf. Die Sonne brannte hoch oben durch den Wolkenschleier.

»Eine Stunde, ja?«, fragte er, leiser jetzt. »Eher noch, denke ich.« Er senkte den Blick und sah Roger in die Augen.

»Dann kehrt auf die andere Seite des Flusses zurück, Sir. Sagt Gouverneur Tryon, dass wir vorhaben, uns Gehör zu verschaffen, und zwar

so, wie wir es wollen. Wenn er zuhört und tut, was wir fordern, schön und gut. Wenn nicht...« Er berührte den Kolben der Pistole in seinem Gürtel und nickte, während sein Gesicht einen grimmigen Ausdruck annahm.

Roger sah sich im Kreis der schweigenden Gesichter um. Einige sahen unsicher aus, doch die meisten waren mehr oder weniger trotzig. Er machte wortlos kehrt und schritt davon, und die Blätter der Bäume, unter denen er vorbeikam, flüsterten die Worte des Reverends.

Selig die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes beißen.

Er hoffte, dass auch der Versuch zählte.

63

Das Logbuch des Chirurgen I

Punkt 28 *- Jeder Chirurg ist angewiesen, Buch zu führen und jeden Mann einzutragen, der in seine Obhut übergeben wird, mit seinem Namen, der Kompanie, der er angehört dem Tag seiner Aufnahme und dem Tag seiner Entlassung.*

»Dienstregeln im Feldlager«

Ich spürte einen kühlen Lufthauch auf meiner Wange und erschauerte, obwohl der Tag sehr warm war. Ich konnte mich des plötzlichen Gedankens nicht erwehren, dass es die beiläufige Berührung einer Schwingenfeder war, so als sei der Todesengel schweigend an mir vorübergestrichen, in Gedanken schon ganz bei seinem finsteren Handwerk.

»Unsinn«, sagte ich laut. Evan Lindsay hörte mich; ich sah, wie er sich kurz umwandte, dann aber wieder nach vorne blickte. Genau wie alle anderen, hatte er den Kopf gen Osten gerichtet.

Menschen, die nicht an Telepathie glauben, haben noch nie einen Fuß auf ein Schlachtfeld gesetzt oder in einer Armee gedient. Etwas Unsichtbares wandert von Mann zu Mann, wenn eine Armee im Begriff ist, sich in Bewegung zu setzen; selbst die Luft fühlt sich lebendig an. Halb von Furcht, halb von Ungeduld erfüllt, tanzt sie über die Haut und flutet das Rückgrat mit einem Drängen, das an plötzliche Lust erinnert.

Es war noch kein Bote eingetroffen, doch er würde kommen, das wusste ich. Irgendwo hatte sich etwas getan.

Alle standen wie angewurzelt da und warteten. Ich verspürte ein überwältigendes Bedürfnis, mich zu bewegen, diesen Bann zu brechen, und drehte mich abrupt um. Meine Hände zuckten vor Bewegungsdrang und Tatendurst. Der Kessel hatte gekocht, das Wasser stand bereit und war mit einem sauberen Stück Leinen abgedeckt. Ich hatte meine Arzneitruhe auf einen Baumstumpf gestellt; ich klappte den Deckel auf und fing an, sinnloserweise ihren Inhalt zu prüfen, obwohl ich wusste, dass alles in bester Ordnung war.

Ich berührte die glänzenden Flaschen, eine nach der anderen, und ihre Namen waren eine beruhigende Litanei.

Atropin, Belladonna, Laudanum, Lavendelöl, Wacholderöl, Poleiminze, Frauenmantel... und die eckige, braune Glasflasche mit dem Alkohol. Ohne Alkohol ging gar nichts. Ich hatte ein ganzes Fass auf dem Wagen.

Mir fiel eine Bewegung ins Auge - es war Jamie; die Sonnenstrahlen fielen wie Funken durch das Laub auf sein Haar, als er jetzt gelassen unter den Bäumen umherging und sich hier bückte, um jemandem etwas ins Ohr zu sagen, und dort eine Schulter berührte wie ein Zauberer, der Statuen zum Leben erweckte.

Ich blieb still stehen und vergrub die Hände in den Falten meiner Schürze, denn einerseits wollte ich ihn nicht ablenken, andererseits hätte ich aber furchtbar gern seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen. Er bewegte sich gelassen, scherzte, und seine Berührungen waren beiläufig - doch ich konnte sehen, wie angespannt er war. Wann hatte er zuletzt mit einer Armee bereitgestanden und auf den Angriffsbefehl gewartet?

In Culloden, dachte ich, und die Haare an meinen Unterarmen richteten sich auf, bleich leuchtend in der Frühlingssonne.

In meiner Nähe erklang Hufgetrappel, und Pferde brachen durch das Unterholz. Jedermann fuhr erwartungsvoll herum, die Musketen lose in den Händen. Dann folgte allgemeines Luftanhalten und Gemurmel, als der erste Reiter in Sicht kam - und sich duckte, um mit flammend rotem Kopf unter den Ahornzweigen durchzukommen.

»Gott im Himmel«, sagte Jamie so laut, dass man es auf der ganzen Lichtung hören konnte. »Was zum Teufel macht sie denn hier?« Die

Männer, die sie kannten, lachten auf, und das löste die Spannung wie Risse im Eis. Jamies Schultern entspannten sich kaum merklich, doch sein Gesicht war ausgesprochen grimmig, als er auf sie zuging.

Bis Brianna ihr Pferd angehalten und sich neben ihm aus dem Sattel geschwungen hatte, war ich ebenfalls bei ihnen angelangt.

»Was -«, setzte ich an, aber Jamie stand schon Nase an Nase mit seiner Tochter. Er hatte die Hand auf ihren Arm gelegt und sprach mit zusammengekniffenen Augen in einem leisen, gälischen Redefluss auf sie ein.

»Tut mir furchtbar Leid, Ma'am, aber sie war nicht davon abzubringen.« Ein zweites Pferd trottete aus dem Wald, geritten von einem jungen Schwarzen, der ein entschuldigendes Gesicht zog. Es war Joshua, Jocastas Stallknecht. »Ich konnte es nicht verhindern, und Missus Sherston auch nicht. Wir haben es versucht.«

»Das sehe ich«, sagte ich.

Als Reaktion auf Jamies Worte war Brianna rot geworden, doch sie machte keine Anstalten, wieder auf ihr Pferd zu steigen und davonzureiten. Sie sagte etwas zu ihm, ebenfalls auf Gälisch, so dass ich es nicht mitbekam, und er fuhr zurück, als hätte ihn eine Wespe in die Nase gestochen. Sie nickte heftig, als sei sie mit der Wirkung ihrer Worte sehr zufrieden, und machte auf dem Absatz kehrt. Dann entdeckte sie mich, und ein breites Lächeln verwandelte ihr Gesicht.

»Mama!« Sie umarmte mich. Ihr Kleid roch schwach nach frischer Seife, Bienenwachs und Terpentin. Sie hatte einen kleinen, kobaltblauen Farbklecks am Kinn.

»Hallo Schatz. Wo kommst du denn her?« Ich küsste sie auf die Wange, trat zurück und freute mich allen Umständen zum Trotz über ihren Anblick. Sie war schlicht gekleidet und hatte das grobe, braune Leinenkleid an, das sie normalerweise in Fraser's Ridge trug, doch die Kleidung war frisch und sauber. Ihr langes, rotes Haar war zu einem Zopf geflochten, und sie hatte einen breitkrempigen Strohhut auf dem Rücken hängen.

»Hillsborough«, sagte sie. »Gestern war jemand bei den Sherstons zum Dinner, der uns erzählt hat, dass die Miliz hier kampierte - also bin ich hergekommen. Ich habe etwas zu essen mitgebracht -«, sie wies mit der Hand auf die voll gestopften Satteltaschen ihres Pferdes, »und ein paar Kräuter aus dem Garten der Sherstons, von denen ich dachte, du könntest sie vielleicht brauchen.«

»Oh? O ja. Wie schön.« Mir war unangenehm bewusst, dass Jamie mit finsterem Gesicht hinter mir stand, doch ich sah mich nicht um. »Äh... ich möchte ja nicht so klingen, als würde ich mich nicht freuen, dich zu sehen, Schatz, aber es *könnte* sein, dass es hier gleich zum Kampf kommt, und...«

»Das weiß ich.« Ihr Gesicht war immer noch rot, und bei diesen Worten lief es noch dunkler an. Sie hob die Stimme ein wenig.

»Keine Sorge; ich bin nicht gekommen, um mitzukämpfen. Dann hätte ich Hosen angezogen.« Sie warf einen Blick hinter mich, und ich hörte es aus dieser Richtung laut prusten, gefolgt von einem Heiterkeitsausbruch der Lindsay-Brüder. Sie senkte den Kopf, um heimlich zu grinsen, und ich konnte mir ebenfalls ein Lächeln nicht verkneifen.

»Ich bleibe bei dir«, sagte sie mit leiser Stimme und berührte meinen Arm. »Wenn du dich um Verletzte kümmern musst... hinterher - kann ich helfen.«

Ich zögerte, doch es stand außer Frage, dass im Fall eines Kampfes Verletzte zu behandeln sein würden und mir dann ein zusätzliches Paar Hände sehr nützlich sein würde. Brianna war zwar keine erfahrene Krankenschwester, aber sie wusste über Keime und Antisepsis Bescheid, und dieses Wissen war auf seine Weise sehr viel wertvoller als Kenntnisse in Anatomie oder Physiologie.

Brianna hatte sich aufgerichtet. Ihr Blick huschte suchend an den Männern entlang, die im Schatten der Ahornbäume standen.

»Wo ist Roger?«, fragte sie mit leiser, aber fester Stimme.

»Es geht ihm gut«, versicherte ich ihr und hoffte, dass das der Wahrheit entsprach. »Jamie hat ihn heute Morgen mit einer Parlamentärflagge über

den Fluss geschickt, um Hermon Husband zu holen, damit er mit dem Gouverneur spricht.«

»Er ist *da drüben?«* Ihre Stimme wurde unwillkürlich lauter, und sie senkte sie hastig. »Beim Feind? Falls das das richtige Wort ist?«

»Er kommt zurück.« Jamie stand neben mir und betrachtete seine Tochter zwar ohne großes Wohlwollen, doch er hatte sich offensichtlich damit abgefunden, dass sie hier war. »Keine Sorge, Kleine. Niemand wird ihn behelligen, wenn er mit einer Parlamentärflagge unterwegs ist.«

Brianna hob den Kopf und spähte so weit sie konnte über den Fluss hinweg. Ihr Gesicht hatte sich zu einem bleichen Knoten verkrampft.

»Wird ihm eine Parlamentärflagge helfen, falls er noch dort drüben ist, wenn die ersten Schüsse fallen?«

Die Antwort auf diese Frage - die sie offensichtlich schon kannte - lautete »wahrscheinlich nicht«. Auch Jamie sparte sich die Mühe, dies laut zu sagen. Genauso ersparte er sich die Mühe zu sagen, dass ja möglicherweise gar kein Schuss fallen würde. Gespannte Erwartung lag in der Luft, und es roch scharf nach verschüttetem Schießpulver und nervösem Schweiß.

»Er kommt zurück«, wiederholte Jamie, diesmal sanfter. Er berührte ihr Gesicht und strich eine lose Locke zurück. »Ich verspreche es dir, Kleine. Ihm wird nichts geschehen.«

Die Nervosität in ihrer Miene ließ nach, als sie ihm jetzt forschend ins Gesicht sah. Sie schien dort Sicherheit zu finden, denn ihre Anspannung löste sich ein wenig, und sie nickte in stummem Einverständnis. Jamie beugte sich vor und küsste sie auf die Stirn, dann wandte er sich ab, um etwas zu Rob Byrnes zu sagen.

Brianna blieb noch eine Minute stehen und sah ihm nach, dann band sie ihren Hut los und setzte sich neben mir auf einen Felsblock. Ihre Hände zitterten ein wenig; sie holte tief Luft und umklammerte ihre Knie, um sie zur Ruhe zu bringen.

»Kann ich dir im Augenblick irgendwie helfen?«, fragte sie und wies mit einer Kopfbewegung auf meine geöffnete Arzttruhe. »Soll ich dir

irgendetwas holen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Nein. Ich habe alles, was ich brauche. Wir können jetzt nur noch warten.« Ich verzog ein wenig das Gesicht. »Das ist das Schlimmste.«

Mit einem leisen Brummen pflichtete sie mir widerstrebend bei und entspannte sich, was sie sichtlich Mühe kostete. Sie runzelte die Stirn und warf einen abschätzenden Blick auf meine bereitstehende Ausrüstung: das Feuer, das kochende Wasser, den Klapptisch, die große Kiste mit den Instrumenten und das kleinere Bündel mit meiner Notfallausrüstung.

»Was hast du denn da?«, fragte sie und wies mit der Schuhspitze auf den Leinenbeutel.

»Alkohol und Verbandsmaterial, ein Skalpell, eine Zange, eine Amputationssäge, Aderpressen. Sie werden die Verwundeten hierher bringen, wenn sie können, oder zu einem der anderen Ärzte. Aber wenn ich zu einem Mann muss, der verletzt auf dem Feld liegt - jemand, dessen Zustand so schlecht ist, dass er nicht gehen oder transportiert werden kann -, habe ich das zur Hand und kann sofort los.«

Ich hörte, wie sie schluckte, und als ich sie genauer betrachtete, malten sich die Sommersprossen auf ihrem Nasenrücken deutlich ab. Sie nickte und holte tief Luft, um etwas zu sagen. Doch plötzlich durchlief ihr Gesicht eine komische Veränderung von einer ernsten zu einer angewiderten Miene. Sie atmete noch einmal schnüffelnd ein und zog ihre lange Nase kraus wie ein Ameisenbär.

Ich konnte ihn auch riechen, den Gestank frischer Fäkalien, der direkt hinter uns aus dem Wald kam.

»Das ist vor einer Schlacht ganz normal«, sagte ich leise, während ich versuchte, nicht über ihre Miene zu lachen. »Dann erwischt es die armen Kerle kalt.«

Sie räusperte sich, ohne etwas zu sagen, doch ich sah, wie ihr Blick über die Lichtung wanderte und sich hier und dort auf einen Mann heftete. Ich wusste, was sie dachte. Wie war es möglich? Wie konnte man etwas so Perfektes, Kompaktes wie einen Menschen ansehen, den Kopf gesenkt, um

einem Freund zuzuhören, den Arm nach einer Wasserflasche ausgestreckt, das Gesicht erst lächelnd, dann stirnrunzelnd, die Augen hellwach und die Muskeln fest - und sich vorstellen, wie es blutend zerriss, seine Knochen brachen... der Tod es ereilte?

Es war unmöglich. Es war ein Akt der Vorstellungskraft, der die Fähigkeiten jedes Menschen übertraf, der diese obszöne Transformation noch nie selbst mit angesehen hatte.

Es war allerdings sehr wohl möglich, sich daran zu erinnern. Ich hustete und beugte mich vor, um uns beide auf andere Gedanken zu bringen.

»Was hast du denn zu deinem Vater gesagt?«, fragte ich. »Als du angekommen bist und ihr Gälisch gesprochen habt?«

»Oh, das.« Ihre Blässe wich vorübergehend einer leichten, belustigten Röte. »Er hat mich angefaucht und wollte wissen, was ich mir dabei dächte - und ob ich mein Kind zur Waise machen wollte, hat er gesagt, indem ich mein Leben zusätzlich zu Rogers aufs Spiel setze?« Sie wischte sich eine rote Haarsträhne vom Mund und lächelte mich kurz und ein wenig gereizt an. »Also habe ich zu ihm gesagt, wenn es so gefährlich ist, was er sich dann dabei denkt, dich hier zu haben und damit zu riskieren, *mich* zur Waise zu machen, hm?«

Ich lachte, wenn auch sehr leise.

»Es ist doch nicht gefährlich für dich, oder?«, fragte sie und ließ erneut den Blick über das Armeelager schweifen. »Hier im Hintergrund, meine ich?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Nein. Sollten die Kampfhandlungen auch nur ansatzhaft in unsere Nähe kommen, ziehen wir sofort um. Aber ich glaube nicht -«

Ich wurde durch die Geräusche eines Pferdes unterbrochen, das sich schnell näherte, und bis der Bote uns erreicht hatte, war ich gemeinsam mit dem Rest des Lagers auf den Beinen. Es war einer von Tryons milchgesichtigen Adjutanten, der vor unterdrückter Aufregung ganz blass war.

»Haltet Euch bereit«, sagte er und hing halb atemlos im Sattel.

»Und was meint Ihr, was wir seit Sonnenaufgang tun?«, fragte Jamie ungeduldig. »Was in Gottes Namen geht hier vor, Mann?«

Offenbar herzlich wenig, aber das war wichtig genug. Ein Priester war von der Seite der Regulatoren herüber gekommen, um mit dem Gouverneur zu sprechen.

»Ein Priester?«, unterbrach Jamie. »Meint Ihr einen Quäker?«

»Nein, Sir«, sagte der Adjutant, verärgert über die Unterbrechung. »Quäker haben keinen Klerus, das weiß doch jeder. Nein, es war ein Priester namens Caldwell, Reverend David Caldwell.«

Tryon hatte sich durch religiöse Verbundenheit nicht beeindrucken lassen und den Appell des Botschafters ungerührt zur Kenntnis genommen. Er könne und wolle nicht mit einem Pöbel verhandeln, und das sei sein letztes Wort. Falls sich die Regulatoren zerstreuten, so verspräche er, alle berechtigten Beschwerden, die ihm auf dem vorschriftsmäßigen Wege vorgelegt würden, wohlwollend zu betrachten. Doch sie müssten sich zerstreuen, und zwar innerhalb einer Stunde.

Zum hundertsten Mal an diesem Morgen spähte ich zu den Weiden hinüber, zwischen denen Roger verschwunden war.

»Eine Stunde«, wiederholte Jamie als Antwort auf die Botschaft des Adjutanten. Er blickte in dieselbe Richtung, zum Fluss hinüber. »Und wie viel Zeit ist davon noch übrig?«

»Vielleicht eine halbe Stunde.« Der Adjutant sah plötzlich viel jünger aus, als er eigentlich war. Er schluckte und setzte seinen Hut auf. »Ich muss gehen, Sir. Achtet auf die Kanonenschüsse, Sir, und viel Glück!«

»Euch auch, Sir.« Jamie berührte zum Abschied den Arm des Adjutanten, dann schlug er seinen Hut auf die Kruppe des Pferdes, so dass es sich in Bewegung setzte.

Als sei das ein Signal gewesen, brach das Lager in hektische Aktivität aus, noch bevor der Adjutant des Gouverneurs zwischen den Bäumen verschwunden war. Waffen, die schon befüllt und geladen waren, wurden

wieder und wieder überprüft, Schnallen geöffnet und neu befestigt, Milizabzeichen poliert, Hüte entstaubt, Kokarden befestigt, Strümpfe hochgezogen und befestigt, gefüllte Wasserflaschen geschüttelt, um sicherzugehen, dass ihr Inhalt in der letzten Viertelstunde nicht verdampft war.

Es war ansteckend. Ich ertappte mich dabei, dass ich noch einmal mit den Fingern über die Glasflaschen in meiner Truhe wanderte und in Gedanken die Namen murmelte, bis sie verschwammen wie die Worte eines Rosenkranzes und ihre Bedeutung in der Intensität der Bitte unterging. *Rosmarin, Atropin*, *Lavendel, Gartenraute...*

Brianna fiel inmitten all dieser Geschäftigkeit durch ihre Reglosigkeit auf. Sie saß auf ihrem Felsen, und das Einzige was sich an ihr regte, waren die vom Wind bewegten Falten ihres Rockes. Ihr Blick war fest auf die ferne Baumlinie geheftet. Ich hörte, dass sie etwas sagte, und drehte mich um.

»Was hast du gesagt?«

»Es steht nicht in den Büchern.« Sie wandte die Augen nicht von den Bäumen ab und hielt die Hände fest in ihrem Schoß verknotet, als könnte sie Roger beschwören, zwischen den Weiden aufzutauchen. Sie hob das Kinn und wies auf das Feld, die Bäume, die Männer ringsum.

»Das hier«, sagte sie. »Es steht nicht in den Geschichtsbüchern. Ich habe über das Massaker von Boston gelesen. Ich habe es dort gesehen, in den Geschichtsbüchern, und ich habe es *hier* gesehen, in den Zeitungen. Aber das hier habe ich nirgendwo gefunden. Ich habe kein einziges Wort über Gouverneur Tryon gelesen oder über North Carolina oder einen Ort namens Alamance. Also wird auch nichts geschehen.« Ihre Worte klangen heftig und beschwörend. »Wenn es hier eine große Schlacht gäbe, hätte irgendjemand *irgendetwas* darüber geschrieben. Das hat aber keiner getan - also wird auch nichts geschehen. Gar nichts!«

»Hoffentlich hast du Recht«, sagte ich, und das Kältegefühl in meinem Rücken taute ein wenig auf. Vielleicht stimmte es ja. Zumindest konnte es keine große Schlacht werden. Wir standen keine vier Jahre vor dem

Ausbruch der Revolution; selbst die kleineren Scharmützel, die diesem Konflikt vorangingen, waren gut dokumentiert.

Das Massaker von Boston hatte sich vor etwas mehr als einem Jahr ereignet - ein Straßenkampf, ein Zusammenstoß zwischen einem Pöbel und einem Zug nervöser Soldaten. Beleidigungsrufe, ein paar Steine waren geflogen. Ein unautorisierter Schuss, eine panische Salve und fünf Tote. Eine der Bostoner Zeitungen hatte nach heftigen redaktionellen Korrekturen darüber berichtet; ich hatte sie in Jocastas Salon gesehen; einer ihrer Freunde hatte ihr ein Exemplar geschickt.

Und zweihundert Jahre später wurde dieser kleine Zwischenfall als Beweis für die wachsende Unzufriedenheit der Kolonisten in den Schulbüchern der Kinder verewigt. Ich sah die Männer an, die ringsum standen und sich kampfbereit machten. Sollte es hier zu einer bedeutenden Schlacht kommen, in der ein Königlicher Gouverneur einen Aufstand niederschlug, der im Grunde eine Rebellion der Steuerzahler war, war das doch wohl eine Erwähnung wert.

Doch das war alles Theorie. Und mir war unangenehm bewusst, dass weder der Krieg noch die Geschichte sich großartig darum scherten, was geschehen *sollte*.

Jamie stand bei Gideon, den er an einen Baum gebunden hatte. Er würde mit seinen Männern zu Fuß in die Schlacht ziehen. Er holte seine Pistolen aus der Satteltasche und steckte die zusätzliche Munition in den Beutel an seinem Gürtel. Er hielt den Kopf gesenkt und konzentrierte sich ganz auf die Einzelheiten seines Tuns.

Ich spürte ein plötzliches, angstvolles Drängen. Ich musste ihn berühren, etwas zu ihm sagen. Ich versuchte, mir einzureden, dass Brianna Recht hatte; dies war gar nichts; wahrscheinlich würde kein einziger Schuss fallen - und doch standen dreitausend Männer an den Ufern des Alamance, und man konnte fast hören, wie ihre Gedanken um nichts als Blutvergießen kreisten.

Ich ließ Brianna auf ihrem Felsen sitzen, wo sie mit brennenden Augen auf den Wald starrte, und eilte zu ihm.

»Jamie«, sagte ich und legte ihm eine Hand auf den Arm.

Es war, als berührte man einen Hochspannungsdraht; Energie durchsummte ihn unter der Isolation seiner Haut, um bei nächster Gelegenheit knisternd und blitzend zu explodieren. Es heißt, dass man einen solchen Draht nicht mehr loslassen kann; das Opfer des Elektroschocks klebt einfach an dem Draht fest, unfähig, sich zu bewegen oder zu retten, während der Strom ihm Hirn und Herz verbrennt,

Er legte seine Hand auf die meine und sah mich an.

»*A nighean donn*«, sagte er und lächelte schwach. »Bist du gekommen, um mir Glück zu wünschen?«

Ich erwiderte das Lächeln, so gut ich konnte, obwohl der Strom mich zischend durchlief und meine Gesichtsmuskeln erstarren ließ.

»Ich konnte dich nicht gehen lassen, ohne... wenigstens etwas zu sagen. ›Viel Glück‹ ist wahrscheinlich nicht schlecht.« Ich zögerte, denn weil ich plötzlich am liebsten viel mehr gesagt hätte, als die Zeit zuließ, blieben mir die Worte in der Kehle stecken. Schließlich sagte ich nur die wichtigen Dinge. »Jamie - ich liebe dich. Sei vorsichtig!«

Er konnte sich nicht an Culloden erinnern, sagte er. Ich fragte mich plötzlich, ob sich dieser Gedächtnisverlust auch auf die Stunden vor der Schlacht erstreckte, in denen er und ich Abschied genommen hatten. Dann sah ich ihm in die Augen und wusste, dass es nicht so war.

»›Viel Glück‹ ist nicht schlecht«, sagte er, und seine Hand verstärkte ihren Druck auf die meine, denn er war ebenso durch den Strom gefesselt, der zwischen uns dahin raste. »›Ich liebe dich‹ ist viel besser.«

Er berührte meine Hand, hob die seine, berührte mein Haar und mein Gesicht und sah mir in die Augen, als wollte er sich einprägen, wie ich in diesem Moment aussah - für den Fall, dass es das letzte Mal war, dass er mich zu Gesicht bekam.

»Mag sein, dass einmal ein Tag kommt, an dem wir beide uns wieder trennen müssen«, sagte er schließlich leise, und seine Finger strichen leicht wie die Berührung eines fallenden Blattes über meine Lippen. Er lächelte schwach. »Aber es wird nicht heute sein.«

Die Töne eines Signalhorns drangen durch die Bäume, von weit her, aber durchdringend wie der Ruf eines Spechtes. Ich drehte mich um. Brianna saß reglos wie eine Statue auf ihrem Felsblock und blickte zum Wald.

64

Signal zum Angriff

Zur Beachtung: Auf dem Marsch wird das Abfeuern von drei Kanonenschüssen das Signal zur Bildung der Kampflinien und von fünf das Signal zum Angriff sein.

- *Schlachtordnung, Wm. Tryon*

Roger entfernte sich gemessenen Schrittes vom Lager der Regulatoren und zwang sich, weder zu laufen noch sich umzusehen. Es wurden zwar ein paar lautstarke Beleidigungen und halbherzige Drohungen in seine Richtung geschleudert, doch als er den Wald betrat, hatte die Menge das Interesse an ihm verloren und sich wieder ihrer lebhaften Kontroverse zugewandt. Es war zwar schon nach zwölf Uhr mittags, und für Mai war es ein heißer Tag, doch sein Hemd war durchgeschwitzt und klebte ihm auf eine Weise am Körper, die besser in den Juli gepasst hätte.

Sobald er außer Sichtweite war, blieb er stehen. Er atmete schnell und fühlte sich ein wenig benommen, und ihm wurde übel von den Nachwirkungen des Adrenalins. Inmitten dieses Kreises feindseliger Gesichter hatte er nicht das Geringste empfunden - nichts. Doch jetzt, wo er heil davon gekommen war, zitterten seine Beinmuskeln, und seine Hände waren schon so lange zu Fäusten geballt, dass sie schmerzten. Er öffnete sie, streckte seine steifen Finger und versuchte, seine Atmung zu verlangsamen.

Vielleicht war es dem nächtlichen Ärmelkanal und den Flugabwehrkanonen ja doch ähnlicher gewesen als er dachte.

Doch er war davongekommen; er würde zu seiner Frau und seinem Sohn heimkehren. Dieser Gedanke versetzte ihm einen seltsamen Stich; tiefe Erleichterung, in die sich - ganz unerwartet - ein noch tieferer Schmerz um seinen Vater mischte, der weniger Glück gehabt hatte.

Ein leichter Luftzug umwehte ihn, und sein willkommener, kühler Atemhauch spielte mit den feuchten Haaren an Rogers Hals. Er hatte Hemd und Rock durchgeschwitzt, und seine feuchte Halsbinde fühlte sich auf einmal so an, als würde sie ihn erwürgen. Er zog seinen Rock aus und zerrte an dem Halsband, das er schließlich mit bebenden Fingern abriss. Dann stand er mit geschlossenen Augen da, ließ das Stück Stoff an seiner Hand baumeln und atmete in tiefen Zügen, bis das Übelkeitsgefühl verging.

Er rief sich sein letztes Bild von Brianna ins Gedächtnis. Sie hatte im Türrahmen gestanden und Jemmy auf dem Arm gehabt. Er sah ihre tränennassen Wimpern und die runden, ernsten Augen des Babys und spürte ein starkes Echo des Gefühls, das er mit Husband in der Blockhütte erlebt hatte; eine Vision der Schönheit, ein unerschütterlicher Glaube an die Freude, der seinen Verstand und seine Seele in Geborgenheit wiegte. Er würde zu ihnen zurückkehren; das war alles, was zählte.

Nach einer Weile öffnete er die Augen, hob seinen Rock auf und setzte sich in Bewegung. Allmählich wurde er körperlich - wenn auch nicht geistig - ruhiger, als er sich jetzt wieder dem Fluss näherte.

Er hatte Husband nicht mitgebracht, doch mehr als er hätte wohl auch Jamie nicht erreichen können. Es war möglich, dass der Pöbel - was auch immer Tryon von ihnen dachte, sie waren keine Armee - in der Tat jetzt zerfallen, sich zerstreuen und heimkehren würde, da sie sich selbst der provisorischen Führung durch Husband beraubt sahen. Er hoffte es.

Vielleicht aber geschah das auch nicht. Vielleicht erhob sich ja ein anderer Mann aus dieser wimmelnden Menge, einer, der in der Lage war, das Kommando zu übernehmen. Dann erinnerte er sich an eine Formulierung, die er in dem Tumult bei der Hütte aufgeschnappt hatte, und ihm kam ein Gedanke.

»Seid Ihr gekommen, um uns andere Bedingungen anzubieten als Caldwell?« Der Mann mit dem schwarzen Bart hatte ihn das gefragt. Und vorher, als er mit Husband gebetet hatte, hatte er die Worte unter dem Hämmern an der Tür kaum mitbekommen: »*Dazu haben wir keine Zeit*!«, hatte jemand gerufen. »*Caldwell ist vom Gouverneur zurück* -« Und dann hatte jemand anders in verzweifeltem Ton hinzugefügt: »*Eine Stunde, Hermon! Er gibt uns eine Stunde, nicht länger*!«

»Mist!«, sagte er laut. David Caldwell, der presbyterianische Priester, der ihn und Brianna getraut hatte. Er musste es sein. Offenbar hatte der Mann Tryon aufgesucht, um ihm die Anliegen der Regulatoren vorzutragen - und war mit einer Warnung zurückgewiesen worden.

»*Eine Stunde, nicht länger*.« Eine Stunde, um sich zu zerstreuen, in Frieden abzuziehen? Oder eine Stunde, um auf irgendein Ultimatum zu reagieren.

Er blickte nach oben; die Sonne stand über ihm, es war kurz nach Mittag. Er zog seinen Rock an und steckte die abgelegte Halsbinde zu der unbenutzten Friedensfahne in die Tasche. Was auch immer sie bedeutete, diese Stunde des Aufschubs, es war eindeutig Zeit zu gehen.

Der Tag war hell und heiß, die Gerüche nach Gras und Laub waren mit dem durchdringenden Aroma aufsteigender Säfte versetzt. Doch seine Eile und seine Erinnerung an die Regulatoren, die wie ein Hornissenschwarm gesummt hatten, ließen jetzt nicht zu, dass er sich an der Schönheit der Natur erfreute. Dennoch trug er immer noch einen Rest jenes Friedens in sich, als er jetzt zum Fluss eilte; ein schwaches Echo dessen, was er in der Hütte empfunden hatte.

Dieses merkwürdige Ehrfurchtsgefühl war nicht von ihm gewichen; er trug es verborgen, aber fassbar wie einen glatten Stein in seiner Tasche bei sich. Er dachte darüber nach, während er weiterlief, ohne sich groß an den Brombeerranken und Büschen zu stören, die ihm den Weg versperrten.

Wie seltsam, dachte er. Es war überhaupt nichts *geschehen*, und eigentlich hatte sich die ganze Erfahrung ganz alltäglich angefühlt - sie hatte nichts Gespenstisches oder Übernatürliches an sich gehabt. Und doch, jetzt, da er die Welt in diesem besonderen, klaren Licht gesehen

hatte, konnte er es nicht vergessen. Konnte er es Brianna erklären?, fragte er sich.

Ein tief hängender Ast streifte sein Gesicht, und als er die Hand ausstreckte, um ihn beiseite zu schieben, spürte er ein schwaches Gefühl der Überraschung über den kühlen, grünen Glanz der Blätter, über ihre feinen Kanten, die wie Messer gezackt und doch leicht wie Papier waren. Ein schwaches, aber erkennbares Echo dessen, was er gesehen hatte, jener durchdringenden Schönheit. Sah Claire das?, fragte er sich plötzlich. Sah sie die Spur der Schönheit in den Körpern unter ihren Händen? War das vielleicht die Art, wie - und der Grund, warum - sie heilte?

Husband hatte es auch gesehen, das wusste er; er hatte die gleiche Wahrnehmung gehabt. Und war dadurch in seinen Quäkerprinzipien bekräftigt worden und hatte das Feld verlassen, da er sich weder im Stande sah, sich an der Gewalt zu beteiligen noch ihr Einhalt zu gebieten.

Und was war mit seinen eigenen Prinzipien? Sie waren mehr oder minder unverändert; er hatte ja vorher schon nicht vorgehabt, jemanden zu erschießen, und konnte es jetzt noch weniger.

Die Gerüche des Frühlings hingen nach wie vor in der Luft, und ein kleiner, blauer Schmetterling schwebte sorglos an seinem Knie vorbei. Es war ein schöner Frühlingstag, doch jede Illusion der Ruhe war verschwunden. Der Geruch nach Schweiß und Schmutz, Angst und Wut, der im Lager in der Luft gehangen zu haben schien, klebte in seinen Nasenlöchern und vermischte sich mit den reineren Gerüchen von Trilliumkraut und Wasser.

Was war mit Jamie Frasers Prinzipien?, fragte er sich, während er sich anschickte, das Weidendickicht zu umrunden, welches die Furt markierte. Er fragte sich oft, was Frasers Triebfeder war - sowohl, weil er den Mann gern mochte, als auch, weil seine kühlere Historikerneugier ihn dazu anstiftete. Roger hatte seine Entscheidung getroffen, was diesen Konflikt betraf - oder sie war für ihn getroffen worden. Er konnte nicht guten Gewissens die Absicht hegen, jemandem Schaden zuzufügen, selbst wenn er davon ausging, dass er nötigenfalls sein Leben verteidigen konnte. Doch Jamie?

Er war sich ziemlich sicher, dass Jamies Sympathien bei den Regulatoren lagen. Er hielt es auch nicht für unwahrscheinlich, dass sein Schwiegervater keine persönliche Loyalität gegenüber der Krone empfand; ob er nun einen Eid geschworen hatte oder nicht, es war doch wohl nicht möglich, dass jemand Culloden und die Folgen überlebt und mit dem Gefühl daraus hervorgegangen war, dem König Treue schuldig zu sein, geschweige denn etwas noch Substantielleres. Nein, nicht der Krone, aber vielleicht William Tryon?

Auch ihm gegenüber hegte er keine persönliche Loyalität - doch es stand fest, dass er sich ihm verpflichtet fühlte. Tryon hatte Jamie Fraser gerufen, und dieser war gekommen. Unter den gegebenen Bedingungen war ihm kaum etwas anderes übriggeblieben. Doch nun, da er gekommen war - würde er auch kämpfen?

Was konnte er sonst tun? Er musste seine Männer führen, und wenn es zur Schlacht kam - Roger blickte hinter sich, als könnte die Wut, die über dem Lager der Regulatoren hing, von hier aus als Wolke sichtbar sein, die sich dunkel über den Wipfeln erhob -, ja, er würde kämpfen müssen, ganz gleich, was er persönlich über die ganze Sache dachte.

Roger versuchte, sich vorzustellen, wie er eine Muskete auf einen Mann richtete, mit dem er keinen Streit hatte, und abzog. Oder schlimmer noch, wie er mit dem Schwert in der Hand einen Nachbarn niederritt. Wie er Kenny Lindsay den Schädel spaltete, zum Beispiel? Seine Vorstellungskraft ließ ihn im Stich. Kein Wunder, dass Jamie versucht hatte, den Konflikt mit Husbands Hilfe zu beenden, bevor er begann!

Doch Claire hatte ihm einmal erzählt, dass Jamie als junger Mann in Frankreich als Söldner gekämpft hatte. Er *hatte* wahrscheinlich Männer umgebracht, mit denen er keinen Streit hatte. Wie...

Er schob sich zwischen den Weiden hindurch und hörte ihre Stimmen, bevor er sie sah. Eine Gruppe von Frauen, die zum Tross des Lagers gehörten, war am Ufer beschäftigt. Einige hockten mit nackten Beinen in den Untiefen und wuschen Wäsche, andere trugen die nasse Wäsche die Böschung hinauf, um sie an den Bäumen und Büschen aufzuhängen. Sein

Blick wanderte beiläufig von einer zur anderen, dann fuhr er mit einem Ruck zurück, weil ihm ins Auge fiel... was? Was war es?

Da. Er konnte gar nicht sagen, warum er sie überhaupt bemerkt hatte - sie hatte nichts Auffälliges an sich. Und doch stach sie aus der Gruppe der anderen Frauen heraus, als hätte jemand ihre Umrisse mit schwarzer Tinte nachgezeichnet, um sie vom Hintergrund des Flusses und der knospenden Blätter abzuheben.

»Morag«, flüsterte er, und sein Herz machte plötzlich einen kleinen Freudensprung. Sie lebte noch.

Er hatte den Weidenvorhang schon halb durchquert, als er auf die Idee kam, sich zu fragen, was er hier eigentlich machte, und warum überhaupt. Doch da war es schon zu spät; er befand sich schon am Ufer und ging offen auf sie zu.

Mehrere der Frauen sahen ihn an; einige erstarrten voll Wachsamkeit. Doch er war nur ein einzelner Mann, der noch dazu unbewaffnet war. Die Frauen am Fluss zählten über zwanzig, und ihre Männer waren in der Nähe. Sie sahen ihm neugierig zu, als er durch den flachen Fluss plätscherte, machten aber keinen alarmierten Eindruck.

Sie stand stocksteif da, knietief im Wasser, die Röcke gerafft, und beobachtete, wie er auf sie zukam. Sie erkannte ihn, das konnte er sehen, doch sie grüßte ihn nicht.

Die anderen Frauen wichen argwöhnisch ein Stück zurück. Libellen sausten um Morag herum, ein paar braune Haarsträhnen lugten unter ihrer Haube hervor, und sie hielt ein nasses Kittelchen vergessen in der Hand. Er trat aus dem Wasser und stellte sich nass bis zu den Knien vor sie hin.

»Mrs. MacKenzie«, sagte er leise. »Was für ein Zufall.«

Ein kleines Lächeln umspielte ihren Mundwinkel. Ihre Augen waren braun; das war ihm zuvor nicht aufgefallen.

»Mr. MacKenzie«, sagte sie und nickte. Sein Verstand arbeitete auf Hochtouren, und er überlegte, was er tun sollte. Er musste sie warnen, doch wie? Nicht vor all den anderen Frauen.

Ein paar Sekunden stand er hilflos und befangen da, ohne zu wissen, was er tun sollte, dann kam ihm eine Idee. Er bückte sich und ergriff eine Ladung der triefenden Wäsche, die im Wasser ihre Beine umwirbelte. Damit drehte er sich um und kletterte die Böschung hinauf. Morag folgte ihm in plötzlicher Hast.

»Was macht Ihr da?«, wollte sie wissen. »Halt, kommt mit meinen Kleidern zurück!«

Er trug den feuchten Kleiderballen ein kleines Stück in den Wald, dann ließ er ihn lässig auf einen Busch fallen. Da er wusste, wie mühsam das Waschen war, achtete er darauf, die Kleidungsstücke nicht durch den Schmutz zu schleifen. Morag folgte ihm auf dem Fuße, das Gesicht rot vor Entrüstung.

»Was glaubt Ihr denn, was Ihr da macht, Ihr gemeiner Dieb?«, fragte sie hitzig. »Gebt das zurück!«

»Ich wollte sie nicht stehlen«, versicherte ihr Roger. »Ich wollte nur kurz allein mit Euch sprechen.«

»Oh, aye?« Sie warf ihm einen argwöhnischen Blick zu. »Worüber denn?«

Er lächelte sie an; er sah, dass sie nach wie vor dünn war, doch ihre Arme waren braun, und ihr schmales Gesicht hatte eine gesunde Farbe - sie war sauber und hatte das blasse, kränkliche Aussehen verloren, das sie an Bord der Gloriana gehabt hatte.

»Ich wollte Euch fragen, ob es Euch gut geht«, sagte er leise. »Und Eurem Kind - Jemmy?« Es versetzte ihm einen seltsamen Schauder, diesen Namen laut auszusprechen, und für den Bruchteil einer Sekunde sah er das Bild Briannas in der Tür vor sich, ihren Sohn im Arm; es überlagerte seine Erinnerung an Morag, die im Zwielicht des Frachtraums ihr Baby im Arm hielt, bereit zu töten oder zu sterben, um es zu behalten.

»Oh«, sagte sie, und ihr Argwohn ließ ein wenig nach und wich dem widerstrebenden Eingeständnis, dass er das Recht hatte, diese Frage zu stellen. »Es geht uns gut... beiden. Und meinem Mann auch«, fügte sie viel sagend hinzu.

»Es freut mich, das zu hören«, versicherte er ihr. »Es freut mich sehr.« Er suchte befangen nach Worten. »Ich - habe dann und wann an Euch gedacht... mich gefragt, ob - ob alles in Ordnung ist. Als ich Euch jetzt gesehen habe... nun, ich dachte, ich erkundige mich, das ist alles.«

»Oh, aye. Aye, ich verstehe. Nun, ich danke Euch wirklich, Mr. MacKenzie.« Bei diesen Worten blickte sie zu ihm auf und sah ihn mit ihren ernsten, braunen Augen direkt an. »Ich weiß, was Ihr für uns getan habt. Ich werde es nicht vergessen; ich schließe Euch jeden Abend in meine Gebete ein.«

»Oh.« Roger fühlte sich, als hätte ihn ein weiches Gewicht vor die Brust getroffen. »Äh... danke.« Er hatte sich dann und wann gefragt, ob sie wohl je an ihn dachte. Erinnerte sie sich an den Kuss, den er ihr gegeben hatte, als er in dem Funken ihrer Wärme nach einem Schild gegen die Einsamkeit suchte? Er räusperte sich, und bei der Erinnerung daran wurde er rot.

»Ihr - lebt in der Nähe?«

Sie schüttelte den Kopf, und irgendein Gedanke, eine Erinnerung verhärtete ihren Mund.

»Wir haben hier gelebt, aber jetzt - nun, das spielt keine Rolle.« Plötzlich sehr sachlich, wandte sie sich ab und begann, ihre nassen Kleider von dem Busch einzusammeln. Sie schüttelte jedes Stück aus, bevor sie es zusammenfaltete. »Ich danke Euch für Euer Interesse, Mr. MacKenzie.«

Damit war er eindeutig entlassen. Er wischte sich die Hände an seiner Hose ab und trat von einem Fuß auf den anderen, denn er wollte nicht gehen. Er musste es ihr sagen - doch jetzt, da er sie wiedergefunden hatte, widerstrebte es ihm seltsam, sie einfach nur zu warnen und zu gehen; er war voller Neugier - voll Neugier und einem seltsamen Gefühl der Verbundenheit.

Vielleicht war es ja auch gar nicht so seltsam; diese kleine, braunhaarige Frau war seine Verwandte, gehörte zu seiner Familie - die einzige Blutsverwandte, der er nach dem Tod seiner Eltern je begegnet war. Zugleich jedoch war ihm klar, dass es *ausgesprochen* seltsam war, doch da

streckte sich seine Hand schon aus und legte sich um ihren Arm. Sie war schließlich seine Ur-Urgroßmutter.

Sie erstarrte und versuchte, sich ihm zu entwinden, doch er hielt sie am Unterarm fest. Ihre Haut war kalt vom Wasser, doch unter seinen Fingern spürte er ihren Puls.

»Wartet«, sagte er. »Bitte. Nur einen Moment. Ich - ich muss Euch... etwas sagen.«

»Nein, das müsst Ihr nicht. Es wäre mir lieber, wenn Ihr es nicht tut.« Sie zog fester, und ihre Hand glitt durch die seine und war frei.

»Euer Mann? Wo ist er?« Etwas spät begann sein Hirn zu arbeiten. Wenn sie nicht in der Nähe wohnte, dann war sie das, was er zuerst gedacht hatte, als er die Frauen sah - sie gehörte zum Tross. Sie war keine Hure, darauf hätte er sein Leben verwettet; also war sie ihrem Mann gefolgt, was bedeutete...

»Er ist ganz in der Nähe!« Sie trat einen Schritt zurück und beäugte den Abstand zwischen ihr und ihrer restlichen Wäsche. Roger stand zwischen ihr und dem Busch; sie musste dicht an ihm vorbei, um ihre Unterröcke und Strümpfe an sich zu bringen.

Da er plötzlich begriff, dass sie sich wohl vor ihm fürchtete, drehte er sich hastig um und ergriff wahllos ein paar von ihren Sachen.

»Es tut mir Leid. Eure Wäsche... hier.« Er hielt ihr die Teile entgegen, und sie griff automatisch danach. Etwas fiel zu Boden - ein Babykittelchen -, und sie bückten sich beide, um danach zu greifen, und stießen sich krachend die Köpfe.

»Oh! Oh! Himmel Herrgott!« Morag hielt sich mit der einen Hand den Kopf, mit der anderen drückte sie die nassen Kleidungsstücke an ihre Brust.

»Himmel, habt Ihr Euch verletzt? Morag - Mrs. MacKenzie - seid Ihr verletzt? Es tut mir so Leid!« Roger berührte ihre Schulter und blinzelte sie an, wobei seine Augen vor Schmerzen tränten. Er bückte sich, um das winzige Kleidungsstück aufzuheben, das zwischen sie gefallen war, und versuchte vergeblich, die Schmutzstreifen von dem nassen Stoff

abzuwischen. Sie blinzelte ihn mit ähnlich tränenden Augen an und lachte über sein bestürztes Gesicht.

Der Zusammenstoß hatte irgendwie die Spannung zwischen ihnen gelöst; sie trat zurück, schien sich jetzt aber nicht mehr bedroht zu fühlen.

»Nein, es ist nichts passiert.« Sie zog die Nase hoch und wischte sich über die Augen, dann berührte sie vorsichtig die Stelle an ihrer Stirn. »Mama hat immer gesagt, ich hätte einen Dickschädel. Habt Ihr Euch denn weh getan?«

»Nein, es geht.« Roger fasste sich ebenfalls an die Stirn, und in ihm regte sich das prickelnde Bewusstsein, dass der runde Stirnknochen in dem Gesicht vor seinen Augen ein Spiegelbild des seinen war. Ihrer war zwar kleiner und leichter - aber er sah genauso aus.

»Ich habe auch einen Dickschädel.« Er grinste sie an und empfand eine geradezu lächerliche Freude. »Das liegt bei uns in der Familie.«

Er reichte ihr vorsichtig das schlammbefleckte Hemd.

»Es tut mir wirklich Leid«, sagte er erneut entschuldigend - und zwar nicht nur wegen der ruinierten Wäsche. »Euer Mann. Ich habe nach ihm gefragt, weil - gehört er etwa zu den Regulatoren?«

Sie sah ihn neugierig an und zog eine Augenbraue hoch.

»Natürlich. Gehört Ihr denn etwa nicht dazu?«

Natürlich. Was denn sonst, hier auf dieser Seite des Alamance? Jenseits des Flusses waren Tryons Truppen in perfekter Militärordnung auf dem Feld aufmarschiert; hier drüben schwärmten die Regulatoren wie die Bienen durcheinander, ohne Anführer oder Ziel, eine wütende Masse kurz vor dem Gewaltausbruch.

»Nein«, sagte er. »Ich bin mit der Miliz hier.« Er wies mit einer Geste auf einen dunklen Fleck weit jenseits des Flusses, wo der Rauch von Tryons Lagerfeuern hing. Argwohn regte sich erneut in ihrem Blick, jedoch keine Angst; er war nur ein Mann, allein.

»Das ist es, was ich Euch sagen wollte«, sagte er. »Ich wollte Euch und Euren Mann warnen. Diesmal meint der Gouverneur es ernst; er hat

organisierte Truppen und Kanonen dabei. Haufenweise Truppen, alle bewaffnet.« Er beugte sich zu ihr hinüber und hielt ihr die restlichen, nassen Strümpfe hin. Sie streckte eine Hand aus, um sie ihm abzunehmen, doch ihr Blick haftete wartend auf ihm.

»Er ist fest entschlossen, diese Rebellion mit allen Mitteln niederzuschlagen. Er hat den Befehl zum Töten gegeben, falls es Widerstand gibt. Versteht Ihr mich? Ihr müsst es Eurem Mann sagen, ihn zum Gehen bewegen, bevor - bevor etwas geschieht.«

Sie erbleichte, und ihre Hand fuhr automatisch an ihren Bauch. Die Feuchtigkeit der nassen Kleider war durch ihr Musselinkleid gedrungen, und er sah die kleine Rundung, die dort verborgen gewesen war, fest und glatt wie eine Melone unter dem nassen Stoff. Er spürte, wie ihre Angst auch ihn wie ein Blitz durchfuhr, so als hätten die nassen Strümpfe in ihrer Hand elektrischen Strom geleitet.

»*Wir haben hier gelebt, aber jetzt...*«, hatte sie gesagt, als er danach gefragt hatte. Möglich, dass sie gemeint hatte, dass sie umgezogen waren, doch... in ihrer Wäsche befanden sich Babykleider; ihr Sohn war mit ihr hier. Ihr Mann hielt sich irgendwo in dieser brodelnden Menschenmasse auf.

Ein allein stehender Mann mochte im Suff oder aus Langeweile zu seinem Gewehr greifen und sich einem Pöbel anschließen; ein verheirateter Mann mit einem Kind würde das niemals tun. Ein solcher Schritt zeugte von ernsthafter Unzufriedenheit oder ernsthaften Schwierigkeiten. Und die Tatsache, dass er Frau und Kind mit in den Krieg genommen hatte, legte nahe, dass er keinen sicheren Ort hatte, an dem er sie lassen konnte.

Roger hielt es für wahrscheinlich, dass Morag und ihr Mann gegenwärtig gar keinen Wohnsitz hatten, und er konnte ihre Angst gut verstehen. Falls ihr Mann verstümmelt wurde oder umkam, wie sollte sie dann für Jemmy sorgen und für das neue Baby, das unter ihrem Rock heranwuchs? Sie hatte hier niemanden, keine Familie, an die sie sich wenden konnte.

Nur, dass sie doch jemanden hatte und es nur nicht wusste. Er packte sie fest an der Hand und zog sie an sich, überwältigt von dem Bedürfnis, sie und ihre Kinder irgendwie zu beschützen. Er hatte sie schon einmal gerettet; er konnte es wieder tun.

»Morag«, sagte er. »Hört mir zu. Falls irgendetwas geschieht - ganz gleich, was -, kommt zu mir. Wenn Ihr irgendetwas braucht, werde ich mich um Euch kümmern.«

Sie versuchte nicht, sich ihm zu entziehen. Stattdessen sahen ihm ihre braunen, ernsten Augen suchend ins Gesicht, und ihre geschwungene Stirn war leicht gerunzelt. Er hatte das unwiderstehliche Bedürfnis, sie zu berühren, ein körperliches Band zwischen ihnen zu knüpfen - diesmal um ihretgenauso wie um seinetwillen. Er beugte sich vor und küsste sie ganz sanft.

Dann öffnete er die Augen und hob den Kopf - und sah sich über ihre Schulter hinweg dem ungläubigen Gesicht seines Ur-Urgroßvaters gegenüber.

»Hände weg von meiner Frau.« William Buccleigh MacKenzie trat laut raschelnd mit unheilvoller Miene aus dem Gebüsch. Er war ein hoch gewachsener Mann, fast so groß wie Roger, und hatte kräftige Schultern. Auf weitere Details seiner Person schien es angesichts der Tatsache, dass er zudem noch ein Messer hatte, jetzt nicht anzukommen. Es steckte zwar noch in der Scheide an seinem Gürtel, doch seine Hand ruhte bedeutungsvoll auf seinem Heft.

Roger unterdrückte seinen ersten Impuls, nämlich zu sagen: »Es ist nicht, was Ihr denkt.« Natürlich war es das nicht, aber er hatte auch keine andere, plausible Erklärung.

»Ich hatte nichts Anrüchiges im Sinn«, sagte er statt dessen und richtete sich vorsichtig auf. Er hatte das Gefühl, dass es unklug sein würde, irgendwelche schnellen Bewegungen zu machen. »Ich bitte um Verzeihung.«

»Ach nein? Was zum Teufel hattet Ihr denn dann vor?« MacKenzie legte seiner Frau besitzergreifend die Hand auf die Schulter und blickte Roger finster an. Sie zuckte zusammen; die Finger ihres Mannes gruben sich in ihre Haut. Roger hätte die Hand gern beiseite geschlagen, doch das hätte ihn wahrscheinlich nur in noch größere Schwierigkeiten gebracht.

»Ich bin Eurer Frau - und Euch -«, fügte er hinzu, »vor ein oder zwei Jahren an Bord der Gloriana begegnet. Als ich sie hier erkannte, wollte ich mich nach dem Wohlergehen Eurer Familie erkundigen. Das ist alles.«

»Er hat es nicht böse gemeint, William.« Morag berührte die Hand ihres Mannes, und er lockerte seinen schmerzhaften Griff. »Was er sagt, stimmt. Erkennst du ihn denn nicht? Er war es, der Jemmy und mich in unserem Versteck im Frachtraum gefunden hat - er hat uns Essen und Wasser gebracht.«

»Ihr habt mich selbst darum gebeten, für sie zu sorgen«, sagte Roger betont. »Während des Kampfes in der Nacht, als die Matrosen die Kranken ins Meer geworfen haben.«

»Oh, aye?« MacKenzies Gesichtszüge entspannten sich ein wenig. »Ihr wart das also? Ich habe im Dunkeln Euer Gesicht nicht gesehen.«

»Ich das Eure auch nicht.« Jetzt dagegen konnte er es deutlich sehen, und trotz der peinlichen Umstände konnte er es sich nicht verkneifen, es interessiert zu betrachten.

Dies war also der - nicht anerkannte - Sohn Dougal MacKenzies, des ehemaligen Kriegshäuptlings der MacKenzies von Leoch. Dem Aussehen nach ja. Sein Gesicht war eine gröbere, kantigere, hellere Version des Familiengesichtes, doch bei sorgsamem Hinsehen war es Roger ein Leichtes, die breiten Wangenknochen und die hohe Stirn auszumachen, die Jamie Fraser vom Clan seiner Mutter geerbt hatte. Das, und die familientypische Körpergröße; MacKenzie war über einsachtzig groß und konnte Roger fast auf gleicher Höhe ins Auge blicken.

Der Mann wandte sich ein Stück ab, weil er ein Geräusch im Unterholz hörte, und die Sonne erleuchtete seine Augen mit einem hellen, moosgrünen Blitz. Roger hatte unvermittelt das Bedürfnis, seine eigenen

Augen zu schließen, damit MacKenzie ihn nicht genauso schlagartig erkannte.

Doch MacKenzie hatte andere Sorgen. Zwei Männer, schmutzig vom langen Kampieren, kamen mit argwöhnischen Mienen aus dem Gebüsch. Einer hatte eine Muskete in der Hand; der andere trug als einzige Waffe einen großen Knüppel aus einem abgebrochenen Ast.

»Wer ist das denn, Buck?«, fragte der Mann mit dem Schießeisen und betrachtete Roger misstrauisch.

»Genau das will ich auch gerade herausfinden.« Seine Härte, die vorübergehend nachgelassen hatte, war wieder da, und MacKenzies Gesicht trug einen Ausdruck grimmiger Entschlossenheit. Er drehte seine Frau von sich weg und versetzte ihr einen kleinen Schubs. »Geh wieder zu den anderen Frauen, Morag. Ich kümmere mich um diesen Kerl.«

»Aber William -« Morag ließ den Blick bestürzt von Roger zu ihrem Mann wandern. »Er hat doch nichts getan -«

»Oh, du glaubst also, es ist nichts, wenn sich ein Mann in aller Öffentlichkeit an dich heranmacht wie ein gemeiner Verführer?« William sah sie finster an, und sie wurde plötzlich feuerrot, wohl, weil sie sich an den Kuss erinnerte, doch sie ließ nicht locker.

»Ich - nein, ich meine - das heißt - er ist gut zu uns gewesen, wir sollten nicht -«

»Fort mit dir, habe ich gesagt!«

Sie öffnete den Mund, als wollte sie protestieren und zuckte dann zusammen, als William mit geballter Faust eine überraschende Bewegung in ihre Richtung machte. Ohne auch nur eine Sekunde lang darüber nachzudenken, holte Roger aus der Hüfte aus, und seine Faust traf MacKenzies Kinn mit einem Knacken, das seinen Arm bis zum Ellbogen erschütterte.

William verlor das Gleichgewicht und fiel stolpernd auf das Knie, während er den Kopf schüttelte wie ein niedergeknüppelter Ochse. Morags erschrockenes Aufkeuchen wurde von den erschrockenen Ausrufen der anderen Männer übertönt. Bevor er sich zu ihnen umdrehen konnte, hörte

Roger hinter sich ein Geräusch - eigentlich war es leise, doch laut genug, um ihm das Blut gefrieren zu lassen; das leise, kalte Klicken eines Hammers, der gespannt wurde.

Es ertönte ein kurzes *Pst*!, als sich das Pulver entzündete, dann ein *Phfuum!,* und die Muskete ging mit einem lauten Knall und einer schwarzen Qualmwolke los. Alle fuhren bei dem Geräusch zusammen und stolperten herum, und Roger fand sich unvermittelt in einen konfusen Ringkampf mit einem der anderen Männer verwickelt; sie husteten beide und waren halb taub. Als er seinen Angreifer wegschubste, fiel sein Blick auf Morag, die im Laub kniete und ihrem Mann mit einem feuchten Wäschestück das Gesicht betupfte. William schob sie grob beiseite, rappelte sich hoch und hielt auf Roger zu. Seine Augen quollen vor, und sein Gesicht war vor Wut rot gefleckt.

Roger machte auf dem Absatz kehrt, rutschte im Laub aus, schüttelte den Griff des Mannes mit der Muskete ab und rannte auf den Schutz der Büsche zu. Dann umfing ihn das Dickicht, und ringsum zersplitterten Zweige und kleine Äste, die ihm Gesicht und Arme zerkratzten, während er sich seinen Weg bahnte. Er hörte, wie es direkt hinter ihm krachte und jemand keuchend atmete, und eine Hand legte sich mit eisernem Griff um seine Schulter.

Er ergriff die Hand und ruckte so fest daran, dass er Gelenke und Knochen knacken hörte. Der Besitzer der Hand fuhr mit einem Aufschrei zurück, und Roger stürzte sich kopfüber in eine Lücke zwischen den Büschen.

Er traf mit der Schulter auf dem Boden auf, kugelte halb zusammengerollt über den Boden, brach durch einen kleinen Busch und purzelte eine steile Lehmböschung hinunter, an deren Fuß er klatschend im Wasser landete.

Während er nach einem Halt für seine Füße suchte, tauchte er hustend unter und kam dann stehend zum Vorschein. Als er sich Haare und Wasser aus den Augen schüttelte, sah er William MacKenzie über sich auf der Böschung hocken. Als MacKenzie sah, dass er seinem Feind gegenüber im Vorteil war, stürzte er sich johlend auf ihn.

Etwas, das sich anfühlte wie eine Kanonenkugel, donnerte Roger vor die Brust, und er fiel mit einem enormen Klatschen ins Wasser zurück. In der Ferne hörte er Frauenschreie. Er konnte weder atmen noch etwas sehen, sondern kämpfte mit einem sich windenden Durcheinander aus Kleidern und Gliedmaßen und aufgewühltem Schlamm, während seine Füße vergeblich nach Halt suchten und seine Lungen fast explodierten.

Sein Kopf durchbrach die Oberfläche. Sein Mund öffnete und schloss sich wie der eines Fisches, um Luft zu schlucken, und er hörte seine eigenen, heftigen Atemgeräusche - und MacKenzies Keuchen. MacKenzie ließ strampelnd von ihm ab und blieb einen Meter weiter aufrecht stehen. Das Wasser lief ihm aus den Kleidern, und er keuchte wie eine Dampfmaschine. Roger beugte sich heftig atmend vor und stützte sich mit den Händen auf seine Oberschenkel, während seine Arme vor Anstrengung zitterten. Er schnappte ein letztes Mal nach Luft, dann richtete er sich auf und strich das feuchte Haar beiseite, das in seinem Gesicht klebte.

»Hört mir zu«, begann er keuchend, »ich -«

Weiter kam er nicht, denn MacKenzie, der ebenfalls immer noch schwer atmete, kam durch das hüfttiefe Wasser auf ihn zu. Das Gesicht des Mannes trug einen seltsamen, begierigen Blick, und seine moosgrünen Augen leuchteten.

Etwas verspätet fiel Roger noch etwas anderes ein. Der Mann war Dougal MacKenzies Sohn. Doch er war auch der Sohn der Hexe Geillis Duncan.

Irgendwo jenseits der Weiden erscholl ein tiefes Donnern, und die erschrockenen Vögel erhoben sich in kreischenden Scharen von den Bäumen. Die Schlacht hatte begonnen.

65

Alamance

Daraufhin entsandte der Gouverneur Hauptmann Malcolm, einen seiner Feldadjutanten, und den Sheriff von Orange mit seinem Brief, in dem er die Rebellen aufforderte, ihre Waffen niederzulegen, ihre gesetzlosen Rädelsführer auszuliefern etc. Gegen halb elf kehrten Hauptm. Malcolm und der Sheriff zurück und gaben an, der Sheriff habe den Brief vier verschiedene Male vor verschiedenen Divisionen der Rebellen vorgelesen, welche die angebotenen Bedingungen verächtlich ablehnten und sagten, sie bräuchten keine Bedenkzeit, und mit rebellischem Gebrüll zur Schlacht aufriefen.

»Tagebuch der Expedition gegen die Aufrührer«, Wm. Tryon

»Haltet die Augen nach MacKenzie offen.« Jamie tippte Geordie Chisholm an die Schulter, und Geordie wandte den Kopf und gab ihm mit leichtem Kopfnicken zu verstehen, dass er begriff.

Sie wussten alle Bescheid. Sie waren brave Kerle, sie würden aufpassen. Sie würden ihn bestimmt auf seinem Rückweg finden.

Das sagte er sich jetzt schon zum dutzendsten Mal, doch die beruhigenden Worte klangen noch genauso hohl wie zuvor. Himmel, was war dem Mann nur zugestoßen?

Er schob das Unterholz brutal zur Seite, als sei es sein persönlicher Feind, und setzte sich an die Spitze seiner Männer. Wenn sie Acht gaben, würden sie MacKenzie so rechtzeitig sehen, dass sie nicht aus Versehen auf ihn schossen. Das sagte er sich zumindest, obwohl er sehr gut wusste, dass man, wenn man sich von Feinden umringt sah, in der Hitze des

Gefechtes auf alles feuerte, was sich bewegte, und man nur selten Zeit hatte, dem Mann, der aus dem Rauch auf einen zukam, prüfend ins Gesicht zu sehen.

Nicht, dass es eine große Rolle spielen würde, wer MacKenzie umlegte, wenn es dazu kam. Brianna und Claire würden ihn für den Tod des Mannes verantwortlich machen, und das mit Recht.

Dann blieb ihm zu seiner Erleichterung keine Zeit mehr zum Nachdenken. Sie brachen ins Freie hervor, und die Männer verteilten sich und rannten gebückt zu dritt und zu viert im Zickzack durch das Gras, wie er es ihnen beigebracht hatte, mit einem erfahrenen Soldaten pro Gruppe. Irgendwo hinter ihm erscholl der erste Kanonenschlag wie Donner aus einem sonnigen Himmel.

In dieser Sekunde entdeckte er die ersten Regulatoren, eine Gruppe von Männern, die von rechts über das offene Feld gelaufen kamen. Sie hatten seine Männer noch nicht gesehen.

Bevor es dazu kam, brüllte er »Casteal an DUIN!« und lief auf sie zu, die Muskete als Signal für die Männer hinter ihm hoch erhoben. Brüllende und kreischende Stimmen zerschnitten die Luft, und die erschrockenen, überrumpelten Regulatoren kamen stolpernd und ungeregelt zum Stehen. Beim Herumhantieren mit ihren Waffen kamen sie sich gegenseitig in die Quere.

»*Thugham*! *Thugham*! Zu mir, zu mir! Nah genug, es war nah genug. Er ließ sich auf ein Knie sinken, beugte sich über die Muskete, legte sie an und feuerte knapp über die Köpfe des Männergewimmels hinweg.

Hinter sich hörte er seine Männer grunzend Feuerposition einnehmen. Feuerstein klickte, dann erscholl der ohrenbetäubende Lärm der Salve.

Einzelne Regulatoren knieten sich hin, um das Feuer zu erwidern. Der Rest ergriff die Flucht und lief auf die Deckung eines sanft ansteigenden, grasigen Abhangs zu.

»*A draigha*! Nach links! Schneidet ihnen den Weg ab!« Zwar hörte er sich diese Worte bellen, doch es geschah unbewusst, während er bereits selbst in diese Richtung rannte.

Die kleine Regulatorengruppe teilte sich; ein paar hielten auf den Fluss zu, die anderen galoppierten dicht gedrängt wie Schafe auf den Schutz der Anhöhe zu.

Sie schafften es und verschwanden um die Wölbung des Hügels, und Jamie rief mit einem durchdringenden Pfiff, der laut genug war, den zunehmenden Kanonendonner zu übertönen, seine Truppen zurück. Er konnte jetzt Gewehrfeuer hören, Musketengeknatter zu ihrer Linken. Er scherte in diese Richtung aus und baute darauf, dass sie ihm folgen würden.

Ein Fehler; hier war der Boden sumpfig und voll wässriger Löcher und zähem Schlamm. Er rief erneut und wies mit einer Handbewegung wieder auf die Anhöhe. Dorthin konnten sie sich zurückziehen; sollte der Feind doch durch den Sumpf auf sie zukommen, wenn er wollte.

Weiter oben war der Boden mit dichtem Gebüsch bewachsen, doch wenigstens war er trocken. Er winkte mit gespreizten Fingern und signalisierte so seinen Männern, dass sie sich verteilen und Deckung suchen sollten.

Das Blut pumpte durch seine Adern, und seine Haut prickelte und kitzelte. Eine grauweiße Rauchwolke, die scharf nach Schießpulver roch, trieb dicht bei ihnen zwischen den Bäumen hindurch. Das Donnern der Artillerie erscholl jetzt regelmäßig wie das ferne Pulsieren eines riesigen, langsamen Herzens - die Bemannung der Kanonen hatte ihren Rhythmus gefunden.

Er bewegte sich langsam weiter nach Westen und ging dabei sehr achtsam vor. Das Unterholz bestand hier zum Großteil aus Sumach und Judasbäumen, unterbrochen von hüfthohen Brombeerranken und Gruppen von Kiefern, die etwas höher waren als er selbst. Er konnte nicht weit sehen, doch er würde jeden Ankömmling hören, bevor er ihn sah - oder gesehen wurde.

Von seinen eigenen Männern war keiner in Sicht. Er suchte Deckung in einem Hartriegelgestrüpp und gab einen abgehackten Ruf wie den einer Wachtel von sich. Hinter ihm erklangen ähnliche Vogelrufe, nicht jedoch vor ihm. Gut, sie wussten alle in etwa, wo die anderen waren. Vorsichtig

zwängte er sich weiter durch die Büsche vor. Durch den Schatten der Bäume war es hier kühler, doch die Luft war feucht, und der Schweiß rann ihm über Hals und Rücken.

Er hörte Schritte kommen und presste sich ins Geäst einer Hemlocktanne. Er ließ die fächerartigen, dunkel benadelten Zweige vor sich wieder zurückschwingen und hielt die Muskete auf eine Lücke im Gebüsch gerichtet. Wer auch immer es war, er näherte sich schnell. Ein Zweig zerbrach knackend unter seinen Füßen, es erschollen angestrengte Atemgeräusche, und ein junger Mann schob sich keuchend durch das Gebüsch. Er trug keine Schusswaffe, doch in seiner Hand glitzerte ein Häutemesser.

Der Junge kam ihm bekannt vor, das sah er auf den ersten Blick, und noch bevor sich Jamies Finger am Abzug entspannte, hatte sein Gedächtnis dem Gesicht des jungen Mannes einen Namen zugeordnet.

»Hugh!«, rief er leise, aber scharf. »Hugh Fowles!«

Der junge Mann stieß einen Schreckensruf aus und fuhr mit weit aufgerissenen Augen herum. Er sah Jamie und seine Muskete durch den Nadelvorhang und erstarrte wie ein Kaninchen.

Dann stieg ein Ausdruck panischer Entschlossenheit in seinem Gesicht auf, und er stürzte sich mit Gebrüll auf Jamie. Jamie war so verblüfft, dass er seine Muskete gerade noch rechtzeitig heben konnte, um die Messerklinge mit dem Lauf abzufangen. Er drückte das Messer hoch und von sich weg; es schabte mit einem metallischen Kreischen über den Lauf und streifte Jamies Fingerknöchel. Hugh holte mit dem Arm aus, um auf ihn einzustechen, und er trat den Jungen heftig vor das Knie. Dann trat er aus dem Weg, denn der Junge verlor das Gleichgewicht und schwankte seitwärts, wobei er mit dem Messer wild durch die Luft fuchtelte.

Jamie trat noch einmal zu, und er fiel zu Boden. Das Messer bohrte sich in den Staub.

»Wirst du wohl damit aufhören?«, knurrte Jamie unwirsch. »Um Himmels willen, Junge, erkennst du mich denn nicht?«

Er konnte nicht sagen, ob Fowles ihn erkannte oder nicht - oder ob ihn der Junge überhaupt gehört hatte. Fowles schlug mit weißem Gesicht und starrem Blick panisch um sich, während er sich stolpernd und keuchend hochkämpfte und gleichzeitig versuchte, das Messer aus dem Boden zu winden.

»Wirst du wohl -«, begann Jamie und fuhr dann abrupt zurück, als Fowles das Messer Messer sein ließ und sich vor Anstrengung grunzend auf ihn stürzte.

Das Gewicht des Jungen ließ Jamie rückwärts stolpern. Hände fingerten an ihm herum und versuchten, seine Kehle zu packen. Er ließ die Muskete fallen, wandte Fowles die Schulter zu und beendete diesen Unsinn mit einem raschen, brutalen Boxhieb in den Bauch des Jungen.

Hugh Fowles brach zusammen und landete als Kugel auf dem Boden, wo er zuckend wie ein verletzter Tausendfüßler liegen blieb und das schockierte, atemlose Gesicht eines Mannes zog, dem man gerade das Frühstück in die Lungen geboxt hatte.

Jamie hob die rechte Hand an den Mund und saugte sich das Blut von den verletzten Knöcheln. Das Messer des Jungen hatte sie alle vier angeritzt, und der Boxhieb war auch nicht besonders hilfreich gewesen; sie brannten wie Feuer, und das Blut hinterließ einen scharfen Silbergeschmack in seinem Mund.

Noch mehr Füße, die schnell näher kamen. Er hatte gerade noch Zeit, nach seiner Muskete zu greifen, als sich das Gebüsch erneut teilte, und diesmal kam Fowles' Schwiegervater Joe Hobson zum Vorschein, der seine Muskete im Anschlag hatte.

»Halt. Keinen Schritt weiter.« Jamie hockte hinter seinem Gewehr und zielte auf Hobsons Brust. Hobson blieb stehen, als hätte ein Marionettenspieler an seinen Fäden geruckt.

»Was habt Ihr mit ihm gemacht?« Hobsons Blick huschte von Jamie zu seinem Schwiegersohn und wieder zurück.

»Nichts von Dauer. Herunter mit dem Gewehr, aye?«

Hobson regte sich nicht. Sein Gesicht war mit Schmutz und Bartstoppeln bedeckt, doch sein Blick war lebendig und wachsam.

»Ich tue Euch nichts. Herunter damit!«

»Wir lassen uns nicht gefangen nehmen«, sagte Hobson. Sein Finger ruhte am Abzug seiner Waffe, doch seine Stimme hatte einen skeptischen Unterton.

»Das seid Ihr doch schon, Dummkopf. Keine Sorge, Euch und dem Jungen wird nichts geschehen. Hinter Gittern seid Ihr viel sicherer als hier draußen, Mann!«

Ein pfeifendes Krachen unterbrach seinen Satz, und ein paar Meter über ihren Köpfen flog etwas durch die Bäume und stutzte dabei das Astwerk. Kettenschuss, dachte Jamie mechanisch und duckte sich automatisch. Seine Eingeweide krampften sich zusammen.

Hobson zuckte entsetzt zusammen und schwang den Lauf seiner Muskete zu Jamie herum. Er zuckte noch einmal und riss dann überrascht die Augen auf, während sich auf seiner Brust langsam ein roter Fleck ausbreitete. Er sah erstaunt darauf hinunter, und die Mündung seiner Muskete hing herab wie ein abgeknickter Stängel. Dann ließ er das Gewehr fallen, setzte sich unvermittelt hin, lehnte sich an einen umgestürzten Baum und starb.

Jamie fuhr auf dem Absatz herum, ohne sich zu erheben, und sah Geordie Chisholm hinter sich. Das Gesicht vom Rauch seines Schusses halb geschwärzt, betrachtete er Hobsons Leiche, als fragte er sich, wie das nur geschehen war.

Erneut erscholl Artilleriedonner, und ein weiteres Geschoss krachte durchs Geäst und landete so nah, dass Jamie den Aufprall durch seine Schuhsohlen spürte. Er warf sich flach auf den Bauch und wand sich auf Hugh Fowles zu, der sich auf Hände und Knie hochgerappelt hatte und sich übergab.

Ohne die Pfütze aus Erbrochenem zu beachten, packte er Fowles am Arm und zerrte fest daran.

»Weg hier!« Er richtete sich auf, packte Fowles an Hüfte und Schulter und zerrte ihn auf den schützenden Hain in seinem Rücken zu. »Geordie! Geordie, hilf mir!«

Chisholm war sofort da. Zu zweit stellten sie Fowles auf seine Füße und halb zerrend, halb tragend rannten sie stolpernd mit ihm weiter.

Die Luft war vom durchdringenden Geruch des Baumharzes erfüllt, das aus den abgetrennten Ästen drang, und er dachte flüchtig an Claires Garten, während er den Boden unter seinen Schuhen umpflügte, dachte an frisch gewendete Erde, Pflugfurchen und Gräber und an Hobson, der neben dem Baumstamm in der Sonne saß und dem der überraschte Ausdruck noch nicht ganz aus den Augen gewichen war.

Fowles stank nach Erbrochenem und Scheiße. Jedenfalls hoffte er, dass es Fowles war.

Er hatte das Gefühl, sich vor lauter Aufregung selbst übergeben zu müssen, biss sich aber auf die Zunge. Wieder schmeckte er Blut, und er spannte seine Bauchmuskeln an und zwang seinen Magen wieder in die Tiefe.

Zu seiner Linken erhob sich jemand aus dem Gebüsch. Jamie hatte die Muskete in der linken Hand, hob sie automatisch, feuerte mit einer Hand. Er stolperte durch seinen eigenen Büchsenrauch und sah, wie der Mann auf den er gefeuert hatte, kehrt machte und kopflos durch die Bäume davonrannte.

Fowles konnte jetzt wieder allein stehen, und Jamie ließ seinen Arm los und überließ ihn Geordie. Er ließ sich auf ein Knie sinken, griff nach Pulver und Patrone, riss die Patrone mit den Zähnen auf, so dass sich der Blutgeschmack auf seiner Zunge mit Schießpulver vermischte, steckte die Munition in den Lauf und schob sie mit dem Ladestock in Position, füllte das Zündpfännchen, überprüfte den Feuerstein - und stellte derweil schwach verwundert fest, dass seine Hände nicht im Mindesten zitterten, sondern ihre Sache mit zielsicherer Ruhe erledigten, als wüssten sie genau, was zu tun war.

Er hob den Lauf und entblößte dabei die Zähne, ohne sich dessen bewusst zu sein. Drei Männer kamen auf ihn zu, und er zielte auf den

Vordermann. Mit dem letzten Fetzen eines bewussten Gedankens riss er die Büchse höher und feuerte über ihre Köpfe hinweg. Die Muskete versetzte seinen Händen einen Stoß. Sie blieben stehen, und er ließ die Büchse fallen, riss den Dolch aus seinem Gürtel und ging mit Gebrüll auf sie los.

Die Worte brannten ihm in der Kehle, die wund war vom Rauch.

»Lauft!«

Wie aus der Ferne beobachtete er sich selbst und dachte daran, dass Hugh Fowles vorhin genau dies getan hatte und wie töricht er es da gefunden hatte.

»Lauft!«

Die Männer zerstreuten sich wie flüchtende Wachteln. Wie ein Wolf es gemacht hätte, wandte er sich ohne zu zögern dem Langsamsten zu, und als er jetzt über den rauen Boden hinwegsetzte, strömte eine unbändige Freude durch seine Beine bis in seine Eingeweide. Er hätte ewig so laufen können; der Wind war kalt auf seiner Haut und schrill in seinen Ohren, und die federnde Erde unter ihm hob seine Füße, so dass er über Gras und Felsen flog.

Der Mann, dem er folgte, hörte ihn kommen, sah sich um, und rannte mit einem Schreckensschrei ungebremst vor einen Baum. Jamie stürzte sich auf seine Beute, landete auf dem Rücken des Mannes und spürte das federnde Knacken der Rippen unter seinem Knie. Er packte eine Hand voll Haar, schlüpfrig und heiß von fettigem Schweiß, und riss den Kopf des Mannes zurück. Nur um Haaresbreite hielt er sich selbst davon ab, die nackte Kehle durchzuschneiden, die jetzt gedehnt und ungeschützt vor ihm lag. Er konnte schon den Schock spüren, mit dem die Klinge die Haut durchdrang, die Hitze des hervorschießenden Blutes, und er gierte danach.

Keuchend schnappte er nach Luft. Ganz langsam zog er die Klinge vom hüpfenden Puls des Mannes fort. Er zitterte vor Begierde, so als hätte man ihn an der Schwelle des Samenergusses von seiner Frau fortgezerrt.

»Ihr seid mein Gefangener«, sagte er.

Der Mann starrte verständnislos zu ihm auf. Der Mann weinte; die Tränen malten Spuren in sein schmutziges Gesicht, und er versuchte zu sprechen, schluchzend, jedoch unfähig, genügend Luft zu holen, um mit zurückgezerrtem Kopf Worte zu bilden. Jamie begriff vage, dass er Gälisch gesprochen hatte; der Mann verstand ihn nicht.

Langsam löste er seinen Griff und zwang sich, den Kopf des Mannes loszulassen. Er suchte nach den englischen Worten, die irgendwo unter dem Blutdurst vergraben waren, der durch sein Hirn pulste.

»Ihr seid... mein... Gefangener«, brachte er schließlich heraus und rang zwischen den einzelnen Worten keuchend nach Luft.

»Ja! Ja! Alles, nur bringt mich nicht um, bitte bringt mich nicht um!« Der Mann kauerte schluchzend unter ihm, die Hände um den Nacken geklammert und die Schultern hochgezogen, als fürchte er, dass Jamie seinen Nacken mit den Zähnen packen und ihm das Genick brechen könnte.

Bei diesem Gedanken verspürte er ein schwaches Verlangen, genau das zu tun, doch das Dröhnen seines Blutes erstarb jetzt allmählich. Er konnte wieder hören, und der Herzschlag in seinen Ohren wurde leiser. Der Wind sang nicht länger für ihn, sondern bahnte sich achtlos und für sich seinen Weg durch das Laub. In der Ferne knallten Gewehrschüsse, doch der Geschützdonner war verstummt.

Schweiß tropfte ihm von Kinn und Augenbrauen, und sein Hemd war damit durchtränkt und stank.

Er glitt langsam von seinem Gefangenen herunter und kniete sich neben den hingestreckten Körper. Seine Oberschenkel zitterten und brannten von der anstrengenden Jagd. Er empfand eine plötzliche, unbeschreibliche Zärtlichkeit für den Mann und streckte die Hand aus, um ihn zu berühren, doch genauso plötzlich folgte Entsetzen auf dieses Gefühl, und genauso plötzlich war es wieder fort. Er schloss die Augen und schluckte. Ihm war übel, und die Stelle, wo er sich auf die Zunge gebissen hatte, pulsierte.

Die Energie, die die Erde ihm verliehen hatte, floss jetzt wieder aus seinem Körper, strömte aus seinen Beinen und ging wieder in den Boden über. Er streckte die Hand aus und klopfte dem Mann befangen auf die

Schulter, dann kämpfte er sich hoch, seiner eigenen, bleiernen Erschöpfung zum Trotz.

»Steht auf«, sagte er. Seine Hände zitterten; er brauchte drei Anläufe, um seinen Dolch in die Scheide zu stecken.

»*Ciamar a tha thu, Mac Duhh*?« Ronnie Sinclair war an seiner Seite und erkundigte sich, ob alles in Ordnung war. Er nickte und trat zurück, als Sinclair den Mann auf die Beine zog und ihn aufforderte, seinen Rock zu wenden. Auch die anderen kamen einzeln oder zu zweit herbei; Geordie, die Lindsays, Gallegher sammelten sich nach und nach um ihn wie Eisenspäne um einen Magnetstahl.

Auch die anderen hatten Gefangene gemacht; es waren insgesamt sechs Männer, die trotzige, ängstliche oder einfach nur erschöpfte Gesichter machten. Fowles war unter ihnen, weiß und am Boden zerstört.

Seine Gedanken waren jetzt wieder klar, obwohl sich sein Körper schlaff und schwer anfühlte. Henry Gallegher hatte eine blutige Schürfwunde an der Stirn; einer der Männer aus Brownsville - Lionel, nicht wahr? - trug einen Arm seltsam abgewinkelt, offenbar gebrochen. Davon abgesehen, schien niemand verletzt zu sein; das war gut.

»Frag, ob sie MacKenzie gesehen haben«, sagte er auf Gälisch zu Kenny Lindsay und wies mit einer kleinen Geste auf die Gefangenen.

Die Schüsse waren jetzt weitgehend verstummt. Es wurde nur noch dann und wann gefeuert, und ein verspätet alarmierter Taubenschwarm flatterte über sie hinweg.

Roger MacKenzie war niemandem bewusst aufgefallen. Jamie nickte, als er das hörte, und wischte sich mit dem Ärmel den letzten Schweiß aus dem Gesicht.

»Entweder ist er heil zurückgekommen, oder er ist es nicht. Aber was geschehen ist, ist jetzt geschehen. Ihr habt eure Sache gut gemacht, Jungs - lasst uns gehen.«

66

Ein unabdingbares Opfer

Heute Abend wurden die Toten mit militärischen Ehren beerdigt; und drei Gesetzlose, die im Lauf der Schlacht gefangen genommen wurden, wurden vor der versammelten Armeeführung gehängt. Dies bereitete den Männern große Genugtuung & war zu diesem Zeitpunkt ein unabdingbares Opfer, um das Raunen unter den Truppen zu besänftigen, welche lauthals forderten, dass einigen der im Kampf festgenommenen Gesetzlosen unverzüglich der Prozess gemacht werde, da man sich diesen unter solch großer Gefahr und unter Verlust so vieler Leben und so viel Blutes entgegen gestellt habe.

»Tagebuch der Expedition gegen die Aufrührer«, Wm. Tryon

Roger zerrte fest an dem Seil an seinen Handgelenken, doch alles, was er damit bewerkstelligte, war, sich den groben Hanf tiefer in die Haut zu bohren. Er konnte spüren, wie seine aufgeschürfte Haut brannte, und das feuchte Gefühl musste von durchsickerndem Blut herrühren, doch seine Hände waren so taub geworden, dass er es nicht mit Sicherheit sagen konnte. Seine Finger fühlten sich an, als hätten sie die Größe von Würsten angenommen, ihre Haut war zum Bersten angespannt.

Er lag im Schatten eines umgestürzten Baumstamms. Buccleigh und seine Freunde hatten ihn dort hingeworfen, nachdem sie ihn an Händen und Füßen gefesselt hatten. Da er nach seinem Bad im Fluss bis auf die Haut durchnässt war, hätte er wohl vor Kälte gezittert, wenn er sich nicht so verzweifelt angestrengt hätte, sich zu befreien. Statt dessen lief ihm der

Schweiß über den Hals, seine Wangen brannten, und sein Kopf fühlte sich an, als würde ihn der heftige Blutzufluss gleich zum Platzen bringen.

Sie hatten ihn mit der Parlamentärflagge geknebelt - ihm das Baumwolltuch so tief in den Hals gerammt, dass er dem Ersticken nahe war, und ihm seine eigene Halsbinde um den Mund geknotet. Vorfahr oder nicht, er würde Hackfleisch aus William Buccleigh MacKenzie machen, und wenn es das Letzte war, was er tat.

In seiner Nähe fielen immer noch Schüsse; nicht in Salven, sondern als abgehacktes Popcorngeknatter. Die Luft roch nach Schwarzpulverrauch, und dann und wann kam irgendetwas pfeifend durch die Bäume gesaust und wütete zerstörerisch im Geäst. Kettenschuss? Kanonenkugeln?

Eine Kanonenkugel war vorhin auf das Flussufer gedonnert, hatte sich mit einer kleinen Explosion eingegraben und den Kampf kurzfristig unterbrochen. Einer von Buccleighs Freunden hatte einen Schrei ausgestoßen und war planschend auf den Schutz der Bäume zugerannt, doch der andere war geblieben und hatte weiter boxend mit ihm gerungen, bis es ihm und Buccleigh schließlich gelungen war, Roger den Kopf unter Wasser zu drücken und ihn zu überwältigen. Seine Schleimhäute brannten immer noch vom Flusswasser.

Jetzt hatte er es geschafft, sich auf die Knie aufzurichten, gekrümmt wie ein Mehlwurm, doch er wagte es nicht, den Kopf über den Baumstamm zu heben, weil er Angst hatte, er könnte ihm abgeschossen werden. Heftige Wut durchströmte seine Adern, so dass er eigentlich keine Angst hatte, nicht einmal, als er begriff, dass um ihn herum die Schlacht tobte. Doch ganz hatte er den Verstand nicht verloren.

Er rieb fest mit dem Gesicht über die krümelige Rinde des Baumstammes, um sich von dem Leinenstreifen zu befreien, der um seinen Kopf gebunden war. Es funktionierte; er blieb an einem Aststumpf hängen, riss den Kopf hoch und zog sich so die Halsbinde über das Kinn. Vor Anstrengung grunzend, schob er das zusammengeballte Tuch ein Stückchen vor, hakte es am selben Ast fest und bog den Kopf zurück, so dass er das nasse Tuch aus seinem Hals zog wie ein umgekehrter Schlangenschlucker.

Er musste automatisch würgen und spürte, wie ihm die Galle im Hals aufstieg. Begierig nach Sauerstoff, schnappte er nach Luft, und sein Magen beruhigte sich ein wenig.

Na schön, er konnte atmen, und was jetzt? Es wurde nach wie vor geschossen, und zu seiner Linken konnte er es krachen hören, als mehrere Männer durch das Gebüsch pflügten, ohne sich an irgendwelchen Hindernissen zu stören.

Rennende Füße kamen auf ihn zu; er duckte sich gerade noch rechtzeitig in den Schutz des Baumstammes, um nicht platt gewalzt zu werden, als ein Körper darüber hinweg katapultiert wurde. Sein neuer Begleiter rappelte sich auf Hände und Knie hoch und presste sich fest gegen den Baumstamm. Erst dann bemerkte er Rogers Anwesenheit.

»Ihr!« Es war der Schwarzbart aus Husbands Lager. Er starrte Roger an, und das Blut stieg ihm langsam ins Gesicht. Er konnte den Mann riechen, ein scharfer, durchdringender Gestank nach Angst und Wut. Wahrscheinlich roch er ganz genauso, oder er hätte so gerochen, wenn er nicht baden gegangen wäre.

Schwarzbart packte ihn vorn am Hemd und riss ihn dicht an sich heran.

»Das ist Eure Schuld! Mistkerl!«

Da er immer noch an Händen und Füßen gefesselt war, war es ihm unmöglich, sich zu wehren, doch er fuhr zurück und versuchte, sich zu befreien.

»Loslassen, Schwachkopf!«

Erst jetzt begriff der Mann, dass er gefesselt war, und erstaunt ließ er ihn los. Roger verlor das Gleichgewicht und fiel zur Seite, wobei er sich an der rauen Rinde des Baumstamms schmerzhaft das Gesicht aufschürfte. Schwarzbart riss verwundert die Augen auf, dann verengte er sie schadenfroh.

»Lieber Himmel, Ihr seid ja gefangen! Wenn das kein Glück ist? Wer hat Euch denn erwischt, Schwachkopf?«

»Er gehört mir.« Eine leise Stimme in seinem Rücken verkündete die Rückkehr William Buccleigh MacKenzies. »Wie meinst du das, es ist seine Schuld? Was denn?«

»Das hier!« Schwarzbart wies mit einer ausladenden Geste seines Arms auf das Feld ringsum und die abklingende Schlacht. Die Geschütze waren verstummt, und es waren nur noch verstreute Gewehrschüsse in der Ferne zu hören.

»Dieser verdammte Schönredner ist heute Morgen ins Lager gekommen, hat nach Hermon Husband gefragt und ihn zu einer Unterredung unter vier Augen mitgenommen. Ich weiß nicht, was in Dreiteufelsnamen er gesagt hat, aber als er fertig war, ist Husband herausgekommen, geradewegs zu seinem Pferd gegangen, hat uns allen gesagt, wir sollten heim gehen, und ist davongeritten!«

Schwarzbart funkelte Roger an, holte mit der Hand aus und schlug ihm fest ins Gesicht. »Was hast du zu ihm gesagt, Hundsfott?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich wieder an Buccleigh, der seinen Blick zwischen seinem Gefangenen und seinem Besucher hin und her wandern ließ, während ihm ein Ausdruck höchsten Interesses die blasse Stirn zerfurchte.

»Wenn Hermon bei uns geblieben wäre, hätten wir es vielleicht geschafft«, kochte Schwarzbart. »Doch dass er einfach so davonspaziert ist, hat uns den Boden unter den Füßen weggezogen - keiner wusste mehr, was er eigentlich tun sollte, und schon kommt Tryon und fordert uns auf, uns zu ergeben -, und natürlich wollten wir das nicht, aber wir waren auch nicht gerade das, was man kampfbereit nennt...« Nach diesen Worten verstummte er, denn er fing Rogers Blick auf und wurde unangenehm daran erinnert, dass dieser ihn panisch auf der Flucht gesehen hatte.

Jenseits des Baumstammes war alles still; das Schießen hatte ganz aufgehört. Roger dämmerte, dass die Schlacht nicht nur vorbei, sondern auch hoffnungslos verloren war. Was wiederum bedeutete, dass die Miliz in Kürze hier ausschwärmen würde. Seine Augen tränten noch von der Ohrfeige, doch er kniff sie zusammen, um wieder klar sehen zu können, und funkelte Schwarzbart an.

»Ich habe Husband dasselbe gesagt wie Euch«, sagte er mit aller Autorität, die er aufbringen konnte, während er verschnürt wie eine Weihnachtsgans auf dem Boden lag. »Der Gouverneur meint es ernst. Er hat vor, diese Rebellion zu beenden, und wie es aussieht, hat er das auch getan. Wenn Euch Eure Haut lieb ist - und davon gehe ich aus -«

Mit einem unartikulierten Wutgrollen packte Schwarzbart Roger an den Schultern und versuchte, seinen Kopf gegen den Baumstamm zu rammen.

Roger wand sich wie ein Aal. Er warf sich zurück und befreite sich aus dem Griff des Mannes, dann stürzte er nach vorn und rammte Schwarzbart die Stirn vor die Nase. Er hörte ein zufriedenstellendes Knirschen von Knochen und Knorpel; Blut schoss ihm heiß und nass ins Gesicht, und er ließ sich keuchend auf einen Ellbogen zurücksinken.

Es war das erste Mal, dass er jemandem eine solche Kopfnuss verpasste, doch es schien wie selbstverständlich zu funktionieren. Der Ruck hatte ihn am Handgelenk geschmerzt, doch das kümmerte ihn nicht mehr. Er wünschte sich nur noch, dass Buccleigh ihm nahe genug kam, um sich auch eine einzufangen.

Buccleigh betrachtete ihn mit einer Mischung aus Belustigung und argwöhnischem Respekt.

»Oh, ein Mann mit vielen Talenten, aye? Verräter, Frauenräuber und Faustkämpfer, alles in einem, was?«

Schwarzbart übergab sich und verschluckte sich an dem Blut aus seiner zerschmetterten Nase, doch Roger beachtete ihn nicht. Jetzt, da er wieder klar sehen konnte, hielt er den Blick unverwandt auf Buccleigh gerichtet. Er wusste, welcher der beiden Männer die größere Bedrohung darstellte.

»Ein Mann, der sich seiner Frau sicher ist, braucht sich keine Sorgen zu machen, dass jemand anders sie rauben könnte«, sagte er, und nur ein Hauch von Wachsamkeit hielt seine Wut im Zaum. »Ich bin mir meiner Frau sicher, und die Eure brauche ich nicht, *amadain.*«

Buccleigh war sonnengebräunt, und sein Gesicht war von der Schlacht gerötet, doch bei diesen Worten schlich sich eine noch tiefere Röte über seine Züge. Dennoch behielt er die Fassung und lächelte schwach.

»Ihr seid verheiratet? Dann muss Eure Frau ja ziemlich hässlich sein, dass Ihr der meinen hinterherschnüffelt. Oder hat sie Euch nur aus dem Bett geworfen, weil Ihr’s ihr nicht ordentlich besorgen konntet?«

Das Scheuern des Seils an seinen Handgelenken erinnerte Roger daran, dass er sich in der falschen Position befand, um eine große Klappe zu riskieren. Mühsam verkniff er sich die Retourkutsche, die ihm auf der Zunge lag, und schluckte sie herunter. Sie hinterließ einen üblen Geschmack.

»Falls Ihr Eure Frau nicht zur Witwe machen wollt, sollten wir wohl besser gehen, oder?«, sagte er. Er wies mit dem Kopf über den Baumstamm hinweg, wo nach kurzer Stille jetzt der Klang entfernter Stimmen folgte.

»Die Schlacht ist vorbei, Eure Sache ist verloren. Ich weiß nicht, ob sie vorhaben, Gefangene zu machen -«

»Sie haben schon einige.« Buccleigh sah ihn stirnrunzelnd an, und es war deutlich, dass er sich nicht entscheiden konnte. Es gab nicht übermäßig viele Möglichkeiten, dachte Roger; Buccleigh konnte ihn nur laufen lassen, ihn gefesselt liegen lassen oder ihn umbringen. Gegen die beiden ersten Möglichkeiten hatte er nichts einzuwenden. Was die dritte anging - wenn Buccleigh vorhatte, ihn umzubringen, wäre er doch bestimmt längst tot gewesen.

»Geht lieber, solange Ihr noch könnt«, meinte Roger. »Eure Frau wird sich Sorgen machen.«

Es war ein Fehler, Morag erneut zu erwähnen. Buccleighs Gesicht verfinsterte sich, doch bevor er etwas sagen konnte, wurde er durch das Auftauchen besagter Frau unterbrochen, die in Begleitung des Mannes war, der Buccleigh vorhin geholfen hatte, ihn zu fesseln.

»Will! Oh, Willie! Gott sei Dank, dass dir nichts passiert ist! Bist du verletzt?« Sie war blass und nervös und hatte ein kleines Kind auf dem Arm, das sich wie ein Äffchen an ihren Hals klammerte. Trotz dieser Bürde streckte sie eine Hand nach ihrem Mann aus, um sich zu versichern, dass er tatsächlich unverletzt war.

»Keine Sorge, Morag«, sagte Buccleigh schroff. »Mir ist nichts passiert.« Dennoch tätschelte er ihre Hand und küsste sie befangen auf die Stirn.

Ohne dieses zärtliche Wiedersehen zu beachten, stieß Buccleighs Begleiter Roger interessiert mit der Schuhspitze in die Seite.

»Was machen wir denn nun hiermit, Buck?«

Buccleigh zögerte, vorübergehend von seiner Frau abgelenkt. Als Morag Roger auf dem Boden erblickte, stieß sie einen unterdrückten Schrei aus und schlug sich die Hand vor den Mund.

»Was hast du getan, Willie?«, rief sie. »Um Himmels willen, lass ihn gehen!«

»Das werde ich nicht tun. Er ist ein verdammter Verräter.« Buccleigh kniff den Mund zu einer grimmigen Linie zusammen. Offensichtlich passte es ihm gar nicht, dass seine Frau Notiz von Roger nahm.

»Das ist er nicht, das kann nicht sein!« Ihren Sohn eng an sich geklammert, bückte sich Morag, um einen Blick auf Roger zu werfen. Zwischen ihren Augenbrauen hatte sich eine nervöse Falte gebildet. Als sie den Zustand seiner Hände sah, schnappte sie nach Luft und wandte sich entrüstet an ihren Mann.

»Will! Wie kannst du diesen Mann so behandeln, nachdem er deiner eigenen Frau und deinem Kind einen solchen Dienst erwiesen hat!«

Um Gottes willen, Morag, halt dich da heraus!, dachte Roger, als er sah, dass Buccleigh plötzlich die Faust ballte. Buccleigh war sowieso schon ein eifersüchtiger Hund, und die Tatsache, dass er sich auf der Verliererseite der Schlacht wiederfand, die gerade vorbei war, war seiner Laune nicht besonders zuträglich.

»Verschwinde, Morag«, sagte Buccleigh und wiederholte damit Rogers Gedanken in etwas weniger höflicher Ausdrucksweise. »Das hier ist kein Ort für dich oder das Kind; nimm es mit und geh.«

Schwarzbart hatte sich inzwischen ein wenig erholt und baute sich neben Buccleigh auf. Er sah funkelnd auf Roger herab und hielt die Hände

vorsichtig an seine geschwollene Nase gedrückt.

»Schneid’ ihm die Kehle durch, sag’ ich, und das war’s.« Er unterstrich seine Meinung mit einem Tritt in die Rippen, so dass Roger sich zusammenrollte wie eine Krabbe.

Morag schrie heftig auf und trat Schwarzbart vor das Schienbein.

»Lasst ihn in Ruhe!«

Schwarzbart jaulte überrascht auf und hüpfte rückwärts. Buccleighs anderer Begleiter schien das ausgesprochen lustig zu finden, unterdrückte seine Heiterkeit jedoch, als Buccleigh ihn Furcht erregend anfunkelte.

Morag war auf die Knie gesunken, das kleine Messer in der Hand, das sie am Gürtel trug, und versuchte einhändig, die Fesseln an seinen Handgelenken zu durchtrennen. So sehr er ihre guten Absichten zu schätzen wusste, wünschte Roger sich doch, sie würde nicht länger versuchen, ihm zu helfen. Es war nur zu offensichtlich, dass das grünäugige Monster Eifersucht von William Buccleigh MacKenzies Seele Besitz ergriffen hatte und mit smaragdfarbener Wut aus seinen Augenhöhlen funkelte.

Buccleigh packte seine Frau am Arm und riss sie hoch. Das Baby begann erschrocken zu kreischen.

»Fort mit dir, Morag!«, knurrte Buccleigh. »Geh, und zwar sofort!«

»Ja, geh!«, meldete sich Schwarzbart grollend zu Wort. »Wir brauchen deine Hilfe nicht, du vorwitziges, kleines Weibsbild!«

»Sprich nicht so von meiner Frau!« Buccleigh machte auf dem Absatz kehrt und boxte Schwarzbart unvermittelt in den Bauch. Der Mann setzte sich abrupt hin, und sein Mund öffnete und schloss sich in komischem Erstaunen. Roger spürte beinahe so etwas wie Mitgefühl mit Schwarzbart, dem es in der Schusslinie zwischen den beiden MacKenzies auch nicht viel besser zu ergehen schien als ihm selbst.

Buccleighs anderer Freund, der diesen Wortwechsel mit der Faszination eines Zuschauers bei einem spannenden Tennismatch beobachtet hatte, ergriff das Wort, während Morag versuchte, ihr Baby zu beruhigen.

»Egal, was du vorhast, Buck, sieh lieber zu, dass du es hinter dich bringst und wir hier fortkommen.« Er nickte beklommen in Richtung des Flusses. Dem Stimmengebrumm nach kam eine ganze Anzahl von Männern auf sie zu. Keine flüchtenden Regulatoren; sie klangen, als wüssten sie, was sie taten. Milizionäre auf der Suche nach Gefangenen? Roger hoffte es sehr.

»Aye.« Buccleigh blickte in die Richtung, aus der die Stimmen kamen, dann wandte er sich seiner Frau zu. Er ergriff sie bei den Schultern, diesmal jedoch sanft.

»Geh, Morag. Ich möchte, dass du dich in Sicherheit bringst.«

Sie hörte den flehenden Unterton in seiner Stimme, und ihre Gesichtszüge wurden sanfter. Dennoch blickte sie von ihrem Mann zu Roger, der es jetzt mit Telepathie versuchte und seine Gedanken mit wachsender Verzweiflung an sie richtete.

Um Himmels willen, geh, Frau, bevor du mich umbringst!

Morag wandte sich wieder an ihren Mann, und ihr kleines Gesicht drückte Entschlossenheit aus.

»Ich gehe. Aber schwöre mir, William Buccleigh, dass du diesem Mann kein einziges Haar krümmst!«

Buccleighs Augen quollen jetzt vor, und seine Hände ballten sich zu Fäusten, aber Morag gab nicht nach, klein, aber tapfer, wie sie war.

»Schwöre es!«, sagte sie. »Denn im Namen von St. Bride, ich werde nicht das Bett eines Mörders teilen!«

Sichtlich hin und her gerissen, blickte Buccleigh erst Schwarzbart an, dann seinen anderen Freund, der von einem Fuß auf den anderen trat wie jemand, der dringend seine Blase entleeren muss. Die Milizionäre kamen immer näher. Dann sah er seiner Frau ins Gesicht.

»Nun gut, Morag«, sagte er schroff. Er schubste sie sacht an. »Jetzt geh!«

»Nein.« Sie ergriff die Hand ihres Mannes und zog sie an ihre Brust. Der kleine Jemmy hatte sich von seinem Schrecken erholt und hatte sich

Daumen lutschend an die Schulter seiner Mutter geschmiegt. Morag legte die Hand seines Vaters auf den Kopf des kleinen Jungen.

»Schwöre beim Kopf deines Sohnes, Will, dass du diesem Mann nichts antun oder seinen Tod mit ansehen wirst.«

Im Geiste applaudierte Roger ihrer Geste zwar, doch er fürchtete, dass sie zu weit gegangen war; Buccleigh erstarrte im ersten Moment, und das Blut stieg ihm wieder ins Gesicht. Doch nach ein paar angespannten Sekunden nickte er.

»Ich schwöre es«, sagte er leise und ließ seine Hand sinken. Morags Gesicht entspannte sich, und jetzt wandte sie sich wortlos ab und eilte davon, das Baby eng an ihre Brust gedrückt.

Roger, der die Luft angehalten hatte, atmete aus. Gott, was für eine Frau! Er hoffte inbrünstig, dass ihr und dem Baby nichts zustoßen würde - falls ihr sturköpfiger Mann jedoch beschloss, in ein Rattenloch zu treten und sich das Genick zu brechen...

William Buccleigh blickte zu ihm herab, die grünen Augen nachdenklich zusammengekniffen, ohne die wachsende Unruhe seines Freundes zu beachten.

»Komm schon, Buck!« Der Mann sah sich zum Fluss um, wo laute Rufe darauf hindeuteten, dass Suchtrupps das Terrain durchkämmten. »Wir haben keine Zeit zu verlieren. Es heißt, Tryon hat vor, seine Gefangenen zu hängen, und ich habe keine Lust, dazu zu gehören!«

»So, hat er das«, sagte Buccleigh leise. Er wandte den Blick nicht von Rogers Augen ab, und einen Moment hatte Roger den Eindruck, dass sich etwas Vertrautes in diesen grünen Tiefen regte. Ein Schauer der Beklommenheit lief ihm über den Rücken.

»Er hat Recht«, sagte er zu Buccleigh und wies kopfnickend auf den anderen Mann. »Geht. Ich werde nichts gegen Euch sagen - um Eurer Frau willen.«

Buccleigh spitzte nachdenklich die Lippen.

»Nein«, sagte er schließlich. »Das glaube ich auch nicht. Dass Ihr etwas gegen mich sagen werdet, meine ich.« Er bückte sich und hob die nasse, schmutzige, ehemalige Parlamentärflagge vom Boden auf. »Geh schon vor, Johnny. Kümmere dich um Morag. Ich komme gleich nach.«

»Aber Bück...«

»Geh! Mir wird nichts passieren.« Mit einem schwachen Lächeln, den Blick unverwandt auf Roger gerichtet, schob Buccleigh die Hand in seinen Beutel und zog ein kleines Stück stumpfes Silbermetall hervor. Mit leichtem Schrecken erkannte Roger seine eigene Milizmarke, auf der die groben Buchstaben »FC« schwarz in das Zinnrund gebrannt waren.

Buccleigh warf die Marke mit der Handfläche hoch und wandte sich an Schwarzbart, der sich plötzlich wieder für die Vorgänge zu interessieren begann.

»Ich habe eine Idee, Sir, was unseren gemeinsamen Freund betrifft.« Er wies auf Roger. »Wenn Ihr mitmacht?«

Schwarzbart richtete den Blick auf Roger, dann wieder auf MacKenzie, und unter seiner geröteten Knollennase breitete sich langsam ein Lächeln aus. Der beklommene Schauer in Rogers Rücken verwandelte sich plötzlich in waschechte Angst.

»Hilfe!«, brüllte er. »Hilfe, Miliz! Hilfe!« Er rollte sich auf dem Boden hin und her, um sich ihnen zu entwinden, doch Schwarzbart packte ihn an den Schultern und riss ihn zurück. Jenseits der Bäume erschollen Rufe und Schritte, die zu rennen begannen.

»Nein, Sir«, sagte William Buccleigh und kniete sich vor ihn. Er nahm Rogers Kinn in seinen eisernen Griff, um seine Schreie abzuwürgen und auf seine Wangen zu drücken, damit er den Mund aufmachte. »Ich glaube wirklich nicht, dass Ihr etwas sagen werdet.« Mit einem kleinen Lächeln rammte er Roger das nasse Tuch wieder in den Hals und band die zerfetzte Halsbinde fest darum.

Dann stand er auf, die Milizmarke in der Hand. Als sich die Büsche teilten, wandte er sich ihnen zu und winkte freudig grüßend mit dem Arm.

67

Nachspiel

Da es inzwischen halb drei Uhr war, der Feind sich vollständig zerstreut hatte und sich die Armee fünf Meilen vom Lager entfernt befand, wurde es für ratsam befunden, keine Zeit zu verlieren, sondern unverzüglich zum Lager von Alamance zurückzukehren. Leere Wagen wurden aus dem Lager herbei geordert, um die toten und verwundeten Loyalisten aufzunehmen, und selbst mehrere der verwundeten Rebellen, die zugaben, dass sie im Fall eines Sieges keine Gnade gekannt hätten außer für jene, die zu ihnen übergelaufen wären, wurden dennoch gut versorgt und ihre verletzungen verbunden.

- »Tagebuch der Expedition gegen die Aufrührer«, Wm. Tryon

Eine Musketenkugel hatte David Wingate den Ellbogen zertrümmert. Pech; hätte sie ihn drei Zentimeter höher getroffen, hätte sie ihm zwar den Knochen gebrochen, doch er wäre sauber verheilt. Ich hatte das Gelenk an der Außenseite mit einem halbkreisförmigen Einschnitt geöffnet und sowohl die flach gedrückte Kugel als auch mehrere Knochensplitter herausgepult, doch der Knorpel war schwer beschädigt, und die Bizepssehne war vollständig durchtrennt; ich konnte ihr silbrig glänzendes Ende tief im dunkelroten Muskelfleisch verborgen sehen.

Ich kaute nachdenklich an meiner Unterlippe. Wenn ich den Dingen ihren Lauf ließ, würde der Arm dauerhaft - und schlimm - verkrüppelt enden. Wenn es mir gelang, die abgetrennte Sehne wieder zu befestigen und die Knochenenden in der Gelenkkapsel gut zu richten, war es möglich, dass er wieder einigermaßen benutzbar wurde.

Ich sah mich an der Lagerstelle um, die jetzt einem Ambulanzdepot ähnelte und mit Körpern, Ausrüstungsgegenständen und blutigen Verbänden übersät war. Die meisten der Körper bewegten sich Gott sei Dank, und sei es nur, um zu fluchen oder zu stöhnen. Ein Mann war schon tot gewesen, als seine Freunde ihn brachten; in seine Decke gewickelt, lag er im Schatten eines Baumes.

Die meisten Verletzungen, die ich versorgen musste, waren leicht gewesen, obwohl zwei Männer Bauchdurchschüsse erlitten hatten; ich konnte nichts weiter für sie tun als sie warm zu halten und das Beste zu hoffen. Brianna überprüfte sie alle paar Minuten auf Anzeichen eines Schocks oder steigenden Fiebers und machte dann wieder die Runde, um den leichter verletzten Männern Honigwasser zu verabreichen. Besser, wenn sie zu tun hatte, dachte ich, und wenn sie in Bewegung blieb, auch wenn ihr Gesicht einer der wilden Wicken glich, die sich an dem Busch in meinem Rücken hochrankten - weiß und faltig und fest zugekniffen zum Schutz vor den Schrecken des Tages.

Unmittelbar nach dem Ende der Schlacht hatte ich ein Bein amputieren müssen. Es war ein Mann aus Mercers Kompanie - die neben uns lagerte und keinen eigenen Arzt hatte -, der von einem zurückprallenden Mörsergeschoss getroffen worden war. Es hatte ihm den Großteil seines Fußes abgerissen, so dass die Haut des Unterschenkels in Fetzen an seinem zersplitterten Knochen hing. Ich hatte gedacht, sie würde in Ohnmacht fallen, als die schwere Gliedmaße zu ihren Füßen in den Staub polterte, und sie hatte wohl dasselbe gedacht, doch wie durch ein Wunder war sie auf den Beinen geblieben und hatte den Patienten gestützt - der Gott sei Dank tatsächlich in Ohnmacht gefallen war -, während ich mit brutaler Geschwindigkeit seine blutenden Adern kauterisierte und den Stumpf verband.

Jamie war fort; er hatte seine Männer zurückgebracht, mich in den Arm genommen und mich heftig geküsst, dann hatte er sich mit den Lindsays auf den Weg zum Gouverneur gemacht, um ihm die Gefangenen zu bringen - und sich unterwegs nach Neuigkeiten von Roger umzuhören.

Die Erleichterung über Jamies Rückkehr gab meinem Herzen Auftrieb, aber die Angst um Roger lag als kleines, schweres Gegengewicht unter

meinem Brustbein. Doch solange ich arbeitete, konnte ich sie ignorieren. Keine Neuigkeiten waren erst einmal gute Neuigkeiten, und ich begrüßte die unmittelbare Realität von Leiden und Linderung als willkommene Zuflucht vor meiner Phantasie.

Sonst schien es keine dringenden Fälle zu geben. Es kamen immer noch vereinzelt Männer an, und Brianna blickte bei jedem Neuankömmling auf, und das Herz hüpfte ihr in die Augen. Wenn einer von ihnen mich brauchte, würde sie mich rufen. Nun gut, beschloss ich. Ich hatte genug Zeit; ich würde es versuchen. Es gab nicht viel zu verlieren, abgesehen von einigen zusätzlichen Schmerzen für Mr. Wingate, und ich würde ihn fragen, ob er dazu bereit war.

Er war wachsbleich und schweißbedeckt, saß aber noch gerade. Er erteilte mir kopfnickend seine Erlaubnis, und ich reichte ihm erneut die Whiskyflasche; er führte sie so zielsicher an seinen Mund, als enthielte sie das Elixier des Lebens. Ich rief einen der anderen Männer, um seinen Arm still zu halten, während ich arbeitete, und schnitt die Haut direkt über seiner Ellenbeuge rasch in Form eines umgekehrten ›T‹ ein, um das untere Ende des Bizeps freizulegen und die Stelle besser zugänglich zu machen. Ich bohrte mit meiner längsten Zange nach der zähen Silbersträhne der durchtrennten Sehne, die ich so weit wie möglich herunterzog, bis ich eine geeignete Stelle fand, um sie mit einem Faden zu durchbohren, und machte mich dann an die komplizierte Aufgabe, die getrennten Enden wieder zu verbinden.

Jetzt verlor ich jeden Kontakt mit meiner Umgebung und konzentrierte mich ganz auf meine Aufgabe. Ich war mir dumpf bewusst, dass zu meinen Füßen Tropfen auf den Boden platschten, doch ich wusste nicht, ob es der Schweiß war, der mir über Arme und Gesicht lief, das aufquellende Blut des Patienten oder beides. Ich hätte die Hände einer ausgebildeten Krankenschwester als Assistenz brauchen können, doch es war nun einmal keine da, also behalf ich mir mit meinen eigenen Händen. Doch ich hatte eine feine Chirurgennadel und dünnes Nähmaterial aus abgekochter Seide; die Stiche hinterließen eine kleine, ordentliche Naht, ein auffälliges, schwarzes Zickzackmuster, das meinen soliden Halt in dem schlüpfrigen, glänzenden Gewebe markierte. Normalerweise hätte ich für derartige

Arbeiten im Körperinneren Catgutfäden benutzt, da sich diese allmählich auflösten und vom Körper resorbiert wurden. Doch Sehnen heilten so langsam - wenn überhaupt -, dass ich das nicht riskieren konnte. Die Seidennaht würde einfach für immer bleiben, wo sie war, und ich betete, dass sie nicht ihrerseits Probleme verursachen würde.

Dann war das Schwierigste vorbei, und die Zeit setzte sich wieder in Bewegung. Es gelang mir, beruhigend auf David einzureden, der das Ganze tapfer überstanden hatte; er nickte, und obwohl er die Zähne zusammengebissen hatte und seine Wangen tränennass waren, versuchte er zaghaft zu lächeln, als ich ihm sagte, dass es überstanden war. Er schrie, als ich die Wunden mit Alkohollösung ausspülte - das taten sie alle; sie kamen nicht dagegen an, die armen Kerle -, doch als ich die chirurgischen Einschnitte nähte und seine Wunden verband, sackte er zitternd zurück.

Hierzu bedurfte es keines großen Könnens; ich konnte meine Aufmerksamkeit wandern lassen, und allmählich wurde mir bewusst, dass einige der Männer in meinem Rücken über die Schlacht diskutierten und voll des Lobes für Gouverneur Tryon waren.

»Dann hast du es also gesehen?«, fragte einer mit Feuereifer. »Hat er wirklich getan, was sie sagen?«

»Der Teufel soll mich holen, wenn es nicht so war«, erwiderte sein Kamerad herablassend. »Ich habe es doch schließlich mit eigenen Augen gesehen. Er ist bis auf dreihundert Fuß an die Schufte herangeritten und hat ihnen von Angesicht zu Angesicht befohlen, sich zu ergeben. Eine Minute lang kam keine Antwort, und sie haben sich nur gegenseitig angeschaut, um zu sehen, wer wohl für sie sprechen würde, und dann ruft einer, nein, verdammt, sie würden sich nicht ergeben. Also macht der Gouverneur ein finsteres Gesicht wie eine Gewitterwolke, lässt sein Pferd steigen und hebt sein Schwert, dann lässt er es sinken und ruft: Feuert ›auf sie!‹«

»Und habt ihr das getan?«

»Nein, haben wir nicht«, warf eine andere, etwas gebildetere Stimme in ausgesprochen trockenem Ton ein. »Kannst du uns das verdenken? Ein Handgeld von vierzig Shilling für jeden, der sich der Miliz anschließt, ist

eine Sache, aber kaltblütig auf jemanden zu feuern, den man kennt, ist etwas anderes. Ich habe zur anderen Seite geblickt, und wen sehe ich da? Grinst mich doch der Vetter meiner Frau an! Ich will ja nicht behaupten, dass ich den Schlingel besonders gut leiden kann, und der Rest der Familie auch nicht, aber wie soll ich denn nach Hause gehen und meiner Sally sagen, dass ich gerade einen Haufen Löcher in ihren Vetter Millard geschossen habe?«

»Besser, als wenn Vetter Millard dir denselben Gefallen tut«, sagte die erste Stimme mit einem hörbaren Grinsen, und der dritte Mann lachte.

»Stimmt«, sagte er. »Aber wir haben nicht gewartet, bis es dazu kam. Der Gouverneur ist rot geworden wie ein Truthahn, als seine Männer gezögert haben. Er hat sich mit hoch erhobenem Schwert in die Steigbügel gestellt, uns alle angefunkelt und gebrüllt: ›Feuer verdammt! Feuert auf sie, sonst feuert auf mich!‹«

Der Erzähler gestaltete seine Wiedergabe dieses Ereignisses sehr lebendig, und unter seinen Zuschauern erscholl bewunderndes Gemurmel.

»Das ist noch einmal ein Soldat!«, sagte eine Stimme, gefolgt von allgemeinem Beifallsgebrumm.

»Also haben wir gefeuert«, sagte der Erzähler mit einem schwachen Achselzucken in der Stimme. »Hat nicht besonders lange gedauert, als wir einmal dabei waren. Wie es aussieht, ist Vetter Millard ziemlich schnell, wenn er einmal losläuft. Der Schuft ist heil davongekommen.«

Darauf folgte weiteres Gelächter, und ich lächelte und klopfte David auf die Schulter. Er hörte ebenfalls zu, denn die Unterhaltung war ihm eine willkommene Ablenkung.

»Nein, Sir«, pflichtete ein anderer bei. »Aber ich glaube, diesmal will Tryon sichergehen, dass er der Sieger ist. Habe gehört, dass er die Anführer der Regulatoren auf dem Feld hängen will.«

»Dass er was?« Bei diesen Worten wirbelte ich herum, den Verband noch in der Hand.

Die kleine Männergruppe blinzelte mich überrascht an.

»Ja, Ma’am«, sagte einer der Männer und tippte sich befangen an den Hut. »Ein Mann aus Lillingtons Brigade hat es mir erzählt; er war unterwegs, um sich den Spaß anzusehen.«

»Spaß«, murmelte ein anderer und bekreuzigte sich.

»Es wäre eine Schande, wenn er den Quäker hängt«, äußerte ein anderer, dessen Gesicht im Schatten lag. »Der alte Husband mag ja gedruckt eine Landplage sein, aber er ist kein übler Kerl. James Hunter und Ninian Hamilton auch nicht.«

»Vielleicht hängt er ja Vetter Millard«, meinte ein anderer und stieß seinen Nachbarn grinsend an. »Dann bist du ihn los, und deine Frau kann es dem Gouverneur vorwerfen!«

Es ertönte eine Lachsalve, jedoch gedämpft. Ich wandte mich wieder meiner Arbeit zu und konzentrierte mich voll und ganz darauf, um das Bild dessen zu verdrängen, was sich in diesem Moment auf dem Schlachtfeld abspielte.

Ein Krieg war etwas Furchtbares, selbst wenn er unvermeidlich war. Kaltblütige Rache durch den Sieger war noch schlimmer. Und doch war sie aus Tryons Perspektive möglicherweise ebenfalls unvermeidlich. Die Schlacht war relativ rasch vorbei gewesen und hatte relativ wenige Opfer gefordert. Ich hatte nur etwa zwanzig Verwundete in meiner Obhut, und ich hatte nur einen Toten gesehen. Natürlich gab es an anderer Stelle bestimmt noch mehr, doch entnahm ich den Kommentaren in meiner Umgebung, dass die Schlacht eine Treibjagd gewesen war, aber kein Gemetzel, da die Milizionäre sich nicht besonders dafür hatten begeistern können, ihre Mitbürger zu meucheln, Vettern oder nicht.

Das bedeutete, dass die meisten Regulatoren unverletzt überlebten. Ich ging davon aus, dass der Gouverneur der Ansicht war, dass eine drastische Geste nottat, um seinen Sieg zu besiegeln, die Überlebenden einzuschüchtern und den schon lange glühenden Docht dieser gefährlichen Bewegung ein für allemal zu löschen.

Es kam Unruhe auf, und ich hörte die Hufe eines Pferdes. Ich blickte auf - neben mir fuhr Briannas Kopf in die Höhe, und ihr Körper spannte sich an - und sah Jamie zurückkommen. Murdo Lindsay saß mit ihm auf dem

Pferd. Beide Männer glitten herab, und er schickte Murdo mit der Bitte fort, sich um Gideon zu kümmern. Dann kam er sofort zu mir.

Ich konnte seiner nervösen Miene ansehen, dass er nichts von Roger gehört hatte; er blickte mir ins Gesicht und sah seinerseits die Antwort auf seine Frage darin. Er ließ entmutigt die Schultern sinken, dann richtete er sich gerade auf.

»Ich gehe und suche das Feld ab«, sagte er leise zu mir. »Ich habe bereits alle Kompanien benachrichtigt. Wenn er irgendwo gefunden wird, wird man uns benachrichtigen.«

»Ich gehe mit dir.« Schon zog sich Brianna ihre schmutzige Schürze aus und ballte sie zusammen.

Jamie sah sie an, dann nickte er.

»Aye, ja, natürlich. Nur eine Minute - ich hole Josh, damit er deiner Mutter hilft.«

»Ich mache - mache die Pferde fertig.« Ihre Bewegungen waren schnell und ruckartig und ließen ihre übliche, athletische Eleganz vermissen. Sie ließ die Wasserflasche fallen, die sie in der Hand hatte, und sie brauchte mehrere Versuche, um sie wieder aufzuheben. Ich nahm sie ihr ab, bevor sie sie erneut fallen lassen konnte, und drückte ihr fest die Hand.

Ihr Mundwinkel zuckte, als sie mich ansah; ich ging davon aus, dass es ein Lächeln sein sollte.

»Ihm ist nichts zugestoßen«, sagte sie. »Wir finden ihn schon.«

»Ja«, sagte ich und ließ ihre Hand los. »Ich weiß.«

Ich sah zu, wie sie über die Lichtung eilte, die Hände in ihren gerafften Röcken geballt, und spürte, wie sich das Gewicht meiner Angst löste und wie ein Stein in meinem Bauch versank.

68

Die Vollstreckung

Roger kam langsam zu sich und spürte einen dröhnenden Schmerz und furchtbare Unruhe. Er hatte keine Ahnung, wo er war oder wie er dort hingekommen war, aber er hörte Stimmen, ein Gewirr von Stimmen, von denen sich einige so unterhielten, dass sich ihre Worte ganz knapp seinem Verständnis entzogen, und andere in schrillen Dissonanzen sangen wie die Harpyien. Im ersten Moment hatte er das Gefühl, die Stimmen befänden sich in seinem Kopf. Er konnte sie sehen, kleine, braune Gestalten mit Lederflügeln und scharfen Zähnen, die so heftig aufeinander prallten, dass hinter seinen Augen kleine Lichterbomben explodierten.

Er konnte die Naht spüren, an der sich sein Kopf gleich unter dem Druck spalten würde, ein brennender Streifen, der über die Oberseite seines Schädels lief. Er wünschte, es würde jemand kommen und sie aufreißen, um die fliegenden Stimmen und das ganze Getöse ins Freie zu lassen, bis sein Schädel nur noch eine leere Schale aus glänzendem Knochenmaterial war.

Ihm war nicht bewusst, dass er die Augen offen hatte, und er starrte einige Minuten dumpf vor sich hin, weil er glaubte, die Szene, die er vor sich sah, sei immer noch Teil des Tohuwabohus in seinem Schädel. Vor ihm schwärmte eine farbige Menschenmasse umher, wirbelnde Blau-, Rot- und Gelbtöne vermischt mit grünen und braunen Klecksen.

Ein Defekt seines Sehvermögens raubte ihm das Gefühl für Perspektive und führte dazu, dass er sie nur als Bruchstücke sah - ein Gewimmel von Köpfen, das wie ein Haufen behaarter Ballons umherschwebte, ein wedelnder Arm, der ein knallrotes Banner trug und von seinem Körper abgetrennt zu sein schien. Mehrere Beinpaare, die dicht in seiner Nähe stehen mussten... saß er vielleicht auf dem Boden? Ja. Eine Fliege dröhnte an seinem Ohr vorbei und landete summend auf seiner Oberlippe. Er

bewegte sich automatisch, um sie zu erschlagen, und erst jetzt wurde ihm klar, dass er in der Tat wach war - und dass er nach wie vor gefesselt war.

Seine Hände waren so taub, dass er dort nichts mehr spürte, doch der Schmerz pulsierte jetzt durch seine überanstrengten Arm- und Schultermuskeln. Er schüttelte den Kopf, um ihn frei zu bekommen, ein schrecklicher Fehler. Ein blendender Schmerz fuhr ihm durch den Schädel, bis ihm das Wasser in den Augen stand.

Er kniff die Augen fest zu und zwang sich unter tiefem Durchatmen, sich an irgendeinen Fetzen der Realität zu klammern und zu sich zu kommen. *Konzentration*, dachte er. *Reiß*. Die singenden Stimmen waren allmählich verstummt, und nur ein schwaches Summen in seinen Ohren war geblieben. Doch die anderen redeten immer noch, und jetzt, da er wusste, dass ihr Klang real war, gelang es ihm, hier und dort ein Wort herauszupicken und es zuckend festzunageln, um es auf seine Bedeutung hin zu untersuchen.

»Exempel.«

»Gouverneur.«

»Seil.«

»Pisse.«

»Regulatoren.«

»Eintopf.«

»Fuß.«

»Hängen.«

»Hillsborough.«

»Wasser.«

»Wasser.« Dieses Wort ergab einen Sinn. Er wusste, was Wasser war. Er hätte gern Wasser gehabt, furchtbar gern sogar. Seine Kehle war trocken, sein Mund fühlte sich an, als hätte man ihn vollgestopft mit... er war tatsächlich mit etwas vollgestopft; er musste würgen, als seine Zunge eine unbewusste Schluckbewegung versuchte.

»Gouverneur.« Jemand sagte das Wort mehrfach direkt über ihm, und er blickte auf. Er heftete seinen verschwommenen Blick auf ein Gesicht. Hager, dunkel, entschlossen.

»Seid Ihr sicher?«, sagte das Gesicht, und er fragte sich dumpf, *sicher in Bezug auf was?* Er war sich nur einer Sache sicher, und zwar, dass es ihm lausig ging.

»Ja, Sir«, sagte eine andere Stimme, und er sah, wie ein anderes Gesicht neben dem ersten in sein Blickfeld schwamm. Dieses hier kam ihm bekannt vor; es war von einem dichten, schwarzen Bart umrahmt. »Ich habe ihn in Hermon Husbands Lager mit Husband palavern sehen. Fragt die Gefangenen, Sir - sie werden es Euch bestätigen.«

Der erste Kopf nickte. Er wandte sich zur Seite und blickte auf, um jemanden anzusprechen, der größer war als er. Rogers Blick driftete suchend höher, und er fuhr mit einem unterdrückten Ausruf hoch, als er die grünen Augen teilnahmslos auf sich hinabblicken sah.

»Er ist James MacQuiston«, sagte der Grünäugige und nickte zur Bestätigung. »Aus Hudgin's Ferry.«

»Habt Ihr ihn in der Schlacht gesehen?« Jetzt konnte er den Mann ganz scharf sehen, ein soldatisch aussehender Kerl Ende dreißig, der eine Uniform trug. Und er begriff noch etwas - James MacQuiston. Er hatte schon von MacQuiston gehört... was...?

»Er hat einen Mann aus meiner Kompanie getötet«, sagte Grünauge, und seine Stimme war heiser vor Wut. »Hat ihn kaltblütig erschossen, als er verwundet am Boden lag.«

Der Gouverneur - das musste er sein, Gouverneur... Tryon! Das war der Name! Der Gouverneur nickte, und ein Stirnrunzeln hatte sich tief in sein Gesicht gegraben.

»Also nehmt ihn auch«, sagte er und wandte sich ab. »Drei sind fürs Erste genug.«

Hände packten Roger, zerrten ihn hoch und stützten ihn einen Moment, dann rissen sie ihn mit sich, so dass er das Gleichgewicht verlor, stolperte und sich dann halb gehend weiterbewegte, während zwei Uniformierte sein

Gewicht stützten. Er wehrte sich, denn er wollte sich umdrehen und Grünauge finden - verdammt, wie hieß der Kerl? -, doch sie rissen ihn herum und zwangen ihn, auf eine kleine Anhöhe zuzustolpern, auf deren Scheitel eine riesige Silbereiche stand.

Die Anhöhe war von einem Menschenmeer umringt, doch die Leute traten zurück und machten Platz für Roger und seine Begleiter. Die Unruhe war zurückgekehrt, ein Gefühl, als krabbelten Ameisen unter der Oberfläche seines Gehirns entlang.

MacQuiston, dachte er, und plötzlich stand der Name deutlich vor seinem inneren Auge. *James MacQuiston.* MacQuiston war einer der weniger bedeutenden Anführer der Regulatoren, ein Unruhestifter aus Hudgin's Ferry, dessen flammende Drohungen und Anschuldigungen in der *Gazette* abgedruckt worden waren; Roger hatte sie gelesen.

Warum zum Teufel hatte Grünauge - Buccleigh! Er hieß Buccleigh. Seine Erleichterung, sich an den Namen erinnern zu können, wich abruptem Erschrecken, als er begriff, dass Buccleigh ihnen gesagt hatte, er sei MacQuiston. Warum...

Ihm blieb nicht einmal mehr die Zeit, die Frage zu Ende zu denken, da sich jetzt die letzten Reihen vor ihm teilten und er die Pferde unter dem Baum sah - und die Schlingen, die von seinen Ästen über ihren Sätteln baumelten.

Sie hielten die drei Pferde an den Köpfen fest, während man die drei Männer darauf setzte. Blätter streiften seine Wangen, Zweige verfingen sich in seinem Haar, und er duckte sich und wandte instinktiv den Kopf zur Seite, um zu verhindern, dass ihm die Augen ausgestochen wurden.

Ein Stückchen weiter sah er auf der Lichtung die Gestalt einer Frau, die halb von der Menge verdeckt wurde; unscheinbar, jedoch mit dem unverwechselbar runden Körper eines Kindes auf dem Arm, eine kleine, braune Madonna. Dieser Anblick ließ ihn auffahren; ein Stoß fuhr ihm durch Brust und Bauch, und die Erinnerung an Brianna mit Jemmy auf dem Arm durchraste seinen Kopf.

Er warf sich mit aufgebäumtem Rücken zur Seite, spürte, wie er rutschte, und hatte keine Hände, um sich abzufangen. Andere Hände fingen ihn auf, schoben ihn zurück, eine schlug ihn mit aller Kraft ins Gesicht. Er schüttelte mit tränenden Augen den Kopf, und sah verschwommen, wie die braunhaarige Madonna jemandem ihr Bündel in die Hand drückte, ihre Röcke raffte und losrannte, als sei der Teufel hinter ihr her.

Etwas Schweres fiel ihm gleitend wie eine Schlange auf die Brust. Kratziger Hanf streifte seinen Hals, zog sich fest um seine Kehle, und er schrie hinter seinem Knebel los.

Er wehrte sich, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, ob es Folgen oder einen Sinn hatte, nur vom Überlebensinstinkt getrieben. Ohne Rücksicht auf seine blutenden Handgelenke oder seine überdehnten Muskeln, die Oberschenkel so fest um den Rumpf des Pferdes geklammert, dass es protestierend zuckte, riss er mit einer Kraft an seinen Fesseln, von der er sich niemals vorgestellt hätte, dass er sie besaß.

Auf der anderen Seite der Lichtung hatte das Kind begonnen, nach seiner Mutter zu kreischen. Die Menge war verstummt, und die Schreie des Babys hallten laut über den Platz. Der dunkelhaarige Soldat saß auf seinem Pferd, Arm und Schwert erhoben. Er schien etwas zu sagen, doch Roger hörte nur das Tosen des Blutes in seinen Ohren.

Die Knochen seiner Hand knackten, und eine Spur aus flüssiger Hitze zog sich durch seinen Arm, als ein Muskel riss. Das Schwert senkte sich, und die Sonne blitzte auf seiner Klinge auf. Seine Pobacken glitten über den Rumpf des Pferdes nach hinten, gefolgt von seinen hilflosen Beinen, dann stürzte er mit seinem ganzen Gewicht ins Leere.

Ein durchdringender Ruck...

Und er drehte sich würgend, rang nach Luft, und seine Finger kratzten mit brechenden Nägeln an dem Seil, das sich tief in seinen Hals gegraben hatte. Seine Hände hatten sich befreit, doch es war zu spät, er konnte sie nicht spüren, schaffte es nicht. Seine Finger rutschten an den verdrehten Strängen ab, nutzlos, taub und stumpf wie Holz.

Er baumelte an dem Seil, trat um sich und hörte ein fernes Grollen aus der Menge. Er trat um sich und bäumte sich auf, seine Füße fanden keinen Halt, und seine Hände kratzten an seiner Kehle. Seine Brust war kurz vor dem Bersten, sein Rücken bäumte sich auf, und ihm war schwarz vor Augen geworden; in seinen Augenwinkeln flackerten kleine Blitze auf. Er streckte sich Gott entgegen und hörte tief in sich keine Bitte um Gnade, sondern nur ein kreischendes *Nein!,* das in seinen Knochen widerhallte.

Und dann verließ ihn der hartnäckige Impuls, und er spürte, wie sich sein Körper reckte und löste, der Erde entgegen, der Erde. Ein kühler Wind umfing ihn, und er spürte die tröstende Wärme, mit der sich sein Körper entleerte. Ein gleißendes Licht strahlte hinter seinen Augen auf, und er hörte nichts mehr als das Bersten seines Herzens und das ferne Weinen eines verwaisten Kindes.

69

Ein schrecklicher Notfall

Jamie und Brianna waren beinahe fertig zum Aufbruch. Obwohl sie rauchfleckig und erschöpft waren, hatten einige der Männer angeboten, sich dem Suchtrupp anzuschließen, ein Angebot, das Brianna mit zusammengepressten Lippen kopfnickend angenommen hatte. Sie war dankbar für das Hilfsangebot, das wusste ich - doch eine größere Gruppe in Bewegung zu setzen, brauchte seine Zeit, und ich konnte sehen, wie die Ungeduld in roten Flecken unter ihrer Haut aufflammte, während überall ringsum die Waffen gereinigt, Wasserflaschen neu gefüllt und verlegte Schuhe ausfindig gemacht wurden.

Josh war etwas nervös gewesen, was seine neue Rolle als OP-Assistent betraf, doch er war schließlich Stallknecht und daher daran gewöhnt, mit Pferdekrankheiten umzugehen. Der einzige Unterschied, so sagte ich ihm - und brachte ihn damit zum Grinsen -, bestand darin, dass menschliche Patienten einem sagen konnten, wo es weh tat.

Ich hatte gerade innegehalten, um mir die Hände zu waschen, bevor ich einen Kopfhautriss nähte, als mir zu Bewusstsein kam, dass hinter mir am Rand der Wiese Unruhe aufgekommen war. Jamie, der es ebenfalls hörte, wandte den Kopf - und kam dann mit hochgezogenen Augenbrauen rasch zu mir zurück.

»Was ist los?« Ich drehte mich um und sah eine junge Frau, die offensichtlich am Ende ihrer Kräfte war, humpelnd auf uns zutraben. Sie war schmal gebaut und hinkte stark - sie hatte irgendwo einen Schuh verloren -, bewegte sich aber immer noch halb rennend vorwärts, an der einen Seite auf Murdo Lindsay gestützt, der sie auszufragen schien, während er ihr half.

»Fräser!«, hörte ich sie keuchen. »Fraser!« Sie ließ Murdo los und schob sich zwischen den wartenden Männern hindurch, während ihre Augen ihnen suchend in die Gesichter sahen. Ihr braunes Haar war verworren und voller Laub, ihr Gesicht zerkratzt und blutig.

»James... Fraser... ich muss... seid Ihr...?« Sie schnappte keuchend nach Luft, ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft, und ihr Gesicht war so rot, dass es aussah, als würde sie gleich einen Schlaganfall bekommen.

Jamie trat vor und ergriff sie beim Arm.

»Ich bin Jamie Fraser, Kleine. Suchst du mich?«

Sie nickte keuchend, doch zum Reden fehlte ihr der Atem. Ich goss ihr hastig einen Becher Wasser ein, den ich ihr anbot, doch sie schüttelte heftig den Kopf und fuchtelte stattdessen aufgeregt mit den Armen und wies wild gestikulierend zum Fluss.

»Ro... ger«, brachte sie heraus und schnappte nach Luft wie ein gestrandeter Fisch. »Roger. MacKen... zie.« Ehe sie die letzte Silbe ausgesprochen hatte, war Brianna an der Seite der jungen Frau.

»Wo ist er? Ist er verletzt?« Sie ergriff den Arm der jungen Frau, ebenso, um ihr eine Antwort zu entlocken wie um sie zu stützen.

Der Kopf des Mädchens nickte auf und nieder, schüttelte sich hin und her, und sie keuchte: »Häng... sie... sie häng... hängen ihn! Gouv-neur!«

Brianna ließ sie los und rannte zu den Pferden. Jamie war schon dort und band ihre Zügel mit derselben flinken Intensität los, die er zu Beginn der Schlacht an den Tag gelegt hatte. Wortlos bückte er sich und formte mit den Händen einen Steigbügel; Brianna trat hinein, schwang sich in den Sattel und trieb das Pferd zur Bewegung an, noch bevor Jamie das seine erreicht hatte. Doch Gideon holte die Stute innerhalb von Sekunden ein, und beide Pferde verschwanden wie vom Erdboden verschluckt zwischen den Weiden.

Ich murmelte etwas vor mich hin, ohne genau zu wissen, ob es ein Fluch oder ein Gebet war. Ich drückte dem erschrockenen Josh Nadel und Faden in die Hände, ergriff den Beutel mit meiner Notfallausrüstung und rannte

zu meinem Pferd. Hinter mir brach die braunhaarige Frau im Gras zusammen und übergab sich vor Anstrengung.

Ich holte sie innerhalb weniger Augenblicke ein. Wir wussten nicht genau, wo Tryon sein Standgericht abhielt, und verloren wertvolle Zeit, weil Jamie sich wieder und wieder gezwungen sah, anzuhalten und sich vom Pferd zu beugen, um nach dem Weg zu fragen - und die Antworten waren oft konfus und widersprüchlich. Brianna war ganz in sich versunken und bebte wie ein angelegter Pfeil, der zwar zum Abflug bereit war, seine Zielrichtung aber noch nicht kannte.

Ich versuchte, mich auf alles gefasst zu machen, das Schlimmste eingeschlossen. Ich hatte keine Ahnung, was für Vorbereitungen Tryon getroffen hatte oder wie viel Zeit wohl zwischen Verurteilung und Vollstreckung liegen mochte. Nicht sehr viel, dachte ich. Ich kannte Tryon lange genug, um zu wissen, dass er seine Handlungen gut durchdachte, sie dann aber auch entschlossen ausführte - und er wusste mit Sicherheit, dass man solche Dinge am besten schnell erledigte, wenn sie denn sein mussten.

Was den Grund anging... hier ließ mich meine Phantasie vollständig im Stich. Ich konnte nur hoffen, dass die Frau sich geirrt hatte; dass sie jemand anderen für Roger gehalten hatte. Und doch glaubte ich es nicht, und Brianna ebenso wenig - sie trieb ihr Pferd mit einer solchen Heftigkeit über eine sumpfige Stelle, dass ich den Eindruck hatte, sie wäre am liebsten vom Pferd gesprungen und hätte es selbst durch den Schlamm gezogen.

Der Nachmittag verblasste schon, und wir waren von Wolken kleiner Mücken umgeben, doch Jamie machte keine Anstalten, sie zu vertreiben. Seine Schultern waren wie aus Stein gemeißelt und darauf gefasst, die Bürde der Gewissheit zu tragen. Das war es, was mir mindestens so deutlich wie meine eigene Angst sagte, dass Roger wahrscheinlich tot war.

Dieser Gedanke schlug auf mich ein wie ein kleiner, spitzer Hammer von der Sorte, mit der man Steine spaltet. Bis jetzt empfand ich nur kurze, sich wiederholende Schrecksekunden, in denen ich mir den Verlust

ausmalte - jedesmal, wenn ich Briannas weißes Gesicht ansah, wenn ich daran dachte, dass der kleine Jemmy zur Waise werden könnte, wenn ich Rogers sanfte, tiefe Stimme als Echo in der Ferne lachen hörte, wenn er in meinem Herzen sang. Ich versuchte erst gar nicht, die hämmernden Gedanken zu verdrängen; es hätte nichts genützt. Und ich wusste, dass ich erst dann wirklich zerbrechen würde, wenn ich seine Leiche sah.

Selbst dann würde ich nur innerlich brechen. Brianna würde mich brauchen. Jamie würde wie ein Fels zu ihr stehen, würde tun, was getan werden musste - doch auch er würde mich später brauchen. Niemand konnte ihn von der Schuld freisprechen, von der ich wusste, dass er sie empfand, doch ich konnte wenigstens seine Beichte hören, zwischen ihm und Brianna vermitteln. Meine eigene Trauer konnte warten - lange warten, so hoffte ich.

Das Terrain öffnete sich und ging in den flachen Rand einer großen Wiese über. Jamie trieb Gideon zum Galopp an, und die anderen Pferde folgten ihm zügig. Unsere Schatten flogen wie Fledermäuse über das Gras, und das Geräusch unseres Hufgetrappels verlor sich in den Geräuschen der Menschenmenge, die das Feld füllte.

Auf einer Erhebung am anderen Ende der Wiese stand eine riesige Silbereiche, deren Frühlingslaub in der tief stehenden Sonne leuchtete. Mein Pferd machte eine plötzliche Bewegung, um an einer Gruppe von Männern vorbeizuschießen, und dann sah ich sie, drei Strichmännchen, die zerknickt im tiefen Schatten der Eiche baumelten. Der Hammer schlug ein letztes Mal zu, und mein Herz zersplitterte wie Eis.

Zu spät.

Es war eine lausige Hinrichtung. Da er nicht auf offizielle Truppen zurückgreifen konnte, hatte Tryon auch niemanden zur Hand gehabt, der die nötigen, wenn auch schaurigen Handgriffe der Henkerskunst beherrschte. Man hatte die drei Verurteilten auf Pferde gesetzt, die Seile, die man ihnen um die Hälse gelegt hatte, über die Äste geworfen, und auf das Signal hin hatte man die Pferde unter ihnen weggeführt, so dass sie in der Luft baumelten.

Nur einer von ihnen hatte das Glück gehabt, an Genickbruch zu sterben. Ich konnte seinen stark abgewinkelten Kopf sehen, und seine Gliedmaßen hingen schlaff in ihren Fesseln. Es war nicht Roger.

Die anderen waren langsam erstickt. Ein Mann - eine Leiche - wurde gerade abgeschnitten, als ich näher ritt, und in den Armen seines Bruders an mir vorbeigetragen. Ihre Gesichter unterschieden sich nicht sehr; ein jedes war in seiner einsamen Agonie verzerrt und verdunkelt. Sie hatten das erstbeste Seil benutzt, das zur Hand war; es war neu und noch nicht gedehnt. Rogers Zehen schleiften durch den Staub; er war größer gewesen als die anderen. Seine Hände hatten sich befreit; er hatte es geschafft, sich mit den Fingern einer Hand unter dem Seil einzuhaken. Die Finger waren fast schwarz, von jeder Blutzufuhr abgeschnitten. Ich konnte ihm nicht sofort ins Gesicht sehen. Stattdessen sah ich Brianna an; ihre Miene war weiß und vollkommen reglos, jeder Knochen und jede Sehne wie im Tod erstarrt.

Jamies Gesicht sah nicht anders aus, doch während Briannas Augen vor Entsetzen ausdruckslos waren, brannten die seinen wie schwarze, verkohlte Löcher in seinem Schädelknochen. Er blieb einen Moment vor Roger stehen, dann bekreuzigte er sich und sagte ganz leise etwas auf Gälisch. Er zog den Dolch an seiner Seite.

»Ich halte ihn fest. Schneide du ihn ab.« Jamie reichte Brianna das Messer, ohne sie anzusehen. Dann trat er vor, fasste den Körper um die Hüfte und hob ihn ein wenig an, um den Zug von dem Seil zu nehmen.

Roger stöhnte. Jamie erstarrte, die Arme eng um ihn geschlungen, und seine vor Schreck geweiteten Augen huschten zu mir herüber. Das Geräusch war fast unhörbar gewesen, und nur Jamies Reaktion überzeugte mich davon, dass ich es tatsächlich gehört hatte - doch ich hatte es gehört, und Brianna ebenfalls. Sie stürzte sich auf das Seil und sägte es hektisch und schweigend durch, und ich begann - im ersten Augenblick reglos vor Verblüffung - so schnell wie möglich zu überlegen.

Vielleicht nicht; vielleicht war es ja nur das Geräusch der Restluft gewesen, die bei der Bewegung aus dem Körper entwich - doch das war es

nicht; ich konnte Jamies Gesicht sehen, als er ihn festhielt, und ich wusste, dass es nicht so war.

Ich schoss nach vorn und streckte die Hände aus, als Roger herabsank, um seinen Kopf aufzufangen und ihn gerade zu halten, während Jamie ihn zu Boden gleiten ließ. Er war kalt, aber fest. Natürlich, wenn er lebte, war das ganz normal, aber ich war auf das schlaffe Gefühl toten Fleisches gefasst gewesen und erschrak enorm, als ich Leben unter meinen Händen spürte.

»Ein Brett«, sagte ich atemlos, als hätte mir jemand in den Bauch geboxt. »Eine Planke, eine Tür, etwas, worauf wir ihn legen können. Wir dürfen seinen Kopf nicht bewegen; es kann sein, dass sein Genick gebrochen ist.«

Jamie schluckte krampfhaft, dann ruckte er befangen mit dem Kopf und setzte sich in Bewegung. Er ging zunächst steif, dann schneller und schneller an den Trauben trauernder Verwandter und neugieriger Gaffer vorbei, deren Blicke sich jetzt in unsere Richtung wandten.

Brianna hatte den Dolch immer noch in der Hand. Als die Leute sich jetzt auf uns zubewegten, trat sie an mir vorbei, und mein Blick fiel kurz auf ihr Gesicht. Es war immer noch weiß, immer noch starr - doch ihre Augen brannten jetzt in einem schwarzen Licht, das jede Menschenseele zu versengen drohte, die so töricht war, uns zu nahe zu kommen.

Ich konnte keine Aufmerksamkeit an etwaige Einmischungen verschwenden - oder an sonst etwas. Er atmete nicht sichtbar; keine offensichtlichen Bewegungen der Brust, kein Zucken der Lippen oder Nasenflügel. Ich tastete sein freies Handgelenk vergeblich nach seinem Puls ab - zwecklos, in den geschwollenen Gewebemassen an seinem Hals zu graben - und fand schließlich seine Bauchschlagader, die unter seinem Brustbein schwach vor sich hin schlug.

Das Seil hatte sich tief in seinen Hals gegraben; ich suchte in meiner Tasche hektisch nach meinem Taschenmesser. Es war ein neues Seil, frischer Hanf. Die Fasern waren haarig und hatten braune Flecken aus getrocknetem Blut - eine Tatsache, die ich beiläufig mit dem abgelegenen Teil meines Verstandes registrierte, der für solche Dinge Zeit hatte,

während meine Hände beschäftigt waren. Neue Seile sind dehnbar. Ein richtiger Henker hat seine eigenen Seile, die schon gedehnt und eingeölt sind und die er vor Gebrauch ausprobiert hat. Der rohe Hanf zerkratzte mir die Finger und stach schmerzhaft unter meinen Fingernägeln, während ich daran zog, sägte und zerrte.

Die letzte Strähne barst, und ich riss sie ab, ohne mich darum zu kümmern, ob das Seil Rogers Haut zerschürfte - das spielte jetzt kaum eine Rolle. Ich konnte es nicht riskieren, seinen Kopf hintenüber zu beugen; wenn seine Halswirbel gebrochen waren, konnte ich ihn damit zum Krüppel machen oder umbringen. Wenn er allerdings nicht atmen konnte, spielte auch das keine Rolle mehr.

Ich ergriff ihn am Kinn und versuchte, ihm mit den Fingern durch den Mund zu fahren, um ihn von Schleim und anderen Blockaden zu befreien. Es nützte nichts; seine Zunge war geschwollen - sie ragte ihm zwar nicht aus dem Mund, doch sie war im Weg. Aber Luft braucht weniger Platz als ein Finger. Ich kniff ihm die Nase zu, holte ein paar Mal so tief wie möglich Luft, dann legte ich meinen Mund auf den seinen und blies.

Hätte ich sein Gesicht gesehen, als er noch am Baum hing, wäre mir sofort klar gewesen, dass er nicht tot war; seine Gesichtszüge waren erschlafft, als er das Bewusstsein verlor, und seine Lippen und Augenlider waren blau - doch sein Gesicht war nicht durch einen Blutstau geschwärzt, und seine Augen quollen nicht vor, sondern sie waren geschlossen. Sein Darm hatte sich entleert, aber sein Rückenmarkskanal war intakt, und er war nicht erstickt - noch nicht.

Allerdings lief er jetzt Gefahr, genau dies vor meiner Nase zu tun. Sein Brustkorb bewegte sich nicht. Ich holte erneut Luft und blies, wobei ich meine freie Hand auf seine Brust legte. Nichts. Ich blies. Keine Bewegung. Ich blies. Ein bisschen. Nicht genug. Ich blies. Die Luft entströmte rings um meinen Mund. Ich blies. Es war nicht so, als wollte man einen Ballon aufblasen, sondern einen Stein. Ich blies noch einmal.

Stimmengewirr über meinem Kopf. Brianna rief etwas, dann war Jamie an meiner Seite.

»Hier ist das Brett«, sagte er ruhig. »Was müssen wir tun?«

Ich holte keuchend Luft und wischte mir über den Mund.

»Nimm du seine Hüften, Brianna seine Schultern. Hebt ihn an, wenn ich es euch sage, nicht vorher.«

Wir lagerten ihn zügig um, und ich hielt seinen Kopf in den Händen, als sei es der Heilige Gral. Wir waren jetzt ganz von Leuten umringt, doch ich hatte keine Zeit, mich nach ihnen umzusehen oder ihnen zuzuhören; ich hatte nur Augen für das, was zu tun war.

Ich riss mir meinen Unterrock herunter, rollte ihn zusammen und stützte damit seinen Nacken ab; zwar hatte ich nichts knirschen oder knacken gespürt, als wir ihn umlagerten, aber ich brauchte mein ganzes Glück für andere Dinge. Dank seiner Sturheit oder durch ein schieres Wunder war er noch nicht tot. Aber er hatte einige Zeit dort gehangen, und die Schwellungen in seinem Hals würden in Kürze bewerkstelligen, was das Seil allein nicht geschafft hatte.

Ich hatte keine Ahnung, ob mir nur Minuten blieben oder eine Stunde, doch es würde unausweichlich geschehen, und es gab nur ein Gegenmittel. Es sickerten nur wenige Luftmoleküle durch die Masse seines gequetschten, zerstörten Gewebes; wenn die Schwellung nur ein kleines bisschen zunahm, würde sie den Durchgang komplett versiegeln. Und wenn die Luft seine Lungen nicht durch Nase oder Mund erreichen konnte, musste ein anderer Zugang her.

Ich drehte mich zu Jamie um, doch es war Brianna, die neben mir kniete. Getöse im Hintergrund deutete darauf hin, dass sich Jamie um unsere Zuschauer kümmerte.

Ein Luftröhrenschnitt? Eine schnelle Methode, die keiner großen Erfahrung bedurfte, doch der Schnitt war schwierig offen zu halten - und reichte möglicherweise nicht aus, um das Hindernis zu überwinden. Ich hatte eine Hand auf Rogers Brustbein liegen, und sein Herz schlug sanft und beruhigend unter meinen Fingern. Kräftig genug... vielleicht.

»Nun denn«, sagte ich zu Brianna und hoffte, dass ich mich ganz ruhig anhörte. »Ich brauche ein wenig Hilfe.«

»Ja«, sagte sie, und sie klang Gott sei Dank ruhig. »Was soll ich tun?«

Im Prinzip nichts besonders Schwieriges; sie musste nur Rogers Kopf weit zurückziehen und ihn still halten, während ich ihm die Kehle aufschlitzte. Natürlich war es gut möglich, dass wir seinen Rückenmarkskanal verletzten, wenn eine Fraktur vorlag, oder ihn unwiderruflich zusammendrückten. Doch darum brauchte sich Brianna nicht noch zusätzlich zu sorgen - oder auch nur davon zu wissen.

Sie kniete sich neben seinen Kopf und tat, was ich ihr sagte. Das Mittelfell der Luftröhre wölbte sich sichtbar vor, als sich jetzt die darüberliegenden Bänder und die Haut dehnten. Da war sie, akkurat - so hoffte ich - zwischen den großen Blutgefäßen auf beiden Seiten eingerahmt. Wenn nicht, war es gut möglich, dass ich ihm die Halsschlagader oder die Drosselvene anritzte und er mir unter den Händen verblutete.

Der einzige Vorteil eines schrecklichen Notfalls ist, dass er einem den Freiraum verleiht, Dinge zu versuchen, die man kaltblütig niemals ausführen würde.

Ich tastete mit zittrigen Fingern nach dem Alkoholfläschchen, das ich in meiner Tasche trug. Beinahe hätte ich es fallen gelassen, doch als ich mir erst einmal etwas von seinem Inhalt über die Finger geschüttet hatte und sowohl mein Skalpell als auch Rogers Hals damit abgewischt hatte, war die Trance des Chirurgen über mich gekommen, und meine Hände waren wieder ruhig.

Ich nahm mir ein paar Sekunden Zeit, mit geschlossenen Augen, die Hände auf seinem Hals, nach dem schwachen Pulsieren der Arterie und der etwas weicheren Schilddrüse zu tasten. Ich übte leichten Druck nach oben aus; ja, sie bewegte sich. Ich massierte die Verengung der Schilddrüse und schob sie fest auf seinen Kopf zu, damit sie nicht im Weg war, und drückte mit der anderen Hand die Klinge des Messers in den vierten Luftröhrenknorpel.

Der Knorpel war an dieser Stelle U-förmig, dahinter lag die Speiseröhre, weich und verletzlich; ich durfte nicht zu tief zustechen. Ich spürte, wie sich die Fasern von Haut und Bändern teilten, Widerstand, dann das leise Pop beim Eindringen der Klinge. Ein plötzliches, lautes

Gurgeln, gefolgt von einem wässrigen Pfeifen; das Geräusch von Luft, die durch Blut gesogen wurde. Rogers Brust bewegte sich. Ich spürte es, und erst in diesem Moment begriff ich, dass ich die Augen immer noch geschlossen hatte.

70

Alles ist gut

Er ließ sich von der Schwärze wiegen, deren warme Vollkommenheit ihn tröstete. Er spürte, dass sich an ihrer Außenseite etwas schwach regte, eine schmerzhafte, aufdringliche Präsenz, und er zog sich in den Schutz der Dunkelheit zurück. Doch sie schmolz rings um ihn dahin und gab ihn stellenweise dem Licht und der Härte preis.

Er öffnete die Augen. Er konnte nicht sagen, worauf sein Blick fiel, und bemühte sich darum, es zu begreifen. Sein Kopf dröhnte, und mit ihm ein Dutzend andere, pulsierende Stellen, jede einzelne eine gleißende, durchdringende Schmerzattacke. Er spürte die schmerzenden Punkte wie Stecknadeln, die ihn wie einen Schmetterling an ein Brett festzuheften schienen. Vielleicht konnte er ja davonfliegen, wenn es ihm nur gelang, sie herauszuziehen...

Er schloss die Augen wieder und suchte Trost in der Dunkelheit. Er konnte sich dumpf an eine schreckliche Anstrengung erinnern, bei der seine Rippenmuskeln so verzweifelt nach Luft gerungen hatten, dass sie gerissen waren. Irgendwo in seiner Erinnerung war Wasser, das ihm in die Nase drang und seine Kleider aufblähte... war er im Begriff zu ertrinken? Diese Vorstellung ließ eine leise Alarmglocke in seinem Kopf läuten. Man sagte, das Ertrinken sei ein leichter Tod, als schliefe man ein. War er im Begriff, allmählich in eine verräterische, endgültige Entspannung zu sinken, während er sich dem verführerischen Dunkel anheimgab?

Er fuhr zusammen und ruderte mit den Armen, um sich umzudrehen und an die Oberfläche zu gelangen. Der Schmerz durchbarst seine Brust und brannte in seiner Kehle; er versuchte zu husten und konnte es nicht, versuchte, Luft zu schlucken, und fand keine, prallte gegen etwas Festes...

Etwas ergriff ihn, hielt ihn still. Ein Gesicht tauchte über ihm auf, ein verschwommener Hautfleck, eine Flammenmasse aus rotem Haar. Brianna? Der Name kam in seinen Kopf geschwebt wie ein leuchtender Ballon. Dann schärfte sich sein Blick ein wenig, und er sah ein kantigeres, kraftvolleres Gesicht. Jamie. Der Name hing vor ihm in der Luft, doch er kam ihm irgendwie beruhigend vor.

Druck, Wärme... eine Hand umfasste seinen Arm, eine andere legte sich auf seine Schulter und drückte fest zu. Er kniff die Augen zu, und sein verschwommenes Blickfeld klärte sich allmählich. Er spürte keine Luftbewegungen in Mund oder Nase, sein Hals saß zu, und seine Brust brannte immer noch, aber dennoch *atmete* er; er spürte jede Bewegung der kleinen, wunden Muskeln zwischen seinen Rippen. Er war nicht ertrunken; es schmerzte viel zu sehr.

»Du lebst«, sagte Jamie. Blaue Augen starrten gebannt in die seinen, so nah, dass er warmen Atem in seinem Gesicht spürte. »Du lebst. Du bist unversehrt. Alles ist gut.«

Geistesabwesend untersuchte er diese Worte, wendete sie wie eine Hand voll Kieselsteine, spürte ihr Gewicht in der Handfläche seines Verstandes.

Du lebst. Du bist unversehrt. Alles ist gut.

Ein vager Trost überkam ihn. Dies schien alles zu sein, was er im Augenblick wissen musste. Alles andere konnte warten. Die wartende Schwärze stieg wieder auf, einladend wie ein weiches Sofa, und er ließ sich dankbar darauf niedersinken, während ihm die Worte wie einzeln gezupfte Harfentöne in den Ohren klangen.

Du lebst. Du bist unversehrt. Alles ist gut.

71

Ein schwacher Funke

»Mrs. Claire?«

Es war Robin MacGillivray, der sich im Zelteingang herumdrückte. Sein dunkles, drahtiges Haar stand von seinem Kopf ab wie eine Flaschenbürste. Er sah aus wie ein gehetzter Waschbär, denn rings um seine Augen war die Haut zwar von Schweiß und Ruß befreit, der Rest jedoch war immer noch vom Rauch der Schlacht geschwärzt.

Bei seinem Anblick erhob sich Claire sofort.

»Komme.« Sie war schon auf den Beinen, hatte ihre Ausrüstung in der Hand und hielt auf den Eingang zu, bevor Brianna etwas sagen konnte.

»Mutter!« Es war nicht mehr als ein Flüstern, doch der panische Tonfall ließ Claire herumfahren, als sei sie auf den Drehteller eines Plattenspielers getreten. Ihre bernsteinfarbenen Augen hefteten sich kurz auf Briannas Gesicht, huschten zu Roger hinüber, dann wieder zu ihrer Tochter.

»Achte auf seine Atmung«, sagte sie. »Pass auf, dass das Röhrchen nicht verstopft. Gib ihm etwas Honigwasser, wenn er so weit bei Bewusstsein ist, dass er es schlucken kann. Und berühre ihn. Er kann den Kopf nicht wenden, um dich zu sehen; er muss wissen, dass du da bist.«

»Aber -« Brianna verstummte; ihr Mund war zu trocken zum Sprechen. *Bleib* hier!, hätte sie am liebsten gerufen. *Lass mich nicht allein! Ich kann ihn nicht am Leben halten, ich weiß nicht, was ich tun soll!*

»Sie brauchen mich«, sagte Claire ganz sanft. Sie wandte sich mit flüsternden Röcken zu Robin um, der auf sie wartete, und verschwand im Zwielicht.

»Ich etwa nicht?« Briannas Lippen bewegten sich, doch sie wusste nicht, ob sie laut gesprochen hatte oder nicht. Es spielte keine Rolle; Claire war fort, und sie war allein.

Ihr war schwindelig, und sie merkte, dass sie den Atem angehalten hatte. Sie atmete aus und wieder ein, langsam und tief. Die Angst war eine Giftschlange, die sich um ihr Rückgrat wand und ihr durch das Hirn glitt. Die nur darauf wartete, ihr die Fänge ins Herz zu senken. Sie holte noch einmal mit zusammengebissenen Zähnen Luft, packte die sich windende Schlange am Kopf, stopfte sie im Geiste in einen Korb und knallte den Deckel zu. So viel also zum Thema Panik.

Ihre Mutter wäre nicht gegangen, wenn unmittelbare Gefahr bestanden hätte, das redete sie sich zumindest ein - oder wenn sie noch irgendetwas Medizinisches hätte tun können. Also war für sie nichts mehr zu tun gewesen. Gab es irgendetwas, das *sie* tun konnte? Sie holte so tief Luft, dass ihr Fischbeinkorsett ächzte.

Berühre ihn. Sprich mit ihm. Lass ihn spüren, dass du bei ihm bist. Das war es, was Claire während der blutigen Prozedur gesagt hatte, die auf den spontanen Luftröhrenschnitt folgte. Ihr Tonfall war drängend, aber auch irgendwie geistesabwesend gewesen.

Sie wandte sich wieder zu Roger zurück und suchte vergeblich nach einer Stelle, die sie gefahrlos berühren konnte. Seine Hände waren geschwollen wie aufgepustete Handschuhe und voller bläulich-roter Blutergüsse. Seine zerquetschten Finger waren fast schwarz, und die Seilspuren hatten sich so tief in das rohe Fleisch seiner Handgelenke gegraben, dass sie das unangenehme Gefühl hatte, das Weiße seines Knochens sehen zu können. Sie sahen unwirklich aus, lausiges Make-up für ein Horrorstück.

Sie waren zwar grotesk, aber immer noch besser als sein Gesicht. Es war ebenfalls geschwollen und voller Blutergüsse, und ein gruseliger Kragen aus Blutegeln hing unter seinem Kinn, doch es war auch auf subtilere Weise deformiert, wie ein unheimlicher Fremder, der vorgab, Roger zu sein.

Seine Hände waren ebenfalls reichlich mit Blutegeln verziert. Er musste sämtliche Blutegel am Körper tragen, die zu finden gewesen waren, dachte sie. Claire hatte Josh zu den anderen Feldärzten geschickt, um sie um ihre Vorräte zu bitten, und ihn dann zusammen mit den beiden Findlay-Jungen zum Fluss geschickt, wo sie am Ufer planschend hastig nach weiteren Egeln gesucht hatten.

Achte auf seine Atmung. Das konnte sie tun. Sie setzte sich so leise wie möglich hin, denn sie verspürte ein obskures Bedürfnis, ihn nicht zu wecken. Sie legte ihm ganz leicht eine Hand aufs Herz und seufzte tief vor Erleichterung, dass er sich warm anfühlte. Er zog eine kurze Grimasse, als er ihren Atem in seinem Gesicht spürte, spannte sich an, dann entspannte er sich wieder.

Sein Atem dagegen war so flach, dass sie ihre Hand wieder fortzog, weil sie das Gefühl hatte, allein der Druck ihrer Handfläche auf seiner Brust könnte ihrem mühseligen Heben und Senken ein Ende setzen. Doch er atmete tatsächlich; sie konnte das schwache Pfeifen der Luft in dem Röhrchen in seiner Kehle hören. Claire hatte Mr. Caswells importierte, englische Pfeife konfisziert und rücksichtslos den Bernsteinstiel abgebrochen. Hastig mit Alkohol gespült, war er zwar immer noch voller Tabaksaftflecken, aber er schien seine Aufgabe gut zu erfüllen.

Zwei Finger an Rogers rechter Hand waren gebrochen, all seine Nägel vom Kratzen blutig, zersplittert oder abgerissen. Ihr schnürte sich die Kehle zu, als sie daran erkannte, wie heftig er um sein Leben gekämpft hatte. Sein Zustand schien so auf Messers Schneide zu stehen, dass sie zögerte, ihn zu berühren, als könnte sie ihn so erschrecken, dass er eine unsichtbare Kante zwischen Tod und Leben überschritt. Und doch verstand sie, was ihre Mutter meinte; es war genauso gut möglich, dass ihn eben diese Berührung im Diesseits hielt, ihn davon abhielt, im Dunklen über jene Kante zu stolpern.

Sie drückte ihm fest den Oberschenkel und registrierte beruhigt, wie solide sich der lange, geschwungene Muskel unter der Decke anfühlte, die seinen Unterkörper wärmte. Er machte ein leises Geräusch, spannte sich an und entspannte sich wieder. Einen surrealen Augenblick lang fragte sie sich, ob sie seine Genitalien umfassen sollte.

»Dann wüsste er wirklich, dass ich hier bin«, murmelte sie und unterdrückte ein hysterisches Bedürfnis zu lachen. Sein Bein zitterte sacht beim Klang ihrer Stimme.

»Kannst du mich hören?«, fragte sie leise und beugte sich vor. »Ich bin hier, Roger. Ich bin's - Brianna. Keine Sorge, du bist nicht allein.«

Ihre Stimme klang seltsam; zu laut, steif und befangen.

»Bi *socair, mo chridhe,* sagte sie und entspannte sich ein wenig. »*Bi samnach, tha mi seo*.«

Irgendwie war es leichter, ihn auf Gälisch zu beruhigen, denn die Formalität dieser Sprache bildete einen dünnen Damm gegen die Intensität der Gefühle, die sie zu überfluten drohten, wenn sie losgelassen wurden. Liebe, Angst und Wut - zu einer derart starken Mixtur verquirlt, dass ihre Hand zitterte.

Plötzlich merkte sie, dass ihre Brüste geschwollen waren und vor lauter Milch schmerzten; sie hatte in den vergangenen Stunden nicht einmal Zeit gehabt, daran zu denken, ganz zu schweigen davon, den Druck tatsächlich zu lindern. Ihre Brustwarzen kniffen und kitzelten bei der Vorstellung, und sie biss die Zähne zusammen, als sich ein kleiner Milchstrahl in ihr Mieder ergoss und sich mit ihrem Schweiß vermischte. Alles zog sie zu Roger hin, und plötzlich hätte sie ihn am liebsten gestillt, ihn an ihrer Brust gewiegt, so dass das Leben von ihr zu ihm hinüber floss.

Berühre ihn. Sie vergaß ganz, ihn zu berühren. Sie streichelte seinen Arm, drückte ihm sanft den Unterarm und hoffte, sich so von ihrer misslichen Lage abzulenken.

Er schien ihre Hand auf seinem Arm zu spüren; sein Auge öffnete sich ein wenig, und sie glaubte, in seinen Tiefen das Bewusstsein aufflackern zu sehen, dass sie da war.

»Du siehst aus, wie die männliche Ausgabe der Medusa«, sprach sie den ersten Gedanken aus, der ihr durch den Kopf ging. Seine dunkle Augenbraue zuckte sacht nach oben.

»Die Blutegel«, sagte sie. Sie berührte einen Egel an seinem Hals, und er zog sich träge zusammen, halb vollgesogen. »Ein Bart aus Schlangen.

Kannst du sie spüren? Stören sie dich?«, fragte sie, bevor ihr wieder einfiel, was ihre Mutter gesagt hatte. Doch seine Lippen bewegten sich und formten unter sichtlicher Anstrengung ein tonloses »Nein«.

»Nicht sprechen.« Sie drückte ihm rasch einen Kuss auf die Lippen, eine kaum spürbare Berührung. Sein Mund zuckte; sie hatte den Eindruck, dass es ein Lächeln sein sollte.

Sie hätte ihn am liebsten angebrüllt. *Was ist passiert? Was zum Teufel hast du GETAN?* Doch er konnte nicht antworten.

Plötzlich packte sie die Wut. Da sie an die Leute in der Nähe des Zeltes dachte, brüllte sie nicht, sondern beugte sich über ihn, packte seine Schulter - die eine der einigermaßen unbeschädigten Stellen zu sein schien - und zischte in sein Ohr. »Wie in Gottes Namen hast du das angestellt?«

Er drehte langsam die Augen in ihre Richtung und heftete sie auf ihr Gesicht. Er zog eine leichte Grimasse, die sie ganz und gar nicht interpretieren konnte, und dann begann die Schulter unter ihrer Hand zu vibrieren. Sie starrte ihn ein paar Sekunden völlig perplex an, bis sie begriff, dass er lachte. Er lachte!

Das Röhrchen in seiner Kehle wackelte und machte ein leises Keuchgeräusch, und das brachte das Fass zum Überlaufen. Sie stand auf, beide Hände auf ihre schmerzenden Brüste gepresst.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte sie. »Komm bloß nicht auf die Idee, hier wegzugehen, verdammt noch mal!«

72

Zunder und Kohle

Gerald Forbes war ein erfolgreicher Anwalt, und normalerweise sah man ihm das auch an. Selbst in seiner Feldausrüstung und mit Schießpulverruß im Gesicht strahlte er noch immer eine solide Ruhe aus, die ihm als Milizhauptmann gute Dienst tat. Diese konnte man zwar auch jetzt noch ahnen, doch er machte einen sichtlich beklommenen Eindruck, als er im Zelteingang stand und seine Hutkrempe wieder und wieder ein- und ausrollte.

Anfangs vermutete ich, dass es nur die Beklommenheit war, die viele Menschen in Gegenwart Kranker überkommt - oder vielleicht machten ihn ja auch die Umstände verlegen, unter denen Roger verletzt worden war. Doch offensichtlich war es etwas anderes; er hatte auch für Brianna, die an Rogers Bett saß, nur ein knappes Kopfnicken übrig.

»Mein Mitgefühl, Ma'am«, sagte er, dann wandte er sich sofort an Jamie. »Mr. Fraser. Wenn ich bitten dürfte - ein Wort? Und Mrs. Fraser ebenfalls«, fügte er mit einer ernsten Verneigung in meine Richtung hinzu.

Ich sah Jamie an, und auf sein Nicken hin erhob ich mich und griff dabei automatisch nach meiner Ausrüstung.

Es gab nicht viel, was ich tun konnte, das war eindeutig. Isaiah Morton lag in Forbes' Zelt auf der Seite. Sein Gesicht war totenbleich und mit einem Schweißfilm überzogen. Er atmete noch, aber sehr langsam und mit einem schauderhaften Gurgeln, das mich unangenehm an das Geräusch erinnerte, als ich Rogers Kehle durchbohrte. Er war nicht bei Bewusstsein, was mir nur lieb war. Ich untersuchte ihn flüchtig, dann hockte ich mich auf die Fersen und wischte mir mit dem Saum meiner Schürze den Schweiß aus dem Gesicht; der Abend hatte sich nicht nennenswert abgekühlt, und es war eng und heiß im Zelt.

»Lungendurchschuss«, sagte ich, und beide Männer nickten, obwohl klar war, dass sie das beide bereits wussten.

»Und zwar von hinten«, sagte Jamie mit grimmiger Stimme. Er sah Forbes an, der mit dem Kopf nickte, ohne den Blick von dem Verletzten abzuwenden.

»Nein«, sagte dieser leise als Antwort auf eine unausgesprochene Frage. »Er hat nicht versucht zu desertieren. Und es war ein Frontalangriff - es waren keine anderen Kompanien hinter uns.«

»Auch keine Regulatoren? Keine Scharfschützen? Kein Hinterhalt?«, fragte Jamie, doch Forbes schüttelte den Kopf, noch bevor er seine Fragen zu Ende formuliert hatte.

»Wir haben ein paar Regulatoren bis zum Fluss verfolgt, aber dort haben wir angehalten und sie laufen gelassen.« Forbes hielt den Hut nach wie vor zwischen den Fingern und rollte seine Krempe automatisch immer wieder ein und aus. »Mir war nicht danach, jemanden umzubringen.«

Jamie nickte schweigend.

Ich räusperte mich und hob vorsichtig die blutigen Überreste von Mortons Hemd an.

»Man hat ihn *zweimal* in den Rücken geschossen.« Das zweite Geschoss hatte nur seinen Oberarm gestreift, doch ich konnte deutlich erkennen, welche Richtung die Furche nahm, die es hinterlassen hatte.

Jamie schloss kurz die Augen, dann öffnete er sie wieder.

»Die Browns«, sagte er voll grimmiger Resignation.

Gerald Forbes sah ihn überrascht an.

»Brown? Das hat er auch gesagt.«

»Er hat etwas gesagt?« Jamie hockte sich neben den Verletzten und zog stirnrunzelnd seine roten Brauen zusammen. Er sah mich an, und ich schüttelte stumm den Kopf. Ich hielt Isaiah Mortons Handgelenk in der Hand und konnte spüren, wie sein Puls flatterte und stolperte. Es war nicht wahrscheinlich, dass er je wieder etwas sagen würde.

»Als sie ihn gebracht haben.« Forbes hockte sich neben Jamie und legte endlich den malträtierten Hut beiseite. »Er hat nach Euch gefragt, Fraser. Und dann hat er gesagt, ›sagt es Ally. Sagt es Ally Brown.‹ Das hat er ein paar Mal gesagt, bevor er -« Er wies mit einer stummen Geste auf Morton, unter dessen halb geschlossenen Lidern das Weiße seiner vor Qual verdrehten Augen zu sehen war.

Jamie murmelte ganz leise etwas sehr Obszönes auf Gälisch.

»Meinst du wirklich, dass sie es gewesen sind?«, fragte ich genauso leise. Mortons Pulsschlag kämpfte hämmernd und zitternd unter meinem Daumen.

Er nickte und blickte auf Morton hinab.

»Ich hätte sie nicht gehen lassen sollen«, sagte er wie zu sich selbst. Er meinte Morton und Alicia Brown.

»Du hättest sie doch nicht aufhalten können.« Ich streckte meine freie Hand nach ihm aus, um ihn beruhigend zu berühren, doch er stand außerhalb meiner Reichweite, da ich an Mortons Puls festhing.

Gerald Forbes sah mich verwundert an.

»Mr. Morton ist mit der Tochter eines Mannes namens Brown... durchgebrannt«, erklärte ich ihm die delikate Situation. »Die Browns waren nicht besonders erfreut darüber.«

»Oh, ich verstehe.« Forbes nickte verständnisvoll. Er blickte auf Morton hinab und schnalzte mit der Zunge, ein Geräusch, in dem Tadel und Mitgefühl mitklangen. »Die Browns - wisst Ihr, zu welcher Kompanie sie gehören, Fraser?«

»Zu meiner«, sagte Jamie knapp. »Zumindest haben sie dazu gehört. Ich habe sie seit Beginn der Schlacht nicht mehr gesehen. Ich habe unter den Verwundeten nach ihnen gesucht.« Er wandte sich an mich. »Kannst du etwas für ihn tun, Sassenach?«

Ich schüttelte den Kopf, ohne jedoch sein Handgelenk loszulassen. Sein Puls hatte sich nicht verbessert, aber er hatte sich auch nicht verschlechtert.

»Nein. Ich dachte, er läge schon im Sterben, aber noch ist es nicht so weit. Die Kugel hat wohl kein wichtiges Blutgefäß getroffen. Trotzdem...« Ich schüttelte noch einmal den Kopf.

Jamie seufzte tief und nickte.

»Aye. Bleibst du vielleicht bei ihm, bis...?«

»Ja, natürlich. Gehst du dann zu unserem Zelt zurück und achtest darauf, dass dort alles unter Kontrolle ist? Falls Roger - ich meine, komm und hol mich, wenn ich gebraucht werde.«

Er nickte noch einmal und ging. Gerald Forbes trat näher und legte Morton zögernd eine Hand auf die Schulter.

»Seine Frau - ich werde dafür sorgen, dass sie Unterstützung bekommt. Werdet Ihr ihm das sagen, falls er noch einmal zu sich kommt?«

»Ja, natürlich«, sagte ich noch einmal, doch ich zögerte, und er blickte mit hochgezogenen Augenbrauen auf.

»Es ist nur so, dass er... äh... *zwei* Frauen hat«, erklärte ich. »Er war schon verheiratet, als er mit Alicia Brown durchgebrannt ist. Daher die Schwierigkeiten mit ihrer Familie, versteht Ihr?«

Forbes' Gesicht verlor auf beinahe komische Weise jeden Ausdruck.

»Ich verstehe«, sagte er und kniff die Augen zu. »Die... äh... erste Mrs. Morton. Wisst Ihr, wie sie heißt?«

»Nein, leider -«

»Jessie.«

Das Wort war kaum mehr als ein Flüstern, doch es hätte genau so gut ein Gewehrschuss sein können, so wirkungsvoll unterbrach es das Gespräch.

»Was?« Ich musste Mortons Handgelenk fester umklammert haben, denn er zuckte sacht, und ich lockerte meinen Griff.

»Jessie...«, flüsterte er erneut. »Jeze... bei. Jessie Hatfield. Wasser?«

»Wass - oh, ja!« Ich ließ sein Handgelenk los und griff sofort nach dem Wasserkrug. Er hätte sich am liebsten darauf gestürzt, doch ich ließ ihn vorerst nur kleine Schlücke trinken.

»Jezebel Hatfield und Alicia Brown«, sagte Forbes vorsichtig, wahrscheinlich, um die Namen in seinem ordentlich organisierten Anwaltshirn einzusortieren. »Ist das so korrekt? Und wo leben diese Damen?«

Morton holte Luft, hustete und unterbrach sein Husten abrupt mit einem schmerzerfüllten Aufkeuchen. Er rang einen Augenblick um Kontrolle, dann fand er die Sprache wieder.

»Jessie - in Granite Falls. Ally ist - in Guildford.« Er atmete sehr flach und schnappte zwischen den einzelnen Worten nach Luft. Und doch hörte ich kein Blut in seiner Kehle gurgeln, sah keines aus Nase oder Mund sickern. Ich konnte immer noch das saugende Geräusch der Wunde in seinem Rücken hören. Einer Eingebung folgend, zog ich ihn ein wenig nach vorn und riss die Fetzen seines Hemdes beiseite.

»Mr. Forbes, habt Ihr ein Blatt Papier?«

»Aber... ja. Ich... das heißt...« Forbes hatte automatisch die Hand in seinen Rock geschoben und ein zusammengefaltetes Blatt Papier zum Vorschein gebracht. Ich riss es ihm aus der Hand, faltete es auseinander, übergoss es mit Wasser und klebte es flach auf das kleine Loch unter Mortons Schulterblatt. Die Tinte vermischte sich mit Blut und lief in kleinen, dunklen Rinnsalen über seine bleiche Haut, doch das Saugegeräusch hörte abrupt auf.

Ich hielt das Papier mit der Hand in Position und konnte seinen Herzschlag spüren. Er war immer noch schwach, aber regelmäßige - ja, er war regelmäßiger.

»Teufel noch mal«, sagte ich und beugte mich zur Seite, um ihm ins Gesicht zu sehen. »Ihr habt gar nicht vor zu sterben, was?«

Der Schweiß lief ihm über das Gesicht, und die Lumpen seines Hemdes klebten ihm dunkel und nass auf der Brust, doch seine Atemzüge waren

jetzt tiefer. »Ally. Das Baby kommt... nächsten... Monat. Ich habe ihr gesagt... ich bin da.«

Ich ergriff mit der freien Hand den Rand der Decke und wischte ihm den Schweiß aus dem Gesicht.

»Dann tun wir unser Bestes, um dafür zu sorgen, dass Ihr das auch seid«, versicherte ich ihm und blickte dann zu dem Anwalt auf, der die Vorgänge mit leicht offen stehendem Mund verfolgt hatte.

»Mr. Forbes. Ich glaube, wir bringen Mr. Morton besser in mein Zelt. Würdet Ihr ein paar Männer suchen, die ihn tragen können?«

Er schloss abrupt den Mund.

»Oh. Ja. Natürlich, Mrs. Fraser. Sofort.« Doch er setzte sich nicht sogleich in Bewegung, und ich sah, wie sein Blick zu dem nassen Papier huschte, das an Mortons Rücken klebte. Ich sah es mir genauer an. Ich konnte zwar nur ein paar undeutliche Worte zwischen meinen Fingern lesen, aber diese reichten aus, um mir klar zu machen, dass Jamie wahrscheinlich Unrecht hatte, wenn er Forbes beiläufig als Sodomiten beleidigte. »Meine liebste Valencia«, begann der Brief. Ich kannte nur eine einzige Frau namens Valencia in der Gegend von Cross Creek - oder überhaupt in der Kolonie North Carolina. Farquard Campbells Frau.

»Tut mir Leid um Euer Blatt Papier«, sagte ich und sah zu Forbes auf. Während ich ihm direkt in die Augen sah, fuhr ich sorgsam mit der Hand über den Papierbogen und verrieb alle Worte darauf unwiderruflich zu einem Geschmier aus Blut und Tinte. »Es ist leider völlig ruiniert.«

Er holte tief Luft und setzte sich den Hut wieder auf.

»Das macht nichts, Mrs. Fraser. Wirklich nicht. Ich... gehe dann jetzt ein paar Männer holen.«

Der Abend brachte nicht nur Erleichterung von der Hitze, sondern auch von den Fliegen. Angezogen von Schweiß, Blut und Pferdemist, waren sie im Lager ausgeschwärmt und hatten alle Welt mit ihren Bissen und Stichen, ihrem Krabbeln und Summen zum Wahnsinn getrieben. Selbst als

sie fort waren, schlug ich mir noch weiter geistesabwesend auf Arme und Hals, weil ich mir einbildete, von Insektenfüßen gekitzelt zu werden.

Doch sie waren endlich fort. Ich sah mich in meinem kleinen Königreich um, überzeugte mich, dass alle Beteiligten atmeten - mit einer erstaunlichen Vielzahl an Klangeffekten - und trat gebückt aus dem Zelt, um meinerseits frische Luft zu schnappen.

Eine vollkommen unterschätzte Tätigkeit, das Atmen. Ich stand eine Minute mit geschlossenen Augen da und erfreute mich am reibungslosen Heben und Senken meiner Brust, dem sanften Eindringen der Luft, ihrem reinigenden Ausströmen. Nachdem ich die letzten Stunden damit verbracht hatte, die Luft aus Isaiah Mortons Brust herauszuhalten und ihr Zugang zu Rogers Brust zu verschaffen, wusste ich das Privileg zu schätzen. Keiner der beiden würde in der nächsten Zeit auch nur einen Atemzug tun, ohne dabei Schmerzen zu haben - doch sie *atmeten,* alle beide.

Sie waren die letzten Patienten, die mir noch verblieben waren; die anderen Schwerverwundeten waren alle von den Ärzten ihrer eigenen Kompanien eingefordert oder zum Zelt des Gouverneurs gebracht worden, um von dessen Leibarzt behandelt zu werden. Die leichter Verletzten waren zu ihren Kameraden zurückgekehrt, um mit ihren Narben anzugeben oder ihre Schmerzen mit Bier zu ertränken.

Ich hörte in der Ferne einen Trommelwirbel und blieb reglos stehen, um zu lauschen. Eine gesetzte Kadenz erklang, dann wurde es still. Es folgte ein kurzes Schweigen, in dem jede Bewegung zum Stillstand zu kommen schien, und dann das Dröhnen einer Kanone.

Ganz in meiner Nähe lagen die Lindsay-Brüder an ihrem Feuer ausgestreckt. Auch sie hatten beim Ertönen der Trommeln aufgeblickt.

»Was bedeutet das?«, rief ich ihnen zu. »Was geschieht dort?«

»Sie bahren die Toten auf, Mrs. Fräser«, rief Evan zurück. »Ihr braucht Euch keine Sorgen zu machen, aye?«

Ich winkte ihnen zu, um ihnen zu versichern, dass ich mir auch keine Sorgen machte, und setzte mich in Richtung Fluss in Bewegung. Die

Frösche sangen im Diskant zu den fernen Trommeln. Volle militärische Ehren für die Gefallenen der Schlacht. Ich fragte mich, ob man die gehängten Rädelsführer an derselben Stelle begraben würde, oder ob man ihnen ein separates, weniger ehrenvolles Grab am Rande bereiten würde, sofern ihre Familien sie nicht an sich nahmen. Selbst einen Feind den Fliegen zu überlassen, war nicht Tyros Art.

Er wusste inzwischen mit Sicherheit Bescheid. Würde er kommen, um sich für seinen Fehler zu entschuldigen? Was für eine Entschuldigung konnte es schließlich geben? Dass Roger noch lebte, war nur einer Laune des Schicksals und einem unbenutzten Seil zu verdanken.

Und es war immer noch möglich, dass er starb.

Wenn ich Isaiah Morton die Hand auflegte, konnte ich spüren, wie das Geschoss in seiner Lunge brannte - aber ich konnte auch spüren, dass sein leidenschaftlicher Wille, trotzdem zu leben, noch heißer brannte. Wenn ich Roger die Hand auflegte, spürte ich es ebenfalls brennen... doch es war nur ein schwacher Funke. Ich lauschte dem Pfeifen seines Atems, und vor meinem inneren Auge sah ich verkohltes Holz, an dem nur noch eine winzige, weißglühende Stelle aufleuchtete, die jederzeit zitternd zu verlöschen drohte.

Zunder, dachte ich völlig absurderweise. Das war es, was man mit einem Feuer machte, das auszugehen drohte. Man blies den Funken an - doch es musste etwas da sein, woran sich der Funke entzünden konnte, um sich zu nähren und zu wachsen.

Ich hörte das Knarren von Wagenrädern und blickte von meiner Betrachtung eines Riedbüschels auf. Es war ein kleiner, einspänniger Wagen, der von einem einzelnen Mann gefahren wurde.

»Mrs. Fraser? Seid Ihr das?«

Es dauerte einen Augenblick, bis ich die Stimme erkannte.

»Mr. MacLennan?«, fragte ich erstaunt.

Er kam neben mir zum Halten und tippte sich an den Hut. Im Licht der Sterne war das Gesicht unter der Krempe verschwommen und ernst.

»Was macht Ihr denn hier?«, fragte ich mit gesenkter Stimme und trat dicht an den Wagen heran, obwohl niemand in der Nähe war, der mich hätte hören können.

»Ich wollte Joe suchen«, erwiderte er und wies mit einer kleinen Kopfbewegung auf die Ladefläche des Wagens. Ich hätte nicht so schockiert sein sollen; ich hatte den ganzen Tag Tod und Vernichtung vor Augen gehabt, und Joe Hobson war nicht mehr als ein flüchtiger Bekannter gewesen. Doch ich hatte nicht gewusst, dass er tot war, und die Haare auf meinem Unterarm sträubten sich.

Ohne ein weiteres Wort trat ich zum hinteren Ende des Wagens. Ich spürte, wie ein kleiner Ruck durch das Holz ging, als Abel die Bremse zog und abstieg, um zu mir zu treten.

Die Leiche war nicht verhüllt, wenn ihr auch jemand ein großes, einigermaßen sauberes Tuch über das Gesicht gelegt hatte. Darauf saßen reglos drei dicke Fliegen. Es nützte zwar nichts, doch ich verscheuchte sie mit meinem Handrücken. Sie erhoben sich summend und ließen sich außerhalb meiner Reichweite wieder nieder.

»Habt Ihr in der Schlacht mitgekämpft?«, fragte ich, ohne Abel MacLennan anzusehen. Er musste auf der Seite der Regulatoren gewesen sein, doch er roch nicht nach Schießpulver.

»Nein«, sagte er leise hinter mir. »Mir war nicht nach Kämpfen zumute. Ich war mit Joe Hobson, Mr. Hamilton und den anderen gekommen - doch als es so aussah, als würde es zum Kampf kommen, bin ich zur Mühle am anderen Ende des Ortes gefahren. Und als Joe dann bei Sonnenuntergang immer noch nicht aufgetaucht war... bin ich zurückgekommen«, schloss er schlicht.

»Was jetzt?«, fragte ich. Wir sprachen beide leise, als könnten wir den Schlummer des Toten stören. »Sollen wir Euch helfen, ihn zu begraben? Mein Mann -«

»Ach, nein«, unterbrach er mich leise. »Ich bringe ihn nach Hause, Mrs. Fraser. Aber ich danke Euch für die Freundlichkeit. Wenn Ihr vielleicht etwas Wasser oder etwas Essbares für die Fahrt entbehren könntet...«

»Natürlich. Wartet hier - ich hole es.«

Ich eilte zu unserem Zelt zurück und überlegte dabei, wie weit es von Alamance bis nach Drunkard's Creek war. Vier Tage, fünf, sechs? Und die Sonne brannte so heiß, und die Fliegen... aber ich wusste, wie ein Schotte klingt, der sich etwas in den Kopf gesetzt hat, und entfernte mich ohne Widerspruch.

Ich machte einen kurzen Abstecher, um nach den beiden Männern zu sehen; sie atmeten beide. Geräuschvoll und unter Schmerzen - aber sie atmeten. Ich hatte das nasse Papier auf Mortons Verletzung durch ein Stück ölgetränktes Leinen ersetzt, das ich an den Rändern mit Honig festgeklebt hatte, so dass es die Wunde exzellent versiegelte. Es drang nichts heraus; sehr gut.

Brianna saß nach wie vor bei Roger. Sie hatte einen Holzkamm gefunden und kämmte ihm das verworrene Haar, entfernte vorsichtig Kletten und Zweige und entwirrte langsam und geduldig die Knoten. Sie sang leise vor sich hin - »*Frère* Jacques«. Auf dem Mieder ihres Kleides zeichneten sich feuchte Kreise ab. Sie war im Lauf des Tages ein- oder zweimal nach draußen gegangen, um den wachsenden Druck der Milch zu lindern, doch offenbar war es wieder Zeit. Auch meine Brüste schmerzten bei diesem Anblick, denn ich konnte mich an das Gefühl erinnern.

Sie hob den Kopf, und ich sah sie an. Ich fasste mir kurz an die Brust, zog eine Augenbraue hoch und wies kopfnickend zum Zelteingang. Sie nickte mir mit einem kleinen, tapferen Lächeln zu, das wohl beruhigend gedacht war, doch ich konnte die Trostlosigkeit in ihren Augen sehen. Ich ging davon aus, dass ihr klar war, dass Roger zwar möglicherweise überleben würde, er aber wahrscheinlich nie wieder singen - oder vielleicht auch nur sprechen - würde.

Ich hatte einen solchen Kloß im Hals, dass ich nichts sagen konnte; ich nickte ihr nur zu und huschte ins Freie, das Paket unter dem Arm.

Eine Gestalt trat vor mir aus der Dunkelheit, und beinahe wäre ich mit ihr zusammengeprallt. Ich bremste mich mit einem Aufschrei und hielt das Paket an meine Brust gedrückt.

»Verzeihung, Mrs. Fraser. Mir war nicht bewusst, dass Ihr mich nicht gesehen habt.« Es war der Gouverneur. Er trat noch einen Schritt weiter in den Lichtschein vor dem Zelt.

Er war allein und sah furchtbar müde aus. Die Haut in seinem Gesicht war faltig und schlaff. Er roch nach Alkohol; seine Berater und die Milizoffiziere hatten sicher auf seinen Sieg angestoßen. Doch sein Blick war klar und seine Schritte fest.

»Euer Schwiegersohn«, sagte er und richtete den Blick auf das Zelt in meinem Rücken. »Ist er -«

»Er lebt«, sagte eine sanfte, tiefe Stimme hinter dem Gouverneur. Er fuhr mit einem unterdrückten Ausruf herum, und ich riss den Kopf hoch.

Ich sah einen Schatten, der sich bewegte und Gestalt annahm, und Jamie erhob sich langsam aus der Nacht; er hatte am Fuß eines Hickorybaumes gesessen, unsichtbar in der Dunkelheit. Wie lange war er wohl schon dort?, fragte ich mich.

»Mr. Fraser.« Der Gouverneur hatte sich erschrocken, doch er biss die Zähne zusammen und hielt die Hände an seinen Seiten zu Fäusten geballt. Er war gezwungen, den Kopf zurückzulegen, um zu Jamie aufzublicken, und ich konnte sehen, dass ihm das sehr widerstrebte. Jamie konnte es ebenfalls sehen, und es war ihm offenbar vollkommen gleichgültig. Er stand dicht vor Tryon und überragte ihn. Sein Gesichtsausdruck hätte die meisten Menschen erschüttert.

Er schien auch Tryon zu erschüttern, doch er hob das Kinn, fest entschlossen zu sagen, was er sagen wollte.

»Ich bin gekommen, um mich für den Schaden zu entschuldigen, der Eurem Schwiegersohn zugefügt wurde«, sagte er. »Es war ein höchst bedauerlicher Irrtum.«

»Höchst bedauerlich«, wiederholte Jamie in ironischem Tonfall. »Und würdet Ihr mir wohl sagen, Sir, wie es zu diesem... Irrtum... gekommen ist?« Er trat einen Schritt vor, und Tryon trat automatisch einen Schritt zurück. Ich konnte sehen, wie dem Gouverneur die Hitze ins Gesicht stieg und sich sein Mund verzerrte.

»Es war ein Fehler«, sagte er mit zusammengebissenen Zähnen. »Er wurde fälschlicherweise als einer der gesetzlosen Rädelsführer der Regulatoren ausgewiesen.«

»Durch wen?« Jamies Stimme war höflich.

Auf den Wangen des Gouverneurs brannten kleine Flecken der Erregung.

»Ich weiß es nicht. Durch mehrere Männer. Ich hatte keinen Grund, ihre Aussage anzuzweifeln.«

»Ist das so. Und hat Roger MacKenzie nichts zu seiner Verteidigung gesagt? Hat er nicht gesagt, wer er war?«

Tryons untere Schneidezähne bohrten sich kurz in seine Oberlippe, dann ließen sie los.

»Das... hat er nicht.«

»Weil er gefesselt und geknebelt war, verdammt!«, sagte ich. Ich hatte ihm selbst den Knebel aus dem Mund gezogen, als Jamie ihn von dem Galgenbaum abschnitt. »Ihr habt ihn gar nicht zu Wort kommen lassen, Ihr - Ihr -«

Der Lampenschein aus dem Zelt spiegelte sich in Tryons Halsberge, einem silbernen Halbmond, den er über dem Kragen trug. Jamies Hand hob sich langsam - so langsam, dass Tryon sich eindeutig nicht bedroht fühlte - und legte sich knapp über der Halsberge ganz sanft um die Kehle des Gouverneurs.

»Lass uns allein, Claire«, sagte er. Seine Stimme klang nicht sonderlich bedrohlich; er hörte sich ganz nüchtern an. In Tryons Augen blitzte Panik auf, und er fuhr zuckend zurück. Das Licht blitzte auf seiner Halsberge.

»Ihr wagt es, Hand an mich zu legen, Sir!« Die Panik verebbte, und an ihre Stelle trat Wut.

»Oh, das tue ich, aye. So wie Ihr Hand an meinen Sohn gelegt habt.«

Ich *glaubte* nicht, dass Jamie tatsächlich vorhatte, dem Gouverneur etwas anzutun. Andererseits war dies alles andere als bloße

Einschüchterung; ich konnte die kalte Rage in ihm spüren, konnte sie wie Eis in seinen Augen funkeln sehen. Tryon sah es auch.

»Es war ein Fehler. Und ich bin gekommen, ihn wieder gut zu machen, soweit es mir möglich ist!« Tryon ließ sich nicht bange machen und funkelte mit zusammengekniffenem Mund in Jamies Richtung.

»Ein Fehler. Und mehr bedeutet Euch der Verlust des Lebens eines Unschuldigen nicht? Ihr mordet und verstümmelt um Eures Ruhmes willen, ohne die Zerstörung zu beachten, die Ihr hinterlasst - Hauptsache, die Liste Eurer Eroberungen verlängert sich. Wie wird es in den Depeschen aussehen, die Ihr nach England schicken werdet - Sir? Dass Ihr Kanonen auf Eure eigenen Bürger gerichtet habt, die nur mit Messern und Knüppeln bewaffnet waren? Oder wird dort stehen, dass Ihr eine Rebellion zerschlagen und die Ordnung bewahrt habt? Wird dort stehen, dass Ihr in Eurer Hast, Rache zu üben, einen Unschuldigen gehängt habt? Wird dort stehen, dass Ihr ›einen Fehler‹ gemacht habt? Oder wird dort stehen, dass Ihr Arglist bestraft und im Namen des Königs Gerechtigkeit geübt habt?«

Tryons Kinnmuskeln spannten sich an, und seine Arme und Beine zitterten, doch er behielt sich unter Kontrolle. Er atmete tief durch die Nase ein und aus, bevor er etwas sagte.

»Mr. Fraser. Ich werde Euch jetzt etwas sagen, was schon einige, wenige Leute wissen, was aber noch nicht öffentlich bekannt ist.«

Jamie antwortete nicht, sondern zog eine Augenbraue hoch, die im Licht rot aufglänzte. Seine Augen waren kalt, dunkel und reglos.

»Man hat mich zum Gouverneur der Kolonie New York gemacht«, sagte Tryon. »Mein Ernennungsbrief ist bereits vor über einem Monat eingetroffen. Ich werde North Carolina im Juli verlassen, um die neue Stellung anzutreten; Josiah Martin wird hier an meiner Stelle Gouverneur. Er blickte von Jamie zu mir und zurück. »Ihr seht also, dass ich hier keinerlei persönliches Interesse hatte; dass ich es nicht nötig hatte, meine Eroberungen, wie Ihr das nennt, zu glorifizieren.« Seine Kehle bewegte sich, als er schluckte, doch an Stelle seiner Furcht war jetzt dieselbe Kälte getreten, die auch Jamie ausstrahlte.

»Was ich getan habe, habe ich aus Pflichtgefühl getan. Ich wollte meinem Nachfolger diese Kolonie nicht im Zustand des Aufruhrs und der Rebellion hinterlassen - obwohl ich dies von Rechts wegen hätte tun können.«

Er holte tief Luft und trat einen Schritt zurück, wobei er seine geballten Fäuste angestrengt löste.

»Ihr habt doch Erfahrung mit dem Krieg, Mr. Fraser, und mit der Pflicht. Und wenn Ihr ehrlich seid, werdet Ihr auch wissen, dass auf beiden Gebieten Fehler gemacht werden - und zwar oft. Es geht gar nicht anders.«

Er sah Jamie direkt in die Augen, und sie standen schweigend da und musterten einander.

Meine Aufmerksamkeit wandte sich ruckartig von dieser Konfrontation ab, weil ich in einiger Entfernung ein Baby weinen hörte. Ich drehte mich erhobenen Kopfes um, und im selben Moment trat Brianna hinter mir mit raschelnden Röcken aus dem Zelteingang.

»Jemmy«, sagte sie. »Das ist Jemmy.«

Er war es tatsächlich. Vom anderen Ende des Lagers näherte sich Stimmengewirr, das schließlich die runde, zappelige Gestalt Phoebe Sherstons annahm, die mit ängstlicher, aber entschlossener Miene daher kam, gefolgt von zwei Sklaven: einem Mann, der zwei große Körbe trug, und einer Frau, die ein eingewickeltes Bündel im Arm hatte, das sich heftig wand und einen fürchterlichen Lärm machte.

Brianna schoss auf das Bündel zu wie eine Kompassnadel, die nach Norden schwingt, und zog Jemmy aus seiner Decke hervor. Sein Haar stand in roten Büscheln ab, und seine Füße zuckten krampfhaft vor freudiger Erleichterung. Mutter und Kind verschwanden prompt im Dunkel unter den Bäumen. Es folgte eine gewisse Verwirrung, während Mrs. Sherston einer wachsenden Menge interessierter Zuhörer in unzusammenhängenden Bruchstücken erklärte, sie habe sich solche Sorgen gemacht, als sie die Berichte von der Schlacht gehört habe, so furchtbar, und sie habe gefürchtet... doch Mr. Rutherfords Sklave sei gekommen und habe gesagt, dass alles gut sei... und sie habe gedacht,

vielleicht... und daher... und das Kind habe nicht aufgehört zu kreischen... also...

Jamie und der Gouverneur, die sich aus ihrem *Tête-à-tête* gerissen sahen, hatten sich ebenfalls in die Dunkelheit zurückgezogen; ich konnte sie sehen, zwei starre Schatten, die - der eine groß, der andere kleiner - dicht beieinander standen. Doch das Element der Gefahr war aus ihrer Konfrontation gewichen; ich konnte sehen, dass Jamie Tryons Schatten den Kopf zugeneigt hatte und ihm zuhörte.

»...etwas zu essen mitgebracht«, sagte Phoebe Sherston gerade zu mir, und ihr rundes Gesicht war rot vor wichtigtuerischer Aufregung. »Frisches Brot und Butter, Brombeermarmelade und kaltes Huhn und...«

»Essen!«, sagte ich und erinnerte mich abrupt an das Paket, das ich unter dem Arm trug. »Bitte entschuldigt mich!« Ich lächelte sie kurz und strahlend an und wandte mich ab. Sie blieb mit offenem Mund vor dem Zelt zurück.

Abel MacLennan war noch dort, wo ich ihn zurückgelassen hatte, und wartete geduldig unter den Sternen. Als ich mich entschuldigte, winkte er ab und dankte mir für die Lebensmittel und den Krug mit Bier.

»Kann ich irgendetwas -?«, begann ich, dann brach ich ab. Was sollte es sonst geben, was ich für ihn tun konnte?

Und doch gab es anscheinend etwas.

»Der Junge, Hugh Fowles«, sagte er, während er das Paket ordentlich unter dem Kutschbock verstaute. »Ich habe gehört, dass er gefangen genommen wurde. Glaubt - glaubt Ihr, Euer Mann würde vielleicht ein gutes Wort für ihn einlegen? So wie er es für mich getan hat?«

»Ich gehe davon aus. Ich werde mit ihm sprechen.«

Es war still hier, denn wir waren so weit vom Lager entfernt, dass die Geräusche der Gespräche im Gesang der Frösche und Heimchen und dem Rauschen des Flusses untergingen.

»Mr. MacLennan«, sagte ich, einer Eingebung folgend, »wohin werdet Ihr gehen? Wenn Ihr Joe Hobson heim gebracht habt, meine ich?«

Er zog seinen Hut ab und kratzte sich am Kopf, der allmählich kahl wurde, doch die Geste drückte keine Verwunderung aus, sondern war nur die Einleitung zu einer Erklärung, die in seinem Kopf bereits feststand.

»Ach«, sagte er. »Ich hab' nicht vor, irgendwo hinzugehen. Da sind schließlich die Frauen, aye? Und die Kinder. Sie haben keinen Mann, jetzt wo Joe tot und Hugh gefangen ist. Ich bleibe dort.«

Dann verneigte er sich vor mir und setzte den Hut auf. Ich schüttelte ihm die Hand - was ihn überraschte -, dann stieg er auf den Wagen, schnalzte mit der Zunge, und sein Pferd setzte sich in Bewegung. Er hob zum Abschied die Hand, und als ich jetzt zurückwinkte, erkannte ich, welche Veränderung in ihm vorgegangen war.

In seiner Stimme klang immer noch Trauer mit, und seine Schultern waren gramgebeugt, und doch machte er sich aufrecht sitzend auf den Weg, und die Sterne schienen auf seinen staubigen Hut. Seine Stimme war fest und sein Händedruck ebenso. Joe Hobson mochte ins Land der Toten aufgebrochen sein, doch Abel MacLennan war von dort zurückgekehrt.

Als ich zum Zelt zurückkehrte, hatte sich die Lage etwas beruhigt. Der Gouverneur war fort, und Mrs. Sherston nebst ihren Sklaven ebenfalls. Isaiah Morton schlief. Er stöhnte dann und wann, hatte jedoch kein Fieber. Roger lag still da wie eine Grabfigur, Gesicht und Hände von Blutergüssen geschwärzt, das schwache Pfeifen seines Atemröhrchens ein Kontrapunkt zu Briannas gemurmeltem Wiegenlied für Jemmy.

Das Gesicht des kleinen Jungen war schlaff, und sein rosiger Mund stand in der völligen Hingabe des Tiefschlafes offen. Einem plötzlichen Einfall folgend, streckte ich die Arme aus, und Brianna überließ ihn mir mit überraschtem Gesicht. Ganz vorsichtig legte ich Roger den schlaffen, schweren, kleinen Körper auf die Brust. Brianna machte eine kleine Bewegung, als wollte sie das Baby auffangen und verhindern, dass es herunterrutschte - doch Roger hob steif und langsam den Arm und legte ihn um das schlafende Kind. *Zunder,* dachte ich zufrieden gestellt.

Jamie stand vor dem Zelt an einen Hickorybaum gelehnt. Nachdem ich mir einen Überblick verschafft hatte, wie die Dinge innen standen, trat ich

zu ihm in die Dunkelheit. Er hob wortlos die Arme, und ich ließ mich von ihnen umfangen.

Wir standen zusammen in der Dunkelheit und lauschten dem Knistern der Lagerfeuer und dem Gesang der Heimchen.

Und atmeten.

Feldlager von Great Alamance
Freitag, 17. Mai 1771
Parole - Granville
Gegenzeichen - Oxford

Der Gouverneur zeigt sich beeindruckt und bedankt sich auf das Herzlichste bei den Offizieren und Soldaten der Armee für die energische und großzügige Unterstützung die ihm gestern in der Schlacht von Alamance zuteil wurde, verdankt er es doch ihrer Tapferkeit und ihrem vorbildlichen Verhalten, dass er unter dem Schutz des Allmächtigen Gottes den Sieg über die widerspenstigen, fehlgeleiteten Rebellen errang. Seine Exzellenz drückt den Loyalisten sein Mitgefühl für die tapferen Männer aus, die im Kampf gefallen sind oder verletzt wurden, doch angesichts der Tatsache, dass das Schicksal der Verfassung vom Erfolg dieses Tages abhing und sie damit ihrem König und Vaterland einen wichtigen Dienst erwiesen haben, so betrachtet er diesen Verlust (wenn er ihren Verwandten und Freunden zum jetzigen Zeitpunkt auch Kummer bereitet) als Monument des dauerhaften Ruhmes und der Ehre für sie selbst und ihre Familien.

Die Toten werden heute Abend vor dem Geschützpark beerdigt und erhalten eine Begräbniszeremonie mit allen militärischen Ehren. Im Anschluss an die Zeremonie Gebete und Danksagung für den Sieg, den die göttliche Vorsehung gestern der Armee über die Aufrührer gewährte.

SIEBTER TEIL

Bärentöter

73

A Whiter Shade of Pale

Mrs. Sherston bot uns unerwartet großzügig ihre Gastfreundschaft an. Ich zog mit Brianna, Jemmy und meinen beiden Patienten in das große Haus der Sherstons in Hillsborough um; Jamie teilte seine Aufmerksamkeit zwischen Hillsborough und dem Milizfeldlager auf, das in Alamance in Position blieb, während sich Tryon davon überzeugte, dass der Aufstand der Regulatoren wirklich endgültig niedergeschlagen war.

Zwar konnte ich die Kugel, die in Mortons Lunge festsaß, mit meiner Zange nicht erreichen, doch sie schien ihm keine nennenswerten Schwierigkeiten zu bereiten, und die Wunde hatte begonnen, sich zufrieden stellend zu schließen. Ich konnte nicht genau sagen, wo die Kugel *saß*, doch sie hatte eindeutig keine wichtigen Blutgefäße verletzt; solange sie nicht weiter eindrang, konnte er gut damit weiterleben; ich kannte eine ganze Reihe von Kriegsveteranen, denen es auch so ergangen war - unter ihnen Archie Hayes.

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, wie stabil sich mein kleiner Penizillinvorrat zeigen würde, doch er schien seine Funktion zu erfüllen; der Einschuss war leicht gerötet und nässte ein wenig, doch er war nicht infiziert, und Mortons Temperatur war nur schwach erhöht. Abgesehen von meinem Penizillin lieferte die Ankunft Alicia Browns, die inzwischen hochschwanger war und ein paar Tage nach der Schlacht eintraf, den wichtigsten Anstoß für Mortons Gesundung. Sie war noch keine Stunde da, als er bereits aufrecht im Bett saß, bleich, aber in Hochstimmung, mit abstehenden Haaren, die Hände liebevoll auf die zappelnden Beulen gepresst, unter denen sein ungeborenes Kind steckte.

Bei Roger standen die Dinge anders. Er war nicht schwer verletzt, wenn man von den Quetschungen an seiner Kehle absah - die allerdings massiv waren. Die Brüche an seinen Fingern waren nicht kompliziert; ich hatte sie

geschient, und sie würden problemlos heilen. Die Blutergüsse waren ziemlich schnell von kräftigen Rot- und Blautönen in einen spektakulären Regenbogen aus Purpur, Grün und Gelb übergegangen, so dass er aussah wie jemand, der eine Woche nach seinem Tod wieder exhumiert worden war. Seine Lebenszeichen waren exzellent. Seine Lebenslust war es nicht.

Er schlief sehr viel, was eigentlich ein gutes Zeichen hätte sein sollen. Doch sein Schlummer war nicht erholsam; er hatte etwas Verstörendes an sich, so als strebte er geradezu sehnsüchtig nach der Bewusstlosigkeit, und hatte er sie einmal erreicht, klammerte er sich mit einer Sturheit daran fest, die mir mehr Sorgen bereitete, als ich mir eingestehen mochte.

Brianna, die ihre eigene Art von Sturheit besaß, hatte die Aufgabe, ihn alle paar Stunden wachzurütteln, damit er etwas zu sich nehmen konnte und das Röhrchen und der Einschnitt gereinigt und versorgt werden konnten. Während dieser Prozedur wandte er den Blick ab und starrte finster ins Nichts. Wenn man ihn ansprach, nahm er kaum merklich Notiz davon. Wenn er fertig versorgt war, schlossen sich seine Augen, und er sank auf sein Kissen zurück, die verbundenen Hände über der Brust gefaltet wie eine Grabfigur, und das Einzige, was von ihm zu hören war, war das leise Atempfeifen aus dem Röhrchen in seinem Hals.

Zwei Tage nach der Schlacht von Alamance traf Jamie kurz vor dem Abendessen im Haus der Sherstons in Hillsborough ein. Er war müde von seinem langen Ritt und mit rötlichem Staub bedeckt.

»Ich habe mich heute mit dem Gouverneur unterhalten«, sagte er und nahm den Becher mit Wasser entgegen, den ich ihm mitgebracht hatte. Er leerte ihn in einem Schluck und seufzte, während er sich mit dem Rockärmel den Schweiß aus dem Gesicht wischte. »Er war furchtbar beschäftigt und kaum bereit, über die Ereignisse nach der Schlacht nachzudenken - aber ich war auch nicht bereit, die Sache auf sich beruhen zu lassen.«

»Dann hatte er ja wohl kaum eine Chance«, murmelte ich, während ich ihm half, sich aus seinem staubigen Rock zu schälen. »William Tryon ist ja nicht einmal Schotte, geschweige denn ein Fraser.«

Das entlockte ihm ein zögernd angedeutetes Lächeln. »Stur wie Felsblöcke«, so hatte man mir den Fraser-Clan vor Jahren zutreffend beschrieben - und ich hatte seitdem keinerlei Grund zu der Annahme gehabt, dass diese Beschreibung fehlerhaft war.

»Aye, nun ja.« Er zuckte mit den Achseln und reckte sich genüsslich. Nach dem langen Ritt knackten seine Wirbel. »Oh, Himmel. Ich habe Hunger; gibt es etwas zu essen?« Er entspannte sich und schnüffelte hoffnungsvoll.

»Gebackenen Schinken und Süßkartoffelpastete«, sagte ich überflüssigerweise, da beide Speisen die Luft mit ihrem honiggetränkten Aroma erfüllten. »Was hat der Gouverneur denn gesagt, nachdem du ihn anständig zurechtgewiesen hattest?«

Bei dieser Beschreibung seiner Unterredung mit Tryon blitzten seine Zähne auf, doch an der leisen Genugtuung, die er ausstrahlte, konnte ich erkennen, dass sie nicht ganz unzutreffend war.

»Oh, eine ganze Reihe von Dingen. Aber zunächst habe ich darauf bestanden, dass er mir die Umstände wiederholte, unter denen Roger Mac ergriffen wurde; wer ihn ausgeliefert hat und was dabei gesagt wurde. Ich wollte der Sache auf den Grund gehen.« Er zog sich den Lederriemen aus dem Haar und schüttelte seine feuchten, schweißdunklen Locken aus.

»Und hat er sich auf dein Drängen hin an irgendetwas erinnert?«

»Aye, sogar mehr als das. Tryon sagt, es waren drei Männer, die Roger Mac gefangen genommen hatten; einer von ihnen hatte eine Marke meiner Kompanie dabei, also hat er ihn natürlich für einen meiner Männer gehalten. Sagt er«, fügte er ironisch hinzu.

Das war natürlich eine nahe liegende Annahme des Gouverneurs gewesen, dachte ich - doch für Vernunftargumente war Jamie nun einmal nicht zu haben.

»Es muss Rogers Marke gewesen sein, die der Mann hatte«, sagte ich. »Der Rest deiner Kompanie ist mit dir zurückgekommen - alle außer den Browns, und die werden es kaum gewesen sein.« Die beiden Browns hatten sich davongemacht, nachdem sie in der Konfusion der Schlacht die

Gelegenheit genutzt hatten, sich an Isaiah Morton zu rächen und dann zu fliehen, bevor jemand das Verbrechen entdeckte. Sie würden kaum in der Nähe geblieben sein, um Roger ans Messer zu liefern, selbst wenn sie ein Motiv dafür gehabt hätten.

Er nickte und tat diesen Schluss mit einer knappen Geste ab.

»Aye. Aber warum? Er sagt, Roger war gefesselt und geknebelt - eine schändliche Art des Umgangs mit einem Kriegsgefangenen, was ich ihm auch gesagt habe.«

»Und was hat er dazu gesagt?« Tryon mochte ja weniger stur sein als Jamie; beleidigen ließ er sich jedoch genauso wenig.

»Er hat gesagt, es sei kein Krieg gewesen, sondern ein verräterischer Aufstand, und es sei sein Recht gewesen, im Schnellverfahren vorzugehen. Aber einen Mann zu packen und zu hängen, ohne ihm zu gestatten, dass er sich auch nur mit einem Wort verteidigt -« Die Farbe stieg ihm gefährlich ins Gesicht. »Ich schwöre dir, Claire, wenn Roger Mac an diesem Seil gestorben wäre, hätte ich Tryon das Genick gebrochen und ihn den Krähen liegen gelassen!«

Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, dass er das ernst meinte; ich konnte noch vor mir sehen, wie sich seine Hand so langsam und sacht oberhalb der Halsberge um die Kehle des Gouverneurs schmiegte. Ich fragte mich, ob William Tryon die geringste Ahnung hatte, in welcher Gefahr er sich am Abend nach der Schlacht befunden hatte.

»Er ist aber nicht gestorben, und er wird auch nicht sterben.« Ich hoffte, dass ich damit Recht hatte, doch ich sagte es mit aller Überzeugung, die ich aufbringen konnte, und legte ihm eine Hand auf den Arm. Seine Unterarmmuskeln bebten, so sehr verlangte ihn danach, auf jemanden einzuschlagen, doch unter meiner Berührung kamen sie zur Ruhe, und er sah mich an. Er holte tief Luft, dann noch einmal, trommelte zweimal mit seinen steifen Fingern gegen seinen Oberschenkel, dann hatte er seine Wut wieder im Zaum.

»Nun denn. Er hat gesagt, der Mann habe Roger als James MacQuiston identifiziert, einen der Rädelsführer der Regulatoren. Ich habe mich nach MacQuiston erkundigt«, fügte er hinzu. Er wurde jetzt allmählich ruhiger,

während er weiterredete. »Würde es dich überraschen, Sassenach, dass niemand weiß, wie MacQuiston aussieht?«

Das überraschte mich allerdings, und ich sprach es auch aus. Er nickte, und allmählich wich ihm die Farbe wieder aus den Wangen.

»Mich auch. Aber es ist tatsächlich so; die Worte des Mannes stehen in der Zeitung, wo alle Welt sie lesen kann - aber den Mann selbst hat niemand je gesehen. Der alte Ninian nicht, Hermon Husband nicht - und auch keiner von den anderen Regulatoren, die ich ausfindig machen konnte, um mich mit ihnen zu unterhalten -, obwohl sich die meisten von ihnen natürlich jetzt versteckt halten«, fügte er hinzu.

»Ich habe sogar den Drucker aufgespürt, der eine von MacQuistons Reden gesetzt hat; er hat gesagt, das Manuskript hätte eines Morgens auf seiner Türschwelle gelegen, dazu ein Stück Käse und zwei Zertifikate über Proklamationsgeld als Bezahlung für den Druck.«

»Nun, das ist in der Tat interessant«, sagte ich. Ich entfernte behutsam meine Hand von seinem Arm, doch er schien sich jetzt unter Kontrolle zu haben. »Also hältst du es für wahrscheinlich, dass ›James MacQuiston‹ ein Pseudonym ist.«

»Ausgesprochen wahrscheinlich sogar.«

Als ich diesen Gedanken weiterspann, kam mir plötzlich eine Idee.

»Meinst du, der Mann, der Roger vor dem Gouverneur als MacQuiston ausgegeben hat, könnte MacQuiston selbst gewesen sein?«

Jamies Augenbrauen hoben sich, und er nickte langsam.

»Und er wollte sich tarnen, indem er Roger an seiner Stelle hängen ließ? Als Toter ist man natürlich hervorragend vor einer Festnahme geschützt. Aye, das ist eine gute Idee - wenn auch etwas brutal«, fügte er berechtigterweise hinzu.

»Oh, aber nur etwas.«

Er schien weniger wütend auf den brutalen, fiktionalen MacQuiston zu sein als auf den Gouverneur - doch was der Gouverneur getan hatte, stand ja auch außer Zweifel.

Wir waren über den Hof zum Brunnen geschritten. Auf dem Brunnenrand stand ein halber Eimer mit Wasser, das von der Tageshitze warm und schal geworden war. Er rollte seine Ärmel auf, legte die Hände aneinander und spritzte sich Wasser aus dem Eimer ins Gesicht. Dann schüttelte er heftig den Kopf und versprühte Tropfen auf Mrs. Sherstons Hortensien.

»Konnte sich der Gouverneur noch daran erinnern, wie die Männer ausgesehen haben, die Roger in ihrer Gewalt hatten?«, fragte ich und reichte ihm ein zerknittertes Leinenhandtuch, das auf dem Brunnenrand lag. Er wischte sich das Gesicht damit trocken und schüttelte den Kopf.

»Nur der eine. Der die Marke hatte und der Wortführer war. Er hat gesagt, es war ein blonder Mann, sehr groß und gut gebaut. Grüne Augen, meinte er. Tryon hat sich seine Erscheinung natürlich nicht genau gemerkt, da er zu dem Zeitpunkt so furchtbar viel im Kopf hatte. Aber daran konnte er sich noch erinnern.«

»Ach du liebe Güte«, sagte ich, denn jetzt kam mir ein Gedanke. »Groß, blond und grünäugig. Meinst du, es könnte Stephen Bonnet gewesen sein?«

Seine Augen öffneten sich weit, und er starrte mich über das Handtuch hinweg an, das Gesicht ausdruckslos vor Erstaunen.

»Himmel«, sagte er und legte das Handtuch geistesabwesend beiseite. »Darauf wäre ich nie gekommen.«

Ich auch nicht. Nichts von dem, was ich über Bonnet wusste, schien mit dem Bild eines Regulators übereinzustimmen; die meisten von ihnen waren arme Verzweifelte wie Joe Hobson, Hugh Fowles und Abel MacLennan. Einige waren entrüstete Idealisten wie Husband und Hamilton. Stephen Bonnet mochte ja bisweilen arm und verzweifelt gewesen sein - doch ich war mir so gut wie sicher, dass er nie auf die Idee gekommen wäre, mit Hilfe von Protesten auf Wiedergutmachung durch die Regierung zu drängen. Sie mit Gewalt zu erzwingen, sicherlich. Einen Richter oder Sheriff aus Rache für etwas zu töten, was ihm nicht passte, keine Frage. Aber - nein, es war lächerlich. Wenn ich mir einer Sache sicher war, dann war es, dass Stephen Bonnet keine Steuern bezahlte.

»Nein.« Jamie schüttelte den Kopf, denn er war offensichtlich zu demselben Schluss gekommen. Er wischte sich einen letzten Tropfen von der Nasenspitze. »Bei dieser Sache ist kein Geld zu holen. Sogar Tryon musste den Grafen von Hillsborough um Mittel zur Finanzierung seiner Miliz bitten. Und die Regulatoren -« Er tat den Gedanken, dass die Regulatoren irgendjemanden für irgendetwas bezahlen könnten, mit einer Handbewegung ab. »Ich weiß ja nicht alles über Stephen Bonnet, aber nach dem, was ich von ihm gehört und gesehen habe, könnten ihn nur Gold oder das Versprechen einer Belohnung dazu bringen, seinen Fuß auf ein Schlachtfeld zu setzen.«

»Das stimmt.« Aus dem offenen Fenster drang das leise Klirren von Porzellan und das Klingeln von Silber, Begleitmusik zu den leisen Stimmen der Sklaven; der Tisch wurde zum Abendessen gedeckt. »Es ist wohl nicht möglich, dass Bonnet MacQuiston sein könnte, oder?«

Da lachte er, und zum ersten Mal entspannte sich sein Gesicht.

»Nein, Sassenach. *Das* weiß ich ganz genau. Das Einzige, was Stephen Bonnet lesen oder schreiben kann, ist sein eigener Name.«

Ich starrte ihn an.

»Woher weißt du das?«

»Samuel Cornell hat es mir gesagt. Er ist Bonnet zwar nicht selbst begegnet, aber er sagt, dass Walter Priestley ihn einmal aufgesucht hat, um sich dringend Geld von ihm zu leihen. Er war überrascht, denn Priestley ist ein reicher Mann - aber Priestley hat ihm gesagt, er erwarte eine Lieferung, die er mit Gold bezahlen müsse, denn der Überbringer sei nicht bereit, Lieferscheine, Proklamationsgeld oder Bankanweisungen anzunehmen. Er habe kein Vertrauen in geschriebene Worte, die er nicht selbst lesen könne, und er traue auch niemandem genug, um sie sich vorlesen zu lassen. Für ihn gebe es nur Gold.«

»Ja, das hört sich nach Bonnet an.« Ich hatte seinen Rock zusammengefaltet über dem Arm liegen gehabt. Jetzt schüttelte ich ihn aus und begann, den roten Staub von den Schößen zu klopfen, wobei ich das Gesicht von den resultierenden Wolken abwendete. »Was du über das

Gold gesagt hast... meinst du, Bonnet könnte zufällig am Alamance gewesen sein? Vielleicht auf dem Weg nach River Run?«

Er dachte ein paar Sekunden darüber nach, doch dann schüttelte er den Kopf und rollte seine Hemdsärmel herunter.

»Es war doch kein großer Krieg, Sassenach - nichts, was einen Mann überraschend mitreißen könnte. Die Armeen haben sich zwei Tage lang gegenüber gelegen, und die Linien der Wachtposten waren durchlöchert wie ein Fischnetz; jeder, der es wollte, hätte Alamance verlassen oder im Bogen umreiten können. Und Alamance liegt nicht in der Nähe von River Run. Nein, wer auch immer versucht hat, unseren Roger umzubringen, es war jemand, der aus eigenem Antrieb dort war.«

»Also sind wir wieder bei dem mysteriösen Mr. MacQuiston - wer auch immer er sein mag.««

»Vielleicht«, sagte er skeptisch.

»Aber wer sollte es denn sonst sein?«, protestierte ich. »Es kann doch wohl keiner der Regulatoren etwas Persönliches gegen Roger haben!«

»Man sollte es zumindest nicht meinen«, gab Jamie zu. »Aber wir werden es erst erfahren, wenn der Junge es uns selbst sagen kann, aye?«

Nach dem Abendessen - in dessen Verlauf natürlich weder MacQuiston, noch Stephen Bonnet oder irgendwelche anderen Dinge von verstörender Natur erwähnt wurden - ging ich die Treppe hinauf, um nach Roger zu sehen. Jamie begleitete mich und entließ leise die Sklavin, die mit einer Flickarbeit am Fenster saß. Es musste ständig jemand in Rogers Nähe sein, um sicher zu gehen, dass das Röhrchen in seiner Kehle nicht verstopfte oder verrutschte, da es nach wie vor seine einzige Möglichkeit darstellte zu atmen. Es würde noch einige Tage dauern, bis die Quetschungen in seinem Hals so weit abschwollen, dass ich es riskieren konnte, das Röhrchen zu entfernen.

Jamie wartete, bis ich Rogers Puls und Atmung kontrolliert hatte, dann setzte er sich auf mein Nicken hin an sein Bett.

»Kennst du die Namen der Männer, die dich denunziert haben?«, fragte er ohne Umschweife. Roger sah stirnrunzelnd zu ihm auf, die dunklen Brauen fest zusammengezogen. Dann nickte er langsam und hielt einen Finger hoch.

»Einen Namen. Wie viele waren es?«

Drei Finger. Das stimmte also mit Tryons Erinnerung überein.

»Waren es Regulatoren?«

Ein Nicken.

Jamie sah mich an, dann wieder Roger.

»Es war nicht Stephen Bonnet?«

Roger setzte sich mit offenem Mund kerzengerade auf. Er klammerte sich an das Röhrchen in seiner Kehle, bemühte sich vergeblich zu sprechen und schüttelte heftig den Kopf.

Ich griff nach seiner Schulter und streckte eine Hand nach dem Röhrchen aus; die Heftigkeit seiner Bewegungen hätte es beinahe aus dem Einschnitt gedrückt, und ein Blutrinnsal lief ihm über den Hals, denn die Wunde hatte sich wieder geöffnet. Roger selbst schien dies nicht zu bemerken; sein Blick hing an Jamies Augen, und sein Mund bewegte sich drängend und stellte stumme Fragen.

»Nein, nein. Wenn du ihn nicht gesehen hast, war er auch nicht dort.« Jamie ergriff ihn fest an der anderen Schulter und half mir, ihn wieder auf das Kissen zurückzulegen. »Es war nur so, dass Tryon mir den Mann, der dich ans Messer geliefert hat, als hochgewachsen und blond beschrieben hat. Möglicherweise grünäugig. Wir dachten, vielleicht...«

Bei diesen Worten entspannte sich Rogers Gesicht. Er schüttelte erneut den Kopf und sank zurück. Sein Mund war ein wenig verzerrt. Jamie ließ nicht locker.

»Aber du kanntest den Mann; warst ihm schon einmal begegnet?« Roger wandte den Blick ab und nickte, dann zuckte er mit den Achseln. Er sah aufgebracht und hilflos aus; ich konnte hören, wie sein Atem schneller durch das Bernsteinröhrchen pfiff. Ich räusperte mich viel sagend und

warf Jamie einen stirnrunzelnden Blick zu. Roger war nicht mehr unmittelbar gefährdet; das bedeutete aber nicht, dass er auch nur annähernd gesund war.

Jamie ignorierte mich. Er hatte auf dem Weg nach oben Briannas Zeichenkiste mitgenommen; jetzt legte er ein Blatt Papier darauf und stellte sie Roger auf den Schoß, dann reichte er ihm einen der gehärteten Holzkohlestifte.

»Versuchst du es noch einmal?« Seit Roger wieder voll bei Bewusstsein war, versuchte Jamie immer wieder, ihn dazu zu bewegen, mit Hilfe von Papier zu kommunizieren, doch Rogers Hände waren zu sehr geschwollen gewesen, um sich auch nur um einen Stift zu schließen. Sie waren immer noch dick und voller blauer Flecken, doch der wiederholte Einsatz von Blutegeln und sanfte Massagen hatten sie so weit wiederhergestellt, dass sie zumindest wieder vage wie Hände *aussahen*.

Roger presste kurz die Lippen zusammen, doch er schloss umständlich seine Hand um die Holzkohle. Die ersten beiden Finger dieser Hand waren gebrochen; die Schienen bildeten ein simples »V«-Zeichen - was ich unter den gegebenen Umständen ausgesprochen angemessen fand.

Roger konzentrierte sich stirnrunzelnd und begann, langsam etwas auf das Blatt zu kritzeln. Jamie beobachtete ihn gebannt, während er mit beiden Händen das Papier flach drückte, damit es nicht wegrutschte.

Der Holzkohlestift brach entzwei, und die Bruchstücke segelten über den Boden. Ich hob sie auf, während Jamie sich stirnrunzelnd über das beschmierte Papier beugte. Dort standen ein krakeliges »W« und ein »M«, dann ein Abstand und ein ungeschicktes »MAC«.

»William?« Er sah zu Roger auf und wartete auf Bestätigung. Auf Rogers Wangenknochen glänzte der Schweiß, aber er nickte kurz.

»William Mac«, sagte ich, während ich Jamie über die Schulter sah. »Ein Schotte also - oder zumindest ein schottischer Name?« Nicht, dass dies die Möglichkeiten großartig geschmälert hätte: MacLeod, MacPherson, MacDonald, MacDonnel, Mac... Quiston?

Roger hob die Hand und schlug sich vor die Brust. Er schlug noch einmal, und seine Lippen bildeten ein Wort. Da ich mich noch an die Ratespiele im Fernsehen erinnern konnte, begriff ich ausnahmsweise schneller als Jamie.

»MacKenzie?«, fragte ich und wurde mit einem Aufblitzen der grünen Augen und einem Kopfnicken belohnt.

»MacKenzie. William MacKenzie.« Jamie runzelte die Stirn, während er offensichtlich im Kopf eine Liste mit Namen und Gesichtern durchging, ohne einen Treffer zu landen.

Ich beobachtete derweil Rogers Gesicht. Es war zwar immer noch von Blutergüssen übersät, doch trotz der dunklen Schwiele unter seinem Kinn sah es allmählich ebenfalls normaler aus, und ich glaubte, etwas Seltsames in seinem Ausdruck zu sehen. In seinen Augen konnte ich körperlichen Schmerz lesen, Hilflosigkeit und Frustration über seine akute Unfähigkeit, Jamie zu erzählen, was er wissen wollte, doch ich hatte das Gefühl, dass dort noch etwas war. Mit Sicherheit Wut, aber auch so etwas wie Verblüffung.

»Kennst du irgendwelche Leute, die William MacKenzie heißen?«, fragte ich Jamie, der beim Nachdenken sacht mit den Fingern auf den Tisch klopfte.

»Aye, vier oder fünf«, erwiderte er, die Augenbrauen immer noch konzentriert zusammengezogen. »In Schottland. Aber keinen hier, und keinen, der -«

Rogers Hand hob sich abrupt bei dem Wort »Schottland«, und Jamie hielt inne und fixierte Rogers Gesicht wie ein Vorstehhund, der fündig geworden ist.

»Schottland«, sagte er. »Es hat etwas mit Schottland zu tun? Der Mann ist frisch immigriert?«

Roger schüttelte heftig den Kopf, dann hielt er inne und verzog vor Schmerzen das Gesicht. Er schloss einen Moment fest die Augen, dann öffnete er sie wieder und wies drängend auf das Stück Holzkohle, das ich noch in der Hand hielt.

Er brauchte mehrere Versuche, und hinterher lag er erschöpft auf dem Kissen. Der Kragen seines Nachthemdes war schweißnass und voller Blutflecken. Das Ergebnis dieser Mühen war verschmiert und krakelig, doch ich konnte das Wort deutlich lesen.

»Dougal«, stand dort. Das Interesse in Jamies Blick verwandelte sich in Argwohn.

»Dougal«, wiederholte er sorgfältig. Er kannte auch mehrere Dougals, von denen sogar einige in North Carolina wohnten. »Dougal Chisholm? Dougal O'Neill?«

Roger schüttelte den Kopf, und die Luft entwich keuchend durch das Röhrchen in seinem Hals, als er ausatmete. Er hob die Hand und wies mit seinen geschienten Fingern fest auf Jamie. Als er nur einen verständnislosen Blick erntete, griff er erneut fummelnd nach dem Holzkohlestück, doch es rollte von der Zeichenkiste herunter und zersplitterte auf dem Boden.

Seine Finger waren mit Holzkohlenstaub beschmiert. Mit verzerrtem Gesicht drückte er die Spitze seines Ringfingers auf das Papier, und indem er nacheinander alle Finger benutzte, brachte er ein kaum sichtbares Gekritzel zustande, das einen Elektroschock durch mein Rückgrat sandte.

»Geilie«, stand dort.

Jamie starrte auf den Namen. Dann sah ich, wie ihn ein leiser Schauer überlief, und er bekreuzigte sich.

»*A Dhia*«, sagte er leise und sah mich an. Wir begriffen beide; Roger sah es und fiel auf sein Kissen zurück. Er atmete laut durch sein Atemrohr aus.

»Dougals Sohn mit Geillis Duncan«, sagte Jamie und wandte sich ungläubig an Roger. »Er hieß William, glaube ich. Bist du sicher?«

Ein kurzes Nicken, und Rogers Augen schlossen sich. Dann öffneten sie sich noch einmal; sein geschienter Finger hob sich schwankend und deutete auf sein eigenes Auge - ein dunkles, klares Grün, die Farbe des Mooses. Er war so weiß wie das Leinen, auf dem er lag, und seine kohleverschmierten Finger zitterten. Sein Mund zuckte; er hätte furchtbar

gern geredet, erklärt - aber weitere Erklärungen würden warten müssen, zumindest eine kleine Weile.

Er ließ die Hand sinken, und seine Augen schlossen sich wieder.

Die Enthüllung der Identität William Buccleigh MacKenzies änderte nichts an Jamies dringendem Wunsch, den Mann zu finden, doch sie beeinflusste seine Absicht, ihn umgehend zu ermorden, sobald er gefunden war. Eine Kleinigkeit, für die ich ausgesprochen dankbar war.

Brianna wurde von ihrem Bild fortgerufen, um mit uns zu beraten, und als sie jetzt in ihrem Kittel in meinem Zimmer erschien, roch sie stark nach Terpentin und Leinöl und hatte einen kobaltblauen Farbspritzer am Ohrläppchen.

»Ja«, sagte sie, verwirrt über Jamies abrupte Fragen. »Ich habe von ihm gehört. William Buccleigh MacKenzie. Der Wechselbalg.«

»Der was?« Jamies Augenbrauen fuhren bis zu seinem Haaransatz hoch.

»Die Bezeichnung stammt von mir«, sagte ich. »Als ich Rogers Stammbaum gesehen habe und mir klar wurde, wer William Buccleigh MacKenzie sein musste. Dougal hat das Kind William und Sarah MacKenzie anvertraut, weißt du noch? Und sie haben ihm den Namen des Kindes gegeben, das sie zwei Monate zuvor verloren hatten.«

»Roger hat davon gesprochen, dass er William MacKenzie und seine Frau auf der Überfahrt von Schottland nach North Carolina an Bord der *Gloriana* gesehen hat«, meldete sich Brianna zu Wort. »Aber er hat gesagt, ihm sei erst später klar geworden, wer der Mann ist, und er hatte keine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Also ist er hier - William, meine ich -, aber warum in aller Welt sollte er versuchen, Roger umzubringen - und warum auf diese Weise?« Sie erschauerte, obwohl es ziemlich warm im Zimmer war. Es war Frühsommer, und selbst bei geöffneten Fenstern war die Luft heiß und so feucht, dass sie beinahe flüssig war.

»Er ist die Brut der Hexe«, sagte Jamie knapp, als sei das eine hinreichende Antwort - und vielleicht war es das ja auch.

»Mich haben sie auch für eine Hexe gehalten«, rief ich ihm leicht gereizt ins Gedächtnis. Das brachte mir einen blauen Seitenblick und ein Zucken seines Mundes ein.

»Das ist wahr«, sagte er. Er räusperte sich und wischte sich mit dem Ärmel über die schweißbedeckte Stirn. »Aye, nun gut. Uns bleibt wohl nichts anderes übrig als abzuwarten und es herauszufinden. Es ist allerdings sehr hilfreich, dass wir einen Namen haben. Ich werde durch Duncan und Farquard Erkundigungen einziehen lassen.« Er holte tief und ungeduldig Luft und atmete wieder aus.

»Aber was soll ich tun, wenn ich ihn finde? Hexenbrut oder nicht, er ist mein Blutsverwandter; ich kann ihn nicht umbringen. Nicht nach Dougals -« Er bremste sich rechtzeitig und hustete. »Ich meine, er ist Dougals Sohn. Er ist mein eigener Vetter, zum Kuckuck.«

Ich wusste, was er wirklich meinte. Vier Menschen wussten, was sich am Tag vor jener längst vergangenen Schlacht in dem Speicherzimmer in Culloden House zugetragen hatte. Einer von ihnen war tot, der andere verschwunden und mit ziemlicher Sicherheit im Tumult des Aufstandes ebenfalls umgekommen. Ich war die Einzige, die noch bezeugen konnte, wie Dougals Blut geflossen war und wer es vergossen hatte. Ganz gleich, was für ein Verbrechen William Buccleigh begangen hatte, um seines Vaters willen würde Jamie ihn nicht umbringen.

»Du hättest ihn umgebracht? Bevor du herausgefunden hast, wer er ist?« Eigentlich sah Brianna bei diesem Gedanken nicht schockiert aus. Sie hatte einen fleckigen Farblappen in den Händen, den sie langsam verdrehte.

Jamie drehte sich um und sah sie an.

»Roger Mac ist dein Mann, der Sohn meines Hauses«, sagte er ernst. »Natürlich hätte ich ihn gerächt.«

Brianna schoss ihm einen Blick zu, dann sah sie zur Seite. Ihre Miene war nachdenklich, und es lag eine gewisse, gebannte Ruhe darin, bei der mir ein wenig kalt wurde.

»Gut«, sagte sie ganz leise. »Wenn du William Buccleigh MacKenzie findest, möchte ich es gern erfahren.« Sie faltete den Lappen zusammen, schob ihn in ihre Kitteltasche und begab sich wieder an ihre Arbeit.

Brianna schabte einen kleinen Tupfer Viridian auf die Kante ihrer Palette und arbeitete einen Hauch davon mit federartigem Pinselstrich in die große, hellgraue Fläche ein, die sie angelegt hatte. Sie zögerte einen Moment und kippte die Palette im Licht des Fensters hin und her, um die Farben zu beurteilen, dann fügte sie auf der anderen Seite der Graufläche eine winzige Spur Kobalt hinzu und erzeugte so einen subtilen Farbverlauf, der mit Blaugrau begann und mit Graugrün endete, jedoch so schwach war, dass das ungeübte Auge ihn kaum von Weiß unterscheiden konnte.

Sie griff nach einem ihrer kurzen, dicken Pinsel und bearbeitete die Grautöne entlang des geschwungenen Kinns auf ihrer Leinwand mit winzigen, einander überlappenden Strichen. Ja, so war es in etwa richtig; blass wie gebranntes Porzellan, aber mit einem lebhaften Schatten darunter - zart und erdig zugleich.

Sie malte mit einer tiefen Konzentration, die ihre Umgebung verschwinden ließ, gefangen in der Doppelvision des Künstlers, die das auf der Leinwand entstehende Gemälde mit dem Bild verglich, das sich so unauslöschlich in ihr Gedächtnis gegraben hatte. Nicht, dass sie noch nie einen Toten gesehen hatte. Ihr Vater - Frank - hatte bei seiner Begräbniszeremonie in einem offenen Sarg gelegen, und sie hatte in ihrer eigenen Zeit mehrfach die Obsequien älterer Freunde der Familie besucht. Doch die Farben der Bestatter waren schlicht und beinahe primitiv im Vergleich mit denen eines gerade Verstorbenen. Der Kontrast hatte sie völlig verblüfft.

Es lag am Blut, dachte sie, während sie nach einem feinen, zweihaarigen Pinsel griff, um einen Tupfer pures Viridiangrün in die Vertiefung der Augenhöhle zu setzen. Blut und Knochen - allerdings veränderte der Tod weder die Konturen der Knochen, noch die Schatten, die sie warfen. Doch das Blut verlieh diesen Schatten Farbe. Bei einem lebendigen Menschen

sah man die Blau- und Rottöne, die Rosa- und Lavendelfarbe des fließenden Blutes unter der Haut; im Tod versiegte der Blutfluss, es sammelte und verdunkelte sich... stahlblau, violett, indigo, braunlila... und etwas Neues: jenes zarte, vergängliche, kaum sichtbare Grün, das ihr Künstlerhirn mit brutaler Klarheit als »beginnende Rotte« klassifizierte.

Im Flur erklangen unvertraute Stimmen, und sie blickte argwöhnisch auf. Phoebe Sherston liebte es, Besucher zu ihr zu führen, um das entstehende Gemälde bewundern zu lassen. Normalerweise machte es Brianna nichts aus, beobachtet zu werden oder über ihre Arbeit zu reden, doch dies war eine schwierige Stelle, und ihre Zeit war knapp; mit solch subtilen Farben konnte sie nur kurz vor Sonnenuntergang arbeiten, wenn das Licht klar, aber diffus war.

Doch die Stimmen gingen weiter zum Salon, und sie entspannte sich und griff nach dem dickeren Pinsel.

Sie rief sich das Bild erneut ins Gedächtnis; den Toten, den die Männer in Alamance neben dem improvisierten Feldlazarett ihrer Mutter unter einen Baum gelegt hatten. Eigentlich hatte sie damit gerechnet, dass die Verletzungen der Schlacht und der Anblick des Todes sie schockieren würden - und war stattdessen über ihre eigene Faszination schockiert gewesen. Sie hatte Furchtbares mit angesehen, doch es war anders als die normalen Sprechstunden ihrer Mutter, wo sie Zeit hatte, Mitgefühl für die Patienten zu entwickeln und Notiz von all den kleinen Würdelosigkeiten und Widerlichkeiten des menschlichen Körpers zu nehmen. Auf einem Schlachtfeld ging alles viel zu schnell; es war viel zu viel zu tun, als dass sich Zimperlichkeit hätte breit machen können.

Und trotz dieser drängenden Eile war sie jedes Mal, wenn sie an dem Baum vorbeikam, einen Moment stehen geblieben. Hatte sich gebückt, um die Decke über der Leiche zurückzuschlagen und dem Mann ins Gesicht zu sehen; angewidert von ihrer eigenen Faszination, ohne ihr jedoch auch nur versuchsweise Widerstand zu leisten, hatte sie sich die erstaunliche, unausweichliche Veränderung in Farbe und Schatten eingeprägt, die Erstarrung der Muskeln und die Veränderungen der Konturen, als sich die Haut setzte und um die Knochen schmiegte und die Prozesse des Todes und Verfalls mit ihrer Grauen erregenden Magie begannen.

Es war ihr nicht in den Sinn gekommen, sich nach dem Namen des Mannes zu erkundigen. War das gefühllos von ihr?, fragte sie sich. Wahrscheinlich; doch es war nun einmal so, dass all ihre Gefühle damals anderweitig beschäftigt gewesen waren - es nach wie vor waren. Dennoch schloss sie kurz die Augen und sprach ein rasches Gebet für den Seelenfrieden ihres unbekannten Modells.

Als sie die Augen öffnete, sah sie, dass das Licht blasser wurde. Sie schabte die Palette sauber und begann, ihre Pinsel und Hände zu reinigen, während sie langsam und widerstrebend in die Welt außerhalb ihrer Arbeit zurückkehrte.

Jemmy hatte bestimmt schon zu Abend gegessen und gebadet, doch er weigerte sich einzuschlafen, wenn sie ihn nicht stillte und in den Schlaf wiegte. Bei diesem Gedanken begannen ihre Brüste, sacht zu kribbeln; sie waren angenehm gefüllt, schwollen jedoch nicht länger so schmerzhaft an, seit er angefangen hatte, feste Nahrung zu sich zu nehmen, und seine nimmersatten Anforderungen an ihren Körper daher nachgelassen hatten.

Sie würde Jemmy stillen und ihn hinlegen und dann ihr verspätetes Abendessen in der Küche zu sich nehmen. Sie hatte nicht mit den anderen zusammen gegessen, weil sie das Abendlicht ausnutzen wollte, und ihr Magen knurrte leise, als jetzt die Essensdüfte in der Luft die adstringierenden Gerüche von Terpentin und Leinöl verdrängten.

Und dann... dann würde sie hinauf zu Roger gehen. Bei diesem Gedanken presste sie die Lippen zusammen; sie merkte es und zwang ihren Mund, sich zu entspannen, indem sie die Luft mit einem lauten Geräusch ausblies, das an ein Motorboot erinnerte.

In diesem unpassenden Augenblick steckte Phoebe Sherston ihren Kopf samt Haube durch die Tür. Sie kniff kurz die Augen zu, besaß jedoch die guten Manieren so zu tun, als hätte sie nichts gehört.

»Oh, meine Liebe, da seid Ihr ja! Kommt doch eine Minute in den Salon, ja? Mr. und Mrs. Wilbur würden so gern Eure Bekanntschaft machen.«

»Oh - nun ja, natürlich«, sagte Brianna so freundlich wie möglich. Sie wies auf ihren farbverschmierten Kittel. »Ich will mich nur eben umziehen

-«

Mrs. Sherston tat den Kittel mit einer Handbewegung ab, da sie offensichtlich mit ihrer zahmen Künstlerin in voller Montur angeben wollte.

»Nein, nein, macht Euch deswegen keine Gedanken. Wir sind heute Abend alle nicht groß herausgeputzt. Es wird niemanden stören.«

Brianna trat einen widerstrebenden Schritt auf die Tür zu.

»Na gut. Aber nicht lange; ich muss Jemmy ins Bett bringen.«

Bei diesen Worten verzog sich Mrs. Sherstons Rosenknospenmund sacht; sie sah keinen Grund, warum sich ihre Sklaven nicht ganz um das Kind kümmern konnten - doch sie hatte Briannas Meinung zu diesem Thema schon öfter zu hören bekommen und war so klug, sie nicht weiter zu bedrängen.

Briannas Eltern waren auch im Salon, zusammen mit den Wilburs, die sich als nettes, älteres Ehepaar entpuppten. Sie zeigten sich angemessen begeistert über ihr Erscheinen, beharrten höflich darauf, das Porträt zu sehen, drückten sowohl dem Sujet als auch der Malerin ihre tiefste Bewunderung aus - wenn sie auch angesichts des Ersteren kurz die Augen zusammenkniffen - und behandelten sie ganz allgemein mit solcher Freundlichkeit, dass sie spürte, wie sie sich allmählich entspannte.

Sie war schon im Begriff, sich zu entschuldigen, als Mr. Wilbur eine Gesprächslücke nutzte, um sich mit einem wohlwollenden Lächeln an sie zu wenden.

»Ich höre, man darf Euch zu Eurem Glück gratulieren, Mrs. MacKenzie?«

»Oh? Äh... danke«, sagte sie, ohne so recht zu wissen, wozu man ihr gratulierte. Sie warf ihrer Mutter einen hilfesuchenden Blick zu; Claire verzog kaum merklich das Gesicht und sah Jamie an, der aufhustete.

»Gouverneur Tryon hat deinem Mann fünftausend Acres im Hinterland überschrieben«, sagte er. Seine Stimme war gleichmütig und beinahe tonlos.

»Hat er das?« Sie war plötzlich verwirrt. »Was -warum?«

Es folgte ein Moment allgemeiner Verlegenheit, und die Sherstons und die Wilburs warfen sich unter leisem Räuspern eheliche Blicke zu.

»Kompensation«, sagte ihre Mutter knapp, während sie Jamie ihrerseits einen ehelichen Blick zuwarf.

Jetzt verstand Brianna; niemand würde so ungehobelt sein und Rogers irrtümliche Hinrichtung offen erwähnen, doch sie gab eine viel zu sensationelle Geschichte ab, als dass sie sich nicht in der feinen Gesellschaft von Hillsborough herumgesprochen hätte. Sie begriff plötzlich, dass auch Mrs. Sherstons Einladung an ihre Eltern und Roger möglicherweise nicht nur durch Freundlichkeit motiviert gewesen war. Den Gehängten als Gast im Haus zu haben, würde den Sherstons die Aufmerksamkeit ganz Hillboroughs sichern - was sogar noch besser war als die Anfertigung eines unkonventionellen Porträts.

»Ich hoffe doch, dass es Eurem Gatten besser geht, meine Liebe?«, überbrückte Mrs. Wilbur taktvoll die Lücke in der Unterhaltung. »Wir haben mit großem Bedauern von seiner Verletzung gehört.«

Verletzung. Eine umsichtigere Beschreibung der Situation war kaum denkbar.

»Ja, es geht ihm viel besser, danke«, sagte sie und lächelte, so knapp es die Höflichkeit zuließ, bevor sie sich wieder an ihren Vater wandte.

»Weiß Roger davon? Von dem Land?«

Er sah sie an, dann wandte er den Blick ab und räusperte sich.

»Nein. Ich dachte, du möchtest es ihm vielleicht selbst sagen.«

Ihre erste Reaktion war Dankbarkeit; sie würde Roger etwas zu sagen haben. Es war unangenehm, mit jemandem zu reden, der nicht antworten konnte. Sie sammelte im Lauf des Tages Gesprächsstoff; kleine Ideen oder Ereignisse, die sie in Geschichten verwandeln konnte, um sie ihm zu erzählen, wenn sie ihn sah. Doch ihr Vorrat an Geschichten war immer viel zu schnell aufgebraucht, und dann saß sie an seinem Bett und zerbrach sich den Kopf nach Belanglosigkeiten.

Ihre zweite Reaktion war ein Gefühl der Verärgerung. Warum hatte ihr Vater ihr das nicht unter vier Augen erzählt, anstatt ihre Familienangelegenheiten vor völlig Fremden zu enthüllen? Dann bemerkte sie den subtilen Blickwechsel zwischen ihren Eltern und begriff, dass ihre Mutter ihn gerade schweigend genau dasselbe gefragt hatte - und er mit kaum merklichen Blicken in Mr. Wilburs und dann in Mrs. Sherstons Richtung geantwortet hatte, bevor er seine langen, dunkelroten Wimpern wieder senkte.

Besser, die Wahrheit vor einem respektablen Zeugen auszusprechen, sagte seine Miene, *als zuzulassen*, *dass sich Gerüchte verbreiten*.

Sie kümmerte sich nicht besonders um ihren eigenen Ruf - den das Wort »berüchtigt« nur ansatzweise beschrieb -, doch sie hatte genug über die gesellschaftlichen Realitäten begriffen, um zu wissen, dass ein Skandal ihrem Vater ernstlich schaden konnte. Wenn sich zum Beispiel unwahre Berichte verbreiteten, dass Roger tatsächlich ein Anführer der Regulatoren gewesen war, würde man auch Jamies Loyalität in Zweifel ziehen.

Im Lauf der letzten Wochen hatte sie viele Gespräche im Salon der Sherstons mit angehört, und dabei war ihr allmählich klar geworden, dass die Kolonie ein riesiges Spinnennetz war. Sie war von zahllosen Routen durchzogen, an denen sich einige wenige große - und eine Reihe kleinerer - Spinnen vorsichtig entlanghangelten, stets auf der Pirsch nach dem leisen, ängstlichen Summen einer Fliege, die in das Netz geraten war, stets auf der Suche nach dünner werdenden Fäden, nach Lücken im Gespinst.

Die kleineren Tiere glitten argwöhnisch an den Rändern des Netzes entlang, die Bewegungen der größeren stets im Blick - denn Spinnen waren Kannibalen, und das Gleiche, so dachte sie, galt auch für ehrgeizige Menschen.

Ihr Vater belegte eine herausragende Position - die jedoch beileibe nicht so gesichert war, dass sie nicht durch Gerüchte und Argwohn untergraben werden konnte. Sie hatte schon öfter unter vier Augen mit Roger darüber spekuliert; wenn man wusste, was kam, waren die Risse schon deutlich sichtbar; die Brüche und Spannungen, die sich zu einer plötzlichen Kluft vertiefen würden - tief genug, um die Kolonien von England abzuspalten.

Die Spannung brauchte nur zu stark zu werden, die Fäden zwischen Fraser’s Ridge und dem Rest der Kolonie brauchten nur zu sehr auszufransen... und schon konnten sie reißen und ihre klebrigen Enden als dicken Kokon um ihre Familie wickeln, bis diese nur noch an einem Faden hing - isoliert, leichte Beute für Blutsauger aller Art.

Du bist *heute Abend aber wirklich in morbider Stimmung*, dachte sie bei sich und amüsierte sich säuerlich über die Bilder, die ihr Verstand wählte. Das kam wahrscheinlich davon, wenn man den Tod malte.

Weder die Wilburs noch die Sherstons schienen ihre Stimmung bemerkt zu haben - ihre Mutter dagegen schon. Sie warf ihr einen langen, nachdenklichen Blick zu, sagte aber nichts. Brianna wechselte noch ein paar freundliche Worte mit den Anwesenden, dann entschuldigte sie sich.

Ihre Stimmung besserte sich erst recht nicht, als sie entdeckte, dass Jemmy es leid geworden war, auf sie zu warten, und mit Tränenspuren auf den Wangen eingeschlafen war. Sie kniete sich an sein Bettchen und legte ihm sacht die Hand auf den Rücken, weil sie hoffte, dass er ihre Nähe spüren und aufwachen würde. Sein kleiner Rücken hob und senkte sich im warmen Rhythmus grenzenlosen Friedens, doch er regte sich nicht. In den Falten seines Halses glitzerte der Schweiß.

Im Lauf des Tages stieg die Hitze nach oben, und abends war es im ersten Stock des Hauses erdrückend. Das Fenster war natürlich fest geschlossen, damit die gefährlichen Nachtlüfte nicht eindrangen und dem Baby schadeten. Mrs. Sherston hatte zwar selbst keine Kinder, doch sie wusste, welche Vorsichtsmaßnahmen angebracht waren.

In den Bergen hätte Brianna nicht gezögert, das Fenster zu öffnen. In einer dicht bevölkerten Stadt wie Hillsborough, die mit Fremden von der Küste überfüllt war und von stehenden Pferdetränken und schalen Brunnen überquoll...

Brianna wägte die relative Gefahr einer Malariaansteckung durch Moskitos gegen die des Erstickens ab und entschloss sich schließlich dafür, ihrem Sohn die leichte Decke wegzuziehen und ihm das Kittelchen auszuziehen, so dass er nur mit seiner Windel bekleidet bequem auf dem

Laken lag. Seine weiche Haut sah im gedämpften Licht feucht und rosig aus.

Seufzend löschte sie die Kerze und ging. Sie ließ die Tür angelehnt, um ihn hören zu können, falls er aufwachte. Es war jetzt fast dunkel; von unten drang Licht durch die Geländer, doch der obere Flur lag tief im Schatten. Mrs. Sherstons vergoldete Tischchen und die Porträts von Mr. Sherstons Vorfahren waren nicht mehr als Spektralschatten in der Dunkelheit.

In Rogers Zimmer brannte Licht; die Tür war geschlossen, doch ein Fächer aus sanftem Kerzenlicht fiel unter ihr hindurch auf die blank geputzten Dielen, wo er gerade eben bis zur Kante des blauen Flurläufers reichte. Sie bewegte sich auf die Tür zu, und jeder Gedanke ans Essen wich ihrem größeren Hunger nach Berührung. Ihre Brüste hatten zu schmerzen begonnen.

In der Ecke saß eine Sklavin, die eingenickt war, und ihre Hände waren über der Strickarbeit erschlafft, die ihr auf den Schoß gesunken war. Als sich die Tür öffnete, fuhr sie erschrocken auf und blinzelte Brianna schuldbewusst an.

Briannas Blick fiel als Erstes auf das Bett, doch es war alles gut; sie konnte das Zischen und Seufzen seines Atems hören. Sie sah die Frau mit leicht gerunzelter Stirn an, entließ sie jedoch mit einer knappen Geste. Die Frau sammelte umständlich ihren halbfertigen Strumpf ein und stürzte zur Tür hinaus, ohne Brianna anzusehen.

Roger lag mit geschlossenen Augen auf dem Rücken, und ein Laken war ordentlich über die scharfen Kanten seines Körpers gezogen. *Er ist so dünn*, dachte sie, *wie ist er nur so schnell so dünn geworden*? Er konnte nicht mehr als ein paar Löffel Suppe oder Penizillinbrühe schlucken, aber die zwei oder drei Tage konnten doch nicht ausgereicht haben, um seine Knochen so hervorstehen zu lassen?

Dann begriff sie, dass er wahrscheinlich von der Anstrengung des Feldzuges sowieso schon mager gewesen war - auch ihre Eltern waren beide dünner als sonst. Seine vorstehenden Knochen waren unter der furchtbaren Schwellung seines Gesichtes verborgen gewesen; jetzt, wo

diese zurückging, kamen seine Wangenknochen hoch und ausgemergelt zum Vorschein, und die harte, elegante Linie seines Kinns, die jetzt wieder sichtbar war, ragte schroff über dem weißen Leinen des Verbandes auf, der um seine angebohrte Kehle gewickelt war.

Sie ertappte sich dabei, dass sie sein Kinn anstarrte und die Farbe der verblassenden Blutergüsse betrachtete. Das Gelbgrün eines verheilenden Blutergusses war etwas anderes als das kurzlebige Graugrün eines just Verstorbenen; genau so kränklich, aber dennoch eine Farbe des Lebens. Sie holte tief Luft, und ihr wurde plötzlich bewusst, dass auch in diesem Zimmer das Fenster geschlossen war. Der Schweiß lief ihr über das Kreuz und sickerte ihr unangenehm zwischen die Pobacken.

Sie schob das Fenster hoch, und das Geräusch weckte ihn - er drehte den Kopf auf dem Kissen und lächelte schwach, als er sie sah.

»Wie geht es dir?« Sie sprach mit gedämpfter Stimme wie in einer Kirche. Ihre Stimme kam ihr ständig zu laut vor, so als führte sie ein Selbstgespräch.

Er zog eine Schulter schwach hoch, doch seine Lippen formten ein stummes »Okay«. Er sah zerknittert und feucht aus, das dunkle Haar an seinen Schläfen war schweißdurchtränkt.

»Es ist furchtbar heiß, nicht wahr?« Sie wies mit einer Handbewegung auf das Fenster, durch das jetzt warme - aber bewegte - Luft hereinkam. Er nickte und zeigte mit einer seiner verbundenen Hände auf seinen Hemdkragen. Sie begriff und öffnete ihn, dann zog sie den Spalt so weit wie möglich auseinander, um seine Brust dem Luftzug auszusetzen.

Seine Brustwarzen waren klein und hübsch, die Warzenhöfe unter den dunkel gelockten Haaren dunkelbraunrosa gefärbt. Der Anblick erinnerte sie an ihre eigenen, milchgefüllten Brüste, und einen Moment lang verspürte sie das irre Bedürfnis, seinen Kopf zu heben, sich das Hemd über die Schultern zu ziehen und seinen Mund an ihre Brust zu legen. Plötzlich erinnerte sie sich lebhaft daran, wie sie genau das unter den Weiden in River Run getan hatte. Wärme durchströmte sie, und ihr Inneres kribbelte von den Brüsten bis zum Bauch. Weil ihr das Blut in die Wangen stieg,

wandte sie sich ab und ließ den Blick über die Nahrungsmittel auf dem Nachttisch schweifen.

Es gab kalte - mit Penizillin gespickte - Fleischbrühe in einer zugedeckten Schüssel, und daneben stand eine Flasche mit honiggesüßtem Tee. Sie ergriff den Löffel und zog fragend eine Augenbraue hoch, während ihre Hand über dem Tisch schwebte.

Er zog eine schwache Grimasse, wies jedoch kopfnickend auf die Brühe. Sie ergriff das Schälchen und setzte sich neben ihm auf den Hocker.

»Macht die Stalltür auf«, sagte sie fröhlich, während sie den Löffel auf seinen Mund zukreisen ließ, als wäre er Jemmy. »Hiiiier kommt das Pferdchen!« Er verdrehte entnervt die Augen.

»Als ich klein war«, sagte sie, ohne seinen finsteren Blick zu beachten, »haben meine Eltern Sachen gesagt wie: ›Hier kommt das Schleppboot, öffnet die Zugbrücke!< oder >Mach die Garage auf, hier kommt das Auto!‹. Aber diese Begriffe kann ich ja bei Jemmy nicht benutzen. Hat deine Mutter es mit Autos und Flugzeugen gemacht?«

Er verzog die Lippen, entschloss sich jedoch dann zu einem zaghaften Lächeln. Er schüttelte den Kopf, hob eine Hand und deutete zur Decke. Als sie den Kopf wandte, sah sie einen dunklen Fleck auf dem Putz - bei näherer Betrachtung erkannte sie, dass es eine verirrte Biene war, die im Lauf des Tages hereingeflogen war und jetzt in der Dunkelheit schlief.

»Ach ja? Okay, hier kommt das Bienchen«, sagte sie leiser und schob ihm den Löffel in den Mund. »Bsss, bsss, bsss.«

Sie konnte nicht länger spielerisch tun, doch die Atmosphäre hatte sich ein wenig entspannt. Sie erzählte ihm von Jemmy, der ein neues Lieblingswort hatte - »Wagga« -, allerdings hatte noch niemand herausgefunden, was er damit meinte.

»Ich habe gedacht, es heißt vielleicht ›Katze‹, aber er nennt die Katze ›Mau-mau‹.« Sie strich sich mit dem Handrücken einen Schweißtropfen von der Stirn, dann tauchte sie den Löffel wieder ein.

»Mrs. Sherston sagt, er müsste eigentlich schon laufen«, sagte sie, den Blick fest auf seinen Mund geheftet. »Die Kinder ihrer Schwester sind

natürlich beide mit einem Jahr gelaufen! Aber ich habe Mama gefragt; sie sagt, er macht sich prima. Sie sagt, Kinder laufen, wenn sie so weit sind, und das kann irgendwann zwischen zehn und achtzehn Monaten sein, aber normal sind ungefähr fünfzehn.«

Sie musste seinen Mund im Auge behalten, um mit dem Löffel zu zielen, doch ihr war bewusst, dass er sie beobachtete. Sie hätte ihm gern in die Augen gesehen, fürchtete sich aber beinahe vor dem, was sie in ihren dunkelgrünen Tiefen erblicken würde; würde es der Roger sein, den sie kannte, oder der stumme Fremde - der Gehängte?

»Oh -fast hätte ich es vergessen.« Sie unterbrach sich mitten in ihrer Beschreibung der Wilburs. Sie hatte es nicht vergessen, hatte aber auch nicht sofort mit der Nachricht herausplatzen wollen. »Pa hat heute Nachmittag mit dem Gouverneur gesprochen. Er - der Gouverneur, meine ich - überschreibt dir ein Stück Land. Fünftausend Acres.« Sie hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, als ihr schon klar wurde, wie absurd das Ganze war. Fünftausend Acres Wildnis im Austausch für ein fast zerstörtes Leben. *Das ›fast‹ kannst du streichen*, dachte sie plötzlich, als sie Roger betrachtete.

Er sah sie stirnrunzelnd an, und seine Miene schien Verwunderung auszudrücken, dann schüttelte er den Kopf, legte sich auf das Kissen zurück und schloss die Augen. Er hob die Hände und ließ sie wieder sinken, als sei das jetzt einfach zu viel für ihn. Vielleicht war es das ja auch.

Sie stand auf und beobachtete ihn schweigend, doch er öffnete die Augen nicht. Zwischen seinen Augenbrauen waren tiefe Falten.

Weil sie ihn einfach berühren musste, um das Schweigen zu überbrücken, zeichnete sie den Schatten der Prellung nach, der über seinem Wangenknochen lag, und ihre wandernden Finger berührten sacht seine Haut.

Sie konnte die seltsam verschwommenen Umrisse des Blutergusses sehen, konnte beinahe das dunkel geronnene Blut unter seiner Haut sehen, wo die Kapillargefäße geborsten waren. Die Stelle wurde allmählich gelb; ihre Mutter hatte ihr erklärt, dass die Leukozyten des Körpers an den Ort

einer Verletzung eilten, um dort die verletzten Zellen abzubauen und dann ganz ökonomisch das ausgeströmte Blut zurückzuschleusen; die Farbveränderungen waren das Resultat dieser zellulären Hausfrauenarbeit.

Er öffnete die Augen, heftete sie auf ihr Gesicht, doch in seiner Miene regte sich nichts. Sie wusste, dass sie ein sorgenvolles Gesicht machte, und versuchte zu lächeln.

»Du siehst gar nicht tot aus«, sagte sie. Das ließ die reglose Fassade zerbröckeln; seine Augenbrauen fuhren zuckend hoch, und in seinen Augen zeigte sich ein schwaches, humorvolles Glänzen.

»Roger -« Da ihr die Worte fehlten, bewegte sie sich impulsiv auf ihn zu. Er erstarrte und zog instinktiv den Kopf ein, um das wackelige Röhrchen in seiner Kehle zu schützen, doch sie legte ihm vorsichtig den Arm um die Schultern, weil sie unbedingt spüren musste, dass er real war.

»Ich liebe dich«, flüsterte sie, und ihre Hand schloss sich fest um seinen Armmuskel, damit er ihr auch ja glaubte.

Sie küsste ihn. Seine Lippen waren warm und trocken, vertraut - und doch durchfuhr sie ein Schreck. Es strich keine Luft über ihre Wange, kein warmer Atemhauch aus seiner Nase oder seinem Mund berührte sie. Es war, als küsste sie eine Maske. Aus den verborgenen Tiefen seiner Lungen zischte feuchte, kühle Luft durch das Bernsteinröhrchen an ihren Hals, wie der Luftzug aus einer Höhle. Eine Gänsehaut lief ihr über die Arme, und sie wich zurück. Sie hoffte, dass ihr weder der Schreck noch der Abscheu anzusehen waren.

Er hatte die Augen geschlossen und fest zugekniffen. Sein Kinnmuskel verkrampfte sich; sie sah, wie dort der Schatten wanderte.

»Ruh... dich aus«, brachte sie mit zittriger Stimme hervor. »Bis... bis morgen.«

Sie stieg die Treppe hinunter und registrierte kaum, dass der Kerzenleuchter im Flur jetzt brannte oder dass die wartende Sklavin lautlos wieder aus dem Schatten in das Zimmer glitt.

Sie war jetzt wieder hungrig, doch sie musste sich erst der unbenutzten Milch entledigen. Sie wandte sich dem Zimmer ihrer Eltern zu und spürte

einen schwachen Luftzug in der drückenden Dunkelheit. Trotz der warmen, schwülen Luft, fühlten sich ihre Finger kalt an, als dünstete ihre Haut immer noch Terpentin aus.

Letzte Nacht habe ich von meiner Freundin Deborah geträumt. Sie hat sich ein bisschen Geld damit verdient, dass sie beim Studentenverband Tarotkarten gelegt hat; sie hat mir ständig angeboten, es für mich umsonst zu machen, aber ich habe sie nicht gelassen.

Schwester Marie Romaine hat uns im fünften Schuljahr erzählt, dass den Katholiken jede Art von Hellseherei verboten ist - wir dürften keine Alphabettafeln, Tarotkarten oder Kristallkugeln berühren, weil diese Dinge das Werk des T-E-U-F-E-L-S seien - sie hat das Wort immer buchstabiert, es niemals ausgesprochen.

Ich war mir nie so richtig sicher, was der Teufel damit zu tun hatte, aber irgendwie konnte ich mich nicht dazu durchringen, mir von Deb die Karten legen zu lassen. Aber letzte Nacht in meinem Traum hat sie es getan.

Ich habe ihr oft dabei zugesehen, wie sie es für andere getan hat; ich fand die Tarotkarten faszinierend - vielleicht nur, weil sie verboten schienen. Aber sie hatten so coole Namen - Große Arkana, kleine Arkana; Ritter der Münzen, Bub der Kelche, Königin der Stäbe, König der Schwerter. Die Herrscherin, der Magier. Und der Gehängte.

Klar, wovon sollte ich auch sonst träumen? Ich meine, das war nun wirklich kein subtiler Traum. Da lag sie inmitten der ganzen Karten, und Deb erzählte mir, was sie bedeutete.

»Ein Mann hängt mit dem Fuß an einem Balken, der quer über zwei Bäume gelegt ist. Seine Arme sind hinter seinem Rücken gefaltet und bilden zusammen mit dem Kopf ein Dreieck, dessen Spitze nach unten zeigt; seine Beine bilden ein Kreuz. In gewisser Weise ist der Gehängte nach wie vor mit der Erde verhaftet, denn sein Fuß ist ja an dem Balken befestigt.«

Ich konnte den Mann auf der Karte vor mir sehen, für ewig zwischen Himmel und Erde gefangen. Diese Karte war mir schon immer seltsam

vorgekommen - der Mann schien überhaupt nicht beunruhigt zu sein, obwohl er mit dem Kopf nach unten hing und die Augen verbunden hatte.

Deb schob die Karten wieder und wieder zusammen und legte sie erneut aus, und dieses Motiv tauchte ständig wieder auf.

»Der Gehängte repräsentiert die Notwendigkeit der Hingabe und Aufopferung«, erklärte sie. »Diese Karte ist von profunder Bedeutung«, sagte sie und sah mich an, während sie mit dem Finger auf die Karte tippte. »Doch diese Bedeutung ist zum Großteil verschleiert; du musst selbst herausfinden, was sie dir sagt. Selbstaufgabe führt zu einer Transformation der Persönlichkeit, doch die Person muss ihre Regenerierung selbst bewerkstelligen.«

Transformation der Persönlichkeit. Das hatte ich schon befürchtet. Dabei fand ich Rogers Persönlichkeit doch so, wie sie war, ganz in Ordnung!

Tja... zu dumm. Ich weiß nicht, was der T-E-U-F-E-L damit zu tun hat, aber ich bin mir wirklich sicher, dass es ein Fehler ist, wenn man versucht, zu weit in die Zukunft zu blicken. Zumindest im Moment.

74

The Sounds of Silence

Es dauerte zehn Tage, bis sie Penelope Sherstons Porträt zu ihrer Zufriedenheit vollendet hatte. Bis dahin hatten sich sowohl Roger als auch Isaiah Morton so weit erholt, dass sie reisefähig waren. Angesichts der bevorstehenden Geburt von Mortons Kind und der Gefahr, die ihm drohen würde, wenn er sich in die Nähe von Granite Falls oder Brownsville begab, hatte Jamie dafür gesorgt, dass er mit Alicia beim Braumeister von Mr. Sherstons Brauerei unterschlüpfen konnte; Isaiah würde eine Anstellung als Kutscher bei der Brauerei annehmen, sobald seine Kräfte es zuließen.

»Ich weiß auch nicht warum«, sagte Jamie unter vier Augen zu mir, »aber der unmoralische, kleine Spinner ist mir ein bisschen ans Herz gewachsen. Ich sähe es nicht gern, wenn er kaltblütig ermordet würde.«

Nach Alicias Ankunft waren Isaiahs Lebensgeister mit spektakulärer Geschwindigkeit zurückgekehrt, und es dauerte keine Woche, bis er die Treppe herunterkam, um sich in die Küche zu setzen und Alicia wie ein treuer Hund bei der Arbeit zuzusehen - und dann auf dem Rückweg ins Bett eine Pause einzulegen und seinen Kommentar zum Fortschritt des Porträts abzugeben.

»Sieht es ihr nicht haargenau ähnlich?«, sagte er bewundernd, während er im Nachthemd in der Tür zum Salon stand, wo Mrs. Sherston gerade Modell saß. »Also, wenn man das Bild sieht, weiß man gleich, wer es ist.«

Angesichts der Tatsache, dass Mrs. Sherston sich ausgesucht hatte, als Salome dargestellt zu werden, war ich mir nicht ganz sicher, ob sie dies als Kompliment auffassen würde, aber sie errötete sehr hübsch und bedankte sich, da ihr die Ehrlichkeit seines Tonfalls offenbar nicht entging.

Brianna hatte ihre Sache fantastisch gemacht und es geschafft, Mrs. Sherston zugleich realistisch und schmeichelhaft, jedoch ohne offene Ironie zu porträtieren - so schwer das auch gewesen sein musste. Der einzige Punkt, in der sie der Versuchung nachgegeben hatte, war ein nebensächliches Detail; der abgetrennte Kopf Johannes des Täufers hatte verblüffende Ähnlichkeit mit Gouverneur Tryons düsteren Zügen, doch ich bezweifelte, dass dies unter all dem Blut jemandem auffallen würde.

Wir waren zur Heimreise bereit, und das Haus war von rastloser Unruhe und Erleichterung erfüllt - die nur Roger nicht teilte.

Was seine rein körperliche Gesundheit betraf, so ging es Roger unleugbar besser. Abgesehen von den gebrochenen Fingern, konnte er seine Hände wieder bewegen, und die Blutergüsse, die sein Gesicht und seinen Körper bedeckten, waren verblasst. Vor allem aber hatte die Schwellung in seinem Hals so weit nachgelassen, dass er wieder Luft durch Mund und Nase befördern konnte. Ich hatte ihm das Röhrchen aus dem Hals entfernen und den Einschnitt vernähen können - eine kleine, aber schmerzhafte Operation, die er reglos und mit weit geöffneten Augen über sich ergehen ließ. Er hatte zur Decke gestarrt, während ich arbeitete.

Was seine geistige Gesundheit betraf, so war ich mir nicht so sicher, dass er sich erholt hatte. Nachdem ich seinen Hals genäht hatte, hatte ich ihm geholfen, sich hinzusetzen, ihm das Gesicht abgewischt und ihm zur Wiederherstellung seiner Lebensgeister ein wenig Wasser mit Brandy gegeben. Ich hatte ihn beim Schlucken sorgfältig beobachtet, ihm dann sacht die Finger an die Kehle gelegt, diese sorgsam abgetastet und ihn gebeten, noch einmal zu schlucken. Ich schloss die Augen, und als er jetzt schluckte, spürte ich die Bewegung seines Kehlkopfes, die Ringe seiner Luftröhre, und begutachtete den Schaden, so gut ich konnte.

Als ich schließlich die Augen öffnete, hingen die seinen fünf Zentimeter vor den meinen. Sie waren immer noch weit geöffnet, die Frage darin kalt und schroff wie Gletschereis.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich schließlich, und meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Meine Finger lagen immer noch auf seiner Kehle; ich konnte spüren, wie das Blut durch die Schlagader unter meiner

Handfläche rauschte, sein Leben dicht unter der Haut dahinfloss. Doch sein harter, kantiger Kehlkopf lag still und seltsam missgeformt unter meinen Fingern; dort spürte ich keine Pulsation, kein Vibrieren der Luft entlang der Stimmbänder.

»Ich weiß es nicht«, wiederholte ich und zog meine Finger beklommen fort. »Möchtest du... es jetzt versuchen?«

Da hatte er den Kopf geschüttelt, hatte sich von mir abgewandt und war zum Fenster gegangen. Die Arme auf den Rahmen gestützt, hatte er auf die Straße hinuntergeblickt, und in meinem Kopf hatte sich schwach eine beklommene Erinnerung geregt.

Damals war es mondhelle Nacht gewesen, nicht heller Tag - in Paris. Ich war aus dem Schlaf erwacht und hatte Jamie nackt vor dem Fenster stehen sehen, die Narben auf seinem Rücken blass und silbern, die Arme auf den Rahmen gestützt, und sein Körper hatte von kaltem Schweiß geglänzt. Auch Roger schwitzte, allerdings vor Hitze; das Leinenhemd klebte ihm am Körper - und die Konturen seines Körpers waren exakt dieselben; er hatte das Aussehen eines Mannes, der darauf gefasst war, der Furcht ins Auge zu sehen, eines Mannes, der sich seinen Dämonen lieber allein stellte.

Unten auf der Straße konnte ich Stimmen hören; Jamie, der aus dem Feldlager zurückkehrte und Jemmy vor sich auf dem Sattel hielt. Er hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, Jemmy zu seinen täglichen Erledigungen mitzunehmen, so dass Brianna konzentriert arbeiten konnte. In der Folge hatte Jemmy vier neue Wörter gelernt - von denen immerhin nur zwei obszön waren -, und Jamies guter Rock war mit Marmeladenflecken verziert und roch wie eine schmutzige Windel, doch beide schienen mit dieser Regelung hoch zufrieden zu sein.

Briannas Stimme driftete von unten herauf; sie lachte, während sie ihren Sohn in Empfang nahm. Roger stand da wie aus Holz geschnitzt. Er konnte sie nicht rufen, doch er hätte an den Fensterrahmen klopfen oder ein anderes Geräusch machen können, ihnen zuwinken können. Doch er regte sich nicht.

Nach einer Weile erhob ich mich leise und verließ das Zimmer. Ich hatte einen festen Kloß im Hals, der sich nicht herunterschlucken ließ.

Nachdem Brianna Jemmy zum Baden davongetragen hatte, hatte Jamie mir erzählt, dass Tryon die Männer, die man im Lauf der Schlacht gefangen genommen hatte, zum Großteil freigelassen hatte.

»Darunter auch Hugh Fowles.« Er legte seinen Rock beiseite und hob sein Gesicht in Richtung des leichten Luftzuges, der vom Fenster herüberwehte. »Ich habe mich für ihn eingesetzt - und Tryon hat mir zugehört.«

»Das war auch besser so«, sagte ich mit gereiztem Unterton. Er sah mich an und tieß einen tiefen Kehllaut aus. Ich musste an Roger denken, dessen Kehlkopf zu dieser typisch schottischen Ausdrucksform nicht länger im Stande war.

Bei diesem Gedanken muss ich ein bestürztes Gesicht gemacht haben, denn Jamie zog die Augenbrauen hoch und berührte meinen Arm. Es war zu heiß für eine Umarmung, doch ich drückte ihm kurz meine Wange an die Schulter und tröstete mich an seinem festen Körper unter dem dünnen, feuchten Leinen.

»Ich habe Rogers Hals genäht«, sagte ich. »Er kann atmen - aber ich weiß nicht, ob er je wieder in der Lage sein wird zu sprechen.« *Geschweige denn zu singen*. Der Gedanke hing unausgesprochen in der schwülen Luft.

Jamie machte ein weiteres Geräusch, diesmal tief und wütend.

»Ich habe mit Tryon auch über sein Versprechen gegenüber Roger Mac gesprochen. Er hat mir das Dokument der Landvergabe ausgehändigt - fünftausend Acres, die an mein Land angrenzen. Seine letzte Amtshandlung als Gouverneur - mehr oder minder.«

»Was meinst du damit?«

»Ich habe doch gesagt, dass er die meisten Gefangenen freigelassen hat?« Er trat rastlos zur Seite. »Alle bis auf zwölf. Ein Dutzend Männer hat er nach wie vor in Gewahrsam, gesetzlose Rädelsführer der Regulatoren. Sagt er zumindest.« Die Ironie in seiner Stimme war so

deutlich zu erkennen wie der Staub in der Luft. »In einem Monat wird er ihnen den Prozess wegen Rebellion machen.«

»Und wenn man sie für schuldig befindet -«

»Werden sie zumindest die Gelegenheit bekommen zu sprechen, bevor man sie hängt.«

Er war stirnrunzelnd vor dem Porträt stehen geblieben, wenn ich mir auch nicht sicher war, ob er es überhaupt sah.

»Ich werde nicht hier bleiben, um dem Prozess beizuwohnen. Ich habe Tryon gesagt, dass wir aufbrechen müssen, um uns um unsere Felder und Farmen zu kümmern. Deshalb hat er die Milizkompanie aus dem Dienst entlassen.«

Ich spürte, wie mir leichter ums Herz wurde. In den Bergen würde es kühl sein, die Luft grün und frisch. Es war ein guter Ort zu heilen.

»Wann werden wir gehen?«

»Morgen.« Das Porträt *war* ihm aufgefallen; er betrachtete den gaffenden Kopf auf dem Teller mit grimmigem Beifall. »Es gibt nur einen Grund zu bleiben, und ich denke, das hat jetzt nur noch wenig Sinn.«

»Und der wäre?«

»Dougals Sohn«, sagte er und wandte sich von dem Porträt ab. »Seit zehn Tagen suche ich die Kolonie von einem Ende zum anderen nach William Buccleigh MacKenzie ab. Ich habe einige Leute gefunden, die ihn kannten, aber seit Alamance hat ihn niemand mehr gesehen. Manche sagen, er hat die Kolonie ganz verlassen. Viele Regulatoren sind geflohen; Husband ist fort - man sagt, er hat seine Familie nach Maryland gebracht. Aber was William MacKenzie angeht, so ist der Mann verschwunden wie die Schlange im Rattenloch; er, und seine Familie dazu.«

Letzte Nacht hahe ich geträumt, wir lägen unter einer großen Eberesche, Roger und ich. Es war ein herrlicher Sommertag, und wie so ***oft*** *haben wir eins dieser Gespräche über Dinge geführt, die wir vermissen. Nur, dass die Sachen, über die wir geredet haben, zwischen uns im Gras gelegen haben.*

Ich habe gesagt, ich würde meine Seele für ein Mars verkaufen, und schon war es da. Ich hahe die verpackung aufgerissen und konnte die Schokolade riechen. Dann habe ich angefangen, den Riegel zu essen, aber es war das Papier, über das wir uns dann unterhalten hahen - die Verpackung.

Roger hat sie in die Hand genommen und gesagt, was er am meisten vermisste, sei Toilettenpapier; dies hier sei zu glatt, um sich den Arsch damit abzuwischen. Ich hahe gelacht und gesagt, dass doch gar nichts Kompliziertes an Toilettenpapier ist - die Leute könnten es auch jetzt herstellen, wenn sie wollten. Auf dem Boden lag eine Rolle Toilettenpapier; ich habe darauf gezeigt, und eine große Hummel kam angeflogen, packte das Ende, flog davon und wickelte das Toilettenpapier hinter sich ab. Sie ist hin und her geflogen und hat es über uns in die Zweige gewoben.

Dann hat Roger gesagt, der Gedanke, sich den Hintern mit Papier abzuwischen, sei Blasphemie - und das ist es hier auch. Wenn Mama ihre Fallnotizen schreibt, macht sie winzige Buchstahen, und wenn Pa nach Schottland schreibt, benutzt er heide Seiten des Blattes, dann dreht er es und schreibt quer über die Zeilen, so dass es aussieht wie ein Flechtmuster.

Dann konnte ich Pa auf dem Boden sitzen sehen, wo er auf dem Toilettenpapier einen Brief an Tante Jenny schrieb, der immer länger wurde, und die Hummel hat ihn in die Luft getragen und ist damit nach Schottland davongeflogen.

Ich verbrauche mehr Papier als sonst jemand. Tante Jocasta hat mir ein paar von ihren alten Skizzenbüchern und einen ganzen Aquarellblock geschenkt - aber ich habe ein schlechtes Gewissen, wenn ich es benutze, weil ich weiß, wie teuer es ist. Aber ich muss einfach zeichnen. Das ist das Schöne an diesem Porträt für Mrs. Sherston - weil ich Geld verdiene, habe ich das Gefühl, dass ich auch ein bisschen Papier verbrauchen darf.

*Dann hat der Traum die Szene gewechselt, und ich habe Jemmy gezeichnet mit einem gelben 2**B-Bleistift,** auf dem in schwarzer Schrift »Ticonderoga« stand wie auf den Stiften, die wir in der Schule benutzt*

haben. Aber ich habe auf Toilettenpapier gezeichnet, und der Stift hat es ständig durchgerissen. Ich war so frustriert, dass ich das Papier in der Hand zerknüllt habe.

Dann hat es sich in einen dieser langweiligen, unangenehmen Träume verwandelt, in denen man nach einem Ort zum Pinkeln sucht und keinen finden kann - und schließlich wacht man auf und stellt fest dass man pinkeln muss.

Ich kann mich nicht entscheiden, ob ich lieber das Mars, das Toilettenpapier oder den Bleistift hätte. Ich glaube, den Bleistift. Ich konnte das frisch angespitzte Holz riechen und den Stift zwischen meinen Fingern und Zähnen spüren. Als ich klein war, habe ich oft auf meinen Bleistiften herumgekaut. Ich kann mich noch daran erinnern, wie es sich angefühlt hat wenn der Lack und das Holz nachgaben, nur ein bisschen, und ich von oben bis unten an dem Stift herumknabbert habe, bis er ausgesehen hat, als hätte ein Biber daran genagt.

Daran musste ich heute Nachmittag denken. Ich war traurig, weil Jemmy keinen neuen, gelben Bleistift haben wird, oder eine Frühstücksdose mit Batman darauf, wenn er zur Schule geht - falls er je zur Schule geht.

Rogers Hände sind immer noch zu mitgenommen, um einen Stift zu halten. Und jetzt weiß ich auch, dass ich mir weder Stifte noch Schokolade wünsche, und auch kein Toilettenpapier. Ich wünsche mir, dass Roger wieder mit mir spricht.

75

Sag meinen Namen

Unsere Rückkehr nach Fraser's Ridge verlief viel schneller als der Weg nach Alamance, obwohl es bergauf ging. Es war Ende Mai; rings um Hillsborough stand der Mais bereits hoch und grün auf den Feldern, und der Wind verstreute goldenen Pollenstaub. In den Bergen würde jetzt das Korn keimen, und bei unserem Vieh würde sich der Nachwuchs einstellen; Kälber, Fohlen und Lämmer, die vor Wolf und Fuchs und Bär geschützt werden mussten. Die Milizkompanie hatte sich gleich nach ihrer Entlassung durch den Gouverneur aufgelöst, und ihre Mitglieder hatten sich hastig zerstreut, um zu ihren Heimstätten und Feldern zurückzukehren.

Demzufolge waren wir auf dem Rückweg eine viel kleinere Gruppe; nur zwei Wagen. Ein paar der Männer, die in der Nähe von Fraser's Ridge lebten, hatten sich entschlossen, mit uns zu reisen, unter ihnen auch die beiden Findlay-Jungen, denn die Heimstatt ihrer Mutter lag an unserem Weg.

Ich warf unauffällig einen Blick auf die Findlays, die gerade dabei halfen, den Wagen zu entladen und unser Nachtlager zu errichten. Liebe Jungen, aber sehr still. Sie hatten Respekt - und große Ehrfurcht - vor Jamie, hatten jedoch im Lauf des kurzen Feldzuges ein besonderes Zugehörigkeitsgefühl zu Roger entwickelt, und diese seltsame Treue hielt auch nach der Auflösung der Miliz an.

Sie hatten ihn beide in Hillsborough besucht und auf Phoebe Sherstons Teppichen verlegen mit ihren nackten Zehen gewackelt. Mit hochroten Köpfen hatten sie Roger ihrerseits so gut wie sprachlos drei frühe Äpfel geschenkt, schief gewachsene, grüne Knubbel, die sie offensichtlich unterwegs in einem Obstgarten gestohlen hatten.

Er hatte sie zum Dank breit angegrinst, einen der Äpfel ergriffen und heldenhaft hineingebissen, bevor ich ihn aufhalten konnte. Eine Woche lang hatte er nichts als Suppe geschluckt, und er war beinahe gestorben, als er den Bissen hinunterwürgte. Doch er hatte ihn hinunterbekommen, und sie hatten alle drei dagesessen und sich wortlos angegrinst, während ihnen die Tränen in den Augen standen.

Die Findlays waren unterwegs meistens in Rogers Nähe zu finden, stets wachsam und sofort zur Stelle, um ihm zu helfen, wenn er mit seinen verletzten Händen etwas nicht zuwege bekam. Jamie hatte mir von ihrem Onkel lain Mhor erzählt; sie hatten offenbar reichlich Erfahrung, wenn es darum ging, unausgesprochene Bedürfnisse vorwegzunehmen.

Roger war jung und kräftig - er war schnell genesen, und die Knochenbrüche waren nicht kompliziert -, aber zwei Wochen reichten nicht aus, um gebrochene Knochen zusammenwachsen zu lassen. Ich hätte ihn lieber noch eine weitere Woche verbunden gesehen, aber er kämpfte unmissverständlich gegen jede Einschränkung an. Tags zuvor hatte ich ihm widerstrebend die Schienen von den Fingern genommen und ihn ermahnt, nichts zu überstürzen.

»Wage es ja nicht«, sagte ich jetzt und packte ihn am Arm, als er nach einem der schweren Vorratsrucksäcke auf dem Wagen griff. Er sah mich an und zog eine Augenbraue hoch, dann zuckte er geduldig mit den Achseln und trat zurück, um Hugh Findlay den Sack herausziehen und davontragen zu lassen. Roger zeigte mit dem Finger auf den Ring aus Steinen, den lain Findlay gerade um die Feuerstelle legte, dann auf den Wald. Konnte er Brennholz sammeln?

»Ganz bestimmt nicht«, sagte ich unerbittlich. Er trank pantomimisch und zog die Augenbrauen hoch. Wasser holen?

»Nein«, sagte ich. »Dir braucht nur ein Eimer aus der Hand zu rutschen, und schon...«

Ich sah mich um und versuchte, mir etwas einfallen zu lassen, was er gefahrlos tun konnte, doch alle Aufgaben beim Errichten des Lagers erforderten körperliche Arbeit. Gleichzeitig wusste ich, wie sehr es ihm gegen den Strich ging, untätig herumzustehen und sich nutzlos

vorzukommen. Er hatte es satt, wie ein Invalide behandelt zu werden, und ich konnte die bevorstehende Rebellion in seinem Auge aufblitzen sehen. Noch ein »Nein«, und er würde wahrscheinlich aus purem Trotz versuchen, den Wagen hochzuheben.

»Kann er schreiben, Sassenach?« Jamie war neben dem Wagen stehen geblieben und hatte unser Dilemma bemerkt.

»Schreiben? Was denn?«, fragte ich überrascht, doch er hatte schon den Arm ausgestreckt und wühlte nach dem abgenutzten, tragbaren Schreibtisch, den er unterwegs dabei hatte.

»Liebesbriefe?«, schlug Jamie vor und grinste mich an. »Oder vielleicht Sonette?« Er warf Roger die Schreibunterlage zu, und dieser fing sie zielsicher auf, während ich protestierend aufschrie. »Aber bevor du ein Epos zu William Tryons Ehren verfasst, Roger Mac, kannst du mir vielleicht mit einem Bericht aushelfen, wie es dazu gekommen ist, dass unser gemeinsamer Verwandter versucht hat, dich zu ermorden?«

Roger stand ein paar Sekunden stocksteif da und hielt die Schreibunterlage umklammert, doch dann lächelte er Jamie schief an und nickte langsam.

Er hatte angefangen, während die anderen das Lager aufschlugen, eine Pause eingelegt, um zu Abend zu essen, und sich dann wieder an seine Aufgabe gemacht. Es war eine ermüdende Arbeit, die nur schleichend voranging; die Brüche waren zwar weitgehend verheilt, doch seine Hände waren ziemlich steif, wund und unbeweglich. Der Federkiel war ihm ein Dutzend Mal hingefallen. Meine Fingergelenke begannen schon vom bloßen Hinsehen zu schmerzen.

»Au! Wirst du wohl damit *aufhören?*« Ich reinigte gerade einen Topf mit Binsen und Sand, und als ich aufblickte, sah ich Brianna mit ihrem Sohn ringen, der sich rückwärts über ihren Arm gebogen hatte, mit allen Vieren um sich trat und jene Art von nervenaufreibendem Theater machte, das selbst die hingebungsvollsten Eltern manchmal an Kindesmord denken ließ. Ich sah, wie Roger angesichts des Lärms die Schultern hochzog, doch er fuhr hartnäckig fort zu schreiben.

»Was ist denn mit dir *los?*«, fragte Brianna unwirsch. Sie kniete sich hin und rang Jemmy in eine halb sitzende Position nieder. Offenbar versuchte sie, ihn hinzulegen, um ihn für die Nacht frisch zu wickeln.

Seine Windel hatte es in der Tat nötig, denn sie war nass, schmutzig und hing dem Kleinen fast auf den Knien. Jemmy hatte den Großteil des Nachmittags schlafend im Wagen verbracht, beim Erwachen empfindlich auf die Sonne reagiert und eine äußerst gereizte Laune an den Tag gelegt. Auch jetzt war er nicht in der Stimmung, mit sich reden zu lassen, geschweige denn, sich wickeln und ins Bett stecken zu lassen.

»Vielleicht ist er ja noch nicht müde«, meinte ich. »Aber gegessen hat er doch, oder?« Dies war eine rhetorische Frage; Jemmys Gesicht war mit Pudding beschmiert, und er hatte Toast- und Eierkrümel in den Haaren.

»Ja.« Brianna raufte sich die Haare, die zwar sauberer, aber auch nicht weniger zerzaust waren. Jemmy war nicht das einzige Mitglied der Familie MacKenzie, das gereizt war. »Mag ja sein, dass er nicht müde ist, aber ich bin es.« Das stimmte; sie war fast den ganzen Tag neben dem Wagen hergelaufen, um auf den Steigungen die Kräfte der Pferde zu schonen. Genau wie ich.

»Lass ihn doch hier und geh dich waschen, ja?«, sagte ich und unterdrückte dabei edelmütig ein Gähnen. Ich ergriff einen großen Holzlöffel und winkte Jemmy, der auf Händen und Knien hin und her wackelte und grauenvolle Heullaute von sich gab, verlockend damit. Als er den Löffel erspähte, stellte er den Lärm ein, blieb aber mit argwöhnischer Miene auf der Stelle hocken.

Ich ergänzte den Köder durch einen leeren Becher, den ich neben ihm auf den Boden stellte. Das reichte; er ließ sich mit einem Glitschgeräusch auf seinem Hintern nieder, packte den Löffel mit beiden Händen und machte sich daran, den Becher damit in den Staub zu hämmern.

Brianna warf mir einen Blick zu, der tiefe Dankbarkeit ausdrückte, und verschwand im Wald, die Böschung zum Bach hinunter. Eine schnelle Katzenwäsche mit kaltem Wasser inmitten eines dunklen Waldes bot zwar nicht ganz dieselbe, idyllische Ablenkung wie ein duftendes Schaumbad bei Kerzenschein - aber das Wort, das hier zählte, war »Ablenkung«. Wie

ich aus Erfahrung wusste, wirkt ein wenig Abgeschiedenheit Wunder für eine Mutter. Und wenn Sauberkeit auch nicht unbedingt der Göttlichkeit gleichkam, betrachtete man das Universum doch gleich optimistischer, wenn man nach einem Tag voller Schweiß, Schmutz und Dreckswindeln endlich wieder saubere Füße, Hände und ein gewaschenes Gesicht hatte.

Ich musterte meine eigenen Hände kritisch; ich hatte Pferde geführt, Feuer gemacht, gekocht und Töpfe geschrubbt, und auch meine Einstellung zum Universum ließ zu wünschen übrig.

Doch Wasser war nicht die einzige Flüssigkeit, mit der man seine Laune verbessern konnte. Jamie reichte mir von hinten einen vollen Becher und setzte sich neben mich. Auch er hatte einen Becher in der Hand.

»Slàinte, mo nighean donn«, sagte er leise und lächelte mir zu, als er den Becher hob, um mir zuzuprosten.

»Mmm.« Ich schloss die Augen und atmete die duftenden Dämpfe ein. »Darf man denn ›Slàinte‹ sagen, wenn man gar keinen Whisky trinkt?« Die Flüssigkeit in dem Becher war Wein - und zwar guter, herb mit einem schönen, runden Geschmack und dem Aroma von Sonne und Weinblättern.

»Ich wüsste nicht, warum nicht«, sagte Jamie in aller Logik. »Es bedeutet ja schließlich nur, dass man sich Gesundheit wünscht.«

»Das stimmt, aber ich glaube, der Wunsch ist eher praktisch als übertragen gemeint, zumindest was manche Whiskysorten angeht - weil man hofft, dass derjenige, dem man zuprostet, es überlebt, wenn er sie getrunken hat.«

Er lachte, und seine Augenwinkel kräuselten sich belustigt.

»Noch habe ich niemanden mit meinen Destillierkünsten umgebracht, Sassenach.«

»Ich habe ja auch nicht deinen Whisky gemeint«, versicherte ich ihm, bevor ich innehielt, um noch einen Schluck zu trinken. »Oh, schmeckt der gut. Ich dachte an diese drei Milizionäre aus Oberst Ashes Kompanie.« Ein Wachtposten hatte die drei fraglichen Männer stockbetrunken gefunden, nachdem sie sich an einer Flasche so genannten Whiskys gütlich getan hatten, den sie Gott weiß wo her hatten.

Da Ashes Kompanie keinen eigenen Arzt hatte und unser Lager an das ihre angrenzte, hatte man mitten in der Nacht nach mir gerufen, um mich darum zu kümmern, so gut es ging. Alle drei hatten überlebt, doch einer hatte auf einem Auge das Sehvermögen verloren, und ein anderer hatte eindeutig einen geringen Hirnschaden erlitten - wobei ich mich insgeheim fragte, wie es wohl insgesamt um seine Intelligenz bestellt gewesen sein mochte.

Jamie zuckte mit den Achseln. Trunkenheit kam nun einmal vor, und dasselbe galt für miserables Brauhandwerk.

»*Thig a seo*, *a chuisle!«,* rief er, als er sah, dass Jemmy das Interesse an Löffel und Becher verloren hatte und jetzt auf Händen und Knien auf die Kaffeekanne zuhielt, die wir auf den Steinen des Feuerrings warm hielten. Jemmy ignorierte seinen Ruf, wurde jedoch durch Hugh Findlay, der ihn ohne Umschweife an der Hüfte packte und ihn strampelnd an Jamie übergab, aus der Gefahrenzone geholt.

»Sitzen bleiben«, sagte Jamie mit fester Stimme zu ihm. Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er das Kind auf den Boden und gab ihm seinen Stoffball. Jemmy hielt ihn fest und ließ den Blick verschlagen von seinem Großvater zum Feuer wandern.

»Wenn du ihn ins Feuer wirfst, *a chuisle*, bekommst du eins auf den Hintern«, teilte ihm Jamie freundlich mit. Jemmy verzog die Stirn und schob die Unterlippe vor, die dramatisch zitterte. Doch den Ball warf er nicht ins Feuer.

»A *cuishle?«,* versuchte ich es auszusprechen. »Der Ausdruck ist neu. Was heißt das?«

»Oh.« Jamie rieb sich mit dem Finger über den Nasenrücken und überlegte. »Es bedeutet >mein Blut<.«

»Ich dachte, das heißt *mo fuil*.«

»Aye, das stimmt, aber das ist das Blut, das zum Vorschein kommt, wenn du dich verletzt. A chuisle ist mehr wie... ›Oh, du, in dessen Adern mein eigen Blut fließt.‹ Man sagt es eigentlich nur zu Kleinkindern - wenn man mit ihnen verwandt ist, natürlich.«

»Wie schön.« Ich stellte meinen leeren Weinbecher auf den Boden und lehnte mich an Jamies Schulter. Ich war zwar noch müde, doch der Zauber des Weins hatte die rauen Kanten meiner Erschöpfung geglättet, und ich fühlte mich jetzt angenehm benommen.

»Würdest du Germain oder Joan auch so nennen? Oder nimmt man den Begriff a chuisle ganz wörtlich?«

»Zu Germain kommt mir eher *un petit emmerdeur* in den Sinn«, sagte er mit einem leisen, belustigten Prusten. »Aber Joan - aye, unsere kleine Joanie würde ich *a chuisle* nennen. Es bedeutet genauso Blut des Herzens wie des Körpers.«

Jemmy hatte seinen Stoffball zu Boden fallen lassen und starrte mit offenem Mund verzaubert auf die Glühwürmchen, die mit Anbruch der Dunkelheit im Gras aufzublinken begonnen hatten. Jetzt, wo wir alle den Bauch voll hatten und uns in der Kühle ausruhen konnten, spürte jedermann allmählich die tröstende Wirkung der anbrechenden Nacht.

Die Männer saßen im grasigen Dunkel unter einer Platane, ließen die Weinflasche von Hand zu Hand wandern und unterhielten sich mit unbekümmerten, halb zusammenhängenden Sätzen, wie es Männer tun, die sich sehr gut kennen. Die Findlayjungs standen in der Wagenspur, weil dies die einzige Stelle war, wo sie ein wenig Platz hatten, und warfen sich einen Gegenstand zu. Da es immer dunkler wurde, trafen sie die Hälfte der Zeit daneben und riefen sich gutmütige Beleidigungen zu.

Auf der anderen Seite des Feuers raschelte es laut im Gebüsch, und Brianna kam zum Vorschein. Sie sah nass, aber viel besser gelaunt aus. Sie blieb bei Roger stehen, legte ihm sacht die Hand auf den Rücken und sah ihm beim Schreiben über die Schulter. Er blickte zu ihr auf, dann zog er mit einem resignierten Achselzucken die fertigen Seiten seines Werkes hervor und reichte sie ihr. Sie kniete sich neben ihn und fing an zu lesen. Dabei strich sie sich die feuchten Haarsträhnen aus dem Gesicht und runzelte die Stirn, um im Schein des Feuers die Buchstaben auszumachen.

Ein Glühwürmchen landete auf Jamies Hemd. Kühl und grün leuchtete es in einer dunklen Stofffalte auf. Ich näherte mich mit dem Finger, und es flog davon und kreiste wie ein ausgebüchster Funke über dem Feuer.

»Es war eine gute Idee, Roger zum Schreiben zu bewegen«, sagte ich mit einem beifälligen Blick zur anderen Seite des Feuers. »Ich kann es gar nicht abwarten herauszufinden, was wirklich mit ihm geschehen ist.«

»Ich auch nicht«, pflichtete Jamie mir bei. »Obwohl es jetzt, da William Buccleigh verschwunden ist, möglicherweise weniger auf das ankommt, was mit Roger Mac geschehen ist, als auf das, was mit ihm geschehen *wird*.«

Ich brauchte ihn nicht zu fragen, was er damit meinte. Er wusste besser als jeder andere, was es bedeutet, wenn einem der Boden unter den Füßen entzogen wird - und wie viel Kraft es kostet, sich eine neue Existenz aufzubauen. Ich griff nach seiner rechten Hand, und er überließ sie mir. Im Schutz der Dunkelheit streichelte ich seine verkrüppelten Finger und folgte den wulstigen Kanten der Narben.

»Dann interessiert es dich nicht herauszufinden, ob dein Vetter ein kaltblütiger Mörder ist oder nicht?«, fragte ich unbeschwert, um die ernstere Unterhaltung zu tarnen, die sich schweigend zwischen unseren Händen abspielte.

Er gab einen leisen, schroffen Ton von sich, der ein Lachen hätte sein können. Seine Finger mit ihren glatten Schwielen schlossen sich um die meinen und drückten sie, um mir anzuzeigen, dass er verstand.

»Er ist ein MacKenzie, Sassenach. Ein MacKenzie aus Leoch.«

»Hm.« Die Frasers seien stur wie Felsblöcke, hatte man mich unterrichtet. Und Jamie selbst hatte mir die MacKenzies aus Leoch beschrieben - *bezaubernd wie die Lerchen im Feld, und so gerissen wie Füchse dazu*. Auf seine beiden Onkel, Colum und Dougal, war dies mit Sicherheit zugetroffen. Mir war zwar nichts zu Ohren gekommen, was darauf hingedeutet hätte, dass seine Mutter Ellen dieses Familiencharakteristikum besessen hätte - aber Jamie war ja auch erst acht gewesen, als sie starb. Seine Tante Jocasta? Dass sie sich nichts vormachen ließ, stand außer Zweifel, doch ich hatte den Eindruck, dass sich ihre Intrigen und Ränke auf einen weitaus kleineren Rahmen beschränkten als die ihrer Brüder.

»Du hast *was*?« Briannas Ausruf lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf die andere Seite des Feuers. Sie blickte Roger an, die Blätter in der Hand, und in ihrem Gesicht vermischten sich Belustigung und Bestürzung. Ich konnte Rogers Gesicht nicht sehen; er saß ihr zugewandt. Doch er bat sie mit einer Geste zu schweigen, und um sicher zu gehen, dass niemand ihren Ausruf gehört hatte, wies er mit dem Kopf auf den Baum, unter dem die trinkenden Männer saßen.

Einige Sekunden fing sich der Feuerschein in seinen Zügen, und dann verwandelte sich der Argwohn in seinem Ausdruck ganz plötzlich in blankes Entsetzen. Er erhob sich mit einem Sprung und öffnete den Mund.

»STOKH!«, brüllte er.

Es war ein grauenhafter Schrei, laut und harsch, doch in einem gespenstischen, erstickten Tonfall, als hätte ihm dabei jemand die Faust in die Kehle gerammt. Jedermann in Hörweite erstarrte - auch Jemmy, der sich von den Glühwürmchen abgewandt hatte und sich insgeheim wieder an seine Erkundung der Kaffeekanne begeben hatte. Er starrte zu seinem Vater auf, während nur noch fünfzehn Zentimeter seine Hand von dem heißen Metall trennten. Dann entgleisten ihm seine Gesichtszüge, und er begann erschrocken zu jammern.

Roger streckte die Arme über das Feuer hinweg und packte ihn; der Junge versuchte brüllend und strampelnd, diesem Furcht erregenden Fremden zu entkommen. Brianna nahm ihn hastig an sich, klammerte ihn an ihre Brust und verbarg sein Gesicht an ihrer Schulter. Ihr Gesicht war schreckensbleich geworden.

Auch Roger sah erschrocken aus. Er hob vorsichtig die Hand an seine Kehle, als sei er sich nicht ganz sicher, dass das, was er da berührte, tatsächlich seine eigene Haut war. Die Seilnarbe war immer noch eine dunkle Wulst unter seinem Kinn; selbst im flackernden Schein des Feuers konnte ich sie sehen, genau wie die kleinere, präzisere Linie meines eigenen Einschnittes.

Der erste Schock über seinen Schrei war verklungen, und die Männer unter dem Baum rappelten sich auf und kamen zu uns. Auch die Findlays kamen vom Weg angerannt, um sich mit den anderen um Roger zu scharen

und ihm begeistert ihre Glückwünsche auszusprechen. Roger nickte. Er ergab sich in sein Schicksal, doch während ihm alle Welt die Hand schüttelte und ihm auf den Rücken klopfte, sah er so aus, als wäre er am liebsten weit weg.

»Sagt noch etwas«, bedrängte ihn Hugh Findlay.

»Ja, Sir, Ihr könnt es«, fiel Iain ein, und sein rundes Gesicht strahlte. »Sagt... sagt: >Fischers Fritz fischt frische Fische!‹«

Dieser Vorschlag wurde grölend abgelehnt, und es hagelte weitere Anregungen. Roger sah allmählich völlig verzweifelt aus und hatte den Mund fest zugepresst. Jamie und ich hatten uns wieder gefangen; ich konnte spüren, wie Jamie sich bereit machte, um einzugreifen.

Da schob sich Brianna durch die aufgeregte Versammlung. Jemmy hockte auf ihrer Hüfte und betrachtete das Geschehen voller Misstrauen. Mit der freien Hand ergriff sie Rogers Hand und lächelte ihm ein wenig zittrig zu.

»Kannst du meinen Namen sagen?«, fragte sie.

Roger lächelte genauso wie sie. Ich konnte die Luft in seiner Kehle rasseln hören, als er Atem holte.

Diesmal sprach er leise; ganz leise, doch alle waren still und beugten sich vor, um ihn zu verstehen. Es war ein raues Flüstern, belegt und schmerzerfüllt, die erste Silbe mit Nachdruck an seinen narbigen Stimmbändern vorbeigezwängt, die letzte kaum hörbar. Doch...

»BRRIIah... nah«, sagte er, und sie brach in Tränen aus.

76

Blutgeld

Fraser's Ridge

Juni 1771

Ich saß auf dem Besuchersessel in Jamies Studierzimmer und zerkleinerte Blutwurz, während ich ihm Gesellschaft leistete, als er sich durch die Quartalsabrechnung kämpfte. Beides waren zeitraubende und mühselige Beschäftigungen, doch wir konnten gemeinsam das Licht einer einzelnen Kerze nutzen und uns an der Nähe des anderen freuen - und ich konnte mich herrlich damit ablenken, dass ich den erfindungsreichen Bemerkungen lauschte, die er an das Papier unter seiner Feder richtete.

»Eier schlürfender Sohn eines Stachelschweins!«, knurrte er. »Sieh dir das an, Sassenach. Der Mann ist nichts als ein gemeiner Dieb! Zwei Shilling, drei Pence für zwei Barren Zucker und einen Indigoblock!«

Ich schnalzte mitfühlend mit der Zunge und enthielt mich der Bemerkung, dass zwei Shilling mir eine bescheidene Summe für eine Ware zu sein schienen, die auf den Westindischen Inseln produziert und per Schiff nach Charleston transportiert worden war, um von dort auf Wagen, Booten, per Pferd und zu Fuß mehrere hundert Meilen überland geschafft zu werden, bis ein fahrender Händler sie schließlich an unsere Haustür gebracht hatte - ein Händler, der nicht mit einer Bezahlung rechnete, bevor er in drei oder vier Monaten das nächste Mal vorbeikam- und der wahrscheinlich sowieso kein Bargeld bekommen würde, sondern eher sechs Gläser Stachelbeermarmelade oder einen Räucherschinken.

»Jetzt sieh dir das an!«, sagte Jamie rhetorisch, während er mit kratzender Feder an einer Zahlensäule entlang fuhr und sie am unteren Ende wie einen Dolch auf das Papier niedersausen ließ. »Ein Fass Branntwein für zwölf Shilling, zwei Ballen Musselin zu jeweils drei

Shilling zehn, Eisenwaren - was in Dreiteufelsnamen will Roger mit Eisenwaren; hat er eine Möglichkeit gefunden, auf einer Harke eine Melodie zu spielen? -, Eisenwaren, zehn Shilling sechs!«

»Ich glaube, das war eine Pflugschar«, versuchte ich ihn friedlich zu stimmen. »Und zwar nicht für uns; Roger hat sie für Geordie Chisholm gekauft.« Pflugscharen waren in der Tat ziemlich teuer. Da sie aus England importiert werden mussten, besaßen nur wenige koloniale Kleinfarmer einen solchen Luxus, während sich viele bei der Bodenvorbereitung stattdessen nur mit Setzhölzern und Spaten, mit einer Axt und vielleicht einer eisernen Hacke behalten.

Jamie blinzelte missmutig auf sein Zahlenwerk und fuhr sich mit einer Hand durch das Haar.

»Aye«, sagte er. »Nur, dass Geordie keinen einzigen Penny entbehren kann, bis nächstes Jahr die Ernte verkauft ist. Also bin ich es doch, der die zehn Shilling sechs jetzt bezahlt, oder?« Ohne eine Antwort abzuwarten, stürzte er sich wieder auf seine Berechnungen und knurrte »Fäkalien fressender Sohn einer fliegenden Schildkröte« vor sich hin, ohne näher zu erläutern, ob sich dies auf Roger, Geordie oder die Pflugschar bezog.

Ich hatte meine Wurzel vollständig zerrieben und ließ den Stummel in ein Glas auf dem Tisch fallen. Blutwurz trägt seinen Namen zu Recht; der botanische Name ist *Sanguinaria,* und der Saft ist rot, beißend und klebrig. Die Schüssel auf meinem Schoß war mit schleimigen, feuchten Raspeln gefüllt, und meine Hände sahen so aus, als hätte ich eine Reihe kleiner Tiere ausgewaidet.

»Ich habe sechs Flaschen Kirschlikör gemacht«, bot ich ihm an und griff nach der nächsten Wurzel. Als ob er das nicht wüsste; das ganze Haus hatte eine Woche lang nach Hustensaft gerochen. »Fergus kann sie nach Salem bringen und verkaufen.«

Jamie nickte geistesabwesend.

»Aye, davon will ich den Saatmais kaufen. Haben wir noch etwas, das er nach Salem mitnehmen kann? Kerzen? Honig?«

Ich warf ihm einen scharfen Blick zu, doch er traf nur die zerzausten Wirbel auf seinem Kopf, den er dienstbeflissen über seine Zahlen gesenkt hatte. Kerzen und Honig waren ein kritisches Thema.

»Ich glaube, zehn Gallonen Honig kann ich entbehren«, sagte ich vorsichtig. »Vielleicht zehn - na gut, zwölf Dutzend Kerzen.«

Er kratzte sich mit der Feder an der Nasenspitze und hinterließ dort einen Tintenfleck.

»Ich dachte, deine Bienenstöcke hätten ein gutes Jahr hinter sich«, sagte er stirnrunzelnd.

Das stimmte; ursprünglich hatte ich einen einzigen Bienenstock gehabt, dann jedoch angebaut, und jetzt war mein Garten von neun Bienenhäusern gesäumt. Ich hatte ihnen fast fünfzig Gallonen Honig und genug Bienenwachs für gute dreißig Dutzend Kerzen entnommen. Andererseits hatte ich damit schon etwas vor.

»Ich brauche einen Teil des Honigs für meine Ausrüstung«, sagte ich. »Er eignet sich gut für antibakterielle Verbände.«

Er zog abrupt eine Augenbraue hoch, hielt den Blick aber weiter auf die krakeligen Buchstaben gerichtet, die er zu Papier brachte.

»Ich könnte mir vorstellen, dass er Fliegen anlockt«, sagte er, »wenn nicht sogar Bären.« Er tat diesen Gedanken mit einer Bewegung seiner Feder ab. »Wie viel brauchst du denn? Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich die Verwundeten so zahlreich in dein Sprechzimmer verirren, dass du vierzig Gallonen Honig brauchst - es sei denn, du kleisterst sie von Kopf bis Fuß damit ein.«

Trotz meines Argwohns lachte ich.

»Nein, zwei oder drei Gallonen sollten für Verbandszwecke reichen - sagen wir fünf, weil ich auch etwas brauche, um Elektrolyte herzustellen.«

Er sah zu mir auf und hatte beide Augenbrauen hochgezogen.

»Elektrisch?« Er sah die Kerze an, deren Flamme im Luftzug des Fensters flackerte, dann wieder mich. »Hat Brianna nicht gesagt, das hat etwas mit Licht zu tun? Oder mit Blitzen?«

»Nein, Elektrolyte«, betonte ich. »Zuckerwasser. Du weißt schon, wenn ein Mensch unter Schock steht oder zu krank ist, um zu essen, oder Durchfall hat - dann unterstützt eine elektrolytische Flüssigkeit den Körper, indem sie ihm die essentiellen Ionen wieder zuführt, die er durch den Blutverlust oder den Durchfall verloren hat - kleine Partikel aus Salz, Zucker und anderen Stoffen - und dadurch zieht das Blut wieder Wasser an, und der Blutdruck wird wiederhergestellt. Du hast doch schon gesehen, wie ich das mache.«

»Oh, so funktioniert das also?« Sein Gesicht erhellte sich interessiert, und er schien schon im Begriff zu sein, mich um eine Erklärung zu bitten. Dann fiel sein Blick auf den Stapel von Quittungen und Briefen, der nach wie vor auf seinem Schreibtisch harrte, und er seufzte und griff erneut zur Feder.

»Nun gut«, räumte er ein. »Behalte den Honig. Kann ich die Seife verkaufen?«

Ich nickte zufrieden. Nach vielen vorsichtigen Experimenten war es mir gelungen, eine Seife herzustellen, die nicht nach laugengetränktem, totem Schwein roch und dem Benutzer nicht die Oberhaut abzog. Doch anstelle von Talg benötigte ich dazu Sonnenblumenöl oder Olivenöl; beides war sehr teuer.

Ich hatte vor, meinen restlichen Honig bei den Cherokeefrauen gegen Sonnenblumenöl einzutauschen, das ich zur Herstellung von Shampoo und weiterer Seife benutzen wollte. Diese wiederum ließ sich überall zu exzellenten Preisen verkaufen - in Cross Creek, Wilmington, New Bern - sogar Charleston, falls wir uns je so weit vorwagen sollten. So dachte ich jedenfalls. Allerdings war ich mir nicht sicher, ob Jamie bereit sein würde, auf dieses Vorhaben zu bauen; es würde Monate dauern, bis es Früchte trug, während er mit dem Verkauf des Honigs unmittelbar Profit erzielen konnte. Doch wenn er einsah, dass die Seife mehr bringen würde als der rohe Honig, würde ich keine Schwierigkeiten haben, meinen Willen zu bekommen.

Bevor ich meine Pläne weiter erläutern konnte, hörten wir leise Schritte im Flur, und es klopfte sacht an der Tür.

»Herein«, sagte Jamie und richtete sich auf. Mr. Wemyss steckte den Kopf ins Zimmer, zögerte jedoch und machte angesichts der blutigen Flecken an meinen Händen ein leicht alarmiertes Gesicht. Jamie winkte ihn mit seiner Feder kameradschaftlich herein.

»Aye, Joseph?«

»Wenn ich ein Wort mit Euch sprechen dürfte, Sir?« Mr. Wemyss war ganz alltäglich mit Hemd und Hose bekleidet, hatte jedoch sein feines, helles Haar mit Wasser geglättet, was darauf hindeutete, dass es einen formellen Anlass für seine Bitte gab.

Ich schob meinen Sessel zurück und streckte die Hände aus, um meine Sachen an mich zu nehmen, doch Mr. Wemyss gebot mir mit einer kurzen Geste Einhalt.

»Oh, nein, Ma'am. Wenn es Euch nichts ausmacht, wäre es mir sehr lieb, wenn Ihr auch bleiben könntet. Es geht um Lizzie, und die Meinung einer Frau würde mir in dieser Angelegenheit viel bedeuten.«

»Natürlich.« Ich lehnte mich zurück und zog neugierig die Augenbrauen hoch.

»Lizzie? Dann habt Ihr also einen Ehemann für unsere Kleine gefunden, Joseph?« Jamie stellte seine Feder in das Glas auf seinem Schreibtisch, beugte sich interessiert vor und wies auf einen leeren Hocker.

Mr. Wemyss nickte. Im Schein der Kerze stachen die Knochen seines hageren Gesichtes hervor. Er akzeptierte die ihm angebotene Sitzgelegenheit mit einer gewissen Würde, die so gar nicht zu seiner sonstigen, leicht verwirrten Ausstrahlung passen wollte.

»Ich glaube schon, Mr. Fraser. Robin McGillivray hat mich heute Morgen besucht, um mir vorzuschlagen, dass sich meine Elizabeth mit seinem Jungen, Manfred, verlobt.«

Meine Augenbrauen hoben sich noch mehr. Soweit mir bekannt war, hatten sich Manfred und Lizzie bislang weniger als ein Dutzend Mal gesehen, und er hatte nicht mehr als die allerkürzesten Höflichkeiten mit ihr ausgetauscht. Es war nicht unmöglich, dass er sich zu ihr hingezogen fühlte; Lizzie war zu einem zarten, hübschen Mädchen herangewachsen,

und wenn sie auch immer noch sehr schüchtern war, besaß sie doch angenehme Umgangsformen. Doch dies schien mir kaum die rechte Basis für einen Heiratsantrag zu sein.

Als Mr. Wemyss uns die Sache jetzt erläuterte, wurde sie mir etwas klarer. Jamie hatte Lizzie eine Mitgift versprochen, die aus einem Stück besten Landes bestand, und als frei gekaufter Zwangsarbeiter hatte auch Mr. Wemyss Anspruch auf fünfzig Acres - die Lizzie erben würde. Das Land der Wemyss' grenzte an das der McGillivrays an, und beides zusammen würde eine ausgesprochen respektable Farm ergeben. Da ihre drei Töchter jetzt verheiratet oder angemessen verlobt waren, war Manfreds Verheiratung der nächste Punkt in Ute McGillivrays Generalplan. Nach eingehender Betrachtung aller heiratsfähigen Mädchen im Umkreis von zwanzig Meilen war ihre Wahl auf Lizzie gefallen, die die beste Partie zu sein schien, und sie hatte Robin losgeschickt, um die Verhandlungen zu eröffnen.

»Nun ja, die McGillivrays sind eine anständige Familie«, sagte Jamie umsichtig. Er tauchte einen Finger in meine Schüssel mit den Blutwurzraspeln und tupfte ihn nachdenklich auf sein Löschpapier, wo er eine Reihe roter Fingerabdrücke hinterließ. »Sie haben nicht viel Land, aber nach allem, was ich höre, kommt Robin gut zurecht, und Manfred ist ein fleißiger Arbeiter.« Robin war Büchsenmacher und hatte ein kleines Geschäft in Cross Creek. Manfred war bei einem anderen Büchsenmacher in Hillsborough in die Lehre gegangen und war jetzt Geselle.

»Würde er mit ihr nach Hillsborough ziehen?«, fragte ich. Das würde schwer auf Joseph Wemyss lasten. Er hätte zwar alles getan, um seiner Tochter eine gute Zukunft zu sichern, doch er liebte Lizzie von ganzem Herzen, und ich wusste, dass ihr Verlust ihn tief treffen würde.

Er schüttelte den Kopf. Sein Haar war jetzt getrocknet und begann sich wieder in den üblichen, hellen Strähnen aufzurichten.

»Robin sagt nein. Er sagt, der Junge hat vor, sich in Woolam's Creek ansässig zu machen, vorausgesetzt, er kann dort ein kleines Geschäft eröffnen. Sie würden auf der Farm leben.« Er bedachte Jamie mit einem

Seitenblick, dann wandte er sich ab, und das Blut stieg ihm in sein blasses Gesicht.

Jamie senkte den Kopf, und ich sah, wie sich sein Mundwinkel verzog. Das war also der Punkt, an dem er ins Spiel kam. Woolam's Creek war eine kleine, aber wachsende Siedlung am Fuß unseres Berges. Zwar befanden sich die dortige Mühle und das Land am anderen Bachufer im Besitz der Woolams, einer ortsansässigen Quäkerfamilie, doch das gesamte Land auf der uns zugewandten Seite gehörte Jamie.

Er hatte bereits Ronnie Sinclair, Theo Frye und Bob O'Neill jeweils mit Land, Werkzeugen und Arbeitsmaterial zur Errichtung einer Küferwerkstatt, einer - noch im Bau befindlichen -Schmiede und eines kleinen Gemischtwarenladens ausgeholfen; zu Bedingungen, die uns zwar einen Anteil an ihren zukünftigen Gewinnen garantierten, jedoch keine unmittelbaren Einkünfte.

Jamie und ich mochten zwar Pläne für die Zukunft haben, doch galt dies für Ute McGillivray nicht minder. Sie wusste natürlich, dass Lizzie und ihr Vater Jamies besondere Wertschätzung genossen und dass er sich mit großer Wahrscheinlichkeit dazu hinreißen lassen würde, für sie zu tun, was er konnte; würde Jamie Manfred als Teil der Übereinkunft eine Werkstatt in Woolam's Creek zur Verfügung stellen?

Jamie sah mich aus dem Augenwinkel an, und ich zog kaum merklich eine Schulter hoch. Ich fragte mich, ob Lizzies Zerbrechlichkeit wohl eine Rolle in Ute McGillivrays Berechnungen spielte. Es gab genug Mädchen, die kräftiger als Lizzie waren und damit bessere Voraussetzungen für die Mutterschaft mitbrachten. Doch falls Lizzie im Kindbett starb, würden die McGillivrays um ihre Mitgift und das Grundstück in Woolam's Creek reicher sein - und neue Ehefrauen waren nicht so schwer zu finden.

»Ich denke, dass sich da etwas einrichten lässt«, sagte Jamie vorsichtig. Ich sah, wie sein Blick erst zu dem geöffneten Kontobuch mit seinen deprimierenden Zahlensäulen wanderte und sich dann spekulierend auf mich richtete. Land war kein Problem; Werkzeuge und Materialien würden eines sein, da wir kein Geld und herzlich wenig Kredit hatten. Ich presste

die Lippen aufeinander und erwiderte seinen Blick; nein, meinen Honig bekam er nicht!

Er seufzte, lehnte sich zurück und klopfte sacht mit seinen rot gefärbten Fingern auf den Tintenlöscher.

»Das bekommen wir schon hin«, sagte er. »Was sagt die Kleine denn dazu? Will sie Manfred haben?«

Mr. Wemyss setzte eine etwas skeptische Miene auf.

»Sie sagt, ja. Er ist ein ganz lieber Junge, obwohl seine Mutter... eine großartige Frau«, fügte er hastig hinzu. »Wirklich großartig. Wenn auch ein bisschen... ähm. Aber...« Er wandte sich an mich, und Falten durchzogen seine schmale Stirn. »Um ehrlich zu sein, bin ich mir nicht sicher, ob Elizabeth weiß, was sie will, Ma'am. Sie weiß, dass es eine gute Partie wäre und dass sie in meiner Nähe bleiben könnte... Bei diesem Gedanken wurde sein Ausdruck sanfter, dann verhärtete er sich wieder. »Aber ich möchte nicht, dass sie diese Partie nur eingeht, weil sie denkt, dass es mir lieb wäre.« Er richtete seinen schüchternen Blick auf Jamie, dann auf mich.

»Ich habe ihre Mutter so geliebt«, sagte er und brachte die Worte in einem Schwall heraus, als gestünde er uns ein beschämendes Geheimnis. Er lief knallrot an und sah auf seine schmalen Hände hinunter, die er auf dem Schoß verschränkt hatte.

»Ich verstehe«, sagte ich. Ich wandte taktvoll den Blick ab und strich ein paar Blutwurzschnipsel vom Tisch. »Möchtet Ihr, dass ich mit ihr rede?«

»Oh, ich wäre Euch so dankbar, Ma'am!« Von Erleichterung beflügelt, wäre er beinahe aufgesprungen. Er schüttelte Jamie kräftig die Hand, verbeugte sich mehrfach vor mir und verließ schließlich unter Dankesgemurmel und Verbeugungen den Raum.

Die Tür schloss sich hinter ihm, und Jamie seufzte kopfschüttelnd.

»Der Himmel weiß, wie schwierig es ist, eine Tochter zu verheiraten, wenn sie weiß, was sie will«, sagte er finster, und es war klar, dass er

dabei an Marsali und Brianna dachte. »Vielleicht ist es ja einfacher, wenn sie es nicht weiß.«

Die einsame Kerze knisterte und warf flackernde Schatten in das Zimmer. Ich stand auf und ging zum Regal hinüber, wo noch einige neue Kerzen lagen. Zu meiner Überraschung erhob sich Jamie und trat zu mir. Er langte über die Ansammlung halb heruntergebrannter und frischer Kerzen hinweg und zog das dicke Stundenlicht hervor, das dahinter im Schatten stand.

Er stellte es auf den Tisch und zündete es an einer der dünneren Kerzen an. Sein Docht war bereits geschwärzt; die Kerze war bereits benutzt worden, wenn sie auch nicht sehr weit heruntergebrannt war. Er sah mich an, und ich ging leise zur Tür, um sie zu schließen.

»Meinst du, es ist so weit?«, fragte ich leise und trat wieder an seine Seite.

Er schüttelte den Kopf, antwortete jedoch nicht. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück. Die Hände auf dem Schoß gefaltet, sah er zu, wie die Flamme des Stundenlichtes den Docht erfasste und zu einem flackernden Licht heranwuchs. Jamie seufzte und streckte eine Hand aus, um mir sein Kontobuch zuzuschieben. Dort konnte ich den Stand der Dinge schwarz auf weiß sehen - trübe, was unsere Barschaft anging.

In der Kolonie wurden nur sehr wenige Geschäfte auf Bargeldbasis abgewickelt - westlich von Asheville so gut wie keine. Die Siedler in den Bergen handelten alle mit Tauschwaren, und was das anging, kamen wir ganz gut zurecht. Wir konnten Milch, Butter und Käse eintauschen; Kartoffeln und Korn, Schweinefleisch und Wild, frisches Gemüse und Trockenfrüchte, ein wenig Wein, den wir im letzten Herbst aus unseren Muscadettrauben gekeltert hatten. Wir hatten Heu und Holz - wie alle anderen auch -, meinen Honig und das Bienenwachs. Und vor allem hatten wir Jamies Whisky.

Doch diese Ressource hatte ihre Grenzen. Wir hatten fünfzehn Acres mit Gerste bepflanzt, die einmal -wenn es keine Hagelstürme, Waldbrände oder sonstigen, göttlichen Fügungen gab - fast hundert Fässer Whisky

ergeben würde, und dieser würde, selbst vollkommen roh und ungereift, beim Verkauf oder im Tauschhandel eine ganze Menge einbringen. Doch die Gerste stand noch grün auf den Feldern, und der Whisky war nicht mehr als ein profitables Phantom.

Fürs Erste hatten wir den verfügbaren Alkohol samt und sonders verbraucht oder verkauft. Nun ja, vierzehn kleine Fässer hatten wir noch - in einer kleinen Höhle oberhalb der Whiskyquelle, doch wir konnten sie nicht benutzen. Nach jedem Destilliervorgang schaffte Jamie zwei Fässer beiseite, die er gewissenhaft altern ließ. Das älteste Fass dieses Vorrats war erst zwei Jahre alt; es würde noch zehn weitere Jahre dort verbleiben, um dann, so Gott wollte, das Tageslicht als flüssiges Gold wieder zu erblicken - und beinahe genauso viel wert zu sein wie die feste Variante.

Doch die unmittelbaren, finanziellen Forderungen würden keine zehn Jahre warten. Ganz abgesehen von einem möglichen Büchsenmacherladen für Manfred McGillivray und einer bescheidenen Mitgift für Lizzie, waren da noch die normalen Kosten für den Betrieb der Farm und den Unterhalt des Viehs sowie ein ehrgeiziger Plan, jedem Pächter eine Pflugschar zur Verfügung zu stellen, denn viele von ihnen bereiteten ihren Boden noch von Hand vor.

Und über unsere eigenen Kosten hinaus hatten wir noch eine weitere, außerordentlich belastende Verpflichtung. Laoghaire MacKenzie Fraser, mochte der Teufel sie holen.

Eigentlich war sie gar nicht Jamies Ex-Frau - aber irgendwie war sie es doch. In dem Glauben, ich sei für immer fort, wenn nicht sogar tot, hatte Jamie sie auf Drängen seiner Schwester Jenny geheiratet. Die Eheschließung hatte sich rasch als Fehler erwiesen, und nach meinem Wiederauftauchen war zur Erleichterung - mehr oder minder - aller Beteiligten ihre Annullierung angestrebt worden.

Großzügig ohne Wenn und Aber, hatte Jamie sich jedoch bereit erklärt, ihr eine jährliche Unterhaltszahlung zu leisten sowie jeder ihrer Töchter eine Mitgift zur Verfügung zu stellen. Marsalis Mitgift wurde nach und nach in Land und Whisky ausgezahlt, und was Joan anging, so waren uns keine Hochzeitspläne bekannt. Doch das Geld, das nötig war, um

Laoghaire ihren wie auch immer gearteten Lebensstil in Schottland zu gewährleisten, wurde langsam fällig - und wir hatten es nicht.

Ich beobachtete Jamie, der vor sich hinbrütete und die Augen halb geschlossen hatte. Ich versuchte es erst gar nicht mit dem Vorschlag, es einfach darauf ankommen zu lassen, dass Laoghaire eine *Gaberlunziemarke* beantragte und in der Pfarre betteln ging. Ganz gleich, was er von der Frau hielt, er betrachtete sie als seine Verantwortung, und damit war der Fall erledigt.

Ich vermutete, dass eine Bezahlung der Schuld in gesalzenem Fisch und grober Seife ebenfalls nicht in Frage kam. Damit blieben uns drei Möglichkeiten: Wir konnten unseren Whiskyvorrat verkaufen, was langfristig jedoch ein herber Verlust sein würde. Wir konnten uns Geld von Jocasta leihen; möglich, aber äußerst unangenehm. Oder wir konnten etwas anderes verkaufen. Mehrere Pferde zum Beispiel. Eine größere Anzahl Schweine. Oder einen Edelstein.

Die Kerzenflamme brannte kräftig, und rings um den Docht war das Wachs geschmolzen. Wenn ich in den klaren See aus flüssigem Wachs blickte, konnte ich sie sehen: drei Edelsteine, dunkel vor dem blassen, graugoldenen Hintergrund der Kerze, ihre kräftigen Farben gedämpft, unter dem Wachs jedoch dennoch sichtbar. Ein Smaragd, ein Topas und ein schwarzer Diamant.

Jamie berührte sie nicht, doch er starrte sie konzentriert an und zog seine dichten, roten Augenbrauen zusammen.

Es würde nicht leicht sein, im kolonialen North Carolina einen Edelstein zu verkaufen; sehr wahrscheinlich bedurfte es einer Reise nach Charleston oder Richmond. Möglich war es jedoch, und es würde genug Geld einbringen, um Laoghaire ihr Blutgeld zu bezahlen und die gesammelten, restlichen Kosten zu begleichen. Doch die Edelsteine besaßen einen Wert, der ihren Geldwert weit überstieg - sie waren die Währung für die Reise durch die Steine; sie schützten das Leben des Reisenden.

Das Wenige, was wir über diese gefährliche Reise wussten, basierte zum Großteil auf den Dingen, die Geillis Duncan aufgeschrieben oder mir erzählt hatte; ihrer Überzeugung nach boten Juwelen dem Reisenden nicht

nur Schutz vor dem Chaos in jenem grauenhaften Zwischenraum zwischen den Zeitschichten, sondern ermöglichten ihm auch ein gewisses Maß an Navigation - so dass er die Zeit wählen konnte, in der er landete.

Einem Impuls folgend, ging ich zurück zum Regal, stellte mich auf die Zehenspitzen und tastete nach dem lederumwickelten Bündel, das dort im Dunkel versteckt war. Es lag schwer in meiner Hand, und ich wickelte es vorsichtig aus und legte den ovalen Stein neben der Kerze auf den Tisch. Es war ein großer Opal mit einem feurigen Kern unter einer Hülle aus stumpfem Gestein, der durch die Gravur in seiner Oberfläche bloß gelegt wurde - eine Spirale; eine primitive Darstellung der Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

Der Opal gehörte einem anderen Reisenden - dem mysteriösen Indianer namens Otterzahn. Einem Indianer, dessen Schädel Zähne mit Silberplomben enthalten hatte; einem Indianer, der des Englischen mächtig gewesen zu sein schien. Er hatte diesen Stein seine »Rückfahrkarte« genannt - daher sah es so aus, als ob Geilie Duncan nicht die Einzige war, die glaubte, dass Edelsteine eine gewisse Macht besaßen, dort, an jenem furchtbaren Ort... dazwischen.

»Fünf, hat die Hexe gesagt«, sagte Jamie nachdenklich. »Sie hat doch gesagt, man braucht fünf Steine, oder?«

»Das hat sie geglaubt, ja.« Es war ein warmer Abend, doch der Haarflaum auf meinem Kinn prickelte, als ich an Geilie Duncan dachte, an die Steine - und an den Indianer, dem ich im Dunklen auf einem Berghang begegnet war und dessen Gesicht schwarz bemalt war, weil er dem Tod geweiht war. Kurz darauf hatte ich den Opal gefunden und den Schädel, der mit ihm zusammen vergraben war. War der Schädel mit den Silberfüllungen, den wir begraben hatten, der seine gewesen?

»War es wichtig, dass die Steine poliert oder geschliffen sind?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube, sie hat gesagt, geschliffene Steine sind besser - aber ich weiß nicht, was sie darauf gebracht hat oder ob sie Recht hatte.« Das war immer der Haken; wir wussten so wenig mit Gewissheit.

Er machte ein leises *Hmf*-Geräusch und rieb sich langsam mit dem Fingerknöchel über den Nasenrücken.

»Nun, wir haben diese drei und den Rubin meines Vaters. Sie sind geschliffen und poliert, und es sind vier. Dann diesen kleinen Klunker da -«, er warf einen Blick auf den Opal, »und den Stein in deinem Amulett, beides rohe Steine.« Wichtig hierbei war, dass die geschliffenen oder polierten Steine sehr viel mehr Bargeld einbringen würden als der grobe Opal oder der Rohsaphir in meinem Medizinbeutel. Und doch - konnten wir das Risiko eingehen, einen Stein zu verlieren, der eines Tages für Brianna oder Roger über Leben und Tod entscheiden konnte?

»Dazu wird es kaum kommen«, antwortete ich, nicht auf seine Worte, sondern auf seinen Gedanken. »Brianna wird mit Sicherheit bleiben, bis Jemmy groß ist; vielleicht für immer.« Denn wie konnte man schließlich ein Kind im Stich lassen, mögliche Enkel? Und doch: Ich hatte es getan. Ich rieb geistesabwesend mit einem Finger über das glatte Metall meines Goldrings.

»Aye. Aber was ist mit dem Jungen?« Er sah mit hochgezogener Augenbraue zu mir auf. Der Kerzenschein spiegelte sich klar in seinen Augen, die blau waren wie geschliffene, polierte Saphire.

»Das würde er nicht tun«, sagte ich. »Er würde Brianna und Jemmy nicht verlassen.« Ich sprach mit fester Stimme, aber tief im Herzen spürte ich eine Spur des Zweifels, und sie spiegelte sich in meiner Stimme wider.

»Noch nicht«, sagte Jamie leise.

Ich holte tief Luft, antwortete aber nicht. Ich wusste sehr gut, was er meinte. In sein Schweigen gehüllt, schien sich Roger täglich mehr zurückzuziehen.

Seine Finger waren verheilt; ich hatte Brianna gegenüber die Hoffnung geäußert, dass er Trost in seinem Bodhran finden würde. Sie hatte zweifelnd genickt. Ich wusste nicht, ob sie es ihm gegenüber erwähnt hatte oder nicht - doch das Bodhran hing an der Wand ihrer Blockhütte, stumm wie sein Besitzer.

Er lächelte nach wie vor; er spielte mit Jemmy und ließ Brianna jede denkbare Aufmerksamkeit angedeihen - doch der Schatten wich nie aus seinem Blick, und wenn man ihn nicht brauchte, verschwand er stundenlang, manchmal den ganzen Tag, um in den Bergen

umherzuwandern und erst nach Anbruch der Dunkelheit zurückzukehren, erschöpft, schmutzig - und stumm.

»Er hat nicht mehr mit ihr geschlafen, oder? Seit es passiert ist?«

Ich seufzte und strich mir eine Haarsträhne aus der Stirn.

»Ein paar Mal. Ich habe sie gefragt. In letzter Zeit aber nicht mehr, glaube ich.«

Brianna tat ihr Bestes, um ihn dicht bei sich zu halten, ihn den Tiefen seiner zunehmenden Depression zu entreißen - doch mir war ebenso wie Jamie bewusst, dass sie im Begriff war, ihren Kampf zu verlieren, und dass sie es wusste. Auch sie wurde immer stiller und hatte Schatten unter den Augen.

»Wenn er... zurück ginge... könnte es Heilung für seine Stimme geben? Dort, in eurer eigenen Zeit?« Bei diesen Worten fuhr Jamie mit dem Finger über den Opal, und sein Blick folgte der Spirale, während seine Finger sie nachzeichneten.

Ich seufzte erneut und setzte mich.

»Ich weiß es nicht. Es gäbe Hilfe - vielleicht operativ, mit Sicherheit durch Sprachtherapie. Ich kann nicht sagen, wie hilfreich das wäre; niemand kann das. Allerdings... ist es möglich, dass er seine Stimme weitgehend allein zurückerlangt, wenn er nur daran arbeitet. Aber das wird er nicht tun. Und natürlich«, musste ich ehrlich zugeben, »ist es möglich, dass er sie *nicht* zurück - erlangt, ganz gleich, wie hart er arbeitet.«

Jamie nickte schweigend. Egal, ob die Möglichkeit medizinischer Hilfe bestand oder nicht, das eine stand fest: Wenn die Ehe zwischen Roger und Brianna zerbrach, gab es nichts mehr, was ihn hier hielt. Ob er sich dann entschließen würde zurückzugehen...

Jamie setzte sich in seinem Sessel auf und pustete die Kerze aus.

»Noch nicht«, sagte er mit fester Stimme in der Dunkelheit. »Uns bleiben noch ein paar Wochen, bis ich Geld nach Schottland schicken muss; wir werden sehen, was sich sonst noch ergibt. Fürs Erste behalten wir die Steine.«

Letzte Nacht habe ich ***geträumt,*** *ich würde Brot backen. Oder zumindest habe ich versucht, Brot zu backen. Ich habe den Teig gemischt und plötzlich gemerkt, dass ich kein Mehl hatte. Dann habe ich das Brot in Formen gefüllt und es in den Ofen gestellt und plötzlich gemerkt dass es nicht aufgegangen war. Ich habe es wieder herausgeholt. Ich habe es geknetet und geknetet, und dann habe ich es in einer Schüssel unter einem Tuch herumgetragen und nach einem warmen Ort gesucht an den ich es stellen konnte, weil man es warm stellen muss, denn sonst stirbt die Hefe, und ich bin ganz hektisch geworden, weil ich keine warme Stelle finden konnte; es wehte ein kalter Wind, und die Schüssel war schwer und rutschig, und ich dachte schon, ich würde sie fallen lassen; meine Hände und Füße waren kalt und wurden langsam taub.*

Dann bin ich aufgewacht und mir war tatsächlich kalt. Roger hatte mir sämtliche Decken weggezogen und sie um sich gewickelt und unter der Tür kam ein fürchterlicher Zug herein. Ich habe ihn angestoßen und an den Decken gezerrt, aber ich bekam sie nicht lose, und ich wollte keinen großen Lärm machen, weil ich Jemmy nicht wecken wollte. Schließlich bin ich aufgestanden, habe mir meinen Umhang vom Kleiderhaken geholt und darunter geschlafen.

Heute Morgen ist Roger vor mir aufgestanden und gegangen; ich glaube nicht dass ihm aufgefallen ist, dass er mich in der Kälte liegen gelassen hat.

77

Ein Päckchen aus London

Das Päckchen traf im August ein. Der freundliche Postbote war Jeffrey Wainwright, einer der wenigen fahrenden Händler, deren Unternehmergeist ausreichte, um die gewundenen Steilpfade nach Fraser's Ridge zu erklimmen. Feuerrot im Gesicht und keuchend von seiner Klettertour und dem Abladen seines Packesels, reichte mir Mr. Wainwright das Päckchen mit einem Kopfnicken und stolperte auf meine Einladung hin dankbar in Richtung Küche davon. Seinen Esel ließ er auf dem Hof grasen.

Es war ein kleines Päckchen, ein Kästchen, das sorgsam in Ölhaut eingenäht und obendrein mit Zwirn verschnürt war. Es war schwer. Ich schüttelte es, doch das einzige Geräusch war ein gedämpftes Klopfen, so als sei der Inhalt mit einem dämmenden Material verpackt. Auf dem Etikett stand schlicht: »An Mr. James Fraser, Esq., Fraser's Ridge, Carolina.«

»Was meinst du wohl, was das ist?«, fragte ich den Esel. Es war eine rhetorische Frage, doch der Esel, der ein freundliches Geschöpf war, blickte von seiner Mahlzeit auf und ih-ahte als Antwort. Dabei baumelten ihm die Schwingelgrasstängel aus dem Maul.

Das Geräusch provozierte Clarence und die Pferde zu Neugier- und Willkommensrufen, und innerhalb von Sekunden tauchten Jamie und Roger aus der Scheune auf, Brianna kam aus dem Kühlhaus, und Mr. Bug erhob sich in Hemdsärmeln hinter dem Misthaufen wie ein Geier, der von einem Stück Aas aufsteigt. Der Lärm hatte sie alle angelockt.

»Danke«, sagte ich zu dem Esel, der bescheiden mit dem Ohr wackelte und sich erneut dem Gras zuwandte.

»Was ist es denn?« Brianna stellte sich auf die Zehenspitzen, um Jamie über die Schulter zu lugen, als er mir das Päckchen abnahm. »Es ist doch nicht aus Lallybroch, oder?«

»Nein, es ist weder lans Handschrift... noch die meiner Schwester«, erwiderte Jamie nach kaum merklichen Zögern, obwohl mir nicht entging, dass er zweimal hinsah, um ganz sicher zu gehen. »Aber es hat einen langen Weg hinter sich - per Schiff?« Er hielt mir das Päckchen fragend unter die Nase. Ich roch daran und nickte.

»Ja, es riecht ein wenig nach Teer. Sind denn keine Begleitpapiere dabei?«

Er drehte das Päckchen um, dann schüttelte er den Kopf.

»Es war versiegelt, aber das Siegel ist fort.« An der Paketschnur klebten ein paar gräuliche Wachsfragmente, doch das Siegel, das uns Aufschluss über den Absender hätte geben können, war längst den Strapazen der Reise und Mr. Wainwrights Lasttrage zum Opfer gefallen.

»Hmp.« Mr. Bug schüttelte den Kopf und blinzelte das Päckchen skeptisch an. »Keine Hacke.«

»Nein, es ist keine Hacke«, pflichtete Jamie ihm bei und stemmte das kleine Päckchen abschätzend hoch. »Und auch kein Buch, ganz zu schweigen von einem Block Papier. Sonst fällt mir nichts ein, was ich bestellt habe. Meinst du, es könnte vielleicht Saatgut sein, Sassenach? Mr. Stanhope hat dir doch ein paar Dinge aus dem Garten seines Freundes versprochen, aye?«

»Oh, das könnte sein!« Das war eine aufregende Möglichkeit; Mr. Stanhopes Freund Mr. Crossley besaß einen großen Ziergarten mit einer Anzahl exotischer und importierter Gattungen, und Stanhope hatte mir angeboten, sich zu erkundigen, ob Crossley vielleicht zu einem Tausch bereit war; Samen und Setzlinge von einigen der selteneren europäischen und asiatischen Kräuter seiner Sammlung gegen Zwiebeln und Samen aus meiner »Bergfestung«, wie Stanhope es nannte.

Roger und Brianna wechselten einen kurzen Blick. Saaten faszinierten sie sehr viel weniger als Bücher oder Papier es getan hätten. Dennoch war

jeder Brief und jedes Päckchen eine solche Abwechslung, dass niemand vorschlug, es zu öffnen, bevor man nicht die Spekulationen über seinen Inhalt bis zur Neige ausgekostet hatte.

Letztlich blieb das Päckchen ungeöffnet, bis auch der Letzte von uns nach dem Abendessen Gelegenheit gehabt hatte, es in den Händen zu wiegen, es zu befühlen und daran zu riechen und seine Meinung über den möglichen Inhalt kundzutun. Nachdem er seinen leeren Teller beiseite geschoben hatte, griff Jamie schließlich feierlich nach dem Paket, schüttelte es ein letztes Mal und reichte es mir.

»Der Knoten ist eine Aufgabe für Chirurgenhände, Sassenach«, sagte er grinsend. So war es; wer auch immer das Paket verknotet hatte, war kein Matrose gewesen, sondern hatte Gründlichkeit anstelle von Kenntnis walten lassen. Ich musste mehrere Minuten lang daran herumfummeln, doch schließlich bekam ich den Knoten auf und rollte die Schnur für den zukünftigen Gebrauch ordentlich zusammen.

Dann öffnete Jamie vorsichtig mit der Dolchspitze die Naht, und zog unter den Erstaunenslauten der Anwesenden eine kleine Holzkiste heraus. Sie war schlicht gestaltet, aber elegant ausgeführt, hatte Scharniere und eine Schließe aus Messing, und in den Deckel war eine passende Messingplatte eingelassen.

»Werkstatt Messrs. Halliburton & Halliburton, Portman Square 14, London«, las Brianna, die sich mit gerecktem Hals über den Tisch gebeugt hatte, laut vor. »Wer in aller Welt sind Halliburton und Halliburton?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, erwiderte Jamie. Er hob mit einem Finger die Schließe und klappte behutsam den Deckel auf. Im Inneren befand sich ein Beutel aus dunkelrotem Samt. Er holte ihn heraus, öffnete die Zugschnur und zog langsam einen... Gegenstand hervor.

Es war eine flache, goldene Scheibe von etwa zehn Zentimetern Durchmesser. Mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen konnte ich sehen, dass ihr Rand wie bei einem Teller leicht erhöht und mit winzigen Symbolen verziert war. In die Mitte des Kreises war eine Perforation eingelassen, an der eine silbrige Metallkonstruktion befestigt war. Diese bestand aus einer kleinen, offenen Skala, ähnlich dem Ziffernblatt einer

Uhr, doch ihre Außenkante war durch drei Zeiger mit dem Mittelpunkt des Kreises verbunden.

Der kleine Silberkreis war ebenfalls mit eingravierten Symbolen verziert, die so fein waren, dass man sie kaum sehen konnte, und während der eine Zeiger am Ende eine Lyra trug, war der andere gewellt wie ein Aal. Darauf war ein goldener Balken montiert, dessen Enden sich wie eine dicke Kompassnadel verjüngten. Dieser war mit einem Stift in der Mitte der Scheibe befestigt, so dass er sich um sich selbst drehen konnte. In der Mitte des Balkens war in fließenden Buchstaben der Name »James Fraser« eingraviert.

»Oh, was in aller Welt ist *das* denn?« Mrs. Bug war natürlich die Erste, die sich von ihrer Überraschung erholte.

»Es ist ein planisphärisches Astrolabium«, erwiderte Jamie, der seine Überraschung ebenfalls überwunden hatte und dessen Tonfall jetzt beinahe beiläufig klang.

»Oh, *natürlich*«, murmelte ich. »Was auch sonst.«

Er drehte es um und gab eine flache Oberfläche preis, in die mehrere konzentrische Kreise eingraviert waren, die wiederum durch Hunderte von kleinen Markierungen und Symbolen unterteilt waren. Auch diese Seite hatte einen Drehzeiger, ähnlich der Kompassnadel auf der anderen Seite, allerdings rechteckig geformt. Die Enden des Zeigers waren umgebogen, flach gedrückt und eingekerbt, so dass die Kerben eine Art Visiereinrichtung bildeten.

Brianna streckte einen Finger aus und berührte ehrfürchtig die glänzende Oberfläche des Instruments.

»Mein Gott«, sagte sie. »Ist das wirklich *Gold*?«

»So ist es.« Jamie legte ihr den Gegenstand vorsichtig auf die ausgestreckte Handfläche. »Und was ich gern wüsste ist, warum?«

»Warum Gold, oder warum ein Astrolabium?«, fragte ich.

»Warum Gold«, erwiderte er und sah das Instrument stirnrunzelnd an. »So etwas suche ich schon lange, konnte aber von Albany bis Charleston

keines finden. Lord John Grey hatte mir versprochen, mir eins aus London kommen zu lassen, und ich vermute, dass es dies ist. Aber wieso um Himmels willen...«

Wir alle waren noch von dem Astrolabium gefesselt, doch Jamie wandte den Blick ab und griff statt dessen in die Kiste, in der es gekommen war. Und siehe da, am Boden der Kiste lag eine Notiz, die ordentlich zusammengefaltet und mit blauem Wachs versiegelt war. Doch das Siegelwappen zeigte nicht Lord Johns üblichen, lächelnden Halbmond mit Sternen, sondern einen unvertrauten Fisch mit einem Ring im Maul.

Jamie betrachtete es stirnrunzelnd, dann erbrach er das Siegel und faltete den Brief auseinander.

Mr. James Fraser, Esq.
in Fraser's Ridge
Kronkolonie North Carolina

Mein werter Sir,

Ich habe die Ehre, Euch das Beiliegende mit den Empfehlungen meines Vaters, Lord John Grey, zu übersenden. Bei meiner Abreise nach London gab er mir die Anweisung, das bestmögliche Instrument zu erwerben, und da mir bekannt ist, wie sehr er Eure Freundschaft schätzt, habe ich mir alle erdenkliche Mühe gegeben, dies zu tun. Ich hoffe, dass es Euren Beifall findet.

Euer ergb. Diener
William Ransome, Lord Ellesmere,
Hauptmann der 9ten Welsh-Dragoner

»William Ransome?« Brianna war aufgestanden, um über Jamies Schulter hinweg mitzulesen. Sie sah mich stirnrunzelnd an. »Er sagt, Lord John ist sein Vater - aber ist Lord Johns Sohn nicht noch ein kleiner Junge?«

»Er ist fünfzehn.« Jamies Stimme hatte einen seltsamen Unterton, und ich sah, wie Roger abrupt von dem Astrolabium in seinen Händen aufblickte und seine grünen Augen plötzlich einen gebannten Ausdruck annahmen. Dann richtete er den Blick mit jenem Ausdruck auf mich, den er in letzter Zeit entwickelt hatte, als lauschte er auf etwas, das niemand sonst hören konnte. Ich wandte meine Augen ab.

»... nicht Grey«, sagte Brianna gerade.

»Nein.« Jamie betrachtete nach wie vor den Brief in seiner Hand und klang leicht abwesend. Er schüttelte kurz den Kopf, als wollte er einen Gedanken verwerfen, und wandte sich wieder dem Thema zu.

»Nein«, wiederholte er und legte den Brief weg. »Der Junge ist Lord Johns Stiefsohn - sein Vater war der Graf von Ellesmere; der Junge ist der neunte Träger dieses Titels. Ransome ist Ellesmeres Familienname.«

Ich hielt meinen Blick geflissentlich auf den Tisch und die leere Kiste gerichtet, weil ich befürchtete, dass mein transparentes Gesicht sonst etwas preisgeben könnte - und wenn es nur die Tatsache war, dass ich etwas preiszugeben hatte.

William Ransomes Vater war nämlich nicht der achte Graf von Ellesmere. James Fraser war sein Vater, und ich konnte die Anspannung in seinem Bein spüren, das unter dem Tisch das meine berührte, auch wenn sein Gesicht jetzt nur noch einen schwach entnervten Ausdruck trug.

»Offensichtlich hat man dem Jungen ein Patent gekauft«, sagte er, während er den Brief ordentlich zusammenfaltete und ihn wieder in die Kiste steckte. »Also ist er nach London gefahren und hat dort auf Johns Anweisung das Instrument gekauft. Aber für einen Jungen seiner Herkunft ist ›bestmöglich‹ wohl gleichbedeutend mit ›vergoldet‹!«

Er streckte die Hand aus, und Mr. Wainwright, der gerade in der polierten Goldfläche sein Spiegelbild bewunderte, rückte das Astrolabium widerstrebend heraus.

Jamie untersuchte es kritisch und ließ mit dem Zeigefinger den silbernen Aalzeiger kreisen.

»Aye, nun ja«, sagte er beinahe widerstrebend. »Was das Handwerkliche angeht, *ist* es ein sehr gutes Instrument.«

»Hübsch.« Mr. Bug nickte beifällig und griff nach einem der heißen Teilchen, die seine Frau herumreichte. »Landvermessung?«

»Aye, so ist es.«

»Vermessung?« Brianna nahm sich zwei der kleinen Kartoffelklößchen, setzte sich neben Roger und gab ihm automatisch eins davon. »Es ist ein Vermessungsinstrument?«

»Unter anderem.« Jamie drehte das Astrolabium um und schob vorsichtig den flachen Balken an, so dass sich die Visierkerben drehten. »Dieser Teil - man benutzt ihn als Transit. Du weißt, was das ist?«

Brianna nickte interessiert.

»Sicher. Ich kenne verschiedene Vermessungsmethoden, aber wir haben immer mit...«

Ich sah, wie Roger beim Schlucken eine Grimasse zog, weil ihm der Bissen im Hals stecken blieb. Ich hob meine Hand an den Wasserkrug, doch er fing meinen Blick auf und schüttelte beinahe unmerklich den Kopf. Er schluckte erneut, diesmal ungehinderter, und hustete.

»Ich wusste doch, dass du gesagt hast, du kannst vermessen.« Jamie betrachtete seine Tochter beifällig. »Darum wollte ich das Astrolabium -« Er hob den Gegenstand in seiner Hand hoch. »Obwohl ich eigentlich an etwas weniger Prunkvolles gedacht hatte. Zinn wäre praktischer gewesen. Aber so lange ich es nicht bezahlen muss...«

»Zeig her.« Brianna streckte die Hand aus, ergriff das Instrument und runzelte gebannt die Stirn, während sie die innere Skala bewegte.

»Kannst du mit einem Astrolabium umgehen?«, fragte ich sie skeptisch.

»Ich kann damit umgehen«, sagte Jamie mit einer gewissen Genugtuung. »Ich habe es in Frankreich gelernt.« Er stand auf und wies mit einem Ruck seines Kinns zur Tür. »Bring es mit nach draußen, Kleine. Ich zeige dir, wie man die Zeit bestimmt.«

»...aye, genau da.« Jamie beugte sich konzentriert über Briannas Schulter und zeigte auf einen Punkt auf der äußeren Skala. Sie brachte die innere Skala vorsichtig in Übereinstimmung mit dieser Stelle, spähte zur Sonne empor und schob den Zeiger um den Bruchteil eines Zentimeters weiter.

»Fünf Uhr dreißig!«, rief sie und war ganz rot vor Begeisterung.

»Fünf Uhr fünfunddreißig«, verbesserte Jamie und grinste breit. »Siehst du?« Er wies auf einen der winzigen Flecken am Rand des Instrumentes, der mir aus der Entfernung wie Fliegendreck vorkam.

»Fünf nach halb sechs«, sagte Mrs. Bug in ehrfürchtigem Ton. »Stell dir vor, Arch! Ich habe nicht mehr genau gewusst, wie spät es ist, seit... seit...«

»Edinburgh«, sagte ihr Mann und nickte.

»Aye, richtig! Meine Cousine Jane hatte eine Standuhr, ein hübsches Ding, schlug wie eine Kirchturmuhr und hatte ein Ziffernblatt mit Messingzahlen, auf dem Engelchen schwebten, und -«

»Das ist das erste Mal, dass ich weiß, wie spät es ist, seit wir von den Sherstons abgereist sind.« Brianna beachtete weder Mrs. Bugs Begeisterungsstürme noch das Instrument in ihren Händen. Ich sah, wie ihr Blick Rogers Augen traf und sie lächelte - und gleich darauf lächelte er schief zurück. Wie lange war es für ihn her?

Alle blinzelten in den Sonnenuntergang, wedelten sich die Mückenschwärme aus dem Gesicht und diskutierten darüber, wann sie das letzte Mal genau gewusst hatten, wie spät es war. Wie ausgesprochen merkwürdig, dachte ich ein wenig belustigt. Wozu dieses besessene Messen der Zeit? Und doch war das Phänomen auch mir nicht fremd.

Ich versuchte, mir zu überlegen, wann es für mich das letzte Mal gewesen war. Auf Jocastas Hochzeit? Nein - auf dem Feld am Alamance, unmittelbar vor der Schlacht. Oberst Ashe hatte eine Taschenuhr gehabt, und - ich hielt inne und überlegte. Nein. Es war nach der Schlacht. Und das war sehr wahrscheinlich auch das letzte Mal, dass Roger gewusst hatte, wie spät es war - wenn er denn hinreichend bei Bewusstsein gewesen war,

um einen der Militärärzte verkünden zu hören, dass es vier Uhr war - und dass er seiner wohlüberlegten Meinung nach den Glockenschlag fünf nicht mehr erleben würde.

»Was kann man noch damit tun, Pa?«

Brianna reichte Jamie das Astrolabium vorsichtig zurück. Er nahm es entgegen und machte sich sofort daran, mit dem Hemdschoß die Fingerabdrücke wegzupolieren.

»Oh, eine ganze Reihe von Dingen. Man kann seinen Standort bestimmen, an Land wie auf See, die Uhrzeit bestimmen, einen bestimmten Stern am Himmel finden...«

»Sehr nützlich«, merkte ich an. »Wenn auch nicht ganz so praktisch wie eine Uhr. Aber ich nehme an, dir ging es auch nicht hauptsächlich darum zu wissen, wie spät es ist?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf und verstaute das Astrolabium zärtlich in seinem Samtbeutel. »Ich muss die beiden Landvergaben ordentlich vermessen - und zwar bald.«

»Warum denn bald?« Brianna war schon im Begriff gewesen, sich zum Gehen zu wenden, machte jetzt aber kehrt und zog eine Augenbraue hoch.

»Weil die Zeit knapp wird.« Jamie blickte ihr ins Gesicht, und die Freude über seine Errungenschaft verwandelte sich in Ernst. Er sah sich um, doch es war niemand mehr auf der Veranda außer ihm und mir, Brianna und Roger.

Mr. Wainwright, der sich nicht für die Wunderwerke der Wissenschaft interessierte, war auf den Hof gegangen und schleppte jetzt sein Gepäck ins Haus, wobei ihm Mr. Bug behilflich war, während Mrs. Bug den beiden mit ihren pausenlosen Kommentaren im Weg war. Bis zum Morgen würden alle Bewohner von Fraser’s Ridge wissen, dass er hier war, und sie würden zum Haus kommen, um einzukaufen, zu verkaufen und die letzten Neuigkeiten zu hören.

»Ihr wisst doch, was auf uns zukommt, ihr beide.« Jamie blickte von Brianna zu Roger. »Der König mag fallen, aber das Land wird bleiben. Und wenn wir das Land behalten wollen, müssen wir es ordentlich

vermessen und registrieren lassen. Wenn es Unruhen gibt, wenn man sein Land verlassen muss oder es womöglich beschlagnahmt wird - dann ist es verteufelt schwierig, es zurückzubekommen, aber wenn man eine ordentliche Besitzurkunde hat, ist es vielleicht möglich.«

Die Sonne schlug goldene Funken auf seinem Kopf, als er aufblickte. Er wies kopfnickend auf die dunkle Bergreihe, die von einem herrlichen Wolkenfeld in Rosa und Gold umrahmt war, aber an dem fernen Ausdruck in seinen Augen konnte ich erkennen, dass er etwas ganz anderes sah.

»Lallybroch - wir haben es durch eine Erburkunde gerettet. Und der Junge Simon - Lovats Sohn - hat nach Culloden um sein Land gekämpft und es immerhin zum Großteil zurückbekommen. Aber nur, weil er die nötigen Papiere hatte, um zu beweisen, was einmal sein gewesen war. Also.«

Er klappte das Kästchen auf, das er mit ins Freie gebracht hatte, und legte den Samtbeutel sanft hinein. »Ich werde mir Papiere beschaffen. Und ob nun der eine oder der andere George regiert - dieses Land wird uns gehören. Und dir«, fügte er leise hinzu und sah Brianna in die Augen. »Und nach dir deinen Kindern.«

Ich legte meine Hand auf die seine, die auf dem Kästchen ruhte. Seine Haut war von der Arbeit und der Tageshitze gewärmt, und er roch nach sauberem Schweiß. Die Haare auf seinem Unterarm glänzten rot und golden in der Sonne, und in diesem Moment verstand ich sehr gut, warum die Menschen die Zeit messen. Sie möchten den Augenblick fixieren, weil sie die vergebliche Hoffnung hegen, damit verhindern zu können, dass er vergeht.

78

Keine Kleinigkeit

Brianna war ins Herrenhaus gekommen, um sich ein Buch auszuleihen. Sie ließ Jemmy bei Mrs. Bug in der Küche und ging durch den Flur zum Studierzimmer ihres Vaters. Er war nicht da, das Zimmer leer, wenn es auch schwach nach ihm roch - ein undefinierbarer, männlicher Geruch, der sich aus Leder, Sägemehl, Schweiß, Whisky, Dung... und Tinte zusammensetzte.

Sie rieb sich mit dem Finger unter der Nase entlang. Ihre Nasenlöcher zuckten, und sie musste lächeln. Roger roch auch nach diesen Dingen - und doch hatte er darunter seinen eigenen Geruch. Was war es nur?, fragte sie sich. Seine Hände hatten immer schwach nach Firnis und Metall gerochen, als er noch eine Gitarre hatte. Doch das war lange her und weit fort.

Sie schob diesen Gedanken beiseite und richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Bücher im Regal. Fergus hatte von seinem letzten Ausflug nach Wilmington drei neue Bücher mitgebracht: eine Essaysammlung von Michel de Montaigne - auf Französisch, also nichts für sie -, ein abgenutztes Exemplar von Daniel Defoes *Moll Flanders* und eine ganz dünne, in Papier gebundene Abhandlung von B. Franklin, *The Means and Manner of Obtaining Virtue*.

Keine Konkurrenz, dachte sie und zog *Moll Flanders* hervor. Das Buch hatte schon harte Zeiten hinter sich; der Buchrücken war durchgebrochen, und die Seiten waren lose. Sie hoffte, dass sie vollzählig waren; nichts, was schlimmer war, als eine interessante Stelle in der Geschichte zu erreichen und festzustellen, dass die nächsten zwanzig Seiten fehlten. Sie blätterte es vorsichtig durch, um nachzusehen, doch es schienen alle Seiten da zu sein, wenn auch dann und wann ein Blatt zerknittert oder mit Essen

befleckt war. Das Buch roch sehr merkwürdig, als hätte es jemand in Talg getaucht.

Ein plötzliches Scheppern im Sprechzimmer ihrer Mutter riss sie aus ihrer Betrachtung der Bücher. Sie sah sich instinktiv nach Jemmy um - doch natürlich war er nicht hier. Sie schob das Buch hastig wieder an seinen Platz und lief aus dem Studierzimmer - um im Flur auf ihre Mutter zu treffen, die aus der Küche geeilt kam.

Sie schlug ihre Mutter im Wettrennen zur Sprechzimmertür um eine Sekunde.

»Jemmy!«

Die Tür des hohen Schrankes stand offen, und es roch kräftig nach Honig. Eine zerbrochene Keramikflasche lag in einer klebrigen, goldenen Pfütze am Boden, und Jemmy saß in ihrer Mitte. Er war über und über mit Honig beschmiert, seine blauen Augen waren kreisrund, und sein Mund stand schuldbewusst und erschrocken offen.

Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Ohne darauf zu achten, dass er überall klebte, packte sie ihn am Arm und stellte ihn hin.

»Jeremiah Alexander MacKenzie«, sagte Brianna in finsterem Ton, »du bist ein böser Junge!« Sie suchte ihn hastig nach Blut oder Verletzungen ab, fand nichts und versetzte ihm einen so festen Klaps auf den Hintern, dass ihre Handfläche brannte.

Bei dem resultierenden Geschrei bekam sie sofort ein schlechtes Gewissen. Dann sah sie den Rest der Verwüstungen und unterdrückte den Impuls, ihn noch einmal zu schlagen.

»Jeremiah!«

Rosmarin, Schafgarbe und Thymian waren büschelweise aus dem Trockenregal gezogen und zerrissen worden. Einer der Gazeböden des Regals war losgerissen; der Stoff hing in Fetzen. Flaschen und Gläser aus den Schränken lagen umgestürzt da oder rollten herum; aus einigen waren die Korken herausgefallen, so dass sich vielfarbige Pülverchen und Flüssigkeiten über den Boden ergossen. Ein großer Leinenbeutel mit

gemahlenem Salz war geplündert, die Kristalle mit vollen Händen verstreut worden.

Das Schlimmste war, dass das Amulett ihrer Mutter auf dem Boden lag; der kleine Lederbeutel war aufgerissen, flach und leer. Getrocknete Pflanzenteile, ein paar kleine Knochen und andere Reste lagen ringsum verstreut.

»Mama - es tut mir so Leid. Ich habe nicht aufgepasst - ich hätte ihn besser im Auge behalten -« Sie musste ihre Entschuldigung beinahe brüllen, um sich bei Jemmys Geschrei Gehör zu verschaffen.

Claire, die bei dem Lärm zusammenzuckte, sah sich in ihrem Sprechzimmer um und machte eine flüchtige Bestandsaufnahme. Dann hielt sie inne und hob Jemmy auf, ohne sich an dem Honig zu stören.

»Schhh«, sagte sie und legte ihm sacht die Hand auf den Mund. Da dies keine Wirkung zeigte, klopfte sie leicht mit der Hand auf die klaffende Öffnung und erzeugte damit ein »Wa-wa-wa-wa«-Geräusch, woraufhin Jemmy sein Gebrüll abrupt beendete. Er steckte seinen Daumen in den Mund, lutschte laut schniefend daran und presste seine beschmierte Wange an Claires Schulter.

»Nun, sie können nun einmal ihre Finger nicht bei sich behalten«, sagte sie zu Brianna, und ihre Miene war eher belustigt als aufgeregt. »Keine Sorge, Schatz, es ist nur ein harmloses Durcheinander. Gott sei Dank ist er nicht an die Messer gekommen, und die Gifte bewahre ich auch ganz oben auf.«

Brianna spürte, wie sich ihr Herzschlag allmählich verlangsamte. Ihre Hand fühlte sich heiß an, und das Blut pulsierte darin.

»Aber dein Amulett...« Sie zeigte mit dem Finger darauf und sah, wie ein Schatten über das Gesicht ihrer Mutter huschte, als sie die Bescherung sah.

»Oh.« Claire holte tief Luft, klopfte Jemmy auf den Rücken und setzte ihn ab. Sie bohrte ihre Zähne in ihre Unterlippe, bückte sich und hob den schlaffen Beutel mit den verklebten Federn zaghaft auf.

»Es tut mir so Leid«, wiederholte Brianna hilflos.

Sie konnte sehen, welche Mühe es Claire kostete, doch ihre Mutter tat ihre Entschuldigung mit einer kleinen Geste ab, bevor sie sich dann hinhockte, um die Einzelteile vom Boden aufzulesen. Sie hatte ihr lockiges Haar nicht zusammengebunden, und es fiel nach vorn und verbarg ihr Gesicht.

»Ich habe mich immer schon gefragt, was in diesem Beutel war«, sagte Claire. Sie begann behutsam, die winzigen Knochen aufzulesen und sie in ihrer Handfläche zu sammeln. »Was meinst du wohl, woher das hier stammt-von einer Spitzmaus?«

»Ich weiß es nicht.« Brianna, die Jemmy argwöhnisch im Auge behielt, ging in die Hocke und machte sich daran, die Kleinteile aufzulesen. »Ich dachte, sie sind vielleicht von einer Fledermaus.«

Ihre Mutter blickte überrascht zu ihr auf. »Was für ein Schlauberger du bist - sieh mal.« Sie las ein kleines, papiernes, braunes Objekt vom Boden auf und hielt es Brianna hin. Als sie sich darüber beugte, um es näher zu betrachten, konnte Brianna sehen, dass der Gegenstand, der wie ein verschrumpeltes, getrocknetes Blatt aussah, tatsächlich Teil eines winzigen Fledermausflügels war, dessen zerbrechliches Leder so trocken war, dass es durchscheinend geworden war, und von einem nadeldünnen Knochen durchzogen war, der an die zentrale Rippe eines Blattes erinnerte.

»Aug' vom Lurch und Zeh vom Frosch, Fledermauswolle und Hundezung«, zitierte Claire. Sie streute die Hand voll Knochen auf die Arbeitsfläche und betrachtete sie fasziniert. »Ich frage mich, was sie damit gemeint hat?«

»Sie?«

»Nayawenne - die Frau, von der ich den Beutel habe.« Claire hockte sich auf den Boden und fegte die zerkrümelten Blattstückchen -zumindest hoffte Brianna, dass es wirklich Blätter waren - in ihre Hand und roch daran. Es hingen so viele Gerüche im Sprechzimmer, dass sie selbst nur noch die überwältigende Süße des Honigs wahrnahm, doch der empfindlichen Nase ihrer Mutter bereitete es offenbar keine Schwierigkeiten, einzelne Düfte auszumachen.

»Lorbeer, Balsamfichte, wilder Ingwer und Wasserpfeffer«, sagte sie und schnüffelte wie ein Trüffelhund. »Und etwas Salbei, glaube ich.« Ihre Mutter schüttete die getrockneten Pflanzenteile zu den Knochen auf den Tisch.

Jemmy, der ihren Tadel bereits vergessen hatte, hatte eine chirurgische Klemme in den Fingern und drehte sie hin und her, offenbar um herauszubekommen, ob sie essbar war. Brianna dachte daran, sie ihm wegzunehmen, doch da ihre Mutter ihre Metallinstrumente immer in kochendem Wasser sterilisierte, beschloss sie, dass er sie vorerst behalten konnte, da sie keine scharfen Kanten hatte.

Sie ließ ihn bei Claire und ging in die Küche, um heißes Wasser und ein paar Tücher zur Beseitigung des Honigs zu holen. Mrs. Bug war dort, doch sie war fest eingeschlafen und saß sanft schnarchend auf der Kaminbank, die Hände auf ihrem runden Bauch gefaltet, und ihre Haube war ihr gemütlich über das Ohr gerutscht.

Sie entfernte sich auf Zehenspitzen, und als sie mit dem Wassereimer und einem Berg Tücher zurückkehrte, waren die Trümmer schon zum Großteil zusammengefegt, und ihre Mutter kroch auf Händen und Knien durch das Zimmer und lugte unter die Möbel.

»Hast du etwas verloren?« Sie warf einen Blick auf den unteren Regalboden im Schrank, hatte aber nicht das Gefühl, dass außer dem Honiggefäß etwas fehlte. Die anderen Flaschen standen wieder ordentlich zugekorkt auf ihren Plätzen, und alles sah aus wie sonst auch.

»Ja.« Claire bückte sich noch tiefer und runzelte die Stirn, während sie unter den Schrank lugte. »Einen Stein. Ungefähr so groß -«, sie formte mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis, der ungefähr den Durchmesser einer kleinen Münze hatte, »und blaugrau. An manchen Stellen durchsichtig. Es ist ein Rohsaphir.«

»War er im Schrank? Vielleicht hat Mrs. Bug ihn weggeräumt.«

Claire setzte sich auf die Fersen zurück und schüttelte den Kopf.

»Nein, sie rührt hier nichts an. Außerdem war er nicht im Schrank - er war hier drin.« Sie wies auf den Tisch, wo der leere Amulettbeutel neben

den Knochen und den Pflanzenstückchen lag.

Eine schnelle Durchsuchung des Sprechzimmers - und dann eine langsamere - förderte keine Spur des Steins zutage.

»Weißt du«, sagte Claire und fuhr sich mit der Hand durch das Haar, während sie Jemmy nachdenklich ansah. »Ich sage das ja nur ungern, aber meinst du...?«

»Schei... ich meine, o je«, sagte Brianna, und ihre Besorgnis verwandelte sich in Alarmiertheit. Sie bückte sich, um einen Blick auf Jemmy zu werfen, der sie selbstzufrieden ignorierte und sich ganz darauf konzentrierte, die Klemme in sein linkes Nasenloch einzuführen. Er *hatte* getrocknete Pflanzenstückchen in dem Honig um seinen Mund kleben, aber es war doch sicher nur Rosmarin oder Thymian...

Durch ihre aufdringlichen Blicke verärgert, versuchte er, mit der Klemme nach ihr zu schlagen, doch sie umklammerte eisern sein Handgelenk und entrang ihm mit der anderen Hand die Klemme.

»Du darfst Mami nicht schlagen«, sagte sie mechanisch, »das ist nicht schön. Jemmy, hast du Omas Stein verschluckt?«

»Nein«, sagte er genauso mechanisch und grabschte nach der Klemme. »Meins!«

Sie roch an seinem Gesicht, worauf er sich gefährlich zurücklehnte, doch sie war sich nicht sicher. Sie glaubte aber nicht, dass es Rosmarin war.

»Komm her und riech an ihm«, sagte sie zu ihrer Mutter und stand auf. »Ich kann es nicht sagen.«

Claire beugte sich über ihn, und Jemmy kreischte entzückt kichernd auf, weil er glaubte, dass sie mit ihm spielen wollte. Er wurde allerdings enttäuscht; seine Großmutter atmete einfach nur tief ein, sagte entschieden »wilder Ingwer«, dann beugte sie sich vor, um ihn genauer zu mustern, und ergriff ein feuchtes Tuch, um trotz des zunehmenden Protestgeheuls den verschmierten Honig wegzuwischen.

»Schau.« Claire deutete auf die weiche Haut rings um seinen Mund. Jetzt, da sie frisch gesäubert war, konnte Brianna sie deutlich sehen - zwei oder drei winzige Bläschen, die wie Samenkörnchen aussahen.

»Jeremiah«, sagte sie streng und versuchte, ihm ins Auge zu blicken. »Sag es Mama. Hast du Omas Stein gegessen?«

Jeremiah vermied es, sie anzusehen. Er wich zappelnd zurück und hielt beide Hände schützend hinter sich.

»Nicht hauen«, sagte er. »Nicht schön.«

»Ich schlage dich nicht«, versicherte sie ihm und ergriff seinen Fuß, bevor er entwischen konnte. »Ich will es nur wissen. Hast du einen Stein verschluckt, der ungefähr so groß war?« Sie hielt Daumen und Zeigefinger hoch. Jemmy kicherte.

»Heiß«, sagte er. Das war sein neues Lieblingswort, und er benutzte es unterschiedslos für alles, was er mochte.

Brianna schloss die Augen, seufzte entnervt, dann öffnete sie sie wieder und sah ihre Mutter an.

»Ich fürchte, ja. Wird es ihm weh tun?«

»Ich denke, nicht.« Claire betrachtete ihren Enkelsohn nachdenklich und tippte mit einem Finger an ihre Lippen. Dann durchquerte sie das Zimmer, öffnete einen der hohen Schränke und brachte eine große, braune Glasflasche zum Vorschein.

»Rizinusöl«, erklärte sie und kramte in einer Schublade nach einem Löffel. »Nicht *ganz* so wohlschmeckend wie Honig«, fügte sie hinzu und fixierte Jemmy mit einem bohrenden Blick, »aber sehr wirksam.«

Rizinusöl mochte ja wirksam sein, aber es brauchte seine Zeit. Brianna und Claire ließen Jemmy, den sie nach Verabreichung des Öls mit seinem Korb mit Holzklötzen zum Spielen auf den Boden gesetzt hatten, nicht aus den Augen, während sie die Wartezeit nutzten, um das Sprechzimmer aufzuräumen und sich dann der friedlichen, aber zeitaufwändigen Aufgabe der Arzneizubereitung zuwandten. Es war schon länger her, dass Claire

zuletzt Zeit dazu gehabt hatte, und es hatte sich eine überwältigende Menge an Blättern, Wurzeln und Samen angesammelt, die zerhackt, zerrieben, zerstampft, in Wasser gekocht, in Öl eingeweicht, mit Alkohol extrahiert, durch Gaze gefiltert, in geschmolzenes Bienenwachs oder Bärenfett eingerührt, mit Puder vermischt oder zu Pillen gerollt werden mussten, bevor sie zur Aufbewahrung in Gläsern, Flaschen oder Beuteln verstaut wurden.

Es war ein angenehm warmer Tag, und sie ließen die Fenster offen, um den Luftzug hereinzulassen, auch wenn das bedeutete, dass sie fortwährend Fliegen und Mücken vertreiben mussten und dann und wann eine übereifrige Hummel aus einer blubbernden Flüssigkeit fischen mussten.

»Vorsichtig, Schätzchen!« Brianna streckte hastig die Hand aus, um eine Honigbiene fortzuwischen, die auf einem von Jemmys Klötzen gelandet war, bevor Jemmy danach greifen konnte. »Böse Fliege. Autsch!«

»Sie riechen ihren Honig«, sagte Claire, die gerade eine andere Biene vertrieb. »Am besten gebe ich ihnen etwas davon zurück.« Sie stellte ein Schälchen mit Honigwasser auf die Fensterbank, und innerhalb von Sekunden war der Rand dicht von gierig trinkenden Bienen umschwärmt.

»Ganz schön zielsicher, nicht wahr?«, merkte Brianna an, während sie ein Schweißrinnsal zwischen ihren Brüsten betupfte.

»Nun, mit Zielsicherheit kommt man ziemlich weit«, murmelte Claire geistesabwesend und runzelte leicht die Stirn, während sie eine Lösung umrührte, die sich über einer Alkohollampe erwärmte. »Findest du, das sieht fertig aus?«

»Das weißt du doch besser als ich.« Dennoch beugte sie sich gehorsam darüber und roch daran. »Ich glaube schon; es riecht ziemlich kräftig.«

Claire tauchte rasch ihren Finger in die Schale und probierte die Flüssigkeit.

»Mm, ja, ich glaube schon.« Sie nahm die Schale von der Flamme und goss die dunkle, grünliche Flüssigkeit durch einen Gazefilter in eine Flasche. Auf der Arbeitsplatte standen schon mehrere andere Glasflaschen

aufgereiht, und das Sonnenlicht, das ihren Inhalt durchleuchtete, verlieh ihnen das Aussehen roter, grüner und gelber Juwelen.

»Hast du immer schon gewusst, dass es dir bestimmt war, Ärztin zu werden?«, fragte Brianna neugierig. Ihre Mutter schüttelte den Kopf und zerhackte mit einem scharfen Messer gekonnt eine Hand voll Hartriegelrinde.

»Als ich klein war, wäre ich nie auf die Idee gekommen. An so etwas hat man damals als Mädchen natürlich kaum gedacht. Als ich groß wurde, bin ich davon ausgegangen, dass ich heiraten, Kinder bekommen und einen Haushalt führen würde... Findest du, dass Lizzie gut aussieht? Ich hatte gestern Abend das Gefühl, dass sie ein bisschen gelblich aussah, aber das kann auch nur am Kerzenlicht gelegen haben.«

»Ich glaube nicht, dass sie etwas hat. Meinst du, sie ist wirklich in Manfred verliebt?« Sie hatten gestern Abend Lizzies Verlobung mit Manfred McGillivray gefeiert, und die ganze McGillivray-Sippe war zu einem üppigen Abendessen angereist. Mrs. Bug, die Lizzie sehr ins Herz geschlossen hatte, hatte ihr Bestes gegeben; kein Wunder, dass sie heute schlief.

»Nein«, sagte Claire unverblümt. »Aber solange sie sich nicht in einen anderen verliebt, ist wohl nichts dabei. Er ist ein lieber Junge und sieht gut aus. Und Lizzie mag seine Mutter, was unter den Umständen auch nicht unwichtig ist.« Sie lächelte bei dem Gedanken an Ute McGillivray, die Lizzie auf der Stelle unter ihre ausladenden, mütterlichen Flügel genommen hatte, ihr die köstlichsten Bissen herausgepickt hatte und sie ihr unverdrossen in den Hals gestopft hatte wie ein Rotkehlchen, das ein schwächliches Küken fütterte.

»Ich habe das Gefühl, dass sie Ute McGillivray lieber hat als Manfred. Sie war noch ziemlich klein, als ihre Mutter gestorben ist; es ist schön für sie, sozusagen wieder eine zu haben.« Brianna musterte ihre Mutter aus dem Augenwinkel heraus. Sie konnte sich nur zu gut daran erinnern, wie es war, keine Mutter mehr zu haben - und an die schiere Glückseligkeit, wieder bemuttert zu werden. Sie warf automatisch einen Blick auf Jemmy,

der in eine lebhafte, wenn auch größtenteils unverständliche Unterhaltung mit Adso, dem Kater, vertieft war.

Claire nickte und rieb die gehackte Rinde zwischen ihren Händen in ein kleines, rundes Glas mit Alkohol.

»Ja. Aber ich bin trotzdem froh, dass sie noch etwas warten - Lizzie und Manfred, meine ich - und sich erst aneinander gewöhnen.« Man war überein gekommen, dass die Hochzeit im nächsten Sommer stattfinden würde, wenn Manfred sein Geschäft in Woolam's Creek fertig eingerichtet hatte. »Ich hoffe, das wirkt.«

»Was?«

»Die Hartriegelrinde.« Claire verkorkte das Gefäß und stellte es in den Schrank. »In Dr. Rawlings' Notizbuch steht, dass man sie als Ersatz für Chinarinde benutzen kann - Chinin, du weißt schon. Und sie ist eindeutig leichter zu beschaffen, ganz zu schweigen davon, dass sie billiger ist.«

»Toll - ich hoffe sehr, dass sie wirkt.« Lizzies Malaria hatte sich seit mehreren Monaten nicht mehr gemeldet - doch die Gefahr eines Rückfalls bestand immer, und Chinarinde *war* furchtbar teuer.

Ihr vorheriges Gesprächthema ging Brianna nicht aus dem Sinn, und sie nahm es wieder auf, während sie jetzt ihren Mörser mit einer frischen Hand voll Salbeiblätter füllte, deren Poren sie sorgfältig öffnete, bevor sie sie ziehen ließ.

»Du hast gesagt, als du klein warst, hattest du nicht vor, Ärztin zu werden. Aber später scheinst du es doch sehr zielstrebig angegangen zu sein.« Sie konnte sich bruchstückhaft, aber lebhaft an Claires medizinische Ausbildung erinnern; sie konnte immer noch die Krankenhausgerüche riechen, die sich in den Kleidern und Haaren ihrer Mutter verfangen hatten, und die sanfte, kühle Berührung der grünen Kittel spüren, die ihre Mutter manchmal trug, wenn sie spät von der Arbeit heim kam und ihr einen Gutenachtkuss gab.

Claire antwortete nicht sofort, sondern konzentrierte sich auf die getrockneten Maisfäden, die sie reinigte, indem sie verrottete Stellen herausriss und sie aus dem offenen Fenster warf.

»Nun«, sagte sie schließlich, ohne die Augen von ihrer Arbeit abzuwenden. »Menschen - und das gilt ganz und gar nicht nur für Frauen - Menschen, die *wissen*, wer sie sind und wozu sie da sind... sie finden einen Weg. Dein Vater - Frank, meine ich -« Sie hob die gereinigten Seidenfäden auf und legte sie in einen kleinen, geflochtenen Korb. Dabei verstreute sie winzige Fragmente auf der ganzen Arbeitsfläche. »Er war ein sehr guter Historiker. Er hatte Spaß an dem Thema, und er besaß die Gaben der Disziplin und der Konzentration, die ihm zum Erfolg verholfen haben, aber es war keine echte - keine *Berufung* für ihn. Er hat es mir selbst gesagt - er hätte genauso gut einen anderen Beruf ausüben können, und es hätte ihm nicht viel ausgemacht. Doch manchen Menschen bedeutet eine Sache alles. Und wenn das so ist... nun, die Medizin hat mir viel bedeutet. Anfangs wusste ich das nicht, aber dann ist mir klar geworden, dass es einfach meine Bestimmung war. Und als ich das einmal wusste...« Sie zuckte mit den Achseln, schüttelte ihre Hände aus und bedeckte den Korb mit einem Stück Leinen, das sie mit Zwirn festband.

»Ja, aber... man kann nicht immer das tun, wozu man bestimmt ist, oder?«, sagte sie und dachte an die schartige Narbe an Rogers Hals.

»Nun ja, manchmal zwingt einem das Leben natürlich gewisse Dinge auf«, murmelte ihre Mutter. Sie blickte auf und sah Brianna in die Augen, und ihr Mund verzog sich zu einem kleinen, ironischen Lächeln. »Und was den Durchschnittsmenschen angeht - er führt so oft einfach das Leben, das er vorfindet. Marsali zum Beispiel. Ich glaube nicht, dass es ihr je in den Sinn gekommen ist, etwas anderes zu tun als das, was sie tut. Ihre Mutter hat einen Haushalt geführt und Kinder aufgezogen; sie sieht keinen Grund, es anders zu machen. Und doch -« Claire zuckte mit einer Schulter und streckte die Hand nach dem anderen Mörser aus. »Sie hatte eine große Leidenschaft-für Fergus. Und das hat ausgereicht, um sie aus dem Sumpf zu reißen, der ihr Leben gewesen wäre -«

»Und in ein anderes hinein, das genauso ist?«

Claire senkte den Kopf zu einem halben Nicken, ohne aufzublicken.

»Das genauso ist - nur, dass sie in Amerika ist, nicht in Schottland. Und dass sie Fergus hat.«

»So wie du Jamie hast?« Brianna benutzte seinen Vornamen nur selten, und Claire blickte überrascht auf.

»Ja«, sagte sie. »Jamie ist ein Teil von mir. Genau wie du.« Sie berührte Briannas Gesicht, rasch und sacht, dann wandte sie sich halb zur Seite, um der Kräutersammlung, die über dem Kamin an einem Balken hing, ein Bündel Majoran zu entnehmen. »Aber keiner von euch macht mich ganz aus«, sagte sie leise mit dem Rücken zu Brianna. »Ich bin... was ich bin. Ärztin, Krankenschwester, Heilerin, Hexe-ganz gleich, wie die Leute es nennen, die Bezeichnung spielt keine Rolle. Ich bin dazu geboren; ich werde es sein, bis ich sterbe. Wenn ich dich verlöre - oder Jamie - wäre ich kein vollständiger Mensch mehr, aber *das* bliebe mir immer noch. Eine kurze Zeit lang«, fuhr sie so leise fort, dass Brianna sich anstrengen musste, um sie zu hören, »nachdem ich... zurückgegangen war... bevor du gekommen bist... war es alles, was ich hatte. Nur dieses Wissen.«

Claire krümelte den getrockneten Majoran in den Mörser und ergriff den Stößel, um ihn zu zerkleinern. Draußen erklang das Geräusch trampelnder Stiefel, dann Jamies Stimme, eine freundliche Bemerkung zu einem Huhn, das seinen Weg kreuzte.

War es nicht genug für sie, Roger zu lieben, Jemmy zu lieben? Eigentlich hätte es so sein sollen. Sie verspürte ein schreckliches, dumpfes Gefühl, dass es vielleicht nicht so war, und redete schnell, bevor der Gedanke sich in Worte fasste.

»Was ist mit Pa?«

»Was ist mit ihm?«

»Ist er - meinst du, er gehört zu denen, die wissen, was sie sind?«

Claire hielt die Hände still, und der klirrende Stößel verstummte.

»O ja«, sagte sie. »Er weiß es.«

»Ein Gutsherr? Würdest du es so nennen? Ich weiß, dass er in Schottland einer war.«

Ihre Mutter zögerte und überlegte.

»Nein«, sagte sie schließlich. Sie ergriff den Stößel und begann wieder zu stampfen. Der Duft des getrockneten Majorans erfüllte das Zimmer wie Weihrauch. »Er ist ein Mann«, sagte sie, »und das ist keine Kleinigkeit.«

79

Das hört sich einsam an

Brianna schloss das Buch mit einer Mischung aus Erleichterung und unangenehmen Vorahnungen. Sie hatte nichts dagegen gehabt, als Jamie vorschlug, dass sie ein paar kleinen Mädchen aus Fraser's Ridge das ABC beibrachte. Es füllte die Blockhütte für ein paar Stunden mit fröhlichen Klängen, und Jemmy genoss es, sich von einem halben Dutzend Miniaturmüttern verwöhnen zu lassen.

Doch sie war keine geborene Lehrerin, und am Ende der Stunde war sie stets erleichtert. Aber das unangenehme Gefühl folgte sogleich. Die meisten Mädchen kamen allein oder wurden von einer älteren Schwester beaufsichtigt. Anne und Kate Henderson, die zwei Meilen entfernt wohnten, wurden von ihrem älteren Bruder Obadiah begleitet.

Sie wusste nicht genau, wann oder wie es angefangen hatte. Möglicherweise schon am ersten Tag, als er ihr mit einem schwachen Lächeln ins Gesicht gesehen hatte und ihren Blick eine Sekunde zu lange erwidert hatte, bevor er seinen Schwestern die Köpfe tätschelte und sie in Briannas Obhut entließ. Doch rational betrachtet, gab es nichts, worüber sie sich beschweren konnte. Damals nicht, und auch in den Tagen nicht, die seitdem vergangen waren. Und doch...

Wenn sie sich selbst gegenüber ganz ehrlich war, bekam sie bei dem Gedanken an Obadiah Henderson eine Gänsehaut. Er war ein hoch gewachsener, junger Mann von etwa zwanzig, kräftig bemuskelt und nicht unansehnlich, braunhaarig und blauäugig. Aber irgendetwas stimmte mit ihm nicht; er hatte einen brutalen Zug um den Mund, etwas Raubtierhaftes in seinen tief liegenden Augen. Und die Art, wie er sie ansah, hatte etwas zutiefst Beunruhigendes an sich.

Sie hasste es, am Ende des Unterrichts zur Tür zu gehen. Die kleinen Mädchen würden sich kichernd und mit flatternden Kleidchen zerstreuen - und Obadiah würde wartend an einem Baum lehnen, auf dem Brunnenrand sitzen, und einmal hatte er es sich sogar auf der Bank vor ihrer Tür gemütlich gemacht.

Die konstante Unsicherheit, nie zu wissen, wo er sein würde - aber genau zu wissen, dass er da sein würde, ging ihr fast genauso sehr an die Nieren wie seine halb lächelnde Miene und das schweigende Grienen, fast so, als kniffe er ihr ein Auge, wenn er sie stehen ließ, als ob er ein schmutziges, kleines Geheimnis über sie wüsste, das er jedoch für sich behielt - vorerst.

Mit einer gewissen Ironie begriff sie, dass Roger an ihrer Beklommenheit in Obadiahs Gegenwart zumindest nicht ganz unschuldig war. Sie hatte sich daran gewöhnt, Dinge zu hören, die nicht laut ausgesprochen wurden.

Und Obadiah sprach nicht laut. Er sagte gar nichts zu ihr, machte ihr gegenüber keine einzige ungehörige Geste. Konnte sie ihm verbieten, sie anzusehen? Das war lächerlich. Lächerlich auch, dass etwas so Simples dazu führen konnte, dass ihr das Herz in die Kehle hüpfte, wenn sie die Tür öffnete, und ihr der Schweiß unter den Achseln ausbrach, wenn sie ihn sah.

Sie holte tief Luft und öffnete den Mädchen die Tür. Sie rief auf Wiedersehen, als sie sich zerstreuten, dann stand sie da und sah sich um. Er war nicht da. Weder am Brunnen noch am Baum, auf der Bank... nirgendwo.

Anne und Kate suchten ihn erst gar nicht; sie hatten die Lichtung schon halb überquert und waren Hand in Hand mit Janie Cameron unterwegs.

»Annie!«, rief sie. »Wo ist dein Bruder?«

Annie drehte sich halb um, und ihre Zöpfe flogen auf und ab.

»Er ist in Salem, Miss«, rief sie zurück. »Wir gehen heute zum Essen zu Jane!« Ohne eine Antwort abzuwarten, hüpften die Mädchen wie ein Trio von Gummibällen davon.

Die Anspannung in ihrem Hals und ihren Schultern verflog allmählich, und sie holte tief Luft. Im ersten Augenblick fühlte sie sich leer, als sei ihr nicht ganz klar, was sie tun sollte. Dann richtete sie sich auf und strich sich die zerknitterte Schürze glatt. Jemmy schlief; das nasale Alphabetlied der Mädchen hatte ihn eingelullt. Sie konnte sein Nickerchen ausnutzen, um Buttermilch aus dem Kühlhaus zu holen. Roger aß gern Buttermilchbrötchen; sie würde sie zum Abendessen machen, mit etwas Schinken.

Im Kühlhaus war es frisch und dunkel, und das Geräusch des Wassers, das durch den steingefassten Kanal im Boden lief, war beruhigend. Sie liebte es, dort hineinzugehen und zu warten, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, so dass sie die dahintreibenden Algenwedel bewundern konnte, die auf den Steinen wuchsen und sich in der Strömung wiegten. Jamie hatte außerdem erwähnt, dass sich eine Fledermausfamilie im Kühlhaus niedergelassen hatte - ja, da waren sie, vier winzige Bündel, die in der dunkelsten Ecke hingen, ein jedes kaum fünf Zentimeter lang und ordentlich eingewickelt wie eines dieser griechischen Weinblattröllchen. Sie lächelte bei diesem Gedanken, auch wenn ihm ein Stich folgte.

Sie hatte einmal in einem griechischen Restaurant in Boston mit Roger Dolmades gegessen. Sie hatte nicht besonders viel für griechisches Essen übrig, aber es hätte eine geteilte Erinnerung an ihre eigene Zeit sein können, wenn sie ihm von den Fledermäusen erzählte. Wenn sie es ihm jetzt erzählte, so dachte sie, würde er als Erwiderung lächeln - aber das Lächeln würde nicht bis zu seinen Augen reichen, und sie würde mit ihrer Erinnerung allein sein.

Sie trat aus dem Kühlhaus und ging langsam zur Hütte zurück. Ein Stück Käse in der einen Hand bildete das Gegengewicht zu dem Eimer mit Buttermilch in der anderen. Ein Käseomelett zum Mittagessen war eine gute Idee; es war schnell zuzubereiten, und Jemmy liebte es. Er benutzte seinen Löffel meistens nur zum Erlegen seiner Beute, die er dann unter großem Gematsche mit beiden Händen verschlang, aber er *aß* allein, und das war ein Fortschritt.

Sie lächelte immer noch, als sie vom Pfad aufblickte und Obadiah Henderson auf ihrer Bank sitzen sah.

»Was macht Ihr denn hier?« Ihre Stimme war scharf, aber höher als beabsichtigt. »Die Mädchen haben gesagt, Ihr seid in Salem.«

»Da war ich auch.« Er erhob sich und trat vor, dieses wissende Lächeln auf den Lippen. »Ich bin wieder da.«

Sie unterdrückte das Bedürfnis, einen Schritt zurückzutreten. Dies war ihr Haus, der Teufel sollte sie holen, wenn er sie dazu brachte, von ihrer eigenen Tür zurückzuweichen.

»Nun, die Mädchen sind schon fort«, sagte sie, so kühl sie konnte. »Sie sind bei den Camerons.« Ihr Herz pumpte heftig, doch sie trat an ihm vorbei, um den Eimer auf die Veranda zu stellen.

Sie bückte sich, und er legte ihr seine Hand ins Kreuz. Im ersten Augenblick erstarrte sie. Er machte keine Bewegung, versuchte nicht, sie zu streicheln oder Druck auszuüben - doch das Gewicht der Hand ruhte auf ihrer Wirbelsäule wie eine tote Schlange. Sie fuhr auf, wirbelte herum und trat einen Schritt zurück. So viel dazu, dass sie sich von ihm nicht einschüchtern lassen würde. Es war schon geschehen.

»Ich habe Euch etwas mitgebracht«, sagte er. »Aus Salem.« Das Lächeln lag ihm nach wie vor auf den Lippen, doch es schien vollkommen vom Ausdruck seiner Augen abgekoppelt zu sein.

»Ich möchte es nicht«, sagte sie. »Ich meine - danke. Aber nein. Es ist nicht recht - und mein Mann würde es nicht wollen.«

»Er braucht es ja nicht zu wissen.« Er trat einen Schritt auf sie zu; sie trat einen zurück, und sein Lächeln wurde breiter.

»Ich habe gehört, Euer Mann ist in diesen Tagen nicht oft zu Hause«, sagte er leise. »Das hört sich einsam an.«

Er streckte seine große Hand aus, um ihr Gesicht zu berühren. Dann erklang ein seltsames, leises Geräusch, eine Art fleischiges *Tnk!,* und sein Gesicht verlor jeden Ausdruck, während sich seine Augen vor Schreck weiteten.

Sie starrte ihn an, denn sie begriff ganz und gar nicht, was geschehen war. Dann richtete er seinen stieren Blick auf seine ausgestreckte Hand, und sie sah, dass ein kleines Messer in der Haut seines Unterarms steckte und sich ringsum ein roter Fleck auf seinem Hemd ausbreitete.

»Verlasst dieses Grundstück.« Jamies Stimme war leise, aber deutlich. Er trat zwischen den Bäumen hervor und hielt den Blick feindselig auf Henderson gerichtet. Er war mit drei Schritten bei ihnen, streckte die Hand aus und zog Henderson das Messer aus dem Arm. Obadiah stieß einen leisen, tiefen Kehllaut aus, wie ihn vielleicht ein verwundetes Tier gemacht hätte, verblüfft und Mitleid erregend.

»Fort«, sagte Jamie. »Und kommt nie wieder hier her.«

Das Blut lief an Obadiahs Arm hinunter und tropfte von seinen Fingern. Ein paar Tropfen fielen in die Buttermilch und schwammen hellrot auf der sattgelben Oberfläche. Benommen registrierte sie die entsetzliche Schönheit dieses Bildes - wie in Gold gefasste Rubine.

Dann setzte sich der Junge in Bewegung, er presste die freie Hand auf seinen verletzten Arm und hielt erst schlurfend, dann im Laufschritt auf den Pfad zu. Er verschwand zwischen den Bäumen, und auf dem Hof war es still.

»Musstest du das tun?«, war das Erste, was sie herausbrachte. Sie war so verdattert, als sei sie selbst von etwas getroffen worden. Die Blutstropfen verschwammen langsam; ihre Ränder lösten sich in der Buttermilch auf, und sie hatte das Gefühl, sie müsste sich übergeben.

»Hätte ich warten sollen?« Ihr Vater fasste sie am Arm und zog sie zum Sitzen auf die Veranda hinunter.

»Nein. Aber du - hättest du nicht... etwas zu ihm sagen können?« Ihre Lippen fühlten sich taub an, und am Rand ihres Blickfeldes leuchteten kleine Blitze auf. Geistesabwesend realisierte sie, dass sie im Begriff war, ohnmächtig zu werden, und beugte sich vor, den Kopf zwischen den Knien, das Gesicht in der Zuflucht ihrer Schürze vergraben.

»Das habe ich doch. Ich habe ihm gesagt, er soll gehen.« Die Veranda knarrte, als Jamie sich neben sie setzte.

»Du weißt genau, was ich meine.« Ihre durch den Stoff gedämpfte Stimme klang merkwürdig in ihren eigenen Ohren. Sie setzte sich langsam auf; die Rotfichte neben dem großen Haus schwankte leicht in ihrem Blickfeld, kam dann aber zur Ruhe. »Was hast du nur *getan*? Wolltest du angeben? Wie konntest du dich darauf verlassen, aus dieser Entfernung jemanden mit einem Messer zu treffen? Und was war das überhaupt - ein *Taschenmesser*?«

»Aye. Es war alles, was ich dabei hatte. Und eigentlich wollte ich ihn gar nicht treffen«, gab Jamie zu. »Ich wollte es in die Wand der Hütte werfen und ihm in dem Moment, in dem er sich nach dem Geräusch umsah, von hinten einen Boxhieb versetzen. Aber er hat sich bewegt.«

Sie schloss die Augen und atmete heftig durch die Nase, um ihren Magen zur Ruhe zu bringen.

»Geht es, *a muirninn*?«*,* fragte er leise. Er legte ihr sacht die Hand auf den Rücken - etwas höher als Obadiah. Sie fühlte sich gut an; groß, warm und tröstend.

»Ja«, sagte sie und öffnete die Augen. Er machte ein besorgtes Gesicht, und sie riss sich zusammen und lächelte ihn an. »Gut.«

Jetzt entspannte er sich ein wenig, und sein Blick verlor etwas von seinem beunruhigten Ausdruck, wenn er auch weiter gebannt an ihr hing.

»Nun denn«, sagte er. »Es war doch nicht das erste Mal, aye? Wie lange hat der kleine Schuft sein Spielchen schon mit dir getrieben?«

Sie holte erneut Luft und zwang ihre Fäuste, sich zu lösen. Sie hätte die Situation gern verharmlost, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte - denn sie hätte Obadiah doch sicher irgendwie Einhalt gebieten können? Doch angesichts von Jamies unverwandtem, blauen Blick konnte sie nicht lügen.

»Seit der ersten Woche«, sagte sie.

Er riss die Augen auf.

»Schon so lange? Und warum hast du deinem Mann nichts davon gesagt?«, fragte er ungläubig.

Sie erschrak und kramte nach einer Antwort.

»Ich - nun ja - ich habe nicht gedacht... ich meine, es war doch nicht sein Problem.« Sie hörte, wie er plötzlich Atem holte, zweifellos die Einleitung zu einer beißenden Bemerkung über Roger, und beeilte sich, ihn zu verteidigen.

»Es - er - er hat doch eigentlich nichts *getan*. Es waren nur Blicke. Und er hat... mich angelächelt. Wie sollte ich Roger denn sagen, dass er mich *angesehen* hat? Ich wollte doch nicht schwach oder hilflos aussehen.« Doch sie war beides gewesen, und das wusste sie auch. Dieses Wissen brannte wie Ameisenbisse unter ihrer Haut.

»Ich wollte... ihn nicht bitten müssen, mich zu verteidigen.«

Er starrte sie an, und seine Miene spiegelte absolutes Unverständnis. Er schüttelte langsam den Kopf, ohne den Blick von ihr abzuwenden.

»Was in Gottes Namen glaubst du denn, wozu ein Mann *da* ist?«, fragte er schließlich. Er sprach leise, doch aus seinem Tonfall klang völlige Verwirrung. »Willst du ihn denn wie ein Haustier halten? Einen Schoßhund? Oder einen Vogel im Käfig?«

»Du verstehst mich nicht.«

»Oh. Ach nein?« Er atmete so kurz aus, dass es wie ein sardonisches Lachen klang. »Ich bin seit fast dreißig Jahren verheiratet, du weniger als zwei. Was verstehe ich denn deiner Meinung nach nicht, mein Schatz?«

»Es ist - bei Mama und dir ist es nicht das Gleiche wie bei Roger und mir!«, platzte sie heraus.

»Nein, das ist es nicht«, pflichtete er ihr mit neutraler Stimme bei. »Deine Mutter achtet meinen Stolz, und ich den ihren. Oder hältst du sie vielleicht für einen Feigling, der seine eigenen Schlachten nicht ausfechten kann?«

»Ich... nein.« Sie schluckte, weil sie das Gefühl hatte, den Tränen gefährlich nahe zu sein, aber entschlossen war, sie nicht entwischen zu lassen. »Aber Pa - es ist anders. Wir stammen von einem anderen Ort, aus einer anderen Zeit.«

»Das weiß ich wohl«, sagte er, und sie sah, wie sich sein Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verzog. Seine Stimme wurde sanfter. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Männer und Frauen dort so anders sind.«

»Nicht unbedingt.« Sie schluckte und zwang ihre Stimme zur Ruhe. »Aber vielleicht ist Roger ja anders. Seit Alamance.«

Er holte Luft, als wollte er etwas sagen, atmete dann aber wieder aus und schwieg. Er hatte seine Hand fortgezogen; sie fehlte ihr. Er lehnte sich ein wenig zurück und sah sich auf dem Hof um. Seine Finger pochten leise zwischen ihnen auf die Verandadielen.

»Aye«, sagte er schließlich leise. »Vielleicht.«

Sie hörte ein gedämpftes Rumpeln hinter ihnen in der Hütte, dann noch einmal. Jemmy war aufgewacht und warf seine Spielsachen aus der Wiege. Gleich würde er anfangen, nach ihr zu rufen, damit sie sie aufhob. Sie stand auf und strich sich ihr Kleid gerade.

»Jemmy ist wach; ich muss zu ihm.«

Jamie erhob sich ebenfalls, hob den Eimer auf und schüttete die Buttermilch in einer dickflüssigen, gelben Pfütze ins Gras.

»Ich hole dir neue«, sagte er und war fort, bevor sie ihm sagen konnte, er solle sich keine Mühe machen.

Jemmy hatte sich hingestellt und klammerte sich an die Seitenwand seiner Wiege. Er brannte darauf zu entwischen und warf sich ihr an den Hals, als sie sich bückte, um ihn hochzunehmen. Er wurde langsam schwer, aber sie drückte ihn fest an sich und presste ihre Wange an seinen Kopf, der vom Schlaf verschwitzt und feucht war. Ihr Herz schlug heftig in ihrer Brust und fühlte sich verwundet an.

Das hört sich einsam an, hatte Obadiah Henderson gesagt. Er hatte Recht.

80

Sahnequark

Jamie lehnte sich am Tisch zurück und seufzte gesättigt. Doch als er Anstalten machte aufzustehen, fuhr Mrs. Bug von ihrem Stuhl hoch und winkte ihm warnend mit dem Finger.

»Aber, aber, Sir, Ihr könnt doch nicht gehen und mich hier auf meinem Lebkuchen und meinem frischen Quark sitzen lassen!«

»Nun, ich werde mit Sicherheit platzen, Mrs. Bug, aber ich werde wohl als glücklicher Mann sterben«, teilte Jamie ihr mit. »Dann her damit - aber ich muss eine Kleinigkeit holen, während Ihr es auftischt.« Erstaunlich beweglich für einen Mann, der gerade pfundweise Bratwurst mit frittierten Äpfeln und Kartoffeln vertilgt hatte, glitt er von seinem Stuhl und verschwand im Flur, wo er auf sein Studierzimmer zusteuerte.

Ich holte tief Luft und beglückwünschte mich, weil ich im Lauf des Nachmittags gerochen hatte, dass Lebkuchen gebacken wurde, und in weiser Voraussicht meine Korsettstangen entfernt hatte, bevor ich mich zum Abendessen niederließ.

»Will Quak!«, krähte Jemmy und hämmerte ekstatisch mit den Händen auf den Tisch, während er »Quak-Quak-Quak-Quak!« skandierte, so laut er konnte.

Roger sah Brianna mit einem halben Lächeln an, und ich registrierte erfreut, dass sie es bemerkte und zurücklächelte, während sie Jemmys Hände packte und begann, ihm die Essensreste aus dem Gesicht zu wischen.

Jamie kehrte im selben Moment zurück, in dem der Lebkuchen und der - gezuckerte und sahnig geschlagene - Quark erschienen. Er langte im Vorbeigehen über Rogers Schulter und legte ein in Stoff gebundenes

Notizbuch vor ihm auf den Tisch. Darauf stellte er die kleine Holzkiste mit dem Astrolabium.

»Das Wetter wird vielleicht noch zwei Monate halten«, sagte er beiläufig, während er sich hinsetzte und einen Finger in den dicken Quarkklecks auf seinem Teller tauchte. Er steckte sich den Finger in den Mund und schloss selig die Augen.

»Aye?« Das Wort kam erstickt und kaum hörbar heraus, doch es reichte, um Jemmys Gebrabbel verstummen zu lassen. Er starrte seinen Vater mit offenem Mund an. Ich fragte mich, ob dies das erste Mal war, dass Roger heute etwas sagte.

Jamie hatte die Augen wieder geöffnet und ergriff seinen Löffel. Er betrachtete sein Dessert mit der Entschlossenheit eines Mannes, der lieber sterben als es unversucht lassen will.

»Aye, nun, Fergus wird an die Küste reiten, bevor der Schnee kommt - es wäre doch gut, wenn er die Vermessungsprotokolle mitnehmen könnte, damit sie in New Bern aktenkundig gemacht werden, nicht wahr?« Er machte sich geschäftig über seinen Lebkuchen her, ohne aufzublicken.

Es folgte Schweigen, das nur von schweren Atemgeräuschen und dem Klappern der Löffel auf den Holztellern erfüllt war. Dann ergriff Roger, der seinen Löffel nicht angerührt hatte, das Wort.

»Das... kann ich.« Möglich, dass es nur an der Anstrengung lag, die es für ihn bedeutete, die Luft durch seine vernarbte Kehle zu zwingen, doch es lag eine Betonung auf dem das, die Brianna zusammenfahren ließ. Nur ganz leicht, doch ich sah es - und Roger auch. Er sah sie an, dann senkte er den Blick auf seinen Teller, und seine Wimpern zeichneten sich dunkel auf seiner Wange ab. Er biss die Zähne zusammen und ergriff seinen Löffel.

»Dann ist es ja gut«, sagte Jamie beiläufig. »Ich zeige dir, wie es geht. In einer Woche kannst du gehen.«

Letzte Nacht habe ich geträumt, Roger sei im Aufbruch begriffen gewesen. Ich träume schon seit einer Woche davon, dass er geht seit Pa es

vorgeschlagen hat. Vorgeschlagen - ha. So wie Moses die Zehn Vorschläge vom Berg Sinai mitgehracht hat.

In meinem Traum war Roger dabei, seine Sachen in einen großen Sack zu packen, und ich habe den Boden gewischt. Er ist mir andauernd in die Quere gekommen, und ich habe den Sack immer wieder beiseite geschoben, um an andere Stellen des Bodens zu gelangen. Er war furchthar schmutzig und überall mit Flecken und klebrigem Zeugs übersät. Kleine Knochen lagen in der Gegend verstreut so als hätte Adso dort ein kleines Tier gefressen, und es sind immer wieder Knochen in meinem Mop hängen geblieben

Eigentlich möchte ich nicht, dass er geht, aber dann wieder doch. Ich höre all die Dinge, die er nicht sagt; sie hallen in meinem Kopf wider. Ich denke die ganze Zeit wenn er fort ist ist es endlich still.

Sie erwachte abrupt aus dem Schlaf. Die Dämmerung war gerade angebrochen, und sie war allein. Im Wald sangen Vögel. Einer zwitscherte seine scharfen, musikalischen Töne ganz in der Nähe der Blockhütte vor sich hin. War es eine Drossel?, fragte sie sich.

Sie wusste, dass er fort war, doch sie hob den Kopf, um nachzusehen. Der Rucksack stand nicht mehr neben der Tür, und auch das Essensbündel und die Cidreflasche, die sie am Abend zuvor für ihn zurechtgestellt hatte, waren fort. Das Bodhran hing nach wie vor an seinem Platz, und in dem gespenstischen Licht schien es zu schweben.

Nachdem man ihn gehängt hatte, hatte sie hundertfach versucht, ihn wieder zum Spielen zu bewegen, weil sie das Gefühl hatte, dass ihm dann wenigstens die Musik bliebe, wenn schon nicht seine Stimme. Doch er hatte sich geweigert, und schließlich hatte sie eingesehen, dass sie ihn mit ihrer Beharrlichkeit nur ärgerte, und sie hatte damit aufgehört. Er würde die Dinge auf seine Art angehen - oder gar nicht.

Sie warf einen Blick auf die Wiege, doch es war alles still, und Jemmy schlief noch tief und fest. Sie legte sich wieder auf das Kissen zurück und hob die Hände an ihre Brüste. Sie war nackt, und sie waren glatt, rund und

prall wie Kürbisse. Sie drückte sanft auf eine Brustwarze, und kleine Milchperlen traten aus. Eine davon schwoll an, lief über und rann ihr als kleiner, kitzelnder Tropfen über die Brust.

Am Abend zuvor hatten sie miteinander geschlafen. Eigentlich hatte sie gar nicht damit gerechnet, doch als sie zu ihm trat und die Arme um ihn legte, hatte er sie fest an sich gepresst, sie sehr, sehr lange geküsst und sie schließlich zum Bett getragen.

Sie war so sehr um ihn bemüht gewesen, so sehr darauf bedacht gewesen, ihn mit ihrem Mund, ihren Händen, ihrem Körper ihrer Liebe zu versichern, ihm etwas von sich mit auf den Weg zu geben, dass sie sich selbst völlig vergessen hatte und ganz überrascht gewesen war, als der Höhepunkt sie überfiel. Sie ließ eine Hand zwischen ihre Beine gleiten und dachte an das Gefühl zurück, plötzlich von einer großen Welle mitgerissen zu werden und hilflos auf das Ufer zugespült zu werden. Sie hoffte, dass Roger es bemerkt hatte; er hatte weder etwas gesagt noch die Augen geöffnet.

Immer noch schweigend, hatte er sie im Dunkel vor der Dämmerung zum Abschied geküsst. Hatte er das wirklich? Mit einem Mal unsicher, hob sie eine Hand an ihren Mund, doch die glatte, kühle Haut ihrer Lippen verriet nicht das Geringste.

Hatte er sie zum Abschied geküsst? Oder hatte sie das nur geträumt?

81

Bärentöter

August 1771

Das Wiehern der Pferde auf dem Paddock verkündete, dass wir Gesellschaft bekamen. Neugierig kehrte ich meinem jüngsten Experiment den Rücken zu und warf einen Blick aus dem Fenster. Auf dem Hof waren weder Pferd noch Mensch zu sehen, doch die Pferde schnaubten und benahmen sich überhaupt so, wie sie es üblicherweise taten, wenn sie Neuankömmlinge sahen. Besagte Gesellschaft musste also zu Fuß unterwegs sein und sich zur Küchentür begeben haben - wie es die meisten Leute taten, weil sie es für schicklich hielten.

Diese Vermutung wurde beinahe umgehend durch einen schrillen Aufschrei von der Rückseite des Hauses bestätigt. Ich steckte meinen Kopf gerade noch rechtzeitig in den Flur, um zu sehen, wie Mrs. Bug wie aus einer Kanone geschossen unter panischem Gebrüll aus der Küche raste.

Ohne Notiz von mir zu nehmen, schoss sie an mir vorbei und zur Haustür hinaus, die sie offen stehen ließ, so dass ich sehen konnte, wie sie immer noch kreischend den Hof überquerte und im Wald verschwand. Daher war ich geradezu enttäuscht, als ich nun in die andere Richtung spähte und einen Indianer in der Küchentür stehen sah, der ein überraschtes Gesicht machte.

Wir warfen einander argwöhnische Blicke zu, doch da ich wohl nicht den Anschein erweckte, als wollte ich schreiend davonrennen, entspannte er sich ein wenig. Da er unbewaffnet zu sein schien und keinerlei Bemalung oder andere Anzeichen böser Absichten an den Tag legte, entspannte *ich* mich ebenfalls.

»*Osiyo*«, sagte ich vorsichtig, da ich festgestellt hatte, dass er ein Cherokee war und er sich für den Besuch besonders gekleidet hatte. Er

trug drei Kalikohemden übereinander, eine Leinenkniehose und den merkwürdigen, an einen halben Turban erinnernden Schlapphut, den die Männer bei offiziellen Anlässen trugen, dazu lange Silberohrringe und eine herrliche Brosche in Form der aufgehenden Sonne.

Er beantwortete meinen Gruß mit einem strahlenden Lächeln und sagte etwas, wovon ich kein Wort verstand. Ich zuckte hilflos mit den Achseln, lächelte jedoch ebenfalls und wir standen noch einige Sekunden hin und her lächelnd da, bis dem Gentleman dann eine Eingebung kam und er in den Kragen seines unteren Hemdes langte - ein todschickes Stück, das mit kleinen Rauten auf dunkelblauem Grund bedruckt war - und ein Lederband hervorzog, auf dem die halbrunden, schwarzen Klauen eines oder mehrerer Bären aufgereiht waren.

Er hielt sie hoch, klapperte leise damit und zog die Augenbrauen hoch, während er seinen Blick wandern ließ, als suchte er unter dem Tisch oder auf dem Schrank nach jemandem.

»Oh«, sagte ich, denn ich begriff sofort. »Ihr sucht meinen Mann.« Ich ahmte einen Menschen nach, der mit einem Gewehr zielte. »Den Bärentöter?«

Ein Aufblitzen seiner gesunden Zähne belohnte mich für meine Intelligenz, als er jetzt erneut strahlend lächelte.

»Er kommt sicher jeden Moment«, sagte ich und wies zuerst auf das Fenster und damit auf den Weg, den Mrs. Bug bei ihrem Exodus genommen hatte - denn sie war mit Sicherheit verschwunden, um Ehrwürden davon zu unterrichten, dass das Haus voller Rothäute war, die auf Mord, Totschlag und die Entweihung ihres blitzsauberen Fußbodens aus waren -, und dann auf die Küche. »Kommt doch mit und trinkt etwas.«

Er folgte mir bereitwillig, und als Jamie schließlich kam, saßen wir am Tisch, tranken kameradschaftlich Tee und nickten und lächelten uns weiter gegenseitig zu. In Jamies Begleitung befand sich nicht nur Mrs. Bug, die sich dicht an seine Rockschöße hielt und argwöhnische Blicke auf unseren Gast warf, sondern auch Peter Bewlie.

Unser Gast wurde uns prompt als Tsatsa'wi vorgestellt, der Bruder von Peters indianischer Frau. Er lebte in einem kleinen Dorf etwa dreißig

Meilen jenseits der Vertragsgrenze, war jedoch zu Besuch bei seiner Schwester und wollte eine Zeit lang bei den Bewlies bleiben.

»Gestern Abend haben wir nach dem Essen ein Pfeifchen geraucht«, erklärte Peter, »und Tsatsa'wi hat meiner Frau von einem Problem in seinem Dorf erzählt - die es wiederum mir erzählt hat, denn er spricht ja kein Englisch, und ich verstehe nicht so viel von ihrer Sprache, nur die Bezeichnungen für ein paar Gegenstände und die eine oder andere Höflichkeit -, aber wie gesagt, er hat von einem gemeinen Bären erzählt, der ihnen schon seit Monaten zu schaffen macht.«

»Eigentlich sieht Tsatsa'wi doch so aus, als wäre er bestens in der Lage, selbst mit so etwas fertig zu werden«, sagte Jamie. Er deutete auf das Krallenhalsband des Indianers und berührte dann seine eigene Brust. Er lächelte Tsatsa'wi zu. Offenbar begriff dieser die Bedeutung des Komplimentes und setzte zur Erwiderung ein breites Lächeln auf. Als Zeichen gegenseitigen Respekts verneigten sich beide Männer über ihren Teetassen.

»Aye«, pflichtete Peter ihm bei und leckte sich einen Tropfen aus dem Mundwinkel. »Er ist ein guter Jäger, unser Tsatsa'wi, und normalerweise kämen er und seine Vettern bestimmt wunderbar zurecht. Doch wie es scheint, ist dieser Bär nicht ganz normal. Also habe ich zu ihm gesagt, vielleicht sollten wir *Mac Dubh* davon erzählen, und womöglich hat Ehrwürden ja Zeit, dem Tier für sie den Garaus zu machen.«

Peter wies mit dem Kinn auf seinen Schwager und nickte Jamie dann mit einer Art Besitzerstolz zu. *Siehst du,* sagte seine Geste. *Ich habe es dir doch gesagt. Er kann es.*

Ich unterdrückte ein Lächeln. Jamie fing meinen Blick auf, hustete bescheiden und stellte seinen Becher hin.

»Aye, nun ja. Im Augenblick kann ich hier nicht weg, aber vielleicht nach der Heuernte. Weißt du, was für eine Sorte dieser problematische Bär ist, Peter?«

»Oh, aye«, sagte Peter fröhlich. »Es ist ein Geist.«

Ich verschluckte mich prompt an meinem Tee. Jamie machte keinen allzu schockierten Eindruck, doch er rieb sich zweifelnd das Kinn.

»Mmpfm. Nun, was hat er denn getan?«

Zum ersten Mal hatte der Bär vor fast einem Jahr auf sich aufmerksam gemacht, obwohl ihn anfangs niemand zu Gesicht bekommen hatte. Es hatte die üblichen Räubereien gegeben: Gestelle mit trocknendem Fisch oder Maisbündel, die vor den Häusern hingen, wurden verschleppt, und aus den Schuppen wurde Fleisch gestohlen, doch anfangs hatten die Dorfbewohner dies nur für das Werk eines außergewöhnlich cleveren Bären gehalten - normalerweise war es Bären völlig egal, ob man sie bei der Tat beobachtete.

»Er ist immer nur nachts gekommen«, erklärte Peter. »Und er hat kaum Lärm gemacht. Die Leute mussten einfach morgens nach dem Aufstehen feststellen, dass man in ihre Vorratslager eingebrochen war, ohne dass auch nur ein Geräusch sie geweckt hätte.«

Brianna, die Mrs. Bugs abrupte Flucht beobachtet hatte und zu uns gekommen war, um den Grund zu erfahren, begann leise vor sich hin zu summen - und mein Gedächtnis versah die Melodie prompt mit einem Text. *»Ich bin ein dicker, dicker Tanzbär und komme aus dem Wald...« Ich presste mir* eine Serviette an den Mund und gab vor, die Überreste des Tees wegzutupfen.

»Sie wussten von Anfang an, dass es ein Bär war, aye?«, erklärte Peter. »Spuren.«

Dieses Wort war Tsatsa'wi vertraut; er legte beide Hände ausgebreitet auf den Tisch, Daumen an Daumen, um die Spannweite der Spuren zu demonstrieren, dann berührte er die längste der Krallen an seinem Halsband und nickte bedeutsam.

Die Dorfbewohner, die an Bären gewöhnt waren, hatten die üblichen Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, ihre Vorräte in geschütztere Räume verlagert und abends ihre Hunde im Freien gelassen - mit dem Ergebnis, dass eine Reihe von Hunden verschwunden war, und zwar abermals geräuschlos.

Dann hatte entweder die Wachsamkeit der Hunde nachgelassen, oder der Bär war hungriger geworden. Das erste Opfer war ein Mann, der im Wald ums Leben kam. Dann war vor sechs Monaten ein Kind geraubt worden. Brianna stellte das Summen abrupt ein.

Das Opfer war ein Baby, das mitsamt seiner Trage vom Ufer des Flusses abhanden gekommen war, wo seine Mutter kurz vor Sonnenuntergang Wäsche gewaschen hatte. Es war nichts zu hören gewesen, und die einzige Spur war ein großer Klauenabdruck im Schlamm.

In den folgenden Monaten waren noch vier weitere Dorfbewohner umgekommen. Zwei Kinder, die spät nachmittags ohne Begleitung wilde Erdbeeren gepflückt hatten. Eine Leiche war mit gebrochenem Genick, ansonsten aber unberührt gefunden worden. Die andere war verschwunden; eine Spur zeigte an, wo sie in den Wald geschleift worden war. Eine Frau war auf ihrem eigenen Maisfeld getötet und an Ort und Stelle teilweise verspeist worden, erneut gegen Sonnenuntergang. Das letzte Opfer, ein Mann, war tatsächlich auf der Jagd nach dem Bären gewesen.

»Von ihm haben sie nichts gefunden als seinen Bogen und ein paar blutige Kleiderfetzen«, sagte Peter. Ich hörte hinter mir einen leisen Plumps, als sich Mrs. Bug abrupt auf die Kaminbank setzte.

»Also haben sie ihn schon selbst gejagt?«, fragte ich. »Oder es versucht, sollte ich wohl besser sagen?«

Peter riss seinen Blick von Jamie los und sah mich ernst nickend an.

»Oh, aye, Mrs. Claire. So haben sie ja endlich herausbekommen, womit sie es zu tun haben.«

Eine kleine Gruppe von Jägern hatte sich grimmig an die Fersen des Bären geheftet, mit Bogen, Speeren und den beiden dorfeigenen Musketen bewaffnet. Sie hatten das Dorf in zunehmend größer werdenden Kreisen umrundet, weil die Tatsache, dass der Bär seine Aufmerksamkeit ganz auf das Dorfkonzentrierte, sie zu der Überzeugung gebracht hatte, dass er normalerweise nicht weit fortwanderte. Ihre Suche hatte vier Tage gedauert, und dann und wann hatten sie zwar alten Bärenkot gefunden, doch von dem Bären hatten sie keine Spur zu Gesicht bekommen.

»Tsatsa'wi war mit dabei«, sagte Peter und zeigte mit dem Finger auf seinen Schwager. »Er und einer seiner Freunde haben in der Nacht Wache gehalten, während die anderen schliefen. Es war kurz nach Mondaufgang, sagt er, als er aufstand, um Wasser zu lassen. Als er sich wieder zum Feuer umdrehte, hat er gerade noch gesehen, wie sein Freund mausetot davongeschleift wurde, das Genick zwischen den Kiefern des Biestes zerquetscht!«

Tsatsa'wi hatte die Erzählung gebannt verfolgt. An dieser Stelle nickte er und machte eine Geste, die die Cherokee-Version des Kreuzzeichens zu sein schien - eine rasche, formale Geste zur Abwehr des Bösen. Dann ergriff er selbst das Wort, und seine Hände flogen, als er die folgenden Ereignisse pantomimisch wiedergab.

Er hatte natürlich geschrien, um seine verbleibenden Kameraden zu wecken, und war auf den Bären losgestürzt, in der Hoffnung, ihn so zu erschrecken, dass er seinen Freund losließ - obwohl er sehen konnte, dass der Mann schon tot war. Er ließ den Kopf scharf zur Seite fallen, um einen gebrochenen Hals darzustellen, und er ließ seine Zunge mit einer Miene heraushängen, die unter anderen Umständen urkomisch gewesen wäre.

Die Jäger hatten zwei Hunde dabei gehabt, die sich ebenfalls mit großem Gebell auf den Bären gestürzt hatten. Der Bär hatte seine Beute tatsächlich fallen gelassen, doch anstatt zu flüchten, war er auf Tsatsa'wi zugerannt. Er hatte sich zur Seite geworfen, und der Bär hatte gerade lange genug innegehalten, um sich einen der Hunde zu krallen und dann in der Dunkelheit des Waldes zu verschwinden, gefolgt von dem anderen Hund sowie einem Hagel von Pfeilen und Musketenkugeln - doch nichts davon hatte ihn berührt.

Sie hatten im Wald mit Fackeln Jagd auf den Bären gemacht, ihn jedoch nicht ausfindig machen können. Der zweite Hund war mit beschämtem Gesicht zurückgekehrt - Brianna kommentierte Tsatsa'wis pantomimische Nachahmung des Hundes mit einem kleinen Zischen -, und die durch und durch verängstigten Jäger waren zu ihrem Feuer zurückgeschlichen, wo sie den Rest der Nacht schlaflos verbrachten, bevor sie am Morgen in ihr Dorf zurückkehrten. Und von dort, so bedeutete Tsatsa'wi mit einer huldvollen Geste, sei er nun gekommen, um die Hilfe des Bärentöters zu gewinnen.

»Aber warum meinen sie denn, dass es ein Geist ist?« Brianna beugte sich vor, und ihr anfängliches Entsetzen über die Geschichte wich jetzt lebhaftem Interesse.

Peter sah sie an und zog eine Augenbraue hoch.

»Oh, aye, das hat er nicht gesagt - oder vermutlich hat er es doch, aber nicht verständlich genug. Das Tier war viel größer als normale Bären, sagt er - und schneeweiß. Er sagt, als das Tier sich umgedreht hat, um ihn anzusehen, brannten seine Augen rot wie Feuer. Sie haben sofort gewusst, dass es ein Geist sein musste, und so waren sie auch eigentlich nicht überrascht, dass ihre Pfeile ihm nichts anhaben konnten.«

Tsatsa'wi mischte sich erneut ein, indem er zuerst auf Jamie zeigte, dann auf sein Bärenkrallenhalsband tippte und dann - zu meiner Überraschung - auf mich zeigte.

»Ich?«, sagte ich. »Was habe ich denn damit zu tun?«

Der Cherokee hörte wohl meinen überraschten Tonfall, denn er beugte sich über den Tisch und strich mir über den Arm - nicht zärtlich, sondern einfach nur, um auf meine Haut zu deuten. Jamie machte ein leises, belustigtes Geräusch.

»Du bist sehr weiß, Sassenach. Vielleicht wird der Bär glauben, dass du seine Seelenverwandte bist.« Er grinste mich an, doch Tsatsa'wi verstand offensichtlich die Bedeutung seiner Worte, denn er nickte ernst. Er ließ meine Hand los und machte ein leises Krächzgeräusch - den Ruf eines Raben.

»Oh«, sagte ich, und mir wurde ausgesprochen beklommen zumute. Ich kannte die Cherokeeworte nicht, aber die Leute in Tsatsa'wis Dorf hatten ganz offensichtlich nicht nur von Bärentöter gehört, sondern auch von Weißer Rabe. Weiße Tiere galten als bedeutsam - und oftmals unheimlich. Ich wusste nicht, ob man davon ausging, dass ich Macht über den Bären ausüben konnte - oder einfach nur einen guten Köder abgeben würde -, doch die Einladung galt offensichtlich auch für mich.

Und so kam es, dass wir uns eine Woche später, als das Heu unter Dach und Fach war und vier Rotwildhälften friedlich im Räucherhaus

baumelten, zur Vertragsgrenze aufmachten, um einen Exorzismus durchzuführen.

Neben Jamie und mir umfasste unsere Gruppe Brianna und Jemmy, die Beardsleyzwillinge und Peter Bewlie, der uns zu dem Dorf führen sollte, da seine Frau mit Tsatsa'wi vorgeritten war. Brianna hatte nicht mitkommen wollen, allerdings hatte ich das Gefühl, dass sie eher Angst davor hatte, Jemmy in die Wildnis mitzunehmen, als dass es ihr widerstrebte, sich der Jagd anzuschließen. Doch Jamie hatte darauf bestanden, dass sie mitkam, weil, wie er sagte, ihre Zielsicherheit unverzichtbar war. Da sie Jemmy noch nicht abstillen wollte, war sie gezwungen gewesen, ihn mitzunehmen - doch er schien den Ausflug durch und durch zu genießen und hockte mit leuchtenden Augen vor seiner Mutter im Sattel, während er entweder alles, was er sah, mit fröhlich dahingebrabbelten Kommentaren bedachte oder verträumt und zufrieden am Daumen nuckelte.

Was die Beardsleys betraf, so kam es Jamie auf Josiah an.

»Der Junge hat schon mindestens zwei Bären erlegt«, sagte er zu mir. »Ich habe beim *gathering* die Felle gesehen. Und ich wüsste nicht, was es schaden sollte, wenn sein Bruder mitkommen möchte.«

»Ich auch nicht«, pflichtete ich ihm bei. »Aber warum bestehst du so darauf, dass Brianna uns begleitet? Wirst du nicht auch gemeinsam mit Josiah mit dem Bären fertig?«

»Möglich«, sagte er und wischte mit einem öligen Tuch über den Lauf seiner Muskete. »Aber wenn vier Augen besser sind als zwei, ist ein drittes Paar doch noch besser, oder? Vor allem, wenn es so zielen kann wie deine Tochter.«

»Ja?«, sagte ich skeptisch. »Und was noch?«

Er grinste mich an.

»Du glaubst doch nicht etwa, dass ich irgendwelche Hintergedanken habe, oder, Sassenach?«

»Nein, ich glaube es nicht - ich weiß es.«

Er lachte und beugte den Kopf über seine Büchse. Doch nachdem er noch ein paar Sekunden weiter gewischt hatte, sagte er, ohne aufzublicken: »Aye, nun ja. Ich dachte, es ist keine schlechte Idee, wenn Brianna Freunde bei den Cherokee hat. Falls sie einmal einen Ort braucht, wo sie hingehen kann.«

Sein beiläufiger Tonfall täuschte mich nicht.

»Einmal. Du meinst, wenn die Revolution kommt?«

»Aye. Oder... wenn wir sterben. Wann auch immer das sein mag«, fügte er unbarmherzig hinzu, hob die Büchse hoch und linste mit zusammengekniffenem Auge an ihrem Lauf entlang, um die Zielvorrichtung zu kontrollieren.

Es war ein leuchtender Frühherbsttag, doch ich spürte, wie mir die Eissplitter knisternd über den Rücken fuhren. Meistens gelang es mir ganz gut, diesen Zeitungsausschnitt zu vergessen - der vom Feuertod eines gewissen James Fraser und seiner Frau in Fraser's Ridge berichtete. An anderen Tagen dachte ich zwar daran, verdrängte die Möglichkeit jedoch aus meinem Kopf, weil ich mich weigerte, darüber nachzusinnen. Aber dann und wann wachte ich des Nachts zitternd und entsetzt auf, weil helle Flammen durch meine Gedanken schossen.

»In dem Ausschnitt stand >keine lebenden Kinder‹«, sagte ich, fest entschlossen, meine Angst in die Knie zu zwinge. »Meinst du, das bedeutet, dass Brianna und Roger vorher... irgendwo hingegangen sind?« Vielleicht zu den Cherokee. Oder zu den Steinen.

»Vielleicht.« Seine Miene war nüchtern, seine Augen auf seine Arbeit gerichtet. Keiner von uns war bereit, die andere Möglichkeit einzuräumen - das war auch nicht nötig.

Obwohl sie nur widerstrebend mitgekommen war, schien auch Brianna die Reise zu genießen. Ohne Roger, und von der Hausarbeit in der Hütte befreit, machte sie einen viel entspannteren Eindruck. Sie lachte und scherzte abends am Feuer mit den Beardsleyzwillingen, zog Jamie auf und stillte Jemmy, bevor sie sich um ihn rollte und friedlich einschlief.

Die Beardsleys hatten ebenfalls ihren Spaß. Die Entfernung seiner entzündeten Mandeln und Polypen hatte Keziah zwar nicht von seiner Taubheit geheilt, doch sein Zustand hatte sich deutlich verbessert. Einigermaßen laute Worte konnte er jetzt verstehen, vor allem, wenn man ihn ansah und sehr deutlich sprach - obwohl er die Worte seines Zwillingsbruders ausnahmslos zu hören schien, ganz gleich, wie leise sie gesprochen wurden. Als ich sah, wie er sich mit großen Augen umsah, während wir durch den dichten, vor Insekten summenden Wald ritten, Bäche überquerten und uns auf schwach sichtbaren Wildpfaden durch das Dickicht bewegten, begriff ich, dass er in seinem ganzen Leben noch nie irgendwo anders gewesen war als in der Umgebung der Farm der Beardsleys und danach in Fraser's Ridge.

Ich fragte mich, was er wohl von den Cherokee halten würde - und sie von ihm und seinem Bruder. Peter hatte Jamie erzählt, dass Zwillinge bei den Cherokee als besonders segensreich und Glück bringend galten; Tsatsa'wi war begeistert gewesen, als er hörte, dass sich die Beardsleys der Jagd anschließen würden.

Auch Josiah schien sich zu amüsieren - soweit ich das angesichts der Tatsache, dass er ein sehr selbstgenügsamer Mensch war, sagen konnte. Als wir uns jedoch dem Dorf näherten, bekam ich das Gefühl, dass er nervös wurde.

Ich konnte sehen, dass sich auch Jamie ein wenig unwohl fühlte, obwohl ich in seinem Fall den Grund vermuten konnte. Es machte ihm überhaupt nichts aus, bei einer Jagd zu helfen, und er freute sich über die Gelegenheit zu einem Besuch bei den Cherokee. Doch ich hatte das Gefühl, dass ihm die Tatsache unangenehm war, dass sein Ruf als Bärentöter sozusagen vor ihm herposaunt wurde.

Dieser Verdacht bestätigte sich, als wir am dritten Abend unserer Reise das Lager aufschlugen. Wir waren nicht mehr als zehn Meilen von dem Dorf entfernt und würden es bis zum Mittag des folgenden Tages mühelos erreicht haben.

Ich konnte sehen, wie er sich unterwegs zu einem Entschluss durchrang, und als wir uns alle zum Abendessen um ein loderndes Feuer setzten,

stand er plötzlich auf. Er ging zu Peter Bewlie hinüber, der am Feuer saß und verträumt in die Flammen starrte, und trat ihm entschlossen gegenüber.

»Ich muss dir etwas sagen, Peter. Was diesen Geisterbären angeht, den wir suchen wollen.«

Peter fuhr erschrocken aus seiner Trance auf und sah ihn an. Doch er lächelte und rückte zur Seite, um Platz zu machen, damit Jamie sich hinsetzen konnte.

»Oh, aye, *Mac Dubh*?«

Jamie nahm Platz und räusperte sich.

»Nun, siehst du - es ist so, dass ich nicht besonders viel über Bären weiß, weil es in Schottland schon seit Jahren keine mehr gibt.«

Peter zog die Augenbrauen hoch.

»Aber man erzählt sich doch, dass du einen großen Bären nur mit einem Dolch erlegt hast!«

Jamie rieb sich die Nase und machte einen beinahe verärgerten Eindruck.

»Aye, nun ja... das habe ich. Aber ich war nicht auf der Jagd nach dem Tier. Es war hinter mir her, also ist mir schließlich nicht viel anderes übrig geblieben. Ich bin mir nicht sicher, ob ich eine große Hilfe beim Aufspüren dieses Geisterbären sein werde. Es muss doch ein besonders kluger Bär sein, nicht wahr? Ich meine, wenn er monatelang in dem Dorf ein und aus gehen konnte, ohne dass ihn irgendjemand richtig zu Gesicht bekommen hätte?«

»Ein echter Schlaubär«, fiel Brianna scherzhaft ein. Jamie sah sie so finster an, dass ich mich an meinem Bier verschluckte, worauf er seinen Blick auf mich heftete.

»Was?«, fragte er gereizt.

»Nichts«, keuchte ich. »Gar nichts.«

Als sich Jamie angewidert von uns abwandte, fiel sein Blick auf Josiah Beardsley, der zwar nicht laut lachte, dessen Mund jedoch eindeutig zuckte.

»Was?«, bellte Jamie ihn an. »Die Frauen haben den Verstand verloren -« Er wies mit einem Ruck seines Fingers auf Brianna und mich. »Aber was geht dich das an, häh?«

Josiah verkniff sich abrupt das Grinsen und versuchte, ein ernstes Gesicht zu machen, doch sein Mundwinkel zuckte weiter, und die Hitze schoss ihm so heftig in die schmalen Wangen, dass es selbst im Schein des Feuers zu sehen war. Jamie kniff die Augen zusammen, und Josiah entfuhr ein unterdrückter Laut, der ein Kichern hätte sein können. Er schlug sich die Hand vor den Mund und blinzelte zu Jamie hinauf.

»Was ist denn?«, erkundigte sich Jamie höflich.

Keziah, der offensichtlich merkte, dass irgendetwas im Gange war, rückte dichter an seinen Zwillingsbruder heran und richtete sich neben ihm auf, um ihn zu unterstützen. Josiah bewegte sich unbewusst auf Kezzie zu, ohne jedoch den Blick von Jamie abzuwenden. Sein Gesicht war immer noch rot, doch er schien sich jetzt unter Kontrolle zu haben.

»Nun, ich sage es wohl besser, Sir.«

»So ist es wohl.« Jamie sah ihn fragend an.

Josiah holte tief Luft und ergab sich in sein Schicksal.

»Es ist nicht immer ein Bär gewesen. Manchmal war ich es.«

Jamie starrte ihn sprachlos an. Dann begannen seine Mundwinkel zu zucken.

»Oh, aye?«

Nicht immer, erklärte Josiah. Doch wenn ihn seine Wanderungen durch die Wildnis in die Nähe eines Indianerdorfes führten - »Aber nur, wenn ich Hunger hatte, Sir«, fügte er hastig hinzu -, legte er sich vorsichtig im Wald auf die Lauer, stahl sich nach Anbruch der Dunkelheit ins Dorf und machte sich mit allen essbaren Dingen davon, die er leicht erreichen konnte. Er hielt sich ein paar Tage in der Nähe auf und ernährte sich von den Vorräten

des Dorfes, bis er wieder bei Kräften und sein Rucksack wieder gefüllt war. Dann begab er sich erneut auf die Jagd, bis er schließlich mit seinen Fellen zu der Höhle zurückkehrte, in der er sein Lager hatte.

Kezzie hatte während dieses Vortrags keine Miene verzogen; ich war mir nicht sicher, wie viel er davon gehört hatte, doch er machte keinen überraschten Eindruck. Er legte seinem Zwillingsbruder kurz die Hand auf den Arm, dann glitt sie fort und griff nach einem Fleischspieß.

Briannas Gelächter war verstummt, und sie hatte Josiahs Geständnis stirnrunzelnd gelauscht.

»Aber du hast doch nicht - ich meine, du hast doch *bestimmt* nicht das Baby in der Trage geraubt. Und die Frau, die teilweise verspeist worden ist, hast du doch nicht umgebracht - oder?«

Josiah kniff die Augen zu, obwohl ihn diese Frage eher zu verblüffen als zu schockieren schien.

»Oh, nein. Warum sollte ich das tun? Ihr glaubt doch nicht, dass ich sie gegessen habe, oder?« Er lächelte bei diesen Worten, und auf seiner Wange erschien unvermittelt ein Grübchen. »Nicht, dass ich nicht dann und wann schon so hungrig gewesen wäre, dass ich es in Betracht gezogen hätte, wenn ich einen Toten gefunden hätte - und er noch nicht allzu alt gewesen wäre«, fügte er wohl überlegt hinzu. »Aber nicht so hungrig, dass ich jemanden mit Absicht umbringen würde.«

Brianna räusperte sich, und es klang Jamies schottischen Geräuschen verblüffend ähnlich.

»Nein, ich meinte auch nicht, dass du sie gegessen hast«, sagte sie trocken. »Ich meine nur, dass der Bär sie ja gefunden und angenagt haben könnte, nachdem *irgendjemand* sie umgebracht hatte - warum auch immer.«

Peter nickte nachdenklich. Diese gesammelten Geständnisse schienen ihn zwar zu interessieren, aber nicht zu beunruhigen.

»Aye, das könnte sein«, sagte er. »Bären sind nicht wählerisch, wenn es ums Fressen geht. Sie haben nichts gegen Aas.«

Jamie nickte, doch seine Aufmerksamkeit war auf Josiah gerichtet.

»Aye, das habe ich auch schon gehört. Aber Tsatsa'wi hat gesagt, er hat gesehen, wie der Bär seinen Freund verschleppt hat - also *jagt* er Menschen, nicht wahr?«

»Nun, diesen einen Menschen mit Sicherheit«, pflichtete ihm Josiah bei. Doch seine Stimme hatte einen seltsamen Unterton, und Jamies Blick verschärfte sich. Er zog eine Augenbraue hoch, und Josiah presste erst die Lippen zusammen, dann entspannte er sie und fällte einen Entschluss. Er sah Kezzie an, und dieser lächelte zurück. Ich sah, dass Kezzie ein Grübchen auf der linken Wange hatte; Josiahs dagegen war auf der rechten.

Josiah seufzte und wandte sich erneut an Jamie.

»Von diesem Teil wollte ich eigentlich nichts erzählen«, sagte er unverblümt. »Doch Ihr seid immer offen zu uns, Sir, und ich sehe, dass es nicht recht ist, wenn ich Euch nach diesem Bären jagen lasse, ohne dass Ihr wisst, was Euch dort sonst noch erwarten könnte.«

Ich spürte, wie sich meine Nackenhaare sträubten, und widerstand dem plötzlichen Impuls, mich umzudrehen und hinter mir in die Dunkelheit zu blicken. Mir war jedes Bedürfnis zu lachen vergangen.

»Sonst noch?« Langsam ließ Jamie das Stück Brot sinken, in das er gerade hineinbeißen wollte. »Und... was genau *soll* das sein?«

»Nun, ich habe es nur einmal mit Gewissheit gesehen«, warnte ihn Josiah. »Und es war eine Neumondnacht. Aber ich war die ganze Nacht unterwegs gewesen, und meine Augen waren gut an den Sternenschein gewöhnt - Ihr wisst ja, wie das ist.«

Jamie nickte und machte ein nachdenkliches Gesicht.

»Aye, sehr gut. Und wo warst du zu der Zeit?«

In der Nähe des Dorfes, zu dem wir unterwegs waren. Josiah war schon öfter dort gewesen, und die Aufteilung des Dorfes war ihm vertraut. Sein Ziel war ein Haus am Ende des Dorfes; unter dem Dachvorsprung hingen Maiskolben zum Trocknen aufgereiht, und er glaubte, sich problemlos mit

einem Bündel davonmachen zu können, vorausgesetzt, er weckte die Dorfhunde nicht.

»Man braucht nur einen zu wecken, und schon hat man die ganze, jaulende Bande am Hals«, sagte er kopfschüttelnd. »Und es waren nur noch ein paar Stunden bis zur Dämmerung. Also habe ich mich vorsichtig angeschlichen, um zu sehen, ob einer von den Strolchen vor dem Haus schlief, das ich im Visier hatte.«

Während er im Wald auf der Lauer lag, hatte er eine Gestalt aus dem Haus kommen sehen. Da sich kein Hund daran störte, lag der Schluss nahe, dass die Person zu dem Haus gehörte. Der Mann war stehen geblieben, um Wasser zu lassen, und hatte dann zu Josiahs Schrecken Pfeil und Bogen geschultert und war direkt auf die Stelle im Wald zugekommen, an der er versteckt lag.

»Ich hatte nicht das Gefühl, dass er hinter mir her war, aber ich bin so schnell wie eine Katze auf einen Baum geklettert, und genauso leise«, sagte er, ohne dass es nach Angeberei klang.

Der Mann war sehr wahrscheinlich ein Jäger gewesen, der früh aufgestanden war, um einen weiter entfernten Fluss aufzusuchen, der in der Dämmerung dem Rotwild und den Waschbären als Tränke dienen würde. Da er so dicht bei seinem eigenen Dorf keinen Grund dazu sah, hatte der Mann keinerlei Vorsicht walten lassen und war leise, aber ohne jede Verstohlenheit durch den Wald gegangen.

Josiah hatte nur knapp über dem Kopf des Mannes auf seinem Baum gehockt und den Atem angehalten. Der Mann war weiter gegangen und im dichten Unterholz verschwunden. Josiah war schon fast im Begriff gewesen, von seinem Aussichtspunkt hinabzusteigen, als er auf einmal einen überraschten Ausruf hörte, dem die Geräusche eines kurzen Handgemenges folgten, das mit einem widerlich dröhnenden Hieb endete.

»Wie ein reifer Kürbis, wenn man mit einem Stein darauf schlägt, um ihn aufzubrechen«, versicherte er Jamie. »Ist mir durch Mark und Bein gegangen, das Geräusch dort im Dunklen.«

Doch sein Erschrecken konnte seine Neugier nicht dämpfen, und er war in Richtung des Geräusches durch den Wald geglitten. Er hörte etwas

rascheln, und als er vorsichtig durch einen Vorhang aus Zedernzweigen lugte, konnte er eine menschliche Gestalt ausmachen, die am Boden lag, und eine andere, die sich darüber beugte und offenbar versuchte, dem Liegenden ein Kleidungsstück über den Kopf zu ziehen.

»Er war tot«, erklärte Josiah nüchtern. »Ich konnte das Blut riechen, und die Scheiße auch. Der kleine Kerl hat ihm wohl mit einem Stein oder einem Knüppel den Schädel eingeschlagen.«

»Der kleine Kerl?« Peter hatte die Geschichte aufmerksam verfolgt. »Wie klein meinst du denn? Hast du sein Gesicht gesehen?«

Josiah schüttelte den Kopf.

»Nein, ich habe nur seinen Schatten gesehen, der sich hin und her bewegt hat. Es war ja stockfinster; der Himmel hatte noch nicht angefangen, sich zu erhellen.« Er blinzelte und nahm im Kopf eine Schätzung vor. »Ich glaube, er war kleiner als ich; vielleicht so groß.« Er streckte zur Verdeutlichung seine Hand aus und maß vom Boden aus etwa einen Meter vierzig ab.

Doch der Mörder war bei seiner Leichenfledderei unterbrochen worden. Josiah, der ihm gebannt zugesehen hatte, hatte nichts gemerkt, bis unvermittelt erst das Knacken eines zerbrechenden Stöckchens, dann das fragende *Wuff* eines stöbernden Bären erklang.

»Ihr könnt mir glauben, dass der kleine Kerl die Beine in die Hand genommen hat, als er das gehört hat«, versicherte er Jamie. »Er ist direkt an mir vorbeigeschossen, nicht weiter weg, als Ihr es jetzt seid. In diesem Moment konnte ich ihn das einzige Mal genau sehen.«

»Nun spann uns nicht so auf die Folter«, sagte ich, als er innehielt, um einen Schluck von seinem Bier zu trinken. »Wie *h*at er denn ausgesehen?«

Er wischte sich einen Schaumstreifen von seinem spärlichen Oberlippenbart und machte ein nachdenkliches Gesicht.

»Nun, Ma’am, ich war mir ziemlich sicher, dass er der Teufel war. Nur, dass ich mir den Teufel größer vorgestellt hatte«, fügte er hinzu und trank noch einen Schluck.

Diese Aussage sorgte natürlich für einige Verwirrung. Weitere Nachfragen brachten zu Tage, dass Josiah einfach nur glaubte, dass der rätselhafte »kleine Kerl« ein Schwarzer gewesen war.

»Bis ich zu Eurem *gathering* gekommen bin, war mir gar nicht klar, dass manche Leute einfach schwarz *sind*«, erklärte er. »Bis dahin hatte ich so jemanden weder gesehen noch davon gehört.«

Bei diesen Worten nickte Kezzie nüchtern.

»Teufel im Buch«, sagte er mit seiner seltsamen, schroffen Stimme.

»Das Buch«, so hatte es den Anschein, war eine alte Bibel, die Aaron Beardsley irgendwo eingetauscht und für die er nie einen Käufer gefunden hatte. Keiner der Jungen hatte jemals lesen gelernt, doch sie erfreuten sich an den Bildern in dem Buch, unter denen sich auch mehrere Zeichnungen des Teufels befanden, der als gebückte, schwarze Kreatur dargestellt wurde, die gerissen ihrem Geschäft der Versuchung und Verführung nachging.

»Ich habe zwar keinen gegabelten Schwanz gesehen«, sagte Josiah kopfschüttelnd, »aber er war so schnell vorbei, dass ich ihn ja möglicherweise im Dunklen übersehen hatte.«

Da er die Aufmerksamkeit einer solchen Person nicht auf sich lenken wollte, hatte Josiah still gehalten und daher hören können, wie der Bär sich dem unglücklichen Dorfbewohner zuwandte.

»Es ist so, wie Mr. Peter sagt«, sagte er und nickte Peter Bewlie bestätigend zu. »Bären sind nicht wählerisch. Diesen Bären habe ich zwar nicht gesehen, so dass ich nicht sagen kann, ob er weiß war oder nicht - aber er hat wirklich an diesem Indianer herumgefressen. Ich habe ihn kauen und sabbern gehört.« Ihm schien diese Erinnerung nichts auszumachen, doch ich sah, wie Brianna bei diesem Gedanken die Nase rümpfte.

Jamie wechselte einen Blick mit Peter, dann sah er Josiah an. Er rieb sich langsam mit dem Zeigefinger über den Nasenrücken und überlegte.

»Nun denn«, sagte er schließlich. »Es scheint also, dass nicht alle Übeltaten im Dorf deines Schwagers dem Geisterbären zuzusprechen sind,

aye? Da Josiah die Lebensmittel gestohlen hat und der kleine, schwarze Teufel die Leute umgebracht hat. Was meinst du, Peter? Ist es möglich, dass ein Bär auf den Geschmack kommt, wenn er einmal Menschenfleisch gefressen hat, und dann von sich aus Jagd auf Menschen macht?«

Peter nickte langsam mit konzentrierter Miene.

»Das könnte sein, *M*ac *Dubh«,* räumte er ein. »Und wenn sich dort im Wald ein kleiner, schwarzer Verbrecher herumtreibt - wer will dann sagen, wie viele der Bär umgebracht hat und wie viele der schwarze Teufel auf dem Gewissen hat, während man sie dem Bären anhängt?«

»Aber wer ist der kleine, schwarze Teufel?«, fragte Brianna. Die Männer sahen einander an und zuckten mehr oder minder gleichzeitig mit den Achseln.

»Es muss doch wohl ein entflohener Sklave sein, oder?«, sagte ich und sah Jamie mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Ich kann mir nicht vorstellen, warum ein freier Schwarzer, der seinen Verstand beisammen hat, so in die Wildnis wandern sollte.«

»Vielleicht hat er seinen Verstand ja nicht beisammen«, meinte Brianna. »Ganz gleich, ob Sklave *o*der frei. Wenn er mordend umgeht, meine ich.« Sie warf einen beklommenen Blick auf den Wald ringsum und legte ihre Hand auf Jemmy, der in eine Decke gerollt neben ihr auf dem Boden lag und fest schlief.

Die Männer blickten automatisch zu ihren Waffen, und auch ich schob die Hand unter meine Schürze und griff nach dem Messer, das ich zum Graben und Häckseln am Gürtel trug.

Der Wald kam mir plötzlich unheimlich und beengend vor. Es war nur zu leicht, sich in seinem Schatten lauernde Augen vorzustellen, das ständige Blätterrauschen verstohlenen Schritten oder einem vorbeistreichenden Pelz zuzuschreiben.

Jamie räusperte sich.

»Deine Frau hat nicht zufällig je etwas von schwarzen Teufeln erwähnt, oder, Peter?«

Bewlie schüttelte den Kopf. Die Sorge, mit der er Josiahs Erzählung aufgenommen hatte, stand ihm immer noch in das graubärtige Gesicht geschrieben, doch in seinen Augen schimmerte ein Hauch von Belustigung.

»Nein, das kann man nicht sagen, *M*ac *Dubh.* Das Einzige, woran ich mich in dieser Beziehung erinnere, ist der Schwarze Mann des Westens.«

»Und wer ist das?«, fragte Josiah interessiert.

Peter zuckte mit den Achseln und kratzte sich am Bart.

»Aye, nun ja, man kann eigentlich nicht sagen, dass es ein Jemand ist. Es ist nur so, dass die Schamanen sagen, dass allen vier Himmelsrichtungen ein Geist innewohnt, und jeder von ihnen hat seine eigene Farbe - und wenn sie ihre Gebete singen, rufen sie zum Beispiel den Roten Mann des Ostens, um der Person zu helfen, für die sie singen, denn rot ist die Farbe des Triumphes und des Erfolges. Der Norden ist blau - der Blaue Mann, um den Geist des Nordens bei seinem richtigen Namen zu nennen - und steht für Unruhe und Niederlage. *Ihn* würde man rufen, wenn man seinem Feind Übles wünscht, aye? Im Süden ist es der Weiße Mann, und er bringt Frieden und Glück; zu ihm singen sie zum Beispiel im Namen der schwangeren Frauen.«

Jamies Gesichtsausdruck war verblüfft und interessiert zugleich, als er das hörte.

»Das erinnert aber sehr an die vier Lüfte, nicht wahr, Peter?«

»Nun ja, das tut es«, pflichtete Peter ihm kopfnickend bei. »Merkwürdig, nicht wahr? Dass die Cherokee dieselben Vorstellungen haben wie wir Highlander?«

»Oh, eigentlich nicht.« Jamie wies auf den dunklen Wald jenseits unseres kleinen Feuerkreises. »Sie leben so wie wir, aye? Jäger und Bergbewohner. Warum sollten sie nicht sehen, was wir gesehen haben?«

Peter nickte bedächtig, doch Josiah verlor die Geduld mit diesem philosophischen Gedankenaustausch.

»Nun, und was ist der Schwarze Mann des Westens?«, wollte er wissen. Jamie und Peter wandten wie ein Mann die Köpfe, um ihn anzusehen. Sie sahen sich überhaupt nicht ähnlich - Peter war kurz, untersetzt und hatte einen dichten Bart; Jamie sah selbst in seiner Jagdkleidung hoch gewachsen und elegant aus -, und doch ähnelte sich der Ausdruck ihrer Augen derart, dass es mir eiskalt über den Rücken lief. »Was wir gesehen haben«, o ja, dachte ich.

»Der Westen ist die Heimat der Toten«, sagte Jamie leise, und Peter nickte nüchtern.

»Und der Schwarze Mann des Westens ist der Tod selbst«, fügte er hinzu. »So sagen es zumindest die Cherokee.«

Josiah brummte vor sich hin, dass er von dieser Idee nicht begeistert war, doch Brianna hielt noch weniger davon.

»Ich glaube *nicht,* dass der Geist des Westens im Wald unterwegs gewesen ist, um den Leuten eins über den Schädel zu brummen«, erklärte sie bestimmt. »Was Josiah gesehen hat, war ein Mensch. Und es war ein Schwarzer. Ergo war es entweder ein freier Schwarzer oder ein entlaufener Sklave. Und angesichts der Umstände stimme ich für einen entlaufenen Sklaven.«

Ich war mir nicht sicher, ob es eine Frage demokratischer Abstimmung war, doch ich neigte dazu, ihr zuzustimmen.

»Ich habe noch eine Idee«, sagte ich und sah in die Runde. »Was, wenn dieser schwarze Wicht auch für einige der angefressenen Leichen verantwortlich ist? Sind die afrikanischen Sklaven nicht zum Teil Kannibalen?«

Peter Bewlie riss die Augen weit auf, und die Beardsleys taten es ihm nach. Kezzie blickte beklommen hinter sich und rückte dichter an Josiah heran.

Jamie schien dieser Gedanke jedoch zu belustigen.

»Nun, wahrscheinlich findet man in Afrika hier und dort Kannibalen«, stimmte er mir zu. »Ich kann aber nicht sagen, dass ich schon einmal von einem Kannibalen als Sklaven gehört habe. Ich kann mir nicht vorstellen,

dass man so jemanden gern im Haus hätte, aye? Man hätte ja Angst, dass er einem in den Hintern beißt, sobald man ihm den Rücken zuwendet.«

Diese Bemerkung rief allgemeines Gelächter hervor und löste die Spannung ein wenig. Alles regte sich jetzt und machte sich zum Schlafen fertig.

Wir verwandten besondere Sorgfalt darauf, unsere Nahrungsmittel in zwei Satteltaschen zu verstauen, die Jamie ein Stück vom Lager entfernt an einen Baum hängte. Auch wenn sich herausgestellt hatte, dass der Geisterbär weniger mächtig war als bis dato angenommen, stimmten wir unausgesprochen überein, dass es vernünftig war, kein Risiko einzugehen.

Normalerweise bereitete es mir keine Probleme, den Gedanken zu verdrängen, dass wir in der Wildnis lebten. Dann und wann tauchte allerdings der Beweis greifbar auf: Nächtliche Besuche von Füchsen, Opossums und Waschbären oder der gelegentliche, unheimliche Schrei eines Panthers, der verblüffende Ähnlichkeit mit Frauenrufen oder dem Geschrei kleiner Kinder hatte. Hier, wo wir waren, war es jetzt still. Doch es war unmöglich, nachts inmitten dieser Berge zu stehen und eingehüllt in die völlige Schwärze zu ihren Füßen dem geheimen Murmeln der hohen Bäume zu lauschen, ohne sich einzugestehen, dass man ein Gefangener des Urwalds war - oder auch den letzten Zweifel daran aufzugeben, dass uns die Wildnis mit einem Bissen vertilgen konnte, ohne die geringste Spur von unserer Existenz zu hinterlassen, wenn ihr danach war.

Trotz ihrer Logik war Brianna alles andere als immun gegenüber dem Flüstern des Waldes - schließlich hatte sie ein kleines, schutzloses Kind in ihrer Obhut. Sie half nicht mit, das Lager für die Nacht vorzubereiten, sondern blieb stattdessen dicht bei Jemmy sitzen und lud ihr Gewehr.

Jamie warf einen raschen Blick auf Brianna und verkündete, dass er mit ihr die erste Wache übernehmen würde; Josiah und ich die nächste, Peter und Kezzie die letzte Wache der Nacht. Bis jetzt hatten wir keine Wachen gehabt, doch es gab keine Einwände gegen diesen Vorschlag.

Ein langer Tag im Sattel ist eines der besten Schlafmittel, und als ich mich jetzt neben Jamie ausstreckte, empfand ich jene grenzenlose Dankbarkeit dafür, mich in der Horizontalen zu befinden, die selbst das

härteste Bett erträglich macht. Jamies Hand ruhte sanft auf meinem Kopf; ich drehte mich, küsste seine Handfläche und fühlte mich sicher und geschützt.

Peter und die Beardsleyzwillinge schliefen innerhalb von Sekunden ein; ich konnte sie auf der anderen Seite des Feuers schnarchen hören. Eingelullt durch die leise Unterhaltung zwischen Jamie und Brianna, die ich mit halbem Ohr mitbekam, war ich selbst schon fast eingeschlafen, als mir bewusst wurde, dass sich der Tenor ihres Gespräches verändert hatte.

»Machst du dir Sorgen um deinen Mann, *a nighean?*«, fragte er leise.

Sie lachte leise und unglücklich auf.

»Sorgen mache ich mir schon, seit sie ihn gehängt haben«, sagte sie. »Jetzt habe ich Angst.«

Jamie gab einen leisen Kehllaut von sich, der wohl tröstend gemeint war.

»Er ist heute Nacht nicht in größerer Gefahr als gestern Nacht, Liebes - oder in irgendeiner anderen Nacht seit seinem Aufbruch.«

»Das stimmt«, sagte sie trocken. »Aber nur, weil ich letzte Woche noch nichts von Geisterbären und schwarzen Mördern wusste, heißt das ja nicht, dass keine unterwegs waren.«

»Genau das meine ich«, erwiderte er. »Deine Angst macht ihn auch nicht sicherer, oder?«

»Nein. Und du meinst, deshalb höre ich auf, mir Sorgen zu machen?«

Seine Erwiderung war ein leises, reuiges Glucksen.

»Das meine ich nicht, nein.«

Es folgte ein kurzes Schweigen, bevor Brianna weiter sprach.

»Ich muss nur - ständig nachdenken. Was werde ich tun, wenn etwas geschieht - wenn er... nicht zurückkommt? Tagsüber werde ich ja damit fertig, aber nachts muss ich einfach daran denken...«

»Och, nun«, sagte er leise. Ich sah, wie er den Kopf zu den Sternen hob, die über uns am Himmel flammten. »Wie viele Nächte haben zwanzig

Jahre, *a nighean?* Wie viele Stunden? Denn so lange habe ich mich gefragt, ob meine Frau noch lebte und wie es ihr ging. Sie und mein Kind.«

Seine Hand fuhr sacht über meinen Kopf und streichelte mir das Haar. Brianna erwiderte nichts, sondern gab nur einen leisen, unartikulierten Kehllaut von sich.

»Dazu ist Gott da. Sich zu sorgen, hilft nicht - beten schon. Manchmal«, fügte er aufrichtig hinzu.

»Ja«, sagte sie und klang unsicher. »Aber wenn -«

»Und wenn sie nicht zu mir zurückgekommen wäre -«, unterbrach er sie mit fester Stimme, »- wenn du nicht gekommen wärst - wenn ich es nie erfahren hätte - oder wenn ich mit Sicherheit gewusst hätte, dass ihr beide tot wärt...« Er wandte ihr das Gesicht zu, und ich spürte, wie sich sein Gewicht verlagerte, als er die Hand von meinem Haar hob und die andere Hand ausstreckte, um sie zu berühren. »Dann hätte ich dennoch weiter gelebt, *a nighean*, und getan, was zu tun war. Und das wirst du auch tun.«

82

Der Himmel verdüstert sich

Roger schob sich schwitzend durch ein Dickicht aus Gummibäumen und jungen Eichen. Er befand sich in der Nähe eines Gewässers; er konnte es zwar noch nicht hören, doch er konnte den süßen, harzigen Duft einer bestimmten Pflanze riechen, die an Flussufern wuchs. Er wusste weder, wie sie hieß, noch auch nur, was für eine Pflanze es war, aber er erkannte den Duft.

Der Riemen seines Rucksacks blieb an einem Zweig hängen, und als er ihn losriss, löste er einen Schauer gelber Blätter aus, die ihn wie ein kleiner Schmetterlingsschwarm umflatterten. Er würde froh sein, wenn er den Fluss erreicht hatte, und das nicht nur des Wassers wegen, obwohl er auch das brauchte. Die Nächte wurden langsam kalt, aber die Tage waren immer noch warm, und er hatte seine Feldflasche schon vor zwölf Uhr mittags leer getrunken.

Doch noch dringender als Wasser brauchte er den offenen Himmel. Hier unten im Tal wuchsen die Hartriegel- und Lorbeersträucher so dicht, dass er den Himmel kaum sehen konnte, und dort, wo die Sonne durchkam, wuchs ihm dichtes Gras bis zum Knie, und seine Kleider verfingen sich im Vorbeigehen an den stacheligen Blättern der Ilexsträucher.

Er hatte das Maultier Clarence mitgenommen, da es mit dem schlechten Boden in der Wildnis besser zurechtkam als die Pferde, aber manche Stellen waren selbst für ein Maultier unpassierbar. Er hatte Clarence ein Stück weiter oben mit gefesselten Beinen bei seiner Deckenrolle und seinen Satteltaschen zurückgelassen, um sich zu Fuß durch das Unterholz bis zum nächsten Vermessungspunkt durchzuschlagen.

Eine Waldente schoss zu seinen Füßen aus dem Gebüsch, und er bekam fast einen Herzinfarkt, als sie losflatterte. Er blieb stehen, und sein Herz

donnerte ihm in den Ohren. Ein Schwarm leuchtender Sittiche kam plappernd zwischen den Bäumen niedergesegelt, um ihn freundlich und neugierig anzusehen. Dann erschraken sie vor etwas Unsichtbarem und ergriffen pfeilschnell unter großem Gekreische die Flucht.

Es war heiß; er zog seinen Rock aus und band ihn sich mit den Ärmeln um die Taille, dann wischte er sich mit dem Hemdsärmel über das Gesicht und schob sich weiter vorwärts. Das Astrolabium baumelte an einem Lederband um seinen Hals. Wenn er auf dem Gipfel eines Berges stand, konnte er auf die nebligen Talmulden und die bewaldeten Hänge hinunterblicken und dabei eine gewisse, ehrfürchtige Freude darüber empfinden, dass ein solcher Ort ihm gehörte. Wenn er sich hier unten mit wuchernden Ranken, zähen Fuchsschwanzgräsern und diesem dicht wachsenden, bambusähnlichen Röhricht herumschlug, das höher war als er selbst, kam ihm der Gedanke an Besitztum lächerlich vor - wie konnte man so etwas wie diesen... diesen Scheißurwaldsumpf *besitzen.*

Besitz oder nicht, jedenfalls wollte er mit diesem Dschungel zum Ende kommen und dann wieder an Höhe gewinnen. Zwar kam man sich am Fuß der gigantischen Bäume des jungfräulichen Waldes wie ein Zwerg vor, doch in den Zwischenräumen zu ihren Füßen konnte man wenigstens atmen. Die Äste der riesigen Tulpenbäume und Kastanien bildeten ein Dach, das den Boden in Schatten tauchte, so dass dort nur kleine Pflanzen wuchsen - ganze Matten aus zarten Wildblumen wie Frauenschuh und Trilliumkraut -, und ihr Laub regnete in solchen Massen herab, dass man mit den Füßen zentimetertief in den nachgiebigen Boden einsank.

Unvorstellbar, dass sich ein solcher Ort verändern sollte-und doch würde es geschehen. Er wusste es genau; *wusste* es - und er wusste es nicht nur, er hatte es selbst *gesehen!* Er war mit dem Auto auf einer asphaltierten Straße mitten durch das Herz einer solchen Wildnis gefahren. Er wusste, dass es möglich war, sie zu verändern. Und doch - während er sich jetzt durch den wuchernden Sumach und die Waldbeeren kämpfte, war ihm nicht minder bewusst, dass dieser Wald ihn verschlingen konnte, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern.

Dennoch hatten seine schier Furcht erregenden Dimensionen etwas Tröstendes an sich. Inmitten der gigantischen Bäume und der wimmelnden

Fauna fand Roger ein wenig Frieden; Frieden vor den aufgestauten Worten in seinem Kopf, vor der unausgesprochenen Sorge in Briannas Augen, vor der Verurteilung in Jamies Miene - einer aufgeschobenen Verurteilung, die aber dennoch über ihm hing wie ein Damoklesschwert. Frieden vor den neugierigen Blicken, vor der beständigen, langsamen, schmerzhaften Mühsal des Sprechens - Frieden vor der Erinnerung an das Singen.

Sie fehlten ihm alle, vor allem Brianna und Jemmy. Er träumte selten etwas Zusammenhängendes; nicht wie Brianna - was schrieb sie wohl gerade in ihr Buch? -, doch heute Morgen war er wach geworden, weil er den lebhaften Eindruck hatte, dass Jemmy auf ihm herumkrabbelte, wie er es so gern tat, und neugierig stochernd Rogers Gesicht betastete, seine Augen und Ohren, seine Nase und seinen Mund erkundete, als suche er nach den fehlenden Worten.

Während der ersten Tage seiner Vermessungsexpedition hatte er überhaupt nicht gesprochen und war überaus erleichtert gewesen, dass er es nicht musste. Doch jetzt fing er allmählich wieder an zu reden - zwar missfiel ihm der heisere, gequälte Klang der Worte, doch er störte ihn jetzt nicht so sehr, weil ja sonst niemand da war, der es hören konnte.

Er hörte Wasser über Steine gurgeln, und als er jetzt einen Vorhang aus Weidenschösslingen durchbrach, lag der Bach zu seinen Füßen, und die Sonne brach sich glitzernd auf dem Wasser. Er kniete sich hin, trank und bespritzte sich das Gesicht, dann wählte er die Stellen am Ufer aus, die er als Messpunkte benutzen wollte. Er grub Notizbuch, Tinte und Federkiel aus der Ledertasche, die er über der Schulter trug, und fischte das Astrolabium aus seinem Hemd.

Er hatte ein Lied im Kopf - schon wieder. Sie schlichen sich an, wenn er gerade nicht hinsah, und in seinem inneren Ohr erklangen die Melodien wie Sirenen auf einem Felsen, die nur darauf warteten, ihn zu zerschmettern.

Allerdings nicht dieses hier. Er lächelte vor sich hin, während er den Zeiger des Astrolabiums verschob und einen Baum am anderen Ufer als Fixpunkt wählte. Es war eines von den Kinderliedern, die Brianna Jemmy oft vorsang. Eins dieser fürchterlichen Lieder, die man nicht mehr

loswurde, wenn man sie einmal im Kopf hatte. Während er seine Vermessungen durchführte und in seinem Buch notierte, sang er vor sich hin, ohne sich daran zu stören, wie verzerrt die Töne waren.

»Hörst du die... Regenwürmer husten... wenn sie durchs... dunkle Erdreich zieh'n...«

Fünftausend Acres. Was zum Teufel sollte er nur damit anfangen? Was zum Teufel sollte er nur anfangen - Ende der Frage.

»Wenn sie... sich winden, um zu... verschwinden... auf Nimmer... Nimmerwiederseh'n...«

Ich fand schnell heraus, warum mein Name Tsatsa'wi so viel zu bedeuten schien; der Name des Dorfes war Kalanun'yi - Rabendorf. Ich sah zwar keine Raben, als wir auf die Dorfstraße ritten, hörte aber einen heiser von den Bäumen rufen.

Das Dorf lag ganz bezaubernd in einem schmalen Flusstal am Fuß eines Hügels. Um das eigentliche Dorf breiteten sich Felder und Obstgärten aus. Ein Flüsschen strömte daran vorbei, stürzte einen kleinen Katarakt hinunter und floss weiter unten im Tal in etwas hinein, das wie ein riesiges Bambusdickicht aussah - Röhricht, dessen riesige, belaubte Stängel in der frühen Nachmittagssonne glänzten wie mit Gold bestäubt.

Von den Dorfbewohnern wurden wir mit herzlicher Begeisterung begrüßt, reichlich beköstigt und mit einem Unterhaltungsprogramm bedacht, das einen Tag und eine Nacht dauerte. Am Nachmittag des zweiten Tages lud man uns ein, einer Bittzeremonie beizuwohnen, in deren Verlauf die für die Jagd zuständige Gottheit um ihr Wohlwollen und ihren Schutz für die Expedition in Sachen Geisterbär angerufen wurde, die am nächsten Tag stattfinden sollte.

Bis zu meiner Begegnung mit Jackson Jolly war es mir nie in den Sinn gekommen, dass es bei den indianischen Schamanen nicht minder unterschiedliche Talente geben könnte als unter den Mitgliedern des christlichen Klerus. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich bereits diverse Exemplare beider Gattungen erlebt, doch da die Mysterien der Sprache als Filter fungierten, war mir bis jetzt nicht klar gewesen, dass die Berufung zum Schamanen nicht unbedingt gleichbedeutend mit dem Besitz einer

faszinierenden Persönlichkeit, spiritueller Kräfte oder eines Talentes zum Predigen war.

Als ich jetzt beobachtete, wie die Gesichter der Menschen, die sich im Haus von Peter Bewlies Schwiegervater drängten, langsam glasig wurden, begriff ich, dass Jackson Jolly letzteres Talent völlig fehlte, wie es auch immer um seinen persönlichen Charme oder seine Verbindungen zur Geisterwelt bestellt sein mochte.

Mir war aufgefallen, dass die Gesichter einiger Gemeindemitglieder einen gewissen Ausdruck der Resignation annahmen, als der Schamane seinen Platz vor dem Kaminfeuer einnahm. Er war in eine rote Flanelldecke gehüllt, die einem Schultertuch ähnelte, und trug eine geschnitzte Maske, die ein Vogelgesicht darstellte. Als er mit lauter, monotoner Stimme zu sprechen begann, verlagerte die Frau neben mir das Gewicht schwerfällig von einem Bein auf das andere und seufzte.

Das Seufzen war ansteckend, aber es war nicht so schlimm wie das Gähnen. Innerhalb von Minuten stand die Hälfte der Leute in meiner Nähe mit klaffenden Mündern da, und ihre Augen tränten wie die Springbrunnen. Mir selbst schmerzten die Kinnmuskeln vom Zusammenpressen, und ich sah, dass Jamie die Augen zukniff wie eine Eule.

Jolly war zweifellos ein aufrichtiger Schamane, doch er schien auch ein langweiliger zu sein. Der Einzige, den seine Bittrufe zu fesseln schienen, war Jemmy, der mit ehrfurchtsvoll aufgerissenem Mund in Briannas Armen hing.

Der Gesang für die Bärenjagd war ziemlich monoton und bestand aus endlosen Wiederholungen von *»He! Hayuya'haniwa, hayuya'haniwa, hayuya'haniwa...«* Dann folgten leichte Variationen des Themas, wobei jeder Vers mit einem herzhaften - und arg verblüffenden - *»Yoho!«,* endete, als seien wir alle im Begriff, mit'ner Buddel voll Rum Kurs auf des Toten Manns Kiste zu nehmen.

Allerdings legte die Gemeinde im Verlauf dieses Liedes ein wenig mehr Begeisterung an den Tag, und mir dämmerte schließlich, dass das Problem wahrscheinlich gar nicht bei dem Schamanen lag. Der Geisterbär plagte

das Dorf schon seit Monaten; sie mussten diese Zeremonie bereits mehrfach erfolglos durchexerziert haben. Nein, es lag nicht daran, dass Jackson Jolly ein schlechter Prediger war; es war nur so, dass seiner Gemeinde der Glaube fehlte.

Nach dem Ende des Liedes stampfte Jolly heftig auf den Boden der Feuerstelle, um seine Worte zu unterstreichen, dann zog er einen Salbeizweig aus seinem Beutel, stieß ihn in die Flammen und begann, durch den Raum zu marschieren, wobei er den Rauch mit den Händen über der Gemeinde verteilte. Die Menge teilte sich zuvorkommend, als er vor Jamie aufmarschierte und ihn und die Beardsley-Zwillinge mehrmals singend umkreiste und mit duftenden Rauchschwaden parfümierte.

Jemmy fand das ausgesprochen komisch. Seiner Mutter, die neben mir stand und vor unterdrücktem Gekicher bebte, ging es nicht anders. Jamie stand aufrecht da und machte ein extrem würdevolles Gesicht, während Jolly - der ziemlich klein war - wie eine Kröte um ihn herumhüpfte und seine Rockschöße anhob, um ihm den Rücken einzuräuchern. Ich wagte es nicht, Brianna ins Auge zu sehen.

Als diese Phase der Zeremonie abgeschlossen war, bezog Jolly erneut am Feuer Position und begann zu singen. Die Frau neben mir schloss die Augen und verzog sacht das Gesicht.

Mir schmerzte allmählich der Rücken. Endlich beendete der Schamane sein Tun mit einem Ausruf. Dann trat er zurück, zog die Maske ab, wischte sich den Schweiß rechtschaffener Arbeit von der Stirn und machte ein zufriedenes Gesicht. Danach trat der Dorfobere vor, um eine Rede zu halten, und es kam Bewegung in die Menge.

Ich reckte mich so unauffällig wie möglich und fragte mich, was es wohl zum Abendessen geben würde. Davon abgelenkt, bemerkte ich zunächst nicht, dass die Unruhe spürbarer wurde. Schließlich richtete sich die Frau neben mir abrupt auf und sagte laut etwas im Kommandoton. Sie legte den Kopf schief und lauschte.

Der Dorfobere verstummte abrupt, und ringsum begannen die Leute, nach oben zu blicken. Körper erstarrten und Augen weiteten sich. Ich hörte

es auch, und meine Arme überzogen sich plötzlich mit Gänsehaut. Die Luft war von Flügelrauschen erfüllt.

»Was in aller Welt ist das?«, flüsterte Brianna mir zu, die Augen wie alle anderen nach oben gerichtet. »Die Niederfahrt des Heiligen Geistes?«

Ich hatte keine Ahnung, doch es wurde immer lauter-viel lauter. Die Luft begann zu vibrieren, und das Geräusch hörte sich an wie fortgesetztes Donnergrollen.

»Tsiskwa!«, rief ein Mann in der Menge, und urplötzlich stürzte alles zur Tür.

Während ich aus dem Haus rannte, war mein erster Gedanke, dass ein Sturm über uns hereingebrochen war. Der Himmel war dunkel, die Luft von Donner erfüllt, und ein seltsames, gedämpftes Licht flackerte über alles hinweg. Doch hing keine Feuchtigkeit in der Luft, und mir stieg ein ganz bestimmter Geruch in die Nase - kein Regen. Es war definitiv kein Regen.

»Vögel, mein Gott, es sind Vögel!« Inmitten des Chors erstaunter Ausrufe konnte ich Brianna hinter mir kaum hören. Alles stand auf der Straße und blickte zum Himmel. Mehrere Kinder begannen zu weinen, weil das Geräusch und die Dunkelheit ihnen Angst machten.

Es *war* beängstigend. So etwas hatte ich noch nie gesehen - und die meisten der Cherokee ihren Reaktionen nach zu schließen auch nicht. Es fühlte sich an, als bebte der Boden; die Luft zitterte buchstäblich und vibrierte unter den Flügelschlägen wie eine Trommel, die von hektischen Händen geschlagen wird. Ich konnte ihr Pulsieren auf meiner Haut spüren, und mein Halstuch fühlte sich an, als wollte es mit dem Wind aufsteigen.

Die Lähmung der Menge hielt nicht lange an. Hier und dort erklangen Rufe, und plötzlich huschten die Leute über die Straße, hasteten in ihre Häuser und kamen mit ihren Bogen wieder ins Freie gerannt. Innerhalb von Sekunden schoss ein regelrechter Hagel von Pfeilen in die Wolken hinauf, und überall plumpsten gefiederte Körper vom Himmel, um als schlaffe, Blut durchtränkte, von Pfeilen durchbohrte Häufchen zu landen.

Doch es plumpsten nicht nur Vogelkörper vom Himmel. Ein saftiger Klecks traf meine Schulter, und ich konnte sehen, wie es überall fallende Partikel regnete, ein unangenehmer Niederschlag aus der donnernden Wolke über unseren Köpfen, der mit kleinen Staubwölkchen auf der Straße auftraf. Daunenfedern der vorüberziehenden Vögel schwebten in der Luft wie Löwenzahnsamen, und hier und dort segelten größere Schwanz- und Flügelfedern wie Miniaturlanzen mit dem Wind zu Boden. Ich trat eilends zurück und suchte mit Brianna und Jemmy unter dem Dachvorsprung eines Hauses Schutz.

Beeindruckt beobachteten wir von unserer Zuflucht aus, wie sich die Dorfbewohner auf der Straße drängten und die Bogenschützen so schnell sie konnten einen Pfeil nach dem anderen abschossen. Jamie, Peter Bewlie und Josiah waren losgelaufen, um ihre Gewehre zu holen, und knallten mitten in der Menge vor sich hin, ohne auch nur zu zielen. Das war gar nicht nötig; man konnte gar nicht daneben treffen. Mit Vogelkot verschmierte Kinder flitzten gebückt durch die Menge, um die abgestürzten Vögel aufzusammeln und sie vor den Schwellen der Häuser aufzutürmen.

Es muss fast eine halbe Stunde gedauert haben. Wir hockten unter dem Dachsims, halb taub vor Lärm, hypnotisiert von dem unablässigen Rauschen über unseren Köpfen. Nach dem ersten Schrecken hörte Jemmy auf zu weinen, kuschelte sich jedoch dicht an seine Mutter und vergrub den Kopf an ihrem drapierten Halstuch.

Es war unmöglich, in dieser heftigen Kaskade einzelne Vögel auszumachen; ein einziger Strom von Federn erfüllte den Himmel von Horizont zu Horizont. Unter dem Donnern der Flügel konnte ich hören, wie die Vögel einander zuriefen, eine unablässige Geräuschkulisse wie ein Sturm, der durch den Wald rauscht.

Schließlich - endlich - war der Schwarm vorübergezogen, und nur einzelne Vögel lösten sich noch aus seinen zerzausten Rändern, als er den Berg überquerte und verschwand.

Das Dorf seufzte auf wie aus einem Munde. Ich sah, wie sich die Leute heftig die Ohren rieben, um das klatschende Echo der Flügel zum

Verstummen zu bringen. Inmitten der Menge stand Jackson Jolly, über und über mit Daunenfedern und Vogelkot verklebt, und seine Augen glühten. Er breitete die Arme aus und sagte etwas, das die Umstehenden murmelnd beantworteten.

»Wir sind gesegnet«, übersetzte Tsatsa'wis Schwester mit tief beeindruckter Miene für uns. Sie nickte Jamie und den Beardsley-Zwillingen zu. »Der Weiße Alte hat uns ein wunderbares Zeichen gesandt. Sie werden den teuflischen Bären mit Sicherheit finden.«

Ich nickte. Ich fühlte mich immer noch leicht betäubt. Neben mir bückte sich Brianna, um einen toten Vogel aufzuheben, den sie an dem schlanken Pfeil hochhielt, der ihn durchbohrt hatte. Es war ein rundliches, wunderhübsches Tier. Es hatte ein zartes, rauchblaues Köpfchen, braune Brustfedern, und seine Flügel zeigten einen weichen Rostton. Sein Köpfchen hing schlaff herunter, die Augen von dünnen, faltigen, graublauen Lidern bedeckt.

»Ist das etwa...?«, fragte sie leise.

»Ich glaube schon«, antwortete ich genauso leise. Vorsichtig streckte ich einen Finger aus und berührte das weiche Federkleid. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, ob dies ein gutes Vorzeichen war oder nicht. Ich hatte noch nie zuvor ein solches Tier gesehen, denn in der Zeit, aus der ich kam, waren sie längst ausgestorben, doch ich war mir ziemlich sicher, dass der Vogel, den ich in der Hand hielt, eine Wandertaube war.

Die Jäger brachen am nächsten Morgen vor Anbruch der Dämmerung auf. Brianna trennte sich nur widerstrebend von Jemmy, schwang sich jedoch mit einer Leichtigkeit in den Sattel, die nicht den Eindruck erweckte, dass sie sich auf der Jagd vor Gram nach ihm verzehren würde. Und was Jemmy anging, so war er viel zu sehr damit beschäftigt, die Körbe unter der Bettplattform zu plündern, als dass er großartig Notiz vom Aufbruch seiner Mutter genommen hätte.

Die Frauen verbrachten den Tag damit, die Tauben zu rupfen, zu braten, zu räuchern oder mit Holzasche zu pökeln; überall wirbelten

Daunenfedern herum, und ein kräftiger Geruch nach gegrillter Taubenleber hing in der Luft, da sich das ganze Dorf an dieser Delikatesse labte. Auch ich half beim Verarbeiten der Tauben und unterhielt mich zwischendurch freundschaftlich mit den Frauen oder führte profitable Tauschgeschäfte durch. Dann und wann hielt ich inne, um einen Blick auf den Berg zu werfen, auf dem die Jäger verschwunden waren, und um stumm für ihr Wohlergehen zu beten - und für Rogers.

Ich hatte fünfundzwanzig Gallonen Honig mitgebracht, dazu einige importierte Kräuter aus Europa und Saatgut aus Wilmington. Mein Geschäft florierte, und bis zum Abend hatte ich meine Vorräte gegen wilden Ginseng, Frauenwurz und - eine echte Seltenheit - einen Chagapilz eingetauscht. Dieses Gewächs, ein großer, warziger Pilz, der an sehr alten Birken wächst, stand in dem Ruf-so sagte man mir-, Krebs, Tuberkulose und Geschwüre zu heilen. Sehr nützlich für einen Arzt, dachte ich.

Was den Honig anging, so hatte ich ihn eins zu eins gegen fünfundzwanzig Gallonen Sonnenblumenöl eingetauscht. Dies wurde mir in zum Bersten gefüllten Lederbeuteln zur Verfügung gestellt, die sich wie ein kleiner Stapel Kanonenkugeln unter dem Dachsims des Hauses türmten, in dem wir übernachteten. Jedes Mal, wenn ich ins Freie trat, blieb ich stehen, um einen zufriedenen Blick darauf zu werfen und mir die zarte, duftende Seife vorzustellen, die ich daraus machen würde - nie wieder Schweinefettgestank an den Händen! Und mit etwas Glück konnte ich den Großteil davon so lukrativ verkaufen, dass es für Laoghaires nächste, verflixte Blutgeldzahlung reichte.

Den nächsten Tag verbrachte ich mit meiner Gastgeberin, einer weiteren Schwester Tsatsa'wis mit Namen Sungi, in den Obstgärten. Sie war eine hoch gewachsene Frau mit einem lieblichen Gesicht, etwa dreißig, und sie sprach ein paar Worte Englisch, doch einige ihrer Freundinnen konnten noch etwas mehr - zum Glück, denn meine eigenen Cherokeekenntnisse beschränkten sich auf »hallo«, »gut« und »mehr«.

Trotz der Sprachkenntnisse der Indianerinnen hatte ich Schwierigkeiten herauszubekommen, was genau »Sungi« bedeutete - je nachdem, mit wem ich mich unterhielt, schien es entweder »Zwiebel«, »Minze« oder »Nerz« zu bedeuten. Nach einigem Hin und Her konnte ich jedoch ermitteln, dass

das Wort sich auf keinen dieser Begriffe konkret zu beziehen schien, sondern stattdessen auf einen kräftigen Duft.

Die Apfelbäume im Obstgarten waren noch jung und schlank, doch sie trugen anständig und lieferten eine kleine, gelb-grüne Frucht, die schön knackig war und säuerlich schmeckte - ein exzellenter Kontrast zum fettigen Geschmack der Taubenleber. Es war ein trockenes Jahr, sagte Sungi mit einem kritischen Stirnrunzeln in Richtung der Bäume, und der Mais stand auch nicht besonders gut.

Sungi gab Jemmy in die Obhut ihrer beiden kleinen Töchter und mahnte sie offensichtlich zur Aufmerksamkeit, wobei sie mehrfach auf den Wald deutete.

»Gut, dass Bärentöter da«, sagte sie, wieder an mich gewandt, und stemmte den Apfelkorb auf ihre Hüfte. »Dieser Bär kein Bär, uns nicht spricht.«

»Oh, ah«, sagte ich und nickte verständnisvoll. Eine der anderen Indianerinnen erklärte hilfsbereit, dass jeder vernünftige Bär dem an den Bärengeist gerichteten Ruf des Schamanen folgen würde, so dass es zu einem fairen Zusammentreffen zwischen Jägern und Bären kommen konnte. Angesichts der Farbe dieses Bären sowie seines sturen und bösartigen Verhaltens war jedoch klar, dass er kein richtiger Bär war, sondern ein böser Geist, der beschlossen hatte, sich als Bär zu manifestieren.

»Ah«, sagte ich, schon verständiger. »Jackson hat von einem ›Weißen Alten‹ gesprochen - hat er damit den Bären gemeint?« Aber Peter hatte doch gesagt, weiß sei eine der positiven Farben.

Eine andere Indianerin - die sich auf Englisch als Anna vorgestellt hatte, statt sich an einer Erklärung ihres Cherokeenamens zu versuchen - lachte schockiert auf.

»Nein, nein! Der Weiße Alte, er ist das Feuer.« Mit Hilfe der anderen verstand ich schließlich, dass das Feuer zwar offensichtlich große Macht hatte und mit höchstem Respekt zu behandeln war, es jedoch als wohlwollendes Wesen galt. Daher das Verwerfliche am Verhalten des Bären; weißen Tieren wurde normalerweise Respekt gezollt, und sie galten

als Überbringer von Nachrichten aus dem Jenseits - an dieser Stelle warf mir die eine oder andere der Damen einen Seitenblick zu -, doch dieser Bär legte ein Verhalten an den Tag, auf das sie sich keinen Reim machen konnten.

Da ich wusste, dass der Bär Hilfe von Josiah Beardsley und dem »kleinen schwarzen Teufel« gehabt hatte, konnte ich das gut verstehen. Ich wollte Josiah nicht anschwärzen, doch ich erwähnte, ich hätte gehört - ohne allerdings zu sagen, wo ich es gehört hatte -, dass ein schwarzer Mann im Wald sein Unwesen trieb. Wussten sie davon?

Oh, ja, versicherten sie mir, doch ich sollte mir keine Sorgen machen. Es gäbe eine kleine Gruppe schwarzer Männer, die »dort drüben« lebten - Kopfnicken zum jenseitigen Ende des Dorfes und dem unsichtbaren Röhricht im Tal am anderen Flussufer. Es sei möglich, dass diese Personen Dämonen seien, vor allem, da sie von Westen her kämen.

Möglich aber auch, dass es nicht so sei. Einige Jäger aus dem Dorf waren auf sie gestoßen und ihnen ein paar Tage lang aufmerksam gefolgt, um ihr Tun zu beobachten. Den Berichten der Jäger nach lebten die Schwarzen im Elend, kleideten sich in Fetzen und hatten keine anständigen Häuser. Dies schien nicht der Lebensstil von Dämonen zu sein, die etwas auf sich hielten.

Doch es waren zu wenige, und sie waren zu arm, als dass sich ein Raubzug gelohnt hätte - und die Jäger sagten, es gäbe nur drei Frauen, die allesamt furchtbar hässlich seien -, und *vielleicht* waren sie ja doch Dämonen. Also waren die Dorfbewohner damit zufrieden, sie vorerst in Ruhe zu lassen. Die Schwarzen kamen nie in die Nähe des Dorfes, fügte eine der Indianerinnen mit gerümpfter Nase hinzu; die Hunde würden sie riechen. Dann verstummte das Gespräch, und wir verteilten uns im Obstgarten und ernteten die reifen Früchte von den Bäumen, während die kleineren Mädchen das Fallobst vom Boden aufsammelten.

Als wir am späten Nachmittag müde, von der Sonne verbrannt und nach Äpfeln duftend heimkehrten, stellten wir fest, dass die Jäger zurückgekehrt waren.

»Vier Opossums, achtzehn Kaninchen und neun Eichhörnchen«, berichtete Jamie, während er sich Gesicht und Hände mit einem feuchten Tuch betupfte. »Wir haben auch viele Vögel gesehen, aber wegen der Tauben haben wir sie in Ruhe gelassen, bis auf einen schönen Falken, dessen Federn George Gist haben wollte.« Er war vom Wind zerzaust, sein Nasenrücken von der Sonne gerötet, doch er war bester Laune. »Und Brianna, die Gute, hat einen schönen Elch erlegt, gleich drüben am anderen Ufer. Der Schuss ging in die Brust, aber das Tier ist zu Boden gegangen - und sie hat ihm selbst die Kehle durchgeschnitten, obwohl das gefährlich ist, wenn das Tier noch um sich schlägt.«

»Oh, schön«, sagte ich schwach und malte mir lebhaft aus, wie scharfe Hufe und tödliche Geweihe in unmittelbarer Nähe meiner Tochter durch die Luft zischten.

»Mach dir keine Sorgen, Sassenach«, sagte er, als er meine Miene sah. »Ich habe ihr beigebracht, wie man es richtig macht. Sie hat es von hinten gemacht.«

»Oh, gut«, sagte ich ein wenig bestimmter. »Ich nehme an, die Jäger waren beeindruckt?«

»Sehr«, sagte er fröhlich. »Wusstest du, Sassenach, dass die Cherokee ihre Frauen nicht nur jagen, sondern auch Krieg führen lassen? Nicht, dass es oft vorkäme«, fügte er hinzu, »aber dann und wann setzt es sich eine von ihnen in den Kopf und zieht als Kriegerin aus. Und die Männer folgen ihr sogar.«

»Sehr interessant«, sagte ich und versuchte, das Bild zu verdrängen, das ich bei diesen Worten vor meinem inneren Auge sah: Brianna, die eingeladen wurde, einen Raubzug der Cherokee anzuführen. »Der Apfel fällt nicht weit...«

»Was?«

»Egal. Habt ihr zufällig irgendwelche Bären gesehen, oder wart ihr zu sehr damit beschäftigt, interessante anthropologische Informationen auszutauschen?«

Er sah mich mit zusammengekniffenem Auge über das Handtuch hinweg an, mit dem er sich gerade das Gesicht abtrocknete, antwortete aber gleichmütig.

»Wir haben alle möglichen Bärenspuren gefunden. Josiah hat einen guten Blick dafür. Nicht nur Kot; er hat auch einen Kratzbaum gefunden - in dessen Rinde sich Haare verfangen hatten. Er sagt, jeder Bär hat einen oder zwei Lieblingsbäume, zu denen er immer wieder zurückkehrt. Wenn man also einen bestimmten Bären zur Strecke bringen will, ist es nicht das Dümmste, wenn man in der Nähe sein Lager aufschlägt und wartet.«

»Ich vermute aber, dass diese Strategie im vorliegenden Fall nicht aufgegangen ist, oder?«

»Oh, es hätte schon funktioniert«, antwortete er grinsend, »nur, dass es der falsche Bär war. Die Haare an dem Baum waren dunkelbraun, nicht weiß.«

Dennoch war die Expedition kein Fehlschlag gewesen. Die Jäger hatten einen großen Halbkreis um das Dorf geschlagen und waren dabei bis tief in den Wald und hinunter zum Fluss vorgestoßen. Und in der Nähe des Röhrichts hatten sie im weichen Boden Spuren gefunden.

»Josiah sagt, es waren andere als die Spuren des Bären, dessen Haar wir gefunden hatten - und Tsatsa'wi meinte, es wären dieselben Spuren, die er gesehen hat, als der weiße Bär seinen Freund umgebracht hat.«

Alle anwesenden Bärenexperten waren sich einig gewesen, dass es nur eine logische Schlussfolgerung gab: dass der Geisterbär höchstwahrscheinlich sein Lager im Röhricht hatte. Dort war es im Sommer undurchdringlich, dunkel und kühl, und es wimmelte von Vögeln und kleineren Tieren. Selbst Rotwild versteckte sich bei heißem Wetter dort.

»Dort kommt ihr aber zu Pferd nicht hinein, oder?«, fragte ich. Er schüttelte den Kopf und kämmte sich mit den Fingern das Laub aus dem Haar.

»Nein, aber es ist so dicht, dass man nicht einmal zu Fuß richtig vorwärts kommt. Aber wir haben auch gar nicht vor, dem Bären dort

hineinzufolgen.«

Stattdessen sah der Plan vor, das Röhricht in Brand zu stecken und den Bären - und andere Tiere - an der anderen Seite auf die flache Talsohle hinauszutreiben, wo man ihn leicht erlegen konnte. Dies war offensichtlich eine verbreitete Jagdmethode, vor allem im Herbst, wenn das Röhricht trocken und leicht entflammbar war. Allerdings würde der Brand wahrscheinlich sehr viel mehr Wild als nur den Bären ins Freie treiben. Also war eine Einladung an ein anderes, etwa zwanzig Meilen entferntes Dorf ergangen, Jäger nach Ravenstown zu entsenden. Mit etwas Glück würde man genug Wild erlegen, um beide Dörfer für den Winter über zu versorgen, *und* die zusätzlichen Jäger würden gewährleisten, dass der Geisterbär nicht entkam.

»Sehr effizient«, sagte ich belustigt. »Ich hoffe, sie räuchern die Sklaven nicht gleich mit aus.«

»Was?« Er hielt mit dem Kämmen inne.

»Schwarze Teufel«, sagte ich, »oder etwas in der Art.« Ich erzählte ihm, was ich über die Ansiedlung - wenn es denn eine Ansiedlung war - entlaufener Sklaven erfahren hatte - wenn sie denn entlaufene Sklaven waren.

»Nun, ich gehe nicht davon aus, dass sie Dämonen sind«, sagte er trocken und setzte sich vor mich, so dass ich ihm das Haar ordentlich zu einem Zopf flechten konnte. »Aber ich glaube nicht, dass sie gefährdet sind. Sie müssen am anderen Ende des Röhrichts leben, am anderen Flussufer. Aber ich werde mich danach erkundigen. Wir haben noch Zeit; es dauert noch drei oder vier Tage, bis die Jäger aus Kanu'gala'yi eintreffen.«

»Oh, gut«, sagte ich und band den Riemen zu einer ordentlichen Schleife zusammen. »Dann habt ihr ja noch Zeit, um die restliche Taubenleber zu essen.«

Die nächsten Tage verstrichen sehr angenehm, wenn sich auch die Spannung immer weiter steigerte und schließlich in der Ankunft der Jäger

aus Kanu' gala'yi gipfelte - was, wie man mir sagte, Wildrosendorf bedeutete. Ich fragte mich, ob man sie wohl aufgrund ihrer besonderen Erfahrung mit dornigem Territorium eingeladen hatte, verkniff es mir jedoch, die Frage laut zu stellen. Jamie, der wie üblich die Eigenschaften eines Schwammes an den Tag legte, schnappte Cherokeevokabeln auf wie Kopfläuse, aber ich wollte seine Fähigkeiten doch noch nicht mit der Übersetzung von Wortspielen auf die Probe stellen.

Jemmy, der das Sprachtalent seines Großvaters geerbt zu haben schien, hatte in der Woche seit unserer Ankunft sein Vokabular gut verdoppelt. Sein Wortschatz bestand jetzt zur Hälfte aus englischen, zur anderen aus Cherokeewörtern, was zur Folge hatte, dass ihn außer seiner Mutter niemand verstand. Mein Vokabular hatte sich um die Begriffe für »Wasser«, »Feuer«, »Essen« und »Hilfe« erweitert - ansonsten war ich auf die Gnade jener Cherokee angewiesen, die des Englischen mächtig waren.

Nach den angemessenen Zeremonien und einem großen Willkommensfest - bei dem es geräucherte Taubenleber mit Bratäpfeln gab -, brachen die Jäger in großer Zahl in der Morgendämmerung auf. Zusätzlich zu ihren Bogen, Musketen und Gewehren nahmen sie Kiefernfackeln und Tongefäße mit Feuer mit. Nachdem wir sie mit einem zünftigen Frühstück verabschiedet hatten - Maismehlbrei mit Taubenleber und frischen Äpfeln -, zogen wir anderen uns in die Häuser zurück, um uns die Zeit mit Korbflechten, Nähen und Reden zu vertreiben.

Der Tag war heiß, schwül und windstill. Kein Lüftchen regte sich in den Feldern, wo die abgeernteten Mais- und Sonnenblumenstängel wie Cocktailpicker verstreut lagen. Kein Lufthauch bewegte den Staub auf der Dorfstraße. Wenn man etwas in Brand setzen wollte, so dachte ich, war es ein guter Tag dazu. Ich dagegen gab mich gern damit zufrieden, mich in das kühle, schattige Innere von Sungis Hütte zurückzuziehen.

Im Verlauf der Gespräche kam mir der Gedanke, mich nach den Bestandteilen des Amuletts zu erkundigen, das Nayawenne für mich gemacht hatte. Zwar war sie eine Tuscaroramedizinfrau gewesen, daher war der zugrunde liegende Glaube möglicherweise nicht derselbe - aber ich *war* neugierig, was es mit der Fledermaus auf sich hatte.

»Es gibt eine Geschichte über Fledermäuse«, begann Sungi, und ich lächelte insgeheim. Die Cherokee waren den Highlandschotten wirklich sehr ähnlich, besonders, was ihre Vorliebe für Geschichten anging. In den wenigen Tagen unseres Aufenthalts im Dorf hatte ich schon eine ganze Reihe davon gehört.

»Die Tiere und die Vögel beschlossen, Ball zu spielen«, sagte Anna, die Sungis Worte nahtlos übersetzte. »Damals gingen die Fledermäuse noch auf vier Beinen, genau wie die anderen Tiere. Doch als sie bei dem Ballspiel mitspielen wollten, sagten die anderen Tiere, nein, das ginge nicht; sie seien zu klein und würden doch nur zerquetscht. Das hörten die Fledermäuse gar nicht gern.« Sungi runzelte die Stirn und zog eine Grimasse, die eine aufgebrachte Fledermaus darstellte.

»Also gingen die Fledermäuse zu den Vögeln und boten ihnen an, stattdessen auf ihrer Seite mitzuspielen. Die Vögel nahmen das Angebot an und bauten den Fledermäusen Flügel aus Blättern und Stöckchen. Die Vögel gewannen das Spiel, und den Fledermäusen gefielen ihre Flügel so gut, dass sie -«

Sungi verstummte abrupt. Sie hob den Kopf und schnupperte. Ringsum stellten die Frauen ihre Gespräche ein. Sungi erhob sich rasch und ging zur Tür. Sie stützte sich mit der Hand auf den Türrahmen und blickte hinaus.

Ich konnte Rauch riechen - ich roch ihn schon seit einer Stunde, weil der Wind in unsere Richtung wehte -, doch ich begriff, dass der Brandgeruch viel stärker geworden war. Sungi trat ins Freie; ich stand auf und folgte ihr gemeinsam mit den anderen Frauen. In meinen Kniekehlen begann es unangenehm zu kribbeln.

Regenwolken begannen, den Himmel zu verdunkeln, doch die Rauchwolke war noch dunkler, ein brodelnder, schwarzer Fleck, der sich in der Ferne über den Bäumen erhob. Es war Wind aufgekommen, der dem herannahenden Sturm vorauseilte, und trockenes Laub wirbelte mit einem Geräusch an uns vorbei, das wie winzige, trippelnde Füße klang.

In den meisten Sprachen gibt es ein paar einsilbige Wörter für Situationen plötzlicher Bestürzung, und Cherokee bildet da keine Ausnahme. Sungi sagte etwas, das ich nicht verstand, dessen Bedeutung

jedoch klar war. Eine der jüngeren Frauen leckte sich den Finger und hielt ihn in die Luft, doch die Geste war überflüssig - ich konnte den Wind in meinem Gesicht spüren. Er war kräftig genug, um mir das Haar von den Schultern zu heben, und kühlte mir den Hals. Er wehte geradewegs auf das Dorf zu.

Anna atmete in einem tiefen, langen Zug ein; ich konnte sehen, wie sie sich aufblies und ihre Schultern gerade richtete, um die Dinge in die Hand zu nehmen. Dann waren plötzlich alle Frauen in Bewegung. Sie eilten über die Straße zu ihren Häusern, riefen Kindernamen, blieben kurz stehen, um den Inhalt eines Gestells mit Trockenfleisch in ihrem Rock verschwinden zu lassen oder im Vorübergehen eine Schnur mit Zwiebeln oder Zwergkürbissen von einem Dachvorsprung mitzunehmen.

Ich wusste nicht genau, wo Jemmy war; eines der älteren Indianermädchen hatte ihn zum Spielen mitgenommen, doch in dem Gewimmel war ich mir nicht ganz sicher, welches. Ich raffte meine Röcke, eilte die Straße entlang und warf uneingeladen in jeden Hauseingang einen suchenden Blick. Große Eile lag spürbar in der Luft, jedoch keine Panik. Doch das Geräusch der trockenen Blätter ließ nicht nach, ein leises Rascheln, das mir auf dem Fuße folgte.

Ich fand ihn im fünften Haus, wo er gemeinsam mit einer Reihe anderer Kinder unterschiedlichen Alters tief und fest schlief. Sie hatten sich wie die Welpen in die Falten eines Büffelumhangs gekuschelt. Ich hätte ihn nie gesehen, wenn sein helles Haar im Dämmerlicht nicht wie ein Leuchtturm gestrahlt hätte. Ich weckte sie so sanft wie möglich und zog Jemmy heraus. Er wachte sofort auf und sah sich verwirrt blinzelnd um.

»Komm mit Omi, Schätzchen«, sagte ich. »Wir gehen jetzt.«

»Pferdchen gehen?«, fragte er, und sein Gesicht leuchtete schlagartig auf.

»Eine hervorragende Idee«, erwiderte ich und setzte ihn auf meine Hüfte. »Wir wollen das Pferdchen suchen, ja?«

Der Qualmgeruch war stärker geworden, als wir jetzt auf die Straße traten. Jemmy hustete, und ich konnte beim Einatmen etwas Ätzendes, Bitteres schmecken. Die Evakuierung war in vollem Gange; die Leute -

zum Großteil Frauen - huschten in ihre Häuser und wieder heraus, schoben Kinder vor sich her und schleppten ihre Habseligkeiten in hastig gepackten Bündeln mit. Dennoch lief dieser Exodus ganz ohne Panik oder Alarm ab; jedermann schien besorgt, aber nicht übermäßig beunruhigt zu sein. Ich begriff, dass ein Holzdorf mitten im Wald sich zwangsläufig dann und wann dem Risiko eines Brandes ausgesetzt sehen musste. Die Bewohner sahen sich mit Sicherheit nicht zum ersten Mal mit der Möglichkeit eines Waldbrandes konfrontiert und waren darauf vorbereitet.

Diese Erkenntnis beruhigte mich ein wenig - obwohl meine nächste Erkenntnis, dass nämlich das konstante Blätterrauschen in meinen Ohren in Wirklichkeit das Knistern des herannahenden Feuers war, alles andere als beruhigend war.

Die meisten Pferde waren mit den Jägern unterwegs. Als ich die mit einer Hecke eingezäunte Koppel erreichte, waren nur drei übrig. Auf einem davon saß einer der älteren Männer aus dem Dorf, der Judas und das andere Pferd aufgezäumt hatte, um sie fortzubringen. Judas war gesattelt und trug auch seine Satteltaschen und ein Seilhalfter. Als der Alte mich sah, grinste er und wies mit einem Ausruf auf Judas.

»Danke!«, rief ich zurück. Der Mann beugte sich nieder und nahm mir Jemmy schwungvoll aus den Armen, so dass ich Judas besteigen und die Zügel aufnehmen konnte, bevor er mir Jemmy behutsam zurückreichte.

Alle drei Pferde traten unruhig auf der Stelle. Sie wussten genauso gut wie wir, was Feuer war - und es behagte ihnen noch weniger. Ich packte die Zügel fest mit einer Hand und hielt Jemmy mit der anderen noch fester.

»Okay, Alter«, sagte ich mit vorgetäuschter Autorität zu Judas. »Los geht’s.«

Judas war von diesem Vorschlag äußerst angetan; er hielt auf die Lücke in der Heckenumzäunung zu, als sei sie die Ziellinie eines Rennens, und meine Röcke verfingen sich im Vorbeireiten in den Dornen des Zauns. Es gelang mir, ihn ein bisschen zurückzuhalten, so dass der Alte mit seinen zwei Pferden die Koppel verlassen und uns einholen konnte.

Der Mann rief mir etwas zu und wies vom Feuer weg zum Berg. Der Wind war stärker geworden; er wehte ihm das lange, graue Haar ins Gesicht und dämpfte seine Worte. Er schüttelte den Kopf, machte sich aber nicht die Mühe, sich zu wiederholen, sondern lenkte einfach sein Pferd in die Richtung, in die er gezeigt hatte.

Ich trieb Judas an, ihm zu folgen, hielt ihn jedoch gleichzeitig zögernd am Halfter zurück. Ich blickte hinter mich zum Dorf und sah die Leute zwischen den Häusern hervorströmen und auf die Richtung zuhalten, in die der Alte gedeutet hatte. Niemand rannte, obwohl sie alle sehr zügig vorwärts gingen.

Sobald sie realisierte, dass das Dorf in Gefahr war, würde Brianna kommen, um nach Jemmy zu sehen. Ich wusste, dass sie sich darauf verließ, dass ich ihn in Sicherheit bringen würde, doch keine Mutter würde unter solchen Umständen ruhen, bis sie wieder mit ihrem Kind vereint war. Wir waren nicht unmittelbar in Gefahr, also hielt ich Judas zurück, um zu warten, obwohl er immer nervöser wurde.

Der Wind peitschte jetzt durch die Bäume und löste ganze Wolken grüner und gelber Blätter ab, die an uns vorüberklatschten und meinen Rock und Judas' Fell mit einem herbstlichen Patchworkmuster beklebten. Der Himmel hatte sich schwärzlich-violett verfärbt, und unter dem Pfeifen des Windes und dem Knistern des Feuers konnte ich beginnendes Donnergrollen hören. Trotz des Rauches konnte ich den kommenden Regen riechen und fasste plötzlich Hoffnung. Ein schöner, kräftiger Schauer war genau das, was die Situation erforderte - je eher, desto besser.

Jemmy fand die ganze Atmosphäre sehr aufregend. Er trommelte mit seinen fetten Händchen auf den Sattelknauf und brüllte seinen persönlichen Kriegsgesang gen Himmel, der sich wie »Uggie-uggie-uggie« anhörte.

Das gefiel Judas überhaupt nicht. Es fiel mir zunehmend schwer, ihn unter Kontrolle zu behalten; er riss ständig am Halfter und drehte sich gleichzeitig wie ein Korkenzieher um sich selbst. Der Halfterstrick, den ich mir um die Hand geschlungen hatte, schnitt mir in die Haut, und

Jemmy vollführte mit seinen blanken Fersen einen Trommelwirbel auf meinem Oberschenkel.

Gerade hatte ich beschlossen, aufzugeben und dem Pferd seinen Willen zu lassen, als es plötzlich herumfuhr, den Kopf hob und laut in Richtung des Dorfes wieherte.

Es kamen tatsächlich Reiter auf uns zu; an der Rückseite des Dorfes sah ich mehrere Pferde aus dem Wald traben. Überglücklich über den Anblick anderer Pferde, war Judas mehr als willig, in das Dorf zurückzukehren, obwohl es näher am Feuer lag.

Ich traf in der Dorfmitte mit Brianna und Jamie zusammen, die beide unter angstvollen Blicken die Straße entlangritten. Beim Anblick seiner Mutter kreischte Jemmy vor Entzücken und warf sich in ihre Arme, wobei er fast unter die Hufe der nervösen Pferde gefallen wäre.

»Habt ihr den Bären erwischt?«, rief ich Jamie zu.

»Nein!«, brüllte er zurück, um den zunehmenden Wind zu übertönen. »Komm hier weg, Sassenach!«

Brianna war schon unterwegs und hielt auf den Wald zu, wo die letzten Dorfbewohner gerade zwischen den Bäumen verschwanden. Doch jetzt, da ich keine Verantwortung für Jemmy mehr zu tragen brauchte, war mir etwas anderes eingefallen.

»Nur eine Sekunde!«, rief ich. Ich hielt Judas an, glitt von seinem Rücken und warf Jamie den Strick zu. Er reckte sich, um ihn zu fangen, und schrie mir etwas hinterher, doch ich verstand es nicht.

Wir standen vor Sungis Haus, und mir waren die Lederschläuche mit dem Sonnenblumenöl ins Auge gefallen, die unter dem Dachvorsprung aufgestapelt waren. Ich riskierte einen Blick in Richtung des Röhrichts. Das Feuer näherte sich definitiv; kleine Rauchwölkchen wirbelten an mir vorbei, und ich *meinte,* zwischen den wogenden Bäumen das Glimmern ferner Flammen sehen zu können. Dennoch war ich mir hinreichend sicher, dass wir zu Pferd schneller waren als das Feuer - und was da auf dem Boden lag, war meine Honigernte eines ganzen Jahres. Ich würde sie nicht dem Feuer überlassen.

Ich schoss in das Haus, ohne Jamies aufgebrachtes Gebrüll zu beachten, und wühlte mich wie verrückt durch die verstreuten Körbe, weil ich verzweifelt hoffte, Sungi hätte... sie hatte sie nicht mitgenommen. Ich ergriff eine Handvoll Rohlederriemen und rannte wieder ins Freie.

Ich kniete mich inmitten der wirbelnden Staub- und Rauchwolken hin und umwickelte die Verschlüsse zweier Lederschläuche mit Lederriemen. Dann knotete ich die langen Enden der Riemen zusammen und zog, so fest ich konnte. Ich hob das sperrige Beutelpaar hoch und stolperte zu den Pferden zurück.

Als Jamie sah, was ich vorhatte, nahm er die Zügel beider Pferde in eine Hand, beugte sich vor und fasste den improvisierten Griff zwischen den beiden Schläuchen. Er hob die Konstruktion über Gideons Widerrist, so dass die Schläuche zu beiden Seiten herabhingen.

»Komm jetzt!«, rief er.

»Noch einmal!«, rief ich zurück und war schon wieder im Laufschritt zum Haus unterwegs. Aus dem Augenwinkel konnte ich sehen, wie er mit den Pferden kämpfte, die beide schnaubend vorwärts drängten, weil sie fort wollten. Er brüllte auf Gälisch unvorteilhafte Bemerkungen über mich, doch ich hörte eine gewisse Resignation aus seinem Tonfall heraus und lächelte unwillkürlich vor mich hin - aller Nervosität zum Trotz, die mir die Kehle zuschnürte und meine Finger von den glitschigen Riemen abrutschen ließ.

Judas verdrehte schnaubend die Augen und fletschte immer wieder vor Angst die Zähne, doch Jamie zog ihn dicht zu sich heran und hielt ihm den Kopf fest, so dass es mir gelang, ihm das zweite Paar Öl gefüllter Schläuche über den Sattel zu schwingen und dann selbst aufzusteigen.

Im selben Moment, in dem Jamies eiserner Griff das Halfter fahren ließ, schoss Judas davon. Ich hatte zwar den Strick in der Hand, begriff jedoch, dass er mir nichts nutzte, und klammerte mich einfach nur mit aller Kraft an den Sattel. Die Ölschläuche hämmerten wie wild gegen meine Beine, als wir auf die Zuflucht des höher gelegenen Geländes zurasten.

Das Gewitter war sehr viel näher heran gekommen; der Wind hatte nachgelassen, doch über uns erscholl ein lauter Donnerschlag, und Judas

knickte hinten ein und flitzte wie ein Kaninchen über das offene Gelände. Judas hasste Donner. Da mir wieder einfiel, was passiert war, als ich ihn das letzte Mal während eines Gewitters geritten hatte, beugte ich mich dicht über seinen Rücken und klebte wie eine Klette an ihm, wild entschlossen, mich im Lauf seiner Wahnsinnsflucht nicht abwerfen oder aus dem Sattel streifen zu lassen.

Dann waren wir im Wald, und blattlose Äste hieben wie Peitschen auf mich ein. Ich presste mich noch dichter an den Pferdehals und schloss die Augen, damit sie mir nicht ausgestochen wurden. Judas bewegte sich jetzt zwangsweise langsamer, doch er war immer noch spürbar in Panik; ich konnte die kraftvollen Bewegungen seiner Hinterhand fühlen, die uns bergauf beförderten, und ich konnte den Atem in seinen Nüstern pfeifen hören.

Es donnerte erneut, und er rutschte auf dem schlüpfrigen Laub aus, wurde zur Seite geworfen und stürzte in eine Gruppe von Schösslingen. Die federnden Stämmchen bewahrten uns jedoch davor, ernsthaft Schaden zu nehmen, und wir kämpften uns stolpernd wieder hoch und bewegten uns weiter bergauf. Ich öffnete vorsichtig ein Auge und konnte sehen, dass Judas irgendwie einen Pfad gefunden hatte - ich konnte die schwache Zickzacklinie in dem dichten Bodenbewuchs vor uns sehen.

Dann waren wir wieder von Bäumen umschlossen, und ich sah nur noch ein dichtes Netz aus Baumstämmen und Zweigen, das von den vergilbenden und scharlachroten Überbleibseln diverser Kletterranken durchzogen war. Der dichte Baumbestand bremste das Pferd noch weiter, und endlich schaffte ich es, tief Luft zu holen und mich zu fragen, wo Jamie war.

Es donnerte erneut, und danach hörte ich nicht weit hinter mir ein schrilles Wiehern. Natürlich - Judas hasste Donner, doch Gideon hasste es, einem anderen Pferd zu folgen. Er musste dicht hinter uns sein und darauf drängen, uns einzuholen.

Ein schwerer Regentropfen traf mich zwischen den Schulterblättern, und ich hörte das Rauschen des beginnenden Regens, der Tropfen für Tropfen für Tropfen ringsum auf Laub, Holz und Boden fiel. Ich hatte

einen scharfen Ozongeruch in der Nase, und der ganze Wald schien einen grünen Seufzer auszustoßen und sich dem Regen zu öffnen.

Auch ich seufzte tief auf - vor Erleichterung.

Judas ging noch ein paar Schritte weiter, dann kam er keuchend und schnaubend zum Stehen. Da ich nicht abwarten wollte, bis er beim nächsten Donnerschlag durchging, glitt ich hastig zu Boden, packte den Halfterstrick und band ihn an einem kleinen Baum fest - angesichts meiner steifen, zitternden Hände keine leichte Aufgabe.

Gerade rechtzeitig. Es donnerte erneut, und der Knall war so laut, dass ich ihn auf meiner Haut spüren konnte. Judas schrie und riss steigend an seinem Strick, doch ich hatte ihn um den Baumstamm geschlungen. Ich stolperte außer Reichweite seiner Panik, und Jamie fing mich von hinten auf. Er begann, etwas zu sagen, wurde jedoch von erneutem Donnerdröhnen übertönt.

Ich drehte mich um und klammerte mich an ihn, zitternd vom Adrenalin meines verspätet einsetzenden Schocks. Es hatte jetzt ernsthaft zu regnen begonnen, und die Tropfen kühlten mein Gesicht. Er küsste mich auf die Stirn, dann ließ er mich los und führte mich unter die überhängenden Zweige einer großen Hemlocktanne, deren Nadelfächer den Regen abfingen, so dass darunter eine duftende, beinahe trockene Höhle entstand.

Als der Adrenalinstoß in meinem Kreislauf nachzulassen begann, stellte ich fest, dass wir nicht die ersten Bewohner dieser Zuflucht waren.

»Schau«, sagte ich und wies in den Schatten. Die Spuren waren schwach, aber unübersehbar: Irgendjemand hatte hier gegessen und einen ordentlichen Haufen kleiner Knochen hinterlassen. So ordentlich war kein Tier. Außerdem gab es auch kein Tier, das sich abgestorbene Nadeln zu einem gemütlichen Kissen zusammenschob.

Jamie fuhr zusammen, als es erneut donnerte, doch er nickte.

»Aye, es ist der Posten eines Menschenjägers, obwohl ich nicht glaube, dass er in letzter Zeit benutzt worden ist.«

»Eines *was?«*

»Eines Menschenjägers«, wiederholte er. Hinter ihm blitzte es, und die grelle Lichtfläche hinterließ den Abdruck seiner Silhouette auf meiner Netzhaut. »So nennen sie die Wachtposten; die Krieger, die sich außerhalb des Dorfes aufhalten, um Wache zu halten und zu verhindern, dass jemand unbeobachtet eindringt. Siehst du?«

»Im Augenblick sehe ich gar nichts.« Ich tastete mich mit ausgestreckter Hand vor, bis ich seinen Ärmel berührte und mich blind in seine schützende Umarmung begeben konnte. Ich schloss die Augen, um mein Sehvermögen wiederherzustellen, konnte es aber auch mit geschlossenen Lidern heftig blitzen sehen.

Der Donner schien weiter zu wandern oder zumindest seltener zu werden, und ich stellte fest, dass ich wieder sehen konnte. Jamie trat zur Seite und streckte die Hand aus, und ich sah, dass wir auf einer Art Felsvorsprung standen und der Berg in unserem Rücken steil anstieg. Eine kleine Lichtung - offenbar von Menschenhand angelegt, denn andere Lichtungen gab es in diesen Bergen nicht - war durch eine Koniferenreihe vor Blicken von unten abgeschirmt. Durch die Zweige hindurch hatte ich jedoch eine atemberaubende Aussicht auf das Tal, in dem Ravenstown lag.

Der Regen hatte nachgelassen. Von unserem hohen Aussichtspunkt aus konnte ich sehen, dass die Wolken nicht zu einem Gewitter gehörten, sondern zu mehreren; an mehreren Stellen fiel dunkler Regen aus den Wolken, als hingen graue Samtschleier von ihnen herab, und gezackte Blitzgabeln durchstachen unvermittelt lautlos den schwarzen Himmel über den fernen Gipfeln, gefolgt von grollendem Donner.

Über dem Röhricht stieg nach wie vor Rauch auf, eine flache, blassgraue Krone, die vor dem dunklen Himmel fast weiß aussah. Selbst in dieser Höhe biss uns noch der Brandgeruch in die Nase und verschmolz mit dem Geruch des Regens zu einer merkwürdigen Mischung. Hier und dort konnte ich Flammen zwischen den Pflanzen aufflackern sehen, doch es war unübersehbar, dass das Feuer weitgehend verloschen war; der nächste Regenschauer würde es ganz ertränken. Ich konnte auch sehen, dass die Leute in das Dorf zurückkehrten. Sie kamen in kleinen Gruppen aus dem Wald, ihre Bündel und Kinder im Schlepptau.

Ich hielt nach Reitern Ausschau, sah aber keine, schon gar keine mit roten Haaren. Aber Brianna und Jemmy konnte doch nichts zugestoßen sein? Ich erschauerte plötzlich; veränderlich, wie das Wetter in den Bergen nun einmal war, hatte sich die Luft in weniger als einer Stunde von einer drückenden Decke in einen Kühlschrank verwandelt.

»Geht es, Sassenach?« Jamies Hand legte sich warm auf meinen Hals, und seine Finger massierten sacht die verspannte Schräge meiner Schultern. Ich holte tief Luft und entspannte sie, so gut ich konnte.

»Ja. Meinst du, wir können schon gefahrlos hinunterreiten?« Ich konnte mich nur daran erinnern, dass der Pfad eng und steil war; jetzt würde er schlammig sein, das abgestorbene, nasse Laub würde schlüpfrig sein.

»Nein«, sagte er, »aber ich glaube nicht -« Er hielt abrupt inne und runzelte nachdenklich die Stirn, während er abschätzend zum Himmel blickte. Er sah sich um; ich konnte gerade eben die Umrisse der Pferde sehen, die zusammen unter dem Baum standen, an den ich Judas gebunden hatte.

»Ich wollte sagen, ich glaube auch nicht, dass es besonders sicher ist, wenn wir hier bleiben«, sagte er schließlich. Während er überlegte, klopften seine Finger sanft trommelnd wie Regentropfen auf meine Schulter.

»Aber das Gewitter zieht schnell weiter; man kann die Blitze über den Berg kommen sehen, und der Donner...« Mit melodramatischer Pünktlichkeit rollte ein heftiger Donnerschlag durch das Tal. Ich hörte schrilles Protestgewieher eines der Pferde, dann Blätterrauschen, als es am Halfter zerrte. Jamie blickte sich mit trostloser Miene um.

»Dein Pferd hat aber wirklich etwas gegen Donner, Sassenach.«

»Ja, das ist mir auch schon aufgefallen«, sagte ich und schmiegte mich dichter an ihn, um mich zu wärmen. Der Wind frischte wieder auf, und das nächste Gewitter kam angerollt.

»Aye, wahrscheinlich bricht er sich den Hals, und dir dazu, wenn ihr das Pech habt, euch gerade dann auf dem Pfad zu befinden, wenn es -« Erneuter Donner übertönte seine Worte, doch ich verstand, was er meinte.

»Wir warten«, sagte er restlos überzeugt.

Er zog mich vor sich und legte die Arme um mich. Er seufzte und stützte sein Kinn auf meinen Kopf. Wir standen zusammen im Schutz der Hemlocktanne und warteten auf den kommenden Sturm.

Weit unter uns brodelte und zischte das Röhricht, und der Rauch des Brandes begann, sich zu heben und mit dem Wind zu fliegen. Diesmal fort vom Dorf und auf den Fluss zu. Ich fragte mich plötzlich, wo Roger war - irgendwo unter diesem finsteren Himmel. Hatte er eine sichere Zuflucht vor dem Unwetter gefunden?

»Außerdem frage ich mich, wo dieser Bär ist«, sprach ich zumindest einen Teil meiner Gedanken laut aus. Jamies Brust bewegte sich, als er auflachte, doch der Donner schluckte seine Stimme.

83

Wildfeuer

Roger erwachte halb, weil Qualmgeruch in seiner Kehle brannte. Er hustete und sank wieder in den Schlaf, und bruchstückhafte Bilder eines rußigen Herdes und angebrannter Würstchen verschwammen im Nebel. Nachdem er den ganzen Morgen damit verbracht hatte, sich durch ein undurchdringliches Dickicht nach dem nächsten zu zwängen, hatte er müde ein knappes Mittagessen zu sich genommen und sich im Schatten einer Weide am Flussufer eine Stunde schlafen gelegt.

Vom Rauschen des Wassers eingelullt, wäre er vielleicht wieder fest eingeschlafen, doch ein entferntes Kreischen ließ ihn blinzelnd auffahren. Das Kreischen wiederholte sich, weit weg, aber laut. Das Maultier!

Er war schon auf den Beinen und stolperte auf das Geräusch zu, als ihm die Ledertasche einfiel, in der sich Tinte und Federkiele sowie seine kostbaren Vermessungsprotokolle befanden. Mit einem Satz war er zurück, um sie zu ergreifen, dann planschte er durch das flache Wasser auf Clarences hysterisches Geschrei zu, und das Astrolabium schwang dabei an seinem Riemen gegen seine Brust. Er stopfte es in sein Hemd, damit es nicht im Geäst hängen blieb, und sah sich verzweifelt nach dem Weg um, auf dem er gekommen war.

Rauch - er roch *tatsächlich* Rauch. Er hustete und hätte um ein Haar angefangen zu würgen, als er versuchte, den Reiz zu unterdrücken. Der Husten löste einen sengenden Schmerz in seiner Kehle aus, als risse das Narbengewebe in ihrem Inneren auf.

»Komme«, hauchte er in Clarences Richtung. Es hätte auch nichts geändert, wenn er gerufen hätte; selbst als er noch eine Stimme hatte, war sie nicht so sonor gewesen wie die des Maultiers. Er hatte das Maultier

mit gefesselten Beinen auf einem grasigen Fleck am Rand des Röhrichts zurückgelassen, doch er war nicht sehr weit gekommen.

»Noch einmal«, knurrte er und warf sich mit vollem Gewicht gegen ein Dickicht aus jungem Schilfrohr, um sich gewaltsam seinen Weg zu bahnen. »Brüll... noch mal... verdammt.« Der Himmel war dunkel. Da er aus dem Schlaf gerissen worden war und einfach losgelaufen war, hatte er ohne die Hilfe des Maultiers keine Ahnung, wo er war.

Mist, was war hier nur los? Der Qualmgeruch war deutlich stärker geworden; als sein Hirn jetzt aus dem Nebel aus Schlaf und Panik auftauchte, begriff er, dass hier irgendetwas ganz und gar nicht stimmte. Die Vögel, die um die Mittagszeit normalerweise dösten, waren hellwach und flatterten ihm mit lautem, unzusammenhängendem Gekreische um die Ohren. Die Luft wehte unruhig durch das Schilf, dessen zerzauste Halme wedelten, und ein Hauch von Wärme traf sein Gesicht - nicht die feuchte, klebrige, durchdringende Wärme des schwülen Röhrichts, sondern ein trockener, heißer Hauch, der seine Wange streifte und ihm paradoxerweise einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Himmel, das Röhricht stand in Flammen.

Er holte tief Luft und zwang sich zur Ruhe. Das Röhricht ringsum war lebendig; ein heißer Wind ließ das Schilf klappern und trieb Schwärme von Singvögeln und Wellensittichen vor sich her, als hätte jemand mit vollen Händen Konfetti über dem Schilfrohr ausgeworfen. Der Rauch kroch ihm in die Brust und griff brennend nach seinen Lungen, so dass es ihm unmöglich war, tief einzuatmen.

»Clarence«, krächzte er, so laut er konnte. Es nützte nichts; er konnte sich im zunehmenden Getöse des Schilfs selbst nicht hören. Auch das Maultier konnte er nicht hören. Das sturköpfige Tier war doch wohl nicht schon verbrannt? Nein, wahrscheinlich hatte es die Lumpen zerrissen, mit denen seine Beine gefesselt waren, und sich im Galopp in Sicherheit gebracht.

Etwas streifte sein Bein, und als er zu Boden blickte, sah er gerade noch den nackten, geschuppten Schwanz eines Opossums, das sich ins

Unterholz davonmachte. Auch nicht besser oder schlechter als jede andere Richtung, dachte er, und stürzte dem Tier in die Krappgewächse hinterher.

Neben ihm grunzte etwas; ein kleines Schwein brach aus einem Stechpalmengebüsch hervor und kreuzte nach links seinen Weg. Schwein, Opossum - war eines dieser Tiere für seinen Orientierungssinn bekannt? Er zögerte eine Sekunde, dann folgte er dem Schwein; es war immerhin groß genug, um ihm dabei zu helfen, sich seinen Weg zu bahnen.

Und er schien auf einem Weg zu sein; hier und dort waren zwischen den Grasbüscheln kleine Flecken nackter, zertrampelter Erde zu sehen. Dazwischen blinkten wilde Orchideen auf, leuchtend wie kleine Juwelen, und er bestaunte ihre Zartheit - wie konnte er nur zu einem solchen Zeitpunkt Notiz von solchen Dingen nehmen?

Der Rauch war dichter geworden; er musste anhalten und husten. Dabei beugte er sich weit vor und umklammerte seinen Hals, als könnte er das Gewebe intakt halten, mit den Händen verhindern, dass es riss. Mit tränenden Augen richtete er sich auf und stellte fest, dass der Pfad verschwunden war. Panik durchfuhr ihn, als er ein dahintreibendes Rauchwölkchen sah, das langsam und zaghaft forschend durch das Unterholz schwebte.

Er ballte so fest die Fäuste, dass er spürte, wie ihn seine kurzen Nägel in die Handflächen kniffen, und benutzte den Schmerz als Konzentrationshilfe. Er drehte sich langsam um und schloss die Augen, um konzentriert zu lauschen, drehte das Gesicht nach allen Seiten, um vielleicht einen frischen Luftzug zu erhaschen oder eine Hitzewelle aufzufangen - irgendetwas, das ihm verriet, in welche Richtung er gehen musste, um sich vom Feuer zu entfernen.

Nichts. Oder vielmehr alles. Alles war jetzt voller Rauch, der in dichter werdenden Wolken flach über den Boden kroch oder schwarz aus dem Dickicht rollte und ihm den Atem raubte. Jetzt konnte er das Feuer *hören,* ein kicherndes Geräusch, als lachte jemand aus von Narben verstopftem Halse.

Weiden. Sein Verstand klammerte sich an den Gedanken an Weiden; ein Stück weiter konnte er über das wogende Röhricht hinweg schwach eine

Anzahl dieser Bäume erkennen. Weiden wachsen am Wasser; dort war der Fluss.

Eine kleine, rotschwarze Schlange glitt ihm über den Fuß, als er das Wasser erreichte, doch er bemerkte es kaum. Er hatte jetzt keine Zeit für andere Ängste als die Angst vor dem Feuer. Er lief spritzend in die Mitte des Flüsschens und sank auf die Knie. Er beugte sich vornüber, um sein Gesicht so dicht wie möglich über das Wasser zu halten.

Hier bewegte sich die Luft, vom Wasser gekühlt, und er sog sie in so tiefen Zügen ein, dass er erneut hustete, wobei sich sein ganzer Körper schmerzhaft schüttelte. Wo entlang, wo entlang? Der Fluss wand sich durch eine riesige, mit Röhricht und Uferdickicht bewachsene Fläche. Wenn er ihm in die eine Richtung folgte, würde er ins Tal gelangen - vielleicht fort vom Feuer oder zumindest auf offenes Terrain, an einen Ort, wo er wieder erkennen konnte, wohin er rannte. Wenn er in die andere Richtung ging, führte ihn das womöglich geradewegs in das Herz des Feuers. Doch über ihm war nichts als wolkige Dunkelheit, und es gab keine Möglichkeit, es herauszufinden.

Er presste die Arme dicht an seinen Körper, um den Husten zu unterdrücken, und spürte die Wölbung seiner Ledertasche. Die Aufzeichnungen. Gottverdammt, die Möglichkeit seines eigenen Todes brachte ihn nicht aus der Fassung, wohl aber der Gedanke an den Verlust dieser Aufzeichnungen, die er im Lauf so vieler mühseliger Tage angefertigt hatte. Er stolperte mit wedelnden Armen ans Ufer. Er grub heftig mit den Händen drauflos, wühlte im weichen Schlamm, riss büschelweise langes, zähes Gras aus und packte Schachtelhalmpflanzen an den Wurzeln. Sie zerfielen in seinen Händen, und er warf die Bruchstücke achtlos hinter sich. Der Atem schluchzte in seiner Brust, als er japsend weitergrub.

Die Luft ringsum war heiß und versengte ihm die Lungen. Er stopfte die Ledertasche in das feuchte Loch, das er gegraben hatte und zog mit weit ausgestreckten Armen den Schmutz zu sich hin, der ihm beim Schaufeln angenehm die Haut kühlte.

Er hielt keuchend inne. Eigentlich hätte er schwitzen sollen, doch der Schweiß trocknete schon, bevor er die Oberfläche seiner Haut erreichte. Das Feuer war nah. Steine, er brauchte Steine, um die Stelle zu markieren - sie würden nicht verbrennen. Er planschte in den Bach zurück, fasste unter die Oberfläche, o Gott, es war kalt, es war nass, Gott sei Dank, packte einen dicken Stein, voll glitschig-grünem Schleim, und warf ihn ans Ufer. Noch einen, eine Hand voll kleinerer Steine, die er aus lauter Verzweiflung nahm, noch einen großen, einen flachen, noch einen - genug, es musste genug sein, das Feuer war im Anmarsch.

Er stapelte seine Steine hastig zu einer Markierung auf, befahl seine Seele der Gnade Gottes an, stürzte sich wieder in den Fluss und floh. Er stolperte und rang nach Luft, unter seinen Füßen rollten die Steine beiseite, er floh, so lange ihn seine zitternden Beine trugen, bis ihn der Rauch an der Kehle packte, ihm Kopf, Nase und Brust füllte, und ihm den Atem nahm, die breite Narbe eine Würgehand, die Luft und Leben aus ihm herauspresste und nichts als Schwärze hinter seinen Augen hinterließ, beleuchtet von der flackernden Röte des Feuers.

Er kämpfte. Kämpfte mit der Henkersschlinge, kämpfte mit den Fesseln an seinen Handgelenken, kämpfte vor allem mit der schwarzen Leere, die ihm die Brust eindrückte und die Kehle versiegelte, kämpfte um einen letzten, kostbaren Atemzug. Er bäumte sich auf, wehrte sich mit der letzten Unze seiner Kraft, und dann rollte er über den Boden, und seine Arme waren frei.

Seine um sich schlagende Hand traf auf etwas Weiches, das überrascht aufjaulte.

Dann waren Hände auf seinen Schultern, seinen Beinen, und er saß aufrecht, sah verschwommen, und seine Brust hob sich mit aller Macht, um zu atmen. Ein fester Schlag traf ihn mitten auf den Rücken. Er würgte, hustete, schluckte genug Luft, um tief in seinem verkohlten Inneren zu husten, und eine große Masse schwarzen Schleims rollte aus seiner Brust hoch, warm und schleimig wie eine faulige Auster auf seiner Zunge.

Er spuckte unter heftigem Würgen aus, denn der Schleim brannte sich seinen Weg durch den engen Kanal seiner Kehle. Dann spuckte er erneut aus, schluckte, und setzte sich keuchend auf.

Er hatte für nichts anderes Augen und Ohren als für das Wunder der Atemluft. Ringsum erklangen Stimmen, und er sah vage Gesichter in der Dunkelheit; alles roch verbrannt. Doch das Einzige, was zählte, war der Sauerstoff, der seine Brust durchflutete und seine verschrumpelten Zellen aufquellen ließ wie in Wasser getränkte Rosinen.

Wasser berührte seinen Mund, und er blickte auf und bemühte sich mit blinzelnden, tränenden Augen, etwas zu sehen. Seine Augäpfel fühlten sich versengt an; Licht und Schatten verschwammen, und er kniff die Augen fest zu, die warmen Tränen Balsam auf seinen wunden Augen, bevor sie ihm kühlend über die Wangen liefen. Jemand hielt ihm einen Becher an die Lippen; eine Frau mit rußgeschwärztem Gesicht. Nein, kein Ruß. Er kniff die Augen zu, blinzelte, kniff sie zu. Ihre Haut war schwarz. Sklavin?

Obwohl es ihm widerstrebte, selbst für die Wohltat der Kühle in seiner gequälten Kehle das Atmen zu unterbrechen, trank er einen winzigen Schluck Wasser. Doch es tat gut - sehr gut. Seine Hände hoben sich und umfassten den Becher, und er war überrascht. Er hatte mit dem Schmerz gebrochener Finger gerechnet, mit einem Taubheitsgefühl... doch seine Hände waren gesund und brauchbar. Er griff sich automatisch an die Kehle, erwartete Schmerzen und pfeifenden Bernstein - und betastete ungläubig die gesunde Haut. Er atmete ein, und die Luft pfiff durch seine Nase und an der Rückseite seines Halses entlang. Die Welt um ihn schob sich mit einem Ruck wieder zurecht.

Er saß in einer Art zusammengeschusterter Hütte, in der sich mehrere Menschen befanden. Weitere schauten zur Tür herein. Die meisten von ihnen waren Schwarze, alle trugen Lumpen, und keiner von ihnen machte auch nur ein annähernd freundliches Gesicht.

Die Frau, die ihm das Wasser gegeben hatte, sah angstvoll aus. Er versuchte, sie anzulächeln, und hustete erneut. Sie blickte unter dem zerschlissenen Tuch, das sie sich um die Stirn gebunden hatte, zu ihm auf, und er sah, dass das Weiße ihrer Augen scharlachrot war, die Lider rot

gerändert und geschwollen. So, wie es sich anfühlte, mussten seine Augen genauso aussehen. Die Luft war immer noch voller Rauch, und in der Ferne konnte er das in der Hitze splitternde Röhricht knacken und knistern hören, hörte er das ersterbende Grollen des Feuers. Irgendwo in der Nähe stieß ein Vogel einen Alarmruf aus und verstummte dann abrupt.

An der Tür war ein Gespräch im Gange, das in zischendem Flüsterton geführt wurde. Die Männer, die sich dort miteinander unterhielten - nein, miteinander stritten -, warfen ihm dann und wann einen Blick zu, ihre Gesichter Masken der Furcht und des Misstrauens. Draußen hatte es zu regnen begonnen; er konnte es zwar nicht riechen, doch traf kühle Luft auf sein Gesicht, und er hörte die Tropfen auf das Dach prasseln, auf die Bäume im Freien.

Er trank den Rest des Wassers, dann hielt er der Frau den Becher wieder hin. Sie fuhr zurück, als könnte er ansteckend sein. Er stellte den Becher auf den Boden, nickte ihr zu und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. Die Haare auf seinem Arm waren versengt; sie zerfielen zu Staub, als er sie berührte.

Er bemühte sich, die Worte zu verstehen, hörte jedoch nichts als Kauderwelsch. Die Männer sprachen weder Englisch noch Französisch oder Gälisch. Er hatte einmal gehört, wie sich einige frisch gefangene Schwarze, die aus Charleston zum Verkauf nach Wilmington gebracht worden waren, in genau dieser heiseren, geheimen Murmelsprache unterhielten. Irgendeine afrikanische Zunge - oder auch mehr als eine.

Er hatte Blasen auf der Haut, die an mehreren Stellen wund war und schmerzte, und die Luft in der Hütte war so schwülwarm, dass ihm der Schweiß zusammen mit dem Wasser aus seinen Augen über das Gesicht rann, doch gleichzeitig lief es ihm kalt über den Rücken: Er war nicht auf einer Plantage - so tief im Gebirge gab es keine. Die isolierten Heimstätten, die es hier oben gab, waren zu arm, um Sklaven zu halten, schon gar nicht eine solche Anzahl. Einige Indianerstämme hielten sich Sklaven - aber keine Schwarzen.

Es gab nur eine mögliche Antwort, und diese wurde durch das Verhalten der Männer bestätigt. Also waren sie Vogelfreie, die Männer, die ihn

gefangen genommen hatten - oder gerettet hatten? Entflohene Sklaven, die hier im Verborgenen lebten.

Ihre Freiheit-und möglicherweise ihr Leben - hing davon ab, dass sie verborgen blieben. Und hier saß er als lebende Bedrohung. Sein Inneres krampfte sich zusammen, als er begriff, wie gefährdet er in dieser Situation war. *Hatten* sie ihn vor dem Feuer gerettet? Wenn ja, dann bedauerten sie es jetzt wohl, zumindest den Blicken der Männer an der Tür nach.

Einer der Streitenden löste sich aus der Gruppe, kam zu ihm herüber und hockte sich vor ihn hin, nachdem er die Frau beiseite geschoben hatte. Zusammengekniffene, schwarze Augen huschten über ihn hinweg, von seinem Gesicht auf seine Brust und wieder zurück.

»Wer du?«

Er hatte nicht den Eindruck, dass der aggressive Fragesteller seinen Namen wissen wollte. Er wollte vielmehr wissen, wieso Roger hier war. Mehrere Möglichkeiten schossen Roger durch den Kopf-welche Antwort würde ihn wohl am ehesten am Leben erhalten?

Nicht »Jäger« - wenn sie ihn für einen Engländer hielten, der allein unterwegs war, würden sie ihn mit Sicherheit umbringen. Konnte er sich als Franzose ausgeben? Ein Franzose würde ihnen nicht so gefährlich vorkommen. Vielleicht.

Er kniff die Augen fest zu, um den Blick frei zu bekommen, und hatte den Mund schon geöffnet, um zu sagen, *»Je suis Français* - *un voyageur«,* als er in der Mitte seiner Brust einen scharfen Schmerz spürte, der ihn zischend einatmen ließ.

Das Metall des Astrolabiums hatte ihn im Feuer versengt, so dass sich darunter Blasen gebildet hatten, die geplatzt waren und ihm das Instrument mit ihrer zähen Flüssigkeit an die Haut geklebt hatten. Als er sich jetzt bewegte, hatte es sich durch sein Gewicht losgerissen, ihm die Haut in Fetzen abgeschält und eine rohe Stelle in der Mitte seiner Brust zurückgelassen.

Er steckte zwei Finger in den Halsausschnitt seines Hemdes und zog den Lederriemen vorsichtig hoch.

»Ver... mes... ser.« Krächzend zwang er die Silben an dem Knoten aus Ruß und Narbengewebe in seinem Hals vorbei.

»Hau!«

Der Fragesteller starrte die Goldscheibe mit weit aufgerissenen Augen an. Die Männer an der Tür schubsten sich gegenseitig an, um so dicht an ihn heranzukommen, dass sie etwas sehen konnten.

Einer streckte die Hand aus, grabschte nach dem Astrolabium und zerrte es Roger über den Kopf. Er versuchte gar nicht erst, es zu behalten, sondern lehnte sich zurück und nutzte die Tatsache, dass der glänzende Gegenstand sie ablenkte, um langsam die Füße unter sich zu ziehen. Er konnte die Augen kaum offen halten und wehrte sich krampfhaft gegen das beinahe unwiderstehliche Bedürfnis, sie zuzukneifen; selbst das sanfte Tageslicht, das durch die Tür fiel, war schmerzhaft.

Einer der Männer warf ihm einen Blick zu und sagte etwas in scharfem Tonfall. Zwei von ihnen traten hastig zwischen ihn und die Tür, die blutunterlaufenen Augen wie Basilisken auf ihn geheftet. Der Mann, der das Astrolabium in der Hand hatte, rief etwas, einen Namen, dachte er, und es kam Bewegung in die Menschen an der Tür, als sich jemand zwischen ihnen hindurchschob.

Die Frau, die jetzt eintrat, unterschied sich kaum von den anderen; sie war mit einem zerlumpten, regenfeuchten Hemd bekleidet und hatte sich einen Stofflappen um den Kopf gebunden, unter dem sich ihr Haar verbarg. Einen wichtigen Unterschied gab es allerdings: Die dünnen Arme und Beine, die aus dem Hemd ragten, hatten die verwitterte, braune Farbe einer Weißen. Während sie in die Mitte der Hütte trat, starrte sie Roger unverwandt an. Erst das Gewicht des Astrolabiums in ihrer Hand zog ihren Blick von ihm fort.

Ein großer, grobknochiger Mann, der nur ein Auge hatte, betrat den Raum. Er stellte sich dicht neben die Frau, zeigte mit dem Finger auf das Astrolabium und sagte etwas, das wie eine Frage klang. Sie schüttelte

langsam den Kopf und folgte fasziniert dem Verlauf der Gravierungen am Rand der Scheibe. Dann drehte sie sie um.

Roger sah, wie sich ihre Schultern versteiften, als sie die eingravierten Buchstaben sah, und ein Hoffnungsfunke flackerte in ihm auf; sie kannte ihn. Sie erkannte den Namen.

Er hatte darauf gebaut, dass sie wussten, was ein Landvermesser war, und sie vielleicht begriffen, dass jemand seine Ergebnisse erwartete - jemand, der sich auf die Suche nach ihm begeben würde, wenn er nicht zurückkehrte. Es würde ja nichts nützen, ihn umzubringen, wenn dann nach ihm gesucht würde. Doch wenn die Frau den Namen »James Fraser« kannte...

Die Frau warf Roger einen plötzlichen, harten Blick zu, der nicht so recht zu ihrem anfänglichen Zögern passen mochte. Sie näherte sich ihm langsam, jedoch ohne sichtbare Angst.

»Ihr seid nicht Jameff Frawer«, sagte sie, und er fuhr zusammen, erschrocken über das Lispeln in ihrer ansonsten klaren Stimme. Er kniff die Augen zu und blinzelte, dann stand er langsam auf und hielt sich eine Hand über die Augen, um sie trotz des Gleißens von der Tür her sehen zu können.

Sie hätte jedes Alter zwischen zwanzig und sechzig haben können, doch das hellbraune Haar, das an ihren Schläfen zu sehen war, wies keine Spur von Grau auf. Ihr Gesicht war von Falten durchzogen, doch waren Anstrengung und Hunger daran schuld, dachte er, nicht das Alter. Er lächelte ihr zu, und ihr Mund verzog sich automatisch, eine flüchtige Grimasse, die jedoch ausreichte, um ihn einen Blick auf ihre Vorderzähne erhaschen zu lassen, die schräg abgebrochen waren. Blinzelnd machte er in ihrer einen Augenbraue den dünnen Schnitt einer Narbe aus. Sie war viel dünner als Claire sie beschrieben hatte, aber das war ja auch kaum überraschend.

»Ich bin nicht... James Fraser«, pflichtete er ihr heiser bei und musste dann innehalten, um zu husten. Er räusperte sich und beförderte noch mehr Ruß und Schleim hinauf. Er wandte sich höflich ab, um auf den Boden zu

spucken, dann wandte er sich wieder zu ihr um. »Aber Ihr seid... Fanny Beardsley... nicht wahr?«

Er war sich trotz der Zähne nicht ganz sicher gewesen, doch der schockierte Ausdruck, der bei diesen Worten ihr Gesicht überzog, war eine eindeutige Bestätigung. Auch die Männer kannten diesen Namen. Der Einäugige trat rasch einen Schritt vor und packte die Frau an der Schulter; die anderen kamen bedrohlich näher.

»James Fraser ist... der Vater meiner Frau«, sagte er, so schnell er konnte, bevor sie Hand an ihn legen konnten. »Möchtet Ihr erfahren - was aus dem Kind geworden ist?«

Der Argwohn verschwand aus ihrem Gesicht. Sie regte sich nicht, doch trat ein Ausdruck solchen Hungers in ihre Augen, dass er sich zusammennehmen musste, um nicht zurückzuweichen.

»Fahnie?« Der hoch gewachsene Mann hatte immer noch eine Hand auf ihrer Schulter liegen. Er trat dichter an sie heran, und sein Auge zuckte argwöhnisch zwischen der Frau und Roger hin und her.

Sie sagte etwas, das kaum zu hören war, und hob ihre Hand, um sie auf die Hand des Mannes zu legen. Sein Gesicht verlor plötzlich jeden Ausdruck, so als hätte man mit dem Schwamm darüber gewischt. Sie wandte sich ihm zu und redete leise und drängend auf ihn ein.

Die Atmosphäre in der Hütte hatte sich verändert. Sie war zwar noch geladen, doch hatte sich jetzt Verwunderung unter die allgemeine Bedrohlichkeit gemischt. Über ihnen donnerte es so laut, dass sie den Regen nicht mehr hören konnten, doch niemand nahm davon Notiz. Die Männer an der Tür sahen sich erst gegenseitig an, dann betrachteten sie das flüsternd diskutierende Paar mit gerunzelter Stirn. Ein Blitz flammte lautlos auf und stellte die Männer an der Tür in einen Rahmen aus Dunkelheit. Draußen erklangen murmelnde Stimmen und verwunderte Geräusche. Ein weiterer Donnerschlag.

Roger stand reglos da und sammelte seine Kräfte. Seine Beine fühlten sich an wie Gummi, und das Atmen war zwar immer noch die reine Freude, doch jeder Atemzug brannte und prickelte in seinen Lungen. Er

würde nicht schnell voran kommen, würde nicht weit kommen, wenn er fliehen musste.

Das Streitgespräch brach abrupt ab. Der Einäugige drehte sich um und wies mit einer scharfen Geste zur Tür. Die anderen Männer grunzten überrascht und missbilligend auf. Dennoch gingen sie langsam und unter reichlichem Murren davon. Ein kurz gewachsener Kerl, dessen Haar zu Knoten frisiert war, funkelte Roger an, entblößte seine Zähne und fuhr sich zischend mit der Handkante über die Kehle. Leicht schockiert sah Roger, dass die Zähne des Mannes gezackt waren, so zurechtgefeilt, dass sie spitz zuliefen.

Die klapprige Tür hatte sich kaum hinter ihnen geschlossen, als die Frau ihn am Ärmel packte.

»Sagt es mir«, sagte sie.

»Nicht so... schnell.« Er hustete erneut und wischte sich mit dem Handrücken den Speichel vom Mund. Seine Kehle war versengt; die Worte fühlten sich wie brennender Zunder an, den er aus seiner Brust ins Freie presste. »Sorgt dafür... dass ich... hier wegkomme. Dann sage... ich es Euch. Alles, was ich weiß.«

»Sagt es mir!«

Ihre Finger bohrten sich fest in seinen Arm. Ihre Augen waren blutunterlaufen vom Qualm, doch das Braune darin glühte wie Kohlen. Er schüttelte hustend den Kopf.

Der Einäugige schob die Frau beiseite und packte Roger am Hemd. Etwas Stumpfes glänzte vor Rogers Augen auf, zu nah, als dass er es deutlich hätte sehen können, und inmitten des Brandgeruches fing er den Gestank verfaulender Zähne auf.

»Sag es ihr, Mann, oder ich bring dich um!«

Roger schob seinen Unterarm zwischen sich und den Mann und schubste ihn mit aller Kraft von sich, so dass er zurückstolperte.

»Nein«, sagte er hartnäckig. »Ihr bringt mich... hier weg. Dann sage ich es.«

Der Mann zögerte gebückt, und die Messerklinge beschrieb einen kleinen, unsicheren Bogen. Sein Auge huschte zu der Frau hinüber.

»Bist du sicher, dass er weiß?«

Die Frau hatte den Blick nicht von Rogers Gesicht abgewandt. Sie nickte langsam, ohne wegzusehen.

»Er weiff.«

»Es war... ein Mädchen.« Roger sah sie unverwandt an und unterdrückte das Bedürfnis zu blinzeln. »Das wisst Ihr... ja sicher... selbst.«

»Lebt sie noch?«

»Lasst mich... frei.«

Sie war weder eine kräftige noch eine große Frau, doch ihre Not schien die ganze Hütte zu erfüllen. Sie zitterte regelrecht, und ihre Hände hingen zu Fäusten geballt an ihren Seiten. Sie funkelte Roger eine weitere, lange Minute an, dann fuhr sie herum und sagte in der seltsamen, afrikanischen Sprache einige heftige Worte zu dem Mann.

Er versuchte zu widersprechen, doch es war fruchtlos; ihr Wortschwall traf ihn wie das Wasser aus einem Feuerwehrschlauch. Er ergab sich mit einer frustrierten Geste, dann streckte er die Hand nach dem Kopftuch der Frau aus. Er öffnete die Knoten mit seinen flinken, langen Fingern und faltete es murrend zu einer Augenbinde zusammen.

Das Letzte, was Roger sah, bevor der Mann ihm das Tuch um die Augen band, war Fanny Beardsley. Das Haar fiel ihr in vielen kleinen, fettigen Zöpfen um die Schultern, und ihre Augen hingen immer noch glühend wie Kohlen an ihm. Ihre abgebrochenen Zähne waren entblößt, und wenn sie gekonnt hätte, so dachte er, hätte sie ihn gebissen.

Man ließ sie nicht widerspruchslos ziehen; ein Chor aufgebrachter Stimmen umringte sie ein Stück weit, und Hände rupften an seinen Kleidern, seinen Armen und seinen Beinen.

Doch der Einäugige hatte sein Messer immer noch in der Hand. Roger hörte einen Ausruf, die Geräusche eines Handgemenges und einen Aufschrei. Die Stimmen wurden leiser, und niemand zerrte mehr an ihm.

Sie gingen weiter. Er hatte seine Hand auf Fanny Beardsleys Schulter gelegt, und sie führte ihn. Er hatte den Eindruck, dass die Siedlung sehr klein war; zumindest dauerte es nicht lange, bis er spürte, dass ihn Bäume umschlossen. Laub streifte sein Gesicht, und der Harzgeruch wurde durch die heiße, rauchige Luft noch verstärkt. Es regnete kräftig, doch der Rauchgeruch war überall. Der Untergrund war uneben; verrottendes Laub, das mit scharfkantigen Steinen durchsetzt war, mit Baumstümpfen und zu Boden gefallenen Ästen.

Der Mann und die Frau wechselten gelegentlich ein paar Worte, verstummten dann aber. Seine Kleidung wurde allmählich nass und klebte ihm am Körper, und die Säume seiner Hose scheuerten ihn beim Gehen. Die Augenbinde war zu fest, als dass er irgendetwas hätte sehen können, doch unter ihrem Rand drang ein wenig Licht herein, und daran konnte er erkennen, wie sich die Tageszeit veränderte. Seinem Eindruck nach war es später Nachmittag gewesen, als sie die Hütte verließen; als sie endlich stehen blieben, war das Licht fast völlig verblasst.

Er blinzelte, als ihm die Augenbinde abgenommen wurde, denn die plötzliche Menge des Lichtes machte seine mangelnde Leuchtkraft wieder wett. Es herrschte fortgeschrittenes Zwielicht. Sie standen in einer Mulde, die sich schon zur Hälfte mit Dunkelheit gefüllt hatte. Er blickte auf und sah, dass der Himmel über den Bergen in Orange- und Rottönen glühte und der rauchige Dunst erleuchtet war, als stünde die ganze Welt in Flammen. Über ihnen waren die Wolken aufgerissen; ein Stück klaren, blauen Himmels schien durch die Lücke, von den Abendsternen sanft erleuchtet.

Fanny Beardsley musterte ihn. Unter dem Blätterdach der gigantischen Bäume sah sie kleiner, aber nicht minder entschlossen aus als zuvor in der Hütte.

Er hatte reichlich Zeit zum Nachdenken gehabt. Sollte er ihr sagen, wo das Kind war, oder sollte er behaupten, es nicht zu wissen? Wenn sie es wusste, würde sie dann den Versuch machen, das kleine Mädchen wieder

an sich zu bringen? Und wenn ja, was für Konsequenzen konnte das haben - für das Kind, die entflohenen Sklaven oder gar für Jamie und Claire Fraser?

Keiner der beiden hatte irgendetwas über die Dinge erzählt, die sich im Haus der Beardsleys zugetragen hatten, abgesehen von der simplen Tatsache, dass Beardsley an einem Schlaganfall gestorben war. Doch Roger kannte sie beide gut genug, um stillschweigend seine Schlüsse aus Claires sorgenvollem Gesicht und Jamies unbeteiligter Miene zu ziehen. Er wusste nicht, was geschehen war, aber Fanny Beardsley wusste es - und es war gut möglich, dass es etwas war, was die Frasers lieber nicht ans Tageslicht holen wollten. Wenn Mrs. Beardsley wieder in Brownsville auftauchte, um ihre Tochter zurückzuholen, würde man ihr mit Sicherheit Fragen stellen - und die Antworten würden womöglich nur Schaden anrichten.

Doch der flammende Himmel tauchte ihr Gesicht in Glut, und angesichts des Hungers in ihren brennenden Augen musste er einfach die Wahrheit sagen.

»Eurer Tochter... geht es gut«, begann er mit fester Stimme, und sie gab einen erstickten Kehllaut von sich. Als er zu Ende erzählt hatte, liefen ihr die Tränen über das Gesicht und gruben Spuren in den Ruß und Staub auf ihrer Haut, doch sie hielt ihre weit geöffneten Augen unverwandt auf ihn gerichtet, als könnte sie ein wichtiges Wort überhören, wenn sie blinzelte.

Der Mann blieb ein wenig im Hintergrund und hielt argwöhnisch Wache. Seine Aufmerksamkeit galt fast ausnahmslos der Frau, doch dann und wann warf er Roger einen verstohlenen Blick zu, und als dieser seine Erzählung beendet hatte, trat er neben die Frau. Sein einzelnes Auge leuchtete genauso intensiv wie die ihren.

»Sie hat das Geld?«, fragte er. Er hatte den rollenden Akzent der Westindischen Inseln, und seine Haut sah aus wie dunkler Honig. Er wäre ein gut aussehender Mann gewesen, hätte er nicht - unter was für Umständen auch immer - das Auge verloren, an dessen Stelle sich unter einem verzerrten, herabhängenden Lid eine rote Hauttasche befand.

»Ja, sie hat... Aaron Beardsleys ganzen... Besitz geerbt«, versicherte ihm Roger, und der Atem rasselte ihm vom vielen Reden in der Kehle. »Mr. Fraser hat... dafür gesorgt.« Er hatte Jamie zum Waisengericht begleitet, wo Jamie die Identität des Mädchens bezeugt hatte. Man hatte Richard Brown und seiner Frau das Kind - und sein Eigentum - anvertraut. Sie hatten dem kleinen Mädchen den Namen Alicia gegeben - er hatte keine Ahnung, ob Sentimentalität oder Wut der Auslöser dafür gewesen war.

»Nicht schlimm, dass sie schwarz ist?« Er sah, wie der Sklave Fanny Beardsley einen Seitenblick zuwarf und sich dann wieder abwandte. Mrs. Beardsley hörte den zweifelnden Unterton in seiner Stimme und ging auf ihn los wie eine angreifende Viper.

»Sie ifft dein Kind!«, sagte sie. »Sie kann nicht von ihm sein, unmöglich!«

»Ja, sagst du«, erwiderte er mit trotzig gesenktem Gesicht. »Gibt man schwarzen Mädchen Geld?«

Sie stampfte lautlos mit dem Fuß auf und ohrfeigte ihn. Er richtete sich auf und wandte das Gesicht ab, machte aber keinerlei Anstalten, sich ihrer Wut zu entziehen.

»Glaubfft du, ich hätte sie *je* verlaffen, wenn sie weiff gewesen wäre, wenn sie nur irgendwie weiff gewesen wäre?«, schrie sie. Sie boxte auf ihn ein und übersäte seine Arme und seine Brust mit Hieben. »Es war deine Schuld, dass ich sie verlaffen muffte, deine! Du und deine verdammte, schwarpffe Haut, verflucht -«

Es war Roger, der ihre fliegenden Fäuste ergriff und sie ihrem heftigen Widerstand zum Trotz festhielt. Er ließ sie schreien, bis sie heiser wurde und schließlich tränenüberströmt zusammenbrach.

Der Sklave, der all dies mit einer Mischung aus Scham und Wut beobachtet hatte, hielt ihr die Hände entgegen. Es war eine kaum merkliche Bewegung, doch sie reichte aus; sie wandte sich von Roger ab, warf sich ihrem Geliebten in die Arme und sank schluchzend an seine Brust. Er legte umständlich die Arme um sie, hielt sie fest und wiegte sich auf den blanken Fersen vor und zurück. Er sah verlegen aus, aber nicht länger wütend.

Roger räusperte sich und zog eine Grimasse, weil sein Hals schmerzte. Der Sklave blickte zu ihm auf und nickte.

»Geh nur, Mann«, sagte er leise. Dann sagte er, bevor sich Roger abwenden konnte: »Halt... stimmt es, Mann? Mit dem Kind alles gut?«

Roger nickte. Er fühlte sich unaussprechlich müde. Ob es Adrenalin oder sein Selbsterhaltungstrieb gewesen war, der ihn auf den Beinen gehalten hatte, jetzt war sein Antrieb aufgebraucht. Der flammende Himmel hatte sich in Asche verwandelt, und in der Mulde verschwamm jetzt alles mit der Dunkelheit.

»Es geht... ihr gut. Sie werden gut... für sie sorgen.« Er suchte nach Worten, denn er hätte dem Mann gern mehr angeboten. »Sie ist... hübsch«, sagte er schließlich. »Ein hübsches... Mädchen.«

Der Mann verzog das Gesicht, gefangen zwischen Verlegenheit, Bestürzung und Freude.

»Oh«, sagte er. »Das kann sie nur von Mama haben.« Er tätschelte Fanny Beardsley ganz sanft den Rücken. Sie hatte aufgehört zu schluchzen, stand aber reglos und schweigend da, das Gesicht an seine Brust gepresst. Es war jetzt fast vollständig dunkel; in der tiefen Abenddämmerung verblich jede Farbe; ihre Haut schien dieselbe Farbe zu haben wie er.

Der Mann trug nichts als ein zerschlissenes, durchnässtes Hemd, das an mehreren Stellen seine dunkle Haut durchscheinen ließ. Doch er hatte einen Hanfgürtel, an dem ein grober Stoffbeutel befestigt war. Er tastete mit einer Hand darin herum und zog das Astrolabium hervor, das er Roger hinhielt.

»Ihr wollt es... nicht behalten?«, fragte Roger. Er fühlte sich, als stünde er im Inneren einer Wolke; allmählich fühlte sich alles an, als sei es weit weg und gedämpft, und die Worte erreichten ihn wie durch einen Wattefilter.

Der ehemalige Sklave schüttelte den Kopf.

»Nein, Mann, was soll ich damit. Und«, fügte er mit ironisch verzogenem Mund hinzu, »vielleicht kommt dich keiner suchen, Mann,

aber der Master, dem das Ding gehört - vielleicht kommt er und sucht es.«

Roger nahm die schwere Scheibe entgegen und zog sich den Lederriemen über den Kopf. Er brauchte zwei Anläufe; seine Arme fühlten sich an wie Blei.

»Es wird... niemand kommen und suchen«, sagte er. Er wandte sich ab, ohne die geringste Ahnung zu haben, wo er war oder wohin der Weg ging. Nach ein paar Schritten drehte er sich um und sah zurück, doch die Nacht hatte sie bereits verschluckt.

84

Bis auf die Knochen verbrannt

Die Pferde beruhigten sich ein wenig, scharrten und stampften aber immer noch nervös und rissen jedes Mal an ihrem Zaumzeug, wenn es in der Ferne donnerte. Jamie seufzte, küsste mich auf den Scheitel und schob sich durch die Koniferen zu der kleinen Lichtung zurück, wo sie standen.

»Also, wenn es euch hier oben doch nicht gefällt«, hörte ich ihn sagen, »warum seid ihr dann hier?« Doch sein Tonfall war geduldig, und ich hörte, wie Gideon bei seinem Anblick erfreut aufwieherte. Ich war schon im Begriff, mich abzuwenden und Jamie beim Beruhigen der Pferde zu helfen, als ich aus dem Augenwinkel im Tal eine Bewegung sah.

Ich beugte mich vor, um zu sehen, was es war, und hielt mich dabei zur Sicherheit an einem Ast der Hemlocktanne fest, doch es hatte sich schon weiterbewegt. Ein Pferd, dachte ich, doch es kam aus einer anderen Richtung als die Flüchtlinge. Ich schlängelte mich zwischen den Koniferen hindurch und spähte wiederholt durch ihre Zweige, bis ich kurz vor dem Ende des schmalen Felsvorsprungs eine Stelle fand, von der ich einen guten Blick auf das Tal hatte.

Kein Pferd, nicht ganz - es war...

»Das ist Clarence!«, rief ich.

»Wer?«, kam Jamies Stimme vom anderen Ende des Vorsprungs, und das Rascheln im Geäst übertönte sie fast. Der Wind nahm zu und war schon feucht vom nächsten Regenschauer.

»Clarence! Rogers Maultier!« Ohne eine Antwort abzuwarten, duckte ich mich unter einem Ast hindurch, balancierte vorsichtig auf der Kante des Vorsprungs und klammerte mich dabei an einen Felsbrocken, der aus der Klippe herausragte. Der Hang unter mir war dicht mit Bäumen

bewachsen, deren Wipfel nur wenige Zentimeter unter meinen Füßen begannen, doch ich wollte nicht das Risiko eingehen, auf sie zu stürzen.

Es *war* Clarence, da war ich mir sicher. Ich war zwar alles andere als ein Experte, der jeden Vierfüßer am Gangwerk erkennen konnte, doch Clarence hatte in seiner Jugend Räude oder eine andere Hautkrankheit gehabt, und an den verheilten Stellen war sein Fell weiß nachgewachsen, so dass sein Rumpf merkwürdig gescheckt war.

Er trippelte mit aufgerichteten Ohren über die Maisstoppelfelder und freute sich sichtlich, wieder unter Menschen zu kommen. Er trug einen Sattel, aber keinen Reiter, und ich murmelte ein böses Schimpfwort, als ich das sah.

»Er hat seine Beinfesseln zerrissen und ist fortgelaufen.« Jamie war neben mir aufgetaucht und blickte auf die kleine Gestalt des Maultiers hinunter. Er zeigte mit dem Finger darauf. »Siehst du?« Ich hatte es in meiner Sorge nicht bemerkt, doch das Tier hatte ein kleines Stoffstück um eines seiner Vorderbeine gewickelt, das beim Laufen flatterte.

»Wahrscheinlich ist es ja besser so«, sagte ich. Meine Hände waren verschwitzt, und ich wischte mir die Handflächen an den Ellbogen meiner Ärmel ab, ohne den Blick abwenden zu können. »Ich meine - wenn er gefesselt war, hat Roger nicht auf ihm gesessen. Also ist Roger auch nicht abgeworfen und verletzt worden.«

»Ah, nein.« Jamie machte einen besorgten, aber keinen alarmierten Eindruck. »Er hat nur einen langen Marsch nach Hause vor sich.« Dennoch sah ich, wie er den Blick über das enge Flusstal schweifen ließ, das jetzt fast ganz von Rauch erfüllt war. Er schüttelte kurz den Kopf und murmelte etwas vor sich hin - zweifellos einen nahen Verwandten meines eigenen Schimpfwortes.

»Ich frage mich, ob der Herrgott sich auch so fühlt«, sagte er laut und betrachtete mich ironisch. »Wenn er sieht, was für Dummheiten die Menschen im Schilde führen, ohne dass er in der Lage wäre, das Geringste dagegen zu tun.«

Bevor ich ihm antworten konnte, leuchtete ein Blitz auf, und gleich darauf donnerte es so laut, dass ich zusammenfuhr und beinahe den Halt

verloren hätte. Jamie packte mich am Arm, damit ich nicht fiel, und zog mich von der Kante zurück. Die Pferde, die am anderen Ende des Vorsprungs standen, waren wieder in heller Aufregung, und er wandte sich in ihre Richtung, blieb jedoch plötzlich stehen, seine Hand immer noch auf meinem Arm.

»Was?« Ich folgte seiner Blickrichtung, sah aber nur die mit kleinen Pflanzen bewachsene Felswand in etwa drei Metern Entfernung.

Ohne zu antworten, ließ er meinen Arm los und schritt auf die Klippe zu - und, so erkannte ich, auf einen vom Feuer zerstörten, alten Baumkrüppel, der daneben stand. Er streckte ganz vorsichtig die Hand aus und zupfte etwas von der Rinde des abgestorbenen Baumes ab. Ich trat neben ihn und warf blinzelnd einen Blick auf seine Handfläche, in der er mehrere drahtige, lange Haare hielt. Weiße Haare.

Der Regen setzte wieder ein und begann systematisch, alles in Sichtweite zu durchnässen. Beide Pferde wieherten durchdringend, denn es war ihnen überhaupt nicht wohl dabei, im Stich gelassen zu werden.

Ich betrachtete den Baumstamm; er war ganz mit weißen Haaren übersät, die sich in der rissigen Rinde verfangen hatten. *Jeder Bär hat besondere Kratzbäume,* konnte ich Josiah sagen hören. *Dorthin kehrt er immer wieder zurück.* Ich schluckte krampfhaft.

»Vielleicht«, sagte Jamie, »ist es ja nicht nur der Donner, der den Pferden Angst macht.«

Vielleicht, aber das half uns jetzt auch nicht weiter. Ein Blitz fuhr weit unten auf dem Berghang in die Bäume, und gleichzeitig donnerte es. Noch ein Blitz - direkt gefolgt von einem Knall und noch einem, als wäre zu unseren Füßen ein Flakgeschütz zugange. Die Pferde waren außer sich vor Hysterie, und mir war sehr danach zumute, es ihnen gleichzutun.

Ich hatte beim Verlassen des Dorfes meinen Kapuzenumhang angezogen, doch die Kapuze klebte mir zusammen mit meinem Haar am Kopf, und der Regen hämmerte wie ein Schauer von Nägeln auf meinen Schädel. Auch Jamie klebte des Haar am Kopf, und durch den Regen sah ich, wie er eine Grimasse zog.

Er wies mich mit einer Geste an, zu bleiben, wo ich war. Die Pferde waren völlig von Sinnen, und ihre Mähnen hingen ihnen durchnässt in die verdrehten Augen. Judas hatte es geschafft, den schlanken Baum, an den ich ihn gebunden hatte, halb zu entwurzeln, und Gideon hatte die Ohren flach an den Kopf gelegt und fletschte ständig seine großen, gelben Zähne, während er nach jemandem oder nach etwas Ausschau hielt, den oder das er beißen konnte.

Bei diesem Anblick presste Jamie die Lippen zusammen. Er sah sich nach der Stelle um, an der wir den Kratzbaum gefunden hatten, der von unserer gegenwärtigen Position aus nicht zu sehen war. Es blitzte, der Donner erschütterte den Felsen, und beide Pferde machten schreiend einen Satz. Jamie schüttelte den Kopf, fällte seine Entscheidung und packte Judas' Strick, um ihn festzuhalten. Offenbar würden wir den Berg verlassen, auch wenn der Pfad noch so glitschig war.

Umhüllt von meinen nassen Röcken, stieg ich in den Sattel und nahm den Strick fest in die Hand. Ich versuchte, Judas beruhigende Worte ins Ohr zu rufen, denn er tänzelte auf der Stelle und konnte es gar nicht abwarten fortzukommen. Wir waren den Koniferen am Rand des Felsvorsprungs gefährlich nahe, und ich lehnte mich mit aller Kraft nach innen, um ihn näher an die Felswand zu bewegen.

Ein außergewöhnliches Prickeln überlief meinen Körper, als würde ich von Kopf bis Fuß von Tausenden winziger Ameisen gebissen. Ich warf einen Blick auf meine Hände und sah, dass sie leuchteten, in blaues Licht getaucht. Die Haare auf meinen Unterarmen standen zu Berge, und jedes einzelne von ihnen schimmerte blau. Meine Kapuze war heruntergefallen, und ich spürte, wie sich das Haar auf meinem Kopf in einer einzigen Masse aufstellte wie von sanfter Riesenhand gehoben.

Es roch plötzlich nach Schwefel, und ich sah mich alarmiert um. Bäume, Felsen, der ganze Boden war mit blauem Licht überflutet. Ein paar Meter neben uns zischten winzige Schlangen aus weißer Elektrizität über die Felsenoberfläche.

Als ich mich umdrehte und nach Jamie rief, sah ich, wie er sich mir zuwandte und den Mund öffnete, um mir etwas zuzuschreien, doch die

Worte gingen im Tosen der Luft ringsum unter.

Gideons Mähne begann, sich wie von Zauberhand zu heben. Jamies Haar schwebte von seinen Schultern in die Höhe, durchzogen von knisternd blauen Drähten. Pferd und Reiter glühten im Licht der Hölle, das jeden Muskel ihrer Gesichter und Gliedmaßen hervortreten ließ. Ich spürte, wie mich ein Luftstrom überlief, und dann stürzte sich Jamie aus dem Sattel auf mich und schleuderte uns beide in die Leere.

Der Blitz schlug ein, bevor wir den Boden erreichten.

Als ich zu mir kam, roch ich verbranntes Fleisch und beißenden Ozongestank. Ich fühlte mich, als sei mein Inneres nach außen gekehrt; all meine Organe schienen freizuliegen.

Es regnete immer noch. Ich blieb eine Zeit lang reglos liegen und ließ mir den Regen über Gesicht und Haare laufen, während die Neuronen meines Nervensystems langsam den Betrieb wieder aufnahmen. Einer meiner Finger zuckte unwillkürlich. Ich versuchte, es mit Absicht zu tun, und hatte Erfolg. Ich krümmte meine Finger - nicht so gut. Ein paar Minuten später funktionierten jedoch bereits so viele Schaltkreise, dass ich mich aufsetzen konnte.

Jamie lag wie eine Stoffpuppe neben mir im Sumach. Ich kroch zu ihm hinüber und sah, dass er die Augen geöffnet hatte. Er blinzelte mir zu, und sein Mundwinkel zuckte im Versuch eines Lächelns.

Ich konnte kein Blut sehen, und seine Arme und Beine waren zwar abgewinkelt, aber nicht verknickt. Der Regen sammelte sich in seinen Augenhöhlen und lief ihm in die Augen. Er kniff die Augen fest zu, dann drehte er den Kopf, um das Wasser ablaufen zu lassen. Ich legte ihm eine Hand auf den Bauch und spürte seine große Bauchschlagader unter meinen Fingern ganz langsam, aber gleichmäßig schlagen.

Ich hatte keine Ahnung, wie lange wir bewusstlos gewesen waren, doch auch dieses Gewitter war jetzt weitergezogen. Hinter den Bergen leuchteten Blitze auf und ließen die scharfen Umrisse der Gipfel erkennen.

»Nichts gegen Donner«, sagte ich und sah ihn verträumt und betäubt an. »Donner ist etwas Beeindruckendes, aber es ist der Blitz, der die Arbeit

macht.«

»Bei mir hat er ganze Arbeit gemacht. Geht es dir gut, Sassenach?«

»Bestens«, sagte ich und fühlte mich nach wie vor angenehm abwesend. »Und dir?«

Er sah mich merkwürdig an, schien aber zu dem Schluss zu kommen, dass alles in Ordnung war. Er griff nach einem Sumachbusch und zog sich mühsam hoch.

»Im Augenblick kann ich meine Zehen nicht spüren«, sagte er, »aber der Rest ist unversehrt. Aber die Pferde -« Er blickte auf, und ich sah, wie sich sein Kehlkopf bewegte, als er schluckte.

Die Pferde waren verstummt.

Wir befanden uns etwa sechs Meter unterhalb des Felsvorsprungs zwischen den Fichten. Ich *konnte* mich zwar bewegen, doch es schien mir nicht gelingen zu wollen, den nötigen Antrieb dazu aufzubringen. Ich blieb sitzen und führte meine Bestandsaufnahme durch, während Jamie sich schüttelte und sich dann auf den Rückweg zum Aussichtspunkt des Menschenjägers machte.

Alles kam mir sehr still vor; ich fragte mich, ob ich durch den Blitzschlag taub geworden war. Mein Fuß war kalt. Ich blickte zu Boden und sah, dass mein linker Schuh verschwunden war - ich hatte zwar keine Ahnung, ob der Blitz ihn weggefegt hatte oder ob ich ihn bei dem Sturz verloren hatte, doch ich konnte ihn nirgendwo sehen. Auch der Strumpf war fort; ich hatte eine kleine Krampfader direkt unter dem Knöchel - eine Hinterlassenschaft meiner zweiten Schwangerschaft. Ich saß da und starrte sie an, als sei sie der Schlüssel zu den Geheimnissen des Universums.

Die Pferde mussten tot sein; das wusste ich. Warum waren wir es nicht? Ich atmete den Gestank verbrannten Fleisches ein, und ein kleiner Schauer stieg tief in meinem Inneren auf. Waren wir nur deshalb noch am Leben, weil wir dazu verurteilt waren, in vier Jahren zu sterben? Würden auch wir in den verbrannten Ruinen unseres Hauses liegen, wenn unsere Stunde kam, Hüllen aus verkohltem, stinkendem Fleisch.

Bis auf die Knochen verbrannt, flüsterte die Stimme meiner Erinnerung. Mit dem Regen liefen mir die Tränen über das Gesicht - um die Pferde, um meine Mutter - nicht um mich selbst. Noch nicht.

Die blauen Venen unter der Oberfläche meiner Haut standen stärker hervor als früher. Sie zeichneten eine Straßenkarte auf meine Handrücken... bildeten Netze und Webmuster in der empfindlichen Haut meiner Kniekehlen; an meinem Schienbein war eine erweiterte Vene zu einer Schlange angeschwollen. Ich presste meinen Finger darauf; sie war weich und verschwand, tauchte jedoch sofort wieder auf, als ich den Finger wegnahm.

Die inneren Mechanismen meines Körpers kamen allmählich ans Tageslicht; meine straffe Haut wurde dünner und machte mich verletzlich, jetzt, wo alles auf der Außenseite war, den Elementen preisgegeben war, was einmal geschützt in der maßgeschneiderten Hülle meines Körpers gelegen hatte. Knochen und Blut drängten an die Oberfläche... ich hatte einen nässenden Kratzer auf der Oberseite meines Fußes.

Jamie war wieder da, bis auf die Haut durchnässt und atemlos vom Klettern. Ich sah, dass er beide Schuhe verloren hatte.

»Judas ist tot«, sagte er und setzte sich neben mich. Er nahm meine kalte Hand in seine kalte Hand und drückte sie fest.

»Armer Kerl«, sagte ich, und meine Tränen liefen schneller, warme Rinnsale, die sich mit dem kalten Regen vermischten. »Er hat es gewusst, nicht wahr? Er hat Blitz und Donner schon immer gehasst, immer.«

Jamie legte mir den Arm um die Schultern, drückte meinen Kopf an seine Brust und gab leise, beruhigende Laute von sich.

»Und Gideon?«, fragte ich schließlich. Ich hob den Kopf und bemühte mich, mir die Nase an einer Ecke meines durchnässten Umhangs abzuwischen. Jamie schüttelte mit einem kleinen, ungläubigen Lächeln den Kopf.

»Er lebt noch«, sagte er. »Er hat auf der linken Seite Verbrennungen an der Schulter und am Vorderbein, und seine Mähne ist vollständig abgesengt.« Er ergriff ebenfalls eine Ecke seines Umhangs und versuchte,

mir das Gesicht abzuwischen, hatte jedoch auch nicht mehr Erfolg als ich. »Wird seinem Temperament nur gut tun«, versuchte er zu scherzen.

»Kann schon sein«, sagte ich. Ich war zu müde und erschüttert zum Lachen, doch ich brachte ein winziges Lächeln zustande, und das fühlte sich gut an. »Meinst du, du kannst ihn ins Tal führen? Ich - ich habe eine Salbe, die gut bei Verbrennungen ist.«

»Aye, ich glaube schon.« Er gab mir die Hand und half mir auf. Ich wandte mich ab, um meine zerknitterten Röcke glatt zu streichen, und dabei fiel mir etwas ins Auge.

»Sieh nur«, sagte ich, und meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Jamie - schau.«

Drei Meter über uns stand eine große Balsamfichte, deren Spitze sauber abrasiert war und deren verbleibende Äste zum Großteil verkohlt waren und qualmten. Zwischen dem Baumstumpf und einem Ast klemmte eine gewaltige, rundliche Masse. Sie war zur Hälfte schwarz, das Gewebe zu Kohle verbrannt - doch das Haar auf der anderen Seite stand in nassen, weißen Stacheln ab, sahnig-weiß wie Trilliumkraut.

Jamie stand mit halb geöffnetem Mund da und starrte zu der Bärenleiche hinauf. Dann drehte er sich zu mir um und blickte an mir vorbei zu den fernen Bergen, wo die Blitze auf ihrem Rückzug lautlos aufleuchteten.

»Man sagt«, sagte er leise, »dass ein großer Sturm den Tod eines Königs verkündet.«

Er berührte sanft mein Gesicht.

»Warte hier, Sassenach, und ich hole das Pferd. Und dann gehen wir heim.«

85

Kaminfeuer

Fraser’s Ridge

Oktober 1771

Die Jahreszeit wechselte von einer Stunde zur nächsten. Sie hatte sich in der angenehmen Kühle eines Altweibersommerabends schlafen gelegt und war mitten in der Nacht von beißender Herbstkälte erwacht. Ihre Füße froren unter der Quiltdecke. Obwohl sie schläfrig war, konnte sie ohne eine zusätzliche Decke nicht mehr einschlafen.

Sie kämpfte sich mit Schlitzaugen aus dem Bett und tapste über den eisigen Fußboden, um nach Jemmy zu sehen. Er war ganz warm, denn er lag tief versunken in seinem winzigen Federbett und hatte die Bettdecke bis zu seinen kleinen, rosafarbenen Ohren hochgezogen. Sie legte ihm sanft eine Hand auf den Rücken und wartete auf das beruhigende Heben und Senken seiner Brust. Einmal, zweimal, noch einmal.

Sie kramte nach einem zusätzlichen Quilt und breitete ihn über das Bett, griff nach einem Becher mit Wasser, um sich die trockene Kehle anzufeuchten und stellte mit einem verärgerten Brummen fest, dass er leer war. Sie dachte sehnsüchtig daran, wieder ins Bett zu kriechen und tief in den warmen Schlummer zu sinken - aber nicht, solange sie dem Verdursten nahe war.

An der Verandatreppe stand ein Eimer mit Brunnenwasser. Gähnend verzog sie das Gesicht, hob den Türriegel aus seinen Halterungen und legte ihn sanft ab - obwohl Jemmy nachts so fest schlief, dass die Gefahr, ihn zu wecken, nicht sehr groß war.

Dennoch öffnete sie die Tür sehr behutsam und trat ins Freie. Sie erschauerte sacht, als ihr die kalte Luft das Hemd um die Beine blies. Sie

bückte sich und tastete sich in der Dunkelheit vor. Kein Eimer. Wo...

Aus dem Augenwinkel sah sie eine kurze Bewegung und fuhr herum. Im ersten Augenblick dachte sie, es sei Obadiah Henderson, der auf der Bank neben ihrer Tür saß, und ihr Herz krampfte sich zusammen wie eine Faust, als er aufstand. Dann begriff sie, und sie lag in Rogers Armen, noch bevor ihr Verstand bewusst registrieren konnte, wie er aussah.

Sprachlos an ihn gepresst, hatte sie dann Zeit, Details wahrzunehmen: sein geschwungenes Schlüsselbein an ihrem Gesicht, den Geruch zu lange getragener Kleider, die so lange nicht mehr gewaschen worden waren, dass sie nicht einmal mehr nach Schweiß rochen, sondern nach dem Wald, den er durchwandert hatte, der Erde, auf der er geschlafen hatte, und vor allem nach dem bitteren Rauch, den er eingeatmet hatte. Die Kraft seines Arms, der sie umfing, und das Kratzen seines Bartes auf ihrer Haut. Das aufgeborstene, alte Leder seiner Schuhe unter ihren nackten Zehen und die Form der Knochen seiner Füße, die darin steckten.

»Du bist es«, sagte sie und weinte. »Du bist wieder zu Hause!«

»Aye, ich bin zu Hause«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Geht’s dir gut? Und Jemmy?«

Sie lockerte ihre Umklammerung seiner Rippen, und er lächelte sie an - wie seltsam, sein Lächeln durch einen dichten, schwarzen Bart zu sehen, wenn auch das Mondlicht die vertraute Rundung seiner Lippen zeigte.

»Alles in Ordnung. Und du?« Sie schluchzte, und ihr liefen die Augen über, als sie ihn ansah. »Was machst du denn hier draußen, zum Kuckuck? Warum hast du nicht geklopft?«

»Aye. Bestens. Ich wollte dir keinen Schrecken einjagen. Ich dachte, ich schlafe hier draußen und klopfe am frühen Morgen. Warum weinst du denn?«

In diesem Moment begriff sie, dass er nicht deshalb flüsterte, um Jemmy nicht zu wecken; das bisschen Stimme, das er hatte, war eine zerschlissene Hülle, tonlos und außer Atem. Und doch sprach er deutlich und brachte seine Worte ohne Zwang hervor, ohne sein früheres, schmerzerfülltes Zögern.

»Du kannst sprechen«, sagte sie und wischte sich hastig mit dem Handrücken über die Augen. »Ich meine - besser.« Früher einmal hätte sie aus Rücksicht auf seine Gefühle gezögert, seinen Hals zu berühren, doch sie war instinktiv so klug, die plötzliche Intimität des Schocks nicht ungenutzt zu lassen. Möglich, dass die Spannungen wiederkehrten und sie erneut Fremde wurden, doch im Moment, in *diesem* Moment konnte sie in der Dunkelheit alles sagen, alles tun, und sie legte ihre Finger auf die warme, raue Narbe, berührte den Einschnitt, der ihm das Leben gerettet hatte, eine glatte, weiße Linie in seinem Bart.

»Tut es immer noch weh, wenn du redest?«

»Es tut weh«, krächzte er leise, und sein Blick traf den ihren, dunkel und sanft im Mondschein. »Aber ich kann es tun. Ich werde es tun - Brianna.«

Sie trat zurück, eine Hand auf seinem Arm, denn es widerstrebte ihr, ihn loszulassen.

»Komm herein«, sagte sie. »Es ist kalt hier draußen.«

Ich hatte diverse Einwände gegen Kaminfeuer, angefangen bei den Splittern unter meinen Fingernägeln und dem Harz an meinen Händen bis hin zu den Blasen, Brandwunden und der schieren, ärgerlichen Feindseligkeit des Elementes. Zwei Dinge musste ich aber eingestehen: Es war unleugbar warm, und es tauchte den Liebesakt in ein gedämpftes Licht von solcher Schönheit, dass man alle Hemmungen der Nacktheit getrost vergessen konnte.

Unsere beiden Schatten verschwammen an der Wand, hier ein Arm oder Bein, dort die Wölbung von Rücken oder Flanke, deutlich als Teil eines sich wiegenden Tiers erkennbar. Jamies Kopf tauchte auf, eine große, langmähnige Kreatur, die sich über mir erhob, den Rücken haltlos aufgebäumt.

Ich fuhr mit den Fingern über schimmernde Haut und bebende Muskeln, strich über die glänzenden Haare auf Armen und Brust, um meine Hände dann in der Wärme seines Haars zu vergraben und ihn keuchend auf die dunkle Mulde zwischen meinen Brüsten hinunterzuziehen.

Ich hielt die Augen halb geschlossen, genau wie meine Beine, denn ich wollte seinen Körper noch nicht freigeben, die Illusion der Einheit noch nicht aufgeben - wenn es denn eine Illusion war. Wie oft würde ich ihn wohl noch so halten, vielleicht sogar im Zauber des Feuerscheins?

Ich klammerte mich mit aller Kraft an ihn und an das ersterbende Pulsieren meines Körpers. Doch wer versucht, die Freude festzuhalten, vertreibt sie nur, und innerhalb weniger Sekunden war ich nur noch ich selbst. Die dunkle Krampfader an meinem Knöchel war selbst im Schein des Feuers deutlich zu sehen.

Ich ließ seine Schultern los und griff zärtlich in die drahtigen Locken seines Haars. Er drehte den Kopf zur Seite und küsste meine Brust, dann bewegte er sich seufzend und glitt neben mich.

»Und man sagt, Hühner mit Zähnen sind selten«, sagte er und betastete vorsichtig einen tiefen Bissabdruck auf seiner Schulter.

Ich lachte auf. Dann stützte ich mich auf einen Ellbogen und warf einen Blick zum Kamin.

»Was ist denn?«

»Ich überzeuge mich nur davon, dass meine Kleider nicht in Flammen aufgehen.« Im Eifer des Gefechtes hatte ich nicht großartig darauf geachtet, wohin er meine Kleidungsstücke geworfen hatte, aber sie schienen in sicherer Entfernung von den Flammen gelandet zu sein; der Rock lag in einem Häufchen neben dem Bett, und Mieder und Hemd waren irgendwie in entgegengesetzten Ecken des Zimmers angekommen. Mein improvisierter Büstenhalter war nirgends zu sehen.

Das Licht flackerte über die weiß gekälkten Wände, und das Bett war voller Schatten.

»Du bist wunderschön«, flüsterte er mir zu.

»Wenn du das sagst.«

»Glaubst du mir etwa nicht? Habe ich dich schon jemals belogen?«

»Das meine ich gar nicht. Ich meine - wenn du es sagst, ist es wahr. Du machst es wahr.«

Er seufzte und legte sich so hin, dass es für uns beide gemütlich war. Im Kamin zerbarst ein Holzscheit; und als die Hitze auf eine verborgene Feuchtigkeitsspur traf, stiebte ein goldener Funkenschauer auf, der zischend verlosch. Ich sah zu, wie das frische Holz erst schwarz, dann rot wurde und schließlich weiß glühend aufflammte.

»Sagst du dasselbe auch über mich, Sassenach?«, fragte er plötzlich. Er klang verlegen, und ich drehte ihm den Kopf zu und musterte ihn überrascht.

»Sage ich was? Dass du schön bist?« Mein Mund verzog sich unwillkürlich, und er lächelte ebenfalls.

»Nun... das nicht gerade. Aber zumindest, dass du es ertragen kannst, mich anzusehen.«

Ich zeichnete die schwach sichtbare, weiße Linie der Narbe auf seinen Rippen nach, die vor langer Zeit ein Schwert hinterlassen hatte. Die längere, wulstigere Narbe des Bajonetts, das ihm den Oberschenkel der Länge nach aufgeschlitzt hatte. Den Arm, der mich festhielt, gebräunt und rau, die Härchen darauf von den langen Tagen voll Sonne und Arbeit weißgolden gebleicht. Neben meiner Hand lag sein Glied zusammengerollt zwischen seinen Oberschenkeln, weich und klein jetzt und empfindlich in seinem Nest aus auberginefarbenem Haar.

»Für mich bist du schön, Jamie«, sagte ich schließlich leise. »So schön, dass es mir das Herz bricht.«

Seine Hand fuhr über die Wölbungen meiner Wirbelsäule, eine nach der anderen.

»Aber ich bin doch ein alter Mann«, sagte er lächelnd. »Oder ich sollte einer sein. Ich habe weiße Haare auf dem Kopf; mein Bart ist grau geworden.«

»Silbern«, sagte ich und strich über die weichen Bartstoppeln an seinem Kinn, die gescheckt waren wie ein Patchworkquilt. »Hier und da.«

»Grau«, sagte er beharrlich. »Und löcherig dazu. Und doch...« Er sah mich an, und sein Blick wurde sanfter. »Und doch brenne ich, wenn ich zu

dir komme, Sassenach - und ich glaube, das wird auch so bleiben, bis wir beide zu Asche verbrennen.«

»Meinst du das poetisch?«, fragte ich vorsichtig. »Oder wörtlich.«

»Oh«, sagte er. »Nein. Ich wollte nicht... nein.« Er legte den Arm fester um mich und neigte mir den Kopf zu.

»Was das angeht, so bin ich mir nicht sicher. Wenn es so weit kommen sollte -«

»Es wird aber nicht so weit kommen.«

Sein Lachen hauchte durch mein Haar.

»Du klingst, als wärst du dir da sehr sicher, Sassenach.«

»Die Zukunft lässt sich ändern; ich tue es doch andauernd.«

»Oh, aye?«

Ich drehte mich ein Stück zur Seite, um ihn anzusehen.

»Ja. Sieh dir Mairi MacNeill an. Wenn ich letzte Woche nicht da gewesen wäre, wäre sie gestorben, und ihre Zwillinge mit ihr. Aber ich *war* da, und sie sind nicht gestorben.«

Ich legte mir eine Hand in den Nacken und beobachtete die Reflektion der Flammen, die wie Wellen über die Deckenbalken huschten.

»Ich frage mich natürlich - es gibt viele Menschen, die ich nicht retten kann, aber manchmal gelingt es mir ja. Wenn jemand meinetwegen am Leben bleibt und später Kinder bekommt, die dann *auch* wieder Kinder bekommen, und so weiter... nun, wenn du zum Beispiel in meiner Zeit ankommst, gibt es wahrscheinlich dreißig oder vierzig Menschen auf der Welt, die es sonst nie gegeben hätte, hm? Und sie alle haben in der Zwischenzeit ihr Leben gelebt-meinst du nicht, dass dies eine Änderung der Zukunft ist?« Zum ersten Mal stellte ich mir die Frage, wie intensiv ich gerade zur Bevölkerungsexplosion des zwanzigsten Jahrhunderts beitrug.

»Aye«, sagte er langsam. Er ergriff meine freie Hand und malte mit seinem langen Finger die Linien auf meiner Handfläche nach.

»Aye, aber es ist *ihre* Zukunft, die du da veränderst, Sassenach, und vielleicht ist es dir ja bestimmt.« Er nahm meine Hand in die seine und zog sanft an meinen Fingern. Ein Gelenk knackte mit einem Geräusch wie ein Holzscheit, das im Ofen birst. »Im Lauf der Geschichte haben Ärzte doch sicher vielen Menschen das Leben gerettet.«

»Natürlich. Und nicht nur Ärzte.« Hingerissen von der Überzeugungskraft meiner Argumente, setzte ich mich auf. »Aber das spielt keine Rolle - verstehst du denn nicht? Du -« Ich zeigte mit dem Finger auf ihn. »Du hast doch auch schon dann und wann einen Menschen gerettet. Fergus? lan? Und hier sind sie nun beide, leben vor sich hin, pflanzen sich fort und so weiter. Du hast für sie doch die Zukunft verändert, nicht wahr?«

»Aye, nun ja... vielleicht. Aber mir blieb doch gar nichts anderes übrig, oder?«

Diese simple Frage machte mich sprachlos, und wir lagen eine Weile schweigend da und sahen zu, wie das Licht über die weiß verputzte Wand flackerte. Schließlich bewegte er sich an meiner Seite und sprach weiter.

»Ich sage das nicht, weil ich mir Mitleid wünsche«, sagte er. »Aber siehst du... dann und wann schmerzen mich meine Knochen ein wenig.« Ohne mich anzusehen, spreizte er seine verkrüppelte Hand und wandte sie im Licht hin und her, so dass seine gekrümmten Finger einen Schatten an die Wand warfen, der die Gestalt einer Spinne hatte.

Dann und wann. Ich wusste es sehr gut. Ich kannte die Grenzen des menschlichen Körpers - und seine Wunder. Ich hatte oft genug gesehen, wie er sich nach getaner Tagesarbeit niedersetzte und ihm die Erschöpfung in jede Falte seines Gesichtes geschrieben stand. Hatte gesehen, wie er sich an kalten Tagen morgens langsam erhob und hartnäckig gegen den Protest seiner Knochen und Muskeln ankämpfte. Ich wäre jede Wette eingegangen, dass er seit Culloden keinen einzigen schmerzfreien Tag mehr erlebt hatte, und die Schäden, die sein Körper im Krieg genommen hatte, verschlimmerten sich durch Feuchtigkeit und widrige Lebensbedingungen. Ebenso wäre ich jede Wette eingegangen, dass er niemals ein Wort davon gesagt hatte. Bis jetzt.

»Ich weiß«, sagte ich leise und berührte seine Hand. Die unregelmäßige Narbe, die ihm das Bein zerfurchte. Die kleine Mulde in seinem Arm, die eine Gewehrkugel hinterlassen hatte.

»Aber nicht, wenn ich bei dir bin«, sagte er und bedeckte meine Hand, die auf seinem Arm lag. »Wusstest du, dass ich nur dann keine Schmerzen habe, wenn ich bei dir im Bett liege, Sassenach? Wenn ich dich nehme, wenn ich in deinen Armen liege - dann sind meine Wunden geheilt, und meine Narben sind vergessen.«

Ich seufzte und legte meinen Kopf in seine Schulterbeuge. Mein Oberschenkel drückte sich an den seinen, meine weichen Muskeln schmiegten sich um sein härteres Bein.

»Meine auch.«

Er schwieg eine Weile und strich mir mit seiner gesunden Hand über das Haar. Es war wild und buschig. Durch unsere Bewegungen hatte es sich aus seiner Befestigung gelöst, und er strich die lockigen Strähnen einzeln glatt und kämmte sie zwischen seinen Fingern aus.

»Dein Haar ist wie eine große Sturmwolke, Sassenach«, murmelte er und klang, als schliefe er schon halb. »Voll Dunkelheit und Licht zugleich. Du hast keine zwei Haare, die dieselbe Farbe haben.«

Er hatte Recht; die Locke zwischen seinen Fingern wies Strähnen aus purem Weiß auf, silberne und blonde, dunkle Streifen, die schwarz wie ein Zobel waren, und an mehreren Stellen hatte es noch das Hellbraun meiner Jugend.

Seine Finger wanderten unter die Masse meines Haars, und ich spürte, wie sich seine Hand um meinen Schädelknochen legte, so dass er meinen Kopf wie einen Kelch hielt.

»Ich habe meine Mutter in ihrem Sarg gesehen«, sagte er schließlich. Sein Daumen berührte mein Ohr und fuhr an der gewölbten Außenkante entlang bis zum Ohrläppchen. Seine Berührung ließ mich erschauern.

»Die Frauen hatten ihr das Haar geflochten, damit sie anständig aussah, aber mein Vater wollte das nicht. Ich habe ihn gehört. Aber er hat nicht gebrüllt, sondern er war ganz leise. Er wollte sie das letzte Mal so sehen,

wie sie für ihn gewesen war, hat er gesagt. Die Frauen haben gesagt, er sei ja halb von Sinnen vor Trauer, er sollte sie nur machen lassen und still sein. Er hat gar nicht erst versucht, weiter mit ihnen zu diskutieren, sondern ist selbst zum Sarg gegangen. Er hat ihre Zöpfe gelöst und ihr Haar mit beiden Händen über das Kissen gebreitet. Sie hatten Angst, ihn davon abzuhalten.«

Er hielt inne, und sein Daumen kam zur Ruhe.

»Ich war dabei, hab' still in einer Ecke gestanden. Als sie alle ins Freie gegangen sind, um den Priester zu begrüßen, habe ich mich herangeschlichen. Ich hatte noch nie einen Toten gesehen.«

Ich umschloss wortlos seinen Unterarm mit den Fingern. Meine Mutter hatte sich eines Morgens von mir verabschiedet, mich auf die Stirn geküsst und die Spange wieder befestigt, die mir aus den Locken gefallen war. Ich hatte sie nie wieder gesehen. Ihr Sarg war geschlossen gewesen.

»War - sie es noch?«

»Nein«, sagte er leise. Er blickte mit halb geschlossenen Lidern ins Feuer. »Nicht ganz. Das Gesicht sah ihr ähnlich, mehr nicht. Als hätte jemand versucht, sie aus Birkenholz zu schnitzen. Aber ihr Haar - das war immer noch lebendig. Es war immer noch... sie.«

Ich hörte, wie er schluckte und sich leise räusperte.

»Das Haar lag ihr auf der Brust, so dass es das Kind bedeckte, das bei ihr lag. Ich dachte, es wäre ihm vielleicht unangenehm, so erdrückt zu werden. Also habe ich die roten Locken angehoben, damit er Luft bekam. Ich konnte ihn sehen - meinen kleinen Bruder, der in ihren Armen zusammengekuschelt lag, seinen Kopf auf ihrer Brust, ganz gemütlich und dunkel unter dem Vorhang aus Haaren. Also dachte ich, nein, er wäre bestimmt zufriedener, wenn ich ihn so ließ - also habe ich ihr Haar wieder über seinen Kopf gelegt.« Er holte tief Luft, und ich spürte, wie sich seine Brust unter meiner Wange hob. Seine Finger fuhren sanft durch mein Haar.

»Sie hatte kein einziges, weißes Haar, Sassenach. Nicht eins.«

Ellen Fraser war im Alter von achtunddreißig Jahren im Kindbett gestorben. Meine Mutter war zweiunddreißig gewesen. Und ich... ich

besaß die Fülle all dieser Jahre, die ihnen entgangen waren. Und noch mehr.

»Zu sehen, wie dich die Jahre verändern, erfüllt mich mit Freude, Sassenach«, flüsterte er. »Denn es bedeutet, dass du am Leben bist.«

Er hob die Hand und ließ mein Haar langsam fallen, so dass es mein Gesicht streifte, mir über die Lippen hauchte, mir weich und schwer über Hals und Schultern glitt und sich wie Federn auf die Ansätze meiner Brüste legte.

»Mo nighean donn«, flüsterte er, *»mo chridhe.* Meine braunhaarige Liebste, mein Herz. Komm zu mir. Bedecke mich. Schütze mich, *a bhean,* heile mich. Brenne mit mir, wie ich für dich brenne.«

Ich lag auf ihm, bedeckte ihn, meine Haut, seine Knochen, und immer noch - immer noch! - jener glühende, leuchtende Punkt, der uns verband. Ich ließ mein Haar um uns beide fallen, und in der flackernden Höhle seiner Dunkelheit antwortete ich flüsternd.

»Bis wir beide zu Asche verbrennen.«

86

Träume sind Schäume

Fraser's Ridge

Oktober 1771

Roger war schlagartig wach, ohne dass ihm ein allmählicher Übergang über die Schläfrigkeit vergönnt gewesen wäre; sein Körper war bewegungsunfähig, doch sein Verstand hellwach, seine Ohren auf das Echo des Geräusches gerichtet, das ihn geweckt hatte. Er konnte sich nicht bewusst an Jemmys Jammern erinnern, doch es hallte in seinem inneren Ohr wider und erfüllte ihn mit jener Kombination aus Hoffnung und Resignation, die das Schicksal des Elternteils ist, der leichter wach wird.

Der Schlaf zerrte an ihm und zog ihn wieder unter die Oberfläche des Schlummers wie ein Zehn-Tonnen-Klotz, der an seinen Fuß gekettet war. Ein leises Rascheln war schuld daran, dass sein Kopf noch kurz über der Oberfläche blieb.

»Schlaf wieder ein«, dachte er intensiv in Richtung des Kinderbetts. *»Schhhh. Pssst. Still. Schlaaaf wieeder ein.«* Diese telepathische Hypnose funktionierte nur selten, aber damit schob er die Notwendigkeit, sich zu bewegen, noch ein paar kostbare Sekunden vor sich her. Und dann und wann geschah das Wunder, und sein Sohn schlief tatsächlich wieder ein und überließ sich entspannt der warmen Nässe seiner feuchten Windel und seinen krümelverschmierten Träumen.

Roger hielt den Atem an und klammerte sich an den zerfransenden Saum des Schlafes, hütete die wertvollen Sekunden der Reglosigkeit wie einen Schatz. Dann erklang ein weiteres, leises Geräusch, und er war unverzüglich auf den Beinen.

»Brianna? Brianna, was ist los?« Das »r« in ihrem Namen flatterte kaum hörbar in seiner Kehle, doch ließ er sich davon nicht ablenken. Seine ganze Aufmerksamkeit galt ihr.

Sie stand an der Wiege, eine geisterhafte Säule in der Dunkelheit. Er berührte sie, packte sie an den Schultern. Sie hatte die Arme fest um den kleinen Jungen geschlungen, und sie zitterte vor Kälte und Angst.

Instinktiv zog er sie dicht an sich, und sie steckte ihn mit ihrer Kälte an. Er spürte, wie die Kühle sein Herz erfasste, und zwang sich, sie noch fester zu halten, nicht in die leere Wiege zu schauen.

»Was ist denn?«, flüsterte er. »Ist es Jemmy? Was ist denn... passiert?«

Ihr ganzer Körper erschauerte der Länge nach, und er spürte durch den dünnen Stoff ihres Hemdes, wie sie eine Gänsehaut bekam. Er spürte, wie ihm trotz der Wärme des Zimmers die Haare auf seinen Armen zu Berge standen.

»Nichts«, sagte sie. »Er hat nichts.« Ihre Stimme war belegt, doch sie hatte Recht; als Jemmy sich jetzt beim Aufwachen unangenehm zwischen seinen Eltern eingeklemmt wiederfand, jaulte er überrascht und entrüstet auf und fing an, wie ein Rührbesen mit Armen und Beinen zu rudern.

Sein kraftvolles Hämmern durchspülte Roger mit einer warmen Woge der Erleichterung und schwemmte die kalten Bilder aus seinem Kopf, die ihn bei Briannas Anblick erfüllt hatten. Unter leichten Schwierigkeiten entwand er Jemmy den Armen seiner Mutter und hievte ihn auf seine Schulter.

Er klopfte ihm beruhigend auf den kleinen Rücken - eine Beruhigung, die ihm selbst genauso wie Jemmy galt - und zischte leise zwischen den Zähnen hindurch. Jemmy, der sich von dieser vertrauten Prozedur trösten ließ, gähnte herzhaft, entspannte sich zu einem leblosen Gewicht und fing an, Roger im steigenden und sinkenden Tonfall einer entfernten Sirene ins Ohr zu summen.

»PapiiPapiiPapii...«

Brianna stand nach wie vor an der Wiege und hatte ihre leeren Arme jetzt um sich selbst geschlungen. Roger streckte seine freie Hand aus und

strich ihr über das Haar, über die feste Schulter und zog sie dicht an sich.

»Schhh«, sagte er zu ihnen beiden. »Schhh, schhh. Jetzt ist alles gut, schhh.«

Sie legte die Arme um ihn, und er konnte die Nässe in ihrem Gesicht durch sein Leinenhemd spüren. Seine andere Schulter war schon von Jemmys schläfriger, verschwitzter Wärme durchfeuchtet.

»Komm wieder ins Bett«, sagte er leise. »Komm unter die Decke; es ist... kalt hier draußen.« Das stimmte nicht; die Luft in der Hütte war warm. Dennoch kam sie mit.

Brianna streckte die Arme nach dem Kind aus und legte es an ihre Brust, noch bevor sie sich selbst hinlegte. Jemmy, der niemals nein sagte, wenn es etwas zu essen gab, nahm das Angebot mit Feuereifer an und rollte sich am Bauch seiner Mutter, die es sich auf der Seite bequem machte, zu einem zufriedenen Apostroph zusammen.

Roger glitt hinter ihr ins Bett und ahmte die Körperhaltung seines Sohnes nach, indem er seine Knie in ihre Kniekehlen schmiegte und seinen Körper in ihrem Rücken zu einem schützenden Komma krümmte. Nunmehr sicher interpunktiert, entspannte sich Brianna ganz allmählich, obwohl Roger spüren konnte, dass sie immer noch nicht ganz losließ.

»Ist es jetzt besser?«, fragte er leise. Ihre Haut fühlte sich immer noch klamm an, erwärmte sich jedoch zunehmend.

»Ja.« Sie holte tief Luft und atmete erschauernd in einem Seufzer aus. »Ich hatte einen Alptraum. Tut mir Leid, dass ich dich geweckt habe.«

»Schon gut.« Er streichelte die Wölbung ihrer Hüfte, wieder und wieder, so als wollte er ein Pferd beruhigen. »Möchtest du ihn mir erzählen?« Er hoffte es, obwohl Jemmys rhythmische Sauggeräusche ausgesprochen beruhigend wirkten und er spürte, wie ihn sachte der Schlaf überkam, als ihnen gemeinsam wärmer wurde und sie zu dritt miteinander verschmolzen wie Kerzenwachs.

»Ich habe gefroren«, sagte sie leise. »Ich glaube, die Decke muss heruntergefallen sein. Aber im Traum war mir kalt, weil das Fenster offen stand.«

»Hier? Eins von diesen Fenstern?« Roger deutete mit erhobener Hand auf das schwach sichtbare Rechteck des Fensters an der gegenüberliegenden Wand. Selbst inmitten der finstersten Nacht war die Ölhaut der Fensterbespannung ein kleines bisschen heller als die Dunkelheit, die sie umgab.

»Nein.« Sie holte tief Luft. »Es war in dem Haus in Boston, in dem ich aufgewachsen bin. Ich war im Bett und bin von der Kälte wach geworden - im Traum. Ich bin aufgestanden, um nachzusehen, woher der Durchzug kam.«

Das Studierzimmer ihres Vaters hatte Glastüren. Der kalte Wind kam dorther und blies die langen, weißen Vorhänge in das Zimmer. Die Wiege stand neben dem antiken Schreibtisch, und das Ende einer dünnen, weißen Decke flatterte im Wind.

»Er war fort.« Ihre Stimme war jetzt gemessen, verhakte sich jedoch eine Sekunde, als die Erinnerung an ihren Schreck sie erneut überrollte. »Jemmy war fort. Die Wiege war leer, und ich wusste, dass etwas zum Fenster herein gekommen war und ihn mitgenommen hatte.«

Sie presste sich rückwärts an ihn, suchte unbewusst Sicherheit. »Ich hatte Angst davor - was es auch immer war - aber das war egal - ich musste Jemmy finden.«

Sie hatte eine Hand zur Faust geballt unter ihrem Kinn liegen. Er umarmte sie, umfing die Hand mit der seinen und drückte sie leicht.

»Ich habe die Vorhänge aufgerissen und bin ins Freie gelaufen - und da war gar nichts. Nur Wasser.« Sie zitterte, als sie daran dachte.

»Wasser?« Er streichelte ihre geballte Faust mit dem Daumen, um sie zu beruhigen.

»Das Meer. Die See. Nur - Wasser, das gegen die Kante der Terrasse klatschte. Es war dunkel, und ich wusste, dass es unendlich tief war und dass Jemmy dort unten war; er war ertrunken, und ich war zu spät -« Ihre Stimme versagte, doch dann fing sie sich wieder und fuhr etwas gefasster fort. »Aber ich bin trotzdem hineingesprungen; ich musste es tun. Es war dunkel, und ringsum waren Lebewesen mit mir im Wasser - ich konnte sie

nicht sehen, aber sie sind an mir vorbeigestrichen, große Wesen. Ich habe mich umgesehen und umgesehen, aber ich konnte nichts erkennen, und dann ist es plötzlich im Wasser heller geworden, und ich - ich habe ihn gesehen.«

»Jemmy?«

»Nein. Bonnet. Stephen Bonnet.«

Roger zwang sich, still zu halten, keinen Muskel anzuspannen. Sie träumte viel; er stellte sich oft vor, dass die Träume, die sie ihm nicht erzählen wollte, von Bonnet handelten.

»Er hatte Jemmy im Arm und lachte. Ich bin zu ihm gegangen, um ihm Jemmy abzunehmen, und Bonnet hat ihn hochgehalten, so dass ich ihn nicht fassen konnte. Er hat es immer wieder getan, und ich habe versucht, auf ihn einzuschlagen, und er hat einfach nur meine Hand gepackt und gelacht. Dann hat er aufgeblickt, und sein Gesicht hat sich verändert.«

Sie holte tief Luft und ergriff Rogers Finger, an die sie sich zum Trost anklammerte.

»Einen solchen Gesichtsausdruck habe ich noch nie gesehen, Roger, noch nie. Hinter mir war etwas, das er sehen konnte, etwas, das näher kam - und es hat ihm eine Angst eingejagt, die ich noch nie bei einem Menschen gesehen habe. Er hielt mich ja fest; ich konnte mich nicht umdrehen, um einen Blick darauf zu werfen, und ich konnte nicht fort - und ich konnte Jemmy nicht im Stich lassen.«

Sie lachte zittrig auf.

»Die Großmutter meiner Freundin Gayle hat immer gesagt, wenn man im Traum von einer Klippe stürzt und auf dem Boden auftrifft, stirbt man. Meinst du, das gilt auch, wenn man von einem Seeungeheuer gefressen wird?«

»Nein. Außerdem wacht man aus solchen Träumen immer rechtzeitig auf.«

»Bis jetzt ja.« Sie klang ein wenig skeptisch. Dennoch war sie jetzt, nachdem sie ihm den Traum erzählt hatte, von seinem Schrecken befreit;

ihr Körper gab auch den letzten Widerstand auf, und sie atmete tief und entspannt; er konnte spüren, wie sich ihr Brustkorb unter seinem Arm hob und senkte.

»Und das bleibt auch so. Jetzt mach dir keine Sorgen: Jemmy ist in Sicherheit. Ich bin hier; ich beschütze euch beide.« Er legte sanft den Arm um sie und umfasste Jemmys fetten, kleinen, von seiner Leinenwindel gewärmten Hintern. Nachdem seine körperlichen Bedürfnisse gestillt worden waren, war Jemmy in eine friedliche Bewusstlosigkeit gesunken, deren Tiefe ansteckend war. Brianna seufzte. Sie legte ihre Hand auf Rogers und drückte sie leicht.

»Auf dem Schreibtisch lagen Bücher«, sagte sie und fing an, sich schläfrig anzuhören. »Auf Papas Schreibtisch. Ich konnte sehen, dass er gearbeitet hatte - überall lagen aufgeschlagene Bücher und verstreute Papiere. Mitten auf dem Schreibtisch lag ein beschriebenes Blatt Papier; ich wollte es lesen, um zu sehen, woran er gearbeitet hatte - aber ich konnte mich nicht aufhalten.«

»Mm-hm.«

Brianna erschauerte leicht, und als sie sich bewegte, raschelten die Maisblätter in der Matratze, eine winzige, seismische Störung in ihrem kleinen, warmen Universum. Sie verkrampfte sich, um gegen den Schlaf anzukämpfen, dann entspannte sie sich, und seine Hand umfasste ihre Hand.

Roger lag wach und sah zu, wie das Fensterrechteck langsam heller wurde, während er seine Familie in den Armen geborgen hielt.

Der Himmel war bedeckt und der Morgen kühl, aber die Luft war sehr feucht; Roger konnte den Schweißfilm auf seinem Körper spüren wie die Haut auf gekochter Milch. Es war erst eine Stunde nach Tagesanbruch; sie konnten das Haus noch sehen, und schon kribbelte seine Kopfhaut, und schwere Tropfen sammelten sich in seinem Nacken unter dem Zopf.

Er dehnte resigniert die Schultern, und das erste Rinnsal kroch ihm kitzelnd über die Wirbelsäule. Immerhin linderte das Schwitzen den

Muskelkater; seine Arme und Schultern waren heute Morgen so steif gewesen, dass Brianna ihm beim Ankleiden helfen musste. Sie hatte ihm das Hemd über den Kopf gezogen und ihm mit geschickten Fingern den Hosenlatz zugeknöpft.

Er lächelte innerlich bei dem Gedanken daran, was diese Finger sonst noch getan hatten. Es hatte ihn vorübergehend von seinen steifen Muskeln abgelenkt und die beunruhigenden Traumerinnerungen verbannt. Er reckte sich stöhnend und spürte dabei, wie seine Muskeln an den empfindlichen Sehnen zerrten. Das saubere Leinen klebte ihm bereits an Brust und Rücken.

Jamie war vor ihm auf dem Pfad, und dort, wo ihm der Riemen der Wasserflasche quer über den Rücken hing, bildete sich deutlich sichtbar eine feuchte Stelle. Roger nahm leicht getröstet zur Kenntnis, dass auch sein Schwiegervater sich heute Morgen nicht mit seiner üblichen, panthergleichen Eleganz bewegte. Er wusste, dass der Schotte auch nur ein Mensch war, doch es war beruhigend, diese Tatsache dann und wann bestätigt zu bekommen.

»Meinst du, das Wetter hält sich?«, fragte Roger, um überhaupt irgendetwas zu sagen. Jamie war nie besonders redselig, aber heute Morgen schien er ungewöhnlich still zu sein und hatte seit seinem »Aye, Morgen« als Erwiderung auf Rogers Begrüßung kaum etwas gesagt. Vielleicht lag es an dem grauen Tag, der mit Regen drohte - oder ihn versprach.

Der Himmel wölbte sich tief und stumpf über ihnen wie die Innenseite einer Zinnschale. Ein Nachmittag in der Hütte, wenn der Regen gegen die Ölhautfenster hämmerte und Jemmy sich friedlich zu einem Nickerchen zusammengerollt hatte, während seine Mutter sich ihres Hemdes entledigte und im sanften, grauen Licht zu ihm ins Bett kam... aye, nun ja, manche Arten, ins Schwitzen zu kommen, waren einfach besser als andere.

Jamie blieb stehen und spähte zum drückenden Himmel hinauf. Er schloss seine rechte Hand mühsam zu einer Faust, dann öffnete er sie langsam wieder. Sein steifer Ringfinger erschwerte ihm Kleinarbeiten wie das Schreiben, doch dafür hatte er einen zweifelhaften Vorteil; seine

geschwollenen Gelenke signalisierten Regen so verlässlich wie ein Barometer.

Jamie wackelte versuchsweise mit dem Finger und lächelte Roger schwach zu.

»Nur ein leichtes Ziehen«, sagte er. »Kein Regen vor Anbruch der Dunkelheit.« Er reckte sich und entspannte zur Vorbereitung seinen Rücken, dann seufzte er. »Na dann los, aye?«

Roger sah noch einmal zurück; Haus und Blockhütte waren verschwunden. Er warf einen stirnrunzelnden Blick auf Jamies Rücken und debattierte mit sich selbst. Bis zu dem neuen Feld war es fast eine halbe Meile; reichlich Zeit für ein Gespräch. Aber nicht die richtige Zeit, noch nicht. Es war eine Angelegenheit, die er unter vier Augen und in Ruhe ansprechen musste- also später, wenn sie Mittagspause machten.

Die Atmosphäre im Wald war gedämpft, die Luft reglos und schwer. Sogar die Vögel schwiegen, nur dann und wann barst die Maschinengewehrsalve eines Spechts durch die Stille. Lautlos wie die Indianer bahnten sie sich auf dem verrotteten Laub ihren Weg durch den Wald und traten so abrupt aus dem Eichendickicht, dass ein Krähenschwarm kreischend von der aufgerissenen Erde des frisch gerodeten Feldes auffuhr wie Dämonen auf der Flucht aus der Unterwelt.

»Himmel«, murmelte Jamie und bekreuzigte sich unwillkürlich. Der Anblick schnürte Roger die Kehle zu, und sein Magen ballte sich zusammen. Die Krähen hatten an etwas gefressen, das in einer Mulde lag, die ein entwurzelter Baum hinterlassen hatte; alles, was er über die gezackten Erdklumpen hinweg sehen konnte, war eine bleiche Rundung, die verstörend an eine nackte Schulter erinnerte.

Es *war* eine nackte Schulter - die eines Schweins. Jamie hockte sich neben den Kadaver des Schweins und betrachtete stirnrunzelnd die bläulichen Schwielen, die sich über die dicke, helle Haut zogen. Angewidert berührte er die tiefen Furchen in der Flanke des Tiers; Roger konnte das geschäftige Hin und Her der Fliegen in den schwarzroten Löchern sehen.

»Bär?«, fragte er und hockte sich neben Jamie. Sein Schwiegervater schüttelte den Kopf.

»Katze.« Er strich die steifen, spärlich gesäten Borsten hinter dem Ohr beiseite und deutete auf die bläulichen Bisswunden in den Speckfalten. »Hat ihm mit einem Biss das Genick gebrochen. Und siehst du die Krallenspuren?« Roger hatte sie zwar gesehen, doch ihm fehlte das nötige Wissen, um die Spuren einer Bärentatze von denen eines Panthers zu unterscheiden. Er sah sie sich genau an und prägte sich das Muster ein.

Jamie stand auf und wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht.

»Ein Bär hätte mehr von dem Kadaver gefressen. Dieser ist ja kaum angerührt. Aber bei Katzen kommt es vor - dass sie ein Tier erlegen, es liegen lassen und dann tagelang zurückkommen, um daran zu knabbern.«

Trotz der Schwüle regte sich ein kühles Prickeln in Rogers Nackenhaaren. Es war nur zu leicht, sich vorzustellen, wie sich hinter ihm im schattigen Gebüsch ein gelbes Augenpaar kühl und abschätzend auf die Stelle heftete, wo sein Schädel auf die zerbrechliche Wirbelsäule stieß.

»Meinst du, sie ist noch in der Nähe?« Er sah sich um und versuchte, sich einen lockeren Anschein zu geben. Der Wald hatte sich nicht verändert, und doch kam ihm die Stille jetzt unnatürlich und gruselig vor.

Jamie wedelte ein paar lästige Fliegen fort und runzelte die Stirn.

»Aye, vielleicht. Das Tier ist noch nicht lange tot; noch keine Maden.« Er wies auf die klaffende Wunde in der Flanke des Schweins und bückte sich dann, um die starren Beine zu packen. »Komm, wir hängen es auf. Es ist zu viel Fleisch, um es zu verschwenden.«

Sie schleiften den Kadaver zu einem Baum mit einem niedrigen, kräftigen Querast. Jamie griff in seinen Ärmel und zog ein schmutziges Tuch heraus, das er sich um den Kopf band, damit ihm der Schweiß nicht in den Augen brannte. Roger griff ebenfalls nach seinem Halstuch - sauber gewaschen und ordentlich gebügelt - und tat das Gleiche. Um nicht mehr Wäsche schmutzig zu machen als nötig, zogen sie ihre sauberen Hemden aus und hängten sie über einen Erlenbusch.

Von den Rodungsarbeiten war ein Seil auf dem Feld liegen geblieben; Jamie wand es dem Schwein mehrfach um die Vorderbeine, dann warf er das andere Ende über den Ast. Es war ein ausgewachsener Eber, über vier Zentner Fleisch. Jamie stemmte die Füße in den Boden und zerrte an dem Seil. Die plötzliche Anstrengung ließ ihn aufstöhnen.

Roger hielt den Atem an, als er sich bückte, um beim Hochhieven des starren Kadavers zu helfen, aber Jamie hatte Recht gehabt; das Schwein war noch frisch. Er roch normalen, fleischigen Schweinegeruch, vom Tod abgeschwächt, und stechendes Blut - nichts Schlimmeres.

Raue Haare schabten über die Haut an seinem Bauch, als er die Arme um den Kadaver schlang, und er biss angewidert die Zähne zusammen. Es gibt kaum etwas Toteres als ein großes, totes Schwein. Dann ein Wort von Jamie, und der Kadaver war gesichert. Er ließ los, und das Schwein schwang sanft hin und her, ein Pendel aus Fleisch.

Roger war zum Auswringen nass; daran konnte nicht nur die Anstrengung des Hebens schuld sein. Er hatte einen großen, bräunlichen Blutfleck auf Brust und Bauch. Er massierte den Knoten in seinem Bauch mit dem Handballen und verrieb das Blut mit Schweiß. Er sah sich erneut beiläufig um. Zwischen den Bäumen regte sich nichts.

»Die Frauen werden sich freuen«, sagte er.

Jamie lachte und zog den Dolch aus seinem Gürtel.

»Das glaube ich nicht. Sie werden die halbe Nacht damit verbringen, das Schwein zu zerlegen und zu pökeln.« Er folgte Rogers Blickrichtung.

»Selbst wenn es in der Nähe ist, wird das Tier uns nicht behelligen. Katzen machen nur dann Jagd auf große Beute, wenn sie hungrig sind.« Er warf einen ironischen Blick auf die zerfetzte Flanke des baumelnden Schweins. »So ein fettes Stück besten Schinkens dürfte den Panther wohl vorerst zufriedengestellt haben. Und falls nicht -« Er warf einen bedeutungsvollen Blick auf sein langes Gewehr, das geladen am Stamm eines Hickorybaums lehnte.

Er hielt das Schwein fest, während Jamie es auswaidete, dann wickelte er die stinkende Masse der Eingeweide in das Tuch, das ihr Mittagessen

enthalten hatte, während Jamie geduldig ein Feuer aus grünen Stöckchen entfachte, das die Fliegen von dem Kadaver fern halten sollte. Weil er mit Blut, Unrat und Schweiß beschmiert war und stank, ging Roger über das Feld zu dem kleinen Bach, der am Wald vorbeifloss.

Er kniete sich hin und bespritzte sich mit Wasser. Dabei versuchte er, das Gefühl abzuschütteln, dass er beobachtet wurde. Schon mehr als einmal hatte er beim Durchwandern eines verlassenen Moors in Schottland erlebt, dass ein ausgewachsener Hirsch aus dem Nichts hochschoss und wie von Zauberhand zu seinen Füßen aus der Heide aufsprang. Jamies Worten zum Trotz war ihm nur zu gut bewusst, dass sich jederzeit ein Stück der stillen Landschaft ablösen und in Form donnernder Hufe oder knurrender Fänge zum Leben erwachen konnte.

Er spülte seinen Mund aus, spuckte aus und trank in tiefen Zügen. Seine Kehle war nach wie vor eng, und er zwang das Wasser hindurch. Er spürte immer noch den steifen, kalten Schweinekadaver, sah den verkrusteten Schlamm, die wunden Augenhöhlen, deren Inhalt die Krähen herausgepickt hatten. Seine Schultern überzogen sich mit Gänsehaut, doch die Kälte rührte nicht nur vom Wasser her, sondern auch von seinen Gedanken.

Kein großer Unterschied zwischen einem Schwein und einem Menschen. Haut zu Haut, Staub zu Staub. Ein Hieb, mehr war nicht nötig. Er reckte sich langsam und freute sich an den Resten seines Muskelkaters.

Über ihm in der Kastanie erscholl lebhaftes Krächzen. Die Krähen, schwarze Flecken im gelben Laub, äußerten ihren Unmut über den Raub ihres Festmahls.

»*Was sollen wir essen... sieben Tage lang?«,* murmelte er vor sich hin und blickte zu ihnen auf. »Nicht das hier... ihr Schurken. Weg mit euch!« Von Abscheu gepackt, hob er einen Stein vom Ufer auf und schleuderte ihn mit aller Kraft in den Baum. Die Krähen flogen kreischend auf, und von grimmiger Genugtuung erfüllt, wandte er sich zum Feld zurück.

Doch sein Magen war unverändert verknotet, und die spottenden Rufe der Krähen hallten in seinen Ohren wider.

Jamie musterte ihn bei seiner Rückkehr kurz, sagte aber nichts. Jenseits des Feldes hing der Schweinekadaver über dem Feuer, und seine Umrisse verschwammen im Rauch.

Sie hatten die Zaunbalken schon zurechtgesägt, aus Kiefernschösslingen, die sie zuvor entwurzelt hatten; die grobrindigen Balken lagen am Waldrand bereit. Allerdings würde der Zaun steinerne Pfosten bekommen; keiner dieser einfachen, zusammengeschusterten Zäune, mit denen die Leute das Wild fern hielten oder ihre Grundstücke eingrenzten, sondern einer, der stabil genug war, um dem Geschubse von Zweihundert-Kilo-Schweinen standzuhalten.

Im Lauf des nächsten Monats würde es an der Zeit sein, die Schweine zusammenzutreiben, die im Wald ausgesetzt lebten und sich mit den Kastanien mästeten, die überall auf dem Boden lagen. Ein paar davon waren sicher wilden Tieren oder Unglücksfällen zum Opfer gefallen, aber wahrscheinlich waren noch fünfzig oder sechzig zur Schlachtung oder zum Verkauf übrig.

Sie arbeiteten gut zusammen, er und Jamie. Sie waren in etwa gleich groß, und jeder von ihnen hatte einen guten Instinkt für die Bewegungen des anderen. Wenn eine Hand gebraucht wurde, war sie da. Doch jetzt war das nicht vonnöten - dieser Teil der Arbeit war der schlimmste, denn sie hatte nichts Interessantes an sich, das die Langeweile hätte mildern können, sie erforderte keinerlei Können, das die Mühsal hätte erleichtern können. Nur Steine, Hunderte von Steinen, die vom lehmigen Boden aufgehoben und zum Feld getragen, gezerrt, geschleift werden mussten, um dort aufgehäuft und zurechtgeschoben zu werden.

Oft unterhielten sie sich bei der Arbeit, nicht aber heute Morgen. Jeder von ihnen blieb bei der Arbeit mit seinen Gedanken allein, stapfte mit seiner endlosen Ladung hin und her. Der Morgen verstrich in Stille, die nur durch das entfernte Rufen der verärgerten Krähen und das Rumpeln und Knirschen der Steine unterbrochen wurde, die auf den wachsenden Haufen plumpsten.

Es musste sein. Er hatte keine andere Wahl. Es war ihm zwar schon lange klar, aber jetzt, da diese vage Aussicht sich zur Realität verhärtete...

Roger warf seinem Schwiegervater einen verstohlenen Blick zu. Ob Jamie wohl zustimmen würde?

Aus einigem Abstand waren die Narben auf seinem Rücken kaum zu sehen, getarnt vom Glänzen des Schweißes. Regelmäßige, harte Arbeit hielt einen Mann straff in Form, und niemand, der Frasers Konturen sah - oder dicht genug bei ihm stand, um die tiefe Furche seiner Wirbelsäule, seinen flachen Bauch und die langen, klaren Linien seiner Arme und Oberschenkel zu sehen -, hätte ihn für einen Mann in den mittleren Jahren gehalten.

Doch Jamie hatte ihm die Narben gezeigt, am ersten Tag, an dem sie sich nach seiner Rückkehr von seiner Vermessungsexkursion gemeinsam an die Arbeit gemacht hatten. Sie hatten neben dem halb fertigen Molkereischuppen gestanden, und Jamie hatte das Hemd ausgezogen, ihm den Rücken zugekehrt und beiläufig gesagt: »Na dann sieh es dir an.«

Aus der Nähe waren die Narben alt und gut verheilt, zum Großteil silberne Halbmonde und Linien, hier und dort von einem silbrigen Netz oder einem glänzenden Knoten unterbrochen, wo ein Peitschenhieb die Haut so weit aufgerissen hatte, dass sich die Wundränder nicht sauber hatten zusammenziehen können. Es gab zwar ein paar unberührte Hautstellen, die sich hell und glatt unter den Schwielen abhoben - aber viele waren es nicht.

Und was sollte er sagen?, hatte Roger sich gefragt. Mein Beileid? Danke für das Privileg dieses Anblicks?

Im Endeffekt hatte er geschwiegen. Jamie hatte sich einfach nur umgedreht, Roger völlig ungerührt eine Axt gereicht, und sie hatten sich mit entblößtem Oberkörper an die Arbeit gemacht. Doch ihm war aufgefallen, dass Jamie sich nie zum Arbeiten auszog, wenn die anderen Männer dabei waren.

Also gut. Jamie würde von allen Menschen am ehesten verstehen, dass die Not, der Drang - die Bürde von Briannas Träumen Roger wie ein Stein im Magen lag. Er würde ihm mit Sicherheit helfen. Doch würde er auch Rogers Wunsch zustimmen, es allein zu Ende zu bringen? Auch Jamie war schließlich direkt betroffen.

Die Krähen krächzten immer noch, doch sie waren jetzt weiter entfernt, ihr Rufen leise und verzweifelt wie die Stimmen verlorener Seelen. Vielleicht war es ja töricht, an einen Alleingang auch nur zu denken. Er ließ einen Arm voll Steine auf den Haufen fallen; kleinere Steine hüpften klickernd davon.

»Priesterjunge.« So hatten ihn die anderen Jungen in der Schule genannt, und das war er, mit allem Zwiespalt, den der Begriff mit sich brachte. Das ursprüngliche Bedürfnis, sich mit Gewalt als Mann zu beweisen, später gefolgt von dem Bewusstsein um die moralische Schwäche der Gewalt. Doch das war in einem anderen Land...

Er schluckte den Rest des Gedankens hinunter und bückte sich grimmig, um einen Felsbrocken von Moos und Schmutz zu befreien. Durch den Krieg verwaist, von einem Mann des Friedens aufgezogen - wie konnte er sich einen Mord zum Ziel setzen? Er wälzte den Stein zum Feld hinunter, rollte ihn langsam vorwärts.

»Du hast doch noch nie etwas anderes als Fische umgebracht«, knurrte er vor sich hin. »Wie kommst du darauf...« Doch er wusste nur zu gut, wie er darauf kam.

Am späten Vormittag hatten sie genug Steine, um mit der ersten Säule zu beginnen; mit einem Kopfnicken und einem gemurmelten Wort machten sie sich ans Werk. Sie zerrten und hievten, stapelten und fügten ein, und dann und wann sorgte ein gequetschter Finger oder ein angestoßener Zeh für einen unterdrückten Ausruf.

Jamie hievte einen großen Stein an seinen Platz, dann richtete er sich keuchend auf.

Roger holte seinerseits tief Luft. Er konnte es genau so gut jetzt tun; eine bessere Gelegenheit würde sich kaum ergeben.

»Ich möchte dich um einen Gefallen bitten«, sagte er abrupt.

Jamie blickte schwer atmend auf und zog eine Augenbraue hoch. Er nickte und wartete auf Rogers Bitte.

»Bring mir das Kämpfen bei.«

Jamie wischte sich mit dem Ärmel über das schweißüberströmte Gesicht und keuchte.

»Du kannst doch ganz gut kämpfen«, sagte er. Sein Mundwinkel zuckte. »Oder meinst du, dass ich dir beibringen soll, wie man mit dem Schwert kämpft, ohne sich den Fuß abzuschneiden?«

Roger trat nach einem Stein, um ihn wieder auf den Haufen zu befördern.

»Für den Anfang, ja.«

Jamie stand einen Moment da und betrachtete ihn von Kopf bis Fuß. Es war eine durch und durch leidenschaftslose Untersuchung, wie er sie etwa einem Bullenkalb angedeihen ließ, das er kaufen wollte. Roger stand reglos da, während ihm der Schweiß über die Mulde in seinem Rücken lief, und hatte das Gefühl, dass er wieder einmal - zu seinem Nachteil - mit dem abwesenden lan Murray verglichen wurde.

»Du bist ein bisschen zu alt dazu«, sagte Jamie schließlich. »Die meisten Schwertkämpfer fangen schon als Kinder an.« Er hielt inne. »Ich habe mein erstes Schwert mit fünf bekommen.«

Roger hatte mit fünf eine Spielzeugeisenbahn gehabt. Mit einer roten Lokomotive, die pfeifen konnte, wenn man an einer Kordel zog. Er sah Jamie an und lächelte freundlich.

»Zu alt vielleicht«, sagte er. »Aber nicht tot.«

»Das könnte aber passieren«, antwortete Fraser trocken. »Halbbildung bringt Verderben schnell - ein Dummkopf mit einer Klinge in der Scheide an seiner Seite ist weniger in Gefahr als ein Dummkopf der glaubt, er wüsste, was er damit tut.«

»Halbbildung bringt Verderben schnell«, zitierte Roger. »Trink ganz oder gar nicht aus des Wissens Quell. Hältst du mich für einen Dummkopf?«

Jamie lachte überrascht auf.

»Kostproben hüll'n in Nebel dir dein Hirn«, erwiderte er mit dem Rest des Pope'schen Verses. *»Nur wer in tiefen Zügen trinkt, bewahrt sich kühl die Stirn.* Was den Dummkopf angeht - ich nehme an, man wird nicht schon von dem bloßen Gedanken umnebelt, oder?«

Roger lächelte schwach anstatt einer Erwiderung; er hatte es aufgegeben, sich davon überraschen zu lassen, wie belesen Jamie war.

»Ich werde genug trinken, um einen kühlen Kopf zu bewahren«, sagte er. »Bringst du es mir bei?«

Jamie blinzelte, dann zog er kurz eine Schulter hoch. »Deine Körpergröße ist ein Vorteil, und deine Reichweite auch.« Er musterte Roger erneut von Kopf bis Fuß und nickte. »Aye, du könntest es schaffen.«

Er wandte sich ab und ging auf den nächsten Steinhaufen zu. Roger folgte ihm mit einem merkwürdigen Gefühl der Genugtuung, so als hätte er eine kleine, aber wichtige Prüfung bestanden.

Doch die Prüfung hatte noch gar nicht begonnen. Erst, als sie die neue Säule halb fertig hatten, ergriff Jamie wieder das Wort.

»Warum?«, fragte er, ohne den Blick von dem dicken Stein abzuwenden, den er gerade an seinen Platz schob. Er war zu schwer, um ihn hochzuheben, denn er hatte die Größe eines Whiskyfässchens. Verklumpte Graswurzeln, die der Stein im Lauf seiner langsamen, brutalen Rutschpartie über den Boden ausgerissen hatte, lugten unter ihm hervor.

Roger bückte sich, um sein Gewicht gegen den Stein zu stemmen. Die Flechten auf der Oberfläche des Steins waren rau unter seinen Handflächen, grün und vom Alter verkrustet.

»Ich habe eine Familie zu beschützen«, sagte er. Der Stein bewegte sich widerstrebend und rutschte ein paar Zentimeter über den unebenen Boden. Jamie nickte, erst einmal, dann zweimal; auf der unausgesprochenen »Drei« schubsten sie ihn gleichzeitig an und grunzten vor Anstrengung im Duett. Das Ungetüm hob sich ein Stück, hielt inne, hob sich ganz und plumpste dann mit einem dumpfen Aufprall, der den Boden zu ihren Füßen erzittern ließ, an seinen Platz.

»Wovor denn?« Jamie richtete sich auf und wischte sich mit dem Handgelenk über das Kinn. Er sah auf, wandte den Blick ab und wies mit dem Kinn auf das aufgehängte Schwein. »Gegen einen Panther würde selbst ich nicht gern mit dem Schwert antreten.«

»Oh, aye?« Roger bückte sich und manövrierte einen weiteren, großen Stein in seine Arme. »Man sagt, du hast zwei Bären erlegt - einen davon mit einem Dolch.«

»Aye, nun ja«, sagte Jamie trocken. »Ein Dolch war alles, was ich hatte. Und was den zweiten angeht - wenn es ein Schwert war, dann das des Heiligen Michael, nicht meins.«

»Aye, und wenn du im Voraus gewusst hättest, dass du - äh - mit ihm zusammentreffen würdest - hättest du dich dann nicht besser gewappnet?« Roger ging in die Knie und senkte den Stein vorsichtig an seinen Platz. Er ließ ihn die letzten paar Zentimeter fallen und wischte sich die schmerzenden Hände an seiner Hose ab.

»Wenn ich *gewusst* hätte, dass ich einem verdammten Bären begegnen würde«, sagte Jamie und platzierte keuchend den nächsten Stein, »hätte ich einen anderen Weg genommen.«

Roger prustete und schob den neuen Stein zurecht, so dass er sich den anderen anpasste. An der einen Seite blieb eine kleine Lücke, so dass er wackelte. Jamie betrachtete sie, ging zu dem Steinhaufen hinüber und hob ein kleines Granitstück auf, das an einer Seite schmaler zulief. Es passte genau in die Lücke, und die beiden Männer lächelten einander spontan zu.

»Meinst du denn, es gibt einen anderen Weg?«, fragte Roger.

Fraser rieb sich mit der Hand über den Mund und überlegte.

»Wenn du den Krieg meinst - dann, aye, das meine ich.« Er blinzelte Roger an. »Vielleicht werde ich ihn finden, vielleicht auch nicht - aber, aye, es gibt einen anderen Weg.«

»Vielleicht.« Er hatte nicht den kommenden Krieg gemeint, und er glaubte auch nicht, dass Jamie ihn gemeint hatte.

»Was aber die Bären angeht...« Jamie stand still da und sah Roger unverwandt an. »Es ist ein großer Unterschied, weißt du, ob man von einem Bären überrumpelt wird - oder ob man ihn jagt.«

Die Sonne hatte sich nach wie vor versteckt, aber das war auch egal. Der Mittag kündigte sich durch Magenknurren an, durch schmerzende Hände; ein plötzliches Gefühl der Erschöpfung in Rücken und Beinen, das sich so pünktlich einstellte wie der Schlag einer Standuhr. Der letzte, große Stein fügte sich an seinen Platz, und Jamie richtete sich schnaufend auf.

In unausgesprochenem, aber gegenseitigem Einverständnis setzten sie sich mit ihrem Esspaket nieder, die sauberen Hemden zum Schutz gegen die Kühle des trocknenden Schweißes um die Schultern gelegt.

Jamie kaute geschäftig und spülte einen großen Bissen mit einem Schluck Ale hinunter. Er hielt abrupt inne, spitzte die Lippen, um auszuspucken, dann überlegte er es sich anders und schluckte.

»Ach! Miss Lizzie konnte die Finger wieder nicht von der Maische lassen.« Er verzog angewidert das Gesicht und biss in sein Brötchen, um den Geschmack auszulöschen.

Roger grinste über das Gesicht seines Schwiegervaters.

»Was hat sie denn diesmal hineingetan?« Lizzie hatte sich daran versucht, dem Ale verschiedene Geschmacksrichtungen zu geben - mit geringem Erfolg.

Jamie schnüffelte argwöhnisch am Hals der Steingutflasche.

»Anis?«, meinte er und reichte Roger die Flasche.

Roger roch daran und rümpfte unwillkürlich die Nase, als ihm ein Hauch des Inhalts entgegenstieg.

»Anis *und* Ingwer«, sagte er. Dennoch trank er vorsichtig einen Schluck. Er zog die gleiche Grimasse wie Jamie und leerte die Flasche über einer wehrlosen Brombeerranke aus.

»Wer nichts vergeudet, entbehrt auch nichts, aber...«

»Es ist keine Vergeudung, wenn wir verhindern, dass wir uns vergiften.« Jamie kämpfte sich hoch, ergriff die leere Flasche und ging zu dem Bach am anderen Ende des Feldes.

Er kam zurück, setzte sich und reichte Roger die Flasche mit dem Wasser. »Ich habe von Stephen Bonnet gehört.«

Er sagte es so beiläufig, dass Roger die Bedeutung der Worte zunächst gar nicht registrierte.

»Ach ja?«, sagte er schließlich. Ihm lief Piccalillisauce über die Hand. Er wischte sie sich mit dem Finger vom Handgelenk und steckte ihn in den Mund, doch er biss nicht mehr in sein Sandwich; ihm war der Appetit vergangen.

»Aye. Ich weiß nicht, wo er jetzt ist - aber ich weiß, wo er nächsten April sein wird - oder vielmehr, wohin ich ihn zitieren kann. Sechs Monate, und dann bringen wir ihn um. Meinst du, das ist genug Zeit für dich?«

Er sah Roger ganz ruhig an, als hätte er eine Verabredung mit einem Bankier vorgeschlagen, nicht mit dem Tod.

Roger glaubte gern an Geisterwelten - und auch an Dämonen. Er war es nicht gewesen, der letzte Nacht geträumt hatte, doch das Gesicht des Dämons lauerte stets in den Randbereichen seines Verstandes, knapp außerhalb seines Blickfeldes. Vielleicht war es Zeit, ihn herbeizurufen und ihm ins Auge zu blicken. Man musste einen Dämon doch rufen, bevor man ihn austreiben konnte, oder?

Doch bevor das geschehen konnte, waren Vorbereitungen zu treffen. Er reckte einmal mehr seine Schultern und Arme, diesmal erwartungsvoll. Der Muskelkater war weitgehend fort.

»Große Trauer ist ihm gewiss,
doch niemand wird wissen, wohin er ist.
Sind seine Knochen dann bleich und bar,
Der Wind wird weh'n für immerdar, O -
Der Wind wird weh'n für immerdar.«

»Aye«, sagte er. »Das reicht.«

87

En Garde

Im ersten Moment hatte er das Gefühl, er würde es nicht schaffen, seine Hand an den Riegel zu heben. Seine Arme hingen ihm bleischwer an den Seiten, und die kleinen Muskeln seines Unterarms zuckten und zitterten vor Erschöpfung. Er brauchte zwei Anläufe, und selbst dann gelang es ihm nur, den Riegel umständlich zwischen zwei Finger zu nehmen; sein Daumen weigerte sich, sich zu schließen.

Brianna hörte ihn; die Tür öffnete sich plötzlich, und seine Hand sank kraftlos vom Riegel herab. Er erhaschte nur einen kurzen Blick auf ihr offenes Haar und ihr strahlendes Gesicht, das einen Rußfleck auf der einen Wange hatte, und schon hatte sie die Arme um ihn gelegt, ihren Mund auf den seinen gedrückt, und er war zu Hause.

»Du bist wieder da!«, sagte sie und ließ ihn los.

»Ja.« Und er war froh darüber. Die Blockhütte roch nach heißem Essen und Seife, und ein klarer, schwacher Wacholderduft lag über dem Rauch der Riedkerzen und den kräftigeren Gerüchen der menschlichen Bewohner. Er lächelte sie an und war mit einem Mal schon etwas weniger müde.

»Paapii, Paapii!« Jemmy wackelte vor Aufregung auf und ab und klammerte sich an einen Hocker, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. »Pa*piii!*«

»Hallo, hallo«, sagte Roger und streckte die Hand aus, um den flaumigen Kopf des Jungen zu tätscheln. »Wer ist denn mein lieber Junge?« Er verfehlte sein Ziel, und seine Hand strich stattdessen über eine weiche Wange, doch Jemmy war es egal.

»Ich! Ich!«, rief er und grinste mit weit geöffnetem Mund, so dass er all seine kleinen, weißen Zähne zur Schau stellte. Brianna lächelte genauso

breit, mit einer sehr viel größeren Menge an Zahnschmelz, jedoch nicht minder entzückt.

»Wir haben eine Überraschung für dich. Sieh mal!« Sie trat rasch zum Tisch hinüber und sank einen Schritt neben Jemmy auf ihr Knie nieder. Sie streckte die Arme aus, ihre Hände nur ein paar Zentimeter von Jemmys entfernt. »Komm zu Mama, Schätzchen. Komm her, Baby, komm zu Mami.«

Jemmy schwankte gefährlich, löste eine Hand, streckte sie seiner Mutter entgegen, dann ließ er ganz los und lief erst einen betrunkenen Schritt, dann zwei, und fiel ihr kreischend in die Arme. Sie umklammerte ihn und kicherte überglücklich, dann drehte sie ihn um und wandte ihn Roger zu.

»Geh zu Papi«, ermutigte ihn Brianna. »Mach schon, geh zu Papi.«

Jemmy verzog sein Gesicht zu einem Ausdruck skeptischer Konzentration, so dass er aussah wie ein Fallschirmspringer, der zum ersten Mal aus der offenen Tür eines kreisenden Flugzeugs blickt. Er schwankte bedrohlich hin und her.

Roger hockte sich mit ausgestreckten Armen auf den Boden, und seine Müdigkeit war vorerst vergessen.

»Komm schon, Kumpel, du schaffst es!«

Jemmy klammerte sich noch einen Augenblick an Brianna, schwankte hin, schwankte her, dann ließ er die Hand seiner Mutter los und stolperte wie ein Betrunkener immer schneller auf Roger zu, drei Schritte, bis er kopfüber in Rogers rettende Arme fiel.

Er drückte Jemmy fest an sich, und der kleine Junge triumphierte lauthals.

»Guter Junge! Jetzt wirst du deine Finger überall hineinstecken, was?«

»Als ob er das nicht schon täte!«, sagte Brianna und verdrehte resigniert die Augen. Wie zur Illustration befreite sich Jemmy aus Rogers Armen, ließ sich auf Hände und Knie sinken und krabbelte mit Höchstgeschwindigkeit auf seinen Spielzeugkorb zu.

»Und was hast du heute sonst noch gemacht?«, fragte Roger und setzte sich an den Tisch.

»Was *noch?«* Sie riss die Augen auf, dann kniff sie sie zusammen. »Du meinst also, laufen zu lernen reicht nicht für einen Tag?«

»Doch, natürlich; es ist wunderbar, toll!«, erwiderte er hastig. »Ich wollte nur ein Gespräch anfangen.«

Sie entspannte sich besänftigt.

»Nun denn. Wir haben den Fußboden geschrubbt - nicht, dass der Unterschied irgendjemandem auffallen würde -« Sie ließ den groben, schmutzig verfärbten Dielen unter ihren Füßen einen leicht angewiderten Blick angedeihen. »Und wir haben Brotteig angesetzt und ihn aufgehen lassen, was er allerdings nicht getan hat, deshalb bekommst du Fladenbrot zum Abendessen.«

»Ich liebe Fladenbrot«, versicherte er ihr glaubhaft, als er den stechenden Glanz in ihren Augen sah.

»Na klar«, sagte sie und zog ihre dichte, rote Augenbraue hoch. »Oder zumindest weißt du, auf welche Seite man die Butter streicht.«

Er lachte. Hier im Warmen ließ sein Kältegefühl nach, und seine Hände begannen zu pulsieren, doch er fühlte sich trotzdem gut. So müde, dass er hätte vom Hocker kippen können, aber gut. Gut und hungrig. Sein Magen knurrte erwartungsvoll.

»Fladenbrot mit Butter ist ein guter Anfang«, sagte er. »Was noch? Ich rieche etwas Leckeres.« Er sah den brodelnden Kessel an und schnupperte hoffnungsvoll. »Eintopf?«

»Nein, Wäsche.« Brianna warf dem Kessel einen finsteren Blick zu. »Schon die dritte Fuhre heute. In dieses dämliche Ding passt nicht viel hinein, aber ich konnte nicht den großen Kessel im Herrenhaus nehmen, weil ich den Boden putzen und dann spinnen wollte. Wenn man im Freien wäscht, muss man dabei bleiben, um das Feuer in Gang zu halten und in der Wäsche zu rühren, also kann man gleichzeitig nicht viel anderes tun.« Ihre Lippen pressten sich zu dünnen Linien zusammen. »Sehr uneffektiv.«

»Zu dumm.« Roger ging leichtfertig über die Logistik des Wäschewaschens hinweg, weil er drängendere Probleme hatte. Er wies mit dem Kinn zum Herd.

»Ich rieche doch Fleisch. Meinst du, es ist eine Maus in den Topf gefallen?«

Als Jemmy das hörte, ließ er seinen Stoffball los und krabbelte eifrig auf das Feuer zu. »Mausi? Mausi sehen?«

Brianna packte Jemmy am Kragen seines Kittelchens, und diesmal war Roger der Adressat ihres finsteren Blickes.

»Ganz bestimmt nicht. Nein, Baby, keine Mausi. Papi macht nur Unsinn. Jemmy, komm essen.« Sie ließ den Kragen los, fasste den kleinen Jungen um die Taille und hob ihn - gegen seinen zappelnden Widerstand - in seinen Hochstuhl. »Iss jetzt, habe ich gesagt! Bleib sitzen!« Jemmy bäumte sich auf und grunzte und quiekte protestierend, dann entspannte er sich plötzlich, glitt aus dem Stühlchen und verschwand in den Rockfalten seiner Mutter.

Brianna grabschte nach ihm und lief vor Lachen und Resignation rot an.

»Na *gut!«*, sagte sie und zerrte ihn hoch. »Dann isst du eben nicht. Das ist mir doch egal.« Sie steckte die Hand nach dem Durcheinander seiner Spielsachen aus, die er aus dem Korb geholt hatte, und zog eine mitgenommene Puppe hervor. »Hier, siehst du das Püppchen? Feines Püppchen.«

Jemmy klammerte die Puppe an seine Brust, setzte sich abrupt auf seinen Hintern und fing an, in ernstem Ton auf die Puppe einzureden, wobei er sie dann und wann schüttelte, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen.

»Iss jetzt!«, sagte er streng und piekste die Puppe in den Bauch. Er legte sie auf den Boden, hob den Korb auf und stülpte ihn vorsichtig über die Puppe. »Bleib sitzen!«

Brianna rieb sich mit der Hand über das Gesicht und seufzte. Sie grinste Roger ironisch an. »Und du willst wissen, was ich den ganzen Tag mache.«

Ihre Augen wurden schärfer, und sie sah ihn zum ersten Mal richtig an.

»Und was hast *du* gemacht, Mr. MacKenzie? Du siehst aus, als wärst du im Krieg gewesen.« Sie berührte sanft sein Gesicht; auf seiner Stirn war eine Beule im Entstehen begriffen; er konnte spüren, wie sich die Haut über der Stelle spannte, und als sie sie berührte, empfand er einen winzigen, stechenden Schmerz.

»So ähnlich. Jamie hat mir die Grundlagen des Schwertkampfes gezeigt.«

Sie zog die Augenbrauen hoch, und er lachte befangen, die Hände in seinem Schoß.

»Holzschwerter, aye?«

Mehrere Holzschwerter. Bis jetzt hatten sie drei davon zerbrochen, obwohl die improvisierten Waffen aus stabilen Holzstücken bestanden hatten und alles andere als bloße Zweige waren.

»Er hat auf deinen *Kopf* eingestochen?« Briannas Stimme war leicht gereizt, auch wenn Roger nicht sagen konnte, ob dies ihm galt oder ihrem Vater.

»Äh... nein. Nicht ganz.«

Er konnte sich dumpf an alte Piratenfilme und Studentenfechtkämpfe erinnern, doch auf die brutale Gewalt eines echten Schwertkampfes war er nicht vorbereitet gewesen. Mit seinem ersten Hieb hatte Jamie Roger das Schwert aus der Hand geschlagen, so dass es durch die Luft segelte; einer der folgenden Hiebe hatte das Holz gespalten und einen großen Splitter an seinem Ohr vorbeikatapultiert.

»Was heißt denn ›nicht ganz‹?«

»Na ja, er hat mir etwas gezeigt, das *corps à corps* heißt - anscheinend der französische Ausdruck für ›wickle das Schwert deines Gegners um dein eigenes, dann tritt ihm in die Eier und brat’ ihm eins über den Schädel, während er versucht, sich zu befreien‹.«

Brianna prustete kurz und schockiert auf.

»Du meinst, er -«

»Nein, aber es hat nicht viel gefehlt«, sagte er und zuckte noch bei der Erinnerung daran zusammen. »Ich habe auf dem Oberschenkel einen blauen Fleck, der so groß ist wie meine Hand.«

»Bist du sonst noch irgendwo verletzt?« Brianna musterte ihn mit sorgenvoll gerunzelter Stirn.

»Nein.« Er lächelte zu ihr auf und behielt die Hände weiter im Schoß. »Müde. Wund. Hungrig.«

Ihre Stirn glättete sich, obwohl zwischen ihren Augenbrauen eine kleine Falte stehen blieb. Sie griff nach dem Holzteller auf der Anrichte, drehte sich um und hockte sich vor den Kamin.

»Wachteln«, sagte sie voll Genugtuung und zog mehrere geschwärzte Bündel aus der Asche, indem sie das Schüreisen wie einen Rechen benutzte. »Pa hat sie mir heute Morgen gebracht. Er hat gesagt, ich soll sie nicht rupfen, sondern sie einfach nur in Lehm packen und backen. Ich hoffe, er weiß, wovon er redet.« Sie wies auf den brodelnden Kessel. »Jemmy hat mir mit dem Lehm geholfen; deswegen mussten wir noch eine Fuhre Wäsche waschen. Autsch!« Sie zog die Hand fort und saugte an ihrem Finger, den sie sich verbrannt hatte. Dann nahm sie den Teller und trug ihn zum Tisch.

»Lass sie etwas abkühlen«, wies sie ihn an. »Ich hole die eingelegten Tomaten, die du so gern magst.«

Die Wachteln sahen aus wie verkohlte Steine. Dennoch, einige der geschwärzten Klumpen hatten Risse, aus denen ein verlockender Dampf aufstieg. Roger hätte am liebsten einen davon ergriffen und ihn auf der Stelle mitsamt des angebrannten Lehms gegessen. Stattdessen befingerte er den mit einem Tuch bedeckten Teller auf dem Tisch und entdeckte das geschmähte Fladenbrot. Trotz seiner steifen Finger gelang es ihm, sich ein anständiges Stück davon abzubrechen, das er schweigend in den Mund steckte.

Jemmy hatte seinen Stoffball liegen gelassen und war zum Tisch gekommen, um zu überprüfen, was sein Vater tat. Er zog sich am Tischbein hoch, und als er das Brot sah, streckte er unter energisch

fordernden Lauten die Hand danach aus. Roger riss mühsam noch ein Stück ab und reichte es seinem Nachwuchs. Dabei fiel es ihm beinahe hin.

Seine Hände waren aufgeschürft und zerschunden; die Fingerknöchel seiner rechten Hand blutig, geschwollen und voller frischer, schwarzer Prellungen. Sein rechter Daumennagel war zur Hälfte abgebrochen, und das rohe, nässende Nagelbett lugte rot hervor.

»Au-weh.« Ohne sein Brot loszulassen, betrachtete Jemmy Rogers Hände, dann sein Gesicht. »Papi auweh?«

»Papa geht es gut«, beruhigte ihn Roger. »Ich bin nur müde.«

Jemmy starrte den verletzten Daumen an, dann hob er langsam seine eigene Hand an seinen Mund, steckte den Daumen hinein und fing an, laut daran zu lutschen.

Gar keine schlechte Idee. Sein Daumen stach und schmerzte an der Stelle, wo der Nagel fehlte. Er warf Briannas Rücken einen raschen Blick zu, dann steckte er seinen Daumen kurz entschlossen in den Mund.

Er fühlte sich wie ein dicker, fester Fremdkörper an und schmeckte nach silbrigem Blut und kaltem Dreck. Auf einmal schlossen sich Zunge und Gaumen warm und beruhigend eng um den verletzten Finger.

Jemmy boxte ihm gegen den Oberschenkel, das übliche Zeichen für »hoch«, und er packte den kleinen Jungen mit der freien Hand an der Rückseite seiner Windel und hob ihn auf sein Knie. Jemmy machte es sich dort unter großem Gehampel bequem, dann entspannte er sich plötzlich, das zermatschte Brot in einer Hand, und lutschte friedvoll an seinem Daumen.

Einen Ellbogen auf den Tisch gestützt, den anderen Arm um seinen Sohn gelegt, entspannte auch Roger sich allmählich. Jemmys warmes, schwer atmendes Gewicht an seinen Rippen bildete eine wohlige Untermalung der vertrauten Geräusche, die Brianna beim Auftragen des Abendessens machte. Zu seiner Überraschung hörte sein Daumen auf zu schmerzen, doch er ließ ihn, wo er war, zu müde, um das merkwürdige Trostgefühl in Frage zu stellen.

Auch seine Muskeln lockerten sich nach und nach aus dem Zustand angespannter Handlungsbereitschaft, in dem er sie stundenlang gehalten hatte.

Jamies energische Instruktionen hallten immer noch in seinem Kopf wider. *Benutze deinen Unterarm, Mann - das Handgelenk, das Handgelenk! Streck deine Hand nicht so aus, halt sie dicht an deinem Körper. Das ist ein Schwert, aye? Kein verflixter Knüppel. Benutze die Spitze!*

Einmal hatte er Jamie mit Wucht gegen einen Baum geschleudert. Und einmal war Fraser über einen Stein gestolpert und gestürzt, so dass Roger auf ihm landete. Doch was den eigentlichen Schwertkampf betraf, so richtete er so viel Schaden an, als kämpfte er gegen eine Wolke.

Es gibt nur linke Kämpfe, hatte Fraser keuchend zu ihm gesagt, während sie beide am Bach knieten und sich kaltes Wasser in die verschwitzten Gesichter spritzten. *Alles andere ist nur Schau.*

Sein Kopf ruckte auf; er blinzelte und kehrte abrupt vom Knirschen und Krachen der Holzschwerter in die sanfte Wärme der Hütte zurück. Der Holzteller war fort; Brianna stand leise fluchend an der Anrichte und hämmerte mit dem Griff seines Dolches auf die geschwärzten, lehmgebackenen Wachtelklumpen ein, um sie aufzusprengen.

Pass auf, wo du hintrittst. Zurück, zurück - aye, jetzt greif mich an! Nein, streck den Arm nicht so weit vor... Sei auf der Hut!

Und das stechende Klatschen der federnden »Klinge« auf seinen Armen, Oberschenkeln und Schultern, das deutlich hörbare Klopfen, wenn sie ihm schmerzend zwischen die Rippen fuhr, sich tief in seinen Bauch bohrte und ihm den Atem nahm! Wäre sie aus kaltem Stahl gewesen, wäre er innerhalb von Minuten tot gewesen, in blutige Streifen zerfetzt.

Fang die Klinge nicht mit deiner auf - stoß sie von dir fort. Schlag zu, schlag sie fort! Greif mich an, stoß zu! Halt sie bei dir, halt sie bei dir... aye, gut... ha!

Sein Ellbogen rutschte weg, und seine Hand fiel auf den Tisch. Er fuhr auf, verhinderte in letzter Sekunde, dass ihm das schlafende Kind vom

Schoß rutschte, und kniff die Augen zu, die im Schein des Feuers tränten.

Brianna fuhr schuldbewusst zusammen und schloss ihr Notizbuch. Sie stand auf und verbarg es hinter einem Zinnteller, der an der Rückseite der Anrichte aufrecht an der Wand lehnte.

»Es ist fertig«, sagte sie hastig. »Ich muss nur - ich hole die Milch.« Sie verschwand mit wehenden Röcken in der Vorratskammer.

Roger lagerte Jemmy um, bekam sich wieder in den Griff und hob den kleinen, festen Körper des Jungen an seine Schulter, obwohl sich seine Arme wie gekochte Nudeln anfühlten. Jemmy schlief tief und fest, hatte aber den Daumen nach wie vor fest im Mund stecken.

Rogers Daumen war speichelnass, und er spürte, wie er vor Verlegenheit rot wurde. Himmel, hatte sie ihn etwa so gezeichnet? Zweifellos; sie musste ihn beim Daumenlutschen gesehen und es »süß« gefunden haben; es wäre nicht das erste Mal, dass sie ihn in einer Position zeichnete, die er als kompromittierend empfand. Oder hatte sie wieder Träume aufgeschrieben?

Er legte Jemmy sanft in seine Wiege, strich die feuchten Brotkrumen von der Bettdecke und rieb sich im Stehen mit den Fingern der anderen Hand die wunden Fingerknöchel. Aus der Vorratskammer kamen Gluckergeräusche. Er trat leise zur Anrichte und zog das Buch aus seinem Versteck hervor. Skizzen, keine Träume.

Es waren nur ein paar rasche Linien, die Essenz einer Skizze. Ein Mann, der todmüde und dennoch wachsam war; den Kopf auf eine Hand gestützt, den Hals vor Erschöpfung zur Seite gelegt - den freien Arm fest um ein geliebtes, hilfloses Geschöpf geklammert.

Sie hatte der Skizze eine Überschrift gegeben. *En garde* stand dort in ihrer schrägen, gezackten Schrift.

Er schloss das Buch und ließ es wieder hinter den Teller gleiten. Sie stand in der Tür der Vorratskammer, den Milchkrug in der Hand.

»Komm und iss«, sagte sie sanft und sah ihm in die Augen. »Du brauchst deine Kraft.«

88

Roger kauft ein Schwert

Cross Creek

November 1771

Er hatte schon öfter Breitschwerter aus dem achtzehnten Jahrhundert in der Hand gehabt; weder das Gewicht noch die Länge der Waffe überraschten ihn. Der Korb um den Knauf war leicht verbogen, aber nicht so sehr, dass er seine Hand nicht mehr in den Griff schieben konnte. Auch das hatte er schon öfter getan. Allerdings war es etwas vollkommen anderes, ob man einen antiken Gegenstand ehrfürchtig in eine Museumsvitrine legte, oder ob man ein Stück geschärftes Metall in der bewussten Absicht ergriff, es in einen menschlichen Körper zu rammen.

»Es ist etwas mitgenommen«, hatte Fraser zu ihm gesagt und dabei kritisch an der Klinge entlanggeblickt, bevor er es Roger reichte, »aber die Klinge ist gut ausbalanciert. Versuch einmal, wie es sich anfühlt, ob du damit zurechtkommst.«

Er kam sich wie ein Vollidiot vor, als er jetzt die Hand in den Korb schob und eine Fechtposition einnahm, die von seinen Erinnerungen an alte Errol-Flynn-Filme inspiriert war. Sie standen in der belebten Gasse vor der Schmiede in Cross Creek, und ein paar Passanten blieben stehen, um zuzusehen und ihre hilfreichen Kommentare anzubieten.

»Was will Moore denn für das verbeulte Ding haben?«, fragte jemand abfällig. »Alles über zwei Shilling wäre Straßenräuberei.«

»Das ist ein gutes Schwert«, sagte Moore über die Halbtür seiner Werkstatt gebeugt und funkelte den Sprecher an. »Ich habe es von meinem Onkel, der in Fort Stanwyck gedient hat. Diese Klinge hat haufenweise Franzosen umgebracht, und sie hat nicht die geringste Delle.«

»Nicht die geringste Delle!«, rief der Ankläger. »Mensch, das Ding ist so verbogen, dass du einem Mann, den du aufspießen willst, eher das Ohr abschneidest!«

Das Gelächter der wachsenden Zuschauermenge übertönte die Antwort des Schmieds. Roger senkte die Schwertspitze und hob sie dann langsam. Wie zum Teufel machte man einen Praxistest mit einem Schwert? Sollte er es hin und her schwenken? Irgendetwas damit aufspießen? Ein kleines Stück weiter stand ein Karren auf der Straße, der mit Jutesäcken beladen war- dem Geruch nach enthielten sie Rohwolle.

Er sah sich nach dem Besitzer der Säcke um, konnte ihn aber in der Menge nicht ausmachen; das kräftige Zugpferd vor dem Karren war unbeaufsichtigt, und seine Ohren zuckten schläfrig über den hängenden Fahrleinen.

»Ah, wenn der junge Mann ein Schwert sucht, hat Malachy McCabe noch ein besseres aus seiner Soldatenzeit. Ich glaube nicht, dass er mehr als drei Shilling dafür haben will.« Der Schuster von der anderen Straßenseite spitzte die Lippen und wies mit einem verschlagenen Kopfnicken auf das Schwert.

»Elegant ist es ja nicht«, pflichtete ihm ein ehemaliger Soldat in den mittleren Jahren bei. »Aber es ist eine anständige Waffe, das steht fest.«

Roger streckte den Arm aus, sprang mit einem Satz auf die Tür der Schmiede zu und verfehlte dabei nur knapp den Schmied, der gerade ins Freie trat, um die Qualität seiner Waren zu verteidigen. Moore sprang mit einem Schreckensruf beiseite, und die Menge johlte.

Rogers Entschuldigung wurde von einer lauten, näselnden Stimme in seinem Rücken unterbrochen.

»Hier, Sir! Wie wär’s mit einem Gegner, der Eures Stahls würdiger ist als ein unbewaffneter Schmied!«

Roger wirbelte herum und sah sich Dr. Fentiman gegenüber, der eine lange, dünne Klinge aus dem Knauf seines schmuckvollen Spazierstocks zog. Der Doktor, der nur halb so groß war wie Roger, schwang kühn sein

Rapier. Offenbar durch ein freizügiges Mittagessen erwärmt, glühte seine Nasenspitze wie eine elektrische Weihnachtsbaumkerze.

»Ein Wettstreit, Sir?« Der Doktor schwang sein Schwert hin und her, so dass die schmale Klinge sirrend die Luft durchschnitt. »Wer als Erster den Gegner trifft und Blut vergießt, ist der Sieger, was sagt Ihr?«

»Oh, ein unfairer Vorteil für den Doktor! Verdient Ihr nicht Euer Geld damit, das Blut anderer Leute zu vergießen?«

»Ha, ha! Und wenn Ihr ihn durchbohrt, anstatt ihn nur anzuritzen, werdet Ihr das Loch kostenfrei zuflicken?«, rief ein anderer Zuschauer. »Oder seid Ihr nur auf Kundenfang, alter Blutsauger?«

»Hüte deine Zunge, junger Mann! Am Ende verpasst er dir noch ein Klistier, sobald du ihm den Rücken zudrehst!«

»Lieber ein Klistier im Hintern als eine Klinge!«

Der Doktor ignorierte diese und andere, vulgäre Anmerkungen und hielt seine Klinge senkrecht bereit. Roger schoss Jamie, der mit belustigter Miene an der Wand lehnte, einen fragenden Blick zu. Jamie zog eine Augenbraue hoch und zuckte sacht mit den Achseln.

»Versuch, wie es sich anfühlt«, hatte Jamie gesagt. Nun, wahrscheinlich gab es schlechtere Testmethoden als ein Duell mit einem betrunkenen Zwerg.

Roger hob sein Schwert und fixierte den Doktor mit einem Drohblick.

»En garde«, sagte er, und aus dem Pulk der Zuschauer erscholl Beifallsgebrüll.

»Gardez-vous«, erwiderte der Doktor prompt und stürzte nach vorn. Roger fuhr auf dem Absatz herum, und der Doktor schoss an ihm vorbei, das Rapier wie eine Lanze vor sich hingestreckt. Moore, der Schmied, hechtete unter saftigen Flüchen zum zweiten Mal gerade noch rechtzeitig beiseite, um nicht aufgespießt zu werden.

»Was bin ich eigentlich, eine verdammte Zielscheibe?«, brüllte er und schüttelte seine Faust.

Ohne Notiz von seinem Beinahe-Malheur zu nehmen, fand der Doktor sein Gleichgewicht wieder und schoss erneut auf Roger zu, wobei er sich mit großem Gebrüll selbst Mut machte.

Es war ganz so, als würde man von einer Wespe attackiert, dachte Roger. Wenn man nicht in Panik geriet, stellte man fest, dass es möglich war, dem Gegner zu folgen und ihn abzuwehren. Vielleicht war der Doktor ja in nüchternem Zustand ein ordentlicher Fechter; in seiner gegenwärtigen Verfassung waren seine hektischen Schwertstöße und sein wildes Gewedel leicht abzuwehren - solange Roger gut aufpasste.

Ihm war schon bald klar, dass er den Wettstreit jederzeit beenden konnte, indem er das schmale Rapier des Doktors mit der Kante seiner viel schwereren Klinge kreuzte. Doch allmählich begann die Sache, ihm Spaß zu machen, und er achtete darauf, mit der flachen Seite des Breitschwertes zu parieren.

Nach und nach verlor Roger bis auf die blitzende Spitze des Rapiers alles aus dem Blick; die Rufe der Menge verhallten zu Bienengesumm, der Staub der Gasse und die Wand der Schmiede waren kaum zu sehen. Er schürfte sich den Ellbogen an der Wand auf, trat wieder an seinen Platz, bewegte sich im Kreis, um mehr Raum zu gewinnen, und das alles ohne einen bewussten Gedanken.

Das Rapier hieb auf seine breitere Klinge ein, blieb hängen und rutschte mit einem metallischen Kreischen ab. Ein Scheppern, ein Klicken, das Sausen der Luft und das klingende Hämmern, das bei jedem Schwerthieb des Doktors in seinen Handgelenken vibrierte.

Beobachte den Hieb, folge ihm, wehre ihn ab. Er hatte keine Ahnung, was er eigentlich tat, doch er tat es trotzdem. Der Schweiß lief ihm in die Augen; er schüttelte den Kopf, um sich von den Tropfen zu befreien. Fast übersah er dabei einen niedrig gezielten Hieb gegen seinen Oberschenkel, doch er stoppte ihn in letzter Sekunde und schleuderte das Rapier von sich.

Der Doktor verlor das Gleichgewicht und stolperte, und wilde *»Jetzt! Gib's ihm! Stich zu!«*-Rufe hallten durch die staubige Luft. Er sah die breite Fläche der bestickten Weste des Doktors, ungeschützt, voll silberner Schmetterlinge, und erstickte das heftige Bedürfnis, darauf loszugehen.

Von der Intensität dieses Bedürfnisses erschüttert, trat er einen Schritt zurück. Der Doktor, der eine Schwäche roch, stürzte brüllend mit gezückter Klinge auf ihn zu. Roger trat einen halben Schritt beiseite, und der Doktor schoss an ihm vorbei und ritzte das Sprunggelenk des Zugpferdes an, das ihm im Weg stand.

Das Pferd wieherte entrüstet auf und beförderte den Fechter samt seinem Schwert prompt in die Luft, so dass sie gegen die Front der Schusterwerkstatt prallten. Der Doktor fiel inmitten von Leisten und verstreuten Schuhen zu Boden wie eine zerquetschte Fliege.

Roger stand reglos da und keuchte. Sein ganzer Körper pulsierte mit jedem Herzschlag, vom Kampf erhitzt und erregt. Am liebsten hätte er noch weitergemacht, gelacht, auf etwas eingeschlagen. Am liebsten hätte er Brianna an die nächste Wand gedrückt, und zwar *sofort.*

Jamie hob ihm sanft die Hand und löste seine Finger vom Griff des Schwertes. Er hatte völlig vergessen, dass er es in der Hand hatte. Ohne das Schwert fühlte sich sein Arm zu leicht an, als könnte er ganz von selbst zum Himmel entschweben. Er hatte es so fest umklammert gehabt, dass seine Finger steif waren, und als er sie jetzt reflexiv krümmte, spürte er es kribbeln, als das Blut zurückkehrte.

Sein Blut kribbelte überall. Er hörte das Gelächter kaum, die Einladungen auf ein Bier, und genauso wenig spürte er die schulterklopfenden Gratulationen.

»Ein Klistier, ein Klistier, gebt ihm ein Klistier!«, rief eine Gruppe von Lehrjungen, die die Nachhut bildete, als man den Doktor zu Erste-Hilfe-Maßnahmen in das nächste Wirtshaus trug. Der Besitzer des Pferdes kümmerte sich besorgt um seinen kräftigen Braunen, der eher einen verwirrten als einen verletzten Eindruck machte.

»Schätze, er hat gewonnen. Er hat schließlich als Erster Blut vergossen.« Roger realisierte erst, dass er gesprochen hatte, als er seine eigene Stimme hörte, die sich seltsam ruhig anhörte.

»Ist es brauchbar?« Jamie sah ihn fragend an und hatte dabei das Schwert auf den Handflächen liegen.

Roger nickte. Die Gasse war hell und mit weißem Staub bedeckt, der unter seinen Augenlidern knirschte und zwischen seinen Zähnen, wenn er den Mund schloss.

»Aye«, sagte er. »Es ist brauchbar.«

»Gut«, sagte Jamie. »Du auch«, fügte er beiläufig hinzu und wandte sich ab, um den Schmied zu bezahlen.

ACHTER TEIL

Auf, auf zum fröhlichen Jagen

89

Die Jupitermonde

Ende November 1771

Zum vierten Mal in ebenso vielen Minuten sagte sich Roger, dass es medizinisch unmöglich war, an sexueller Frustration zu sterben. Es bezweifelte sogar, dass sie langfristige Schäden hervorrufen würde. Andererseits war sie auch nicht besonders wohltuend, auch wenn er sich Mühe gab, sie als Übung für seinen Charakter zu betrachten.

Er ließ sich vorsichtig auf den Rücken zurücksinken, damit die Matratze nicht raschelte, und starrte zur Decke. Das nützte auch nichts; durch einen Riss in der Fensterbespannung fiel die frühe Morgensonne auf das Bett, und aus dem Augenwinkel konnte er das Gesäß seiner Frau wie von einem goldenen Scheinwerfer erleuchtet sehen.

Sie lag auf dem Bauch, das Gesicht in ihrem Kissen vergraben, und das leinene Betttuch war ihr über die Pobacken gerutscht, so dass sie vom Nacken bis zur Pofalte entblößt dalag. Sie lag so dicht neben ihm in dem engen Bett, dass sein Bein das ihre berührte und die Wärme ihres Atems ihm über die nackte Schulter strich. Sein Mund war trocken.

Er schloss die Augen. Auch das half nicht; prompt hatte er die Bilder der vergangenen Nacht vor sich: Brianna im gedämpften Licht eines glimmenden Feuers, die Flammen ihres Haars, die im Dunklen aufblitzten, das Licht, das unvermittelt auf der Rundung ihrer nackten Brust aufschimmerte, als sie sich das weiche Leinen von den Schultern gleiten ließ.

Trotz der späten Stunde und seiner Müdigkeit hatte er sie heftig begehrt. Doch es hatte noch jemanden gegeben, der sie heftiger begehrte. Er öffnete sein Augenlid einen Spaltbreit und erhob sich so weit, dass er über

Briannas verworrene Locken hinweg zu der Stelle blicken konnte, wo die Wiege im Dunklen an der Wand stand. Keine Anzeichen einer Bewegung.

Sie hatten eine grundsätzliche Abmachung. Er war schlagartig hellwach, wenn er gestört wurde, sie war benommen und unbeholfen. Als ihn Sirenengeheul aus der Wiege in einen herzklopfenden Alarmzustand versetzte, war es daher Roger gewesen, der aufstand, das durchnässte, jaulende Bündel aus dem Bettchen hob und sich seinen unmittelbaren hygienischen Bedürfnissen widmete. Als er Jemmy, der inzwischen mit Händen und Füßen nach Nahrung suchte, dann zu seiner Mutter brachte, hatte sich Brianna so weit aufgerappelt, dass sie sich aus ihrem Nachthemd wand, die Arme nach dem Kind ausstreckte und es in der warmen Dunkelheit in die murmelnde, milchige Zuflucht ihres Körpers zog.

Jetzt, da Jemmy älter war, wurde er nachts nur noch selten wach, doch wenn er von Bauchschmerzen oder einem Alptraum geweckt wurde, dauerte es sehr viel länger, ihn wieder zum Einschlafen zu bringen, als früher, als er noch kleiner war. Roger war wieder eingeschlafen, während Brianna Jemmy Trost spendete, doch er erwachte, als sie sich in dem engen Bett umdrehte und ihre Pobacken an seinem Oberschenkel entlangstrichen. Die Maisblätter unter ihnen knisterten laut, als explodierten tausend ferne Feuerwerkskörper in seinem Rücken, und beim Erwachen wurde er sich einer drängenden, beinahe schmerzhaften Erregung bewusst.

Er hatte gespürt, wie sich ihr Hintern an ihn presste, und sich nur mit Mühe davon abgehalten, sich umzudrehen und von hinten über sie herzufallen. Leise Sauggeräusche von der anderen Seite ihres Körpers ließen ihn jedoch davon Abstand nehmen. Jemmy war immer noch bei ihr.

Er hatte still dagelegen und lauschend gebetet, dass sie lange genug wach bleiben würde, um den kleinen Kerl wieder in seine Wiege zu legen; manchmal schliefen sie zusammen ein, Mutter und Kind, und wenn Roger dann morgens erwachte, roch er eine verwirrende Duftmischung aus erwachsener Frau und Babypisse. Und dann war er schließlich trotz seines Ungemachs eingeschlafen - er hatte den ganzen Tag auf dem Berg Bäume gefällt und war erschöpft.

Er atmete sacht ein. Nein, sie hatte ihn zurückgelegt. Kein Geruch mehr in seinem Bett außer Briannas - ein erdiger Geruch nach Frauenhaut und einer schwachen, süßlichen Wolke aus Schweiß und schlüpfriger Bereitwilligkeit.

Sie seufzte im Schlaf, murmelte etwas Unverständliches und drehte den Kopf auf dem Kissen zur anderen Seite. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen; sie war lange aufgewesen, um Marmelade zu machen, und dann hatte der kleine Mist-, das Baby sie zweimal aufgescheucht. Wie konnte er sie da wecken, nur um seine eigenen, niederen Bedürfnisse zu befriedigen.

Wie konnte er es *nicht?*

Er knirschte mit den Zähnen, hin und her gerissen zwischen Versuchung, Mitgefühl und der sicheren Überzeugung, dass er in dem Fall, dass er seinen Neigungen nachgab, exakt bis zum schlimmstmöglichen Augenblick kommen würde, bevor ihn eine Einmischung aus der Richtung der Wiege zum Innehalten zwang.

Die Erfahrung war ihm eine harsche Lehrerin gewesen, doch das Drängen seines Körpers war lauter als die Stimme seiner Vernunft. Er streckte verstohlen die Hand aus und umfasste sanft die Pobacke, die ihm am nächsten war. Sie war kühl und glatt und rund wie ein Kürbis.

Sie gab einen tiefen, leisen Kehllaut von sich und räkelte sich genießerisch. Sie krümmte ihren Rücken und hob ihr Hinterteil auf eine Weise, die Roger zu der Überzeugung brachte, dass es am klügsten war, wenn er einfach die Bettdecke zurückwarf, sich auf sie rollte und in zehn Sekunden ans Ziel gelangte - länger würde es sowieso kaum dauern.

Er schaffte es immerhin, die Bettdecke zurückzuwerfen.

Als er den Kopf vom Kissen hob, schob sich ein rundes, bleiches Objekt, das an einen der Jupitermonde erinnerte, langsam über den Wiegenrand in sein Blickfeld. Ein blaues Augenpaar betrachtete ihn mit klinischer Teilnahmslosigkeit.

»Oh, *Mist!«,* sagte er.

»Oh, *Miss!«,* ahmte Jemmy ihn fröhlich nach. Er stellte sich umständlich hin und wippte auf und ab. Dabei klammerte er sich mit den

Händen fest an den Rand der Wiege, für die er jetzt rapide zu groß wurde, und sang auf eine Weise, die er wohl für ein Lied hielt, »Miss-miss-miss-miss«.

Brianna fuhr auf und blinzelte unter ihrem wirren Haar hervor.

»Was? Was ist passiert?«

»Äh... mich hat etwas gestochen.« Roger schlug den Rand der Decke diskret wieder um. »Wir müssen hier eine Wespe haben.«

Sie räkelte sich stöhnend auf ihrem Kissen und schob sich mit einer Hand das Haar aus dem Gesicht, dann griff sie nach dem Becher auf dem Nachttisch und trank; wenn sie erwachte, hatte sie immer Durst.

Ihre Augen wanderten über ihn hinweg, und ein Lächeln breitete sich langsam über ihren sanften Mund. »Ach ja? Das ist aber ein böser Stich, den du da hast. Soll ich ihn dir einreiben?« Sie stellte den Becher hin, rollte sich grazil zur Seite, stützte sich auf ihren Ellbogen und streckte eine Hand aus.

»Du bist eine Sadistin«, sagte Roger zähneknirschend. »Hundertprozentig. Das musst du von deinem Vater haben.«

Sie lachte, zog ihre Hand von der Bettdecke, stand auf und zog sich das Hemd an.

»MAMA! Miss, Mama!«, teilte ihr Jemmy strahlend mit, als sie ihn ächzend aus der Wiege hob.

»Du kleine Ratte«, sagte sie liebevoll. »Du machst dich heute Morgen bei Papa aber nicht sehr beliebt. Dein Zeitplan stinkt zum Himmel.« Sie rümpfte die Nase. »Und nicht nur der.«

»Das kommt wohl darauf an, wie man es betrachtet.« Roger drehte sich auf die Seite und sah den beiden zu. »Von *seinem* Standpunkt aus dürfte sein Zeitplan perfekt gewesen sein.«

»Ja.« Brianna sah ihn mit hochgezogener Augenbraue an. »Daher auch das neue Wort, was?«

»Das kannte er doch schon«, sagte Roger trocken. »Ziemlich gut sogar.« Er setzte sich hin, schwang die Beine aus dem Bett und strich sich mit der

Hand durch das Haar und über das Gesicht.

»Nun, dann brauchen wir ja jetzt nur noch eine Überleitung vom Abstrakten zum Konkreten, was?« Sie stellte Jemmy hin, kniete sich vor ihn, küsste ihn auf die Nase und öffnete die Sicherheitsnadeln seiner Windel. »Igitt. Meinst du, achtzehn Monate ist zu früh, um mit dem Töpfchen anzufangen?«

»Ist die Frage an mich oder an ihn gerichtet?«

»Puh. Ist mir egal - wer von euch beiden eine Meinung dazu hat.«

Jemmy hatte offensichtlich keine; er ignorierte den entschlossenen Angriff, den seine Mutter mit einem kalten, feuchten Tuch auf seinen Allerwertesten verübte, mit fröhlicher Engelsgeduld, denn er war ganz in ein neues, selbst komponiertes Lied vertieft: »Puh, puh, Miss, Miss, PUH, PUH...«

Brianna setzte dem ein Ende, indem sie ihn schwungvoll auf die Arme nahm und sich mit ihm auf den Sessel am Kamin setzte.

»Was zu essen?«, fragte sie und zog den Halsausschnitt ihres Hemdes einladend herunter.

»Gott, ja«, sagte Roger inbrünstig. Brianna lachte, nicht ohne Mitgefühl, und legte Jemmy auf ihren Schoß, wo er glückselig zu saugen begann.

»Du bist als Nächster dran«, versicherte sie Roger. »Möchtest du Porridge oder frittierte Maiskuchen zum Frühstück?«

»Steht sonst noch etwas auf der Speisekarte?« Verdammt, er war beinahe so weit gewesen, dass er das Bett hätte verlassen können, aber jetzt stand er wieder ganz am Anfang.

»Oh, klar. Toast mit Erdbeermarmelade. Käse. Eier, aber die musst du dir aus dem Hühnerstall holen; ich habe keine in der Vorratskammer.«

Roger hatte Schwierigkeiten, sich auf das Gespräch zu konzentrieren, während er Brianna im gedämpften Licht der Hütte vor sich hatte, die langen Oberschenkel unter dem Nachthemd gespreizt, die Fersen unter dem Sessel. Sie schien sein Desinteresse an Ernährungsfragen zu

bemerken, denn sie blickte auf, sah ihn lächelnd an und ließ ihrerseits den Blick über seinen nackten Körper wandern.

»Du siehst gut aus, Roger«, sagte sie leise. Ihre freie Hand senkte sich und legte sich leicht auf die Innenwölbung ihres Oberschenkels. Sie ließ die langen Finger mit den stumpfen Nägeln so langsam kreisen, dass sie sich kaum bewegten.

»Du auch.« Seine Stimme war heiser. »Mehr als gut.«

Sie hob die Hand und klopfte Jemmy sacht auf den Rücken.

»Möchtest du nach dem Frühstück Tante Lizzie besuchen, Schätzchen?«, fragte sie, ohne ihn anzusehen. Ihre Augen waren auf Roger geheftet, und ihr Mund verzog sich langsam zu einem breiten Lächeln.

Er glaubte nicht, dass er bis nach dem Frühstück warten konnte - er musste sie zumindest berühren. Ihr Schultertuch lag über dem Fußende des Bettes; er griff danach und schlang es sich anstandshalber um die Hüften, als er aus dem Bett stieg und das Zimmer durchquerte, um sich neben ihren Sessel zu knien.

Ihr Haar bewegte sich, als ein Luftzug vom Fenster hereinwehte, und er sah, wie sich ihre Arme plötzlich mit Gänsehaut überzogen. Er legte die Arme um sie beide. Der kalte Luftzug traf jetzt seinen Rücken, doch er störte sich nicht daran.

»Ich liebe dich«, flüsterte er ihr ins Ohr. Seine Hand lag über der ihren auf ihrem Oberschenkel.

»Ich liebe dich auch«, sagte sie.

Sie hatte sich den Mund mit Wasser und Wein ausgespült und schmeckte nach Herbsttrauben und kalten Bächen. Er war gerade im Begriff, ernsthaft zur Sache zu kommen, als ein lautes Hämmern die Balken der Tür erschütterte und dazu die Stimme seines Schwiegervaters erklang.

»Roger! Bist du da drin, Mann? Auf mit dir, sofort!«

»Was meint er damit, bin ich hier drin?«, zischte Roger Brianna zu. »Wo zum Teufel soll ich denn sonst sein?«

»Schh.« Sie biss ihm sacht in den Hals, ließ dann zögernd von ihm ab und ließ erneut den Blick anerkennend über ihn schweifen.

»Er ist schon auf, Pa!«, rief sie.

»Aye, und es sieht ganz so aus, als sollte das ein Dauerzustand werden«, knurrte Roger. »Komme!«, bellte er. »Wo zum Teufel sind meine Kleider?«

»Unter dem Bett, wo du sie gestern Abend liegen gelassen hast.« Brianna stellte Jemmy auf den Boden - beim Klang der Stimme seines Großvaters kreischte er ekstatisch auf und rannte los, um an die verriegelte Tür zu hämmern. Nachdem er sich endlich dazu aufgerafft hatte, Laufen zu lernen, hatte er es mit dem nächsten Schritt eilig gehabt und war innerhalb weniger Tage in hektische - und ständige - Bewegung übergegangen.

»Beeil dich!« Sonnenschein flutete in die Hütte, als die Ölhaut vor dem Fenster beiseite geschoben wurde und Jamie Frasers breitknochiges, vor Aufregung und von der Morgensonne gerötetes Gesicht auftauchte. Er zog eine Augenbraue hoch, als er Roger erblickte, der auf dem Boden hockte und sich schützend ein Hemd vor die Körpermitte hielt.

»Beweg dich, Mann«, sagte er nachsichtig. »Du hat jetzt keine Zeit, hier mit blankem Arsch herumzuhängen; MacLeod sagt, auf der anderen Seite des Bergkamms sind Tiere.« Er warf Jemmy einen Pustekuss zu. *»A gille ruaidh, a charaid! Ciamar a tha thu?«*

Roger vergaß jeden Gedanken an Sex und Schamgefühl. Er zerrte sich das Hemd über den Kopf und stand auf.

»Was denn für Tiere? Rotwild? Elche?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist Fleisch!« Die Ölhaut fiel abrupt wieder an ihren Platz und tauchte das Zimmer in Halbschatten.

Die Störung hatte kalte Luft hereingelassen, die warme, verräucherte Atmosphäre verändert und einen Hauch von Jagdwetter und frischem Wind mitgebracht, von scharlachrotem Laub, Erde und frischem Tierkot, von nasser Wolle und glattem Leder, gewürzt mit imaginärem Schießpulvergeruch.

Mit einem letzten, sehnsuchtsvollen Blick auf seine Frau langte Roger nach seinen Strümpfen.

90

Gefahr im Gras

Ächzend und prustend erreichten die Männer um die Mittagszeit die dunkelgrüne Zone der Nadelhölzer. Hoch oben auf den Berghängen klammerten sich Gruppen von Balsamfichten, Hemlocktannen und Kiefern an das Geröll. Hier überstanden sie die Jahreszeiten in immergrüner Unsterblichkeit, während ihre Nadeln murmelnd um die leuchtende Vergänglichkeit des herabgefallenen Laubes weiter in der Tiefe trauerten.

Roger erschauerte im kalten Schatten der Koniferen und war froh, dass er über seinem Leinenhemd noch ein dickes, wollenes Jagdhemd trug. Niemand unterhielt sich; selbst wenn sie eine kurze Atempause einlegten, untersagte ihnen die Stille des Waldes jedes unnötige Wort.

Die Wildnis ringsum fühlte sich ruhig an - und leer. Vielleicht waren sie zu spät, und das Wild war weitergezogen; vielleicht hatte sich MacLeod auch geirrt. Roger hatte zwar immer noch keine Erfahrung mit dem Erlegen von Tieren, doch er hatte viel Zeit allein mit Sonne, Wind und Stille verbracht; er hatte sich einige der Instinkte des Jägers angeeignet.

Als sie auf der anderen Seite des Berges ins Freie gelangten, traten die Männer ins pralle Sonnenlicht. Die Luft war dünn und kalt, doch Roger spürte Hitze durch seinen fröstelnden Körper strömen und schloss für einen genießerischen Moment die Augen. Ohne sich abzusprechen, blieben die Männer gemeinsam stehen, um an einer windgeschützten Stelle dankbar ein kurzes Sonnenbad zu nehmen.

Jamie trat an den Rand eines Felsvorsprungs, und die Sonne glänzte auf seinem geflochtenen Kupferhaar. Er wandte sich hin und her und blinzelte hinunter in den Wald. Roger sah, wie sich seine Nasenlöcher weiteten, und er lächelte vor sich hin. Nun, vielleicht konnte er das Wild ja riechen. Es hätte ihn nicht überrascht. Roger schnüffelte versuchsweise, roch aber nur

den muffigen Geruch verrottenden Laubes und einen kräftigen Hauch wohl gereifter Transpiration, der von Kenny Lindsay ausging.

Fraser schüttelte den Kopf, dann wandte er sich an Fergus, wechselte leise ein paar Worte mit ihm, kletterte über die Kante des Vorsprungs und verschwand.

»Wir warten«, sagte Fergus lakonisch zu den anderen und setzte sich. Er holte ein Paar Steinkugeln aus seiner Tasche hervor und rollte sie im Sitzen auf seiner Handfläche hin und her. Mit äußerster Konzentration rollte er die Kugeln der Länge nach über seine geschickten Finger und zurück.

Die leuchtende Herbstsonne stach in langen Schäften durch das blattlose Geäst und spendete der sterbenden Erde die letzte Ölung herbstlichen Trostes, indem sie sie noch einmal mit einem Hauch von Wärme segnete. Die Männer saßen in der Sonne, mieften vor sich hin und unterhielten sich leise dabei. Im kühleren Wald war ihm das nicht aufgefallen, doch hier in der Sonne war der Geruch frischen Schweißes deutlich wahrnehmbar und überlagerte die tieferen Schichten aus Schmutz und Körpergeruch.

Roger sinnierte, dass es womöglich gar nicht so sehr der außergewöhnliche Geruchssinn der Tiere war, sondern schlicht der extreme Geruch der Menschen, der es so schwierig machte, sich dem Wild zu Fuß anzunähern. Er hatte ein paar Mal gesehen, wie sich die Mohawk mit Kräutern einrieben, um auf der Jagd ihren natürlichen Geruch zu tarnen, doch selbst Pfefferminzöl hätte Kenny Lindsays Gestank nichts anhaben können.

Er roch doch nicht etwa selbst so, oder? Neugierig steckte er den Kopf zum offenen Halsausschnitt seines Hemdes und holte Luft. Er spürte, wie ihm unter dem Haar ein Schweißtropfen über den Nacken lief. Er betupfte ihn mit seinem Kragen und beschloss, vor seiner Rückkehr in die Blockhütte zu baden, und wenn der Bach mit Eis verkrustet war.

Duschen und Deos hatten mehr als nur ästhetische Bedeutung, dachte er. Schließlich gewöhnte man sich in kürzester Zeit an jeden Dauergestank. Was ihm in der Geborgenheit seiner relativ geruchslosen, modernen Umgebung nicht bewusst gewesen war, waren die intimeren Bedeutungen

des Geruchs. Manchmal kam er sich wie ein verflixter Pavian vor, und eine zufällige Geruchsattacke konnte seine primitivsten Instinkte entfesseln.

Ihm fiel etwas ein, was sich nur eine Woche zuvor zugetragen hatte, und er spürte, wie er bei der Erinnerung rot wurde.

Er war auf der Suche nach Claire in den Milchschuppen getreten. Er hatte sie gefunden - gemeinsam mit Jamie. Sie waren beide vollständig bekleidet und standen in einiger Entfernung voneinander - und doch war die Luft so vom Moschusduft des Verlangens und dem scharfen Geruch männlicher Befriedigung erfüllt gewesen, dass Roger spürte, wie ihm das Blut im Gesicht brannte und ihm am ganzen Körper die Haare zu Berge standen.

Sein erster Instinkt war gewesen, kehrt zu machen und zu gehen, doch dafür gab es keine Entschuldigung. Also hatte er Claire sein Anliegen vorgetragen und war sich dabei die ganze Zeit bewusst gewesen, dass Frasers Blick auf ihm ruhte, neutral und fragend. Und er war sich der wortlosen Kommunikation zwischen den beiden bewusst gewesen, einem unsichtbaren Summen in der Luft, als seien sie zwei Perlen auf einem fest gespannten Draht.

Jamie hatte gewartet, bis Roger verschwand, und war dann auch gegangen. Roger hatte aus dem Augenwinkel eine schwache Bewegung aufgefangen, hatte die sachte Berührung seiner Hand zum Abschied gesehen, und bei dem Gedanken daran spürte er jetzt noch ein merkwürdiges Kribbeln im Bauch.

Er atmete heftig aus, um das Gefühl der Enge in seiner Brust zu lindern, dann streckte er sich ins Laub und ließ sich die Sonne auf die geschlossenen Augenlider brennen. Er hörte, wie Fergus unterdrückt aufstöhnte, dann folgten raschelnde Schritte, und der Franzose zog sich erneut hastig zurück. Fergus hatte am Abend zuvor halb vergorenes Sauerkraut gegessen - eine Tatsache, die jeder, der länger in seiner Nähe saß, deutlich zu spüren bekam.

Seine Gedanken schweiften zu jener Situation im Schuppen zurück, die ihn so verlegen gemacht hatte.

Er war gewiss nicht auf Nervenkitzel aus, ja, es war noch nicht einmal Neugier, und doch ertappte er sich oft dabei, dass er sie beobachtete. Er sah sie vom Fenster der Hütte aus, wenn sie abends gemeinsam spazieren gingen. Jamie hatte den Kopf zu ihr hinübergebeugt und die Hände hinter seinem Rücken verschränkt. Claires langgliedrige, weiße Hände waren ständig in Bewegung, wenn sie redete, und erhoben sich in die Luft, als wollte sie mit ihnen die Zukunft einfangen und ihr Gestalt verleihen, als wollte sie Jamie die Gedanken überreichen, die sie aussprach, glatte, polierte Kunstgegenstände aus gemeißelter Luft.

Als ihm einmal bewusst war, was er da tat, beobachtete Roger sie gezielt und ignorierte jedes Schamgefühl über seine Aufdringlichkeit, und wenn sie noch so unbedeutend war. Es gab einen zwingenden Grund für seine Neugier; es gab da etwas, was er so dringend wissen musste, dass es seine fehlenden Manieren entschuldigte.

Wie stellte man es an, eine solche Ehe zu führen?

Er war im Haus eines Junggesellen aufgewachsen. Zwar hatten ihm sein Großonkel und seine ältere Haushälterin jede Zuneigung angedeihen lassen, die er als Junge brauchte, doch hatte er als Erwachsener festgestellt, dass ihm etwas fehlte, dass er keine Ahnung von den Fäden der Berührung und der Worte hatte, die ein Ehepaar aneinander banden. Instinkt war zwar immerhin ein Anfang.

Doch wenn man lernen konnte, so zu lieben...

Etwas berührte ihn am Ellbogen, und er fuhr erschrocken herum und holte zu seiner Verteidigung mit dem Arm aus. Jamie duckte sich, wich dem Schlag sauber aus und grinste ihn an.

Fraser wies mit einem Ruck seines Kopfes zur Felsenkante.

»Ich habe sie gefunden«, sagte er.

Jamie hob eine Hand, und Fergus trat unverzüglich an seine Seite. Der Franzose reichte dem hoch gewachsenen Schotten kaum bis an die Schulter, doch machte er keine lächerliche Figur. Er hielt sich eine Hand

über die Augen, um sie vor der Sonne zu schützen, und blinzelte in die Richtung, in die Fraser wies.

Roger trat zu ihnen und blickte den Berghang hinunter. Ein Goldspecht schoss unten über eine Lichtung; er erkannte ihn an seiner wellenförmigen Fluglinie. Tief im Wald erscholl der Ruf seines Partners, ein Geräusch wie schrilles Gelächter. Sonst konnte er dort unten nichts Bemerkenswertes erkennen; es war dasselbe, dichte Gewirr aus Berglorbeer, Hickory und Eichen, das auch auf ihrer Bergseite wuchs; weit unten markierte eine breite Linie aus hohen, blattlosen Bäumen einen Flusslauf.

Fraser sah ihn an, drehte den Kopf und wies ihm mit dem Kinn die Richtung.

»Dort am Fluss; siehst du?«, sagte er.

Zuerst sah Roger gar nichts. Der Fluss selbst war nicht zu sehen, doch er konnte seinen Verlauf am kahlen Geäst der Weiden und Platanen erkennen. Dann entdeckte er es; weit unten auf dem Hang bewegte sich ein Busch, und zwar nicht vom Wind, wie die Äste ringsum. Es war ein plötzlicher Ruck, der den ganzen Busch erschütterte, weil etwas zerrend an ihm fraß.

»Himmel, was ist das denn?«

Der kurze Blick, den er auf den dunklen, massigen Körper werfen konnte, hatte ausgereicht, um ihn erkennen zu lassen, dass das Tier groß war - sehr groß.

»Ich weiß es nicht. Größer als ein Hirsch. Ein Wapiti vielleicht.« Frasers Miene war konzentriert, seine Augen waren zum Schutz vor dem Wind zu Schlitzen verengt. Er stand gelassen da, die Muskete in einer Hand, doch Roger konnte seine Erregung fühlen.

»Ein Elch vielleicht?« Fergus runzelte unter der Hand, die er sich zum Schutz über die Augen hielt, die Stirn. »Ich habe zwar noch nie einen gesehen, aber sie sind doch sehr groß, oder?«

»Nein.« Roger schüttelte den Kopf. »Ich meine, ja, aber es ist kein Elch. Ich habe schon Elche gejagt - bei den Mohawk.« Zu spät, er sah, wie Fraser kurz den Mund zusammenkniff und ihn dann wieder entspannte; in unausgesprochenem Einverständnis vermieden sie jede Erwähnung von

Rogers Gefangenschaft bei den Mohawk. Doch Fraser sagte nichts, sondern wies nur mit einer Kopfbewegung nach unten auf den Wald.

»Aye, es ist auch kein Hirsch oder Elch - aber es ist mehr als eins. Seht ihr?«

Roger spähte noch intensiver in die Ferne, dann beobachtete er, was Fraser machte, und tat es ihm nach - er trat von einem Fuß auf den anderen und ließ seine Augen zwanglos über die Landschaft schweifen.

Sobald er nicht mehr versuchte, sich auf einen einzelnen Fleck in dem Panorama unter ihm zu konzentrieren, konnte er stattdessen den ganzen Berghang als verschwommenen Flickenteppich aus Farbe und Bewegung sehen - wie ein Van Gogh, dachte er und lächelte bei dem Gedanken. Dann erkannte er, was Jamie gesehen hatte. Er erstarrte, und jeder Gedanke an moderne Kunst war vergessen.

Hier und dort befand sich zwischen den verblichenen Grau- und Brauntönen und den immergrünen Stellen ein Fremdkörper, ein Knoten im Webmuster der Natur - seltsame Bewegungen, deren Ursache nicht der rauschende Wind war. Die Tiere an und für sich waren unsichtbar, taten ihre Anwesenheit aber dennoch durch das Zucken der Büsche in ihrer Nähe kund. Da... und da... er ließ seine Augen hin und her schweifen und spürte, wie die Aufregung ihm Bauch und Brust verkrampfte. Himmel, es waren mindestens ein halbes Dutzend!

»Ich hatte Recht! Ich hatte Recht, nicht wahr, *Mac Dubb?«,* jubelte MacLeod. Sein rundes Gesicht strahlte von einem Ohr zum anderen, und er errötete triumphierend. »Ich habe doch gesagt, dass ich Tiere gesehen habe, aye?«

»Himmel, das ist ja eine ganze Herde«, hauchte Evan Lindsay genau die Worte, die Roger gedacht hatte. Das Gesicht des Highlanders leuchtete erwartungsvoll. Er sah Jamie an.

»Wie machen wir es, *Mac Dubh?«*

Jamie zuckte leicht mit einer Schulter, die Augen unverwandt ins Tal gerichtet. »Schwer zu sagen; sie sind auf offenem Gelände. Wir können sie

nirgendwo in die Enge treiben.« Er leckte sich den Finger, hielt ihn in den Wind, dann deutete er zur Seite.

»Der Wind kommt von Westen; lasst uns der Rinne dort nach unten folgen. Dann wenden Roger und ich uns bei dem großen Felsvorsprung zur Seite; siehst du ihn?«

Lindsay nickte bedächtig und bearbeitete seine schmale Lippe mit seinem schiefen Vorderzahn.

»Sie sind dicht am Fluss. Umrundet sie - haltet Abstand, bis ihr in der Nähe der großen Zeder dort seid; siehst du? Aye, dann verteilt euch, zwei an jedem Flussufer. Evan ist der beste Schütze; er soll sich bereit halten. Roger Mac und ich kommen von hinten und treiben die Herde auf euch zu.«

Fergus nickte, während er die Landschaft zu seinen Füßen überblickte.

»Ich verstehe. Und wenn sie uns sehen, wenden sie sich dort in diesen kleinen Engpass und sitzen in der Falle. Sehr gut. *Allons-y!*«

Er winkte den anderen gebieterisch, und sein Haken glänzte in der Sonne. Dann verzog er das Gesicht, hielt sich die Hand vor den Bauch, und ein langer, grollender Furz entweihte die Stille des Waldes. Jamie sah ihn nachdenklich an.

»Sieh zu, dass der Wind nicht aus deiner Richtung kommt, aye?«

Es war unmöglich, sich geräuschlos durch die trockenen Laubverwehungen zu bewegen, doch Roger trat so behutsam wie möglich auf. Als er gesehen hatte, dass Jamie sein Gewehr lud, hatte Roger das Gleiche getan, und der scharfe Pulvergeruch hatte ihn mit einer Mischung aus Erregung und böser Vorahnung erfüllt. So, wie er die Größe der Tiere einschätzte, denen sie folgten, war es denkbar, dass es selbst ihm gelang, eins zu treffen.

Er schob seine Zweifel beiseite, blieb ein paar Sekunden stehen und wandte den Kopf hin und her, um zu lauschen. Nichts als das schwache Rauschen des Windes über ihm im Geäst und das ferne Murmeln eines

Gewässers. Vor ihm knackte es leise im Unterholz, und er sah rotes Haar aufleuchten. Er folgte Jamie, den Gewehrkolben in der Hand, sein Holz warm und fest in seiner Handfläche, den Lauf über seine Schulter hinweg himmelwärts gerichtet.

Roger stahl sich gerade vorsichtig um einen Sumachstrauch, als er plötzlich spürte, wie etwas unter seinen Füßen nachgab, und zurückfuhr, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Er spähte zu Boden, um zu sehen, worauf er getreten war, und verspürte trotz seiner spontanen Enttäuschung ein starkes Bedürfnis zu lachen.

»Jamie!«, rief er, ohne sich weiter um Verstohlenheit oder Stille zu bemühen.

Frasers leuchtendes Haar erschien im Lorbeergebüsch, dann folgte der Mann selbst. Er sagte nichts, sondern zog fragend eine Augenbraue hoch.

»Ich bin ja kein großer Spurenleser«, sagte Roger und wies kopfnickend zu Boden, »aber auf so etwas bin ich schon oft genug getreten, um es zu erkennen, wenn ich es sehe.« Er kratzte sich die Seite seines Schuhs an einem umgestürzten Baumstamm sauber und wies mit der Schuhspitze auf den fraglichen Gegenstand. »Was meinst du, was das für Tiere sind, an die wir uns hier die ganze Zeit anschleichen?«

Jamie blieb blinzelnd stehen, dann trat er vor und hockte sich neben den welligen, braunen Haufen. Er befühlte ihn mit dem Zeigefinger, dann sah er mit einer Mischung aus Belustigung und Bestürzung zu Roger auf.

»Hol mich doch der Teufel«, sagte er. Ohne sich aus der Hocke zu erheben, wandte er den Kopf und runzelte die Stirn, während er den Blick über die Wildnis schweifen ließ. »Aber was machen sie hier?«, murmelte er.

Er stand auf, sah zum Fluss und hielt sich dabei eine Hand über die Augen, um sie vor der sinkenden Sonne zu schützen, die durch das Geäst schien.

»Das verstehe ich einfach nicht«, sagte er und blinzelte in den Schatten. »Es gibt nur drei Rinder in Fraser’s Ridge, und zwei davon sind heute Morgen vor meinen Augen gemolken worden. Das dritte gehört Bobby

MacLeod, und ich denke doch, dass er seine eigene Kuh erkennen würde. Außerdem...« Er machte langsam auf dem Absatz kehrt und blickte den steilen Hang hinauf, den sie gerade heruntergekommen waren.

Er brauchte es nicht auszusprechen; keine Kuh hätte ohne Fallschirm dort hinuntersteigen können.

»Es ist mehr als eine - viel mehr«, sagte Roger. »Du hast sie doch gesehen.«

»Aye, das stimmt. Aber woher kommen sie?« Jamie runzelte verwundert die Stirn. »Die Indianer halten keine Rinder, schon gar nicht um diese Jahreszeit - sie würden jetzt all ihre Tiere schlachten und das Fleisch räuchern. Und es gibt im Umkreis von dreißig Meilen keine Farm, von der sie kommen könnten.«

»Vielleicht eine wilde Herde?«, meinte Roger. »Vor langer Zeit entlaufene Tiere, die in der Gegend umher wandern?« Jamies Augen nahmen einen berechnenden Ausdruck an, während Rogers Magen hoffnungsvoll knurrte.

»Wenn ja, dann sind sie leichte Beute«, sagte Jamie. Er lächelte zwar, doch es lag Skepsis in seiner Stimme. Er bückte sich und brach ein kleines Stück des Kuhfladens ab, zerkrümelte es mit dem Daumen und warf es dann fort.

»Ziemlich frisch«, sagte er. »Sie sind nicht weit weg; lass uns gehen.«

Keine halbe Stunde später traten sie an das Ufer des Flusses, den sie von oben gesehen hatten. Es war hier breit und flach, und die blattlosen Äste der Weiden hingen ins Wasser. Das Einzige, was sich bewegte, war das Glitzern der Sonne auf den Gewehren, doch es war nicht zu übersehen, dass die Kühe hier gewesen waren; der Uferschlamm war von trocknenden Hufspuren zerfurcht, und an einer Stelle waren die sterbenden Pflanzen beiseite gescharrt worden, so dass ein langer, schlammiger Trog entstand, in dem sich etwas Großes gewälzt hatte.

»Warum habe ich nur nicht daran gedacht, ein Seil mitzubringen?«, brummte Jamie, während er sich seinen Weg durch die Weidenschösslinge am Ufer bahnte, um den Trog zu umrunden. »Fleisch ist ja gut und schön,

aber Milch und Käse wären -« Das Brummen verstummte, als er sich jetzt vom Fluss abwandte, um einem Pfad aus zertrampeltem Laub in den Wald zu folgen.

Wortlos trennten sich die beiden Männer und gingen auf leisen Sohlen weiter. Roger lauschte angestrengt auf die Stille des Waldes. Sie mussten in der Nähe sein; selbst ein so unerfahrenes Auge wie das seine hatte die Frische der Spuren erkannt. Und doch herrschte herbstliches Schweigen im Wald, und die Stille wurde nur von einem Raben unterbrochen, der in der Ferne rief.

Die Sonne stand tief am Himmel und erfüllte die Luft im Wald mit goldenem Dunst. Es wurde jetzt merklich kälter; Roger überquerte eine schattige Stelle und erschauerte trotz seines Rockes. Sie würden bald die anderen suchen und ein Lager aufschlagen müssen; die Dämmerung war kurz. Ein Feuer wäre schön. Noch besser wäre es natürlich, wenn es etwas gäbe, was man darauf braten könnte.

Sie gingen jetzt bergab in eine kleine Senke, in der Herbstnebelschwaden von der abkühlenden Erde aufstiegen. Jamie befand sich ein Stück vor ihm und bewegte sich so zielstrebig, wie es der unregelmäßige Untergrund erlaubte; trotz des dichten Pflanzenwuchses war der Pfad für ihn offenbar noch gut zu erkennen.

Eine Kuhherde konnte doch nicht einfach verschwinden, dachte er, selbst wenn es so nebelte wie hier... es sei denn, es waren Elfenkühe. Und das konnte er dann doch nicht glauben, obwohl der Wald hier so gespenstisch still war.

»Roger.« Jamie sprach sehr leise, doch Roger hatte seine Ohren so gebannt aufgesperrt gehabt, dass er seinen Schwiegervater sogleich zu seiner Rechten ausmachte. Jamie wies mit einem Ruck seines Kopfes auf etwas in der Nähe. »Sieh.«

Er hielt einen großen Brombeerbusch zur Seite und legte den Stamm einer gewaltigen Platane frei, deren Rinde zum Teil abgeschält war. An ihrer Stelle war ein nässender, weißlicher Fleck auf der grauen Haut des Baumes zurückgeblieben.

»Scheuern sich Kühe so?« Roger warf einen skeptischen Blick auf die Stelle, dann zupfte er ein Büschel dunkler Wollhaare heraus, die in der groben Rinde hängen geblieben waren.

»Aye, manchmal«, erwiderte Jamie. Er beugte sich dicht über das dunkelbraune Gewirr in Rogers Hand und schüttelte den Kopf. »Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich schon einmal eine Kuh mit einem solchen Fell gesehen habe. Man könnte ja glauben, es wäre...«

Neben Roger bewegte sich etwas, und als er sich umdrehte, blickte ihm ein monströser, dunkler Kopf über die Schulter. Ein winziges, blutig-dunkles Auge erwiderte seinen Blick, und er stieß einen Schrei aus und fuhr zurück. Mit einem lauten Knall ging seine Büchse los, dann folgte ein Rascheln und ein dumpfer Schlag, und er fand sich um einen Baumstamm gewickelt wieder. Er bekam keine Luft, und ihm blieb nur eine flüchtige Erinnerung an einen massigen, haarigen Körper, dessen Kraft ihn wie ein Blättchen durch die Luft geschleudert hatte.

Er setzte sich hin und rang nach Atem. Jamie kniete im Laub und wühlte hektisch nach Rogers Gewehr.

»Auf!«, sagte er. »Steh auf, Roger! Mein Gott, es sind Büffel!«

Dann war er auf den Beinen und folgte Jamie. Er war immer noch außer Atem, doch er rannte, das Gewehr in der Hand, ohne dass er sich hätte erinnern können, wie es dort hingekommen war, und sein Pulverhorn schlug gegen seine Hüfte.

Jamie flog mit Riesensätzen wie ein Hirsch durchs Gebüsch, und sein zusammengebündelter Umhang hüpfte auf seinem Rücken auf und ab. Im Wald war es nicht länger still; vor ihnen krachte und splitterte es, und ein leises, schnaubendes Röhren erscholl.

Er holte Jamie ein, als es wieder bergauf ging; sie kämpften sich mühselig nach oben, weil sie ständig auf dem Laub ausrutschten, und ihre Lungen brannten vor Anstrengung; dann erreichten sie den Gipfel einer Anhöhe und kamen auf einem langen, abschüssigen Hang heraus, auf dem dürre Kiefern und Hickoryschösslinge verstreut standen.

Da waren sie; acht oder neun der riesigen, zotteligen Tiere, die sich dicht beieinander hielten, während sie den Hügel hinab donnerten, und sich nur trennten, um Büschen oder Bäumen auszuweichen. Jamie sank auf ein Knie nieder, zielte und feuerte, jedoch ohne sichtbare Wirkung.

Ihm blieb keine Zeit zum Innehalten und Nachladen; sie durften die Herde nicht aus den Augen verlieren. Rechts unter ihnen glitzerte zwischen den Bäumen eine Biegung des Flusses auf. Aufgeregt polterte Roger mit fliegender Feldflasche und Patronendose den Abhang hinunter, und sein Herz donnerte wie die Hufe der Büffelherde. Er konnte Jamie hinter sich auf Gälisch brüllen hören.

Ein Ausruf in einem veränderten Tonfall veranlasste Roger, sich umzusehen. Jamie war stehen geblieben, sein Gesicht vor Schreck erstarrt. Bevor Roger ihm etwas zurufen konnte, verwandelte sich der Schreck in einen Ausdruck der Wut. Mit entblößten Zähnen packte er seine Büchse am Lauf und ließ mit aller Kraft den Kolben niedersausen. Fast ohne innezuhalten, hob er das Gewehr und hieb erneut zu - und noch einmal, mit weit ausholenden Bewegungen.

Roger brach widerstrebend die Verfolgung ab, drehte sich um und keuchte den Hang hinauf zu ihm.

»Was zum Teufel -?« Dann sah er, was geschehen war, und spürte, wie ihm am ganzen Körper vor Abscheu die Haare zu Berge standen. Zwischen den Grasbüscheln ringelte sich etwas Dickes, braun Geschupptes. Das eine Ende der Schlange war zu Brei zerstampft, und ihr Blut befleckte den Kolben von Frasers Muskete, doch der kopflose Körper wand sich weiter wie ein Wurm.

»Hör auf damit! Sie ist tot. Hörst du mich? Aufhören, sage ich!« Er packte Fraser am Arm, doch sein Schwiegervater riss sich los und ließ den Kolben noch einmal niedersausen. Dann hörte er auf und stand heftig zitternd halb auf sein Gewehr gestützt da.

»Himmel! Was ist passiert? Hat sie dich erwischt?«

»Aye, am Bein. Ich bin auf sie getreten.« Jamies Lippen waren so weiß wie sein Gesicht. Er warf einen Blick auf den Kadaver, der sich immer noch wand, und erschauerte erneut.

Roger unterdrückte seinen eigenen Schauder und packte Frasers Arm.

»Komm mit. Setz dich hin, dann sehen wir es uns an.«

Jamie folgte ihm halb stolpernd und ließ sich auf einen umgestürzten Baumstamm sinken. Er kämpfte mit zitternden Fingern mit seinem Strumpfsaum. Roger schob Jamies Hand beiseite und zog ihm Gamasche und Strumpf vom rechten Fuß. Der Biss war deutlich zu sehen; ein dunkelroter Doppelpunkt in Frasers Wade. Rings um die Bisslöcher war seine Haut bläulich angelaufen. Selbst im späten, goldenen Licht war das deutlich zu sehen.

»Die Wunde ist vergiftet. Ich muss sie ausschneiden.« Roger hatte einen trockenen Mund, spürte aber nicht die geringste Panik, sondern eine seltsame Ruhe. Er zog das Messer aus seinem Gürtel, dachte kurz daran, es zu sterilisieren, und verwarf den Gedanken wieder. Ein Feuer anzuzünden, würde ihn wertvolle Minuten kosten, und er durfte keine Zeit verlieren.

»Warte.« Fraser war immer noch bleich, hatte aber aufgehört zu zittern. Er nahm die kleine Zinnflasche von seinem Gürtel und träufelte Whisky auf die Klinge, dann goss er ein paar Tropfen auf seine Finger und rieb die Flüssigkeit auf die Wunde. Er sah Roger mit einem kurzen Zucken seines Mundes an, das als Lächeln gedacht war.

»Das macht Claire auch immer, bevor sie jemanden schneidet.« Er lehnte sich zurück, stützte sich mit den Händen auf den moosigen Baumstamm und nickte. »Na dann los.«

Roger biss sich konzentriert auf die Lippen. Er presste die Messerspitze direkt oberhalb der Bisswunde in die Haut. Die Haut war überraschend zäh und unnachgiebig; das Messer ritzte sie zwar an, durchdrang sie jedoch nicht. Fraser bückte sich und umfasste Rogers Hand; mit einem tiefen, heftigen Grunzen drückte er fest zu, und das Messer sank plötzlich drei Zentimeter oder mehr in die Haut ein. An der Klinge quoll Blut auf; Frasers Hand ließ los.

»Noch einmal. Fest - und in Gottes Namen, Mann, mach schnell.« Jamies Stimme war ruhig, doch Roger spürte, wie klare Schweißtropfen von Frasers Gesicht auf seine Hand fielen, erst warm, dann kalt auf seiner Hand.

Er zwang sich zu der notwendigen Kraft, stach fest zu und schnitt rasch - zwei x-förmige Markierungen über den Bissen, so, wie es in den Erste-Hilfe-Ratgebern stand. Die Wunden bluteten stark, und das Blut rann in dicken Strömen zu Boden. Das war gut, dachte er. Er musste tief schneiden; tief genug, um unter das Gift zu gelangen. Er ließ das Messer fallen, bückte sich und legte den Mund auf die Wunden.

Er spürte keine Panik, doch seine Eile wuchs. Wie schnell breitete sich das Gift aus? Ihm blieben nur Minuten, vielleicht sogar weniger. Er saugte, so fest er konnte, und das Blut erfüllte seinen Mund mit einem scharfen Metallgeschmack. Er saugte und spuckte in stummer Hektik. Das Blut platschte auf das gelbe Laub, Frasers Beinhaare kratzten ihn an den Lippen. Mit jener seltsamen Zerstreutheit, die sich im Notfall oft einstellt, dachte er an ein Dutzend flüchtiger Dinge zugleich, während er sich doch mit ganzer Konzentration seiner Aufgabe widmete.

War die verdammte Schlange wirklich tot?

Wie giftig war sie?

Waren die Bisons entkommen?

Himmel, machte er es richtig?

Brianna würde ihn umbringen, wenn er ihren Vater sterben ließ. Claire ebenfalls.

Er hatte einen mörderischen Krampf im rechten Oberschenkel.

Wo zum Teufel waren die anderen? Fraser sollte sie besser rufen - nein, er *rief ja* schon, bellte irgendetwas, das Roger nicht verstand. Die Beinmuskeln unter Rogers Händen waren steinhart geworden.

Etwas fasste ihm am Hinterkopf in die Haare, verdrehte sie ihm und zwang ihn aufzuhören. Er blickte schwer atmend auf.

»Das reicht, aye?«, sagte Jamie nachsichtig. »Du saugst mich ja noch leer.« Er wackelte vorsichtig mit dem entblößten Fuß und verzog das Gesicht, als er sein Bein sah. Die Bisswunden waren deutlich zu sehen. Aus ihnen sickerte immer noch Blut, und das Gewebe ringsum war von Rogers Saugen geschwollen, fleckig und blau.

Roger setzte sich auf die Fersen und holte heftig Luft.

»Ich habe eine größere... Sauerei gemacht... als die Schlange.«

Sein Mund füllte sich mit Speichel; er hustete und spuckte aus. Fraser bot ihm wortlos die Whiskyflasche an; er spülte sich den Mund durch und spuckte erneut aus, dann trank er einen großen Schluck.

»Und?« Er wischte sich mit dem Handrücken das Kinn ab und wies kopfnickend auf das verunstaltete Bein.

»Es geht schon.« Jamie war immer noch bleich, doch sein Mundwinkel verzog sich. »Geh und sieh nach, ob die anderen in Sichtweite sind.«

Das war nicht der Fall; die Aussicht von der Spitze des Felsvorsprungs zeigte nichts als ein Meer kahler, wogender Äste. Der Wind hatte aufgefrischt. Falls sich die Bisons immer noch am Fluss entlang bewegten, so war keine Spur zu sehen, weder von ihnen noch von ihren Jägern.

Heiser von seinen Hallo-Rufen im Gegenwind, kehrte Roger wieder nach unten zurück. Jamie hatte sich ein Stück bewegt und am Fuß einer großen Balsamfichte zwischen Felsblöcken eine geschützte Stelle gefunden. Er hatte die Beine ausgestreckt, lehnte mit dem Rücken an einem Felsen und hatte sich ein Taschentuch um sein verletztes Bein gebunden.

»Keine Spur von irgendjemandem. Kannst du laufen?« Roger beugte sich über seinen Schwiegervater und stellte erschrocken fest, dass sein Gesicht gerötet war und er heftig schwitzte, obwohl die Luft zunehmend kühler wurde.

Jamie schüttelte den Kopf und wies auf sein Bein.

»Ja — aber nicht weit.« Das Bein war im Umfeld der Bisswunde merklich geschwollen, und die bläuliche Verfärbung hatte sich ausgebreitet; sie sah wie eine frische Prellung aus und war auf beiden Seiten des Taschentuchs zu sehen.

Roger spürte den ersten Stich der Beklommenheit. Er hatte alles getan, was er wusste; Erste-Hilfe-Ratgeber empfahlen als nächsten Schritt bei der Behandlung von Schlangenbissen immer, »die betroffene Körperstelle

ruhig zu stellen und den Patienten so schnell wie möglich ins Krankenhaus zu bringen.« Die Messerschnitte und das Saugen sollten das Gift aus der Wunde ziehen - doch es war eindeutig noch genug davon zurückgeblieben, und jetzt breitete es sich langsam in Jamie Frasers Körper aus. Er war zu spät gewesen, um alles zu erwischen - wenn er überhaupt etwas erwischt hatte. Und das, was einem Krankenhaus am nächsten kam - Claire und ihre Kräuter -, war einen Tagesmarsch entfernt.

Roger ließ sich langsam auf seine Oberschenkel zurücksinken und fragte sich, was zum Teufel er als Nächstes tun sollte. Die Körperstelle ruhig stellen - nun, das war erledigt, was auch immer es nützte.

»Tut es weh?«, fragte er unbeholfen.

»Ja.«

Nach dieser wenig hilfreichen Antwort lehnte sich Jamie wieder an den Felsen zurück und schloss die Augen. Roger ließ sich auf einem Haufen trockener Nadeln nieder und versuchte zu überlegen.

Es wurde jetzt rasch dunkel; die kurze Wärme des Tages war dahin, und die Schatten unter den Bäumen hatten das tiefblaue Aussehen des frühen Abends angenommen, obwohl es nicht später als ungefähr vier sein konnte. Es war klar, dass sie heute Abend nirgendwo mehr hingehen würden; selbst wenn Fraser hätte gehen können, war es so gut wie unmöglich, sich im Dunklen in den Bergen zu orientieren. Wären die anderen hier gewesen, hätten sie es möglicherweise irgendwie bewerkstelligt, ihn zu tragen - aber ob das besser gewesen wäre als ihn zu lassen, wo er war? Zwar wünschte er sehnsüchtig, Claire wäre hier, doch sein Verstand sagte ihm, dass selbst sie nicht viel tun konnte - außer vielleicht, Jamie Trost zu spenden, falls er im Sterben lag...

Bei diesem Gedanken verknotete sich sein Magen. Er verdrängte ihn mit aller Bestimmtheit, griff in seinen Lederbeutel und überprüfte seine Vorräte. Er hatte noch etwas Maiskuchen in der Tasche; Wasser war hier in den Bergen nie ein Problem - unter dem Rauschen der Bäume konnte er irgendwo in der Nähe einen Bach gurgeln hören. Besser jedoch, wenn er Brennholz sammelte, solange er noch genug Licht hatte.

»Am besten machen wir Feuer«, sagte Jamie plötzlich, und Roger erschrak bei diesem Echo seines eigenen Gedankens. Jamie öffnete die Augen, betrachtete seine Hand und drehte sie hin und her, als hätte er sie noch nie gesehen.

»Meine Finger kribbeln«, merkte er interessiert an. Er berührte mit einer Hand sein Gesicht. »Hier auch. Meine Lippen sind taub. Weißt du, ob das normal ist?«

»Ich weiß es nicht. Wenn du den ganzen Whisky getrunken hast, wahrscheinlich schon.« Es war ein kläglicher Witz, doch er war erleichtert, dass er mit schwachem Gelächter aufgenommen wurde.

»Nein.« Jamie berührte die Flasche an seiner Seite. »Ich dachte, später habe ich ihn vielleicht nötiger.«

Roger holte tief Luft und stand auf.

»Nun gut. Bleib hier; du solltest dich nicht bewegen. Ich gehe Holz holen. Wahrscheinlich werden die anderen ja den Schein des Feuers sehen.« Die anderen Männer konnten ihnen kaum helfen, zumindest nicht vor morgen - aber es würde ein Trost sein, nicht allein zu sein.

»Bring die Schlange auch mit«, rief Jamie ihm nach. »Rache ist süß; wir essen sie zu Abend.«

Roger grinste trotz seiner Sorgen und wandte sich mit einer bestätigenden Handbewegung den Abhang hinunter.

Wie groß war die Wahrscheinlichkeit?, fragte er sich, während er sich bückte, um einen dicken Knoten aus Kiefernholz vom weichen Holz eines verrotteten Baumstamms loszureißen. Fraser war ein kräftiger Mann von robuster Gesundheit. Er würde doch bestimmt überleben.

Und doch starben die Leute an Schlangenbissen, und zwar gar nicht so selten; erst letzte Woche hatte er von einer Deutschen in der Nähe von High Point gehört; sie hatte sich gebückt, um ein Holzscheit von ihrem Stapel zu nehmen, war von einer Schlange, die sich dort versteckt hatte, mitten in den Hals getroffen worden und innerhalb von Minuten tot gewesen. Er war gerade im Begriff, einen Ast unter einem Busch hervorzuziehen, als ihm das einfiel, und er zog seine Hand hastig zurück.

Er bekam eine Gänsehaut. Er tadelte sich für seine Dummheit und suchte sich einen Stock, um das trockene Laub gründlich zu durchwühlen, bevor er die Hand erneut danach ausstreckte.

Er musste unwillkürlich alle paar Minuten bergauf blicken, denn es machte ihn nervös, dass er Fraser nicht sehen konnte. Was, wenn er das Bewusstsein verlor, bevor Roger zurückkehrte?

Dann fiel es ihm wieder ein, und er entspannte sich ein wenig. Nein, es war alles gut. Jamie würde heute Nacht nicht sterben, weder an einem Schlangenbiss noch vor Kälte. Es war gar nicht möglich; er würde in ein paar Jahren bei einem Brand sterben. Dieses eine Mal bedeutete das Todesurteil der Zukunft Sicherheit für die Gegenwart. Er atmete erleichtert auf und nahm seinen Mut zusammen, um sich der Schlange zu nähern.

Sie regte sich nicht mehr; jetzt war sie offensichtlich tot. Dennoch kostete es ihn einige Überwindung, sie aufzuheben. Sie war so dick wie sein Handgelenk und etwas über einen Meter lang. Die Leichenstarre hatte bereits eingesetzt, so dass er sich schließlich gezwungen sah, sie wie einen geschuppten Ast quer über das Brennholz zu legen, das er auf dem Arm trug. Bei diesem Anblick konnte er sich problemlos vorstellen, dass die deutsche Frau die Schlange, die sie gebissen hatte, nicht gesehen hatte; die subtilen Braun- und Grautöne ihrer Musterung ließen sie fast vollständig mit dem Untergrund verschmelzen.

Jamie häutete das Tier, während Roger Feuer machte. Aus dem Augenwinkel konnte er sehen, dass sein Schwiegervater sich ungewöhnlich unbeholfen anstellte; die Taubheit in seinen Händen schien schlimmer zu werden. Dennoch hackte er hartnäckig weiter auf den Kadaver ein, um dann mit zitternden Fingern rohe, helle Fleischstücke auf einen halb geschälten Zweig aufzuspießen.

Als er fertig war, hielt Jamie den Stock über das aufflammende Feuer und ließ ihn dabei beinahe fallen. Roger schnappte ihn auf und spürte durch den Stock hindurch das Zittern, das Jamies Hand und Arm schüttelte.

»Geht es?«, sagte er und streckte automatisch eine Hand nach Jamies Stirn aus. Fraser fuhr überrascht und leicht beleidigt zurück.

»Aye«, sagte er, doch dann hielt er inne. »Aye, nun ja... mir ist ein wenig komisch.«

In dem unsicheren Licht war es schwer zu beurteilen, doch Roger fand, dass er mehr als nur ein wenig komisch aussah.

»Wie wär’s, wenn du dich etwas hinlegst?«, schlug er vor, um einen beiläufigen Tonfall bemüht. »Schlaf, wenn du kannst; ich wecke dich, wenn das Essen fertig ist.«

Jamie widersprach nicht, was Roger mehr als alles Bisherige alarmierte. Er rollte sich in einem Laubhaufen zusammen, und die Vorsicht, mit der er sein verletztes Bein bewegte, verriet Roger, wie sehr es wirklich schmerzte.

Das Schlangenfleisch tropfte und zischte, und trotz eines leichten Widerwillens bei dem Gedanken, das Fleisch einer Schlange zu essen, spürte Roger seinen Magen erwartungsvoll knurren; der Teufel sollte ihn holen, wenn es nicht wie gegrilltes Hühnchen roch! Nicht zum ersten Mal sann er über den schmalen Grat nach, der Appetit und Hunger trennte; nach ein oder zwei Tagen ohne Nahrung aß selbst der zimperlichste Gourmet ohne Zögern Schnecken und Eidechsen. Auch Roger hatte das auf dem Rückweg von seiner Vermessungsexpedition getan.

Er behielt Jamie im Auge; dieser bewegte sich nicht, doch Roger konnte ihn dann und wann erschauern sehen, obwohl die Flammen jetzt hoch loderten. Er hatte die Augen geschlossen. Sein Gesicht sah rot aus, aber das konnte auch am Feuerschein liegen - seine wirkliche Farbe war nicht zu erkennen.

Als das Fleisch durchgebraten war, war es vollkommen dunkel. Roger holte Wasser, dann häufte er mit vollen Händen trockenes Gras und Holz auf das Feuer, bis die knisternden Flammen mehr als mannshoch tanzten; falls sich die anderen im Umkreis einer Meile von ihnen befanden, mussten sie es eigentlich sehen.

Fraser raffte sich unter Schwierigkeiten zum Essen auf. Es war deutlich zu sehen, dass er keinen Appetit hatte, doch er zwang sich zu kauen und zu schlucken, jeder Bissen eine hartnäckige Anstrengung. Was war es nur?, fragte sich Roger. Schlichte Sturheit? Rachegefühle gegenüber der

Schlange? Oder vielleicht ein Aberglaube aus den Highlands, die Vorstellung, dass das Verspeisen des Reptilienfleisches den Biss heilen könnte?

»Kannten die Indianer kein Heilmittel gegen Schlangenbisse?«, fragte Jamie abrupt und bestätigte damit Rogers letzte Vermutung zumindest ansatzweise.

»Doch«, antwortete Roger vorsichtig. »Sie haben Wurzeln und Kräuter mit Dung oder heißem Maisbrei vermischt und damit Umschläge gemacht.«

»Hat es funktioniert?« Fraser hielt ein Stück Fleisch in der Hand, die an seinem Handgelenk hing, als sei sie zu müde, es in seinen Mund zu befördern.

»Ich habe es nur zweimal gesehen. Beim ersten Mal schien es wunderbar zu funktionieren - keine Schwellung, keine Schmerzen; das kleine Mädchen war schon am Abend desselben Tages wieder ganz gesund. Beim zweiten Mal - hat es nicht funktioniert.« Er hatte nur gesehen, wie man die Leiche in ein Fell gewickelt aus dem Langhaus trug, war aber nicht zum Zeugen der unangenehmen Details des Todes geworden. Doch jetzt sah es ja so aus, als würde er erneut Gelegenheit bekommen, die Wirkung eines Schlangenbisses aus nächster Nähe mit anzusehen.

Fraser ächzte.

»Und was würde man in eurer Zeit tun?«

»Dir ein Gegengift injizieren.«

»Injizieren, aye?« Jamie sah wenig begeistert aus. »Das hat Claire einmal mit mir gemacht. Es war ziemlich unangenehm.«

»Hat es funktioniert?«

An Stelle einer Erwiderung ächzte Jamie nur und biss ein weiteres, winziges Stück Fleisch ab.

Trotz seiner Sorge schlang Roger seinen Anteil des Fleisches herunter, dazu das, was Jamie von seiner Mahlzeit liegen ließ. Der Himmel breitete sich schwarz und sternenklar über ihnen aus, und ein kalter Wind wehte

zwischen den Bäumen hindurch, so dass seine Hände und sein Gesicht kalt wurden.

Er vergrub die Überreste der Schlange - das Letzte, was ihm jetzt noch fehlte, war das Auftauchen eines großen Raubtiers, das durch den Blutgeruch angelockt wurde - und sah nach dem Feuer. Die ganze Zeit lauschte er dabei auf einen Ruf aus der Dunkelheit. Es kam kein Geräusch außer dem Klagen des Windes und dem Knacken im Geäst; sie waren allein.

Trotz der Kälte hatte Fraser sein Jagdhemd ausgezogen und saß mit geschlossenen Augen sacht schwankend da. Roger hockte sich neben ihn und berührte ihn am Arm. Himmel! Der Mann fühlte sich glühend heiß an.

Doch er öffnete die Augen und lächelte schwach. Roger hielt ihm einen Becher mit Wasser hin; Jamie nickte und griff umständlich danach. Sein Bein war unterhalb des Knies grotesk geschwollen und beinahe zweimal so dick wie sonst. Die Haut hatte unregelmäßige, dunkelrote Flecken, als hätte ein Sukkubus seinen hungrigen Mund auf das Bein gepresst, um dann unbefriedigt weiterzuziehen.

Roger fragte sich beklommen, ob es möglich war, dass er doch Unrecht hatte.

Er war fest davon überzeugt gewesen, dass sich die Vergangenheit nicht ändern ließ; ergo standen der Zeitpunkt und die Art und Weise von Frasers Tod fest - etwa vier Jahre später. Doch wenn diese Gewissheit nicht wäre, dachte er, würde ihm das Aussehen des Mannes ziemliche Sorgen bereiten. Wie sicher war er sich denn schließlich?

»Es könnte doch sein, dass du Unrecht hast.« Jamie hatte den Becher abgesetzt und betrachtete ihn mit festem, blauem Blick.

»In welcher Hinsicht?«, fragte er und erschrak, weil er seinen Gedanken laut ausgesprochen hörte. Hatte er vor sich hingemurmelt, ohne es zu realisieren?

»Was die Veränderungen angeht. Du hast einmal gesagt, du glaubst, man kann die Geschichte nicht ändern. Aber was ist, wenn du Unrecht hast?«

Roger beugte sich vor, um das Feuer zu schüren.

»Ich habe nicht Unrecht«, sagte er bestimmt, genau so sehr zu sich selbst wie zu Fraser. »Denk doch einmal nach, Mann. Du und Claire - ihr habt doch versucht, Charles Stuart aufzuhalten, das zu ändern, was er getan hat -, und ihr konntet es nicht. Es geht nicht.«

»Das stimmt nicht ganz«, widersprach Fraser. Er lehnte sich zurück, die Augen zum Schutz vor dem Leuchten des Feuers halb geschlossen.

»Was stimmt nicht?«

»Es ist wahr, dass es uns nicht gelungen ist, den Aufstand zu verhindern - aber das hing ja nicht nur von uns und von ihm ab; es hatten noch eine ganze Menge anderer Leute damit zu tun. Die Clanshäuptlinge, die ihm gefolgt sind, die verdammten Iren, die ihm Honig ums Maul geschmiert haben - sogar Louis; er und sein Gold.« Er winkte mit einer Handbewegung ab. »Aber darum geht es hier nicht. Du hast gesagt, Claire und ich konnten ihn nicht aufhalten — und das stimmt, wir konnten den Beginn nicht verhindern. Aber wir hätten das Ende verhindern können.«

»Du meinst Culloden?« Roger starrte ins Feuer und erinnerte sich dumpf an jenen längst vergangenen Tag, an dem Claire ihm und Brianna zum ersten Mal von den Steinen erzählt hatte - und von Jamie Fraser. Ja, sie hatte von einer letzten Chance gesprochen - der Chance, jenes endgültige Gemetzel der Clans zu verhindern...

Er blickte zu Fraser auf.

»Durch den Mord an Charles Stuart?«

»Aye. Wenn wir es getan hätten - aber wir konnten uns beide nicht dazu durchringen.« Seine Augen waren jetzt fast ganz geschlossen, doch er wandte den Kopf unruhig hin und her und fühlte sich sichtlich unwohl. »Seitdem habe ich mich oft gefragt, ob das nun anständig von uns war- oder feige.«

»Oder vielleicht etwas anderes«, sagte Roger. »Das kannst du doch nicht wissen. Ich wette, es wäre etwas dazwischen gekommen, wenn Claire versucht hätte, ihn zu vergiften; das Essen wäre verschüttet worden, ein Hund hätte es gefressen, es wäre jemand anders gestorben - es hätte nichts geändert!«

Frasers Augen öffneten sich langsam.

»Du meinst also, es ist alles vorbestimmt, ja? Der Mensch hat überhaupt keine freie Wahl?« Er rieb sich mit dem Handrücken über den Mund. »Und als du dich entschlossen hast, um Briannas willen zurückzukommen, und dann noch einmal, für sie und das Kind - da war es gar nicht deine Wahl, aye? Es war dir bestimmt?«

»Ich -« Roger hielt inne, die Hände auf den Oberschenkeln zu Fäusten geballt. Der Kielwassergeruch der *Gloriana* schien plötzlich den Geruch des brennenden Holzes zu überlagern. Dann entspannte er sich und lachte auf. »Ein merkwürdiger Zeitpunkt zum Philosophieren, oder?«

»Aye, nun ja«, sagte Fraser nachsichtig. »Möglich, dass es der letzte Zeitpunkt ist, der sich für mich ergibt.« Bevor Roger protestieren konnte, fuhr er fort. »Wenn es keine freie Entscheidung gibt - dann gibt es auch weder Sünde noch Erlösung, aye?«

»Himmel«, brummte Roger und schob sich das Haar aus der Stirn. »Da geht man mit Lederstrumpf auf die Jagd und landet mit Augustinus von Hippo unter einem Baum!«

Jamie ignorierte ihn und konzentrierte sich auf seinen Gedankengang.

»Wir haben uns entschieden - Claire und ich. Wir konnten keinen Mord begehen. Wir waren nicht in der Lage, das Blut eines Menschen zu vergießen, aber lastet damit das Blut von Culloden auf uns? Wir wollten keine Sünde begehen - aber holt uns die Sünde dennoch ein?«

»Natürlich nicht.« Roger stand rastlos auf und schürte im Stehen das Feuer. »Was in Culloden geschehen ist - es war nicht eure Schuld, wie auch? All die Männer, die daran beteiligt waren - Murray, Cumberland, die Clanshäuptlinge... es war nicht die Tat eines Einzelnen!«

»Also glaubst du, dass alles vorher bestimmt ist? Dass wir von Geburt an verdammt oder erlöst sind und nichts und niemand das ändern kann? Und du willst ein Priestersohn sein!« Fraser gluckste trocken.

»Ja«, sagte Roger, dem zugleich beklommen und unerklärlich wütend zumute war. »Ich meine, nein, das glaube ich nicht. Es ist nur... na ja, wenn

etwas schon auf eine Weise geschehen ist, wie soll es dann anders werden?«

»Du bist derjenige, der glaubt, dass es geschehen ist«, wies Fraser ihn zurecht.

»Ich glaube es nicht, ich weiß es!«

»Mmpfm. Aye, weil du es von der anderen Seite siehst; es liegt hinter dir. Also meinst du, du warst nicht in der Lage, etwas zu ändern - aber ich hätte es gekonnt, weil es noch vor mir lag?«

Roger rieb sich fest mit der Hand durch das Gesicht.

»Das ergibt doch -«, begann er und hielt dann inne. Wie konnte er sagen, dass es keinen Sinn ergab? Manchmal glaubte er, dass nichts auf der Welt noch einen Sinn ergab.

»Vielleicht«, sagte er erschöpft. »Weiß der Himmel; ich weiß es nicht.«

»Aye. Nun, ich nehme an, wir werden es bald herausfinden.«

Roger sah ihn scharf an, denn er hörte einen merkwürdigen Unterton in seiner Stimme.

»Was meinst du damit?«

»Du glaubst zu wissen, dass ich in drei Jahren gestorben bin«, sagte Fraser ruhig. »Wenn ich heute Nacht sterbe, bist du im Unrecht, aye? Das, wovon du glaubst, dass es geschehen ist, wird nicht geschehen sein - also kann man die Vergangenheit doch ändern, aye?«

»Du wirst nicht sterben!«, fuhr Roger ihn an. Er funkelte Fraser an und beschwor ihn, ihm ja nicht zu widersprechen.

»Es freut mich, das zu hören«, sagte Fraser ausgesprochen trocken. »Aber ich glaube, ich trinke jetzt einen Schluck Whisky. Zieh mir den Korken heraus, aye? Meine Finger können ihn nicht packen.«

Auch Rogers Hände waren alles andere als ruhig. Vielleicht lag es ja nur an Frasers Fieberhitze, dass sich seine eigene Haut so kalt anfühlte, als er jetzt seinem Schwiegervater die Flasche zum Trinken hinhielt. Er

bezweifelte, dass Whisky bei Schlangenbissen empfehlenswert war, aber das spielte jetzt wahrscheinlich keine große Rolle mehr.

»Leg dich hin«, sagte er schroff, als Jamie fertig war. »Ich hole noch etwas Holz.«

Er konnte unmöglich still sitzen; es war reichlich Holz da, und doch durchstreifte er die Dunkelheit und hielt sich dabei knapp in Sichtweite des lodernden Feuers.

Er hatte schon viele Nächte wie diese erlebt; allein unter einem Himmel, der so weit war, dass ihm schwindelig wurde, wenn er bis auf die Knochen durchgefroren aufblickte, sich in Bewegung hielt, um warm zu bleiben. Nächte, in denen er um eine Entscheidung gerungen hatte, zu unruhig, um in einer gemütlichen Laubhöhle zu liegen, zu gequält zum Schlafen.

Die Entscheidung hatte auf der Hand gelegen, doch sie war nicht einfach zu fällen gewesen: auf der einen Seite Brianna und alles, was sie mit sich brachte; Liebe und Gefahr, Zweifel und Angst. Und auf der anderen Seite Gewissheit. Das Wissen, wer und was er war - eine Gewissheit, die er aufgegeben hatte, um der Frau willen, die die seine war... und des Kindes, das vielleicht das seine war.

Er hatte selbst gewählt. Verdammt, er hatte selbst gewählt! Nichts und niemand hatte ihn gezwungen; er hatte seine Wahl allein getroffen. Und wenn dies bedeutete, dass er sich von Anfang an neu erschuf, dann hatte er auch diesen Entschluss selbst gefasst! Und er hatte sich auch dazu entschlossen, Morag zu küssen. Bei diesem Gedanken verzog sich sein Mund; von den Konsequenzen dieser winzigen Handlung hatte er sich erst recht keine Vorstellung gemacht.

Ein leises Echo regte sich in seinem Kopf, eine leise Stimme weit hinten im Dunkel seines Gedächtnisses.

»...als was ich geboren wurde spielt keine Rolle, nur das, was ich aus mir mache, nur, was aus mir wird.«

Wer hatte das geschrieben?, fragte er sich. Montaigne? Locke? Einer von den verflixten Aufklärungsheinis mit ihren fixen Ideen vom Schicksal

und dem Individuum? Er hätte zu gern gehört, was sie über Zeitreisen zu sagen hatten! Dann fiel ihm ein, wo er es gelesen hatte, und sein Rückenmark gefror.

»Dies ist das Grimoire der Hexe Geillis. Das ist ein Hexenname, und ich mache ihn zu dem meinen; als was ich geboren wurde spielt keine Rolle, nur das, was ich aus *mir* mache, nur, was aus *mir wird.«*

»Aber sicher!«, sagte er laut und trotzig. »Sicher doch, und du konntest es auch nicht ändern, oder, Oma?«

Hinter ihm erklang ein Geräusch im Wald, und seine Nackenhaare sträubten sich, bevor er erkannte, was es war; es war kein Gelächter, wie er im ersten Moment gedacht hatte - nur der Schrei eines Panthers in der Ferne.

Und sie hatte doch etwas geändert, dachte er plötzlich. Natürlich war es ihr nicht gelungen, Charles Stuart zum König zu machen - doch sie hatte eine ganze Reihe anderer Dinge getan. Und jetzt, da er es recht bedachte... sie und Claire hatten beide etwas getan, das die Dinge verändern *musste;* sie hatten Kinder von Männern aus einer anderen Zeit bekommen. Brianna... William Buccleigh — und wenn er daran dachte, welchen Einfluss diese beiden Geburten auf sein eigenes Leben hatten, von allen anderen ganz zu schweigen...

Das musste die Geschichte doch verändern, oder? Er setzte sich langsam auf einen umgestürzten Baumstamm und spürte die Rinde kalt und feucht unter sich. Ja, es änderte einiges. Um nur eine Nebenwirkung zu nennen, resultierte seine eigene Geburt aus der Tatsache, dass Geilie Duncan ihr Schicksal selbst in die Hand genommen hatte. Wenn Geilie nicht von Dougal MacKenzie schwanger geworden wäre... allerdings war das natürlich nicht ihr eigentlicher Plan gewesen.

Aber zählte die Absicht? Oder war genau das der Gegenstand seiner Diskussion mit Jamie Fraser gewesen?

Er stand auf, umrundete leise das Feuer und blickte in die Dunkelheit. Fraser lag auf dem Boden, eine buckelige Gestalt in der Dunkelheit, vollkommen reglos.

Er trat nur ganz leicht auf, doch seine Füße knirschten auf den Nadeln. Fraser zuckte nicht einmal. Er hatte die Augen geschlossen. Die Hautflecken hatten sich bis zu seinem Gesicht ausgebreitet. Roger fand, dass seine Gesichtszüge einen aufgedunsenen Eindruck machten und seine Lippen und Augenlider leicht geschwollen aussahen. Im flackernden Licht war es unmöglich zu sagen, ob er noch atmete.

Roger kniete sich neben ihn und rüttelte ihn fest.

»Hey! Lebst du noch?« Er hatte vorgehabt, es in scherzhaftem Ton zu sagen, doch er konnte die Angst in seiner Stimme deutlich hören.

Fraser regte sich nicht. Dann öffnete er ein Auge einen Spalt breit.

»Aye«, brummte er. »Aber es ist nicht besonders angenehm.«

Roger wich ihm nicht mehr von der Seite. Er wischte Jamie das Gesicht mit einem feuchten Tuch ab, bot ihm mehr Whisky an - der zurückgewiesen wurde -, und dann saß er neben der liegenden Gestalt und lauschte jedem einzelnen, rasselnden Atemzug.

Ganz gegen seinen Willen ertappte er sich dabei, dass er Pläne schmiedete, von einer unliebsamen Schlussfolgerung zur nächsten gelangte. Was, wenn es zum Schlimmsten kam? So sehr ihm der Gedanke widerstrebte, hielt er es doch für möglich; er hatte schon Leute sterben sehen, die nicht annähernd so schlimm aussahen wie Fraser jetzt.

Wenn es also zum Schlimmsten kam und die anderen nicht zurückkehrten, würde er Jamie begraben müssen. Er konnte seinen Körper weder tragen noch liegen lassen; es waren schließlich Panther oder andere Tiere in der Nähe.

Sein Auge schweifte beklommen über die Umgebung. Felsen, Bäume, Gebüsch - alles sah feindselig aus, und die von der Dunkelheit halb getarnten Umrisse schienen im flackernden Feuerschein zu schwanken und sich zu verändern, während der Wind heulte wie ein umherziehendes Tier.

Dort vielleicht; das gezackte Ende eines halb umgestürzten Baumes ragte schräg in der Dunkelheit auf. Er konnte eine flache Grube schaufeln und den Baum dann umreißen und ihn auf das provisorische Grab fallen lassen.

Er presste den Kopf fest gegen seine Knie.

»Nein!*«,* flüsterte er. »Bitte nicht!«

Der Gedanke, es Brianna sagen zu müssen, es Claire sagen zu müssen, bereitete ihm körperliche Schmerzen, Stiche in Brust und Hals. Und es waren ja nicht nur sie - was war mit Jemmy? Mit Fergus und Marsali, Lizzie und ihrem Vater, den Bugs, den Lindsays, den anderen Familien in Fraser's Ridge. Sie alle sahen vertrauensvoll zu Fraser auf und ließen sich von ihm leiten; was würden sie ohne ihn tun?

Fraser bewegte sich und stöhnte dabei auf. Roger legte ihm eine Hand auf die Schulter, und er wurde still.

»Geh nicht fort«, dachte er, und die unausgesprochenen Worte steckten ihm als fester Kloß in der Kehle. *»Bleib hei uns. Bleib bei mir.«*

Er saß lange da, seine Hand auf Frasers Schulter. Ihm kam der absurde Gedanke, dass er Fraser irgendwie festhielt, ihn auf der Erde verankert hielt. Wenn er bis Sonnenaufgang durchhielt, würde alles gut werden; wenn er seine Hand hob, würde dies das Ende sein.

Das Feuer brannte jetzt nur noch schwach, doch er schob die Notwendigkeit, etwas nachzulegen, von Minute zu Minute auf, weil er nicht loslassen wollte.

»MacKenzie?« Es war nicht mehr als ein Murmeln, doch er beugte sich sofort über Fraser.

»Aye, ich bin hier. Möchtest du Wasser? Einen Tropfen Whisky?« Er hatte die Hand schon nach dem Becher ausgestreckt und verschüttete vor lauter Nervosität das Wasser. Fraser trank zwei Schlucke, dann schob er den Becher mit einer zuckenden Handbewegung beiseite.

»Ich weiß nicht, ob du Recht hast oder nicht«, sagte Fraser. Seine Stimme war leise und heiser, aber deutlich zu verstehen. »Aber wenn du Unrecht hast, Roger, und ich im Sterben liege, dann muss ich dir ein paar Dinge sagen. Ich will es nicht aufschieben, bis es zu spät ist.«

»Ich bin hier«, wiederholte Roger, denn er wusste nicht, was er sonst sagen sollte.

Fraser schloss die Augen und sammelte seine Kraft, dann schob er die Hände unter seinen Körper und drehte sich langsam und umständlich halb auf die Seite. Er verzog das Gesicht und brauchte ein paar Sekunden, um wieder zu Atem zu kommen.

»Bonnet. Ich muss dir sagen, was ich ins Rollen gebracht habe.«

»Aye?« Zum ersten Mal empfand Roger etwas anderes als nur Sorge um Frasers Wohlergehen.

»Da ist dieser Mann namens Lyon - Duncan Innes wird am ehesten wissen, wie du ihn findest. Er verdient sein Geld an der Küste, indem er den Schmugglern der Outer Banks ihre Waren abkauft. Er ist bei der Hochzeit auf mich zugekommen, um zu sondieren, ob ich an einem Whiskyhandel mit ihm interessiert wäre.«

In seinen Grundzügen war der Plan ganz einfach; Jamie hatte vorgehabt, diesen Lyon wissen lassen - wie, das wusste Roger nicht -, dass er bereit sei, sich auf das Geschäft einzulassen, vorausgesetzt, dass Lyon ein Treffen mit Stephen Bonnet arrangierte und damit bewies, dass er einen Mann von der nötigen Reputation und Erfahrung kannte, um den Transport entlang der Küste zu bewerkstelligen.

»Die nötige Reputation«, wiederholte Roger leise. »Aye, die hat er.«

Fraser machte ein Geräusch, das ein Lachen hätte sein können.

»Er wird sich nicht einfach so darauf einlassen ─ er wird feilschen und Bedingungen stellen -, aber er *wird* sich darauf einlassen. Sag ihm, dass du so viel Whisky hast, dass er seine Mühe nicht bereuen wird - gib ihm ein Fass von dem Zweijährigen, wenn es sein muss. Wenn er sieht, was die Leute dafür zu zahlen bereit sind, wird er darauf brennen. Der Treffpunkt -« Er hielt stirnrunzelnd inne und atmete kurz ein und aus, bevor er fortfuhr.

»Ich wollte Wylie's Landeplatz nehmen - aber wenn du es machst, solltest du einen Ort wählen, der dir geeignet erscheint. Nimm die Lindsays als Rückendeckung mit, wenn sie dazu bereit sind. Wenn nicht, such dir jemand anderen; geh nicht allein. Und geh nur, wenn du bereit bist, ihn bei der ersten Gelegenheit umzubringen.«

Roger nickte und schluckte krampfhaft. Jamies Augenlider waren geschwollen, doch er blickte auf, und seine Augen glitzerten scharf im Feuerschein.

»Lass ihn nicht so dicht herankommen, dass er dich mit einem Schwert angreifen kann«, sagte er. »Du machst deine Sache gut - aber du bist nicht gut genug, um es mit einem Mann wie Bonnet aufzunehmen.«

»Bist du es denn?« Roger konnte sich die Frage nicht verkneifen. Er meinte, Fraser lächeln zu sehen, doch es war schwer zu sagen.

»Oh, aye«, sagte er leise. »Wenn ich am Leben bleibe.« Dann hustete er und hob die Hand, um das Thema Bonnet fürs Erste zu beenden.

»Ansonsten... behalte Sinclair im Auge. Er ist ein nützlicher Mann - er weiß alles, was im Distrikt vor sich geht -, aber er ist auch ein Mann, dem du nie den Rücken zukehren darfst.«

Er hielt inne und runzelte nachdenklich die Stirn.

»Du kannst Duncan Innes und Farquard Campbell trauen«, sagte er. »Und Fergus - Fergus wird dir helfen. Ansonsten -« Er verlagerte erneut sein Gesicht und zuckte zusammen. »Sei auf der Hut vor Obadiah Henderson; er wird dich auf die Probe stellen. Viele von ihnen werden das tun, wenn du sie lässt — aber Henderson darfst du nicht lassen. Mit ihm musst du bei der ersten Gelegenheit kurzen Prozess machen - eine andere bekommst du nicht.«

Langsam und unter häufigen Ruhepausen ging er die Liste der Männer aus Fraser’s Ridge, der Einwohner von Cross Creek und der wichtigen Männer aus dem Tal des Cape Fear durch. Ihre Charaktere, ihre Neigungen, ihre Geheimnisse und Verpflichtungen.

Roger kämpfte gegen seine Panik an und bemühte sich, aufmerksam zuzuhören und sich alles einzuprägen. Dabei hätte er Fraser so gern beruhigt, ihm Einhalt geboten, ihm gesagt, er solle sich ausruhen, dies alles sei gar nicht nötig - während er doch wusste, dass es mehr als nötig war. Es stand ein Krieg vor der Tür; man brauchte kein Zeitreisender zu sein, um das zu erkennen. Wenn das Wohlergehen von Fraser’s Ridge - von Brianna, dem Baby und Claire — in Rogers unerfahrene Hände gelegt

werden sollte, musste er auf jeden Informationsfetzen hören, den Fraser ihm liefern konnte.

Frasers heisere Stimme verstummte. Hatte er das Bewusstsein verloren? Die Schulter unter Rogers Hand war schlaff und reglos. Er saß still da und wagte es nicht, sich zu bewegen.

Es würde nicht reichen, dachte er, und eine dumpfe Angst nistete sich in seiner Magengrube ein, eine schmerzhafte Furcht unter den schärferen Stichen der Trauer. Er konnte es nicht. Himmel, er konnte doch noch nicht einmal ein Tier schießen, das so groß war wie ein Haus. Und jetzt sollte er in Frasers Fußstapfen treten? Mit seinen Fäusten und seinem Hirn Ordnung bewahren, mit Büchse und Messer eine Familie ernähren, über einem entzündeten Pulverfass auf dem Seil der Politik tanzen, während ihm seine Pächter und seine Familie als Gegengewicht auf den Schultern saßen? An die Stelle des Mannes treten, den sie Ehrwürden nannten? Verdammt unwahrscheinlich, dachte er trostlos.

Frasers Hand zuckte plötzlich. Seine Finger waren dick angeschwollen, die gestraffte Haut rot und glänzend. Roger legte seine freie Hand darauf und spürte, wie sich die Finger in dem Versuch bewegten, sich um die seinen zu schließen.

»Sag Brianna, sie macht mich froh«, flüsterte Fraser. »Gib dem Kleinen mein Schwert.«

Roger nickte, unfähig, etwas zu sagen. Dann begriff er, dass Fraser ihn nicht sehen konnte, und räusperte sich.

»Aye«, sagte er schroff. »Ich werde es ihr sagen.« Er wartete, doch Fraser sagte nichts mehr. Das Feuer war weit heruntergebrannt, doch die Hand in der seinen brannte wie Glut. Ein schneidender Windstoß wehte ihm ein paar Haarsträhnen ins Gesicht und löste einen plötzlichen Funkenregen aus.

Er wartete, solange er es wagte, während die kalte, einsame Nacht minutenweise verstrich. Dann beugte er sich dicht über Fraser, damit dieser ihn hörte.

»Claire?«, fragte er leise. »Gibt es etwas, das ich ihr sagen soll?«

Er glaubte schon, zu lange gewartet zu haben; Fraser lag mehrere Minuten lang reglos da. Dann regte sich seine kräftige Hand, und die geschwollenen Finger schlossen sich halb; eine kaum spürbare Bewegung, um die verrinnende Zeit festzuhalten...

»Sag ihr... es war mir ernst.«

91

Hausfrauenstress

»So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen.« Ich beugte mich über Jamie, um ihn näher zu betrachten. »Das ist ja absolut *bizarr.«*

»Und das, obwohl du schon dein halbes Leben Heilerin bist«, murmelte Jamie schroff. »Du kannst mir doch nicht erzählen, dass es in deiner Zeit keine Schlangen gibt.«

»In der Innenstadt von Boston jedenfalls nicht sehr viele. Außerdem würde man im Fall eines Schlangenbisses keinen Chirurgen rufen. Das einzig Ähnliche, was ich je erlebt habe, war, als ein Tierpfleger im Zoo von einer Königskobra gebissen wurde - ein Freund von mir hat die Autopsie durchgeführt und mich gefragt, ob ich zusehen wollte.«

Ich verkniff es mir zu sagen, dass Jamie im Augenblick um einiges schlimmer aussah als dies beim Gegenstand der Autopsie der Fall gewesen war.

Ich legte ihm vorsichtig eine Hand auf den Knöchel. Seine Haut fühlte sich aufgedunsen, heiß und trocken an. Außerdem war sie rot. Knallrot. Die leuchtende Farbe erstreckte sich von seinen Füßen fast bis zu seinem Brustkorb; er sah aus, als hätte man ihn in kochendes Wasser getaucht.

Auch sein Gesicht, seine Ohren und sein Hals waren gerötet wie eine Tomate; nur die blasse Haut auf seiner Brust war verschont geblieben, und selbst dort war er mit roten Pünktchen übersät. Über ihre hummerartige Färbung hinaus pellte sich die Haut an seinen Händen und Füßen und hing in Fetzen, die an spanisches Moos erinnerten.

Ich sah mir seine Hüfte aus der Nähe an. Hier konnte ich sehen, dass die Rötung durch eine dichter gesäte Variante des Ausschlags auf seiner Brust

hervorgerufen wurde; die winzigen Pöckchen zeichneten sich dort, wo sich die Haut über sein Darmbein spannte, deutlich ab.

»Du siehst aus, als hätte man dich auf kleiner Flamme geröstet«, sagte ich und rieb fasziniert mit dem Finger über den Ausschlag. »So etwas Rotes habe ich noch nie gesehen.« Die Flecken standen nicht ab; ich konnte sie nicht einzeln fühlen, obwohl ich sie aus der Nähe sehen konnte. Also kein richtiger Ausschlag; ich dachte mir, dass es Petechien sein mussten, stecknadelkopfgroße Blutergüsse unter der Hautoberfläche. Aber so viele...

»Du solltest mit deiner Kritik lieber vorsichtig sein, Sassenach«, sagte er. Weil er zu schwach zum Nicken war, richtete er seinen Blick auf meine Finger - die mit riesigen gelben und blauen Flecken übersät waren.

»Oh, *verdammt*!« Ich sprang auf, warf hastig die Bettdecken über ihn und rannte zur Tür. Von Jamies dramatischer Ankunft abgelenkt, hatte ich im Freien ein Fass mit Wäsche zum Einfärben sich selbst überlassen — und es war nicht mehr viel Wasser darin gewesen. Himmel, wenn es verkochte und die Kleider anbrannten...

Scharfer Indigo- und Uringeruch schlug mir ins Gesicht, als ich zur Tür hinausschoss. Trotzdem holte ich tief und erleichtert Luft, als ich sah, wie Marsali, deren Gesicht vor Anstrengung gerötet war, mit der großen, hölzernen Kleidergabel eine triefende Masse aus dem Topf hievte. Ich eilte ihr zur Hilfe und fischte die dampfenden Kleidungsstücke einzeln von dem tropfnassen Haufen und warf sie zum Trocknen über die Blaubeerbüsche.

»Gott sei Dank«, sagte ich und wedelte mit meinen verbrühten Fingern, um sie abzukühlen. »Ich hatte schon Angst, ich hätte alles ruiniert.«

»Na ja, ein bisschen dunkel werden sie vielleicht.« Marsali wischte sich mit der Hand über das Gesicht und klebte die feinen, blonden Strähnen fest, die aus ihrem Häubchen entwischt waren. »Aber wenn das Wetter schön bleibt, kannst du sie ja zum Bleichen in die Sonne legen. Komm, wir nehmen den Topf vom Feuer, bevor er anbrennt!«

Die Indigokrusten am Boden des Topfes hatten schon zu knistern und sich zu schwärzen begonnen, als wir ihn jetzt vom Feuer hoben, und um uns herum stiegen beißende Rauchwolken auf.

»Es ist nicht schlimm«, sagte Marsali hustend und fächelte sich den Rauch aus dem Gesicht. »Lass nur, Mutter Claire; ich hole Wasser, damit er einweichen kann. Du musst sicher nach Pa sehen, aye? Ich bin sofort gekommen, als ich es gehört habe; geht es ihm sehr schlecht?«

»Oh, danke, Liebes.« Ich war überwältigt vor Dankbarkeit; das Letzte, wozu ich jetzt Zeit hatte, war, mehrere Eimer Wasser von der Quelle zu holen, um den Topf einzuweichen. Ich blies auf meine verbrühten Finger, um sie zu kühlen; unter den Farbflecken war meine Haut beinahe genauso rot wie Jamies.

»Ich glaube, er wird wieder gesund«, versicherte ich ihr und vergaß für den Moment meine Angst. »Er fühlt sich schrecklich und sieht noch schlimmer aus - ich habe noch nie jemanden gesehen, der so aussah -, aber wenn sich die Wunde nicht infiziert...«Als abergläubische Prophylaxe drückte ich meine schmerzenden Daumen.

»Ah, er wird schon wieder«, sagte Marsali zuversichtlich. »Fergus hat gesagt, sie dachten schon, er wäre tot, als sie ihn und Roger Mac gefunden haben, aber als sie über den zweiten Bergkamm waren, hat er schon grauenhafte Witze über die Schlange gemacht, also haben sie aufgehört, sich zu sorgen.«

Angesichts des Zustandes, in dem sich sein verletztes Bein befand, war ich nicht ganz so optimistisch, doch ich lächelte beruhigend.

»Ja, ich glaube es auch. Ich mache ihm jetzt einen Zwiebelwickel und säubere die Wunde. Geh doch zu ihm, während ich die Zwiebeln hole.«

Zum Glück hatte ich Zwiebeln in rauen Mengen; ich hatte sie vor zwei Wochen aus dem Boden gezogen, als es zu frieren begann, und in der Vorratskammer hingen Dutzende duftender Knollenzöpfe, die leise knisterten, wenn man an ihnen vorbeistrich. Ich brach sechs große Zwiebeln ab und trug sie in die Küche, um sie zu zerhacken. Meine kribbelnden Finger waren von den kochenden Kleidern halb verbrannt und steif, und ich arbeitete langsam, um mir nicht aus Versehen einen Finger abzuschneiden.

»Wartet, ich mach' das schon, a *leannan*.« Mrs. Bug nahm mir das Messer aus der Hand und machte kurzen Prozess mit den Zwiebeln. »Wird

das ein Wickel? Aye, das ist genau das Richtige. Ein guter Zwiebelwickel heilt alles.« Dennoch runzelte sie sorgenvoll die Stirn, als sie in Richtung des Sprechzimmers blickte.

»Kann ich dir helfen, Mama?« Brianna kam ebenfalls mit sorgenvollem Gesicht aus dem Flur. »Pa sieht ja furchtbar aus. Alles in Ordnung mit ihm?«

»Opa kank?« Jemmy hüpfte hinter seiner Mutter in die Küche, weniger um seinen Großvater besorgt als vielmehr an dem Messer interessiert, mit dem Mrs. Bug arbeitete. Er setzte unter seinem kupferroten Pony eine zielstrebige Miene auf und zerrte seinen kleinen Hocker zu ihr hinüber. »Ich machen?«

Ich schob mir mit dem Handrücken das Haar aus dem Gesicht. Meine Augen tränten heftig von den Zwiebeln.

»Ich glaube schon.« Ich zog die Nase hoch und betupfte mir die Augen. »Wie geht es Roger denn?«

»Gut.« Ich hörte den leisen Unterton des Stolzes in ihrer Stimme; Jamie hatte ihr gesagt, dass Roger ihm das Leben gerettet hatte. Wahrscheinlich stimmte das auch. Ich hoffte nur, dass es auch gerettet blieb.

»Er schläft«, fügte sie hinzu. Sie verzog sacht den Mund, als sie mich voller Verständnis ansah. Solange ein Mann im Bett war, wusste man wenigstens, wo er war. Und dass er fürs Erste in Sicherheit war.

»Jemmy! Lass Mrs. Bug in Ruhe!« Sie hob ihn von seinem Hocker und wirbelte ihn außer Reichweite des Hackbretts. Er trat protestierend um sich. »Brauchst du irgendetwas, Mama?«

Ich massierte mir die Stelle zwischen den Brauen mit dem Finger und überlegte.

»Ja, kannst du versuchen, ein paar Maden für mich aufzutreiben? Ich brauche sie für Jamies Bein.« Ich warf stirnrunzelnd einen Blick aus dem Fenster auf den leuchtenden Herbsttag. »Ich fürchte, der Frost hat sämtliche Fliegen erledigt; ich habe schon seit Tagen keine mehr gesehen. Aber versuch’s auf dem Paddock; sie legen Eier in den warmen Kot.«

Sie zog kurz ein angewidertes Gesicht, nickte aber und stellte Jemmy auf den Boden.

»Komm mit, Kumpel, wie suchen Igittis für Oma.«

»Iggi-iggi-iggi-iggi!« Ganz verzaubert von dieser Aussicht, tapste Jemmy hinter ihr her.

Ich ließ die gehackten Zwiebeln in eine Schüssel fallen, die aus einem ausgehöhlten Kürbis bestand, und schöpfte ein wenig kochendes Wasser aus dem Kessel hinein. Dann ließ ich die Zwiebeln ziehen und ging zurück ins Sprechzimmer. In der Mitte des Zimmers stand ein stabiler Kiefernholztisch, der mir als Untersuchungstisch, Zahnarztstuhl, Arbeitsfläche zur Arzneizubereitung oder aushilfsweise auch als Esstisch diente, je nach medizinischer Notlage oder Anzahl der Gäste. Im Augenblick trug er Jamies flach hingestreckte Gestalt, die unter einem Berg von Quilts und Decken kaum zu sehen war. Marsali stand dicht neben dem Tisch und hatte den Kopf über ihn gebeugt, während sie ihm einen Becher Wasser zum Trinken hinhielt.

»Bist du sicher, dass dir nichts fehlt, Pa?«, sagte sie. Ihre Hand stahl sich auf ihn zu, hielt dann aber inne, denn sie hatte sichtlich Angst, ihn in seiner derzeitigen Verfassung zu berühren.

»Oh, aye, das wird schon.« Ich konnte die tiefe Erschöpfung in seiner Stimme hören, doch seine kräftige Hand schob sich behutsam unter den Decken hervor, um ihre Wange zu berühren.

»Fergus hat seine Sache gut gemacht«, sagte er. »Hat die Männer in der Nacht zusammengehalten, hat morgens mich und Roger Mac gefunden und alle sicher über den Berg geführt. Er hat einen guten Orientierungssinn.«

Marsali hielt den Kopf immer noch gesenkt, aber ich sah, wie sich ihre Wange verzog, als sie lächelte.

»Das habe ich ihm auch gesagt. Er hört aber nicht auf, sich Vorwürfe zu machen, weil er die Tiere hat entwischen lassen. Er sagt, ein Einziges davon hätte ganz Fraser’s Ridge den Winter über ernährt.«

Jamie winkte mit einem leisen Grunzlaut ab.

»Och, wir schaffen es auch so.«

Das Reden kostete ihn sichtlich Anstrengung, doch ich versuchte nicht, Marsali fortzuschicken. Roger hatte mir gesagt, dass Jamie auf dem Rückweg Blut erbrochen hatte; ich konnte ihm keinen Brandy oder Whisky zur Schmerzlinderung geben, und Laudanum hatte ich nicht. Vielleicht half ihm Marsalis Anwesenheit ja, sich ein wenig von seinem Elend abzulenken.

Ich öffnete leise den Schrank und holte die große, verschlossene Schüssel heraus, in der ich meine Blutegel aufbewahrte. Sie war aus Keramik, und ihre Kühle war eine Wohltat für meine verbrühten Hände. Ich hatte ungefähr ein Dutzend große Egel; verschlafene, schwarze Kleckse, die in einem schlammigen Gebräu aus Wasser und Graswurzeln hausten. Ich setzte drei davon in eine kleinere Schale mit sauberem Wasser, die ich zum Aufwärmen neben das Kohlebecken stellte.

»Aufwachen, Jungs«, sagte ich. »Zeit, euch euer Brot zu verdienen.«

Während ich mir die restlichen Utensilien zurechtlegte, die ich brauchen würde, lauschte ich der murmelnden Unterhaltung in meinem Rücken - es ging um Germain, die kleine Joan, ein Stachelschwein im Wald bei Marsalis und Fergus' Hütte.

Grobe Gaze für den Zwiebelwickel, die verkorkte Flasche mit der Mischung aus Alkohol und sterilem Wasser, die Steingutgefäße mit getrocknetem Gelbwurz, Sonnenhut und Schwarzwurz. Und die Flasche mit der Penizillinbrühe. Ich fluchte im Stillen, als ich einen Blick auf ihre Beschriftung warf. Sie war fast einen Monat alt; zu beschäftigt durch die Bärenjagd und die herbstlichen Arbeiten, die uns bei unserer Rückkehr erwarteten, hatte ich seit Wochen keine neue mehr angesetzt.

Sie würde reichen müssen. Mit zusammengepressten Lippen zerrieb ich die Kräuter mit den Händen in die Buchenholzschale, die ich zum Teekochen benutzte, und sprach schweigend St. Brides Segen darüber. Das war mir nicht einmal besonders peinlich - ich würde jede Hilfe annehmen, die ich bekommen konnte.

»Sind die abgerissenen Kiefernzweige, die ihr auf dem Boden findet, sehr frisch?«, fragte Jamie, der sich anscheinend mehr für das

Stachelschwein als für Joans neuen Zahn interessierte.

»Aye, frisch und grün. Ich weiß ganz genau, dass es da oben ist, das gerissene Biest, aber der Baum ist riesig, und ich kann es vom Boden aus nicht sehen und erst recht nicht darauf schießen.« Marsali war höchstens eine durchschnittliche Schützin, aber da Fergus mit einer Hand überhaupt keine Muskete abfeuern konnte, jagte sie für ihre Familie.

»Mmphm.« Jamie räusperte sich mühselig, und sie gab ihm hastig mehr Wasser. »Nimm ein bisschen gesalzene Schweineschwarte aus der Vorratskammer und reib einen Stock damit ein. Leg ihn nicht weit vom Stamm des Baumes auf den Boden und lass Fergus Wache halten. Stachelschweine lieben Salz und Speck; es wird es riechen und sich in der Dunkelheit auf den Boden wagen. Wenn es unten ist, brauchst du gar keinen Schuss daran zu verschwenden; zieht ihm einfach eins mit dem Knüppel über den Schädel. Das kann Fergus auch.«

Ich öffnete die Arzneitruhe und blickte stirnrunzelnd auf das Tablett mit den Sägen und Skalpellen. Ich nahm das kleine Skalpell mit der gebogenen Klinge heraus. Es lag kühl in meinen Fingern. Ich würde ein Debridement durchführen müssen - das abgestorbene Wundgewebe abtrennen und die Hautfetzen und die Laub-, Stoff- und Schmutzpartikel beseitigen müssen; die Männer hatten sein Bein in Schlamm gepackt und ein schmutziges Halstuch darum gebunden. Dann würde ich die Penizillinlösung auf die freigelegte Oberfläche träufeln; ich hoffte, dass das half.

»Das wäre großartig«, sagte Marsali sehnsüchtig. »Ich habe noch nie Stachelschwein gegessen, aber lan hat mir gesagt, dass es gut schmeckt; die Tiere sind ziemlich fett, und die Stacheln eignen sich gut zum Nähen und für alles Mögliche andere.«

Ich biss mir auf die Lippe, als ich die anderen Klingen betrachtete. Die größte war eine Klappsäge für Feldamputationen, ihr Blatt war über zwanzig Zentimeter lang; ich hatte sie seit Alamance nicht mehr benutzt. Bei dem Gedanken, sie jetzt zu benutzen, brach mir der kalte Schweiß unter den Armen aus und lief mir an den Seiten herunter - aber ich hatte sein Bein gesehen.

»Das Fleisch ist sehr fettig«, sagte Jamie, »aber das ist gut -« Er hielt abrupt inne, um sein Gewicht zu verlagern, und ich hörte sein unterdrücktes Stöhnen, als er sein Bein bewegte.

Ich konnte die einzelnen Schritte der Amputation wie ein Echo in den Muskeln meiner Hände und Unterarme spüren; das mühselige Durchtrennen von Haut und Muskeln, das Knirschen des Knochens, das Reißen der Sehnen, die schlüpfrigen, gummiartigen, blutenden Adern, die in dem durchtrennten Gewebe verschwanden wie... Schlangen.

Ich schluckte. Nein. Dazu würde es nicht kommen. Bestimmt nicht.

»Du brauchst fettiges Fleisch. Du bist ziemlich dünn, *a muirninn*«, sagte Jamie leise hinter mir. »Zu dünn für eine Frau guter Hoffnung.«

Ich fuhr herum und fluchte erneut lautlos vor mich hin. Ich hatte zwar auch den Eindruck gehabt, aber gehofft, dass ich mich irrte. Drei Babys in vier Jahren! Dazu einen einhändigen Ehemann, der die Männerarbeit der Siedlungsstelle nicht erledigen konnte und die »Frauenarbeit« des Kinderhütens und der Maischebrauerei, die er tun konnte, nicht tun wollte.

Marsali machte ein leises Geräusch, halb Schluchzen, halb Seufzen.

»Woher wusstest du das? Ich habe es noch nicht einmal Fergus gesagt.«

»Das solltest du aber - obwohl er es schon weiß.«

»Hat er dir das gesagt?«

»Nein - aber ich hatte nicht das Gefühl, dass es nur Verdauungsprobleme waren, die ihn auf der Jagd geplagt haben. Jetzt, wo ich dich sehe, weiß ich, was ihn belastet.«

Ich biss mir so fest auf die Zunge, dass ich Blut schmeckte. Funktionierte die Mischung aus Gänsefingerkrautöl und Essig, die ich ihr gegeben hatte, nicht? Oder die *Daucosamen?* Oder hatte sie sich, wie ich stark vermutete, einfach nicht die Mühe gemacht, eins der Mittel regelmäßig zu benutzen? Nun, es war zu spät für Fragen oder Vorwürfe. Ich fing ihren Blick auf, als sie aufsah, und bewerkstelligte - so hoffte ich - eine ermutigende Miene.

»Och«, sagte sie mit einem zaghaften Lächeln. »Das schaffen wir schon.«

Die Blutegel erwachten langsam und reckten ihre Körper wie lebende Gummibänder. Ich schlug die Bettdecke von Jamies Bein zurück und drückte die Egel sanft auf das geschwollene Gewebe rings um die Wunde.

»Es sieht schlimmer aus, als es ist«, sagte ich beruhigend, als ich hörte, wie Marsali bei dem Anblick spontan nach Luft schnappte. Das stimmte zwar, doch die Realität war schlimm genug. Die Ränder der Schnittwunden waren schwarz verkrustet, klafften jedoch immer noch auseinander. Anstatt sich wie bei einer normalen Heilung zu versiegeln und zu granulieren, begannen sie, sich aufzulösen, und aus dem frei gelegten Gewebe sickerte Eiter. Die Haut rings um die Wunden war drastisch angeschwollen, schwarz verfärbt und mit unheimlichen, roten Streifen durchzogen.

Ich biss mir auf die Lippen und runzelte die Stirn, während ich mir mein Bild von der Lage machte. Ich wusste nicht, was für eine Schlange ihn gebissen hatte - nicht, dass mir dieses Wissen ohne Gegengift viel genutzt hätte -, doch es war offensichtlich, dass sie über ein starkes, hämolytisches Gift verfügte. In seinem ganzen Körper waren kleine Blutgefäße geplatzt und hatten zu bluten begonnen - im Körperinneren wie unter der Haut - und in der Nähe der Wunde auch ein paar große.

Sein Fuß und der Knöchel waren auf der verletzten Seite immer noch warm und rosa - oder vielmehr rot. Das war insofern ein gutes Zeichen, als es bedeutete, dass der Blutkreislauf im Inneren des Beins noch intakt war. Das Problem war, die Durchblutung in der Nähe der Wunde zu verbessern, und zwar hinreichend, um ein massives Absterben und Ablösen des Gewebes zu verhindern. Die roten Streifen machten mir große Sorgen; es *konnte* zwar sein, dass sie nur eine Folge der Blutergüsse waren, jedoch war es wahrscheinlicher, dass sie die ersten Anzeichen einer Sepsis waren - einer Blutvergiftung.

Roger hatte mir nicht viel von ihrer Nacht auf dem Berg erzählt, doch das war auch nicht nötig gewesen; ich hatte schon öfter Männer gesehen, die mit dem Tod an ihrer Seite die Dunkelheit überstanden hatten. Da

Jamie seitdem eine Nacht und einen Tag überlebt hatte, war es wahrscheinlich, dass er überleben würde - wenn ich die Entzündung unter Kontrolle bekam. Doch in was für einem Zustand?

Ich hatte noch nie einen Schlangenbiss behandelt, doch ich hatte genügend Lehrbuchillustrationen gesehen. Das vergiftete Gewebe würde absterben und verfaulen; es war gut möglich, dass Jamie den Großteil seiner Unterschenkelmuskeln verlor, was ihn für immer zum Krüppel machen würde - oder schlimmer noch, er konnte Wundbrand bekommen.

Ich musterte ihn verstohlen unter gesenkten Wimpern. Er lag unter einem Berg von Bettdecken und fühlte sich so elend, dass er sich kaum bewegen konnte - und doch war die Linienführung seines Körpers elegant, versprach sie große Kraft. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, ihn zu verstümmeln - und doch würde ich es tun, wenn ich musste. Jamie zum Krüppel zu machen... ihn zu einem hinkenden, einbeinigen Mann zu machen... bei diesem Gedanken verkrampfte sich mein Magen, und der Schweiß brach mir auf meinen blau gefleckten Handflächen aus.

Würde er das wollen?

Ich griff nach dem Becher mit Wasser an Jamies Kopfende und leerte ihn selbst. Ich würde ihn nicht fragen. Rechtmäßig war es zwar seine Entscheidung - doch er war mein, und meine Entscheidung stand fest. Ich würde ihn nicht aufgeben, ganz gleich, was ich tun musste, um ihn zu behalten.

»Bist du sicher, dass es dir gut geht, Pa?« Marsali hatte mein Gesicht beobachtet. Ihre Augen huschten angstvoll zwischen mir und Jamie hin und her. Ich bemühte mich hastig, meinen Gesichtszügen wieder einen Ausdruck der Kompetenz und Ruhe zu verleihen.

Jamie hatte mich ebenfalls beobachtet. Sein Mundwinkel verzog sich.

»Aye, nun ja, zumindest dachte ich das. Aber jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher.«

»Was ist denn los? Fühlst du dich schlechter?«, fragte ich nervös.

»Nein, ich fühle mich prächtig«, log er ungeniert. »Es ist nur so; wenn ich mich verletzt habe, aber kein Grund zur Sorge besteht, schimpfst du

immer mit mir wie ein Rohrspatz - aber wenn mein Zustand beängstigend ist, bist du die zärtlichste Frau der Welt. Nun, seit ich heimgekommen bin, hast du mich weder beschimpft noch mir einen einzigen Vorwurf gemacht, Sassenach. Heißt das, du glaubst, dass ich sterbe?«

Er zog eine Augenbraue ironisch hoch, doch ich konnte einen Hauch von echter Sorge in seinen Augen sehen. In Schottland gab es keine Giftschlangen; er konnte ja nicht wissen, was in seinem Bein vor sich ging.

Ich holte tief Luft und legte ihm sacht die Hände auf die Schultern.

»Alter Dummkopf. Auf eine Schlange zu treten! Hättest du nicht aufpassen können, wo du hintrittst?«

»Nicht, während ich hinter einer halben Tonne Fleisch her war«, sagte er lächelnd. Ich spürte, wie die Spannung in den Muskeln unter meinen Händen ein wenig nachließ, und unterdrückte das Bedürfnis, sein Lächeln zu erwidern. Statt dessen funkelte ich ihn an.

»Du hast mir eine Heidenangst eingejagt!« Das zumindest war nicht gelogen.

Die Augenbraue hob sich wieder.

»Meinst du etwa, ich hatte keine Angst?«

»Das kann ich nicht zulassen«, sagte ich bestimmt. »Es kann immer nur einer von uns zur selben Zeit Angst haben, und jetzt bin ich dran.«

Das brachte ihn zum Lachen, obwohl dem Gelächter schnell ein Hustenanfall und eine Schüttelfrostattacke folgten.

»Hol mir einen heißen Ziegel für seine Füße«, sagte ich zu Marsali und deckte ihn schnell wieder zu. »Und gieß kochendes Wasser in die Teekanne und bring mir das bitte.«

Sie hastete in die Küche. Ich blickte aus dem Fenster und fragte mich, ob es Brianna wohl gelungen war, Maden zu finden. Es gab nichts, was eine eiternde Wunde besser reinigte, ohne dem gesunden Gewebe ringsum zu schaden. Wenn ich ihm nicht nur das Leben, sondern auch das Bein retten wollte, brauchte ich mehr als nur die Hilfe der Heiligen Bride.

Während ich mich geistesabwesend fragte, ob es wohl einen Schutzpatron der Maden gab, hob ich eine Ecke der Bettdecke an und warf einen raschen Blick auf meine anderen, wirbellosen Helfer. Gut; ich atmete erleichtert auf. Die Blutegel arbeiteten schnell; sie wurden schon rund. Sie saugten ihm das Blut aus, das aus den geborstenen Kapillargefäßen in das Gewebe seines Beins strömte. Ohne diesen Druck war es *möglich*, dass seine gesunde Durchblutung rechtzeitig wieder in Gang kam, um Haut und Muskeln am Leben zu erhalten.

Ich konnte seine geballte Faust auf der Tischkante sehen und seinen Schüttelfrost durch meine Oberschenkel spüren, die ich an das Holz gepresst hatte.

Ich nahm seinen Kopf zwischen meine Hände; die Haut seiner Wangen glühte.

»Du wirst *nicht* sterben!«, zischte ich. »Das lasse ich nicht zu!«

»Das sagt andauernd jemand zu mir«, murmelte er mit geschlossenen, vor Erschöpfung eingesunkenen Augen. »Darf ich dazu vielleicht auch eine Meinung haben?«

»Nein«, sagte ich. »Das darfst du nicht. Hier, trink das.«

Ich hielt ihm den Becher mit der Penizillinbrühe an die Lippen und hielt ihn fest, während er trank. Wahrscheinlich würde das Penizillin innerlich verabreicht ja nicht viel nützen - aber möglich war es dennoch. Er verzog das Gesicht und presste die Augen fest zu, schluckte die Flüssigkeit aber gehorsam herunter.

Marsali hatte die Teekanne gebracht, die sie bis zum Rand mit kochendem Wasser gefüllt hatte. Ich goss den Großteil davon über die vorbereiteten Kräuter und ließ sie ziehen, während ich ihm einen Becher kaltes Wasser einschenkte, damit er den Penizillingeschmack herunterspülen konnte.

Er schluckte das Wasser, ohne die Augen zu öffnen, und legte sich dann auf das Kissen zurück.

»Was ist das?«, fragte er. »Es schmeckt nach Eisen.«

»Wasser«, erwiderte ich. »Alles schmeckt nach Eisen; dein Mund blutet.« Ich reichte Marsali den leeren Wasserkrug und bat sie, Nachschub zu holen. »Mit Honig«, sagte ich. »Ungefähr einen Teil Honig auf vier Teile Wasser.«

»Bouillon, die braucht er«, sagte sie und blieb stehen, um ihn mit sorgenvoll gerunzelter Stirn anzusehen. »Meine Mutter hat darauf geschworen, und ihre Mutter auch schon. Wenn jemand Blut verloren hat, gibt es nichts besseres als Bouillon.«

Marsali musste sich wirklich ernsthafte Sorgen machen; aus angeborenem Taktgefühl erwähnte sie ihre Mutter in meiner Gegenwart nur selten. Die verflixte Laoghaire hatte jedoch ausnahmsweise Recht; Bouillon wäre eine hervorragende Sache gewesen - wenn wir frisches Rindfleisch gehabt hätten, was aber nicht der Fall war.

»Honigwasser«, sagte ich knapp und scheuchte sie aus dem Zimmer. Ich holte mir Nachschub aus der Blutegelabteilung und blieb am vorderen Fenster stehen, um nachzusehen, ob Brianna Fortschritte machte.

Sie stand barfuß auf dem Paddock, die Röcke bis zum Knie gerafft, und schüttelte sich gerade Pferdemist von ihrem Fuß. Also hatte sie bis jetzt kein Glück gehabt. Sie sah mich am Fenster stehen und winkte, dann wies sie erst auf die Axt, die in ihrer Nähe stand, dann auf den Waldrand. Ich nickte und winkte ebenfalls; ein verrotteter Baumstamm war eine weitere Möglichkeit.

Jemmy kniete neben ihr auf dem Boden und war mit seiner Laufleine an den Paddockzaun angebunden. Nicht, dass er sie gebraucht hätte, um auf den Beinen zu bleiben, aber sie verhinderte, dass er entwischte, während seine Mutter zu tun hatte. Er war ganz damit beschäftigt, an den getrockneten Überresten einer Kürbisranke zu zerren, die über den Zaun gewachsen war, und krähte vor Begeisterung, als sich ein Regen aus Laubstückchen und den getrockneten Überresten erfrorener Kürbisse über sein flammendes Haar ergoss. Sein rundes Gesicht trug einen Ausdruck entschlossener Konzentration, als er jetzt Anstalten machte, einen Kürbis von der Größe seines Kopfes in seinen Mund zu befördern.

Aus dem Augenwinkel fing ich eine Bewegung auf; Marsali, die mit Wasser von der Quelle kam, um den verkrusteten Kessel zu füllen. Nein, man sah ihr noch nicht das Geringste an - Jamie hatte Recht, sie war viel zu dünn -, aber jetzt, da ich es wusste, konnte ich die Blässe ihres Gesichtes und die Schatten unter ihren Augen sehen.

Verdammt. Noch eine rasche Bewegung; Briannas lange, weiße Beine, die im Schatten der großen Blaufichte unter ihren gerafften Röcken aufleuchteten. Und benutzte sie das Gänsefingerkrautöl? Zwar stillte sie Jemmy noch, aber das war keine Garantie, nicht in seinem Alter...

Ich hörte ein Geräusch hinter mir und fuhr herum. Ich sah Jamie umständlich in sein Deckennest zurückklettern wie ein leuchtend rotes Faultier. Er hatte meine Amputationssäge in der Hand.

»Was zum Teufel machst du da?«

Er ließ sich mit einer Grimasse niedersinken und legte sich langsam und heftig keuchend auf das Kissen zurück. Er hielt die zusammengeklappte Säge an seine Brust geklammert.

»Ich wiederhole«, sagte ich und stellte mich drohend über ihn, die Hände auf den Hüften, »was zum Teufel...«

Er öffnete die Augen und hob die Säge ungefähr drei Zentimeter hoch.

»Nein«, sagte er mit Nachdruck. »Ich weiß, was du denkst, Sassenach, und ich werde es nicht zulassen.«

Ich holte tief Luft, um zu verhindern, dass meine Stimme zitterte.

»Du weißt genau, dass ich es nicht tun würde, es sei denn, es wäre absolut unumgänglich.«

»Nein«, sagte er erneut und warf mir einen vertraut trotzigen Blick zu. Kein Wunder, dass er sich nie fragte, wem Jemmy ähnlich sah, dachte ich voll säuerlicher Belustigung.

»Du weißt ja gar nicht, was mit dir vorgeht -«

»Ich weiß besser als du, was mit meinem Bein vorgeht, Sassenach«, unterbrach er mich, dann hielt er inne, um Luft zu holen. »Es kümmert mich nicht.«

»Dich vielleicht nicht, aber *mich!«*

»Ich werde nicht sterben«, sagte er überzeugt, »und ich wünsche nicht, mit einem halben Bein zu leben. Mir graut davor.«

»Nun, ich brenne auch nicht besonders darauf. Aber wenn du die Wahl zwischen deinem Bein und deinem Leben hast?«

»So weit kommt es nicht.«

»Es könnte aber verdammt gut so weit kommen!«

»Nein.« Das Alter änderte nicht das Geringste, dachte ich. Zwei Jahre oder fünfzig, ein Fraser war ein Fraser, und es gab keinen Felsblock, der sturer war. Ich rieb mir mit der Hand durch das Haar.

»Nun. Gut«, sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen. »Gib mir das verdammte Ding, und ich packe es weg.«

»Dein Wort.«

»Mein was?« Ich starrte ihn an.

»Dein Wort«, wiederholte er und zahlte mir meinen Blick mit Zinsen zurück. »Vielleicht bekomme ich Fieber und verliere das Bewusstsein. Ich will nicht, dass du mir das Bein abnimmst, wenn ich nicht in der Lage bin, es zu verhindern.«

»Wenn es so weit kommt, bleibt mir gar keine andere Wahl.«

»Dir vielleicht nicht«, sagte er ganz ruhig, »aber mir. Ich habe meine Wahl getroffen. Dein Wort, Sassenach.«

»Du verfluchter, unsäglicher, *haarsträubender* -«

Sein Lächeln ließ mich aufschrecken, ein weißes Grinsen in seinem roten Gesicht. »Wenn du jetzt Schotte zu mir sagst, Sassenach, dann *weiß* ich, dass ich am Leben bleibe.«

Ein Aufschrei von draußen hinderte mich daran zu antworten. Ich fuhr zum Fenster herum und sah gerade noch, wie Marsali zwei Eimer Wasser fallen ließ. Das Wasser spritzte ihr über Rock und Schuhe, doch sie achtete nicht darauf. Ich blickte in die Richtung, in die sie schaute, und schnappte nach Luft.

Er war ganz lässig durch das Paddock gestapft, hatte die Zaunbalken zerbrochen, als wären es Streichhölzer, und stand jetzt in der Mitte des Kürbisbeets neben dem Haus, zuckende Kürbisranken in seinem kauenden Maul. Er war riesig, dunkel und zottelig und stand drei Meter von Jemmy entfernt, der ihn mit großen, runden Augen und offenem Mund anstarrte und den Kürbis in seinen Händen völlig vergessen hatte.

Marsali kreischte erneut auf, und Jemmy, der sich von ihrem Schrecken anstecken ließ, fing an, nach seiner Mutter zu schreien. Ich machte kehrt, schnappte Jamie gezielt die Säge aus der Hand - wobei ich das Gefühl hatte, mich in Zeitlupe zu bewegen, was aber mit Sicherheit nicht der Fall war - und lief zur Tür hinaus Richtung Hof, wobei mir der Gedanke kam, dass Büffel im Zoo irgendwie viel kleiner aussahen.

Als ich die Eingangstreppe hinter mir ließ - ich musste gesprungen sein; ich konnte mich nicht an die Stufen erinnern -, kam Brianna aus dem Wald. Sie lief vollkommen lautlos, die Axt in der Hand, und ihre Miene war ruhig und konzentriert. Mir blieb gar keine Zeit, etwas zu rufen, als sie den Büffel auch schon erreichte.

Noch im Laufen hatte sie mit der Axt ausgeholt, schwang sie im hohen Bogen, als sie den letzten Schritt tat, und ließ sie mit aller Kraft direkt hinter den Ohren des riesigen Tiers niedersausen. Winzige Blutströpfchen sprühten auf und bespritzten die Kürbisse. Der Büffel röhrte und senkte den Kopf, als wollte er vorwärtsstürmen.

Brianna schoss zur Seite, stürzte auf Jemmy zu, fiel auf die Knie und zerrte an den Leinen, die ihn an den Zaun fesselten. Aus dem Augenwinkel konnte ich Marsali sehen, die gälische Gebete und Flehrufe kreischte, während sie einen frisch gefärbten Unterrock von den Blaubeerbüschen zog.

Irgendwie hatte ich im Laufen die Säge auseinandergeklappt; ich durchtrennte mit zwei Schnitten Jemmys Leinen, dann war ich wieder auf den Beinen und stürzte zurück über den Hof. Marsali hatte dem Büffel den Unterrock über den Kopf geworfen; er stand verwirrt da und schwankte hin und her. Das Blut sah auf dem Gelbgrün des frisch gefärbten Indigos schwarz aus.

Er hatte dieselbe Schulterhöhe wie ich, und er roch merkwürdig; staubig und warm, nach Wild und doch seltsam vertraut wie eine Scheune mit Kühen. Ich trat einen Schritt auf ihn zu, dann noch einen, grub meine Finger in seine Wolle und hielt sie fest. Ich konnte das Zittern spüren, das das Tier durchlief; es schüttelte mich wie ein Erdbeben.

Ich hatte es noch nie getan, fühlte mich aber, als sei es das tausendste Mal. Mit traumwandlerischer Sicherheit schob ich meine Hand unter die triefenden Lippen und spürte, wie mir der warme Atmen des Tiers auf den Ärmel blies. Die große Schlagader pulsierte in seiner Kinnbeuge; ich konnte es vor meinem inneren Auge sehen, das große, fleischige Herz und das Blut, das es pumpte, warm in meiner Hand, kalt an meiner Wange, die den nassen Unterrock berührte.

Ich fuhr ihm mit der Säge über die Kehle, schnitt fest zu, und meine Hände und Unterarme spürten das zähe Durchtrennen von Haut und Muskeln, das Knirschen des Knochens, das Reißen der Sehnen, das Verschwinden der schlüpfrigen, gummiartigen, blutenden Adern.

Die Welt erbebte. Ein Ruck, ein Wegrutschen, eine dumpfe Landung. Als ich wieder zu mir kam, saß ich mitten auf dem Hof, eine Hand immer noch in die Wolle des Büffels gekrallt; mein Bein war unter dem Gewicht des Büffelkopfes taub geworden, und meine Röcke klebten mir an den Oberschenkeln, heiß und stinkend, mit seinem Blut durchtränkt.

Irgendjemand sagte etwas, und ich blickte auf. Jamie hockte auf Händen und Knien auf der Eingangsveranda - mit offenem Mund und splitternackt. Marsali saß mit gespreizten Beinen auf dem Boden, und ihr Mund öffnete und schloss sich geräuschlos.

Brianna stand über mir und hielt Jemmy an ihre Schulter gedrückt. Er hatte seinen Schrecken ganz vergessen und beugte sich weit vor, um neugierig auf den Büffel hinabzublicken.

»Ooo!«, sagte er.

»Ja«, sagte ich. »Sehr treffend ausgedrückt.«

»Alles in Ordnung, Mama?«, fragte Brianna, und ich begriff, dass sie mich das schon mehrfach gefragt hatte. Sie legte mir sanft eine Hand auf

den Kopf.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Ich glaube schon.«

Ich ergriff ihre Hand, befreite mühselig mein Bein und erhob mich, auf sie gestützt. Das gleiche Zittern, das den Büffel durchlaufen hatte, durchfuhr jetzt auch sie - und mich -, doch es wurde schwächer. Sie holte tief Luft und blickte auf den massigen Kadaver hinab. So, wie er da auf der Seite lag, ging er ihr fast bis zur Taille. Marsali trat neben uns und schüttelte den Kopf, beeindruckt von der Größe des Tiers.

»Heilige Mutter Gottes, wie in aller Welt sollen wir das denn zerlegen?«, sagte sie.

»Oh«, sagte ich und fuhr mir mit zitternder Hand durch das Haar. »Das schaffen wir schon.«

92

With a Little Help from My Friends

Ich lehnte mich mit der Stirn an das kühle Glas meines Sprechzimmerfensters und blickte blinzelnd auf die Szene im Freien. Meine Erschöpfung verlieh der Szene auf dem Hof einen zusätzlichen Hauch von Surrealismus - nicht, dass das noch nötig gewesen wäre.

Die Sonne war so gut wie untergegangen und flammte golden auf den letzten, zerzausten Blättern der Kastanien auf. Die Fichten standen schwarz vor dem Hintergrund des ersterbenden Leuchtens, ebenso der Galgen in der Mitte des Hofes und die gespenstischen Überreste, die daran baumelten. Neben den Blaubeerbüschen brannte ein Freudenfeuer, und Schattenrissfiguren, die aus den Flammen auftauchten und im Schatten verschwanden, huschten in alle Richtungen davon. Einige von ihnen gingen mit Messern und Beilen bewaffnet auf den aufgehängten Kadaver los; andere stapften schwer beladen mit Fleischstücken und Eimern voller Fett davon. Am Feuer waren die glockenförmigen Umrisse der Frauen zu sehen, die sich in ihren Röcken bückten und mit ihren Armen ein lautloses Ballett vollführten.

Trotz der Dunkelheit konnte ich Briannas hoch gewachsene, hellhäutige Gestalt in der Horde der Dämonen erkennen, die auf den Büffel einhackten - anscheinend sorgte sie für Ordnung. Bevor man ihn mit Gewalt wieder in das Sprechzimmer zurückbeförderte, hatte Jamie das Gewicht des Büffels irgendwo zwischen achtzehnhundert und zweitausend Pfund eingeschätzt. Brianna hatte dazu genickt, Jemmy an Lizzie weitergereicht und war dann unter gedankenversunkenem Blinzeln um den Kadaver herumgeschritten.

»Gut«, hatte sie gesagt, und sobald die ersten Männer halb angekleidet, unrasiert und mit vor Aufregung wildem Blick von ihren Heimstätten eintrafen, hatte sie besonnen ihre Anweisungen zum Sägen von Balken und

der Errichtung eines Flaschenzuggerüsts erteilt, das stabil genug war, um eine Tonne Fleisch hochzuhieven und zu tragen.

Die Männer, die sich ärgerten, weil sie an der Erlegung des Tiers nicht teilgehabt hatten, hatten anfangs keine große Lust an den Tag gelegt, ihr Folge zu leisten. Doch Brianna war groß und temperamentvoll, sie hielt mit ihrer Meinung nicht hinterm Berg - und sie war stur.

»Wessen Waffe war das?«, hatte sie herausfordernd gefragt und Geordie Chisholm und seine Söhne unverwandt angestarrt, als sie sich mit ihren Messern auf den Kadaver zubewegten. Sie wies auf die tiefe Furche im Hals des Tiers, dann strich sie langsam mit der Hand über ihren Ärmel und lenkte die Blicke der Männer auf die Blutflecken darauf. »Oder das hier?« Sie wies mit ihrem nackten Fuß vorsichtig auf die durchtrennte Kehle und die Blutpfütze, die im Hof versickert war. Meine Strümpfe lagen dort, wo ich sie ausgezogen hatte, am Rand der gerinnenden Pfütze, schlaffe, rote Lumpen, die jedoch erkennbar einer Frau gehörten.

Von meinem Beobachtungsposten am Fenster aus hatte ich gesehen, wie sich mehr als ein Gesicht dem Haus zuwandte und stirnrunzelnd die Erkenntnis widerspiegelte, dass Brianna Ehrwürdens Tochter war - eine Tatsache, die der Kluge nicht vergaß.

Doch es war Roger gewesen, der die Stimmung zu ihren Gunsten gewendet hatte. Er hatte sich kühl umgesehen, und die Lindsay-Brüder hatten sich mit ihren Äxten hinter ihn gestellt.

»Es ist ihre Beute«, sagte er mit seiner heiseren Krächzstimme. »Tut, was sie sagt.« Er richtete sich auf und warf den anderen Männern einen Blick zu, der ihnen nahe legte, auf weitere Einwände zu verzichten.

Als Fergus das sah, hatte er mit den Achseln gezuckt und sich gebückt, um das Tier - einhändig - an seinem mickrigen Schwanz zu packen.

»Wohin möchtet Ihr es haben, Madame?«, fragte er höflich. Die Männer waren in Gelächter ausgebrochen und hatten sich ihm dann unter verlegenen Blicken und resigniertem Achselzucken angeschlossen und ihren Anweisungen Folge geleistet.

Brianna hatte Roger erst überrascht, dann dankbar angesehen und die Sache dann energisch - und mit bemerkenswertem Resultat - in die Hand genommen. Es begann gerade erst, dunkel zu werden, und das Tier war beinahe vollständig zerlegt, das Fleisch an sämtliche Haushalte von Fraser's Ridge verteilt. Sie kannte jeden, kannte die Anzahl der Münder in jeder Blockhütte, und teilte Fleisch und Innereien gleich beim Zerlegen des Tiers ein. Nicht einmal Jamie hätte es besser hinbekommen, dachte ich und spürte eine warme Welle des Stolzes auf meine Tochter.

Ich blickte zum Tisch hinüber, wo Jamie in Decken gepackt lag. Ich hatte ihn nach oben ins Bett umlagern wollen, doch er hatte darauf bestanden, unten zu bleiben, wo er wenigstens hören konnte, was vor sich ging, wenn er es schon nicht sah.

»Sie haben ihn fast fertig zerlegt«, sagte ich und trat zu ihm, um ihm die Hand auf den Kopf zu legen. »Brianna hat ihre Sache großartig gemacht«, fügte ich hinzu, um uns beide abzulenken.

»Hat sie das?« Seine Augen waren halb geöffnet, starrten jedoch fiebrig vor sich hin; er befand sich in jenem traumgetränkten Dämmerzustand, in dem sich in der wabernden, heißen Luft über dem Feuer Schatten winden. Doch bei meinen Worten kehrte er langsam ins Hier und Jetzt zurück, und sein Blick traf den meinen, mit schweren Lidern, aber klar, und er lächelte schwach. »Das ist gut.«

Sie hatten das Fell zum Trocknen aufgespannt, die gewaltige Leber in Scheiben geschnitten, um sie kurz anzubraten, den Darm eingeweicht, um ihn zu säubern, die Schinken in den Räucherschuppen gebracht, einen Teil des Fleisches zum Trocknen in Streifen geschnitten und das Fett ausgelassen, um es zu Seife und Talgkerzen zu verarbeiten. Wenn sie ganz vom Fleisch befreit waren, würde man aus den Knochen Suppe kochen und sie zur Knopfherstellung verwahren.

Die begehrten Hufe und Hörner standen ganz unauffällig auf meiner Arbeitsfläche. Murdo Lindsay hatte sie mir gebracht; ich vermutete, dass man sie mir stillschweigend als Trophäen überließ. Die Gallenblase hatte ich auch bekommen, obwohl das einfach nur aus Gewohnheit geschehen war; es wollte sie sonst niemand haben, doch man ging allgemein davon

aus, dass ich für nahezu jedes Naturprodukt eine medizinische Verwendungsmöglichkeit hatte. Sie war grünlich, ungefähr so groß wie meine Faust, und neben dem Satz abgetrennter, schlammiger Hufe sah sie ziemlich gruselig aus.

Ganz Fraser’s Ridge hatte sich auf die Neuigkeit hin eingefunden - selbst Ronnie Sinclair hatte sich von seiner Küferwerkstatt am Fuß des Berges aufgemacht -, und inzwischen war von dem Büffel kaum noch mehr übrig als ein sauber gepicktes Skelett. Ich fing den schwachen Duft von gebratenem Fleisch auf, von brennendem Hickoryholz und Kaffee, und ich öffnete das Fenster ganz, um die appetitlichen Gerüche hereinzulassen.

Ein kalter Windstoß trug das Knistern des Feuers und Gelächter zu mir. Im Sprechzimmer war es warm geworden, und die kalte Luft, die zum Fenster hereinkam, brachte meinen erhitzten Wangen eine angenehme Abkühlung.

»Hast du Hunger, Jamie?«, fragte ich. Ich selbst war kurz vor dem Verhungern, wenn es mir auch erst auffiel, als ich das Essen roch. Ich schloss die Augen, atmete ein und ließ mich vom herzhaften Duft gebratener Leber mit Zwiebeln beleben.

»Nein«, sagte er, und es klang schläfrig. »Ich habe keinen Appetit.«

»Wenn du kannst, solltest du vor dem Einschlafen etwas Suppe essen.« Ich wandte mich um, strich ihm das Haar aus dem Gesicht und sah ihn leicht stirnrunzelnd an. Ich hatte den Eindruck, dass seine Röte ein wenig nachgelassen hatte - doch im unsicheren Licht von Feuer und Kerze war es schwer zu sagen. Wir hatten ihm so viel Honigwasser und Kräutertee eingeflößt, dass seine Augen nicht länger vor Flüssigkeitsmangel eingesunken waren, doch seine Kinn- und Wangenknochen standen spitz vor; er hatte seit über achtundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen, und sein Fieber verbrauchte immense Energiemengen und zehrte an seinem Muskelgewebe.

»Braucht Ihr vielleicht noch Wasser, Ma’am?« Lizzie erschien in der Tür. Sie sah ungewöhnlich zerzaust aus und hatte Jemmy fest im Arm. Sie hatte ihr Häubchen verloren, und ihr feines, helles Haar hatte sich aus

seinem Knoten gelöst; Jemmy hatte eine dicke Faust voll davon gepackt und zerrte heftig daran. Sie kniff bei jedem Ruck die Augen zu.

»Mama-Mama-Mama«, sagte er in einem zunehmenden Jammerton, an dem man deutlich ablesen konnte, dass er das schon seit einiger Zeit sagte. »Mama-Mama-MAMA!«

»Nein, ich habe genug; danke, Lizzie. Schluss damit, junger Mann«, sagte ich. Ich ergriff Jemmys Hand und löste seine dicken Fingerchen mit Gewalt aus Lizzies Frisur. »Wir ziehen niemanden an den Haaren.« Hinter mir erklang in dem Deckennest auf dem Tisch ein leises Glucksen.

»Das glaubt man aber nicht, wenn man dich so ansieht, Sassenach.«

»Mm?« Ich wandte den Kopf und starrte ihn im ersten Moment verständnislos an, dann folgte ich seiner Blickrichtung mit der Hand. Tatsächlich, auch meine Haube war irgendwie abhanden gekommen, und mein Haar stand ab wie Brombeergestrüpp. Durch das Wort »Haar« aufmerksam geworden, ließ Jemmy von Lizzies feinen Locken ab, um sich zu mir herüberzubeugen und seine Faust in meine Haare zu krallen.

»Mama-Mama-Mama-Mama...«

»Pfui«, sagte ich ärgerlich und streckte die Hand aus, um ihn von mir loszueisen. »Lass los, du kleines Monster. Und wieso bist du überhaupt noch nicht im Bett?«

»MAMA-MAMA-MAMA...«

»Er will seine Mutter«, erklärte Lizzie überflüssigerweise. »Ich habe ihn schon ein Dutzend Mal in sein Bettchen gesteckt, aber sobald ich ihm den Rücken zukehre, klettert er wieder heraus. Ich konnte ihn nicht -«

Die Haustür öffnete sich, ein kräftiger Luftzug ließ die Glut in meinem Kohlebecken rauchend aufflammen, und ich hörte das Tapsen nackter Füße auf den Eichendielen im Flur.

Der Ausdruck »blutig bis zu den Augenbrauen« war mir zwar nicht neu, doch gesehen hatte ich so etwas noch nie, zumindest nicht fern eines jeden Schlachtfeldes. Briannas Augenbrauen waren unsichtbar, denn sie waren so rot, dass sie in der Maske aus Unrat verschwanden, die ihr Gesicht

bedeckte. Jemmy betrachtete sie genau und verzog seinen Mund zu einer Miene skeptischer Bestürzung. Es fehlte nicht viel, und er hätte lauthals losgejammert.

»Ich bin’s, Kleiner«, versicherte sie ihm. Sie streckte eine Hand nach ihm aus, hielt aber inne, bevor sie ihn berühren konnte. Er weinte zwar nicht, vergrub aber das Gesicht an Lizzies Schulter und weigerte sich zu glauben, dass diese apokalyptische Vision auch nur das Geringste mit der Mutter zu tun hatte, nach der er noch vor ein paar Minuten so lautstark verlangt hatte.

Brianna ignorierte sowohl die Zurückweisung ihres Sohnes als auch die Tatsache, dass sie auf dem ganzen Boden Fußabdrücke hinterließ, die zu gleichen Teilen aus Blut und Schmutz bestanden.

»Sieh mal«, sagte sie und hielt mir ihre geschlossene Faust entgegen. Ihre Hände waren mit getrocknetem Blut verkrustet, ihre Fingernägel schwarze Halbmonde. Sie rollte ehrfürchtig ihre Finger auseinander, um mir ihren Schatz zu zeigen, eine Handvoll winziger, sich windender, weißer Würmer, die mein Herz aufgeregt schlagen ließen.

»Sind es die richtigen?«, fragte sie ängstlich.

»Ich glaube schon, lass mich nachsehen.« Ich schüttete hastig die feuchten Blätter des Kräutertees auf einen kleinen Teller, um den Würmern eine vorübergehende Bleibe zu schaffen. Brianna setzte sie sanft auf den zerrupften Blättern ab und trug den Teller zu meinem Mikroskop hinüber, als sei er mit Goldstaub gefüllt anstatt mit Maden.

Ich ergriff einen der Würmer mit der Kante meines Fingernagels und legte ihn auf einen Objektträger, wo er sich auf der vergeblichen Suche nach Nahrung wand. Ich bat Brianna, mir noch eine Kerze zu bringen.

»Ein Maul mit einem Darm, sonst nichts«, murmelte ich, während ich den Spiegel so kippte, dass er das Licht auffing. Es war zu düster zum Mikroskopieren, doch für diesen Zweck reichte es möglicherweise gerade eben. »Kleiner Nimmersatt.«

Ich blinzelte mit angehaltenem Atem durch den wackeligen Sucher und bemühte mich angestrengt, etwas zu sehen. Einfache Schmeißfliegen- und

Fleischfliegenlarven hatten einen gut sichtbaren Streifen auf dem Körper, Schraubenwürmer hatten zwei. Die Streifen waren dünn und mit bloßem Auge nicht zu sehen, doch sie waren sehr wichtig. Schmeißfliegenmaden fraßen Aas, und nur Aas - totes, verwesendes Fleisch. Schraubenwürmer gruben sich in das lebende Fleisch und verzehrten die lebendigen Muskeln und das Blut ihrer Wirte. Nicht gerade das, was man gern mit einer frischen Wunde in Berührung brachte.

Ich schloss das eine Auge, damit sich das andere auf die beweglichen Schatten im Inneren des Suchers einstellen konnte. Der dunkle Zylinder des Madenkörpers wand sich zuckend in alle Himmelsrichtungen. Ein Streifen war deutlich zu sehen. War da ein zweiter? Ich kniff das Auge zusammen, bis es zu tränen begann, konnte aber sonst nichts sehen. Ich atmete die Luft aus, die ich angehalten hatte, und entspannte mich.

»Herzlichen Glückwunsch, Pa«, sagte Brianna und trat an Jamies Seite. Er öffnete ein Auge, welches Briannas Gestalt mit einem sichtlichen Mangel an Begeisterung musterte. Sie hatte sich für die Metzgersarbeit bis auf das knielange Hemd ausgezogen, war von Kopf bis Fuß mit dunklen Blutflecken übersät, und der Musselin klebte ihr an diversen Stellen am Körper.

»Oh, aye?«, sagte er. »Wozu denn?«

»Die Maden. Das warst du«, erklärte sie. Sie öffnete ihre andere Hand und brachte einen formlosen Metallklecks zum Vorschein - eine zerschmetterte Gewehrkugel. »Die Maden saßen in einer Wunde auf seiner Kruppe — und die Kugel habe ich unter ihnen aus dem Loch ausgegraben.«

Ich lachte genauso erleichtert wie belustigt.

»Jamie! Du hast ihn in den Hintern geschossen?«

Jamies Mund zuckte ein wenig.

»Ich hatte gar nicht gedacht, dass ich ihn überhaupt getroffen hatte«, sagte er. »Ich habe nur versucht, die Herde auf Fergus zuzutreiben.« Er streckte langsam die Hand aus und griff nach der Kugel, die er sanft zwischen seinen Fingern hin und her rollte.

»Vielleicht solltest du sie als Glücksbringer behalten«, sagte Brianna. Ihr Tonfall war unbeschwert, doch ich konnte die Falte zwischen ihren unsichtbaren Augenbrauen sehen. »Oder darauf beißen, während Mama sich dein Bein vornimmt.«

»Zu spät«, sagte er mit einem schwachen Lächeln.

In diesem Moment fiel ihr Blick auf den kleinen Lederstreifen, der neben seinem Kopf auf dem Tisch lag und mit einander überlappenden Halbmonden übersät war - den tiefen Abdrücken von Jamies Zähnen. Sie sah mich entgeistert an. Ich zuckte leicht mit einer Schulter. Ich hatte über eine Stunde damit zugebracht, die Wunde an seinem Bein zu säubern, und es war für keinen von uns leicht gewesen.

Ich räusperte mich und wandte mich wieder den Maden zu. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Brianna Jamie sanft den Handrücken auf die Wange legte. Er wandte den Kopf und küsste sie auf die Fingerknöchel, ohne das Blut zu beachten.

»Keine Sorge, Kleine«, sagte er. Seine Stimme war leise, aber kräftig. »Es geht schon.«

Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch dann sah ich Briannas Gesicht und biss mir stattdessen auf die Zunge. Sie hatte hart gearbeitet und musste sich jetzt um Jemmy und Roger kümmern; sie brauchte sich nicht auch noch um Jamie zu sorgen - noch nicht.

Ich ließ die Maden in ein Schälchen mit sterilem Wasser fallen und wirbelte sie rasch herum, dann stülpte ich sie wieder auf ihr feuchtes Blätterbett.

»Es wird nicht weh tun«, sagte ich zu Jamie und versuchte damit genauso sehr, mich selbst zu beruhigen wie ihn.

»Oh, aye«, sagte er mit einem Zynismus, der ihm gar nicht gut zu Gesicht stand. »Den Spruch kenne ich schon.«

»Aber sie hat Recht damit«, sagte eine leise, krächzende Stimme hinter mir. Roger hatte sich bereits gewaschen; sein dunkles Haar lag feucht auf seinem Kragen, und seine Kleider waren sauber. Jemmy lag im Halbschlaf

an der Schulter seines Vaters und nuckelte verträumt am Daumen. Roger kam zum Tisch herüber, um einen Blick auf Jamie zu werfen.

»Wie sieht's aus, Mann?«, fragte er leise.

Jamie bewegte den Kopf auf dem Kissen und tat so, als fehlte ihm nichts.

»Geht schon.«

»Gut.« Zu meiner Überraschung legte Roger Jamie mit einer kurzen, tröstenden Geste die Hand auf die Schulter. Ich hatte noch nie zuvor gesehen, dass er so etwas tat, und fragte mich erneut, was wohl auf dem Berg zwischen ihnen vorgegangen war.

»Marsali holt ihm gerade etwas Rinderbrühe - oder besser Büffelbrühe«, sagte Roger und sah mich mit leichtem Stirnrunzeln an. »Vielleicht solltest du besser auch etwas davon trinken.«

»Gute Idee«, sagte ich. Ich schloss kurz die Augen und holte tief Luft.

Erst als ich mich hinsetzte, wurde mir klar, dass ich seit dem frühen Morgen auf den Beinen war. Der Schmerz ließ mich jeden Knochen in meinen Beinen und Füßen spüren, und ich konnte die Stelle fühlen, an der ich mir vor ein paar Jahren das linke Schienbein gebrochen hatte. Aber die Pflicht rief.

»Nun, die Maden werden auch nicht jünger«, sagte ich und kämpfte mich wieder hoch. »Besser, wenn ich hier weiter mache.«

Jamie prustete leise und reckte sich, dann entspannte er sich wieder, und sein langer Körper machte sich widerstrebend bereit. Er beobachtete resigniert, wie ich den Teller mit den Maden und meine Zange holte, dann griff er nach dem Lederstück neben seinem Kopf.

»Das brauchst du nicht«, sagte Roger. Er holte sich auch einen Hocker und setzte sich. »Es stimmt, was sie sagt, die kleinen Biester tun nicht weh.«

Jamie prustete erneut, und Roger grinste ihn an.

»Allerdings kitzeln sie fürchterlich. Aber nur, wenn man daran denkt. Wenn du es schaffst, sie ganz aus deinen Gedanken zu verbannen, dann ist

gar nichts dabei.«

Jamie sah ihn an.

»Du bist wirklich ein Trost, MacKenzie«, sagte er.

»Danke«, sagte Roger mit dem Hauch eines Lachens. »Hier, ich habe dir etwas mitgebracht.« Er beugte sich vor und legte Jamie den schläfrigen Jemmy in die Arme. Der kleine Junge quiekte vor Überraschung leise auf, entspannte sich jedoch, als sich Jamies Arme instinktiv um ihn schlossen. Seine runde Hand hing lose herab und suchte nach einem Anker, dann fand sie ihn.

»Heiß«, murmelte er und lächelte selig. Er krallte seine Faust in Jamies rotes Haar, seufzte tief und schlief auf der fieberwarmen Brust seines Großvaters fest ein.

Jamie sah mich mit zusammengekniffenen Augen an, als ich nach der Zange griff. Dann zuckte er mit den Achseln, legte seine stoppelhaarige Wange sanft an Jemmys seidenhelles Haar und schloss ebenfalls die Augen, auch wenn die Anspannung in seinen Gesichtszügen einen deutlichen Kontrast zu dem Frieden in Jemmys rundem Gesicht bildete.

Es hätte nicht einfacher sein können; ich hob einfach den frischen Zwiebelwickel an und steckte die Maden einzeln in die entzündeten Wunden an Jamies Unterschenkel. Roger stellte sich hinter mich, um mir zuzusehen.

»Das sieht ja fast wieder wie ein Bein aus«, sagte er und klang überrascht. »Das hätte ich nie gedacht.«

Ich lächelte, sah mich aber nicht zu ihm um, weil ich mich auf meine Arbeit konzentrierte. »Blutegel sind sehr wirksam«, sagte ich. »Obwohl deine groben Messerschnitte wahrscheinlich auch geholfen haben - die Löcher, die du gemacht hast, waren so groß, dass der Eiter und die Flüssigkeit ablaufen konnten; das hat geholfen.«

Er hatte Recht; das Bein war zwar immer noch heiß und scheußlich verfärbt, doch die Schwellung war merklich zurückgegangen. Man konnte Jamies langes Schienbein und den zierlichen Bogen von Fuß und Knöchel wieder sehen. Ich machte mir zwar keine Illusionen, was die

verbleibenden Gefahren anging - Entzündung, Wundbrand, Ablösung -, doch mir wurde trotzdem leichter ums Herz. Es war erkennbar Jamies Bein.

Ich packte eine weitere Made mit der Zange knapp hinter dem Kopf, vorsichtig, um sie nicht zu zerdrücken. Mit der schmalen Sonde, die ich in der anderen Hand hielt, hob ich den Wundrand an und schob das winzige sich windende Tier zielsicher in die kleine Tasche, die so entstand. Dabei versuchte ich zu ignorieren, wie unangenehm schwammig sich das Gewebe unter meinen Fingern anfühlte, und ich verdrängte die Erinnerung an Aaron Beardsleys Fuß.

»Fertig«, sagte ich kurz darauf und legte den Wickel vorsichtig wieder auf. Gekochte Zwiebeln und Knoblauch in Penizillin getränktem Musselin würden die Wunden feucht halten und sie drainieren. Wenn ich den Umschlag ungefähr stündlich erneuerte, so hoffte ich, würde die Wärme der Wickel auch die Durchblutung des Beins anregen. Und dann noch ein Honigverband, um das Eindringen weiterer Bakterien zu verhindern.

Die Konzentration allein hatte meine Hände ruhig gehalten. Jetzt war ich fertig, und mir blieb nichts mehr zu tun als zu warten. Die Untertasse mit den feuchten Blättern klapperte auf der Arbeitsfläche, als ich sie abstellte.

Ich konnte mich nicht erinnern, je im Leben so müde gewesen zu sein.

93

Entscheidungen

Roger und Mr. Bug schafften Jamie in unser Schlafzimmer hinauf. Es wäre mir lieber gewesen, sein Bein nicht durch den Umzug aus dem Sprechzimmer durchzurütteln, doch er bestand darauf.

»Ich will nicht, dass du hier unten auf dem Boden schläfst, Sassenach«, sagte er, als ich protestierte. Er lächelte mich an. »Du solltest in deinem Bett schlafen - aber ich weiß, dass du mich nicht allein lassen wirst. Das heißt also, dass ich mit nach oben kommen muss, aye?«

Ich hätte ihm gern noch weiter widersprochen, doch ehrlich gesagt war ich so müde, dass ich mich auch nicht beschwert hätte, wenn er darauf bestanden hätte, dass wir beide in der Scheune schliefen.

Doch als er im Bett lag, kehrten meine Zweifel zurück.

»Ich stoße bestimmt an dein Bein«, sagte ich, während ich mein Kleid an einen der Kleiderhaken hängte. »Ich mache mir einfach ein Notlager hier am Feuer und -«

»Das wirst du nicht tun«, sagte er entschieden. »Du schläfst bei mir.« Er ließ sich mit geschlossenen Augen in die Kissen sinken, sein Haar ein weinrotes Gewirr auf dem weißen Leinen. Seine Haut wurde allmählich blasser; sie war nicht mehr ganz so rot. Andererseits war sie dort, wo sie nicht mehr durch die kleinen Blutergüsse verfärbt war, alarmierend fahl.

»Du würdest dich noch auf dem Totenbett mit mir streiten«, sagte ich schroff. »Du musst doch *nicht immer* alles unter Kontrolle haben. Du *könnt*test einfach einmal still liegen und die anderen machen lassen. Was glaubst du wohl, was geschehen würde, wenn -«

Er öffnete die Augen und warf mir einen dunkelblauen Blick zu.

»Sassenach«, sagte er leise.

»Was?«

»Ich hätte gern, dass du mich berührst... ohne mir weh zu tun. Nur einmal, bevor ich einschlafe. Würde dir das sehr viel ausmachen?«

Ich hielt inne und holte Luft. Furchtbar bestürzt begriff ich, dass er Recht hatte. Ich war so vollständig in der Hektik des Notfalls und der Sorge um seinen Zustand aufgegangen, dass alles, was ich an diesem Tag mit ihm gemacht hatte, entweder schmerzhaft oder lästig oder beides gewesen war. Marsali, Brianna, Roger, Jemmy — sie alle hatten ihn voll Zärtlichkeit berührt, ihm Mitgefühl und Trost gespendet.

Und ich - ich war so voller Schrecken über das gewesen, was möglicherweise geschehen würde, über das, was zu tun ich mich möglicherweise gezwungen sehen würde, dass ich mir keine Zeit für Zärtlichkeiten genommen, ihnen keinen Platz eingeräumt hatte. Ich wandte einen Moment den Kopf ab und kniff die Augen zu, bis die Tränen sich zurückzogen. Dann stand ich auf und ging zum Bett hinüber, beugte mich über ihn und küsste ihn ganz sanft.

Ich strich ihm das Haar aus der Stirn zurück, die ich ihm dann mit meinen Daumen glättete. Arch Bug hatte ihn rasiert; die Haut seiner Wange fühlte sich glatt und heiß an. Die Knochen unter seiner Haut waren hart, Stützen seiner Kraft - und doch kam er mir plötzlich zerbrechlich vor. Auch ich fühlte mich zerbrechlich.

»Ich möchte, dass du neben mir schläfst, Sassenach«, flüsterte er.

»Na gut.« Ich lächelte ihn an, und meine Lippen zitterten schwach. »Lass mich nur mein Haar ausbürsten.«

Ich setzte mich im Hemd nieder, schüttelte mein Haar aus und ergriff die Bürste. Er sah mir zu, ohne etwas zu sagen, jedoch mit einem schwachen Lächeln auf den Lippen. Er sah mir gern zu, wenn ich mir das Haar bürstete; ich hoffte, dass es auf ihn genauso beruhigend wirkte wie auf mich.

Unten erklangen Geräusche, doch sie waren gedämpft, in sicherer Entfernung. Die Fensterläden standen ein Stückchen offen; das Licht des

ersterbenden Feuers auf dem Hof fiel flackernd auf das Fensterglas. Ich warf einen Blick zum Fenster und fragte mich, ob ich sie schließen sollte.

»Lass sie so, Sassenach«, murmelte er vom Bett aus. »Ich höre es gern, wenn sie reden.« Der Klang der Stimmen von draußen *war* beruhigend; sie hoben und senkten sich, unterbrochen von kurzem Auflachen.

Das Geräusch der Bürste war sanft und regelmäßig wie Wellen auf Sand, und ich spürte, wie die Anspannung des Tages langsam nachließ, als könnte ich mir meine Angst und Nervosität genauso aus den Haaren bürsten wie die Knoten und die kleinen Stückchen der Kürbisranke. Als ich schließlich die Bürste weglegte und mich erhob, hatte Jamie die Augen geschlossen.

Ich kniete mich vor das Feuer, um es einzudämmen, erhob mich, um die Kerze auszublasen, dann ging ich schließlich zu Bett.

Ich ließ mich behutsam neben ihm nieder, um ihn nicht zu stoßen. Er lag von mir abgewandt auf der Seite, und ich drehte mich ihm zu und schmiegte meinen Körper in die Biegung des seinen, wobei ich es sorgsam vermied, ihn zu berühren.

Ich lag ganz still da und lauschte. Alle Geräusche des Hauses hatten ihren nächtlichen Rhythmus angenommen; das Zischen des Feuers und das Brausen des Windes in der Esse, das plötzliche, erschreckende *Knack!* der Treppe, als sei ein ahnungsloser Fuß auf eine Stufe getreten, die sich noch nicht gesetzt hatte. Ich hörte Mr. Wemyss' Polypengeschnarche, das durch die Dicke der dazwischen liegenden Türen zu einem beruhigenden Summen gedämpft wurde.

Draußen erklangen immer noch leise, entfernte Stimmen, unzusammenhängend dank des Alkohols und der späten Stunde. Stets jedoch jovial; es deutete nichts auf Unstimmigkeiten oder drohende Gewalt hin. Eigentlich kümmerte mich das aber auch gar nicht. Was mich betraf, konnten sich die Bewohner von Fraser's Ridge gern gegenseitig bewusstlos hämmern und auf ihren jeweiligen Überresten herumtanzen. Meine Aufmerksamkeit galt einzig und allein Jamie.

Seine Atmung war flach, aber gleichmäßig, seine Schultern entspannt. Ich wollte ihn nicht stören; er brauchte vor allem Ruhe. Gleichzeitig

sehnte ich mich aber danach, ihn zu berühren. Ich hätte mich gern versichert, dass er wirklich hier war, lebend an meiner Seite - doch ich musste auch unbedingt erfahren, wie es um ihn stand.

Fieberte er? War die drohende Entzündung in seinem Bein trotz des Penizillins aufgekeimt und vergiftete sein Blut?

Ich bewegte vorsichtig meinen Kopf, bis mein Gesicht nur noch Zentimeter vom Rücken seines Hemdes entfernt lag, und atmete langsam und tief ein. Ich konnte seine Wärme in meinem Gesicht spüren, doch durch das leinene Nachthemd hindurch konnte ich nicht genau abschätzen, wie heiß er wirklich war.

Er roch schwach nach dem Wald und stärker nach Blut. Die Zwiebeln in seinem Verband sonderten einen scharfen Geruch ab, ebenso sein Schweiß.

Ich atmete erneut prüfend ein. Kein Eitergeruch. Zu früh für Grangrängeruch, selbst falls der Wundbrand unter seinem Verband schon im Gange war. Allerdings hatte ich den Eindruck, dass seiner Haut ein seltsamer Geruch anhaftete; etwas, das ich noch nie gerochen hatte. Gewebsnekrose? Ein Abfallprodukt des Schlangengiftes? Ich atmete kurz durch die Nase aus und holte noch einmal tiefer Luft.

»Stinke ich sehr?«, erkundigte er sich.

»Ak!«, sagte ich, denn ich erschrak so sehr, dass ich mir auf die Zunge biss. Er zitterte sacht - vor unterdrückter Belustigung, vermutete ich.

»Du hörst dich an wie ein Trüffelschweinchen, Sassenach, wenn du da hinten so herumschnüffelst.«

»Ach wirklich«, sagte ich leicht gereizt. Ich berührte die wunde Stelle auf meiner Zunge. »Nun, wenigstens bist du wach. Wie fühlst du dich?«

»Wie ein Haufen verschimmelter Innereien.«

»Sehr pittoresk«, sagte ich. »Könntest du das ein wenig spezifizieren?« Ich legte ihm leicht die Hand auf die Seite, und er atmete mit einem Geräusch aus, das wie leises Stöhnen klang.

»Wie ein Haufen verschimmelter Innereien«, sagte er und hielt dann schwer atmend inne, bevor er hinzufügte, »... mit *Maden.«*

»Du würdest sogar noch auf dem Totenbett Witze machen, wie?« Noch als ich das sagte, überlief mich ein beklommener Schauer. Er *würde* auf dem Totenbett Witze machen, und ich hoffte inständig, dass es noch nicht so weit war.

»Ich werde mir Mühe geben, Sassenach«, murmelte er verschlafen. »Aber ich bin im Augenblick nicht in Bestform.«

»Hast du große Schmerzen?«

»Nein. Ich bin nur... müde.« Er klang, als sei er sogar zu erschöpft, um nach dem passenden Wort zu suchen, und als hätte er sich einfach mit diesem zufrieden gegeben.

»Das ist ja auch kein Wunder. Ich lege mich irgendwo anders schlafen, damit du deine Ruhe hast.« Ich machte Anstalten, die Decke zurückzuschlagen und aufzustehen, doch er hielt mich davon ab, indem er die Hand ein wenig hob.

»Nein. Nein, lass mich nicht allein.« Seine Schulter sank gegen mich, und er versuchte, den Kopf vom Kissen zu heben. Mir wurde noch beklommener zumute, als ich begriff, dass er sogar zu schwach war, um sich aus eigener Kraft umzudrehen.

»Ich lasse dich nicht allein. Aber vielleicht sollte ich auf dem Sessel schlafen. Ich möchte nicht -«

»Mir ist kalt«, sagte er leise. »Mir ist furchtbar kalt.«

Ich legte meine Finger direkt unter sein Brustbein und übte einen leichten Druck aus, um nach seiner Bauchschlagader zu suchen. Sein Herz schlug schnell und flacher, als es mir lieb war. Er hatte kein Fieber. Er fühlte sich nicht nur kalt an, er *war* kalt - seine Haut war kühl und seine Finger eisig. Das alarmierte mich sehr.

Ich vergaß meine Zurückhaltung und kuschelte mich dicht an ihn, so dass sich meine Brüste sanft gegen seinen Rücken schmiegten und meine Wange an seinem Schulterblatt ruhte. Ich versuchte mit aller Konzentration, Körperwärme zu erzeugen, sie durch meine Haut abzustrahlen und der seinen einzuflößen. Er hatte mich schon so oft mit seinem Körper umfangen, mich beschützt, mir mit seinem kräftigen

Körper Wärme gespendet. Ich wünschte mir leidenschaftlich, ich wäre größer, um jetzt für ihn das Gleiche tun zu können; so jedoch blieb mir nichts anderes übrig, als mich wie ein kleines, brennendes Senfpflaster an ihn zu klammern und zu hoffen, dass ich dieselbe Wirkung hatte.

Ganz sanft spürte ich seinen Hemdsaum auf und legte meine Hände um seine Pobacken. Überrascht spannte er sie ein wenig an, dann entspannten sie sich wieder.

Ich fragte mich plötzlich, warum ich eigentlich dieses Gefühl hatte, ihm meine Hände auflegen zu müssen, doch ich belastete meinen Verstand erst gar nicht damit; ich hatte dieses Gefühl schon oft gehabt und machte mir schon lange keine Gedanken mehr darüber, dass es keine wissenschaftliche Methode war.

Ich konnte die schwach aufgeraute Oberfläche des Ausschlags auf seiner Haut spüren und musste unwillkürlich an die Lamia denken. Eine Kreatur, die sich glatt und kühl anfühlte und ihr Aussehen verändern konnte, stark giftig und von Natur aus infektiös. Ein rascher Biss, und schon breitete sich das Schlangengift aus, verlangsamte sein Herz, kühlte sein warmes Blut ab; ich konnte mir im Dunklen gut vorstellen, wie sich unter seiner Haut winzige Schuppen bildeten.

Ich verdrängte den Gedanken mit aller Gewalt, jedoch nicht den Schauer, den er auslöste.

»Claire«, sagte er leise. »Fass mich an.«

Ich konnte seinen Herzschlag nicht hören. Ich konnte den meinen hören; ein dumpfes Geräusch in meinem Ohr, das an das Kissen gepresst war.

Ich ließ meine Hand über seinen Bauch gleiten, dann langsamer abwärts, bis meine Finger das drahtige Lockengewirr zerteilten und abtauchten, um ihn zu umfassen. All seine Wärme war hier.

Ich streichelte ihn mit dem Daumen und spürte, wie er sich regte. Er atmete mit einem langen Seufzer aus, und sein Körper schien schwerer zu werden und in die Matratze zu sinken, als er sich jetzt entspannte. Seine Haut war wie Kerzenwachs in meiner Hand, das sich erwärmte, glatt und seidig.

Mir war sehr merkwürdig zumute; ich hatte keine Angst mehr, sondern all meine Sinne waren gleichzeitig übernatürlich wach und doch... friedvoll. Die einzigen Geräusche, die ich jetzt noch wahrnahm, waren Jamies Atem und sein Herzschlag; sie erfüllten die Dunkelheit. Ich dachte nicht mehr bewusst nach, sondern schien nur noch meinem Instinkt zu folgen, als ich jetzt unter ihn fasste und das Herz seiner Wärme in der Mitte seines Wesens suchte.

Dann bewegte ich mich - oder wir bewegten uns gemeinsam. Ich fasste mit einer Hand zwischen uns, zwischen seinen Beinen hinauf, und legte meine Fingerspitzen genau hinter seine Hoden. Mit der anderen Hand fasste ich über ihn hinweg, legte sie um ihn und bewegte sie im selben Rhythmus, der meine Oberschenkel durchfuhr und meine Hüften bewegte, während ich von hinten gegen ihn drängte.

Ich hätte ewig so weitermachen können und hatte das Gefühl, dass es vielleicht sogar so war. Ich hatte keinerlei Zeitgefühl und spürte nur einen verträumten Frieden und jenen langsamen, beständigen Rhythmus, in dem wir uns gemeinsam in der Dunkelheit bewegten. Irgendwo, irgendwann spürte ich ein Pulsieren, erst in der einen Hand, dann in beiden. Es verschmolz mit dem Rhythmus seines Herzens.

Er seufzte lange und tief, und ich spürte, wie auch aus meinen Lungen die Luft entwich. Wir lagen schweigend da und sanken gemeinsam sanft in die Bewusstlosigkeit.

Ich erwachte mit einem Gefühl absoluten Friedens. Ich lag still, ohne an irgendetwas zu denken, lauschte dem Rauschen des Blutes in meinen Adern, und sah dem Treiben der Staubpartikel zu, die von der Sonne erleuchtet in dem Lichtstrahl schwebten, der durch die halb geöffneten Fensterläden fiel. Dann fiel mir alles wieder ein, und ich warf mich im Bett herum und starrte neben mich.

Er hatte die Augen geschlossen, und seine Haut hatte die Farbe antiken Elfenbeins. Sein Kopf lag leicht von mir abgewandt, so dass die Sehnen in seinem Hals vorstanden, doch ich konnte keinerlei Pulsation in seinem Hals sehen. Er war noch warm, oder zumindest war es die Bettwäsche. Ich

sog hektisch die Luft ein. Der Raum roch nach Zwiebeln, Honig und Fieberschweiß, stank aber nicht nach plötzlichem Tod.

Ich klatschte ihm mit der Hand auf die Mitte seiner Brust, und er fuhr erschrocken zusammen und öffnete die Augen.

»Du *Schuft*«, sagte ich, und meine Stimme zitterte vor Erleichterung, als ich die Bewegung spürte, mit der er Atem holte. »Du hast versucht, mir unter den Fingern wegzusterben, stimmt's?«

Seine Brust hob und senkte, hob und senkte sich unter meiner Hand, und mein Herz erschauerte ebenfalls zuckend, als sei ich in letzter Sekunde von einem unerwarteten Abgrund zurückgerissen worden.

Er sah mich blinzelnd an. Seine Augenlider waren schwer, die Augen nach wie vor vom Fieber umwölkt.

»Das war nicht besonders schwer, Sassenach«, sagte er, und seine Stimme war leise und heiser vom Schlaf. »Nicht zu sterben war viel schwieriger.«

Er versuchte gar nicht erst, so zu tun, als verstünde er mich nicht. Bei Tageslicht sah ich genau, was meine Erschöpfung und die Nachwirkungen meines Schocks mich am Abend zuvor nicht hatten sehen lassen. Sein Beharren auf seinem eigenen Bett. Die offenen Fensterläden, so dass er die Stimmen seiner Familie unten im Haus, die seiner Pächter im Freien hören konnte. Und ich an seiner Seite. Sorgfältig und ohne mir ein Wort zu sagen, hatte er entschieden, wie und wo er sterben wollte.

»Als wir dich nach hier oben gebracht haben, dachtest du, du würdest sterben, nicht wahr?«, fragte ich. Meine Stimme klang eher verwirrt als anklagend.

Es dauerte einen Moment, bis er antwortete, obwohl er nicht so aussah, als zögerte er. Es war eher so, als suchte er nach den richtigen Worten.

»Nun, ich war mir nicht sicher, nein«, sagte er schleppend. »Obwohl ich mich ziemlich elend gefühlt habe.« Seine Augen schlossen sich langsam, als sei er zu müde, um sie offen zu halten. »Und daran hat sich nichts geändert«, fügte er in leicht abwesendem Ton hinzu. »Aber du brauchst dich nicht zu sorgen - ich habe meine Wahl getroffen.«

»Was in aller Welt meinst du denn damit?«

Ich tastete mich unter der Bettdecke vor, bis ich sein Handgelenk fand. Er war warm; geradezu heiß, und sein Puls schlug viel zu schnell und flach. Dennoch war es ein solcher Unterschied zu der tödlichen Kälte, die ich letzte Nacht in ihm gespürt hatte, dass meine erste Reaktion Erleichterung war.

Er holte ein paar Mal tief Luft, dann drehte er den Kopf und öffnete die Augen, um mich anzusehen.

»Ich meine, ich hätte letzte Nacht sterben können.«

Das hätte er in der Tat ─ und doch war es nicht das, was er meinte. So, wie er es sagte, klang es wie eine bewusste...

»Wie meinst du das, du hast deine Wahl getroffen? Hast du dich entschieden, doch nicht zu sterben?« Ich versuchte, einen unbeschwerten Tonfall einzuschlagen, doch es gelang mir nicht besonders gut. Ich erinnerte mich viel zu gut an jenes seltsame Gefühl zeitloser Stille, das uns umgeben hatte.

»Es war sehr seltsam«, sagte er. »Und doch war es ganz und gar nicht seltsam.« Er klang vage überrascht.

»Ich glaube«, sagte ich vorsichtig, ohne meinen Daumen von seinem Puls zu nehmen, »du erzählst mir besser, was geschehen ist.«

Bei diesen Worten lächelte er tatsächlich, wenn auch mehr mit den Augen als mit den Lippen. Letztere waren trocken und in den Mundwinkeln schmerzhaft aufgesprungen. Ich berührte seine Lippen mit dem Finger und hätte ihm gern eine lindernde Salbe geholt, etwas Wasser oder Tee- doch ich verdrängte den Impuls und zwang mich, an seiner Seite zu bleiben und ihm zuzuhören.

»Ich weiß es nicht genau, Sassenach - oder besser, ich weiß es zwar, aber ich weiß nicht genau, wie ich es sagen soll.« Er sah müde aus, doch seine Augen blieben geöffnet. Sie verharrten auf meinem Gesicht, leuchtend blau im Morgenlicht, mit einem beinahe neugierigen Ausdruck, als hätte er mich noch nie gesehen.

»Du bist so schön«, sagte er leise. »So wunderschön, *mo chridhe.«*

Meine Hände waren voller verblassender, blauer Flecken und übersehener Büffelblutspritzer; ich konnte spüren, wie mir das Haar in ungewaschenen Knoten am Hals klebte, und ich konnte alles Mögliche an meinem Körper riechen, vom abgestandenen Uringeruch der Kleiderfarbe bis hin zu Angstschweiß. Und doch ließ das, was er vor sich sah, sein Gesicht aufleuchten, als blickte er in einer Sommernacht zum Vollmond auf, der klar und schön am Himmel stand.

Seine Augen hielten die meinen fest, als er jetzt konzentriert zu reden begann, und dann bewegten sie sich sacht, als zeichneten sie meine Gesichtszüge nach.

»Als Arch und Roger Mac mich nach oben gebracht haben, ging es mir wirklich erbärmlich«, sagte er. »Mir war übel, und mein Bein und mein Kopf haben mit jedem Herzschlag pulsiert, so heftig, dass ich angefangen habe, mich vor dem nächsten zu fürchten. Also habe ich auf die Zwischenräume gelauscht. Man würde es nicht denken«, sagte er und klang vage überrascht, »aber zwischen zwei Herzschlägen vergeht eine Menge Zeit.«

Er hatte, so sagte er, zu hoffen begonnen, dass der nächste Schlag nicht kommen würde. Dann hatte er allmählich realisiert, dass sein Herz sich in der Tat verlangsamte - und dass der Schmerz in die Ferne zurückwich, sich von ihm absonderte.

Seine Haut hatte sich abgekühlt, das Fieber war aus Körper und Geist gewichen und hatte Letzteren merkwürdig klar zurückgelassen.

»Und jetzt kommt die Stelle, die ich eigentlich nicht beschreiben kann, Sassenach.« Seine Erzählung nahm ihn so mit, dass er mir sein Handgelenk entzog und seine Finger um die meinen schloss. »Aber ich... habe etwas gesehen.«

»Was denn?« Und doch wusste ich schon, dass er es mir nicht sagen konnte. Wie jeder Arzt, hatte auch ich schon mit angesehen, wie sich Kranke zum Sterben entschlossen - und ich kannte diesen Ausdruck, den sie manchmal trugen, die Augen auf *irgendetwas* in weiter Ferne gerichtet.

Er zögerte und rang um Worte. Mir fiel etwas ein, und ich griff ihm hilfreich unter die Arme.

»Ich habe einmal eine ältere Frau gekannt«, sagte ich. »Sie ist in dem Krankenhaus gestorben, in dem ich gearbeitet habe - all ihre erwachsenen Kinder waren bei ihr, es war sehr friedvoll.« Ich senkte meinen Blick und heftete ihn auf seine Finger, die noch rot und leicht geschwollen waren, verflochten mit den meinen, die fleckig und blutig waren.

»Sie ist gestorben - sie war tot; ich konnte sehen, dass ihr Puls nicht mehr schlug und sie nicht mehr atmete. All ihre Kinder saßen weinend an ihrem Bett. Und dann hat sie ganz plötzlich die Augen geöffnet. Sie hatte sie nicht auf einen der Anwesenden gerichtet, aber *irgendetwas* hat sie gesehen. Und dann hat sie ganz deutlich >Oooh!< gesagt. Einfach so - begeistert, wie ein kleines Mädchen, das gerade etwas Wundervolles gesehen hat. Und dann hat sie die Augen wieder geschlossen.« Ich blickte zu ihm auf und kämpfte mit den Tränen. »Ist es - so gewesen?«

Er nickte sprachlos, und seine Hand schloss sich fester um die meine.

»So ähnlich«, flüsterte er.

Er hatte sich in einem seltsamen Schwebezustand befunden, an einem Ort, den er unmöglich beschreiben konnte. Er hatte sich vollkommen friedvoll gefühlt - und sehr klarsichtig.

»Es war, als hätte ich eine — eigentlich war es keine Tür, aber auf jeden Fall ein Durchgang - vor mir. Und ich konnte hindurchgehen, wenn ich wollte. Und ich wollte es«, sagte er mit einem Seitenblick auf mich und einem schüchternen Lächeln.

Ihm war auch bewusst gewesen, was sich hinter ihm befand, und dann war ihm klar geworden, dass er jetzt in dieser Sekunde die Wahl hatte. Weiterzugehen - oder umzukehren.

»War das der Moment, in dem du mich gebeten hast, dich zu berühren?«

»Ich wusste, dass du das Einzige warst, was mich zurückholen konnte«, sagte er schlicht. »Ich selbst hatte nicht die Kraft dazu.«

Ich hatte einen großen Kloß im Hals; ich konnte nichts sagen, drückte ihm aber fest die Hand.

»Warum?«, fragte ich schließlich. »Warum hast du... dich entschlossen zu bleiben?« Meine Kehle war immer noch zugeschnürt und meine Stimme heiser. Er hörte es und schloss seine Hand fester um die meine; ein Schatten seines normalen, festen Griffes, und doch lag die Erinnerung an seine Kraft darin.

»Weil du mich brauchst«, sagte er ganz leise.

»Nicht, weil du mich liebst?«

Da blickte er auf und lächelte schwach.

»Sassenach... ich liebe dich und werde dich immer lieben. Ob ich tot bin - oder du -, ob wir zusammen sind oder getrennt. Du weißt, dass es so ist«, sagte er leise und berührte mein Gesicht. »Ich weiß, dass es bei dir so ist, und du weißt genauso, dass es bei mir so ist.«

Er senkte den Kopf, und sein leuchtendes Haar fiel ihm über die Wange.

»Ich habe nicht nur dich gemeint, Sassenach. Ich habe noch viel zu tun. Ich dachte - im ersten Moment -, dass es vielleicht gar nicht so ist; dass ihr alle zurechtkommt, mit Roger Mac und dem alten Arch, mit Joseph und den Beardsleys. Aber es ist ein Krieg im Verzug, und - zur Strafe für meine Sünden -«, er verzog leicht das Gesicht, »ich bin ein Anführer.«

In sein Schicksal ergeben, schüttelte er sacht den Kopf.

»Gott hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Er hat mir diese Pflicht auferlegt - und ich muss sie tun, koste es, was es wolle.«

»Was es wolle«, wiederholte ich beklommen, denn ich hörte noch etwas Härteres als Resignation in seiner Stimme. Er sah mich an, dann blickte er beinahe beiläufig zum Fußende des Bettes.

»Mein Bein ist zwar nicht viel schlimmer geworden«, sagte er ungerührt, »aber es hat sich auch nicht gebessert. Ich glaube, du musst es mir abnehmen.«

Ich saß in meinem Sprechzimmer, starrte aus dem Fenster und versuchte, mir eine andere Möglichkeit auszudenken. Es musste doch etwas anderes geben, was ich tun konnte. Es musste einfach.

Er hatte Recht; die roten Streifen waren noch da. Sie hatten sich zwar nicht weiter ausgedehnt, doch sie waren nach wie vor an Ort und Stelle, hässlich und bedrohlich. Die oralen und lokalen Penizillingaben hatten zwar offensichtlich eine Wirkung auf die Entzündung gehabt, aber nicht genug. Die Maden wurden wunderbar mit den kleinen Abszessen fertig, konnten aber der Ausbreitung der Bakterien in seinem Blut nichts anhaben.

Ich warf einen Blick auf die braune Glasflasche; sie war nur noch etwa zu einem Drittel gefüllt. Vielleicht half ihm der Inhalt ja, ein wenig länger die Stellung zu halten, doch es war nicht genug davon da - und oral verabreicht war die Wirkung wahrscheinlich nicht ausreichend -, um das tödliche Bakterium auszulöschen, das sich in seinem Blut vermehrte.

»Zehntausend bis zehn Millionen Milligramm«, murmelte ich vor mich hin. Die im klinischen Handbuch empfohlene Penizillindosis bei Bakterienbefall oder Blutvergiftung. Ich warf einen Blick auf Daniel Rawlings' Notizbuch, dann wieder auf die Flasche. Ich hatte zwar keine Möglichkeit, die Konzentration meines Penizillins genau zu bestimmen, doch wahrscheinlich war es dennoch wirksamer als die von Rawlings empfohlene Verwendung von Schlangenwurz und Knoblauch ─ wenn ich auch befürchtete, dass es nicht wirksam genug war.

Die Amputationssäge lag noch auf der Arbeitsfläche, wo ich sie tags zuvor liegen gelassen hatte. Ich hatte ihm mein Wort gegeben - und er hatte es mir zurückgegeben.

Ich ballte die Hände zu Fäusten, und das Gefühl unaussprechlicher Frustration, das mich überkam, war so stark, dass es selbst meine Verzweiflung beinahe auslöschte. Warum, warum, *warum* hatte ich nicht sofort damit begonnen, neues Penizillin anzusetzen? Wie hatte ich nur so leichtsinnig, so sorglos - so gottverdammt *dumm* sein können?

Warum hatte ich nicht darauf bestanden, nach Charleston oder zumindest nach Wilmington zu reiten, um dort vielleicht einen Glasbläser

zu finden, der mir den Zylinder und den Kolben für eine Injektionsspritze herstellen konnte. Die Kanüle hätte ich doch *bestimmt* irgendwie improvisieren können. All diese Schwierigkeiten, all diese Experimente, um überhaupt an die kostbare Substanz zu gelangen - und jetzt, da ich sie dringend brauchte...

Eine zögerliche Bewegung an der Tür ließ mich herumfahren, während ich mich noch bemühte, mein Gesicht unter Kontrolle zu bekommen. Ich würde den Mitgliedern des Haushaltes sagen müssen, wie die Dinge standen, und zwar bald. Doch es war besser, wenn ich mir den Zeitpunkt selbst aussuchte und es ihnen allen auf einmal sagte.

Es war einer der Beardsleys. Jetzt, wo die verfilzten Stellen aus ihrem Haar herausgewachsen waren und Lizzie ihnen beiden die Haare ordentlich und gleich lang geschnitten hatte, wurde es immer schwieriger, sie auseinander zu halten.

»Ma'am?« Es war Kezzie.

»Ja?« Ich klang mit Sicherheit etwas abrupt, doch das spielte keine Rolle; Kezzie konnte keine Nuancen im Tonfall seines Gegenübers heraushören.

Er trug einen Stoffbeutel in der Hand. Als er ins Zimmer kam, sah ich, wie der Beutel zuckte und seine Form veränderte, und ein leiser Schauer des Abscheus durchfuhr mich. Er sah das und lächelte schwach.

»Ist für Ehrwürden«, sagte er mit seiner lauten, etwas flachen Stimme und hielt den Beutel hoch. »Er - der alte Aaron - hat gesagt, es wirkt. Wenn man von einer großen Schlange gebissen wird, holt man sich eine kleine, haut ihr den Kopf ab und trinkt ihr Blut.« Er hielt mir den Beutel entgegen, den ich mit spitzen Fingern entgegennahm und so weit wie möglich von mir fort hielt. Ich bekam eine Gänsehaut, als sich der Inhalt des Säckchens erneut verschob und ein leises Summgeräusch durch den Stoff drang.

»Danke«, sagte ich schwach. »Ich... äh... werde schon etwas damit anfangen. Danke.«

Keziah strahlte und ging unter Verbeugungen aus dem Zimmer. In meiner persönlichen Obhut ließ er einen Beutel zurück, der allem

Anschein nach eine kleine, aber ausgesprochen aufgebrachte Klapperschlange enthielt. Ich sah mich hektisch nach einem Behälter dafür um. Ich traute mich nicht, sie aus dem Fenster zu werfen; Jemmy spielte oft am Haus im Freien.

Schließlich zog ich das große Glasgefäß mit dem Salz an den Rand der Arbeitsfläche, wobei ich den Beutel weiter auf Armeslänge von mir weg hielt, und schüttete mit der anderen Hand das Salz aus. Ich ließ den Beutel in das Glas fallen und knallte den Deckel darauf, dann hastete ich zum anderen Ende des Zimmers und ließ mich auf einen Hocker sinken. Der Angstschweiß stand mir in den Kniekehlen.

Theoretisch hatte ich ja gar nichts gegen Schlangen - aber praktisch...

Brianna steckte den Kopf zur Tür herein.

»Mama? Wie geht es Pa heute Morgen?«

»Nicht besonders.« Offensichtlich verriet ihr mein Gesicht, wie ernst die Lage wirklich war, denn sie kam ins Zimmer und trat stirnrunzelnd an meine Seite.

»Richtig schlimm?«, fragte sie leise, und ich nickte, weil mir die Worte fehlten. Sie atmete mit einem tiefen Seufzer aus.

»Kann ich irgendwie helfen?«

Ich seufzte ebenfalls und machte eine hilflose Geste. Ich hatte den vagen Schimmer einer Idee - oder besser, eine Idee, die ich schon länger im Hinterkopf gehabt hatte, meldete sich erneut zu Wort.

»Das Einzige, was ich mir vorstellen kann, ist, das Bein zu öffnen - tief in den Muskel zu schneiden - und mein restliches Penizillin direkt in die Wunden zu gießen. Bei lokalen Entzündungen wirkt es viel besser, wenn man es injizieren kann, anstatt es oral zu verabreichen. Rohes Penizillin wie dieses hier -«, ich wies kopfnickend auf die Flasche, »ist in einer sauren Umgebung sehr instabil. Wahrscheinlich gelangt nicht genug davon durch seinen Magen, um eine Wirkung zu zeigen.«

»Das ist doch mehr oder weniger das, was Tante Jenny getan hat, oder? Woher er die große Narbe am Oberschenkel hat?«

Ich nickte und wischte mir unauffällig die Hände an den Knien ab. Normalerweise litt ich nicht an verschwitzten Händen, doch mir stand noch viel zu deutlich vor Augen, wie sich die Amputationssäge anfühlte.

»Ich müsste zwei oder drei tiefe Einschnitte machen. Es würde ihn wahrscheinlich für immer zum Krüppel machen - aber es könnte sein, dass es funktioniert.« Ich versuchte, ihr zuzulächeln. »Man hat dir an der Uni nicht zufällig beigebracht, wie man eine Injektionsspritze konstruiert, oder?«

»Warum hast du das denn nicht eher gesagt?«, sagte sie ruhig. »Ich weiß nicht, ob ich eine Spritze hinbekomme, aber es würde mich doch sehr überraschen, wenn ich mir nicht etwas einfallen lassen könnte, das genauso funktioniert. Wie viel Zeit haben wir?«

Ich starrte sie mit halb geöffnetem Mund an, dann schloss ich ihn abrupt.

»Mindestens noch ein paar Stunden. Ich habe mir gedacht, wenn wir mit den heißen Umschlägen keine Besserung erzielen, muss ich heute Abend entweder schneiden oder amputieren.«

»Amputieren!« Alles Blut wich ihr aus dem Gesicht. »Das kannst du doch nicht machen.«

»Ich kann schon - aber bei Gott, ich will es nicht.« Meine Hände ballten sich fest zu Fäusten, als wollten sie ihr eigenes Können verleugnen.

»Dann lass mich überlegen.« Ihr Gesicht war immer noch bleich, doch ihr Schreck ließ nach, als ihr Verstand sich jetzt zu konzentrieren begann. »Oh - wo ist eigentlich Mrs. Bug? Ich hatte vor, Jemmy bei ihr zu lassen, aber -«

»Sie ist nicht da? Bist du sicher, dass sie nicht einfach nur im Hühnerstall ist?«

»Nein, ich habe auf dem Weg zum Haus einen Blick hinein geworfen. Ich habe sie nirgendwo gesehen - und das Küchenfeuer ist verdeckt.«

Das war mehr als merkwürdig; Mrs. Bug war wie üblich zum Haus gekommen, um Frühstück zu machen - welchen Grund hätte sie haben

sollen, wieder zu gehen? Ich hoffte, dass Arch nicht plötzlich krank geworden war, das hätte das Fass zum Überlaufen gebracht.

»Wo ist Jemmy denn?«, fragte ich und sah mich nach ihm um. Normalerweise entfernte er sich nicht weit von seiner Mutter, obwohl er allmählich zu wandern begann, wie kleine Jungen das nun einmal tun.

»Lizzie ist mit ihm nach oben gegangen, um Pa zu besuchen. Ich werde sie bitten, eine Weile auf ihn aufzupassen.«

»Gut. Oh!«

Bei meinem Ausruf drehte sie sich an der Tür wieder um, die Augenbrauen fragend hochgezogen.

»Meinst du, du könntest das -«, ich wies angewidert auf das große Glasgefäß, »mit nach draußen nehmen, Schatz? Und es irgendwo loswerden?«

»Gern. Was ist es denn?« Sie ging neugierig zu dem Glas hinüber. Die kleine Klapperschlange war aus ihrem Beutel gekrochen und hatte sich zu einem unheilvollen, dunklen Knoten zusammengerollt; als Brianna eine Hand nach dem Glas ausstreckte, fuhr sie auf und hieb nach dem Glas, und Brianna fuhr mit einem Aufschrei zurück.

»*I frinn*!«, sagte sie, und ich lachte, meiner allgemeinen Anspannung und Sorge zum Trotz.

»Woher hast du sie und was willst du damit?«, fragte sie. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, beugte sie sich vorsichtig vor und klopfte leicht an das Glas. Die Schlange, die einen extrem reizbaren Eindruck machte, stieß mit einem hörbaren Pochen an die Innenseite des Glases, und Brianna zog ihre Hand blitzartig wieder fort.

»Kezzie hat sie mir gebracht; Jamie soll ihr Blut als Heilmittel trinken«, erklärte ich.

Sie streckte vorsichtig den Zeigefinger aus und zeichnete den Weg eines gelblichen Tröpfchens nach. Besser gesagt zweier Tropfen.

»Sieh dir das an! Sie hat versucht, mich durch das Glas zu beißen! Das ist vielleicht eine wütende Schlange; ich glaube, sie hält nicht viel von

dieser Idee.«

So war es. Die Schlange hatte sich wieder zusammengerollt, und ihre winzigen Klappern rasselten in feindseliger Rage.

»Nun, das macht nichts«, sagte ich und trat neben sie. »Ich bin mir sicher, dass Jamie auch nicht viel von dieser Idee halten würde. Er ist im Augenblick nicht gut auf Schlangen zu sprechen.«

»Mmpfm.« Sie starrte die kleine Schlange immer noch an, und ein leichtes Stirnrunzeln verzog ihre dichten, roten Augenbrauen. »Hat Kezzie dir gesagt, woher er sie hat?«

»Ich bin nicht auf die Idee gekommen, ihn danach zu fragen. Warum?«

»Draußen wird es langsam kalt - Schlangen halten doch Winterschlaf, oder? In Nestern?«

»Nun, laut Mr. Brickell ja«, erwiderte ich ausgesprochen skeptisch. Die *Naturgeschichte North Carolinas* des guten Doktors war zwar eine unterhaltsame Lektüre, doch ich war so frei, an einigen seiner Beobachtungen zu zweifeln, vor allem dann, wenn es um Schlangen und Krokodile ging, von deren Fähigkeiten er doch eine reichlich übertriebene Meinung zu haben schien.

Sie nickte, ohne den Blick von der Schlange abzuwenden.

»Die Sache ist so«, sagte sie in verträumtem Ton, »Giftschlangen sind fantastisch konstruiert. Ihre Kieferknochen sind nicht miteinander verbunden, so dass sie Beutetiere verschlingen können, die größer sind als sie selbst - und ihre Zähne klappen sich in ihren Gaumen ein, wenn sie nicht gebraucht werden.«

»Und?«, sagte ich und warf ihr einen etwas unterkühlten Blick zu, den sie jedoch ignorierte.

»Die Giftzähne sind hohl«, sagte sie und berührte das Glas mit dem Finger, genau über der Stelle, an der das Gift in den Leinenstoff gesickert war und einen kleinen, gelblichen Fleck hinterlassen hatte. »Sie sind mit einem Giftbeutel in der Wange des Tiers verbunden, und wenn sie

zubeißen, pressen die Wangenmuskeln das Gift aus dem Beutel... und durch den Giftzahn hindurch in die Beute hinein. Genau wie bei einer -«

»Ach du lieber Himmel«, sagte ich.

Sie nickte und wandte endlich den Blick von der Schlange ab, um mich anzusehen.

»Ich hatte schon mit dem Gedanken gespielt, es mit einem angespitzten Federkiel zu versuchen, aber das hier würde viel besser funktionieren - es ist schließlich genau dafür gebaut.«

»Ich verstehe«, sagte ich und empfand eine leichte Welle der Hoffnung. »Aber du brauchst eine Art Tank...«

»Zuerst brauche ich eine größere Schlange«, sagte sie praktisch denkend und wandte sich zur Tür. »Lass mich Jo oder Kezzie suchen und sie fragen, ob dieses Tier tatsächlich aus einem Nest stammt - und wenn ja, ob noch mehr davon da sind.«

Sie begab sich prompt auf die Suche und nahm das Glas mit. Ich blieb zurück und konnte mich jetzt meiner Betrachtung der Lage an der Antibiotikafront mit neuer Hoffnung zuwenden. Wenn ich die Lösung tatsächlich injizieren konnte, musste ich sie so weitgehend wie möglich filtern und reinigen.

Ich hätte die Lösung gern abgekocht, traute mich aber nicht; ich wusste nicht, ob rohes Penizillin durch hohe Temperaturen vernichtet oder außer Gefecht gesetzt wurde - wenn sie überhaupt noch rohes Penizillin enthielt. Die Hoffnung, die ich in Folge von Briannas Idee empfunden hatte, wurde ein wenig gedämpft. Es würde mir nicht helfen, einen Injektionsmechanismus zu haben, wenn ich nichts Brauchbares zum Injizieren hatte.

Ich schritt unruhig durch das Sprechzimmer und hob hier und dort einen Gegenstand auf, um ihn dann wieder hinzulegen.

Ich nahm mich zusammen, legte die Hand auf die Säge und schloss die Augen, um mir erneut die Bewegungen und Empfindungen ins Gedächtnis zu rufen und das geradezu unirdische Trancegefühl heraufzubeschwören, das ich beim Erlegen des Büffels empfunden hatte.

Natürlich war diesmal Jamie derjenige, der dem Irdischen den Rücken gekehrt hatte. *Nett von dir, ihm die Wahl zu lassen*, dachte ich sarkastisch. *Ich sehe allerdings*, *dass du nicht vorhast, es ihm leicht zu machen*.

Aber darum hätte er auch nie gebeten. Ich öffnete erschrocken die Augen. Ich hatte keine Ahnung, ob diese Antwort aus meinem eigenen Unterbewussten oder anderswo her kam - doch sie war in meinem Kopf, und ich musste mir eingestehen, dass sie der Wahrheit entsprach.

Jamie war es gewohnt, seine Wahl zu treffen und sich daran zu halten, koste es, was es wolle. Ihm war klar, dass das Weiterleben höchstwahrscheinlich den Verlust seines Beins bedeutete - und alles was damit einherging -, und er hatte dies als selbstverständlichen Preis für seine Entscheidung akzeptiert.

»Nun, aber ich akzeptiere es nicht, verdammt!«, sagte ich mit erhobenem Kinn laut zum Fenster. Ein Zedernseidenschwanz, der am Ende eines Astes hing, warf mir einen scharfen Blick durch seine schwarze Räubermaske zu, kam zu dem Schluss, dass ich zwar verrückt, aber harmlos war und wandte sich wieder seinem Tun zu.

Ich zog die Schranktür auf, öffnete den Deckel meiner Arzneitruhe und holte mir Papier, Feder und Tinte aus Jamies Studierzimmer.

Ein Glas getrocknete Teebeeren. Pipsissewaextrakt. Ulmenrinde. Weidenrinde, Kirschbaumrinde, Flohkraut, Schafgarbe. Penizillin war mit Abstand das wirksamste unter den Antibiotika, die mir zur Verfügung standen, aber es war nicht das Einzige. Die Menschen führten schon seit Jahrtausenden Krieg gegen Bazillen, ohne eine Vorstellung davon zu haben, was sie da bekämpften. Ich wusste es; das war ein kleiner Vorteil.

Ich begann, eine Liste der verfügbaren Kräuter zu erstellen und schrieb unter jeden Namen die mir bekannten Anwendungsgebiete für die jeweilige Pflanze - ganz gleich, ob ich sie je dazu eingesetzt hatte oder nicht. Jede Heilpflanze, die man zur Entzündungsbekämpfung benutzen konnte, stellte eine Chance dar - ob zum Reinigen von Schürfwunden, Zahnfleischentzündungen, zur Behandlung von Durchfällen und Ruhr... Ich hörte Schritte in der Küche und rief nach Mrs. Bug, damit sie mir einen

Kessel kochendes Wasser brachte, so dass ich sofort damit beginnen konnte, einen Aufguss herzustellen.

Sie erschien in der Tür. Ihre Wangen waren von der Kälte gerötet, das Haar hing ihr in unordentlichen Strähnen aus dem Häubchen, und sie hielt einen großen Korb im Arm. Bevor ich etwas sagen konnte, kam sie herbei und stellte den Korb vor mir auf die Arbeitsplatte. Ihr Mann folgte ihr auf dem Fuße. Er trug einen weiteren Korb sowie ein kleines, offenes Fass, dem ein durchdringender Alkoholgeruch entströmte. Die Luft in ihrer Umgebung war von einem schwachen, überreifen Geruch erfüllt, der an den Gestank einer entfernten Müllkippe erinnerte.

»Ich habe gehört, wie Ihr gesagt habt, Ihr hättet nicht mehr genug Schimmel«, hob sie nervös, aber mit leuchtenden Augen an, »also habe ich zu Arch gesagt, wir müssen die Häuser in der Nähe abgehen und schauen, was wir Mrs. Fraser bringen können. Schließlich wird Brot so schnell schlecht, wenn es feucht ist, und der Himmel weiß, dass Mrs. Chisholm eine Schlampe ist, wenn ich mir auch sicher bin, dass sie ein gutes Herz hat, aber ich möchte nicht einmal darüber *nachdenken*, was sich an ihrem Herd abspielt, und wir -«

Ich hörte ihr gar nicht zu, sondern starrte die Ergebnisse des morgendlichen Plünderungszuges auf die Vorratskammern und Abfallhaufen von Fraser’s Ridge an, den die Bugs unternommen hatten. Brotkrusten, verdorbenes Gebäck, halb verrotteter Kürbis, Kuchenreste, an deren Teig noch die Zahnabdrücke sichtbar waren... eine bunte Mischung klebriger Krümel und gammeliger Bruchstücke - auf denen überall Schimmel spross. Samtblaue und flechtengrüne Stellen wechselten sich mit warzenartigen Klecksen in Rosa und Gelb und mit weiß bestäubten Flecken ab. Das Fässchen war zur Hälfte mit gärendem Mais gefüllt, und auf der Oberfläche der trüben Flüssigkeit, die sich darin gebildet hatte, trieben Inseln aus blauem Schimmelpilz.

»Evan Lindsays Schweine«, erklärte Mr. Bug in einem seltenen Anfall von Redseligkeit. Beide Bugs strahlten mich an, mit dem Schmutz ihrer Bemühungen übersät.

»Danke«, sagte ich erstickt, und das nicht nur von dem Geruch. Ich kniff meine Augen zu, die von den Ausdünstungen des Maisschnapses leicht tränten. »Oh, danke.«

Es war kurz nach Anbruch der Dunkelheit, als ich mich die Treppe hinauf begab. Ich trug das Tablett mit meinen Tränken und Instrumenten vor mir her und empfand eine Mischung aus Aufregung und banger Erwartung.

Jamie hatte seine Kissen im Rücken und war von Besuchern umgeben. Den ganzen Tag über waren Leute zum Haus gekommen, um ihn zu besuchen und ihm alles Gute zu wünschen; viele von ihnen waren einfach geblieben, und bei meinem Eintreten wandte sich eine ganze Schar ängstlicher, im Kerzenschein glänzender Gesichter in meine Richtung.

Er sah sehr schlecht aus; sein Gesicht war errötet und eingefallen, und ich fragte mich, ob ich die Besucher vielleicht besser verjagt hätte. Doch ich sah, wie Murdo Lindsay seine Hand nahm und sie fest drückte, und mir wurde klar, dass ihm die Ablenkung und Unterstützung seiner Gesellschaft im Lauf des Tages wahrscheinlich mehr geholfen hatte als die Ruhe, die er sich am Ende sowieso nicht gegönnt hätte.

»Nun denn«, sagte Jamie mit überzeugend vorgetäuschter Lässigkeit, »ich nehme an, wir sind so weit.« Er streckte seine Beine aus und wackelte unter der Decke kräftig mit den Zehen. Angesichts des Zustandes, in dem sich sein Bein befand, musste ihn das furchtbar schmerzen, doch ich begriff, dass er die seiner Meinung nach letzte Gelegenheit wahrnahm, das Bein zu bewegen, und ich biss mir auf die Lippe.

»Nun, wir sind so weit, dass wir etwas ausprobieren können«, sagte ich und lächelte ihn an, wobei ich mich bemühte, einen zuversichtlichen, beruhigenden Eindruck zu machen. »Sollte jemand dafür beten wollen, bitte.«

Überraschtes Gemurmel trat an die Stelle der angsterfüllten Atmosphäre, die sich bei meinem Erscheinen erhoben hatte, und ich sah, wie Marsali, die mit der einen Hand ihre schlafende Tochter festhielt,

hastig mit der anderen in ihrer Tasche herumtastete, um ihren Rosenkranz zum Vorschein zu bringen.

Man beeilte sich, den Nachttisch freizuräumen, der mit Büchern und Papieren übersät war, mit Kerzenstummeln, diversen Köstlichkeiten - sämtlich unangetastet -, die man nach oben gebracht hatte, um Jamie Appetit zu machen, dazu aus irgendeinem unerfindlichen Grund die Griffleiste eines Zimbals und ein halb gegerbtes Murmeltierfell. Ich stellte das Tablett hin, und Brianna, die mit mir nach oben gekommen war, trat vor. Sie trug ihre Erfindung vorsichtig auf beiden Händen wie ein Messdiener, der dem Priester das Brot hinhält.

»Was in Gottes Namen ist das denn?« Jamie warf zuerst dem Instrument, dann mir einen stirnrunzelnden Blick zu.

»Eine Do-it-Yourself-Klapperschlange«, sagte Brianna zu ihm.

Es folgte allgemeines, interessiertes Gemurmel, und alle reckten die Hälse, um es zu sehen - doch das Interesse wandte sich abrupt anderen Dingen zu, als ich die Bettdecke zurückschlug und mich daran machte, unter einem Chor schockierten Gemurmels und mitfühlender Ausrufe sein Bein auszuwickeln.

Lizzie und Marsali hatten ihm pflichtbewusst den ganzen Tag über frische Umschläge mit heißen Zwiebeln und Flachssaat gemacht, und als ich die Umhüllung jetzt entfernte, stiegen Dampfwölkchen auf. Die Haut seines Beins war bis zum Knie knallrot, zumindest an den Stellen, an denen sie nicht schwarz war oder eiterte. Wir hatten die Maden vorerst entfernt, weil wir Angst hatten, dass die Hitze sie umbringen würde; im Augenblick befanden sie sich unten in meinem Sprechzimmer auf einem Teller, wo sie sich an den scheußlichsten Funden der Bugs gütlich taten. Wenn es mir gelang, das Bein zu retten, konnten sie später beim Versäubern helfen.

Ich hatte die Abfälle sorgfältig Stück für Stück durchgesehen, die blauen Schimmelpilze unter dem Mikroskop betrachtet und alles, was ich als *Penicillium* träger identifizieren konnte, in eine große Schüssel aussortiert. Dieses bunte Sammelsurium hatte ich mit dem fermentierten Maisschnaps übergossen, das Ganze den Tag über ziehen lassen - und so

mit etwas Glück dafür gesorgt, dass sich eventuelles Rohpenizillin aus dem Müll in der alkoholischen Flüssigkeit auflöste.

Unterdessen hatte ich eine Auswahl jener Kräuter getroffen, denen man nachsagte, dass sie sich zur innerlichen Behandlung eitriger Entzündungen eigneten, und sie zu einem kräftigen Tee verarbeitet, den ich mehrere Stunden lang in kochendem Wasser ziehen ließ. Ich goss einen Becher mit dieser stark duftenden Lösung voll und reichte ihn Roger, wobei ich meine Nase sorgfältig abgewandt hielt.

»Sieh zu, dass er das trinkt«, sagte ich. »Ganz«, fügte ich viel sagend hinzu und betrachtete Jamie festen Blickes.

Jamie roch an dem Becher, den Roger ihm hinhielt und erwiderte meinen Blick - doch dann nippte er gehorsam daran und zog zur Unterhaltung seiner Besucher, die anerkennend kicherten, übertriebene Fratzen. Nachdem sich die Stimmung auf diese Weise gelockert hatte, kam ich zur Hauptsache und drehte mich um, um Brianna die improvisierte Spritze abzunehmen.

Die Beardsleyzwillinge, die Seite an Seite in der Ecke standen, drängten sich stolzgeschwellt vor, um besser sehen zu können. Auf Briannas Bitten hin hatten sie sich sofort aufgemacht und waren am frühen Nachmittag mit einer prächtigen Klapperschlange zurückgekehrt, die fast einen Meter lang - und zum Glück tot war. Sie hatten sie mit einer Axt fast halbiert, um den wertvollen Kopf zu bewahren.

Ich hatte die Giftbeutel mit großer Vorsicht herausgetrennt, die Fangzähne abgelöst und dann Mrs. Bug damit betraut, die Zähne mehrmals in Alkohol zu spülen, um eventuelle Giftreste zu beseitigen.

Brianna hatte ein Stück der geölten Seide, in die das Astrolabium eingepackt gewesen war, zu einer Röhre zusammengenäht, deren eines Ende sie wie eine Börse mit einer Zugschnur versah. Sie hatte ein dickes Stück von der Flügelfeder eines Truthahns abgeschnitten, es in heißem Wasser aufgeweicht und das zusammengezogene Ende des Seidenröhrchens damit an dem Zahn befestigt. Geschmolzenes Bienenwachs versiegelte die Nahtstellen von Röhrchen, Feder und Zahn. Außerdem hatte sie es sorgfältig auf die Naht aufgetragen, um jedes

Durchsickern zu verhindern. Es war gute, saubere Arbeit - doch es sah tatsächlich wie eine kleine, fette Schlange mit einem einzigen, enormen, gebogenen Zahn aus, was unter den Zuschauern für zahlreiche Kommentare sorgte.

Murdo Lindsay hielt immer noch eine von Jamies Händen. Als ich Fergus jetzt mit einer Geste anwies, mir die Kerze zu halten, sah ich, wie Jamie die andere Hand nach Roger ausstreckte. Im ersten Augenblick machte Roger ein erschrockenes Gesicht, griff dann aber nach der Hand, kniete sich neben das Bett und hielt sie fest.

Ich fuhr sacht mit den Fingern über das Bein, wählte eine gute Stelle aus, an der keine wichtigen Blutgefäße entlangliefen, betupfte sie mit reinem Alkohol und stieß den Zahn hinein, so tief ich konnte. Die Zuschauer schnappten nach Luft, und Jamie atmete scharf ein, doch er machte keine Bewegung.

»Nun gut.« Ich nickte Brianna zu, die die Flasche mit dem gefilterten Maisalkohol bereit hielt. Die Zähne tief in ihre Unterlippe gebohrt, begann sie vorsichtig zu gießen und füllte das Seidenröhrchen, während ich es festhielt. Dann faltete ich das offene Ende zusammen und presste mit Daumen und Zeigefinger fest nach unten, so dass die Flüssigkeit durch den Zahn in das Gewebe des Beins gedrückt wurde.

Jamie stieß ein leises, atemloses Geräusch aus, und Murdo und Roger beugten sich instinktiv so weit zu ihm hinüber, dass ihre Schultern gegen die seinen drückten und ihn stützten.

Ich wagte es nicht, zu schnell zu drücken, weil ich Angst hatte, die Wachsversiegelung zu zerstören, wenn ich zu großen Druck ausübte, obwohl wir für den Fall des Falles aus dem anderen Zahn eine zweite Spritze hergestellt hatten. Ich arbeitete mich an seinem gesamten Bein entlang; Brianna füllte bei jeder Injektion die Spritze nach, und wenn ich den Zahn herauszog, stieg das Blut glänzend aus den Löchern auf und lief ihm in kleinen Rinnsalen an der Seite des Beins hinunter. Ohne, dass man sie gefragt hätte, griff Lizzie nach einem Lappen, um es sauber zu tupfen, und hatte für nichts anderes mehr Augen.

Es herrschte Schweigen im Zimmer, doch ich spürte, wie alle den Atem anhielten, wenn ich eine neue Stelle auswählte, wie sie seufzend ausatmeten, sobald ich zugestochen hatte - und sich dann unbewusst über das Bett beugten, während ich den beißenden Alkohol tief in das entzündete Gewebe drückte. Jamies Unterarmmuskeln waren zu Knoten geballt, und der Schweiß lief ihm in Bächen über das Gesicht, doch weder er noch Murdo noch Roger machten ein Geräusch oder eine Bewegung.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Joseph Wemyss Jamie das Haar aus der Stirn strich und ihm mit einem Handtuch den Schweiß von Gesicht und Hals wischte.

»*Weil du mich brauchst«,* hatte er gesagt. Und jetzt begriff ich, dass er nicht nur mich damit gemeint hatte.

Es dauerte nicht lange. Als ich fertig war, trug ich sorgfältig Honig auf alle offenen Wunden auf und rieb ihm Fuß und Unterschenkel mit Teebeerenöl ein.

»Das hast du ja wunderbar gefettet und gewürzt, Sassenach. Meinst du, es ist jetzt fertig für den Ofen?«, fragte Jamie und wackelte dabei mit den Zehen. Damit löste sich die Spannung im Zimmer in Gelächter auf.

Schließlich brachen alle auf, klopften Jamie zum Abschied auf die Schulter oder küssten ihn auf die Wange und wünschten ihm schroff viel Glück. Er lächelte und nickte, hob zum Abschied die Hand, tauschte Grüße aus und machte kleine Scherze.

Als sich die Tür hinter dem letzten Besucher schloss, legte er sich auf das Kissen zurück, schloss die Augen und atmete in einem langen, tiefen Seufzer aus. Ich machte mich daran, mein Tablett aufzuräumen, weichte die Spritze in Alkohol ein, verkorkte meine Fläschchen und faltete das Verbandsmaterial zusammen. Dann setzte ich mich neben ihn, und er streckte die Hand nach mir aus, ohne die Augen zu öffnen.

Seine Haut war warm und trocken, seine Hand von Murdos fester Umklammerung gerötet. Ich fuhr sanft mit dem Daumen über seine Fingerknöchel und lauschte dem gedämpften, aber regen Rumpeln und Klappern unten im Haus.

»Es wird funktionieren«, sagte ich kurz darauf leise. »Ich weiß, dass es funktionieren wird.«

»Ich weiß«, sagte er. Er holte tief Luft, und dann endlich begann er zu weinen.

94

Frisches Blut

Roger erwachte schlagartig aus seinem schwarzen, traumlosen Schlaf. Er fühlte sich wie ein gestrandeter Fisch, der sich nach Luft schnappend in ein fremdes, unerwartetes Element gerissen findet. Er erblickte seine Umgebung, ohne sie zu begreifen; seltsames Licht und konturlose Oberflächen. Dann realisierte sein Verstand, dass Brianna seinen Arm berührte, und er befand sich wieder in seiner Haut, in einem Bett.

»Hwh?« Er setzte sich abrupt auf und machte ein heiseres, fragendes Geräusch.

»Tut mir Leid, dass ich dich wecke.« Brianna lächelte zwar, doch eine Sorgenfalte verzog ihre Augenbrauen, während sie ihm suchend ins Gesicht sah. Sie strich ihm das verworrene Haar aus der Stirn, und er streckte automatisch die Hand nach ihr aus, nahm sie in die Arme und ließ sich mit ihr auf das Kissen zurückfallen.

»Hwm.« Sie festzuhalten verankerte ihn in der Wirklichkeit - feste Muskeln und warme Haut, und ihr Haar lag sanft wie ein Traum über seinem Gesicht.

»Okay?«, fragte sie leise. Ihre langen Finger berührten seine Brust, seine Brustwarze richtete sich auf, die lockigen Haare ringsum sträubten sich.

»Okay«, sagte er mit einem tiefen Seufzer. Er küsste sie kurz auf die Stirn und entspannte sich dann blinzelnd. Seine Kehle war staubtrocken, und sein Mund fühlte sich klebrig an, doch er konnte allmählich wieder zusammenhängend denken. »Wievieluhr?« Er lag in seinem eigenen Bett, und das Licht im Zimmer war so gedämpft, dass es Abend hätte sein können, doch das lag daran, dass die Tür geschlossen war und die Fenster verhängt waren. Irgendetwas stimmte nicht mit dem Licht, mit der Luft.

Sie stieß sich von ihm ab und strich sich mit einer Hand das herabfallende Haar zurück.

»Es ist kurz nach Mittag. Ich hätte dich nicht geweckt, aber da ist ein Mann, und ich weiß nicht, was ich mit ihm anfangen soll.« Sie blickte in Richtung des Herrenhauses und senkte die Stimme, obwohl doch mit Sicherheit niemand in der Nähe war, der sie hätte hören können.

»Pa schläft tief und fest, und Mama auch«, sagte sie wie zur Bestätigung dieser Vermutung. »Ich möchte sie nicht wecken - selbst wenn ich es könnte.« Sie lächelte kurz. »Ich glaube, dazu würde man Schießpulver brauchen. Die Welt existiert für sie im Moment nicht.«

Sie wandte sich ab und griff nach dem Krug auf dem Tisch. Das Geräusch fließenden Wassers klang in Rogers Ohren wie Regen auf verdorrtem Boden, und er leerte den Becher, der ihm hingehalten wurde, mit drei Schlucken und hielt ihn ihr noch einmal entgegen.

»Mehr. Bitte. Mann?« Das war schon besser; er bildete wieder vollständige Wörter, und sein Denkvermögen kehrte langsam zurück.

»Er sagt, er heißt Thomas Christie. Er ist hier, um mit Pa zu sprechen; er sagt, er war in Ardsmuir.«

»Ja?« Den zweiten Becher trank Roger langsamer und sammelte dabei seine Gedanken. Dann stellte er den Becher hin, schwang die Beine aus dem Bett und streckte die Hand nach seinem Hemd aus, das am Kleiderhaken hing. »Okay. Sag ihm, ich bin sofort da.«

Sie küsste ihn flüchtig und ging. Vorher hielt sie noch kurz inne, um die Fensterbespannung zu lösen und einen gleißenden Lichtstrahl und frostige Luft einzulassen.

Er kleidete sich umständlich an, und sein Verstand war immer noch angenehm benommen. Doch als er sich bückte, um seine Socken unter dem Bett hervorzuziehen, fiel sein Blick auf einen Gegenstand in der zerwühlten Bettwäsche, direkt unter der Kopfkissenkante. Er streckte die Hand aus und hob ihn auf. Es war das »alte Weiblein« - der kleine Fruchtbarkeitszauber. Der uralte, rosafarbene Stein glänzte glatt in der Sonne und lag ihm überraschend schwer in der Hand.

»Da hol mich doch der Teufel«, sagte er laut. Eine Minute stand er da und starrte die Figur an, dann bückte er sich und steckte sie behutsam wieder unter das Kissen.

Brianna hatte den Besucher in Jamies Studierzimmer zurückgelassen, wo auch die meisten unter vier Augen geführten Gespräche mit den Pächtern stattfanden. Roger blieb einen Moment im Flur stehen, um zu überprüfen, ob er all seine Körperteile am rechten Fleck hatte. Er hatte keine Zeit gehabt, sich zu rasieren, doch er hatte sich das Haar gekämmt; unter den gegenwärtigen Umständen konnte dieser Christie nicht zu viel erwarten.

Bei seinem Eintreten wandten sich zu seiner Überraschung drei Gesichter zur Tür um. Brianna war nicht auf den Gedanken gekommen, ihn vorzuwarnen, dass Christie Begleitschutz hatte. Dennoch, der ältere Mann mit dem kurz geschnittenen, grau gesträhnten Haar war offensichtlich Thomas Christie; der dunkelhaarige, jüngere Mann war nicht älter als zwanzig und ebenso offensichtlich Christies Sohn.

»Mr. Christie?« Er bot dem älteren Mann die Hand an. »Ich bin Roger MacKenzie. Ich bin mit Jamie Frasers Tochter verheiratet - ich glaube, Ihr habt meine Frau schon kennen gelernt.«

Christie machte ein etwas überraschtes Gesicht und spähte an Roger vorbei, als erwartete er, dass Jamie hinter ihm auftauchte. Roger räusperte sich; vom Schlaf war seine Stimme immer noch belegt und daher noch rauer als sonst.

»Mein Schwiegervater ist im Augenblick... leider nicht abkömmlich. Kann ich Euch irgendwie behilflich sein?«

Christie musterte ihn stirnrunzelnd, als verschaffe er sich einen Eindruck von Rogers Potential, dann nickte er langsam. Er ergriff Rogers Hand und schüttelte sie fest. Zu seinem Erstaunen spürte Roger etwas ebenso Vertrautes wie völlig Unerwartetes; den deutlichen Druck eines Freimaurergrußes, der auf seinen Knöchel ausgeübt wurde. So etwas war ihm seit Jahren nicht mehr untergekommen, und es war eher ein Reflex als ein klarer Gedanke, der ihn dazu trieb, mit dem - hoffentlich - richtigen

Gegensignal zu antworten. Offensichtlich war es zufriedenstellend; Christies ernste Miene hellte sich ein wenig auf, und er ließ los.

»Vielleicht, Mr. MacKenzie, vielleicht«, sagte Christie. Er sah Roger durchdringend an. »Ich bin auf der Suche nach einem Stück Land, das ich mit meiner Familie besiedeln kann - und mir wurde gesagt, dass Mr. Fraser möglicherweise im Stande sein könnte, mir etwas Passendes zur Verfügung zu stellen.«

»Das ist nicht ausgeschlossen«, erwiderte Roger vorsichtig. Was *zum Kuckuck?,* dachte er. Hatte Christie es nur auf gut Glück probiert, oder hatte er Grund zu der Annahme, dass man sein Signal erkennen würde? Wenn ja - dann wusste er also, dass Jamie Fraser es erkennen würde, und dachte, dass für seinen Schwiegersohn dasselbe galt. Jamie Fraser ein Freimaurer? Auf diesen Gedanken wäre Roger im Leben nicht gekommen, und Jamie hatte es mit Sicherheit nie erwähnt.

»Bitte - setzt Euch doch«, wies er die Besucher mit einer Handbewegung an. Christies Familienangehörige - der Sohn und eine junge Frau, die wohl entweder Christies Tochter oder die Frau seines Sohnes war — hatten sich bei Rogers Eintreten ebenfalls erhoben und standen hinter dem Patriarchen wie die Gefolgsleute eines Potentaten auf Staatsbesuch.

Roger, der sich ausgesprochen befangen fühlte, dirigierte sie winkend wieder auf ihre Stühle und setzte sich selbst an Jamies Schreibtisch. Er zog einen Federkiel aus dem blauen, salzglasierten Behälter und hoffte, dass ihm dies ein professionelleres Aussehen verlieh. Himmel, was fragte man nur einen potentiellen Pächter?

»Nun denn, Mr. Christie.« Er lächelte ihnen zu, wobei er sich seines unrasierten Kinns unangenehm bewusst war. »Meine Frau sagt, Ihr kennt meinen Schwiegervater noch aus Schottland?«

»Aus dem Gefängnis von Ardsmuir«, antwortete Christie und warf Roger einen scharfen Blick zu, der ihn mahnte, sich nur ja nichts Böses dabei zu denken.

Roger räusperte sich erneut; seine Kehle war zwar verheilt, doch nach dem Aufstehen war sie nach wie vor eine Weile verstopft und rau. Christie

schien dies jedoch als abfälligen Kommentar zu deuten und plusterte sich leicht auf. Er hatte dichte Augenbrauen und vorquellende Augen von heller, gelblichbrauner Farbe, und zusammen mit seinem fedrigen, kurz geschnittenen Haar und dem Fehlen eines sichtbaren Halses verlieh ihm dies das Aussehen einer großen, aufbrausenden Eule.

»Jamie Fraser hat dort ebenfalls im Gefängnis gesessen«, sagte er. »Das war Euch doch sicher bekannt?«

»Aber ja«, sagte Roger nachsichtig. »Meines Wissens kommen eine ganze Reihe der Männer, die sich in Fraser's Ridge niedergelassen haben, aus Ardsmuir.«

»Wer denn?«, fragte Christie fordernd, und der eulenartige Eindruck verstärkte sich noch.

»Äh... die Lindsays - Kenny, Murdo und Evan«, sagte Roger und rieb sich als Konzentrationshilfe mit der Hand über die Stirn, »Geordie Chisholm und Robert MacLeod. Ich glaube - ja, ich bin mir ziemlich sicher, dass Alex MacNeill auch in Ardsmuir war.«

Christie hatte diese Aufzählung mit der Aufmerksamkeit einer Eule verfolgt, die ein Rascheln im Heu nicht aus den Augen lässt. Jetzt entspannte er sich und ließ seine Federn wieder sinken - so schien es Roger.

»Ich kenne sie«, sagte er und strahlte Genugtuung aus. »MacNeill wird sich für mich verbürgen, falls das notwendig ist.« Sein Tonfall suggerierte unmissverständlich, dass es eigentlich nicht notwendig sein sollte.

Roger war noch nie dabei gewesen, wenn Jamie einen potentiellen Pächter befragte, doch er hatte schon öfter mit angehört, wie er sich mit Claire über die Bewerber unterhielt, die er wählte. Dementsprechend stellte er Christie einige Fragen über seine jüngere Vergangenheit und versuchte dabei, die richtige Balance zwischen Höflichkeit und Autorität zu finden - was ihm, wie er fand, gar nicht übel gelang.

Christie war gemeinsam mit den anderen Sträflingen deportiert worden, sagte er, hatte jedoch das Glück gehabt, dass sein Leibeigenschaftskontrakt von einem Plantagenbesitzer in South Carolina

erworben wurde, der ihn zum Lehrer seiner sechs Kinder machte, als er feststellte, dass Christie ein gebildeter Mann war. Gegen eine Gebühr ließ er auch den Kindern der Nachbarsfamilien das Privileg einer Unterweisung durch Christie zuteil werden. Nach Ablauf seiner Leibeigenschaft hatte sich Christie einverstanden erklärt, zu bleiben und gegen Lohn zu arbeiten.

»Wirklich?«, sagte er und sein Interesse an Christie stieg beträchtlich. Ein Schulmeister, wie? Es würde Brianna unendlich freuen, ihre unfreiwillige Anstellung als Paukerin aufgeben zu können. Und Christie machte den Eindruck, als sei er mehr als fähig, mit renitenten Schülern fertig zu werden. »Was führt Euch denn hierher, Mr. Christie? South Carolina ist doch ziemlich weit weg.«

Der Mann zuckte mit seinen breiten Schultern. Er war von der Reise mitgenommen und ziemlich staubig, aber sein Rock war aus anständigem Tuch, und er trug ordentliche Schuhe.

»Meine Frau ist gestorben«, sagte er schroff. »An der Influenza. Ebenso wie Mr. Everett, der Plantagenbesitzer. Sein Erbe hatte keinen Bedarf für meine Dienste, und ich hatte nicht den Wunsch, ohne Anstellung dort zu bleiben.« Er sah Roger durchdringend an. »Ihr habt gesagt, Mr. Fraser ist nicht abkömmlich. Wie lange wird es bis zu seiner Rückkehr dauern?«

»Das kann ich nicht sagen.« Roger tippte sich mit der Spitze der Feder gegen die Zähne und zögerte. Er konnte tatsächlich nicht sagen, wie lange Jamie verhindert sein würde; gestern Abend hatte er ausgesehen, als befände er sich nur mit knapper Not unter den Lebenden. Selbst wenn er sich ohne weitere Komplikationen erholte, war es gut möglich, dass er noch länger krank war. Und er wollte Christie nur ungern fortschicken oder warten lassen; es war spät im Jahr, und es blieb nicht mehr viel Zeit, wenn man den Mann und seine Familie für den Winter unterbringen wollte.

Er blickte vom Vater auf den Sohn. Beide waren hoch gewachsene Männer von kräftigem Aussehen. Keiner von ihnen sah nach einem Trunkenbold oder Rüpel aus, und beide hatten Schwielen an den Händen, die verrieten, dass ihnen körperliche Arbeit zumindest nicht fremd war. Sie hatten eine Frau, die sich um ihre häuslichen Bedürfnisse kümmern

würde. Und von der Bruderschaft der Freimaurer einmal ganz abgesehen, war Christie einer von Jamies Männern aus Ardsmuir. Er wusste, dass Jamie sich immer besonders bemühte, um für solche Männer eine Bleibe zu finden.

Roger fasste einen Beschluss. Er zog ein leeres Blatt Papier hervor und entfernte den Deckel des Tintenfasses. Er räusperte sich erneut.

»Nun gut, Mr. Christie. Ich denke, wir können zu einer... Übereinkunft kommen.«

Er war angenehm überrascht, als sich die Tür des Studierzimmers öffnete und Brianna mit einem Tablett voller Brötchen und Bier herein kam. Sie senkte bescheiden den Blick, als sie es auf den Tisch stellte, doch er fing das amüsierte, in seine Richtung zielende Aufblitzen unter ihren Wimpern auf. Er senkte lächelnd den Kopf und berührte zur Erwiderung sacht ihr Handgelenk, als sie die Gläser vor ihn stellte. Diese Geste erinnerte ihn an Christies Händedruck, und er fragte sich, ob Brianna irgendetwas über Jamies Geschichte in dieser Hinsicht wusste. Er hielt es für ausgesprochen unwahrscheinlich; sie hätte es doch mit Sicherheit erwähnt.

»Brianna, du kannst unsere neuen Pächter begrüßen«, sagte er und wies kopfnickend auf die Christies. »Mr. Thomas Christie und...«

»Mein Sohn Allan«, sagte Christie mit einem Ruck seines Kopfes, »und meine Tochter Malva.«

Der Sohn hatte nichts vom eulenähnlichen Aussehen des Vaters; er war viel hellhäutiger und hatte ein breites, kantiges, glatt rasiertes Gesicht, obwohl er das gleiche fedrige, dunkle Büschelhaar hatte. Er reagierte mit einem Kopfnicken auf die Vorstellung durch seinen Vater und hielt dabei die Augen auf die Erfrischungen gerichtet.

Das Mädchen - Malva? - blickte kaum auf und hielt die Hände bescheiden auf dem Schoß gefaltet. Roger hatte den vagen Eindruck, dass sie groß war. Sie war vielleicht siebzehn oder achtzehn, ordentlich mit einem dunkelblauen Kleid und einem weißen Häubchen bekleidet, und eine weiche Krause aus schwarzen Locken umkränzte knapp sichtbar ihr blasses, ovales Gesicht. Ein weiteres Argument zu Christies Gunsten,

dachte Roger geistesabwesend; Mädchen im heiratsfähigen Alter waren selten, erst recht, wenn sie hübsch waren. Malva Christie würde bestimmt noch vor der Frühjahraussaat mehrere Anträge bekommen.

Brianna nickte ihnen nacheinander zu und betrachtete vor allem das Mädchen mit Interesse. Dann ertönte lautes Kreischen aus der Küche, und sie huschte mit einer gemurmelten Entschuldigung davon.

»Mein Sohn«, sagte Roger entschuldigend. Er hielt ein Glas Bier hoch. »Möchtet Ihr eine Erfrischung, Mr. Christie?«

Die Pachtverträge wurden in der linken Schublade des Schreibtisches aufbewahrt; er kannte sie und wusste in den Grundzügen, wie sie aussahen. Dem Pächter wurden zunächst fünfzig Acres zur Verfügung gestellt, bei Bedarf konnte weiteres Land dazu gepachtet werden, und die Bezahlung wurde individuell vereinbart. Nach kurzer Diskussion bei Bier und Gebäck gelangten sie zu einer Einigung, die ihm angemessen erschien.

Roger vollendete den Vertrag mit einem Schnörkel und unterschrieb im Auftrag Jamie Frasers mit seinem eigenen Namen. Er schob das Papier über den Tisch, damit Christie es unterzeichnen konnte. Er verspürte das angenehm warme Gefühl, etwas geleistet zu haben. Ein verlässlicher Pächter, der noch dazu bereit war, die Hälfte seiner Pacht abzuleisten, indem er fünf Monate im Jahr als Schulmeister arbeitete. Jamie selbst, dachte Roger selbstzufrieden, hätte es nicht besser machen können.

Dann fing er sich wieder. Nein, Jamie wäre noch einen Schritt weiter gegangen und hätte dafür gesorgt, dass man die Christies nicht nur gastlich empfing, sondern ihnen auch ein Dach über dem Kopf zur Verfügung stellte, eine Bleibe, bis sie für ihren eigenen Schutz sorgen konnten. Allerdings nicht hier; nicht, solange Jamie krank und Claire mit seiner Pflege beschäftigt war. Er überlegte einen Moment, dann trat er zur Tür und rief nach Lizzie.

»Ein neuer Pächter ist mit seiner Familie angekommen, a *muirninn*«, sagte er und lächelte angesichts ihres eifrigen, hilfsbereiten Mäusegesichtes. »Dies sind Mr. Thomas Christie, sein Sohn und seine Tochter. Kannst du deinen Pa fragen, ob er sie zu Evan Lindsays Hütte bringt? Sie liegt in der Nähe der Stelle, wo sie ihr Land haben werden, und

vielleicht haben Evan und seine Frau ja Platz für sie, bis sie sich selbst etwas bauen können.«

»Oh, aye, Mister Roger.« Lizzie machte einen raschen Hofknicks vor Christie, der mit einer kleinen Verneigung antwortete. Dann zog sie ihre schmalen Augenbrauen hoch und sah Roger an. »Weiß Ehrwürden schon davon?«

Roger spürte, wie ihm ein Hauch von Röte ins Gesicht stieg, ließ sich jedoch nichts anmerken.

»Keine Sorge«, sagte er. »Ich werde es ihm sagen, sobald es ihm wieder besser geht.«

»Mr. Fraser ist krank? Es tut mir Leid, das zu hören.« Die fremde, leise Stimme hinter ihm erschreckte ihn, und als er sich umdrehte, sah er, dass Malva Christie fragend zu ihm aufblickte. Er hatte keine besondere Notiz von ihr genommen, doch jetzt fiel ihm die Schönheit ihrer Augen auf - von einer seltsamen, hellgrauen Farbe, mandelförmig und leuchtend, mit langen, schwarzen Wimpern umrandet. Vielleicht ja auch schon weit vor der Frühjahrsaussaat, dachte er und hustete.

»Ein Schlangenbiss«, sagte er abrupt. »Aber keine Sorge; er ist schon auf dem Weg der Besserung.

Er hielt Christie die Hand hin, und diesmal war er auf den geheimen Griff vorbereitet.

»Willkommen in Fraser's Ridge«, sagte er. »Ich hoffe, Ihr werdet mit Eurer Familie hier glücklich.«

Jamie saß aufrecht im Bett, von Kopf bis Fuß von ergebenen Frauen bedient, und machte ein entsprechend verzweifeltes Gesicht. Seine Miene entspannte sich etwas, als er einen Mann entdeckte, und er wedelte seine Leibdienerinnen beiseite. Lizzie, Marsali und Mrs. Bug verließen widerstrebend das Zimmer, doch Claire blieb, mit ihren Fläschchen und Messern beschäftigt.

Roger setzte sich ans Fußende des Bettes, von dem ihn Claire wieder vertrieb. Sie wies ihm einen Hocker zu, bevor sie das Laken anhob, um die Lage darunter zu überprüfen und sich zu versichern, dass seine unüberlegte Handlung keinen Schaden angerichtet hatte.

»Nun gut«, sagte sie schließlich und wies voller Genugtuung auf den weißen Mullverband. Die Maden waren zurückgekehrt und verdienten sich offenbar rechtschaffen ihren Lebensunterhalt. Sie richtete sich auf und nickte Roger zu - wie der Großwesir, der eine Audienz beim Kalifen von Bagdad gewährt, dachte Roger amüsiert. Er sah Jamie an, der die Augen verdrehte und Roger dann mit einem kleinen, ironischen Lächeln begrüßte.

»Wie steht's?«, sagten sie beide gleichzeitig. Roger lächelte, und Jamie verzog den Mundwinkel. Er zuckte kurz mit den Achseln.

»Ich lebe noch«, sagte er. »Aber glaube ja nicht, dass damit bewiesen ist, dass du Recht hattest. Das stimmt einfach nicht.«

»Dass er womit Recht hatte?«, fragte Claire und blickte neugierig von der Schüssel in ihren Händen auf.

»Oh, ein kleiner, philosophischer Disput«, sagte Jamie zu ihr. »Über freie Entscheidung und Zufall.«

Sie prustete los.

»Ich will kein Wort davon hören.«

»Auch gut. Ich habe sowieso nicht vor, solche Angelegenheiten bei Brot und Milch zu diskutieren.« Jamie blickte mit leisem Abscheu auf eine Schale mit einer nahrhaften, aber breiigen Substanz, die halb gegessen neben ihm auf dem Nachttisch stand. »Hast du dir inzwischen das Geschwür am Bein des Maultiers angesehen, Roger Mac?«

»Ich habe es mir angesehen«, antwortete Claire für ihn. »Es verheilt sehr gut. Roger war damit beschäftigt, Gespräche mit neuen Pächtern zu führen.«

»Oh, aye?« Fraser zog interessiert die Augenbrauen hoch.

»Aye, ein Mann namens Thomas Christie mit seiner Familie. Er sagt, er war mit dir zusammen in Ardsmuir.«

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Roger das Gefühl, als hätte eine Vakuumpumpe jede Luft aus dem Zimmer gesaugt und alles erstarren lassen. Fraser sah ihn ausdruckslos an. Dann nickte er, setzte wie von Zauberhand seine freundlich interessierte Miene wieder auf, und die Zeit setzte sich wieder in Bewegung.

»Aye, an Tom Christie kann ich mich gut erinnern. Wo hat er denn die letzten zwanzig Jahre gesteckt?«

Roger wiederholte Tom Christies Beschreibung seiner Wanderungen und erklärte ihm, welche Vereinbarungen bezüglich seiner Pacht getroffen worden waren.

»Das ist eine sehr gute Regelung«, sagte Jamie beifällig, als er hörte, dass Christie bereit war, sich als Schulmeister zu betätigen. »Sag ihm, dass er sämtliche Bücher benutzen kann, die wir hier haben - und er soll eine Liste der Bücher aufstellen, die er sonst noch braucht. Ich werde Fergus sagen, er soll sich danach umsehen, wenn er das nächste Mal in Wilmington ist.«

Das Gespräch ging zu alltäglicheren Dingen über, und ein paar Minuten später stand Roger auf, um zu gehen.

Alles schien in bester Ordnung zu sein, und doch empfand er diese obskure Beklommenheit. Er hatte sich diesen Moment doch nicht eingebildet? Als er sich umdrehte, um die Tür hinter sich zu schließen, sah er, dass Jamie die Hände ordentlich auf seiner Brust gefaltet und die Augen geschlossen hatte; wenn er auch noch nicht schlief, so verbat er sich doch jede Unterhaltung. Claire hatte den Blick auf ihren Mann gerichtet und ihre gelben Falkenaugen spekulativ zusammengekniffen. Nein, sie hatte es auch gesehen.

Also hatte er es sich nicht eingebildet. Was in aller Welt war los mit Tom Christie?

95

Mittsommer Dämmerlicht

Am nächsten Tag schloss Roger hinter sich die Tür und blieb eine Minute auf der Veranda stehen, um die kalte, klare Luft des späten Morgens einzuatmen - spät, lieber Gott, es konnte nicht später als halb sieben sein, doch es war um einiges später, als er gewöhnlich den Tag begann. Die Sonne war bereits in die Kastanien auf dem höchsten Bergkamm gestiegen, und ihr Umriss leuchtete als flammende Scheibe durch die letzten, gelben Blätter.

Es lag immer noch ein Hauch von Blut in der Luft, auch wenn keine Spur mehr von dem Büffel übrig war, abgesehen von einer dunklen Stelle in den flach gedrückten Kürbisranken. Er sah sich um und führte seine Bestandsaufnahme durch, indem er im Geiste seine Aufgaben für den heutigen Tag auflistete. Auf dem herbstlich schäbigen Hof scharrten die Hühner, und im Kastanienhain hörte er eine kleine Schweineherde nach Futter wühlen.

Er hatte das seltsame Gefühl, nicht vor wenigen Tagen, sondern vor Monaten, ja, Jahren zuletzt auf dem Hof Hand angelegt zu haben. Das Gefühl der Orientierungslosigkeit - das anfangs so stark gewesen war - war eigentlich seit langem von ihm gewichen, doch jetzt war es wieder da, stärker als je zuvor. Wenn er einen Moment die Augen schloss und sie dann wieder öffnete, würde er sich doch mit Sicherheit auf der Broad Street in Oxford wiederfinden, die Nase voller Autoabgase, in Erwartung eines Morgens, den er friedlich büffelnd zwischen den verstaubten Büchern der Bodleian-Bibliothek verbringen würde.

Er klatschte sich mit der Hand auf den Oberschenkel, um das Gefühl zu vertreiben. Nicht heute. Dies war Fraser’s Ridge, nicht Oxford, und seine Aufgaben mochten zwar friedlich sein, doch er würde sie mit den Händen verrichten, nicht mit dem Kopf. Er musste Bäume ringeln und Heu ernten;

kein Feldheu, sondern das wilde Heu, das in kleinen Flecken auf den Hügeln verstreut wuchs, die hier und dort einen Arm voll hergaben - genug, um eine zusätzliche Kuh über den Winter zu bringen.

Ein Loch, das ein herabfallender Ast in das Dach des Räucherschuppens gerissen hatte. Das Dach musste geflickt und mit neuen Schindeln versehen, der Ast zu Brennholz zerhackt werden. Es musste ein Loch für einen neuen Abort gegraben werden, bevor der Boden gefror oder sich in Schlamm verwandelte. Flachs musste gehäckselt werden. Zaunbretter abgespalten werden. Lizzies Spinnrad repariert werden...

Er fühlte sich zerschlagen und dumpf, zu keiner einzigen Entscheidung fähig, von komplexen Gedankengängen ganz zu schweigen. Er hatte genug geschlafen - mehr als genug -, um sich körperlich von der Erschöpfung der letzten paar Tage zu erholen, doch die Ankunft von Thomas Christie und seiner Familie so unmittelbar nach Jamies dramatischem Heimtransport hatte ihm jede geistige Energie geraubt.

Er warf einen Blick zum Himmel; eine Reihe von Federwolken breitete sich tief über den Horizont. Es würde vorerst nicht regnen, das Dach konnte warten. Er zuckte mit den Achseln und kratzte sich am Kopf. Also Heu und Bäumeringeln. Er packte eine Steingutflasche mit Ale und das Sandwichpaket, das Brianna ihm gemacht hatte, in seine Tasche und holte die Handsichel und das Beil.

Beim Gehen wurde er langsam wach. Im Schatten unter den Kiefern war es kalt, doch die Sonne stand jetzt so hoch, dass er sie spüren konnte, wenn er über eine helle Stelle schritt. Durch die Bewegung erwärmten und lockerten sich seine Muskeln, und als er die erste Hochwiese erreichte, fühlte er sich allmählich wieder wie er selbst, fest in der physischen Welt von Berg und Wald verankert. Die Zukunft hatte sich in die Welt der Träume und Erinnerungen zurückgezogen, und er befand sich wieder ganz im Hier und jetzt.

»Und das ist auch gut so«, murmelte er vor sich hin. »Du willst dir ja schließlich nicht den Fuß abschneiden.« Er ließ die Axt am Fuß eines Baumes fallen und bückte sich, um Heu zu schneiden.

Es war nicht die beruhigend monotone Arbeit des normalen Heumachens, bei der die große, zweihändige Sichel das trockene, fette Gras in ästhetischen Reihen auf das Feld legte. Dies war eine grobere, zugleich aber einfachere Arbeit, bei der er mit einer Hand ein Büschel Timotheus- oder Präriegras ergriff, die Halme dicht über der Wurzel abschnitt und das wilde Heu in den Jutesack stopfte, den er mitgebracht hatte.

Es erforderte im Gegensatz zur hirnlosen Kraftanstrengung des Heumachens auf dem Feld keine große Stärke, dafür aber Konzentration. Überall auf dieser kleinen Lichtung wuchsen zwischen den Bäumen verstreute Grasbüschel, die jedoch mit Granitbrocken, kleinen Büschen, zerfallenden Baumstümpfen und Brombeeren durchsetzt waren.

Es war eine beruhigende Arbeit, und obwohl sie ein gewisses Maß an Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, begannen seine Gedanken bald in andere Richtungen zu wandern. In Richtung der Dinge, die Jamie dort draußen unter den Sternen auf dem finsteren Berg zu ihm gesagt hatte.

Manches davon hatte er schon gewusst; dass es Spannungen zwischen Alex MacNeill und Nelson Mclver gab und warum; dass einer von Patrick Nearys Söhnen höchstwahrscheinlich ein Dieb war und was diesbezüglich zu unternehmen war. Welches Land wann und an wen zu verkaufen war. Von anderen Dingen hatte er nicht die geringste Ahnung gehabt. Er presste die Lippen fest aufeinander, als er an Stephen Bonnet dachte.

Und was mit Claire geschehen sollte.

»Wenn ich tot bin, muss sie gehen«, hatte Jamie gesagt, als er einmal abrupt aus seinem fiebrigen Dämmerzustand erwachte. Er hatte Roger überraschend kraftvoll am Arm gepackt, ein dunkles Feuer in den Augen. »Schick sie heim. Zwing sie dazu. Ihr solltet alle gehen, wenn das Kind die Steine passieren kann. Aber sie muss gehen. Sorge dafür, dass sie zu den Steinen geht.«

»Warum?«, hatte Roger leise gefragt. »Warum soll sie gehen?« Es war möglich, dass Fraser durch das Fieber von Sinnen war und nicht mehr klar dachte. »Es ist ein gefährliches Unterfangen, durch die Steine zu gehen.«

»Ohne mich ist es hier zu gefährlich für sie.« Frasers Blick war auf einmal unscharf geworden; seine Gesichtszüge hatten sich vor lauter Erschöpfung entspannt. Er hatte die Augen halb geschlossen und war zurückgesunken. Dann hatte er die Augen plötzlich wieder geöffnet.

»Sie ist eine von den Alten«, sagte er. »Wenn sie das herausbekommen, werden sie sie umbringen.« Dann hatte er die Augen erneut geschlossen und nichts mehr gesagt, bis die anderen sie bei Tagesanbruch fanden.

Im klaren Licht des Herbstmorgens betrachtet, in sicherem Abstand vom heulenden Wind und den tanzenden Flammen jener vergangenen Nacht auf dem Berg, war sich Roger einigermaßen sicher, dass Jamie nur im Nebel seines Fiebers umhergewandert war und die Sorge um seine Frau sich mit den Phantomen vermischt hatte, die dem Gift in seinem Blut entsprangen. Dennoch ließ ihn der Gedanke nicht los.

»Sie ist eine von den Alten.« Faser hatte leider Englisch gesprochen. Wäre es Gälisch gewesen, wäre klarer gewesen, was er meinte. Hätte er »*Bansidhe«* gesagt, hätte Roger gewusst, ob Jamie wirklich glaubte, dass sie dem Elfenvolk entstammte, oder ob er sie nur für eine durch und durch menschliche Weise Frau hielt.

Er konnte doch nicht etwa... vielleicht ja doch. Selbst in Rogers eigener Zeit hatten die Menschen in den Highlands einen starken, wenn auch weniger offen zugegebenen Glauben an »die anderen« im Blut. Jetzt? Fraser glaubte unverhohlen an Geister - von Heiligen und Engeln ganz zu schweigen. In Rogers zynischer Betrachtungsweise gab es keinen großen Unterschied dazwischen, ob man der Heiligen Genoveva eine Kerze anzündete oder den Elfen ein Schüsselchen Milch hinstellte.

Andererseits war ihm unangenehm bewusst, dass auch er sich nie an einer solchen Milchgabe vergriffen hätte, die für die Anderen gedacht war, oder einen Glücksbringer angerührt hätte, der über einem Scheunentor oder einem Türbalken hing - und das nicht nur aus Respekt gegenüber der Person, die ihn dort angebracht hatte.

Von der Arbeit war ihm jetzt durch und durch warm geworden; sein Hemd begann, ihm an den Schultern zu kleben, und der Schweiß rann ihm

über den Hals. Er machte kurz Pause, um aus seiner Wasserflasche zu trinken und sich ein Tuch als Schweißband um die Stirn zu wickeln.

Möglich, dass Fraser nicht ganz Unrecht hatte. Wenn ihm auch die Vorstellung, er selbst oder Brianna, ja, selbst Claire könnten *sidheanach* sein, auf den ersten Blick lächerlich erschien... gab es schließlich noch andere Blickwinkel, nicht wahr? Sie *waren* anders; nicht jeder konnte durch die Steine reisen, ganz zu schweigen davon, es wirklich zu tun.

Und es gab noch andere. Geillis Duncan. Den unbekannten Reisenden, den sie Claire gegenüber erwähnt hatte. Den Mann, dessen abgetrennten Kopf Claire mit intakten Silberplomben in der Wildnis gefunden hatte. Bei dem Gedanken an ihn sträubten sich trotz des Schweißes die Haare auf seinen Unterarmen.

Jamie hatte den Kopf mit allem gebührenden Respekt und einem kurzen Gebet auf einem Hügel in der Nähe des Hauses beerdigt - der erste Insasse der kleinen, sonnenerfüllten Lichtung, die als zukünftiger Friedhof von Fraser's Ridge gedacht war. Auf Claires Beharren hin hatte er das kleine Grab mit einem groben Granitbrocken markiert, der keine Inschrift trug - was gab es da auch zu sagen? -, aber von grünen Serpentinen durchzogen war.

Hatte Fraser Recht? *Ihr solltet alle gehen, wenn das Kind die Steine passieren kann.*

Und wenn sie nicht zurückgingen... würden sie eines Tages vielleicht alle zusammen dort auf der sonnigen Lichtung liegen: er selbst, Brianna, Jemmy, jeder unter einem Granitblock. Der einzige Unterschied war, dass jeder dieser Steine einen Namen tragen würde. Was in aller Welt würden sie für Daten nehmen?, fragte er sich plötzlich und wischte sich den Schweiß vom Kinn. Jemmys Geburtsdatum würde kein Problem darstellen, aber der Rest...

Das war natürlich der Haken - zumindest einer davon. *Wenn das Kind die Steine passieren kann*. Wenn Claires Theorie stimmte und die Fähigkeit, die Steine zu passieren, genetisch bedingt war wie die Augenfarbe oder die Blutgruppe - dann standen die Chancen fünfzig zu

fünfzig, wenn Jemmy Bonnets Kind war, und drei zu eins, vielleicht sogar hundertprozentig, wenn er von Roger abstammte.

Er hackte brutal auf ein Grasbüschel ein, ohne es festzuhalten, und die Ähren flogen wie Schrapnell herum. Dann fiel ihm die kleine, rosafarbene Figur unter seinem Kissen wieder ein, und er holte tief Luft. Und wenn es funktionierte, wenn ein weiteres Kind kam, eins, das mit Sicherheit mit ihm blutsverwandt war? Drei zu eins - oder vielleicht eines Tages ein weiterer Stein auf dem Familienfriedhof?

Der Sack war beinahe voll, und es gab hier kein Heu mehr, das zu schneiden sich gelohnt hätte. Er holte das Beil, schlang sich den Sack über die Schulter und ging bergab, bis er den Rand des höchsten Maisfeldes erreichte.

Dessen Ähnlichkeit mit den britischen Maisfeldern, an die er gewöhnt war, war nicht größer als die der Hochwiesen mit einem Heufeld. Früher einmal war es unberührter Wald gewesen, und die Bäume ragten immer noch schwarz und tot gen Himmel. Sie waren geringelt und zum Sterben stehen gelassen worden. Den Mais hatte man in die Zwischenräume zu ihren Füßen gepflanzt.

Es war die schnellste Methode, Land für den Ackerbau zu roden. Wenn die Bäume tot waren, drang genug Sonnenlicht für den Mais durch ihr blattloses Geäst. Nach ein, zwei oder drei Jahren waren die Baumwurzeln so weit verrottet, dass sie die Stämme umstürzen konnten, um sie nach und nach zu Holz zu verarbeiten und abzutransportieren. Doch noch standen sie da, eine gespenstische Reihe schwarzer Vogelscheuchen, die ihre leeren Arme über den Mais breiteten.

Der Mais war schon geerntet; Trauertauben suchten in Scharen zwischen den getrockneten Stängeln nach Insekten, und ein Wachtelschwarm erschrak bei Rogers Annäherung und zerstreute sich wie eine Hand voll Murmeln, die zu Boden fällt. Ein Specht, der weit über ihm in Sicherheit saß, kreischte kurz und erschrocken auf und hielt mit seinem Hämmern inne, um ihn zu inspizieren, bevor er sich wieder an seine geräuschvolle Nahrungssuche machte.

»Du solltest dich doch freuen«, sagte er zu dem Vogel, während er den Sack abstellte und das Beil von seinem Gürtel löste. »Mehr Insekten für dich, aye?« Die abgestorbenen Bäume waren von Myriaden von Insekten befallen; auf jedem Feld mit geringelten Bäumen fanden sich mehrere Spechte, die mit schief gelegten Köpfen auf das Schaben ihrer unsichtbar grabenden Beute lauschten.

»Tut mir Leid«, murmelte er dem Baum zu, den er ausgewählt hatte. Es war lächerlich, Mitleid mit einem Baum zu empfinden, erst recht in dieser endlosen Wildnis, in der jedes Frühjahr die Setzlinge mit solcher Heftigkeit aus dem tauenden Boden sprossen, dass sie sogar massive Felsen sprengten, und die Berge mit einer derart dichten Decke aus Bäumen überzogen waren, dass deren Ausdünstungen die Luft wie mit blauem Rauch erfüllten. Außerdem würde das Gefühl nicht lange anhalten, wenn er erst einmal bei der Arbeit war; beim dritten Baum würde er in Schweiß gebadet sein und die umständliche Arbeit verfluchen.

Dennoch begab er sich stets ein wenig zögernd an diese Aufgabe, deren Ausführung ihm mehr missfiel als das Resultat. Einen Baum zur Holzgewinnung zu fällen, war direkt und unverblümt; ihn zu ringeln kam ihm irgendwie gemein vor, wenn es auch praktisch war - den Baum einem langsamen Tod zu überlassen, weil er kein Wasser mehr über den Ring aus nacktem, freigelegtem Holz hinausbefördern konnte. Immerhin war es im Herbst nicht ganz so unangenehm, wenn die Bäume schon ihr Laub abgeworfen hatten und schliefen; es musste in etwa so sein, wie im Schlaf zu sterben, dachte er. Zumindest hoffte er das.

Duftende Holzspäne flogen ihm um die Ohren, als er den kräftigen Stamm energisch hackend umrundete, um dann ohne Pause zum nächsten Opfer überzugehen.

Überflüssig zu erwähnen, dass er darauf achtete, dass nie jemand hörte, wie er sich bei einem Baum entschuldigte. Jamie sprach immer ein Gebet für die Tiere, die er erlegte, doch Roger bezweifelte, dass er in einem Baum etwas anderes sah als Brennstoff, Baumaterial oder ein lästiges Hindernis. Der Specht über ihm kreischte plötzlich auf. Roger fuhr herum, um nachzusehen, was den Alarm verursacht hatte, entspannte sich aber, als er Kenny Lindsays kurze, drahtige Gestalt zwischen den Bäumen näher

kommen sah. Offensichtlich war Lindsay in derselben Absicht hier; er schwang sein eigenes Ringelmesser zum kameradschaftlichen Gruß.

»*Madain mhath*, *a Smeòraich*!«, rief er. »Was habe ich gehört, wir haben einen Neuankömmling?«

Roger, der längst nicht einmal mehr ansatzhaft überrascht war, wie schnell sich Neuigkeiten auf dem Berg verbreiteten, bot Lindsay seine Aleflasche an und weihte ihn in die Details über die neue Familie ein.

»Christie heißen sie?«, fragte Kenny.

»Ja. Thomas Christie nebst Sohn und Tochter. Du kennst ihn sicher - er war in Ardsmuir.«

»Aye? Oh.«

Da war er wieder, dieser leise Schauer einer Reaktion beim Klang von Christies Namen.

»Christie«, wiederholte Kenny Lindsay. Seine Zungenspitze kam kurz zum Vorschein, als probierte sie den Geschmack des Namens. »Mm. Aye, schön.«

»Was ist denn mit diesem Christie?«, fragte Roger, dem von Minute zu Minute beklommener zumute wurde.

»Was mit ihm ist?« Kenny machte ein erschrockenes Gesicht. »Gar nichts ist mit ihm - oder?«

»Nein - ich meine, du schienst etwas verblüfft zu sein, seinen Namen zu hören. Ich habe mich gefragt, ob er vielleicht als Dieb oder Trunkenbold oder ähnliches bekannt war.«

Die Erkenntnis breitete sich in Kennys stoppeligem Gesicht aus wie Sonnenschein auf einer Wiese am Morgen.

»Oh, aye. Jetzt verstehe ich. Nein, nein, Christie ist ein anständiger Kerl, soweit ich ihn kenne.«

»Soweit du ihn kennst? Wart ihr denn nicht zusammen in Ardsmuir? Das hat er nämlich gesagt.«

»Och, aye, er war da, das stimmt schon«, bestätigte Kenny, doch er schien vage zu zögern. Weiteres Nachbohren förderte jedoch nur ein Achselzucken zutage, und einige Minuten später machten sie sich an die Arbeit, die sie nur dann und wann unterbrachen, um einen Schluck Ale oder Wasser zu trinken. Das Wetter war Gott sei Dank kühl, doch bei einer solchen Arbeit brach einem regelmäßig der Schweiß aus, und als er fertig war, trank Roger ein letztes Mal und schüttete sich dann den Rest seines Wassers über den Kopf. Er schnappte nach Luft, als er die willkommene Kühle auf seiner erhitzten Haut spürte.

»Kommst du noch mit, *a Smeòraich*?« Kenny legte seine Axt hin und richtete sich stöhnend gerade auf. Er wies mit einem Ruck seines Kopfes auf die Kiefern am anderen Ende der Wiese. »Mein Haus ist genau dort drüben. Meine Frau ist unterwegs, um ihr Schweinefleisch zu verkaufen, aber wir haben frische Buttermilch im Kühlhaus.«

Roger nickte lächelnd.

»Gern, Kenny, danke.«

Er begleitete Kenny, als dieser seine Tiere versorgte; Lindsay hatte zwei Milchziegen und eine Sau in einem Pferch. Kenny holte ihnen Wasser aus einem kleinen Bach in der Nähe, während Roger das Heu aufschichtete und den Ziegen eine Forke voll in ihre Krippe warf.

»Das ist aber ein prächtiges Schwein«, sagte Roger höflich, während Kenny der Sau gehäckselten Mais in ihren Trog schüttete. Das Schwein war eine große, gescheckte Kreatur mit einem Riss im Ohr und einem gemeinen Blick.

»Hinterlistig wie eine Giftschlange, und fast genauso schnell«, sagte Kenny und musterte das Schwein mit zusammengekniffenen Augen. »Hätte mir gestern um Haaresbreite die Hand am Handgelenk abgerissen. Ich wollte sie zu *Mac Dubhs* Eber bringen, um sie decken zu lassen, aber sie hatte keine Lust zu gehen.«

»Tja, wenn so eine Dame nicht in Stimmung ist, kann man nicht viel machen«, pflichtete Roger ihm bei.

Kenny wackelte mit dem Kopf und überlegte.

»Och, nun ja, das ist nicht so schlimm. Es gibt Methoden, sie willig zu machen, aye? Das ist ein Trick, den mein Bruder Evan mir beigebracht hat.« Er grinste Roger an, so dass seine Zahnlücke sichtbar wurde, und wies kopfnickend auf ein Fass in einer Ecke des Schuppens, das einen durchdringend süßen Geruch nach gärendem Mais absonderte.

»Aye?«, sagte Roger lachend. »Na, dann hoffe ich, dass es funktioniert.« Unwillkürlich sah er Kenny und seine imposante Frau Rosamund zusammen im Bett und fragte sich, ob Alkohol eine große Rolle in ihrer merkwürdigen Ehe spielte.

»Oh, das wird es«, sagte Kenny zuversichtlich. »Sie frisst schrecklich gern Sauermaische. Das Problem ist nur, wenn man ihr genug davon gibt, um ihre Laune zu verbessern, kann sie nicht mehr besonders gut laufen. Wir werden statt dessen den Eber zu ihr bringen müssen, wenn Mac *Dubh* wieder auf den Beinen ist.«

»Ist sie denn heiß? Dann komme ich morgen mit dem Eber vorbei«, schlug Roger wagemutig vor. Kenny machte ein verblüfftes Gesicht, doch dann nickte er erfreut.

»Aye, das ist nett von dir, *a Smeòraich*.« Er hielt kurz inne, dann fügte er beiläufig hinzu: »Ich hoffe aber, *Mac Dubh* ist bald wieder auf den Beinen. Geht es ihm schon so gut, dass er mit Tom Christie gesprochen hat?«

»Nein, gesprochen nicht - aber ich habe es ihm erzählt.«

»Oh? Oh. Nun, dann ist es ja gut, nicht wahr?«

Roger kniff die Augen zusammen, doch Kenny wich seinem Blick aus.

Sein Gefühl der Beklommenheit in Bezug auf Christie ließ nicht nach, und einem plötzlichen Impuls folgend, beugte sich Roger über das Heu und nahm Kenny bei der Hand, was den älteren Mann völlig verblüffte. Ein Druck, ein Klopfen auf den Knöchel, dann ließ er los.

Kenny stand blinzelnd da und gaffte ihn an. Schließlich stellte er den leeren Eimer hin, wischte sich sorgfältig die Hand an seinem zerschlissenen Kilt ab und hielt sie Roger formell entgegen.

Als er losließ, war ihr Umgang nach wie vor freundschaftlich, doch ihre Beziehung hatte sich auf eine sehr subtile Weise verändert.

»Christie auch«, merkte Roger an, und Kenny nickte.

»Oh, aye. Wir alle.«

»Ihr alle in Ardsmuir? Und - Jamie?« Diese Vorstellung versetzte ihn in Erstaunen.

Kenny nickte erneut und bückte sich, um seinen Eimer hochzuheben.

»Oh, aye, *Mac Dubh* hat damit angefangen. Wusstest du das nicht?«

Es hatte keinen Sinn, Kenny etwas vorzuspielen. Er schüttelte den Kopf und ließ von diesem Thema ab. Er würde es Jamie gegenüber erwähnen, wenn er ihn das nächste Mal sah - vorausgesetzt, Jamies Zustand ließ Fragen zu. Er heftete den Blick direkt auf Kenny.

»Also. Christie? Stimmt etwas nicht mit dem Mann?«

Lindsays ursprüngliche Zurückhaltung war verschwunden, da man jetzt nicht mehr von ihm verlangte, mit einem Außenseiter über einen Logenbruder zu diskutieren. Er schüttelte den Kopf.

»Och, nein. Es hat mich nur ein wenig überrascht, ihn hier zu sehen. Er hat sich nicht besonders gut mit *Mac Dubh* verstanden, das ist alles. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er nach Fraser's Ridge gekommen wäre, wenn er eine andere Möglichkeit gehabt hätte.«

Roger war im ersten Moment überrascht über die Enthüllung, dass es jemanden aus Ardsmuir gab, der Jamie Fraser nicht für den Nabel der Welt hielt, obwohl es bei näherer Betrachtung keinen Grund gab, warum das nicht so sein sollte; der Himmel wusste, dass der Mann das gleiche Talent besaß, sich Feinde zu schaffen, wie sich Freunde zu machen.

»Warum denn nicht?«

Es war eine ganz direkte Frage. Kenny sah sich im Ziegenstall um, als suchte er einen Fluchtweg, doch Roger stand zwischen ihm und der Tür.

»Keine große Sache«, sagte er schließlich und kapitulierte mit hängenden Schultern. »Nur, dass Christie Protestant ist, aye?«

»Aye, verstehe«, sagte Roger sehr trocken. »Aber man hat ihn mit den Jakobiten ins Gefängnis gesteckt. Willst du damit sagen, dass es deswegen Ärger gegeben hat?«

Wahrscheinlich genug war es ja, dachte er. Selbst in seiner eigenen Zeit gab es große Spannungen zwischen den Katholiken und den gestrengen, schottischen Söhnen von John Knox und Genossen. Nichts, was die Schotten mehr liebten als Streitereien aus Religionsgründen - und bei Licht betrachtet, war der ganze jakobitische Aufstand ja nichts anderes gewesen.

Man nehme ein paar gestandene Calvinisten, die fest überzeugt waren, dass der Papst durch den Kamin rauschen und ihnen in die Zehen beißen würde, wenn sie ihre Bettdecken nicht ordentlich feststeckten, und stopfe sie auf engstem Raum in ein Gefängnis voller Männer, die laut zur Jungfrau Maria beteten... aye, er konnte es sich vorstellen. Fußballkrawalle waren nichts dagegen.

»Was hat ihn denn nach Ardsmuir verschlagen - Christie, meine ich?«

Kenny machte ein überraschtes Gesicht.

»Och, er war Jakobit - man hat ihn mit den anderen in Culloden festgenommen, vor Gericht gestellt und ins Gefängnis geworfen.«

»Ein protestantischer Jakobit?« Es war alles andere als unmöglich, nicht einmal besonders weit hergeholt - die Politik schmiedete noch ganz andere Allianzen, das war schon immer so gewesen. Aber ungewöhnlich war es schon.

Kenny seufzte auf und spähte zum Horizont, wo die Sonne langsam hinter den Kiefern versank.

»Komm mit ins Haus, MacKenzie. Wenn Tom Christie nach Fraser's Ridge gekommen ist, ist es wohl besser, wenn dir jemand die ganze Sache erzählt. Wenn ich mich beeile, kommst du noch rechtzeitig zum Abendessen.«

Wie angekündigt, war Rosamund nicht daheim, doch im Kühlhaus war kalte Buttermilch. Nachdem er zwei Stühle geholt und jedem von ihnen einen Becher Buttermilch eingeschenkt hatte, löste Kenny Lindsay sein

Wort ein und kam zur Sache. Christie war Lowlander, sagte Kenny; das hätte sich MacKenzie ja sicher schon gedacht. Aus Edinburgh. Zur Zeit des Aufstandes war Christie dort Kaufmann gewesen und hatte ein gut gehendes Geschäft geführt, das er frisch von seinem äußerst fleißigen Vater geerbt hatte. Auch Tom Christie selbst war alles andere als faul. Er war entschlossen gewesen, den Sprung in die erleseneren Kreise zu schaffen.

So hatte Christie in dem Moment, als Prinz *Tearlachs* Armee die Stadt einnahm, seine besten Kleider angezogen und O'Sullivan, dem die Verpflegung der Armee oblag, einen Besuch abgestattet. »Niemand weiß, was zwischen ihnen vorgegangen ist - abgesehen von einem Gespräch -, doch als Christie wieder herauskam, hatte er einen Vertrag als Lebensmittellieferant der Highlandarmee in der Tasche und war für den Abend zum Tanz in Holyrood eingeladen.« Kenny trank einen großen Schluck süße Buttermilch und stellte dann den Becher ab. Sein Schnurrbart hatte einen dicken, weißen Überzug. Er nickte Roger wissend zu.

»Wir haben gehört, wie es dort zuging, auf diesen Bällen im Palast. Mac *Dubh* hat uns oft davon erzählt. Die große Galerie mit den Porträts aller schottischen Könige, und die Kamine mit den blauen Kacheln aus Holland, groß genug, um einen ganzen Ochsen darin zu braten. Der Prinz und all seine wichtigen Besucher, gekleidet in Seide und Spitze. Und das Essen! Lieber Herr Jesus, das Essen, von dem er uns erzählt hat.« Bei der bloßen Erinnerung an die Beschreibungen, die er mit leerem Magen gehört hatte, wurden Kennys Augen ganz rund und verträumt. Seine Zunge kam zum Vorschein, und er leckte sich geistesabwesend die Buttermilch von der Oberlippe.

Dann rüttelte er sich zurück in die Gegenwart.

»Nun denn«, sagte er nüchtern. »Als die Armee aus Edinburgh aufbrach, hat sich Christie ihr angeschlossen. Ich weiß nicht, ob er es aus Sorge um seine Investition getan hat oder ob er dem Prinzen im Gedächtnis bleiben wollte.«

Roger nahm im Stillen zur Kenntnis, dass die Möglichkeit, Tom Christie könnte aus patriotischen Motiven gehandelt haben, auf Kennys Liste nicht auftauchte. Ob aus Vorsicht oder Ehrgeiz, ganz gleich, was seine Gründe waren, Christie war geblieben - und er war zu lange geblieben. Er hatte sich am Vortag von Culloden in Nairn von der Armee getrennt und sich mit einem der Verpflegungswagen auf den Rückweg nach Edinburgh gemacht.

»Wenn er den Wagen zurückgelassen und eins der Pferde geritten hätte, hätte er es vielleicht sogar geschafft«, sagte Kenny zynisch. »Aber nein, er ist geradewegs in einen Haufen Campbells hineingesteuert. Regierungstruppen, aye?«

Roger nickte.

»Ich habe gehört, dass er versucht hat, sich als fahrenden Händler auszugeben, aber er hatte eine Ladung Mais von einem Gehöft an dieser Straße mitgenommen, und der Bauer hat Stein und Bein geschworen, dass Christie noch vor drei Tagen mit einer weißen Kokarde an der Brust auf seinem Hof gewesen war. Also haben sie ihn festgenommen, aus und vorbei.«

Christie hatte zuerst im Gefängnis von Berwick gesessen und war dann - aus Gründen, die nur der Krone bekannt waren - nach Ardsmuir gekommen, wo er ein Jahr vor Jamie Fraser angelangt war.

»Ich bin zur selben Zeit dort eingeliefert worden.« Kenny warf einen Blick in seinen leeren Becher, dann griff er nach dem Krug. »Es war ein altes Gefängnis - halb zerfallen -, sie hatten es jahrelang nicht benutzt. Dann hat die Krone beschlossen, es wieder in Betrieb zu nehmen, und man hat Männer von überallher dort hingebracht; im Ganzen vielleicht hundertfünfzig. Zum Großteil verurteilte Jakobiten - den einen oder anderen Dieb, und ein oder zwei Mörder.« Kenny grinste plötzlich, und Roger musste ebenfalls unwillkürlich lächeln.

Kenny war kein großer Erzähler, doch er sprach mit einer solch schlichten Lebendigkeit, dass es Roger nicht die geringste Mühe bereitete, die Szenerie, die er beschrieb, vor sich zu sehen: die mit Ruß überzogenen Steine und die zerlumpten Männer. Männer aus ganz Schottland, ihrer

Heimat entrissen, ihrer Familien und Freunde beraubt, wie Abfallstücke auf einen Komposthaufen geworfen, wo Schmutz, Hunger und Enge eine Gärungshitze produzierten, der weder Vernunft noch Höflichkeit standhalten konnten.

Es hatten sich Grüppchen gebildet, zum Schutz oder um der tröstenden Gesellschaft willen, und zwischen den einzelnen Gruppierungen gab es ständig Konflikte. Sie schlugen hin und her wie Kiesel in der Brandung, stießen aneinander und zerschmetterten dann und wann ein Individuum, das ahnungslos dazwischengeriet.

»Es ging um Essen und Wärme, aye?«, sagte Kenny nüchtern. »Etwas anderes interessiert einen an einem solchen Ort nicht.«

Unter diesen Grüppchen hatte sich eine kleine Schar hartnäckiger Calvinisten befunden, an deren Spitze Thomas Christie stand. Sie hatten fest zusammengehalten, sich ihr Essen und ihre Decken geteilt, einander verteidigt - und ein freudloses, selbstgerechtes Verhalten an den Tag gelegt, das die Wut der Katholiken entfachte.

»Hätte einer von uns Feuer gefangen - und das kam dann und wann vor, wenn jemand im Schlaf in den Kamin geschoben wurde -, hätten sie nicht einmal auf ihn gepisst, um ihn zu löschen«, sagte Kenny kopfschüttelnd. »Sie haben zwar kein Essen gestohlen, das nicht, aber sie haben ständig laut betend in den Ecken gestanden und endlose Predigten über Menschen gehalten, die Unzucht und Zinswucher betreiben, Bilder anbeten und so weiter - und sie haben dafür gesorgt, dass wir wussten, wer damit gemeint war! Und dann kam *Mac Dubh.«*

Die spätherbstliche Sonne war im Untergehen begriffen; Kennys stoppelhaariges Gesicht verschwamm im Schatten, doch Roger konnte sehen, wie sich der grimmige Ausdruck, der Lindsays Erinnerungen begleitete, ein wenig entspannte.

»So etwas wie die Wiederkunft des Herrn, was?«, sagte Roger. Er sagte es leise vor sich hin und war überrascht, als Kenny lachte.

»Nur, wenn du damit meinst, dass einige von uns *Seaumais ruaidh* schon kannten. Nein, Mann, sie haben ihn auf dem Wasser gebracht. Du weißt doch, was passiert, wenn Jamie Roy auf einem Schiff fährt, oder?«

»Ich habe so etwas läuten gehört«, antwortete Roger trocken.

»Was auch immer du gehört hast, es stimmt«, versicherte ihm Kenny grinsend. »Er ist grün wie ein Mädchen in die Zelle gestolpert, hat in die Ecke gekotzt, ist unter eine Bank gekrochen und dort die nächsten ein, zwei Tage geblieben.«

Als er wieder zum Vorschein kam, hatte sich Fraser eine Weile still verhalten und die anderen beobachtet, um herauszufinden, wer hier wer und was hier was war. Doch er war ein geborener Herr und war sowohl Gutsherr als auch Krieger gewesen; ein Mann, der unter den Highlandern großen Respekt genoss. Die Männer hatten automatisch zu ihm aufgeschaut, ihn nach seiner Meinung gefragt und ihn um Rat gebeten, und die Schwächeren hatten in seiner Gegenwart Schutz gesucht.

»Und das ist Tom Christie furchtbar gegen den Strich gegangen«, sagte Kenny und nickte wissend. »Er war schließlich der Meinung, er wär' der dickste Frosch im Teich, aye?« Kenny verzog zur Illustration das Kinn, blies seine Kehle auf und ließ seine Augen vorquellen, und Roger brach in Gelächter aus.

»Aye, ich verstehe. Und er war von der Konkurrenz nicht begeistert, wie?«

Kenny nickte beiläufig.

»Vielleicht wäre es ja gar nicht so schlimm gewesen. Nur, dass die Hälfte seiner Predigerbande anfing, sich von ihren Gebeten davonzuschleichen, um *Mac Dubhs* Geschichten zuzuhören. Aber das Wichtigste war der neue Verwalter.«

Bogle, der ursprüngliche Verwalter, hatte Ardsmuir verlassen, und Oberst Harry Quarry war an seine Stelle getreten. Quarry war ein relativ junger Mann, jedoch ein erfahrener Soldat, der in Falkirk und Culloden gekämpft hatte. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger betrachtete er die Sträflinge unter seinem Kommando mit einem gewissen Respekt - und er kannte Jamie Fraser vom Hörensagen und betrachtete ihn als ehrbaren, wenn auch besiegten Feind.

»Kurz nachdem er das Kommando in Ardsmuir übernommen hatte, ließ Quarry *Mac Dubh* zu sich holen. Ich weiß nicht, was sich zwischen ihnen abgespielt hat, aber es wurde bald zu einer regelmäßigen Sache; einmal in der Woche kamen die Wachen und holten *Mac Dubh* ab, damit er sich rasieren und waschen konnte, und dann hat er mit Quarry zu Abend gegessen und ihm unsere Nöte geschildert.«

»Und davon war Tom Christie genauso wenig begeistert«, erriet Roger. Sein Bild von Christie nahm langsam umfassende Formen an; er war ehrgeizig, intelligent - und neidisch. Er war zwar selbst alles andere als unfähig, verfügte jedoch nicht über Frasers vorteilhafte Herkunft sowie sein Talent zur Kriegsführung - Vorteile, die einem Kaufmann, der es aus eigener Kraft nach oben geschafft hatte und gesellschaftliche Ambitionen besaß, verständlicherweise ein Dorn im Auge waren, auch schon vor der Katastrophe von Culloden. Roger empfand eine gewisse, schleichende Sympathie für Christie; Jamie Fraser war für jeden Normalsterblichen harte Konkurrenz.

Kenny schüttelte den Kopf und legte ihn dann zurück, um seinen Becher zu leeren. Er stellte ihn mit einem satten Seufzer hin, wies auf den Krug und zog die Augenbrauen hoch. Roger winkte verneinend mit der Hand.

»Nein danke, nichts mehr. Aber die Freimaurer... wie ist es denn dazu gekommen? Du hast gesagt, es hatte etwas mit Christie zu tun?« Das Licht war fast verschwunden. Er würde im Dunklen nach Hause gehen müssen - doch das spielte keine Rolle; seine Neugier ließ nicht zu, dass er ging, ohne zu erfahren, was geschehen war.

Kenny grunzte und zog sich den Kilt auf den Oberschenkeln zurecht. Gastfreundschaft war ja eine schöne Sache, aber er hatte noch zu tun. Dennoch, Höflichkeit war Höflichkeit, und er konnte Roger gut leiden, nicht nur, weil er Mac *Dubhs* Schwiegersohn war.

»Aye, nun ja.« Er ergab sich achselzuckend in sein Schicksal. »Nein, es hat Christie überhaupt nicht gefallen, dass *Mac Dubh* unter uns der Erste war, während er das doch für sein Recht hielt.« Er warf Roger einen verschlagenen, abschätzenden Blick zu. »Ich glaube nicht, dass er gewusst hat, was es einen Mann kosten konnte, an einem solchen Ort Anführer zu

sein - zumindest anfangs nicht. Aber das ist eine andere Geschichte.« Er tat das Thema mit einer Handbewegung als irrelevant ab.

»Schließlich *war* Christie ja selbst ein Anführer; nur kein so guter wie *Mac Dubh.* Aber es gab genug Leute, die auf ihn gehört haben, und nicht nur die Gottesnörgler.«

Es bestürzte Roger zwar ein wenig, seine Religionsbrüder so bezeichnet zu hören, doch er war so begierig, mehr zu hören, dass er nicht weiter darauf achtete.

»Aye, und?«

»Es gab weiter Reibereien.« Kenny zuckte erneut mit den Achseln. »Kleinigkeiten, aye, aber man konnte es deutlich sehen.«

Verschiebungen und Abspaltungen, die kleinen Risse und Brüche, die entstehen, wenn zwei Landmassen drückend und schiebend aufeinander treffen, bis zwischen ihnen entweder ein Gebirge entsteht oder die eine der anderen nachgibt, ihr Boden bricht, ihre Steine zerbersten.

»Wir konnten sehen, wie *Mac Dubh* überlegte«, sagte Kenny. »Aber er ist ja kein Mensch, der anderen mitteilt, was in ihm vorgeht, aye?«

Fast niemandem, dachte Roger unvermittelt und erinnerte sich an Frasers Stimme, so leise, dass sie im Heulen des Herbstwindes kaum zu hören war. *Mir hat er es gesagt*. Dieser Gedanke weckte plötzlich eine leise Wärme in seiner Brust, doch er schob ihn beiseite, um nicht abgelenkt zu werden.

»Und dann kam *Mac Dubh* eines Abends ziemlich spät zu uns zurück«, sagte Kenny. »Aber anstatt sich zur Ruhe zu legen, hat er uns zusammengerufen - mich und meine Brüder. Gavin Hayes, Ronnie Sinclair... und Tom Christie.«

Fraser hatte die sechs Männer leise geweckt und sie zu einem der wenigen Zellenfenster geführt, wo das Licht des Nachthimmels auf sein Gesicht fiel. Die Männer hatten sich mit schweren Augenlidern und von der Tagesmühe schmerzenden Gliedern um ihn geschart und sich gefragt, was das wohl zu bedeuten hatte. Seit dem letzten kleinen Zusammenstoß - einer Rauferei zwischen zwei Männern wegen einer bedeutungslosen

Beleidigung - hatten Christie und Fraser kein Wort mehr miteinander gewechselt, sondern sich von einander fern gehalten.

Es war eine sanfte Frühlingsnacht, die Luft war zwar noch frisch, doch sie duftete nach dem frischen Grün des sprossenden Moors und dem Salz der fernen See; eine Nacht, die dazu geschaffen war, in den Menschen die Sehnsucht zu wecken, frei über die Erde zu streifen und das Blut dunkel durch ihre Adern summen zu hören. Müde oder nicht, die Männer folgten ihrem Ruf, lebendig und hellwach.

Christie war auf der Hut; sein Blick war argwöhnisch, und er war wachsam. Da stand er nun und sah sich Fraser und fünf seiner engsten Verbündeten gegenüber - was mochten sie vorhaben? Natürlich befanden sie sich in einer Zelle, in der sie von fünfzig schlafenden Männern umringt waren, und einige von ihnen würden Christie zu Hilfe kommen, wenn er rief; doch es war leicht möglich, einen Mann zusammenzuschlagen oder zu ermorden, bevor jemand auch nur merkte, dass er bedroht wurde.

Fraser hatte zunächst kein Wort gesagt, sondern nur gelächelt und Tom Christie die Hand hingehalten. Der andere Mann hatte einen Augenblick argwöhnisch gezögert - doch schließlich war ihm nichts anderes übrig geblieben.

»Man hätte glauben mögen, *Mac Dubh* hätte einen Blitz in der Hand gehabt, so heftig war der Schreck, der Tom Christie durchfuhr.« Kennys Hand lag offen zwischen ihnen auf dem Tisch, ihre Handfläche vor lauter Schwielen so hart wie Horn. Seine kurzen, dicken Finger schlossen sich langsam, und Kenny schüttelte den Kopf. Ein breites Grinsen zerfurchte sein Gesicht.

»Ich weiß nicht, wie *Mac Dubh* herausgefunden hat, dass Christie Freimaurer war, aber er wusste es. Du hättest Tom Christies Miene sehen sollen, als ihm klar wurde, dass Jamie Roy auch einer war! Es war Quarry«, erklärte Kenny, als er Rogers nach wie vor fragenden Gesichtsausdruck sah. »Er ist selbst Meister gewesen.«

Ein Meister der Freimaurer nämlich, und der Vorsteher einer kleinen Militärloge, die sich aus den Offizieren zusammensetzte. Eines ihrer Mitglieder war allerdings kürzlich gestorben, und so hatten sie einen

weniger als die notwendigen Sieben. Quarry hatte über die Situation nachgedacht, und nach einem vorsichtigen Erkundungsgespräch hatte er Fraser eingeladen, sich ihnen anzuschließen. Ein Gentleman war schließlich ein Gentleman, auch wenn er Jakobit war.

Nicht gerade eine orthodoxe Handhabung, dachte Roger, doch dieser Quarry klang nach einem Mann, der sich die Regeln passend machte. Genau wie Fraser.

»Also hat Quarry ihn aufgenommen, und er ist innerhalb eines Monats vom Lehrling zum Gesellen aufgestiegen, und einen weiteren Monat später war er selbst Meister - und dann hat er sich entschlossen, es uns zu erzählen. Und so haben wir sieben in dieser Nacht eine neue Loge gegründet - Ardsmuir Loge Nummer Zwei.«

Roger begriff und schnaubte belustigt los.

»Aye. Ihr sechs - und Christie.« Tom Christie, der Protestant. Und Christie, der trotz seiner Verbissenheit ein Ehrenmann war, hatte auf Grund seines Freimaurereides gar keine andere Wahl gehabt, als Fraser und seine Katholiken als Brüder zu akzeptieren.

»Fürs Erste. Doch innerhalb von drei Monaten waren sämtliche Zelleninsassen Lehrlinge. Und danach gab es kaum noch Schwierigkeiten.«

Das war verständlich. Die Grundprinzipien der Freimaurerei waren Gleichheit - Edelmann, Bauer, Fischer, Gutsherr, solche Unterschiede spielten in der Loge keine Rolle - und Toleranz. Keine politischen und religiösen Diskussionen unter Brüdern, das war die Regel.

»Und ich glaube auch nicht, dass es Jamie geschadet hat, außerdem der Offiziersloge anzugehören«, sagte Roger.

»Oh«, sagte Kenny vage. »Nein, ich glaube nicht.« Er schob seinen Stuhl zurück und machte Anstalten aufzustehen; die Geschichte war zu Ende; die Dunkelheit war da, und es war Zeit, eine Kerze anzuzünden. Er machte keine Bewegung in Richtung des Keramikkerzenständers, der auf dem Kamin stand, doch dann warf Roger einen Blick auf die Glut des Feuers und bemerkte erst jetzt, dass kein Kochgeruch in der Luft hing.

»Zeit, dass ich zum Essen nach Hause komme«, sagte er und stand ebenfalls auf. »Komm doch mit, aye?«

Kennys Gesicht erhellte sich merklich.

»Das mache ich, *a Smeòraich*, danke. Lass mir ein paar Minuten Zeit, um die Ziegen zu melken, dann bin ich sofort da.«

Als ich am nächsten Morgen nach einem himmlischen Frühstück, das aus Omeletts mit Büffelhack, süßen Zwiebeln und Pilzen bestand, wieder nach oben kam, fand ich Jamie wach, wenn sein Blick auch nicht gerade strahlte.

»Wie geht es dir heute Morgen?«, fragte ich, stellte das Tablett ab, das ich ihm mitgebracht hatte, und legte ihm eine Hand auf die Stirn. Immer noch warm, aber nicht mehr glühend; er hatte fast kein Fieber mehr.

»Ich wünschte, ich wäre tot, und sei es nur, damit mich niemand mehr fragt, wie es mir geht«, erwiderte er mürrisch. Ich betrachtete dies als Anzeichen zunehmender Gesundheit und zog meine Hand fort.

»Hast du heute Morgen schon den Nachttopf benutzt?«

Er zog eine Augenbraue hoch und funkelte mich an.

»Hast du ihn denn schon benutzt?«

»Also weißt du, du bist absolut unmöglich, wenn es dir nicht gut geht«, bemerkte ich und stand auf, um selbst einen Blick in den grob glasierten Topf zu werfen. Nichts.

»Ist dir schon einmal der Gedanke gekommen, Sassenach, dass du vielleicht diejenige bist, die unmöglich ist, wenn ich krank bin? Wenn du mir nicht gerade eine ekelhafte Substanz einflößt, die aus zermahlenen Käfern und Hornspänen besteht, piekst du mich in den Bauch und stellst intime Nachfragen über den Zustand meiner Eingeweide an. Ahh!«

Ich hatte ihm in der Tat die Decke weggezogen und seinen Unterbauch abgetastet. Keine Schwellung auf Grund einer vollen Blase; sein Ausruf schien allein der Tatsache zuzuschreiben zu sein, dass er kitzelig war. Ich

betastete rasch seine Leber, fand aber keinerlei Verhärtung - was mich erleichterte.

»Hast du Rückenschmerzen?«

»Ich habe nur Schmerzen, weil jemand an meinen Nerven zerrt«, sagte er, sah mich mit zusammengekniffenen Augen an und verschränkte seine Arme schützend vor seiner Körpermitte. »Und sie werden ständig schlimmer.«

»Ich versuche herauszufinden, ob das Schlangengift deine Nieren angegriffen hat«, erklärte ich geduldig und beschloss, seine letzte Bemerkung zu überhören. »Wenn du nicht pinkeln kannst-«

»Das kann ich wunderbar«, versicherte er mir und zog sich die Decke bis zur Brust hoch, bevor ich ihm am Ende den Beweis abverlangte. »Jetzt lass mich doch einfach frühstücken, und dann -«

»Woher weißt du das? Du hast doch noch gar nicht -«

»Doch.« Als er den skeptischen Blick sah, den ich dem Nachttopf zuwarf, sah er mich finster an und murmelte irgendetwas, das mit »... Fenster« endete. Ich fuhr zum Fenster herum, dessen Läden geöffnet und dessen untere Hälfte trotz der kalten Morgenluft hochgeschoben war.

»Du hast was getan?«

»Nun ja«, verteidigte er sich. »Ich habe da gestanden, und da habe ich mir gedacht, ich könnte es einfach tun, das ist alles.«

»Warum hast du da gestanden?«

»Oh, nur so.« Er blinzelte mich an, unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Ich ließ die Frage im Raum stehen und wandte mich wichtigeren Dingen zu.

»Hattest du Blut im -«

»Was hast du mir zum Frühstück mitgebracht?« Ohne meine klinischen Fragen weiter zu beachten, drehte er sich auf die Seite und hob die Serviette an, die über dem Tablett lag. Er warf einen Blick auf die Schüssel mit Brot und Milch, die darunter zum Vorschein kam, dann wandte er mir den Kopf zu und sah mich zutiefst verletzt an.

Bevor er eine weitere Litanei von Beschimpfungen beginnen konnte, kam ich ihm zuvor, indem ich mich neben ihn auf einen Hocker setzte und unverblümt fragte: »Was stimmt eigentlich mit Tom Christie nicht?«

Er kniff überrascht die Augen zu.

»Stimmt mit dem Mann denn etwas nicht?«

»Ich habe keine Ahnung; ich habe ihn ja noch nie gesehen.«

»Nun, ich habe ihn auch seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen«, sagte er und griff nach dem Löffel, um argwöhnisch in der Mischung aus Brot und Milch herumzustochern. »Wenn ihm in der Zwischenzeit ein zweiter Kopf gewachsen ist, ist mir das auch neu.«

»Langsam«, sagte ich geduldig. »Es ist möglich - und ich sage *möglich* -, dass du Roger getäuscht hast, aber ich kenne dich.«

Jetzt blickte er auf und lächelte mich von der Seite an.

»Oh, aye? So gut, dass du weißt, dass ich nicht besonders viel für Brot mit Milch übrig habe?«

Beim Anblick dieses Lächelns bekam ich Herzflattern, doch ich bewahrte mir meine Würde.

»Wenn du meinst, dass du mich dazu erpressen kannst, dass ich dir ein Steak bringe, kannst du es vergessen«, mahnte ich ihn. »Ich habe es nicht eilig damit, Tom Christies Geheimnis herauszufinden.« Ich erhob mich, schüttelte meine Röcke aus, als wollte ich gehen, und wandte mich zur Tür.

»Sagen wir Porridge mit Honig, und ich erzähle es dir.«

Als ich mich umdrehte, grinste er mich an.

»Abgemacht«, sagte ich und kehrte zu meinem Hocker zurück.

Er dachte einige Sekunden nach, doch ich konnte sehen, dass er nur überlegte, wie und wo er beginnen sollte.

»Roger hat mir von der Freimaurerloge in Ardsmuir erzählt«, sagte ich, um ihm zu helfen. »Gestern Abend.«

Jamie warf mir einen verblüfften Blick zu.

»Und wie hat unser Roger Mac das herausgefunden? Hat Christie es ihm erzählt?««

»Nein, Kenny Lindsay. Aber Christie hat Roger offensichtlich bei seiner Ankunft mit irgendeinem Freimaurerzeichen begrüßt. Eigentlich dachte ich, Katholiken dürften gar keine Freimaurer werden.«

Er zog eine Augenbraue hoch.

»Aye, nun ja. Der Papst war nicht in Ardsmuir, und ich war es. Obwohl mir auch nichts davon bekannt ist, dass es verboten ist. Dann ist unser Roger also auch ein Freimaurer, ja?«

»Offensichtlich. Und vielleicht ist es jetzt ja noch gar nicht so. Es wird aber später verboten.« Ich beendete das Thema mit einer Handbewegung. »Das ist aber nicht Christies einziges Geheimnis, oder?«

Er schüttelte den Kopf und wandte den Blick ab.

»Nein«, sagte er leise. »Erinnerst du dich noch an einen gewissen Sergeant Murchison, Sassenach?«

»Lebhaft.« Ich war dem Sergeant nur ein einziges Mal begegnet, und zwar vor zwei Jahren in Cross Creek. Allerdings kam mir der Name auch noch in einem anderen, aktuelleren Zusammenhang bekannt vor. Dann fiel mir wieder ein, wo ich ihn gehört hatte.

»Archie Hayes hat von ihm gesprochen - oder von ihnen. Das war es; es gab ja zwei davon, Zwillinge. Einer von ihnen ist der Mann gewesen, der in Culloden auf Archie geschossen hat, nicht wahr?«

Jamie nickte. Seine Augen waren verschleiert, und ich konnte sehen, dass er die Zeit in Ardsmuir vor Augen hatte.

»Aye. Und kaltblütig auf ein Kind zu schießen war genau die Art von Verhalten, auf die man bei ihnen gefasst sein musste. Ich hoffe, dass ich einem so grausamen Pärchen nie wieder begegnen werde.« Sein Mundwinkel zuckte, jedoch ohne Humor. »Das Einzige, was ich Stephen Bonnet zugute halten muss, ist, dass er einen von diesen Schurken umgebracht hat.«

»Und der andere?«, fragte ich.

»Den anderen habe ich umgebracht.«

Das Zimmer kam mir plötzlich sehr still vor, so als wären wir beide weit fort von Fraser's Ridge, gemeinsam allein mit dieser unverblümten Aussage. Er sah mir direkt in die Augen und wartete aufmerksam meine Antwort ab. Ich schluckte.

»Warum?«, fragte ich und war vage überrascht, wie ruhig meine Stimme klang.

Da wandte er den Blick ab und schüttelte den Kopf.

»Hundert Gründe«, sagte er leise, »oder keiner.« Er rieb sich geistesabwesend über das Handgelenk, als spürte er das Gewicht eiserner Fesseln.

»Ich könnte dir unzählige Geschichten über ihre Brutalität erzählen, Sassenach, und sie wären alle wahr. Sie haben sich an Schwächeren vergriffen, sie beraubt und misshandelt - und die Gewalt um ihrer selbst willen geliebt. Gegen solche Menschen hat man keine Chance, nicht im Gefängnis. Aber das sage ich nicht als Entschuldigung - denn es gibt keine.«

Die Sträflinge in Ardsmuir wurden als Arbeiter eingesetzt, sie stachen Torf und arbeiteten im Steinbruch. Sie arbeiteten in kleinen Gruppen, jeweils von einem englischen Soldaten bewacht, der mit Muskete und Knüppel bewaffnet war. Die Muskete, um die Männer an der Flucht zu hindern - der Knüppel, um ihren Befehlen Nachdruck zu verleihen und für Gehorsam zu sorgen.

»Es war Sommer. Du kennst doch den Sommer in den Highlands, Sassenach - das dämmrige Mittsommerlicht?«

Ich nickte. Das Mittsommerlicht war das Licht der Frühsommernächte in den Highlands. So weit im Norden ging die Sonne in der Mittsommernacht kaum unter; sie sank zwar unter den Horizont, doch selbst um Mitternacht war der Himmel fahl und milchig weiß, und die Luft war nicht dunkel, sondern schien von einem unirdischen Nebel erfüllt zu sein.

Der Gefängnisverwalter nutzte dieses Licht dann und wann, um die Sträflinge bis zum späten Abend arbeiten zu lassen.

»Es hat uns nicht viel ausgemacht«, sagte Jamie. Er hatte die Augen geöffnet, doch sie waren fest auf das gerichtet, was er im mittsommerlichen Dämmerlicht seiner Erinnerungen vor sich sah. »Es war besser, im Freien zu sein als innen. Und doch waren wir abends so müde, dass wir kaum noch einen Fuß vor den anderen setzen konnten. Es war wie Traumwandlerei.«

Nach getanem Tagewerk waren Wachen wie Männer taub vor Erschöpfung. Die Gefangenen hatten sich zu sammeln und für den Rückmarsch zum Gefängnis als Kolonne aufzustellen. Kurz vor dem Einnicken, schlurften sie stolpernd über das Moor, vom Schlafbedürfnis wie betrunken.

»Wir waren noch im Steinbruch, als sie sich in Bewegung gesetzt haben; wir sollten die Steinbrechwerkzeuge und die letzten Blöcke auf den Wagen laden und dann folgen. Ich erinnere mich noch, wie ich einen großen Steinblock auf den Wagen gehievt habe und dann keuchend einen Schritt zurück getreten bin. Hinter mir erklang ein Geräusch, und als ich mich umgedreht habe, habe ich Sergeant Murchison gesehen - es war Billy, obwohl ich das erst später erfahren habe.«

Der Sergeant war nicht mehr als eine kantige, schwarze Gestalt im Dämmerlicht; sein Gesicht war vor dem Himmel, der die Farbe einer Austernschale hatte, nicht zu sehen.

»Manchmal frage ich mich, ob ich es vielleicht nicht getan hätte, wenn ich sein Gesicht gesehen hätte.« Jamie strich sich geistesabwesend mit den Fingern seiner linken Hand über das Handgelenk, und ich begriff, dass er das Gewicht der Handeisen spürte.

Der Sergeant hatte seinen Knüppel gehoben und ihn Jamie fest in die Rippen gestoßen, bevor er damit auf einen Holzhammer wies, der noch auf dem Boden lag. Dann wandte er sich ab.

»Ich habe keine Sekunde überlegt«, sagte Jamie leise. »Ich war mit zwei Schritten bei ihm und habe ihm mit der Kette zwischen meinen

Handschellen die Kehle zugedrückt. Er hatte keine Zeit, ein Geräusch zu machen.«

Der Wagen stand keine drei Meter von der Kante der Kiesgrube entfernt; es ging dreizehn Meter steil bergab, und dann kam das Wasser, dreißig Meter tief, schwarz und reglos unter dem dumpfen, weißen Himmel.

»Ich habe ihn an einen der Blöcke gebunden und hinuntergeworfen, dann bin ich zum Wagen zurückgegangen. Die beiden Männer aus meiner Gruppe haben wie Statuen im Dämmerlicht gestanden und zugesehen. Sie haben nichts gesagt, genauso wenig wie ich. Ich bin auf den Bock gestiegen und habe die Zügel ergriffen, sie sind hinten auf den Wagen gestiegen, und ich bin zum Gefängnis gefahren. Es hat nicht lange gedauert, bis wir die Kolonne eingeholt hatten, und alle sind ohne ein Wort zurückgekehrt. Sergeant Murchison ist bis zum nächsten Abend nicht vermisst worden, weil sie dachten, er hätte frei und wäre im Dorf. Ich glaube nicht, dass sie ihn je gefunden haben.«

Jetzt schien er zu bemerken, was er tat, und er entfernte die Hand von seinem Handgelenk.

»Und die beiden Männer?«, fragte ich leise. Er nickte.

»Tom Christie und Duncan Innes.«

Er seufzte tief, reckte die Arme und rollte seine Schultern, als sei ihm sein Hemd zu eng - obwohl er ein loses Nachthemd trug. Dann hob er eine Hand, drehte sie hin und her und hielt stirnrunzelnd sein Handgelenk ins Licht.

»Das ist ja seltsam«, sagte er und klang leicht überrascht.

»Was denn?«

»Die Abdrücke - sie sind fort.«

»Abdrücke - von den Eisen?« Er nickte und betrachtete verwundert seine Handgelenke. Seine Haut war hell, zu einem blassgoldenen Farbton verwittert, ansonsten jedoch makellos.

»Ich habe sie jahrelang gehabt - die Eisen haben gescheuert, aye? Mir war gar nicht aufgefallen, dass sie verschwunden sind.«

Ich legte ihm meine Hand um das Handgelenk und rieb ihm sanft mit dem Daumen über die pulsierende Schlagader, die dort über den Knochen lief.

»Du hattest keine Abdrücke, als ich dich in Edinburgh gefunden habe, Jamie. Sie sind seit Ewigkeiten fort.«

Er blickte auf seine Arme hinunter und schüttelte den Kopf, als könnte er es nicht glauben.

»Aye«, sagte er leise. »Nun, das war Tom Christie auch.«

NEUNTER TEIL

Auge in Auge mit der Gefahr

96

Aurum

Es war still im Haus; Mr. Wemyss war zur Mühle gegangen und hatte Lizzie und Mrs. Bug mitgenommen, und es war schon so spät am Tag, dass in Fraser's Ridge nicht mehr mit Besuch zu rechnen war- die Leute waren jetzt beschäftigt, die Tiere wurden gefüttert und für die Nacht eingestreut, man holte Holz und Wasser und schürte das Feuer für das Abendessen.

Mein persönliches Tier war bereits gefüttert und weich gebettet; Adso lag als schlummernde Kugel in einem Fleck aus spätem Sonnenlicht auf der Fensterbank. Er hatte die Füße unter sich gezogen und die Augen in gesättigter Ekstase geschlossen. Mein Beitrag zum Abendessen - ein Gericht, das Fergus elegant als *lapin aux chanterelles* bezeichnete (und das dem gemeinen Volk als Karnickeleintopf bekannt war) - blubberte schon seit dem frühen Morgen fröhlich im Kessel vor sich hin, ohne meiner Aufmerksamkeit zu bedürfen. Was das Schrubben der Fußböden, Fensterputzen, Abstauben und ähnliche Plackereien anging... nun, wenn die Arbeit einer Frau sowieso nie getan war, wie das Sprichwort besagte, warum sollte ich mir darüber Gedanken machen, wie viel davon genau jetzt nicht getan war?

Ich holte mir Papier und Tinte und das große, in schwarzes Tuch gebundene Notizbuch aus dem Schrank und ließ mich bei Adso nieder, um mir die Sonne mit ihm zu teilen. Ich verfasste eine sorgfältige Beschreibung einer Verwachsung am Ohr des kleinen Geordie Chisholm, die ich im Auge behalten musste, und fügte die jüngsten Messdaten von Tom Christies linker Hand hinzu.

Christie hatte Arthritis an beiden Händen, und seine Finger waren leicht gekrümmt. Doch nachdem ich ihn beim Abendessen genau beobachtet hatte, war ich mir beinahe sicher, dass die Symptome an seiner Hand nicht auf Arthritis hindeuteten, sondern auf eine Dupuytren'sche Kontraktur -

eine seltsame, hakenartige Verkrümmung des Ringfingers und des kleinen Fingers zur Handfläche hin, verursacht durch eine Sehnenverwachsung der Hohlhand.

Normalerweise hätte ich mir sicher sein sollen, doch Christies Hände waren von jahrelanger, körperlicher Arbeit so schwielig, dass ich das typische Knötchen an der Ringfingerwurzel nicht fühlen konnte. Doch der Finger hatte sich irgendwie verkehrt angefühlt, als ich mir die Hand zum ersten Mal angesehen hatte - beim Nähen einer Schnittwunde an der Handwurzel -, und ich hatte ihn kontrolliert, wann immer ich Tom Christie zu Gesicht bekam und ihn überreden konnte, mich einen Blick darauf werfen zu lassen - was nicht besonders oft vorkam.

Jamies Bedenken zum Trotz hatten sich die Christies bis jetzt als ideale Pächter erwiesen, die sehr ruhig lebten und sich weitgehend für sich hielten, abgesehen von Tom Christies Schulstunden, die er streng, aber effektiv zu gestalten schien.

Mir wurde bewusst, dass etwas oder jemand hinter meinem Kopf lauerte. Der Sonnenstrahl hatte sich weiterbewegt, und Adso mit ihm.

»Denk erst gar nicht daran, Kater«, sagte ich. In der Nähe meines linken Ohrs setzte ein brummendes Schnurren der Vorfreude ein, und eine große Pfote streckte sich aus und tätschelte mir vorsichtig den Scheitel.

»Oh, na gut«, sagte ich resigniert. Eigentlich blieb mir auch gar nichts anderes übrig, es sei denn, ich hätte aufstehen und anderswo schreiben wollen. »Wie du willst.«

Adso konnte Haaren nicht widerstehen. Ganz gleich, wessen Haar es war und ob es an einem Kopf festgewachsen war oder nicht. Zum Glück war bis jetzt Major MacDonald der Einzige gewesen, der so unüberlegt gehandelt hatte, sich mit einer Perücke in Adsos Reichweite zu setzen, und ich hatte sie letztlich zurückbekommen, auch wenn ich dazu unter das Haus kriechen musste, wohin Adso sich mit seiner Beute zurückgezogen hatte; kein anderer traute sich, sie ihm aus den Fängen zu reißen. Der Major hatte den Zwischenfall ausgesprochen humorlos aufgenommen, und er ließ sich zwar nicht davon abhalten, dann und wann vorbeizuschauen und Jamie zu besuchen, doch zog er bei diesen Besuchen nicht länger den

Hut ab. Wenn er am Küchentisch saß und Zichorienkaffee trank, behielt er jetzt den Dreispitz auf dem Kopf und heftete beide Augen fest auf Adso, dessen Bewegungen er genau verfolgte.

Ich entspannte mich ein wenig, und wenn ich auch nicht schnurrte, so fühlte ich mich doch sehr warm und angenehm. Es war sehr beruhigend, sich von der Katze mit halb versenkten Krallen kneten und kämmen zu lassen. Dann und wann hielt Adso in seiner vorsichtigen Haarpflege inne, um sein Gesicht liebevoll an meinem Kopf zu reiben. Er wurde nur dann wirklich gefährlich, wenn er sich an der Katzenminze vergriffen hatte, doch diese war sicher weggeschlossen. Mit halb geschlossenen Augen sann ich über die vertrackte Frage nach, wie ich die Depuytren'sche Kontraktur beschreiben sollte, ohne diese Bezeichnung zu verwenden, da Baron Depuytren schließlich noch gar nicht geboren war.

Nun, ein Bild sagt mehr als tausend Worte, und ich dachte, dass ich wohl zumindest eine kompetente Federzeichnung zustande bringen würde. Ich tat mein Bestes und fragte mich derweil, wie ich Thomas Christie dazu bewegen sollte, seine Hand von mir operieren zu lassen.

Es war eine ziemlich schnelle und einfache Prozedur, doch angesichts unseres Mangels an Anästhetika und der Tatsache, dass Christie strenger Presbyterianer und Antialkoholiker war... vielleicht konnte sich Jamie ja auf seine Brust setzen, Roger auf seine Beine. Wenn Brianna dann sein Handgelenk festhielt...

Ich ließ das Problem vorerst ruhen und gähnte schläfrig. Meine Schläfrigkeit verschwand jedoch abrupt, als eine fast zehn Zentimeter lange, gelbe Libelle mit einem Geräusch wie ein Hubschrauber zum offenen Fenster hineingeschwirrt kam. Adso rauschte ihr durch die Luft hinterher. Er hinterließ mein Haar als wildes Durcheinander, und mein Haarband - an dem er im Stillen herumgekaut zu haben schien - hing nass und zerknittert hinter meinem Ohr. Ich entfernte es leicht angewidert, legte es zum Trocknen auf die Fensterbank und blätterte ein paar Seiten zurück, um die gelungene Zeichnung zu bewundern, die ich von Jamies Schlangenbiss und Briannas Klapperschlangenspritze angefertigt hatte.

Zu meinem Erstaunen war das Bein sauber und gut verheilt, und es hatte zwar beträchtliche Gewebsablösungen gegeben, doch die Maden hatten sich dieses Problems so wirkungsvoll angenommen, dass die einzigen bleibenden Spuren zwei kleine Hautvertiefungen an der Stelle der ursprünglichen Bisswunden waren, sowie eine schmale, gerade Narbe am Unterschenkel, wo ich einen Einschnitt gemacht hatte, um mein *Debridement* durchzuführen und die Maden einzusetzen. Jamie humpelte immer noch schwach, aber ich ging davon aus, dass sich das mit der Zeit von selbst legen würde.

Zufrieden summend blätterte ich weiter zurück, bis ich schließlich planlos in den letzten Seiten von Daniel Rawlings' Notizen stöberte.

Josephus Howard... Hauptbeschwerde ist eine Fistel des Rektums, die schon so lange besteht, dass sich ein schlimmer Abszess gebildet hat, dazu ein fortgeschrittener Fall von Hämorrhoiden. Behandlung mit einem Aufguss aus Alehuf, vermischt mit gebranntem Alaun und einer geringen Menge Honig, das Ganze mit Ringelblumensaft verkocht.

Eine weitere Notiz auf derselben Seite, einen Monat später datiert, verwies auf die Wirksamkeit dieser Mischung, ergänzt durch Illustrationen, die den Patienten vor und nach der Anwendung zeigten. Ich betrachtete die Zeichnungen mit hochgezogenen Augenbrauen; Rawlings war auch kein größerer Künstler als ich, doch es war ihm gelungen, die Unannehmlichkeit dieser Erkrankung mit bemerkenswerter Genauigkeit einzufangen.

Ich tippte mir mit dem Federkiel an den Mund, überlegte, dann fügte ich sorgsam eine Randbemerkung an, in der ich zusätzlich zu dieser Behandlung eine Ernährung empfahl, die viel ballaststoffreiches Gemüse enthielt und sowohl zur Vorbeugung von Verstopfung als auch ihrer ernsteren Komplikationen diente - es gab doch nichts Besseres als ein wenig Anschauungsunterricht!

Ich wischte den Kiel ab, legte ihn hin und blätterte um, wobei ich mich fragte, ob Alehuf wohl eine Pflanze war - und wenn ja, was für eine - oder eine gärende Erkrankung des Pferdehufes. Ich konnte Jamie in seinem Studierzimmer rascheln hören; ich würde gleich zu ihm gehen und ihn fragen.

Fast hätte ich es übersehen. Es stand auf der Rückseite des Blattes mit der Zeichnung von Mr. Howards Fistel, offenbar ein beiläufiges Postskriptum nach vollbrachtem Tagewerk.

Habe mit Mr. Hector Cameron aus River Run gesprochen, der mich anfleht, zu kommen und die Augen seiner Frau zu untersuchen, da ihr Augenlicht stark getrübt ist. Der Weg zu seiner Plantage ist weit, doch er wird ein Pferd schicken.

Diese Zeilen setzten der einschläfernden Atmosphäre des Nachmittags mit einem Schlag ein Ende. Fasziniert setzte ich mich gerade hin und blätterte weiter, um herauszufinden, ob der Doktor Jocasta tatsächlich untersucht hatte. Ich hatte sie - unter großen Schwierigkeiten - ein einziges Mal dazu bewegen können, dass sie mir gestattete, ihre Augen zu untersuchen, und ich war neugierig, zu welchem Schluss Rawlings gekommen war. Ohne Ophtalmoskop gab es keine Möglichkeit, den Grund für ihre Erblindung mit Sicherheit zu bestimmen, doch ich hatte einen Verdacht - und Dinge wie den Grauen Star oder Diabetes konnte ich mit ziemlicher Sicherheit ausschließen. Ich fragte mich, ob Rawlings irgendetwas gesehen hatte, was mir entgangen war, und ob sich ihr Zustand seit seiner Visite merklich geändert hatte.

Habe den Schmied zur Ader gelassen, seiner Frau Sennaöl (1/6 Drachme) als Abführmittel verabreicht, dazu der Katze 1/20 Drachme derselben Substanz (gratis), da ich im Kot des Tiers ein Gewimmel von Würmern beobachtet hatte.

Bei diesen Zeilen lächelte ich; ganz gleich, wie rudimentär seine Methoden waren, Daniel Rawlings war ein guter Arzt. Ich fragte mich erneut, was aus ihm geworden war und ob es mir jemals vergönnt sein würde, ihm zu begegnen. Ich hatte das traurige Gefühl, dass es nicht geschehen würde; ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein Arzt nicht zurückkommen würde, um einen Satz derart schöner Instrumente, wie es die seinen waren, wieder an sich zu bringen, wenn es ihm nur irgendwie möglich war.

Da ich ihn in meiner Neugier immer wieder bedrängt hatte, hatte Jamie pflichtschuldigst Nachfragen angestellt, ohne jedoch Erfolg gehabt zu haben. Daniel Rawlings war nach Virginia aufgebrochen, hatte die Truhe mit seinen Instrumenten zurückgelassen - und sich in Luft aufgelöst.

Die nächste Seite, der nächste Patient; Aderlass, Abführmittel, geöffnete Brandblasen, die Entfernung eines entzündeten Nagels, eine Zeichnung eines Zahnabszesses, die Kauterisierung einer chronisch wunden Stelle am Bein einer Frau... Rawlings hatte in Cross Creek gut zu tun gehabt. Doch war er je bis nach River Run gekommen?

Ja, da war es, eine Woche und mehrere Seiten später.

Habe River Run nach beschwerlicher Reise erreicht Wind und Regen hätten ein Schiff versenken können, und an manchen Stellen war die Straße fortgespült, so dass ich gezwungen war, quer durch die Landschaft zu reiten, vom Hagel gepeitscht schlammig bis zu den Augenbrauen. War in der Abenddämmerung mit Mr. Camerons schwarzem Bediensteten aufgebrochen, der mir ein Pferd gebracht hatte - erreichten das rettende Ziel erst weit nach Anbruch der Dunkelheit, erschöpft und hungrig. Wurde von Mr. Cameron empfangen, der mir Brandy gab.

Da er nun einmal Geld für den Besuch eines Arztes ausgegeben hatte, hatte Hector Cameron offenbar beschlossen, die Gelegenheit weidlich auszunutzen, und hatte sämtliche Sklaven und Bediensteten von Rawlings untersuchen lassen, dazu den Hausherrn selbst.

Dreiundsiebzig Jahre alt, von mittlerer Größe, breitschultrig, wenn auch von leicht gebeugter Statur, hatte Rawlings Hector beschrieben, die Hände vom Rheumatismus so verknöchert, dass es ihm unmöglich ist, irgendein Werkzeug zu handhaben, das feiner ist als ein Löffel. Darüber hinaus hat er sich gut gehalten und ist für sein Alter sehr rüstig. Beklagt nächtliches Aufstehen, schmerzhaften Harndrang. Ich neige dazu, eine krankhafte Blasenverstimmung zu vermuten, keinen Blasenstein und keine Erkrankung der inneren Geschlechtsorgane, da die Beschwerden zwar häufig wiederkehren, jedoch bis jetzt nie von langer Dauer gewesen sind - im Durchschnitt haben die *Anfälle eine Dauer von zwei Wochen und gehen mit einem Brennen des männlichen Organs einher. Sein schwaches Fieber, seine Empfindlichkeit beim Abtasten des Unterleibs und sein schwarzer, stark riechender Urin lassen mich weiter zu diesem Glauben neigen.*

Da der Haushalt über eine beträchtliche Menge an getrockneten Preiselbeeren verfügt, habe ich ihm eine Trinkkur verschrieben, dreimal täglich eine Tasse des eingedickten Saftes. Außerdem empfehle ich Labkrauttee, morgens und abends zu trinken, seiner kühlenden Wirkung wegen sowie für den Fall, dass Harngrieß vorliegt, was die Beschwerden verstärken könnte.

Ich ertappte mich dabei, dass ich zustimmend nickte. Ich stimmte nicht immer mit Rawlings überein, was seine Diagnosen oder Behandlungsmethoden anging, doch in diesem Fall war ich der Meinung, dass er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Doch was war mit Jocasta?

Da war sie ja, auf der nächsten Seite.

Jocasta Cameron, vierundsechzig Jahre alt, Tri-gravida, gut genährt und allgemein von guter Gesundheit von sehr jugendlichem Aussehen.

Tri-gravida? Bei dieser beiläufigen Anmerkung hielt ich einen Moment inne. Was für ein schlichter, schmuckloser Ausdruck für das Austragen - ganz zu schweigen vom Verlust - dreier Kinder. Drei Kinder über das gefährliche Säuglingsalter hinaus aufgezogen zu haben, nur, um sie alle zugleich zu verlieren, noch dazu auf solch grausame Weise. Die Sonne war warm, doch ich spürte, wie sich bei diesem Gedanken Kälte über mein Herz senkte.

Was, wenn es Brianna wäre? Oder der kleine Jemmy? Wie ertrug eine Frau einen solchen Verlust? Ich hatte es selbst erlebt, und ich fasste es immer noch nicht. Es war schon lange her, und doch erwachte ich dann und wann des Nachts und spürte das warme, schlafende Gewicht eines Kindes auf meiner Brust, seinen warmen Atem an meinem Hals. Ich hob die Hand und berührte meine Schulter, die sich vorgeschoben hatte, als läge der Kopf des Kindes dort.

Ich nahm an, dass es einfacher war, eine Tochter bei der Geburt zu verlieren, ohne dass das Fehlen ihrer jahrelangen Gesellschaft löchrige Fetzen in das Gewebe des Alltags reißen konnte. Und doch kannte ich Faith bis ins letzte Atom ihres Wesens; mein Herz hatte ein Loch, das genau ihre Form hatte. Vielleicht half es ja, dass sie zumindest eines natürlichen Todes gestorben war; dies gab mir das Gefühl, dass sie nach wie vor irgendwie bei mir war, dass sie gut versorgt und nicht allein war. Doch seine Kinder im Krieg durch blutiges Gemetzel zu verlieren?

In dieser Zeit konnte Kindern so viel zustoßen. Aufgewühlt machte ich mich wieder an meine Lektüre der Fallgeschichte.

Keine Anzeichen einer organischen Erkrankung, keine äußerlichen Beschädigungen der Augen. Das Weiße der Augen ist klar, die Wimpern frei von jeder Ablagerung, kein Tumor zu sehen. Die Pupillen reagieren normal, wenn man eine Lichtquelle daran vorbeiführt oder dieselbe verdunkelt. Wenn man eine Kerze dicht an die Seite hält, heleuchtet sie den glasigen Zustand des Auges, zeigt jedoch keinen Defekt in seinem Inneren. Mir fällt eine leichte Schlierenhildung auf die auf einen drohenden

Grauen Star im linken Auge hinweist, doch dies reicht nicht aus, um den allmählichen verlust des Augenlichtes zu erklären.

»Hmm«, sagte ich laut. Sowohl Rawlings' Beobachtungen als auch seine Schlussfolgerungen stimmten mit den meinen überein. Im Vorübergehen erwähnte er den Zeitraum, über den sich die Verschlechterung von Jocastas Sehvermögen hingezogen hatte - ungefähr zwei Jahre-und das Voranschreiten der Verschlechterung - nichts Abruptes, sondern eine graduelle Verkleinerung des Blickfeldes.

Ich hielt es für wahrscheinlicher, dass es länger gedauert hatte; manchmal fand der Verlust so allmählich statt, dass die Leute die kleinen Verschlechterungen gar nicht bemerkten, bis dann ihr Augenlicht ernsthaft bedroht war.

...Teile der peripheren Vision gingen verloren wie abgehobelter Käse. Auch kann die Patientin das geringe, verbliebene Sehvermögen nur bei gedämpftem Licht nutzen, da das Auge stark gereizt und schmerzempfindlich reagiert, wenn es grellem Sonnenlicht ausgesetzt wird.

Ich habe dieses Krankheitsbild bereits zweimal gesehen, jeweils bei älteren Menschen, jedoch nicht so weit fortgeschritten. Habe meine Meinung geäußert, dass das Sehvermögen bald vollständig ausgelöscht sein wird und dann keine Verschlechterung mehr möglich ist. Glücklicherweise hat Mr. Cameron einen schwarzen Bediensteten, der lesen kann und den er seiner Frau als Begleiter überlassen hat, damit er sie vor Hindernissen warnt, ihr vorliest und ihr ihre Umgebung beschreibt.

Inzwischen war es weiter fortgeschritten, und Jocasta war vollkommen blind. Also war es eine allmählich fortschreitende Erkrankung - das sagte mir nicht viel, denn es galt für die meisten Augenerkrankungen. Wann hatte Rawlings sie gesehen?

Es kam eine ganze Reihe von Krankheitsbildern in Frage: Netzhautdegeneration, ein Tumor des Sehnervs, Parasitenbefall, Retinitis Pigmentosa, eine Entzündung der Schläfenarterie - wahrscheinlich keine Netzhautablösung, diese wäre abrupt geschehen -, doch mein persönlicher Verdacht lautete auf Glaukom. Ich konnte mich erinnern, wie Phaedre, Jocastas Leibdienerin, einmal Tücher in kaltem Tee ausgewrungen und angemerkt hatte, dass ihre Herrin »*schon wieder*« Kopfschmerzen habe, in einem Tonfall, der auf ein häufiges Vorkommen schließen ließ - und dass Duncan mich gebeten hatte, ihr ein Lavendelkissen zu machen, um das »Megrimmen« seiner Frau zu lindern.

Möglich jedoch, dass Jocastas Kopfschmerzen nichts mit ihrem Augenlicht zu tun hatten - ich hatte mich damals nicht nach der Natur der Kopfschmerzen erkundigt; es konnte ja sein, dass es schlichte Anspannungsschmerzen oder Migräneanfälle waren, nicht die Druckschmerzen, die manchmal Begleiterscheinungen eines Glaukoms waren - manchmal auch nicht. Schließlich verursachten auch Arterienentzündungen häufig Kopfschmerzen. Das Frustrierende daran war, dass das Glaukom selbst absolut keine vorhersehbaren Symptome hatte - außer der schließlich einsetzenden Blindheit. Es wurde dadurch verursacht, dass die Flüssigkeit im Inneren des Augapfels nicht richtig ablaufen konnte und sich dadurch der Augeninnendruck so weit erhöhte, dass es zu Beschädigungen kam, ohne das geringste Warnsignal für die Patientin oder ihren Arzt. Doch es gab auch noch andere Arten von Erblindung, die ebenfalls weitgehend ohne Symptome verliefen...

Ich war noch tief in meine Spekulationen versunken, als mir bewusst wurde, dass Rawlings seine Notizen auf der Rückseite weitergeführt hatte - auf Lateinisch.

Ich kniff die Augen zu, denn das überraschte mich ein wenig. Ich konnte sehen, dass er die Worte als Fortsetzung der vorhergehenden Passage geschrieben hatte; wenn man mit dem Federkiel schreibt, weisen die Worte einen charakteristischen Wechsel von dunklen und bleicheren Stellen auf, weil die Tinte mit jedem Eintauchen der Feder aufgefrischt wird, und wenn man verschiedene Tintensorten benutzte, hatte jede

Passage einen anderen Farbton. Nein, dies war zur selben Zeit geschrieben worden wie der Absatz auf der vorherigen Seite.

Doch warum der plötzliche Wechsel zum Lateinischen? Rawlings verfügte zweifellos über einige Lateinkenntnisse - was dafür sprach, dass er ein gewisses Maß an formeller Bildung genossen hatte, selbst wenn es keine offizielle, medizinische Ausbildung gewesen war -, doch normalerweise machte er in seinen klinischen Notizen keinen Gebrauch davon, abgesehen von gelegentlichen Wörtern oder Phrasen, die zur formellen Beschreibung eines Krankheitsbildes notwendig waren. Doch hier standen anderthalb Seiten auf Latein, in gewissenhaften Buchstaben verfasst, die kleiner waren als seine übliche Handschrift, so als hätte er sich den Inhalt dieser Textpassage sorgfältig zurechtgelegt - oder vielleicht, als hätte er sie geheim halten wollen, wofür schon der bloße Gebrauch des Lateinischen zu sprechen schien.

Ich blätterte die Seiten des Notizbuches zurück, um zu überprüfen, ob ich mit meinem Eindruck Recht hatte. Nein, er hatte zwar hier und dort lateinisch geschrieben - jedoch nicht oft, und immer so wie hier, als Fortsetzung einer auf Englisch begonnenen Passage. Wie merkwürdig. Ich schlug die Seite, die River Run betraf, wieder auf und begann sie auszuknobeln.

Nach ein oder zwei Sätzen gab ich es auf und machte mich auf die Suche nach Jamie. Er war in seinem Studierzimmer auf der anderen Flurseite und schrieb Briefe. Oder auch nicht.

Das Tintenfass - das aus einem kleinen Kürbis bestand, der verkorkt werden konnte, um ein Austrocknen der Tinte zu verhindern - stand frisch gefüllt vor ihm; ich konnte den holzigen Geruch des Gebräus aus Eichengallen und Eisenspänen riechen. Eine frische Truthahnfeder lag auf dem Schreibtisch, so spitz zurechtgestutzt, dass sie sich eher als Stichwaffe denn als Schreibwerkzeug zu eignen schien, und auf dem Tintenlöscher lag ein frisches Blatt Papier. Drei Worte standen schwarz und einsam ganz oben auf der Seite. Es bedurfte nur eines Blickes in sein Gesicht, um zu wissen, wie sie lauteten.

Meine liehe Schwester.

Er sah zu mir auf, lächelte voll Ironie und zuckte mit den Achseln.

»Was soll ich sagen?«

»Ich weiß es nicht.« Ich hatte das Notizbuch geschlossen und es mir unter den Arm geklemmt. Ich trat ein, stellte mich hinter ihn und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Ich drückte sacht zu, und er legte seinerseits die Hand kurz auf die meine, bevor er sie ausstreckte, um nach dem Federkiel zu greifen.

»Ich kann mich doch nicht pausenlos weiter entschuldigen.« Er drehte den Federkiel langsam zwischen Daumen und Mittelfinger hin und her. »Das habe ich jetzt in jedem Brief getan. Wenn sie gewillt wäre, mir zu vergeben...«

Wenn das der Fall gewesen wäre, hätte Jenny inzwischen wenigstens auf einen der Briefe geantwortet, die er gewissenhaft jeden Monat nach Lallybroch schickte.

»Ian hat dir vergeben. Die Kinder auch.« Sporadisch trafen Briefe von Jamies Schwager ein - doch sie trafen immerhin ein, begleitet von gelegentlichen, kurzen Notizen von seinem Namensvetter, dem Kleinen Jamie, und dann und wann einer Zeile von Maggie, Kitty, Michael oder Janet. Doch Jennys Schweigen war so ohrenbetäubend, dass es jegliche andere Korrespondenz übertönte.

»Aye, es wäre noch schlimmer, wenn...« Er verstummte und starrte das leere Blatt an. Jenny war ihm näher und wichtiger als jeder andere Mensch auf der Welt - ausgenommen einzig und auch nur möglicherweise ich selbst.

Ich teilte sein Bett, sein Leben, seine Liebe, seine Gedanken. Sie hatte seit seiner Geburt sein Herz und seine Seele geteilt - bis zu dem Tag, an dem sie ihren jüngsten Sohn verloren hatte. Zumindest sah sie es offensichtlich so.

Es schmerzte mich zu sehen, wie er sein schlechtes Gewissen wegen lans Verschwinden nach wie vor mit sich herumtrug - und ich verspürte Jenny gegenüber einen leisen Widerwillen. Ich verstand die Tiefe ihres Verlustes und hatte Mitgefühl mit ihrem Schmerz, aber Ian war schließlich

nicht tot - soweit wir wussten. Sie allein konnte Jamie die Absolution erteilen, und das musste sie doch wissen.

Ich zog einen Hocker herbei, setzte mich neben ihn und legte das Buch beiseite. Ein kleiner Stapel von Papieren, die er mühselig mit seiner Handschrift bedeckt hatte, lag auf der einen Seite. Es kostete ihn große Kraft und Überwindung, mit der falschen Hand zu schreiben, die noch dazu verkrüppelt war - und doch schrieb er hartnäckig fast jeden Abend, um die kleinen Ereignisse des Tages festzuhalten. Besucher in Fraser's Ridge, die Gesundheit des Viehs, Baufortschritte, neue Siedler, Neuigkeiten aus den Distrikten im Osten... Er schrieb alles Wort für Wort nieder, um es dann abzuschicken, wenn ein Besucher eintraf, der die gesammelten Seiten auf den ersten Teil ihrer unsicheren Reise nach Schottland mitnahm. Möglich, dass nicht all seine Briefe ihr Ziel erreichten, doch einige kamen bestimmt an. Ebenso erreichten uns auch die meisten Briefe aus Schottland - wenn sie denn abgeschickt wurden.

Eine Zeit lang hatte ich gehofft, dass Jennys Brief schlicht fehlgeleitet oder verlegt worden war, dass er irgendwo auf der Überfahrt verloren gegangen war. Doch es dauerte inzwischen zu lange, und ich hatte die Hoffnung aufgegeben. Jamie nicht.

»Ich habe mir gedacht, vielleicht sollte ich ihr das hier schicken.« Er blätterte den Papierstapel an der Seite des Schreibtisches durch und zog ein kleines Blatt heraus, das fleckig, schmierig und an der einen Kante, an der es aus einem Buch gerissen worden war, aufgeraut war.

Es war eine Nachricht von Ian; der einzige konkrete Hinweis, den wir besaßen, dass der Junge noch am Leben war und es ihm gut ging. Sie hatte uns beim gathering erreicht, überbracht durch John Quincy Myers, einem Bergläufer, der die Wildnis durchstreifte, mit den Indianern auf genau so gutem Fuße stand wie mit den Siedlern und sich mit Rotwild und Opossum besser verstand als mit jedem Bewohner eines Hauses.

Der Brief, der scherzhaft in unbeholfenem Latein verfasst war, versicherte uns, dass es Ian gut ging und er glücklich war. Er war »nach Mohawksitte« mit einer jungen Frau verheiratet (was wohl bedeutete, dass er beschlossen hatte, bei ihr einzuziehen, und sie beschlossen hatte, ihn

einziehen zu lassen) und würde »im Frühjahr« selbst Vater werden. Das war alles. Das Frühjahr war gekommen und wieder gegangen, ohne dass uns ein weiteres Wort erreicht hatte. Ian war zwar nicht tot, aber er hätte es genau so gut sein können. Die Chance, dass wir ihn je wiedersehen würden, war verschwindend klein, und Jamie wusste das; die Wildnis hatte ihn verschlungen.

Jamie berührte sanft das zerrupfte Blatt und zeichnete die runden, immer noch kindlichen Buchstaben nach. Er hatte Jenny gesagt, was in dem Brief stand, das wusste ich - doch ich wusste auch, warum er ihr das Original nicht früher geschickt hatte. Es war unsere einzige greifbare Verbindung mit Ian; sie aufzugeben bedeutete irgendwie, ihn endgültig den Mohawk zu überlassen.

»*Ave*!«, stand da in Ians halb ausgeprägter Schrift. »Ian *salutat* avunculus *Jacobus*.« Ian grüßt seinen Onkel James.

Ian war für Jamie mehr als nur einer seiner Neffen. So sehr er Jennys Kinder ausnahmslos liebte, Ian war etwas Besonderes - ein Adoptivsohn, wie Fergus; im Gegensatz zu Fergus jedoch ein Sohn von Jamies Blut, auf eine Weise ein Ersatz für den Sohn, den er verloren hatte. Auch dieser Sohn war nicht tot, doch Jamie konnte niemals Anspruch auf ihn erheben. Die Welt schien auf einmal voller verlorener Kinder zu sein.

»Ja«, sagte ich mit zugeschnürter Kehle. »Ich glaube, du solltest ihn ihr schicken. Jenny sollte ihn haben, selbst wenn...«« Ich hustete, und plötzlich fiel mir die Notiz in dem Buch wieder ein. In der Hoffnung, dass es ihn ablenken würde, streckte ich die Hand danach aus.

»Ähm. Wo wir gerade von Latein sprechen... ich habe hier etwas Merkwürdiges gefunden. Könntest du vielleicht einen Blick darauf werfen?«

»Aye, natürlich.« Er legte Ians Brief beiseite und nahm mir das Buch ab. Er legte es so hin, dass das letzte Licht der Nachmittagssonne auf die Seite fiel. Er runzelte leicht die Stirn, während er mit einem Finger die Schriftzeilen nachfuhr.

»Himmel, der Mann kann ja auch nicht besser Latein als du, Sassenach.«

»Oh, danke. Wir können schließlich nicht alle Gelehrte sein, oder?« Ich rückte dichter an ihn heran und blickte ihm beim Lesen über die Schulter. Also hatte ich Recht gehabt; Rawlings wechselte nicht einfach deshalb ins Lateinische, weil es ihm solchen Spaß machte oder er mit seiner Gelehrsamkeit angeben wollte.

»Etwas Merkwürdiges...«, sagte Jamie und übersetzte langsam, während sich sein Finger über die Seite bewegte. »Ich bin wach - nein, ich glaube, er meint >ich wurde geweckt< - durch Geräusche im Nebenzimmer. Ich denke - >ich dachte< -, mein Patient würde gehen, um Wasser zu lassen, und bin aufgestanden, um ihm zu folgen... Ich frage mich, warum er das tun sollte.««

»Der Patient - es ist übrigens Hector Cameron - hatte ein Problem mit seiner Blase. Rawlings wollte ihn wahrscheinlich beim Urinieren beobachten, um zu sehen, was für Schwierigkeiten er hatte, ob er Schmerzen hatte oder Blut im Urin, etwas in der Art.«

Jamie warf mir mit hochgezogener Augenbraue einen Seitenblick zu, dann wandte er sich kopfschüttelnd wieder dem Notizbuch zu und murmelte irgendetwas über die merkwürdigen Vorlieben der Ärzte.

»*Homo procediente*... der Mann fährt fort... Warum schreibt er >der Mann<, anstatt ihn bei seinem Namen zu nennen?«

»Er hat auf Latein geschrieben, um seine Worte geheim zu halten«, sagte ich. Ich brannte darauf zu erfahren, was als Nächstes kam. »Wenn Cameron seinen Namen in dem Buch gesehen hätte, wäre er wohl neugierig geworden. Was ist dann passiert.«

»Der Mann geht hinaus - meint er ins Freie oder nur aus seinem Zimmer? - es muss ins Freie heißen... geht ins Freie, und ich folge ihm. Er geht zielsicher und schnell... Warum auch nicht? Oh, hier - das verstehe ich nicht. Ich gebe - habe dem Mann zwölf Gran Laudanum gegeben...«

»*Zwölf Gran*? Bist du sicher, dass er das schreibt?« Ich beugte mich über Jamies Schulter und warf einen Blick auf die Seite, doch ohne Zweifel - er wies auf den Eintrag, der deutlich in Schwarz auf Weiß verfasst war. »Aber das ist ja genug Laudanum, um ein Pferd niederzustrecken.«

»Aye, >zwölf Gran Laudanum, um den Schlaf herbeizuführen<, sagt er. Dann ist es ja kein Wunder, dass der Doktor erstaunt war, Cameron mitten in der Nacht über den Rasen huschen zu sehen.«

Ich stieß ihn mit dem Ellbogen an. »Weiter!««

»Mmpfm. Nun, er sagt, er ist zum Abort gegangen - weil er wohl dachte, dass er Cameron dort finden würde -, doch es war niemand da, und es roch nicht nach... äh... er hatte nicht den Eindruck, dass in jüngster Zeit jemand dort gewesen war.«

»Du brauchst dich meinetwegen nicht zu zieren«, sagte ich.

»Ich weiß«, sagte er grinsend. »Aber mein Feingefühl ist trotz meines langen Umgangs mit dir noch nicht so weit verroht, Sassenach. Au!« Er fuhr zurück und rieb sich den Arm, weil ich ihn gekniffen hatte. Ich starrte ihn finster an, auch wenn ich mich innerlich freute, uns beide ein wenig aufgeheitert zu haben.

»Kein Wort mehr über dein Feingefühl, *bitte*«, sagte ich und klopfte mit dem Fuß auf den Boden. »Außerdem hast du gar keins, sonst hättest du mich nie geheiratet. Wo hat Cameron denn gesteckt?«

Er überflog die Seite, und seine Lippen formten schweigend Worte.

»Er weiß es nicht. Er ist im Haus herumgespukt, bis der Butler die Nase aus seinem Loch gesteckt hat, weil er ihn für einen Einbrecher hielt, und ihn mit einer Flasche Whisky bedroht hat.«

»Eine Furcht einflößende Waffe«, merkte ich an und lächelte bei der Vorstellung, wie Ulysses in seiner Nachtmütze dieses Mittel der Zerstörung schwang. »Was heißt denn >eine Flasche Whisky< auf Latein?«

Jamie blickte zur Seite.

»*Er sagt aqua vitae*, treffender hat er es wohl nicht hinbekommen. Aber es muss Whisky gewesen sein; er sagt, der Butler hat ihm ein Gläschen auf den Schrecken gegeben.«

»Also hat er Cameron nicht gefunden?«

»Aye, doch, nachdem er sich von Ulysses verabschiedet hatte. Er hat in seinem weißen Bett gelegen und geschnarcht. Am nächsten Morgen hat er nachgefragt, aber Cameron konnte sich nicht daran erinnern, in der Nacht aufgestanden zu sein.« Er blätterte mit einem Finger um und sah mich an. »Könnte es sein, dass das Laudanum sein Erinnerungsvermögen beeinträchtigt hat?«

»Das ist möglich«, sagte ich stirnrunzelnd. »Sehr gut sogar. Aber es ist einfach nicht zu glauben, dass jemand, der so viel Laudanum geschluckt hatte, überhaupt herumgelaufen ist... es sei denn...«« Ich zog eine Augenbraue hoch und sah ihn an, weil mir eine Bemerkung einfiel, die Jocasta im Lauf eines Gespräches auf River Run gemacht hatte. »Ist es möglich, dass dein Onkel Opiumesser war oder so etwas? Jemand, der gewohnheitsmäßig große Mengen Laudanum zu sich nimmt, hat eine höhere Toleranzgrenze, und Rawlings' Dosis hätte ihn in einem solchen Fall kaum beeinträchtigt.«

Jamie, der sich grundsätzlich nicht davon schockieren ließ, wenn jemand seiner Verwandtschaft etwas Unmoralisches unterstellte, dachte über meine Frage nach, schüttelte aber schließlich den Kopf.

»Wenn es so gewesen ist, ist es mir nicht zu Ohren gekommen. Andererseits«, fügte er in aller Logik hinzu, »gibt es natürlich keinen Grund, warum es mir jemand erzählen sollte.«

Das stimmte allerdings. Wenn Hector Cameron die Mittel gehabt hatte, sich an importierten Betäubungsmitteln zu verlustieren - und er hatte sie mit Sicherheit gehabt, da River Run eine der florierendsten Plantagen der ganzen Gegend war -, dann war das ganz allein seine Sache gewesen. Dennoch war ich überzeugt, dass irgendjemand es erwähnt hätte.

Jamies Gedankengänge nahmen eine andere Richtung.

»Warum sollte ein Mann mitten in der Nacht aus dem Haus gehen, um zu pinkeln, Sassenach?«, fragte er. »Ich *weiß*, dass Hector Cameron einen Nachttopf hatte; ich habe ihn selbst schon benutzt. Sein Name und das Cameronwappen waren auf den Boden gemalt.«

»Eine exzellente Frage.« Ich starrte auf die Seite mit dem kryptischen Gekritzel. »Wenn Hector Cameron große Schmerzen oder Schwierigkeiten

hatte - zum Beispiel durch einen Nierenstein -, könnte es doch sein, dass er nach draußen gegangen ist, um das Haus nicht zu wecken.«

»Mir ist zwar nichts davon zu Ohren gekommen, dass mein Onkel Opiumesser war, aber davon, dass er große Rücksicht auf seine Frau oder seine Dienstboten genommen hat, weiß ich auch nichts«, merkte Jamie ausgesprochen zynisch an. »Nach allem, was man hört, war Hector Cameron ein Erzschurke.«

Ich lachte.

»Das ist bestimmt auch der Grund, warum deine Tante Duncan so schätzt.«

Adso kam mit den Überresten der Libelle im Maul herein spaziert und setzte sich zu meinen Füßen nieder, so dass ich seine Beute bewundern konnte.

»Fein«, sagte ich und tätschelte ihn beiläufig. »Iss aber nicht zu viel davon; in der Vorratskammer sind noch jede Menge Küchenschaben, um die du dich kümmern sollst.«

»*Ecce homo*«, murmelte Jamie nachdenklich und tippte mit dem Finger auf das Notizbuch. »Meinst du, der *homo* war vielleicht Franzose?«

»Was?« Ich starrte ihn an.

»Bist du noch nicht auf den Gedanken gekommen, Sassenach, dass der Mann, dem der Doktor gefolgt ist, vielleicht gar nicht Cameron war?«

»Bis jetzt nicht, nein.« Ich beugte mich vor und blinzelte auf die Buchseite. »Aber warum sollte es jemand anders gewesen sein, geschweige denn, ein Franzose?«

Jamie wies mit dem Finger auf den Rand der Seite, der ein paar kleine Zeichnungen trug; Schnörkel, hatte ich gedacht. Die Zeichnung unter seinem Finger war eine Lilie.

»*Ecce homo*«, sagte er erneut und tippte darauf. »Der Doktor war sich nicht sicher, wer der Mann war, dem er gefolgt ist - deshalb hat er ihn nicht beim Namen genannt. Wenn Cameron betäubt war, war es jemand

anders, der in jener Nacht das Haus verlassen hat - und doch erwähnt er keine anderen Anwesenden.«

»Das ist gut möglich, es sei denn, er hätte die betreffende Person untersucht«, wandte ich ein. »Er fügt zwar persönliche Beobachtungen ein, doch das meiste in diesem Buch sind nur seine Fallhistorien; seine Beobachtungen über seine Patienten und die Behandlungen, die er angewandt hat. Aber trotzdem...« Ich blickte stirnrunzelnd auf die Seite. »Eine an den Rand gekritzelte Lilie muss nicht unbedingt etwas zu bedeuten haben, schon gar nicht, dass ein Franzose dort war.« Abgesehen von Fergus gab es kaum Franzosen in North Carolina. Ich wusste von einer Reihe französischer Siedlungen südlich von Savannah - aber das war Hunderte von Meilen entfernt.

Die Lilie *konnte* gar nichts anderes als ein dahin gemalter Schnörkel sein - und doch konnte ich mich nicht entsinnen, dass Rawlings an irgendeiner anderen Stelle des Buches solche Zeichnungen gemacht hatte. Wenn er Zeichnungen angefügt hatte, waren sie akkurat und zweckdienlich, als Gedächtnisstütze für ihn selbst oder als Anleitung für einen Arzt, der möglicherweise einmal in seine Fußstapfen trat.

Über der Lilie befand sich eine Zeichnung, die aussah wie ein Dreieck mit einem kleinen Kreis am Scheitelpunkt und einer gerundeten Basis; darunter stand eine Abfolge von Buchstaben. *Au et Aq*.

»A... u«, sagte ich langsam, während ich sie betrachtete. »Aurum.«

»Gold?« Jamie sah überrascht zu mir auf. Ich nickte.

»Ja, es ist die wissenschaftliche Abkürzung für Gold. >Aurum et aqua.< Ich vermute, er meint Goldwasser, Goldspäne in einer wässrigen Lösung. Es ist ein Heilmittel für Arthritis - seltsamerweise funktioniert es oft, auch wenn niemand weiß, warum.«

»Teuer«, merkte Jamie an. »Obwohl Cameron es sich sicher erlauben konnte - vielleicht hatte er ein oder zwei Unzen von seinem Goldbarren zurückbehalten, was?«

»Er hat gesagt, dass Cameron Arthritis hatte.« Ich betrachtete stirnrunzelnd die Seite und ihre kryptischen Randbemerkungen.

»Vielleicht hatte er vor, ihm Goldwasser zu empfehlen. Aber ich habe keine Ahnung, was die Lilie oder dieses andere Ding zu bedeuten haben -« Ich zeigte mit dem Finger darauf. »Wenn es ein Symbol für eine medizinische Behandlung ist, so ist es *mir* nicht bekannt.«

Zu meiner Überraschung lachte Jamie.

»Das kann ich mir vorstellen, Sassenach. Es ist ein Freimaurerkompass.«

»Wirklich?« Ich kniff die Augen zu, dann sah ich Jamie an. »War Cameron denn Freimaurer?«

Er zuckte mit den Achseln und fuhr sich mit der Hand durch das Haar. Jamie sprach niemals von seiner Verbindung zu den Freimaurern. Er war in Ardsmuir zum Freimaurer geworden, und ganz abgesehen davon, dass diese Gesellschaft ihren Mitgliedern Geheimhaltung auferlegte, sprach er kaum je von den Dingen, die sich dort zwischen den feuchten Steinmauern abgespielt hatten.

»Rawlings muss auch einer gewesen sein«, sagte er. Es war ihm deutlich anzusehen, dass es ihm widerstrebte, über die Freimaurerei zu sprechen, dass es ihn jedoch drängte, seine logischen Schlüsse zu ziehen. »Sonst hätte er nicht gewusst, was das ist.« Er tippte mit seinem langen Finger auf den Kompass.

Ich wusste nicht genau, was ich als Nächstes sagen sollte, wurde jedoch in meiner Unentschlossenheit von Adso gerettet, der ein Paar bernsteinfarbener Flügel ausspuckte und auf der Suche nach weiteren Appetithäppchen auf den Schreibtisch sprang. Jamie griff mit einer Hand nach dem Tintengefäß und hielt die andere schützend über seinen neuen Federkiel. Seiner Beute beraubt, schlenderte Adso zur Tischkante und setzte sich auf Jamies Briefstapel. Adsos Schwanz wedelte sanft, während er vorgab, die Aussicht zu bewundern.

Jamie kniff angesichts dieser Unverschämtheit die Augen zusammen. »Nimm deinen pelzigen Hintern von meiner Korrespondenz, du kleines Biest«, sagte er und stach mit der Spitze seines Federkiels nach Adso. Adso riss seine großen, grünen Augen weit auf, heftete sie gebannt auf das Ende der wedelnden Feder, und seine Schulterblätter spannten sich

erwartungsvoll an. Jamie wackelte verlockend mit dem Federkiel, und Adso hieb vergeblich mit der Tatze danach.

Ich griff hastig nach der Katze, bevor ein Unglück geschehen konnte, und hob sie mit einem überraschten und entrüsteten Protestgeräusch von den Papieren.

»Nein, das ist *sein* Spielzeug«, sagte ich mit einem tadelnden Blick auf Jamie zu dem Kater. »Komm mit; die Küchenschaben warten.«

Ich griff mit der freien Hand nach dem Notizbuch, doch zu meiner Überraschung gebot Jamie mir Einhalt.

»Lass es mich noch ein wenig behalten, Sassenach«, sagte er. »Der Gedanke, dass ein französischer Freimaurer des Nachts in River Run herumspaziert, ist wirklich sehr merkwürdig. Ich würde gern sehen, was Dr. Rawlings sonst noch zu sagen hat, wenn er ins Lateinische verfällt.«

»Nun gut.« Ich hob mir Adso, der in freudiger Erwartung der Küchenschaben laut zu schnurren begonnen hatte, auf die Schulter und blickte aus dem Fenster. Die Sonne war hinter den Kastanien zu einem brennenden Glühen versunken, und ich konnte Frauen- und Kinderstimmen aus der Küche hören. Mrs. Bug begann gerade, den Tisch zu decken, und Brianna und Marsali halfen ihr dabei.

»Gleich gibt es Abendessen«, sagte ich und beugte mich nieder, um Jamie auf den Scheitel zu küssen, der vom letzten Sonnenlicht in Feuer getaucht wurde. Er hob lächelnd den Finger an die Lippen und dann zu mir, doch als ich die Tür erreichte, hatte er sich schon wieder über die dicht beschriebenen Seiten gebeugt. Das einzelne Blatt mit den drei schwarzen Worten lag am Rand des Schreibtischs, vergessen - für den Augenblick.

97

Variationen in Blut

Draußen vor der Tür sah ich etwas Braunes aufblitzen, und Adso schoss vom Tisch, als hätte jemand »Fisch!« gerufen. Offenbar fast genauso gut; es war Lizzie, die sich auf dem Rückweg von der Milchkammer befand, in der einen Hand eine Schale mit angedicktem Rahm, in der anderen ein Buttergefäß, dazu hielt sie einen großen Milchkrug an ihre Brust gepresst, den sie mit ihren gefalteten Händen gerade eben festhalten konnte. Adso wand sich um ihre Knöchel wie ein pelziges Seil, und man konnte ihm ansehen, dass er hoffte, sie zum Stolpern zu bringen, so dass sie ihre Last fallen ließ.

»Überleg's dir gut, Kater«, sagte ich zu ihm und streckte die Hand aus, um den Milchkrug zu retten.

»Oh, danke, Ma'am.« Lizzie entspannte sich und ließ mit einem kleinen Seufzer die Schultern sinken. »Ich wollte mir einfach nur den zweiten Weg ersparen.« Sie zog die Nase hoch und versuchte, sie an ihrem Unterarm abzuwischen, wodurch sie die Butter in Gefahr brachte.

Ich zupfte ein Taschentuch aus meiner Tasche und hielt es ihr unter die Nase, wobei ich den mütterlichen Impuls unterdrückte, »jetzt pusten« zu sagen.

»Danke, Ma'am«, wiederholte sie und neigte den Kopf.

»Geht es dir auch gut, Lizzie?« Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm ich sie beim Arm und zog sie in mein Sprechzimmer, wo ich im Licht der großen Fenster genug sehen konnte.

»Mir geht es bestens, Ma'am. Wirklich, ich habe nichts!«, protestierte sie und hielt den Rahm und die Butter wie zum Schutz an sich gepresst.

Sie war blass - aber Lizzie war immer blass und sah so aus, als hätte sie kein einziges Blutkörperchen zu viel. Doch ihre Haut hatte ein seltsames, fahles Aussehen, bei dessen Anblick mir beklommen zumute wurde. Ihre letzte Malariaattacke war fast ein Jahr her, und sie schien grundsätzlich gesund zu sein, aber...

»Komm hierher«, sagte ich und zog sie zu einem Paar hochbeiniger Hocker. »Setz dich, nur ganz kurz.«

Trotz ihres sichtlichen Widerwillens wagte sie keinen Protest und setzte sich, wobei sie die Gefäße auf den Knien balancierte. Ich nahm sie ihr ab, warf einen Blick in Adsos unbewegte, grüne Raubtieraugen und stellte sie zur sicheren Aufbewahrung in den Schrank.

Puls normal - das hieß, normal für Lizzie; er war bei ihr immer ein wenig zu schnell und flach. Atmung... in Ordnung, keine Ablagerungen, kein Pfeifen. Ich konnte die Lymphdrüsen unter ihrem Kinn spüren, aber das war nichts Ungewöhnliches; durch die Malaria waren sie dauerhaft vergrößert und fühlten sich wie Wachteleier unter ihrer Haut an. Doch auch die Lymphdrüsen in ihrem Hals waren jetzt geschwollen - und diese konnte ich normalerweise nicht fühlen.

Ich zog ihr Augenlid hoch und warf einen genauen Blick auf das blassgraue Rund, das mir nervös entgegen blickte. Oberflächlich in Ordnung, wenn auch etwas blutunterlaufen. Doch auch hier - irgendetwas... stimmte hier nicht ganz... mit ihren Augen, obwohl ich nicht mit Bestimmtheit sagen konnte, was es sein mochte. Wies das Weiße ihrer Augen vielleicht einen Hauch von Gelb auf? Ich runzelte die Stirn und drehte ihren Kopf zur Seite, indem ich eine Hand unter ihr widerstandsloses Kinn legte.

»Hallo, ihr zwei. Alles in Ordnung?« Roger blieb in der Tür stehen und hielt lässig einen ausgesprochen großen, ausgesprochen toten Vogel in der Hand.

»Ein Truthahn!«, rief ich aus und bemühte mich um einen warmen, bewundernden Ton. Ich hatte wirklich nichts gegen Truthahn, aber Jamie und Brianna hatten in der letzten Woche mehrere dieser enormen Vögel erlegt, so dass in den vergangenen Tagen eine gewisse Monotonie Einzug

in unseren Speiseplan gehalten hatte. Drei der Tiere hingen momentan im Räucherschuppen. Andererseits waren wilde Truthähne gerissen und schwer zu erlegen, und soweit ich wusste, hatte Roger noch nie einen eigenhändig erwischt.

»Hast du ihn selbst geschossen?«, fragte ich und trat pflichtbewusst näher, um das Tier zu bewundern. Er hielt es an den Füßen fest, und die großen, gerundeten Flügel hingen halb offen, so dass sich das Sonnenlicht in den regenbogenfarbig schillernden, schwärzlichgrünen Brustfedern fing.

»Nein.« Rogers Gesicht war gerötet, von der Sonne, vor Aufregung, vielleicht auch von beidem, und unter seiner sonnengebräunten Haut breitete sich ein warmer Ton aus. »Ich bin ihm nachgerannt«, sagte er stolz. »Habe ihn mit einem Stein am Flügel getroffen und bin ihm dann hinterher gerannt und habe ihm das Genick gebrochen.«

»Fabelhaft«, sagte ich, und diesmal war meine Begeisterung schon aufrichtiger. Dann würden wir beim Säubern keine Schrotkugeln aus dem Fleisch picken müssen und beim Essen keine abgebrochenen Zähne riskieren.

»Es ist ein schöner Vogel, Mr. Mac.« Lizzie war von ihrem Hocker geglitten und zu uns getreten, um den Vogel ebenfalls zu bewundern. »Und so schön fett! Soll ich ihn mitnehmen und für Euch säubern?«

»Was? Oh, danke, Lizzie, nein - ich, äh, kümmere mich schon darum.« Die Farbe stieg ihm noch ein wenig höher ins Gesicht, und ich verkniff mir ein Lächeln. Was er damit meinte, war, dass er Brianna seinen Fang in all seiner Glorie vorführen wollte. Er nahm den Vogel in die linke Hand und hielt mir die rechte hin, die in ein blutbeflecktes Tuch gewickelt war.

»Ich hatte einen kleinen Unfall beim Handgemenge mit dem Vogel. Meinst du, du könntest vielleicht...?«

Ich wickelte das Tuch ab und spitzte die Lippen, als ich sah, was sich darunter befand. Der Truthahn hatte Roger im Todeskampf mit den Klauen drei gezackte Wunden in den Handrücken gerissen. Das Blut war zum Großteil verkrustet, doch aus der tiefsten Wunde quollen frische Tropfen auf, die ihm über den Finger liefen und auf den Boden tropften.

»Oh, einen *kleinen* Unfall«, sagte ich und sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Ja, ich glaube, ich könnte vielleicht. Ich mache es sauber und - Lizzie! Warte einen Moment!«

Lizzie nutzte die Ablenkung als Gelegenheit zur Flucht und war unauffällig zur Tür unterwegs. Sie blieb stehen, als hätte man sie in den Rücken geschossen.

»Wirklich, Ma'am, mir geht es wunderbar«, sagte sie flehend. »Mir fehlt nichts, wirklich gar nichts.«

Eigentlich hatte ich sie nur angehalten, um sie daran zu erinnern, die Butter und den Rahm aus dem Schrank mitzunehmen. Zu spät für die Milch; Adso hatte sich auf die Hinterbeine gestellt; Kopf und Schultern verschwanden komplett in der Öffnung des Kruges, aus dem leise Schleckgeräusche kamen. Diese klangen jedoch wie ein Echo des leisen Platschens, mit dem Rogers Blut auf den Boden tropfte, und das brachte mich plötzlich auf eine Idee.

»Mir ist gerade ein Gedanke gekommen«, sagte ich. »Setz dich wieder, Lizzie - ich möchte dir nur ein wenig Blut abnehmen.«

Lizzie sah aus wie eine Feldmaus, die plötzlich von ihrem Krümel aufblickt und feststellt, dass sie sich inmitten einer Eulenversammlung befindet, doch es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, sich einer Anordnung zu widersetzen. Äußerst widerstrebend kletterte sie wieder auf den Hocker neben Roger, der seinen Truthahn auf den Boden gelegt hatte.

»Was willst du denn mit dem Blut?«, fragte er interessiert. »Du kannst von mir so viel haben, wie du willst, ganz umsonst.« Grinsend hob er die verletzte Hand.

»Ein großzügiges Angebot«, sagte ich, während ich mir ein Tuch und eine Hand voll sauberer Glasscheiben zurechtlegte. »Aber du hattest doch noch nie Malaria, oder?« Ich packte Adso am Nacken, zog ihn aus dem Milchkrug und setzte ihn auf den Boden, bevor ich über ihm in den Schrank langte.

»Nicht, dass ich wüsste.« Roger beobachtete meine Vorbereitungen mit großem Interesse.

Lizzie gab einen leisen, verlorenen Spottlaut von sich.

»Wenn es so wäre, dann wüsstet Ihr das genau, Sir.«

»Wahrscheinlich.« Er sah sie mitfühlend an. »Nach allem, was ist höre, ist es eine gemeine Sache.«

»So ist es. Eure Knochen schmerzen so sehr, dass Ihr glaubt, sie sind alle in Eurem Inneren gebrochen, und Eure Augen brennen wie die eines Dämons. Dann läuft Euch der Schweiß in Bächen über den Körper, und Euch wird so kalt, dass Euch vor lauter Klappern fast die Zähne abbrechen...« Sie zog die Schultern hoch und erschauerte bei der Erinnerung daran. »Aber ich dachte, es ist fort«, sagte sie und warf einen beklommenen Blick auf meine Lanzette, die ich in der Flamme meiner Alkohollampe sterilisierte.

»Das hoffe ich auch«, sagte ich und betrachtete die winzige Klinge stirnrunzelnd. Ich griff nach einem Läppchen und der blauen Glasflasche mit destilliertem Alkohol und reinigte sorgfältig die Spitze ihres Mittelfingers. »Manche Leute bekommen es nach dem ersten Anfall nie wieder, und ich hoffe wirklich, dass du zu ihnen gehörst, Lizzie. Aber bei den meisten kehrt es dann und wann zurück. Ich versuche herauszufinden, ob es bei dir möglicherweise wieder im Anmarsch ist. Fertig?«

Ohne ihr Nicken abzuwarten, stach ich ihr rasch mit der Lanzette in die Haut, dann legte ich die Klinge hin und griff nach einem Objektträger. Ich drückte auf ihre Fingerspitze und ließ Blut auf drei Glasscheiben tropfen, dann wickelte ich ihr das Läppchen um den Finger und ließ los.

Schnell ergriff ich einen sauberen Objektträger und legte ihn auf einen Blutstropfen, dann zog ich ihn hastig fort und verschmierte so das Blut dünn auf der ursprünglichen Scheibe. Noch einmal und ein drittes Mal, dann legte ich die Scheiben zum Trocknen hin.

»Das ist alles, Lizzie«, sagte ich lächelnd zu ihr. »Ich muss noch ein paar Vorbereitungen treffen, bevor man sie sich ansehen kann. Wenn sie so weit sind, rufe ich dich, ja?«

»Oh... nein, es ist schon recht, Ma'am«, murmelte sie und rutschte mit einem angstvollen Blick auf die blutverschmierten Glasscheiben von

ihrem Hocker. »Ich brauche es nicht zu sehen.« Sie legte das Tuch hin, strich sich über die Schürze und huschte aus dem Zimmer - und vergaß die Butter und den Rahm.

»Tut mir Leid, dass du warten musstest«, entschuldigte ich mich bei Roger. »Ich habe mir nur gedacht...«« Ich griff in den Schrank, zog drei kleine Keramikgefäße hervor und entkorkte sie.

»Kein Problem«, versicherte er mir. Er sah fasziniert zu, wie ich kontrollierte, ob die Blutspuren auf den Objektträgern wirklich trocken waren, und dann in jedes der Gefäße eine Scheibe gleiten ließ.

»Nun gut.« Jetzt konnte ich meine Aufmerksamkeit der Reinigung und dem Verbinden seiner Hand zuwenden - einer unkomplizierten Aufgabe. »Nicht so schlimm, wie ich dachte«, murmelte ich, während ich ihm das geronnene Blut von den Fingerknöcheln wischte. »Es hat ziemlich geblutet, und das ist gut so.«

»Aye, wenn du das sagst.« Er zuckte nicht mit der Wimper, hielt das Gesicht jedoch sorgsam abgewendet und konzentrierte sich auf das Fenster.

»Das spült die Wunden aus«, erklärte ich, während ich seine Hand mit Alkohol betupfte. »Dann brauche ich nicht so fest darüber zu reiben, um sie zu säubern.«

Er holte mit einem scharfen Zischen Luft, dann wies er kopfnickend auf die Keramiktöpfchen mit den Objektträgern, um sich abzulenken.

»Wo wir gerade von Blut sprechen - was machst du da mit dem von Miss Mäuschen?«

»Ich möchte etwas ausprobieren. Ich weiß nicht, ob es funktionieren wird, aber ich habe versucht, Einfärbemittel aus Extrakten herzustellen, mit denen ich sonst Stoff färbe. Wenn eins oder mehrere davon bei Blut funktionieren, werde ich in der Lage sein, die roten Zellen unter dem Mikroskop deutlich zu sehen - und das, was in ihnen ist«, sagte ich mit einer Mischung aus Hoffnung und unterdrückter Erregung.

Der Versuch, mit den mir zur Verfügung stehenden Materialien Zellfärbemittel nachzuahmen, war nicht unbedingt Erfolg versprechend -

aber nicht vollkommen unvorstellbar. Ich verfügte über die üblichen Lösungsmittel - Alkohol, Wasser, Terpentin und seine Destillate - und ich hatte ein weites Spektrum an Pflanzenpigmenten zum Experimentieren zur Hand, von Indigo bis hin zu Hagebutten, dazu das Praxiswissen über ihre Färbeeigenschaften.

Ich hatte zwar kein Kristallviolett oder Karbofuchsin, doch es war mir gelungen, ein rötliches Färbemittel herzustellen, das Epithelzellen hochgradig sichtbar machte, wenn auch nur vorübergehend. Es blieb noch festzustellen, ob dasselbe Färbemittel auch bei roten Blutkörperchen und ihrem Inhalt funktionieren würde oder ob ich es mit einer Differentialeinfärbung versuchen musste.

»Was ist denn darin?« Roger wandte sich interessiert in meine Richtung.

»Plasmodium vivax«, sagte ich. »Die Protozoen, die Malaria hervorrufen.«

»Die kann man *sehen?* Ich dachte immer, Krankheitserreger wären viel zu klein, um sie unter einem Mikroskop sehen zu können!«

»Du bist ja genau so schlimm wie Jamie«, sagte ich geduldig. »Obwohl ich es liebe, einen Schotten das Wort >Krrrankheitserrrreger< sagen zu hören. Was für ein unheilvolles Wort, wenn eine tiefe Stimme es mit diesen rollenden >R's ausspricht.«

Roger lachte. Der Galgen hatte seiner Stimme den Großteil ihrer Kraft geraubt, doch ihre tieferen, raueren Register waren ihr geblieben.

»Fast so gut wie Morrrd«, sagte er und brummte dabei wie ein Zementmischer.

»Oh, nichts was einem Schotten näher liegt als ›Morrrd‹«, versicherte ich ihm. »Blutdürstige Gesellen, alle miteinander.«

»Was, alle?« Er grinste, denn anscheinend störte ihn diese krasse Verallgemeinerung nicht im Mindesten.

»Bis zum letzten Mann«, versicherte ich ihm. Ich hatte seine Wunde fertig ausgewaschen und tupfte ihm jetzt den Handrücken ab, wobei kleine, rote Flecken das frische Gazeläppchen tränkten. »Und wo wir

gerade von Blutdurst sprechen«, fügte ich beiläufig hinzu, »kennst du zufällig deine Blutgruppe?«

Jetzt zog er eine Augenbraue hoch. Nun, ich wollte ihn schließlich nicht hintergehen; ich hatte nur nach einer Gelegenheit gesucht, diese Frage anzubringen.

»Ja«, sagte er langsam. »Die kenne ich. Sie ist Null-Positiv.«

Seine dunkelgrünen Augen waren voller Interesse fest auf die meinen geheftet.

»Sehr interessant«, sagte ich. Ich tauschte das Gazeviereck gegen ein frisches aus und begann, es mit einer Bandage zu umwickeln.

»Wie interessant denn genau?«, fragte er. Ich sah ihn an und erwiderte seinen Blick.

»Einigermaßen.« Ich zog die Objektträger hervor, von denen rote und blaue Färbemittel tropften. Ich lehnte eine der Scheiben zum Trocknen an den Milchkrug und tauschte die beiden anderen aus, indem ich die rote Scheibe in die blaue Farbe tauchte und umgekehrt.

»Es gibt drei Hauptblutgruppen«, sagte ich und pustete sanft auf den angelehnten Objektträger. »Eigentlich sogar mehr, aber diese drei kennt jeder. Man nennt sie die AB-Null-Gruppierung, und man sagt, dass jeder Mensch entweder Blut vom Typ A, B oder Null hat. Die Sache ist nun die - genau wie all deine anderen Körpermerkmale ist auch dies genetisch festgelegt, und da die Menschen im Allgemeinen heterosexuell sind, bekommt man die Hälfte seiner Eigenschaften vom einen Elternteil mit, die andere Hälfte vom anderen.«

»Das weiß ich noch dumpf aus der Schule«, sagte Roger trocken. »All diese blöden Tabellen über die Bluterkrankheit der Königlichen Familie und so weiter. Ich gehe aber davon aus, dass es jetzt eine gewisse persönliche Bedeutung hat, oder?«

»Es ist so«, sagte ich und blinzelte durch den Sucher, während ich versuchte, das Mikroskop scharf zu stellen, »diese Blutgruppen haben etwas mit Antikörpern zu tun - kleinen, merkwürdig geformten Dingern auf der Oberfläche der Blutkörperchen. Das heißt, ein Mensch mit der

Blutgruppe A hat eine gewisse Sorte von Antikörpern auf seinen Zellen, ein Mensch mit Blutgruppe B eine andere, und Menschen mit der Blutgruppe Null haben gar keine.«

Plötzlich erschienen die roten Blutkörperchen, schwach eingefärbt wie runde, rote Geister. Hier und dort deutete ein dunkler geröteter Fleck etwas an, was vielleicht ein Stück Zellabfall oder eines der größeren, weißen Blutkörperchen war. Sonst war jedoch nicht viel zu sehen.

»Also«, fuhr ich fort und hob die beiden anderen Objektträger aus ihrem Bad, »wenn nun ein Elternteil einem Kind das Gen für Blutgruppe Null mitgegeben hat und der andere das für Blutgruppe A, hat das Kind Blutgruppe A, weil es auf die Antikörper untersucht wird. Trotzdem hat das Kind auch das Gen für die Blutgruppe Null.«

Ich schwenkte einen der Objektträger hin und her, um ihn zu trocknen.

»Ich habe Blutgruppe A. Zufällig weiß ich, dass mein Vater Blutgruppe Null hatte. Das bedeutet, dass beide seiner Gene Null gewesen sein müssen. Ganz gleich, welches von ihnen er also an mich weitergegeben hat, es muss Null gewesen sein. Also habe ich das A-Gen von meiner Mutter.«

Da ich sah, wie sich sein Gesicht mit dem vertrauten, glasigen Ausdruck überzog, seufzte ich und legte den Objektträger hin. Brianna hatte vorhin Penizillinsporen für mich gezeichnet und Block und Graphitstift neben dem Mikroskop liegen gelassen. Ich griff danach und schlug ein frisches Blatt auf.

»Sieh mal«, sagte ich und zeichnete rasch eine Tabelle.

Henry
○○ = Gruppe ○

Julia
A? = A oder AB

Claire
○A = Gruppe A

»Verstehst du?« Ich wies mit dem Graphitstift auf die Skizze. »Ich weiß nicht genau, welche Blutgruppe meine Mutter hatte, aber das macht nichts; da ich Blutgruppe A habe, muss sie mir das Gen dafür mitgegeben haben, denn mein Vater hatte keins.«

Der nächste Objektträger war so gut wie trocken; ich legte den Stift weg, schob die Scheibe unter das Mikroskop und beugte mich über den Sucher.

»Kannst du die Blutgruppen - diese Antikörper - mit dem Mikroskop sehen?« Roger stand dicht hinter mir.

»Nein«, sagte ich, ohne aufzublicken. »Dazu reicht die Vergrößerung nicht annähernd. Aber man kann andere Dinge sehen - hoffe ich.« Ich drehte den Einstellknopf ein winziges Stück weiter, und die Zellen wurden scharf. Ich atmete die Luft aus, die ich angehalten hatte, und ein kleiner Schauer der Erregung durchfuhr mich. Da waren sie; die scheibenförmigen, hellroten Flecken der roten Blutkörperchen - und hier und dort im Inneren einiger Zellen dunkle Flecken, manche rundlich, manche wie Bowlingkegel geformt. Mein Herz klopfte vor Aufregung, und ich machte einen kurzen, entzückten Ausruf.

»Komm und sieh es dir an«, sagte ich und trat beiseite. Roger bückte sich mit fragender Miene.

»Und was sehe ich hier?«, fragte er blinzelnd.

»Plasmodium vivax«, sagte ich stolz. »Malaria. Die kleinen, dunklen Kleckse im Inneren der Zellen.« Die rundlichen Flecken waren die Protozoen, die einzelligen Lebewesen, die durch den Stich eines Moskitos in das Blut übertragen wurden. Diejenigen, die aussahen wie Kegel - das waren Protozoen, die kurz vor dem Keimen standen und sich zur Vermehrung bereit machten.

»Wenn sie keimen«, erklärte ich und beugte mich selbst wieder über das Mikroskop, »vermehren sie sich so lange, bis das Blutkörperchen platzt, und dann gehen sie auf andere Blutkörperchen über, bis diese auch platzen

- dann erleidet der Patient eine Malariaattacke mit Fieber und Schüttelfrost. Solange die Plasmodien ruhen, geht es dem Patienten gut.«

»Und was löst die Vermehrung aus?«

»Das weiß niemand genau.« Ich holte tief Luft und verkorkte meine Behälter mit den Färbemitteln wieder. »Aber man kann überprüfen, was vor sich geht und ob sie sich vermehren. Niemand kann ein Leben lang oder auch nur über einen längeren Zeitraum Chinin einnehmen - Chinarinde ist zu teuer, und ich habe keine Ahnung, welche Langzeitwirkungen sie auf den Körper hat. Und den meisten Protozoen kann man leider mit Penizillin nichts anhaben. Aber ich werde Lizzies Blut alle paar Tage testen; wenn ich sehe, dass die Plasmodien drastisch zunehmen, fange ich sofort an, ihr Chinin zu verabreichen. Mit etwas Glück kann ich so den Ausbruch verhindern. Den Versuch ist es mit Sicherheit wert.««

Er deutete mit einer Kopfbewegung auf das Mikroskop und den rosa und blau gefleckten Objektträger.

»Mehr als wert«, sagte er leise.

Er sah mir beim Aufräumen der Überreste meiner Arbeit zu. Als ich mich bückte, um das blutige Tuch aufzuheben, das er um seine Hand gewickelt gehabt hatte, fragte er: »Und natürlich weißt du auch, welche Blutgruppe Brianna hat?«

»B«, sagte ich, ohne den Blick von der Schachtel mit dem Verbandsmaterial abzuwenden. »Ziemlich selten, vor allem bei Weißen. Man findet sie meistens bei kleinen, sehr isolierten Populationen - einige Indianerstämme im amerikanischen Südwesten, einige Schwarze; wahrscheinlich stammen sie aus einer bestimmten Gegend Afrikas, aber das war natürlich zum Zeitpunkt der Entdeckung der Blutgruppen nicht mehr zurückzuverfolgen.«

»Kleine, isolierte Populationen. Highlandschotten vielleicht?«

Ich hob meinen Blick.

»Vielleicht.«

Er nickte schweigend, und ich konnte sehen, wie er grübelte. Dann ergriff er den Stift und zeichnete seinerseits eine Tabelle auf den Block.

Claire
A○ = Gruppe A

Jamie
B? = B oder AB

Brianna
○B = Gruppe B

»Das stimmt«, sagte ich und nickte, als er mich fragend ansah. »Haargenau.«

Er antwortete mit einem kleinen, ironischen Lächeln und senkte dann den Blick, um die Tabellen zu betrachten.

»Heißt das, du kannst es sagen?«, fragte er schließlich, ohne aufzublicken. »Mit Sicherheit?«

»Nein«, sagte ich und warf den Lappen mit einem kleinen Seufzer in den Wäschekorb. »Oder besser - ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob Jemmy dein Sohn ist. Ich kann *möglicherweise* mit Sicherheit sagen, dass er es nicht ist.«

Die Röte war ihm aus dem Gesicht gewichen.

»Wie denn?«

»Brianna hat Blutgruppe B, aber ich habe A. Das bedeutet, dass sie ein Gen für B und eins für Null hat und jede dieser Sorten an Jemmy weitergegeben haben könnte. Von dir kann er nur eins für Null haben, denn ein anderes hast du nicht.«

Ich wies mit dem Kinn zum Fenster. Dort stand ein kleiner Ständer mit Glasröhrchen, die mit Serum gefüllt waren, das in der Spätnachmittagssonne bräunlich-golden leuchtete.

»Also. Wenn Brianna ihm ein Null-Gen mitgegeben hat und du - sein Vater - ebenfalls, dann hat er Blutgruppe Null - sein Blut enthält keine Antikörper und wird auf Kontakt mit meinem, Jamies oder Briannas Blutserum nicht reagieren. Wenn Brianna ihm ihr B-Gen mitgegeben hat und er von dir ein Null-Gen hat, hat er Blutgruppe B - sein Blut würde auf mein Serum reagieren, nicht aber auf Briannas. In beiden Fällen könntest du der Vater sein - aber auch jeder andere Mann mit der Blutgruppe Null. WENN aber -«

Ich holte tief Luft und hob den Stift auf, den Roger wieder hingelegt hatte. Ich zeichnete beim Reden langsam mit, um die Möglichkeiten zu illustrieren.

Brianna
○B = Gruppe B

Roger
○○ = Gruppe ○

Jemmy
○B oder ○○ = Gruppe B oder Gruppe ○

»Aber« - ich tippte mit dem Stift auf das Papier - »wenn Jemmy Blutgruppe A oder AB aufweist, war sein Vater nicht homozygotisch für Gruppe ○ - homozygotisch bedeutet, dass beide Gene identisch sind -, und du bist es.« Ich trug die Alternativen links neben meinem ursprünglichen Eintrag ein.

x
A○/AA/AB/BB/B○/○○

Brianna
B○ = Gruppe B

Roger
○○ = Gruppe ○

Jemmy
AB = Gruppe AB
A○ = Gruppe A
○B/B○ = Gr. B
BB = Gruppe B
○○ = Gruppe ○

Jemmy
B○ = Gruppe B
○○ = Gruppe ○

Ich sah Rogers Augen zu dem »X« hinüberhuschen und fragte mich, was mich bewogen hatte, es so zu notieren. Es war ja schließlich nicht so, als ob jeder X-Beliebige ein Kandidat für Jemmys Vaterschaft sein konnte. Dennoch konnte ich mich nicht dazu überwinden, »Bonnet« zu schreiben - vielleicht war es schlichter Aberglaube, vielleicht auch einfach das Bedürfnis, jeden Gedanken an den Mann in sichere Ferne zu verbannen.

»Vergiss nicht«, sagte ich etwas entschuldigend, »dass Blutgruppe o sehr häufig vorkommt; sie ist unter allen Menschen die häufigste.«

Roger ächzte und saß da, die Augen nachdenklich verschleiert auf die Tabelle gerichtet.

»Aha«, sagte er schließlich. »Wenn er also Blutgruppe o oder B hat, ist er möglicherweise von mir, aber nicht mit Sicherheit. Wenn er A oder AB hat, ist er nicht von mir - mit Sicherheit.«

Er rieb sich leicht mit dem Finger über den frischen Verband an seiner Hand.

»Es ist ein sehr simpler Test«, sagte ich und schluckte. »Ich kann nicht - ich meine, es besteht immer die Möglichkeit eines Fehlers beim Testen.«

Er nickte, ohne aufzublicken.

»Hast du Brianna davon erzählt?«, fragte er leise.

»Natürlich. Sie sagt, sie will es nicht wissen - aber wenn du es möchtest, soll ich den Test durchführen.«

Ich sah, wie er einmal schluckte und kurz die Hand an die Narbe an seinem Hals hob. Sein Blick war auf die blank geschrubbten Dielen gerichtet, und er starrte vor sich hin.

Ich wandte mich ab, um ihm einen unbeobachteten Augenblick zu gönnen, und beugte mich über das Mikroskop. Ich würde ein Raster anfertigen müssen, dachte ich - ein Zählraster, das ich als Hilfsmittel zur Einschätzung der relativen Dichte der mit Plasmodien infizierten Zellen auf einen Objektträger legen konnte. Fürs Erste musste jedoch eine grobe Schätzung mit bloßem Auge reichen.

Mir kam die Idee, dass ich jetzt, wo ich ein funktionierendes Färbemittel hatte, auch das Blut anderer Bewohner von Fraser's Ridge testen sollte - angefangen bei den Mitgliedern unseres Haushalts. In den Bergen gab es zwar viel weniger Moskitos als in Küstennähe, aber es waren immer noch genug, und auch wenn Lizzie sich gut fühlte, war sie eine potentielle Infektionsquelle.

»...vier, fünf, sechs...« Ich zählte murmelnd die infizierten Zellen und versuchte dabei, sowohl Roger auf dem Hocker hinter mir als auch die plötzliche Erinnerung zu ignorieren, die mir ungebeten in den Sinn gekommen war, als ich ihm Briannas Blutgruppe genannt hatte.

Sie hatte mit sieben die Mandeln entfernt bekommen. Ich erinnerte mich noch gut an das Gesicht des Arztes, der stirnrunzelnd auf die Karteikarte in seiner Hand blickte - die Karte, auf der ihre Blutgruppe sowie diejenigen ihrer Eltern aufgelistet waren. Frank hatte Blutgruppe A gehabt, genau wie ich. Und zwei Eltern mit der Blutgruppe A konnten unter gar keinen Umständen ein Kind zeugen, das die Blutgruppe B hatte.

Der Arzt hatte aufgeschaut und seinen Blick von mir zu Frank und zurückwandern lassen, das Gesicht vor Verlegenheit verzerrt - und seine Augen hatten sich mit einer Art kalter Spekulation erfüllt, als er mich ansah. Ich hatte den Eindruck, ich hätte genauso gut den scharlachroten

Buchstaben »A« auf der Brust eingestickt tragen können - oder in diesem Fall ein scharlachrotes »B«.

Frank, die gute Seele, hatte seinen Blick gesehen und ganz entspannt gesagt: »Meine Frau ist verwitwet; ich habe Brianna als Baby adoptiert.« Das Gesicht des Arztes war sofort zu einem beruhigenden, entschuldigenden Ausdruck aufgetaut, und Frank hatte in meinem Rücken fest meine Hand ergriffen. Meine Hand spannte sich an, als ich mich an meinen erwidernden Händedruck erinnerte - und plötzlich verrutschte der Objektträger und ich hatte nur noch leeres, verschwommenes Glas vor Augen.

Hinter mir erklang ein Geräusch, und Roger stand auf. Ich drehte mich um, und er lächelte mich an. Seine Augen waren dunkel und sanft wie Moos.

»Das Blut spielt keine Rolle«, sagte er leise. »Er ist mein Sohn.«

»Ja«, sagte ich, und auch meine Kehle fühlte sich zugeschnürt an. »Ich weiß.«

Ein lautes Knacken unterbrach die nun folgende Stille, und ich blickte erschrocken zu Boden. Eine Wolke aus Truthahnfedern umwirbelte meinen Fuß, und Adso flitzte, auf frischer Tat ertappt, aus dem Sprechzimmer, den riesigen Fächer einer abgetrennten Flügelhälfte im Maul.

»Du *verflixtes* Biest!«, sagte ich.

98

Kluges Kerlchen

Ein kalter Ostwind wehte in der Nacht; Roger konnte hören, wie er beständig an der Wand neben seinem Kopf entlangheulte, deren Ritzen mit Schlamm abgedichtet waren, und wie die sturmgebeutelten Bäume hinter dem Haus schwankten und ächzten. Ein plötzlicher Windstoß traf die Ölhaut, mit der das Fenster bespannt war; sie blähte sich mit einem heftigen *Krack!* nach innen und löste sich an einer Seite. Der rauschende Luftzug wehte einige seiner Papiere vom Tisch und neigte die Kerzenflamme in einem alarmierenden Winkel zur Seite.

Roger schob die Kerze hastig an eine ungefährlichere Stelle und drückte die Ölhaut mit der Handfläche an die Wand, während er hinter sich blickte, um zu sehen, ob seine Frau und sein Sohn von dem Geräusch wach geworden waren. Ein Küchentuch bewegte sich an seinem Nagel neben dem Herd, und die Bespannung seines Bodhrans vibrierte schwach, als der Zug sie berührte. Aus dem abgedeckten Herdfeuer sprang jäh eine Feuerzunge auf, und er sah, wie Brianna sich bewegte, als ihr die kalte Luft über das Gesicht strich.

Doch sie kuschelte sich nur fester in ihre Bettdecke, und ein paar lose, rote Haare glommen auf, als der Windhauch sie anhob. Das Rollbett, in dem Jemmy jetzt schlief, stand im Schutz des großen Bettes; aus dieser Ecke des Zimmers kam kein Ton.

Roger atmete die Luft aus, die er angehalten hatte, kramte kurz in der Hornschale herum, die allerlei nützlichen Krimskrams enthielt, und brachte einen unbenutzten Heftnagel zum Vorschein. Er drückte ihn mit dem Handballen fest, und an Stelle des Luftzuges sickerte nur noch ein Hauch von Kälte in den Raum. Dann bückte er sich, um seine Papiere zu retten.

»O will ye let Telfer's kye gae back?
Or will ye do aught for regard o' me?«

Er wiederholte den Text im Kopf, während er die halb getrocknete Tinte von seinem Federkiel abwischte und Kimmie Clellans brüchige, alte Stimme die Worte singen hörte.

Es war ein Lied namens »Jamie Telfer of the Fair Dodhead« - eine jener uralten Räuberballaden, die Dutzende von Strophen hatten und von denen es Dutzende regionaler Versionen gab, die sich in diesem Fall alle um die Versuche des Lowlanders Telfer drehten, sich für einen Überfall auf sein Haus zu rächen, indem er seine Freunde und Verwandten zu Hilfe rief. Roger kannte schon drei verschiedene Versionen, aber Clellan hatte noch eine gesungen - mit einem vollständig neuen Handlungsstrang, in dem es um Telfers Vetter Willie ging.

»Or by the faith of my body, >quo< Willie Scott.
I'se ware my dame's calfskin on thee!«

Kimmie hatte Roger erzählt, dass er gern sang, um sich den Abend zu vertreiben oder um die Gastgeber zu unterhalten, deren Feuer er teilte. Er konnte sich noch an all die schottischen Lieder seiner Jugend erinnern und sang sie mit Freuden, so oft ihm noch jemand zuhören mochte, wenn man ihm nur die Kehle so feucht hielt, dass eine Melodie darauf schwimmen konnte.

Der Rest der Gesellschaft im Herrenhaus hatte sich Clellans Repertoire zwei- oder dreimal angehört, im Lauf des vierten Mals zu gähnen und zu blinzeln begonnen, um sich dann schließlich murmelnd zu entschuldigen und stolpernd - *en masse* - zu Bett zu gehen, so dass Roger den Alten mit noch mehr Whisky bestechen und ihn zu einer weiteren Wiederholung verleiten konnte, bis er sich die Worte fest eingeprägt hatte.

Doch das Gedächtnis war eine flüchtige Angelegenheit, und oft geschah es, dass zufällige Verluste und unbewusste Mutmaßungen an die Stelle von Fakten traten. Es war sehr viel sicherer, wenn man wichtige Dinge zu Papier brachte.

»I *winna let the kye gae back,*
Neither for thy love, nor yet thy fear...«

Der Federkiel hielt mit sanftem Kratzen ein Wort nach dem anderen fest, um es wie ein Glühwürmchen auf die Seite zu heften. Es war schon sehr spät, und Rogers Muskeln waren vor Kälte und vom langen Sitzen verkrampft, doch er war fest entschlossen, alle neuen Strophen niederzuschreiben, solange sie ihm noch frisch im Gedächtnis waren. Mochte Clellan am Morgen aufbrechen, um von einem Bären gefressen zu werden oder durch Steinschlag umzukommen, Telfers Vetter Willie würde weiterleben.

»But I will drive Jamie Telfer's kye,
In spite of every Scott that's...«

Die Kerze knisterte kurz auf, weil die Flamme an eine fehlerhafte Stelle im Docht rührte. Das Licht, das auf sein Papier fiel, wackelte und schwankte, und die Buchstaben verschwanden abrupt in der Dunkelheit, als die Kerzenflamme von einem Lichtfinger zu einem blau glimmenden Zwerg zusammenschrumpfte wie der plötzliche Tod einer Miniatursonne.

Roger ließ die Feder sinken und ergriff mit einem leisen Fluch den irdenen Kerzenhalter. Er blies sanft puffend auf den Docht, um die Flamme wiederzubeleben.

»But Willie was stricken owre the head«, murmelte er vor sich hin und wiederholte beim Pusten die Worte, um sie frisch im Gedächtnis zu behalten. *»But Willie was stricken owre the head / And through the knapscap the sword has gane / And Harden grat for very rage / When Willie on the grund lay slain... When Willie on the grund lay slain...«*

Genährt von seinem Atem, erhob sich kurz ein zerrupfter, oranger Heiligenschein, doch dann schwand er trotz fortgesetzten Pustens zunehmend dahin und verlosch zu einem roten Leuchtpunkt, der ein paar Sekunden lang spottend vor sich hin glühte, bevor er ganz verschwand. Was blieb, war ein weißes Rauchwölkchen im Halbdunkel des Zimmers und der Duft heißen Bienenwachses in seiner Nase.

Er wiederholte seinen Fluch, diesmal etwas lauter. Brianna bewegte sich im Bett, und er hörte das Maisstroh ächzen, als sie mit einem müden Fragelaut den Kopf hob.

»Ist schon gut«, flüsterte er heiser und warf einen nervösen Blick auf das Rollbett in der Ecke. »Die Kerze ist ausgegangen. Schlaf weiter.«

But Willie was stricken owre the head...

»Ngm.« Ein Plumps und ein Seufzer, als ihr Kopf wieder auf die Gänsedaunen des Kopfkissens traf.

Pünktlich wie die Maurer hob Jemmy den Kopf aus seinem Deckennest, und die dumpfe Glut des Herdfeuers erleuchtete seinen Strahlenkranz aus flammendem Plüsch. Er machte ein Geräusch verwirrten Drängens, nicht ganz ein Jammern, und bevor Roger sich rühren konnte, war Brianna wie eine Lenkrakete aus dem Bett geschossen, hatte den Jungen aus seinem Bettzeug gerissen und fummelte einhändig an seinen Kleidern herum.

»Topf!«, herrschte sie Roger an und tastete blind mit ihrem nackten Fuß hinter sich herum, während sie mit Jemmys Kleidern kämpfte. »Such den Nachttopf! Nur eine Minute, Schätzchen«, gurrte sie Jemmy in abrupt verändertem Ton zu. »Warte nur noch eiiin Minütchen...«

Durch ihren drängenden Ton zu augenblicklichem Gehorsam getrieben, ließ sich Roger auf die Knie sinken und fuhr suchend mit dem Arm durch das schwarze Loch unter dem Bett.

Willie was stricken owre the head... And through the... kneecap? nobskull? Trotz der überwältigenden Dringlichkeit der Lage klammerte sich eine abgelegene Bastion seines Hirns hartnäckig an das Lied, das in seinem inneren Ohr trällerte. Allerdings nur die Melodie - die Worte entglitten ihm rasend schnell.

»Hier!« Er fand den Keramiktopf, stieß ihn unglücklich gegen den Fuß des Bettes - Gott sei Dank zerbrach er nicht! - und kegelte ihn quer über den Fußboden zu Brianna hinüber.

Sie hockte den inzwischen nackten Jemmy mit einem Ausruf der Genugtuung auf den Topf, und es blieb Roger überlassen, im Halbdunkel nach seiner zu Boden gefallenen Kerze zu tasten, während sie Jemmy ermutigend zumurmelte.

»Okay, Schätzchen, ja, so ist es richtig...««

Willie was struck about... nein, *stricken...*

Er fand die Kerze, die zum Glück nicht zerbrochen war, und umrundete vorsichtig das Drama auf dem Töpfchen, um sich vor das Feuer zu knien und den geschwärzten Docht an der Glut neu zu entzünden. Weil er gerade dabei war, stocherte er in der Glut herum und legte ein frisches Holzscheit hinein. Das wiederbelebte Feuer erleuchtete Jemmy, der sich gerade erfolgreich zu bemühen schien, seiner sitzenden Position und dem Drängen seiner Mutter zum Trotz wieder einzuschlafen.

»Musst du denn nicht aufs Töpfchen?«, sagte sie gerade und schüttelte ihm sanft die Schultern. Dann ließ sie eine Hand auf Jemmys Schulter liegen, um ihn im Gleichgewicht zu halten, während sie die andere auf seinen kleinen, runden Bauch legte und ihr Zeigefinger weiter unten im Schatten verschwand, um ihm beim Zielen zu helfen. Jemmy schwankte alarmierend, und sein Kopf sank nach vorn.

»Nein, nein!«, sagte sie und packte ihn wieder fester. »Wach auf, Schätzchen! Wach auf und mach ins Töpfchen!«

Resigniert gab Roger seine Bemühungen um die Rettung des Liedtextes auf und hockte sich neben Brianna, um ihr zu helfen.

»Aufwachen, Kumpel. Es gibt Arbeit.« Er schob Jemmy sanft einen Finger unter das Kinn, dann pustete er ihm ins Ohr und zerzauste ihm die roten Seidenkringel, die schweißnass vom Schlaf an der Schläfe des Kindes klebten.

Jemmys Augenlider öffneten sich zu finster funkelnden Schlitzen. Er sah aus wie ein kleiner, rosafarbener Maulwurf, der grausam aus seiner gemütlichen Höhle ausgebuddelt worden war und jetzt gramvoll in die ungastliche Oberwelt blinzelte.

Brianna gähnte herzhaft, schüttelte den Kopf und kniff die Augen zu.

»Jetzt mach schon, ja? Mami will wieder ins Bett.«

»Vielleicht nimmst du besser den Finger von seinem... mmpfm?« Roger wies kopfnickend auf den fraglichen Körperteil. »Am Ende bekommt der arme Junge noch Komplexe.«

»Na gut.« Brianna zog hastig die Hand fort, und der kleine Stummel richtete sich wieder auf und wies über den Topfrand hinweg direkt auf Roger.

»Hey! Moment mal -«, begann er und hob gerade noch rechtzeitig schützend die Hand. »Mist!«

»Mist!«, wiederholte Jemmy pflichtschuldigst.

»Na ja, das ist nicht ganz - kannst du vielleicht aufhören zu lachen?«, sagte Roger gereizt und wischte sich vorsichtig die Hand an einem Lappen ab.

Brianna prustete und gurgelte kopfschüttelnd vor sich hin, bis ihr die verirrten Locken, die aus ihrem Zopf entwischt waren, ins Gesicht fielen.

»Braver Junge, Jemmy!«, brachte sie hervor.

Derart ermuntert, setzte Jemmy eine nach innen gekehrte Miene auf, presste das Kinn fest auf seine Brust und ging ohne weiteres Federlesen zum zweiten Akt des nächtlichen Dramas über.

»Kluges Kerlchen!«, sagte Roger aufrichtig.

Brianna sah ihn an und unterbrach für einen Moment überrascht ihren Applaus.

Er war selbst überrascht. Er hatte wie automatisch gesprochen, und seine Stimme hatte bei diesen Worten ganz kurz nicht wie die seine geklungen. Sehr vertraut - aber nicht seine eigene. Es war wie beim Notieren von Clellans Lied, wenn er die Stimme des Alten hörte, während seine eigenen Lippen die Worte formten.

»Aye, das hast du schlau gemacht«, sagte er leiser und tätschelte sanft den seidigen Kopf des Jungen.

Er trug den Topf ins Freie, um ihn zu entleeren, während Brianna Jemmy unter Küssen und bewunderndem Murmeln wieder ins Bett brachte. Nachdem der grundlegenden Hygiene Genüge getan war, ging er zum Brunnen, um sich die Hände zu waschen, bevor er wieder in die Hütte trat, um zu Bett zu gehen.

»Bist du fertig mit der Arbeit?«, fragte Brianna verschlafen, als er neben ihr ins Bett schlüpfte. Sie drehte sich zur Seite und stieß ihm ohne Umschweife ihren Hintern in den Bauch, was er als Geste der Zuneigung auffasste, da sie nach seinem Ausflug ins Freie gut zehn Grad wärmer war als er.

»Aye, für heute Abend ja.« Er legte die Arme um sie und küsste sie hinter das Ohr, während er die angenehme Wärme ihres Körpers genoss. Sie nahm kommentarlos seine eisige Hand in die ihre, faltete sie zusammen und schob sie mit einem leichten Kuss auf die Knöchel gemütlich unter ihr Kinn. Er räkelte sich ein wenig, dann entspannte er sich und ließ seine Muskeln erschlaffen, während er den winzigen Bewegungen nachspürte, mit denen sich ihre Körper einander anglichen und sich der Form des anderen anpassten. Ein leises, summendes Schnarchen stieg aus dem Rollbett auf, wo Jemmy den Schlaf der Gerechten und Trockenen schlief.

Brianna hatte das Feuer wieder zugedeckt; es brannte schwach und gleichmäßig, roch süßlich nach Hickory, und dann und wann, wenn die begrabenen Flammen auf eine harzige oder feuchte Stelle trafen, knackte es. Wärme stahl sich über ihn, und der Schlaf folgte ihr auf den Zehenspitzen, zog ihm eine wohlig müde Decke bis zu den Ohren und öffnete die ordentlich aufgeräumten Schubfächer seines Verstandes, um die Gedanken und Eindrücke des Tages in leuchtend bunten Häufchen an die Luft zu lassen.

Während er sich einige letzte Sekunden lang weigerte, sich der Bewusstlosigkeit zu überlassen, stocherte er ziellos in den Reichtümern herum, die da zum Vorschein kamen, weil er immer noch schwach hoffte, dass irgendwo ein Ende des Telferlieds hervorlugen würde; ein Wort- oder Melodiefetzen, der es ihm ermöglichen würde, die verschwundenen Verse beim Schopf zu packen und sie zurück ans Licht seines Bewusstseins zu zerren. Doch es war nicht die Geschichte des unglücklichen Willie, die sich aus dem Durcheinander löste, sondern vielmehr eine Stimme. Nicht die seine, und auch nicht die des alten Kimmie Clellan.

Kluges Kerlchen!, sagte sie in einem klaren, warmen Alt, in dem ein Lachen mitschwang. Roger fuhr zusammen.

»Wassassugesagt?« Brianna wandte ihm den Kopf zu, und ihr Haar raschelte auf dem Kopfkissen.

»Meine Mutter.« Er legte ihr seine freie Hand um die Taille und machte es ihnen beiden bequem. »*Sie* hat das immer zu mir gesagt. >Mach schon - sei ein kluges Kerlchen!‹«

Brianna grunzte verschlafen, aber belustigt auf. Sie lagen eine Weile schweigend da. Dann sagte sie, immer noch leise, aber ohne jede Spur von Schläfrigkeit: »Du sprichst dann und wann von deinem Vater - aber ich habe noch nie gehört, dass du deine Mutter erwähnst.«

Er zuckte mit einer Schulter und schmiegte seine Knie an die nachgiebigen Rückseiten ihrer Oberschenkel.

»Ich kann mich kaum an sie erinnern.«

»Wie alt warst du denn, als sie gestorben ist?« Briannas Hand legte sich sacht über die seine.

»Oh, vier, glaube ich, fast fünf.«

»Mmm.« Sie machte ein leises Geräusch des Mitgefühls und drückte ihm die Hand. Sie schwieg eine Minute, allein mit ihren Gedanken, doch er hörte sie schlucken und spürte die leichte Anspannung in ihren Schultern.

»Was?«

»Oh... nichts.«

»Aye?« Er löste seine Hand, schob ihren schweren Zopf beiseite und massierte ihr sanft den Nacken. Sie wandte den Kopf ab, um es ihm leichter zu machen, und vergrub ihr Gesicht im Kopfkissen.

»Ich - ich dachte nur - wenn ich jetzt sterben würde, wo Jemmy noch so jung ist - würde er sich gar nicht an mich erinnern«, flüsterte sie halb erstickt.

»Doch, das würde er.« Er widersprach ihr automatisch, um sie zu beruhigen, obwohl er wusste, dass sie wahrscheinlich Recht hatte.

»Du erinnerst dich doch auch nicht an deine Mutter, und du warst viel älter, als du sie verloren hast.«

»Oh... ich erinnere mich schon an sie«, sagte er langsam und grub seine Daumenspitze in die Stelle, wo sich ihr Hals und ihre Schulter trafen. »Aber es sind nur Bruchstücke. Manchmal, wenn ich träume oder an etwas ganz anderes denke, erhasche ich ein kurzes Bild von ihr oder ein Echo ihrer Stimme. An ein paar Dinge kann ich mich ganz deutlich erinnern - zum Beispiel an das Amulett, das sie immer um den Hals getragen hat, mit ihren Initialen in kleinen, roten Steinchen. Es waren Granate.«

Dieses Amulett hatte ihm möglicherweise während seines ersten, missglückten Versuchs, durch die Steine zu reisen, das Leben gerettet. Dann und wann spürte er seinen Verlust wie einen Dorn, der unter seiner Hautoberfläche saß, doch er verdrängte das Gefühl und sagte sich, dass es schließlich nur ein Stück Metall gewesen war.

Und doch fehlte es ihm.

»Das ist ein *Gegenstand*, Roger.« In ihrer Stimme lag ein Hauch von Schärfe. »Erinnerst du dich an *sie*? Ich meine - was würde Jemmy über mich wissen - oder auch über dich -, wenn alles, was er von uns hätte...«, sie suchte nach einem treffenden Gegenstand, »dein Bodhran und mein Taschenmesser wäre?«

»Er würde wissen, dass sein Vater musikalisch war und seine Mutter blutrünstig«, sagte Roger trocken. »Autsch!« Er fuhr leicht zurück, als ihre Faust auf seinem Oberschenkel landete, dann legte er ihr beschwichtigend die Hände auf die Schultern. »Nein, ehrlich. Er würde eine Menge über uns wissen, und das nicht nur anhand der Kleinigkeiten, die wir hinterlassen haben, obwohl ihm diese auch helfen würden.«

»Inwiefern?«

»Nun ja...« Ihre Schultern hatten sich wieder entspannt; er konnte die harte, schmale Kante ihres Schulterblattes unter ihrer Haut spüren - sie war zu dünn, dachte er. »Du hast doch eine Zeit lang Geschichte studiert, nicht wahr? Du weißt doch, wie viel man an Alltagsgegenständen wie Geschirr und Spielzeug ablesen kann.«

»Mmm.« Sie klang skeptisch, aber er hatte das Gefühl, dass sie sich einfach nur sehnsüchtig wünschte, sich überzeugen zu lassen.

»Und über dich würde Jemmy noch viel mehr erfahren, weil er deine Zeichnungen hat«, sagte er. *Und eine verdammte Menge mehr, als ein Sohn wissen sollte, wenn er je dein Traumbuch liest*, dachte er. Der plötzliche Impuls, ihr das zu sagen, zu gestehen, dass er es gelesen hatte, zitterte ihm auf der Zunge, doch er schluckte ihn herunter. Mehr noch als ihre Reaktion bei der Entdeckung seiner Indiskretion fürchtete er, dass sie aufhören würde, in das Buch zu schreiben, und diese geheimen, kleinen Einblicke für immer für ihn verloren sein würden.

»Das stimmt wohl«, sagte sie langsam. »Ich frage mich, ob Jemmy wohl einmal zeichnen wird - oder musikalisch wird.«

Wenn Stephen Bonnet Flöte spielt, dachte Roger zynisch, würgte diesen subversiven Gedanken jedoch ab und weigerte sich, ihn zu vertiefen.

»Und so wird er am meisten über uns erfahren«, sagte er stattdessen und nahm seine sanfte Massage wieder auf. »Indem er sich selbst betrachtet, aye?«

»Mmm?«

»Nun, sieh dich doch einmal an«, sagte er. »Jeder, der dich sieht, sagt, >Du musst Jamie Frasers Tochter sein!< Und das liegt nicht nur an deinen roten Haaren - was ist mit deiner Schießkunst? Und die Art, wie du und deine Mutter es mit den Tomaten habt...«

Sie schmatzte automatisch mit den Lippen und kicherte, als er lachte.

»Na gut, okay, verstehe«, sagte sie. »Mmm. Warum musstest du nur von Tomaten sprechen? Ich habe letzte Woche die letzten getrockneten Tomaten verbraucht, und es dauert noch sechs Monate, bis es wieder welche gibt.«

»Tut mir Leid«, sagte er und küsste ihr entschuldigend den Nacken.

»Ich habe mich gefragt«, sagte er kurze Zeit später. »Als du von Jamie erfahren hast - als wir uns auf die Suche nach ihm gemacht haben -, musst du dich doch gefragt haben, was für ein Mensch er war.« Er wusste, dass

sie sich das gefragt hatte; selbst er hatte das getan. »Als du ihn gefunden hast - wie hat er dem Vergleich standgehalten? War er deiner Vorstellung irgendwie ähnlich, nach allem, was du schon von ihm wusstest? Oder - nach allem, was du von dir selbst wusstest?«

Das brachte sie erneut zum Lachen, wenn auch ein wenig ironisch.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ich wusste es damals nicht, und ich weiß es heute noch nicht.«

»Wie meinst du das?«

»Nun, wenn man viel von einem Menschen hört, bevor man ihm begegnet, ist er in Wirklichkeit natürlich nicht so, wie man es gehört oder sich vorgestellt hat. Aber man vergisst seine Vorstellungen nicht; man behält sie im Kopf, und sie vermischen sich irgendwie mit dem, was man herausfindet, wenn man dem Menschen begegnet. Und dann -« Sie beugte den Kopf vor und dachte nach. »Wenn man jemanden zuerst kennen lernt und dann später Dinge über ihn erfährt - das beeinflusst die Art, wie man ihn sieht, doch auch, oder?«

»Aye? Mmm, ich denke schon. Meinst du... deinen anderen Vater? Frank?«

»So ist es wohl.« Sie bewegte sich unter seinen Händen, tat die Frage mit einem Achselzucken ab. Sie wollte nicht von Frank Randall sprechen, nicht jetzt.

»Was ist mit deinen Eltern, Roger? Meinst du, das ist der Grund, warum der Reverend all ihre alten Sachen in diesen Kartons aufbewahrt hat? Um dir die Gelegenheit zu geben, sie später durchzusehen, mehr über sie zu erfahren und es deinen echten Erinnerungen an sie hinzuzufügen?«

»Ja - ja, so wird es wohl gewesen sein«, sagte er unsicher. »Nicht, dass ich überhaupt irgendwelche tatsächlichen Erinnerungen an meinen Vater hätte; er hat mich nur einmal gesehen, und da war ich noch kein Jahr alt.«

»Aber du erinnerst dich doch an deine Mutter, oder? Zumindest ein bisschen?«

Sie klang leicht erregt; sie wünschte sich sehr, dass er sich an sie erinnerte. Er zögerte, und dann kam ihm ein Gedanke, der ihn wie ein kleiner Schock traf. Er begriff, dass er eigentlich niemals bewusst *versuchte*, sich an seine Mutter zu erinnern. Diese Erkenntnis erfüllte ihn mit einem plötzlichen, ungewohnten Schamgefühl.

»Sie ist im Krieg gestorben, nicht wahr?« Briannas Hand hatte jetzt angefangen, an seiner Stelle weiter zu massieren, und sie langte hinter sich, um seinen angespannten Oberschenkelmuskel sanft zu kneten.

»Ja. Sie - bei einem Luftangriff. Eine Bombe.«

»In Schottland? Aber ich dachte -«

»Nein. In London.«

Er wollte nicht darüber reden. Er *hatte* noch nie darüber geredet. Wenn ihn seine Erinnerungen bei einer seltenen Gelegenheit in diese Richtung führten, wich er aus. Dieses Territorium befand sich hinter einer verschlossenen Tür mit einem großen »Zutritt-verboten«-Schild, die er noch nie zu passieren versucht hatte. Heute Nacht jedoch... Briannas bestürzte Reaktion bei dem Gedanken, dass ihr Sohn keine Erinnerungen haben könnte, durchlief ihn wie ein Echo. Und er spürte dasselbe Echo wie einen leisen Ruf von der Frau kommen, die in seinem Kopf hinter dieser Tür eingesperrt war. Aber war die Tür wirklich abgeschlossen?

Mit einem hohlen Gefühl in der Brust, das womöglich Angst war, streckte er die Hand aus und legte sie auf die Klinke dieser verschlossenen Tür. An wie viel *konnte* er sich noch erinnern?

»Meine Oma, die Mutter meiner Mutter, war Engländerin«, sagte er langsam. »Sie war Witwe. Als mein Vater umkam, sind wir zu ihr nach London gefahren und haben bei ihr gewohnt.«

An seine Großmutter hatte er seit Jahren genauso wenig gedacht wie an seine Mutter. Doch als er jetzt von ihr sprach, konnte er den Rosenwasserduft der Glyzerinlotion riechen, die seine Großmutter für ihre Hände benutzt hatte, den etwas muffigen Geruch ihrer Etagenwohnung an der Tottenham Court Road, die mit viel zu großen Rosshaarmöbeln

vollgestellt war, Überreste eines vorigen Lebens, das ein Haus, einen Ehemann und Kinder beinhaltet hatte.

Er holte tief Luft. Brianna spürte es und presste ihren breiten, festen Rücken ermunternd an seine Brust. Er küsste ihren Nacken. Also ließ sich die Tür tatsächlich öffnen - vielleicht nur einen Spalt breit, doch das Licht eines Londoner Winternachmittags fiel hindurch und beleuchtete einen Stapel abgenutzter Holzklötze auf einem zerschlissenen Teppich. Eine Frauenhand baute einen Turm damit, und die blasse Sonne versprühte Regenbogen von einem Diamanten an ihrer Hand. Beim Anblick dieser schlanken Hand krümmten sich seine eigenen Finger automatisch.

»Mama - meine Mutter -, sie war klein, wie Oma. Das heißt, mir kamen sie beide groß vor, aber ich kann mich erinnern... ich kann mich erinnern, dass sie sich auf die Zehenspitzen gestellt hat, wenn sie etwas aus dem Regal holen wollte.«

Gegenstände. Der Teewagen mit der Zuckerschüssel aus Kristall. Der verbeulte Kessel, drei große Tassen, die nicht zueinander passten. Auf der seinen war ein Pandabär gewesen. Eine Packung Kekse - hellrot mit dem Bild eines Papageien... mein Gott, er hatte die Sorte nie wieder gesehen, ob sie noch hergestellt wurden? Nein, natürlich nicht, nicht jetzt...

Er rief seine wandernden Gedanken mit Nachdruck von ihren Abwegen zurück.

»Ich weiß, wie sie ausgesehen hat, aber zum Großteil von Bildern, nicht aus meiner eigenen Erinnerung.« Und doch *konnte* er sich erinnern, begriff er mit einem verstörenden Gefühl in der Magengrube. Er dachte »Mama«, und plötzlich sah er keine Fotos mehr; er sah ihre Brillenkette, eine Reihe winziger Metallkugeln auf einer sanft gerundeten Brust; er spürte eine angenehme, warme Glätte, die nach Seife duftete, an seiner Wange, den Baumwollstoff eines geblümten Hauskleides. Blaue Blumen. Wie Trompeten geformt, mit gewundenen Ranken; er konnte sie deutlich sehen.

»Wie hat sie ausgesehen? Siehst du ihr irgendwie ähnlich?«

Er zuckte mit den Achseln, und Brianna drehte sich zu ihm um, den Kopf auf ihren ausgestreckten Arm gestützt. Ihre Augen schimmerten in

der Dunkelheit, und die Neugier hatte ihre Müdigkeit vertrieben.

»Ein bisschen«, sagte er langsam. »Ihr Haar war dunkel wie meins.« Glänzend, *lockig. Es hob sich im Wind, mit weißen Sandkörnern übersät. Er hatte ihr Sand auf den Kopf gestreut, und sie strich ihn sich lachend aus dem Haar. Irgendwo am Strand?*

»Der Reverend hatte ein paar Bilder von ihr in seinem Studierzimmer. Auf einem hat sie mich auf dem Schoß. Ich weiß nicht, was wir angesehen haben - aber wir sehen beide so aus, als müssten wir uns große Mühe geben, um nicht loszulachen. Auf diesem Bild sehen wir uns sehr ähnlich. Ich glaube, ich habe ihren Mund - und... vielleicht... die Form ihrer Augenbrauen.«

Lange Zeit war es ihm eng in der Brust geworden, wenn er dieses Bild seiner Mutter sah. Doch dann war es vorüber gegangen, die Bilder hatten ihre Bedeutung verloren und waren einfach zu Bestandteilen des losen Durcheinanders im Haus des Reverends geworden. Jetzt sah er sie wieder deutlich vor sich, und das Gefühl der Enge war wieder da. Er räusperte sich kräftig, um es zu lindern.

»Brauchst du Wasser?« Sie machte Anstalten, sich zu erheben, und streckte die Hand nach dem Krug und dem Becher aus, den sie für ihn auf einem Hocker neben dem Bett stehen hatte, doch er schüttelte den Kopf und legte ihr die Hand auf die Schulter, um sie davon abzuhalten.

»Es geht schon«, sagte er ein wenig rau und räusperte sich erneut. Sein Hals fühlte sich genauso eng und schmerzhaft an wie in den Wochen unmittelbar nach dem Galgen. Seine Hand tastete unwillkürlich nach der Narbe, und er strich die gezackte Linie unter seinem Kinn mit der Fingerspitze glatt.

»Weißt du«, sagte er, um sich wenigstens einen Moment abzulenken, »du solltest ein Selbstporträt malen, wenn du das nächste Mal deine Tante auf River Run besuchst.«

»Wer, ich?« Sie klang verblüfft, wenn auch, so dachte er - angenehm überrascht über diese Idee.

»Sicher. Du kannst es, das weiß ich. Und dann gäbe es... nun ja, ein dauerhaftes Dokument, meine ich.« *Damit sich Jemmy an dich erinnern kann, falls dir etwas zustößt.* Die Worte schwebten über ihnen in der Dunkelheit und ließen sie beide eine Weile schweigen. Verdammt, und er hatte sie doch beruhigen wollen.

»Ich hätte gern ein Porträt von dir«, sagte er leise und streckte einen Finger aus, um die Rundung ihrer Wange und Schläfe nachzuzeichnen. »Wenn wir ganz alt sind, können wir es uns dann ansehen, und ich kann dir sagen, dass du dich überhaupt nicht verändert hast.«

Sie prustete leise auf, wandte aber den Kopf und küsste ihn kurz auf die Finger, bevor sie sich auf den Rücken drehte. Sie reckte sich, spitzte die Zehen, bis ihre Gelenke knackten, und entspannte sich dann mit einem Seufzer.

»Ich überlege es mir«, sagte sie.

Im Zimmer war es still bis auf das Murmeln des Feuers und das sanfte Ächzen der Holzbalken, die sich der Temperatur anpassten. Die Nacht war kalt, aber windstill; der Morgen würde nebelig werden - als er im Freien gewesen war, hatte er gespürt, wie sich die Feuchtigkeit sammelte und vom Wald herüberwehte. Doch innen war es warm und trocken. Brianna seufzte erneut; er konnte spüren, wie sie an seiner Seite in den Schlaf zurücksank, konnte spüren, wie er auch ihn überkam.

Die Versuchung, aufzugeben und sich schmerzlos davontragen zu lassen, war groß. Doch während Briannas Ängste vorübergehend beruhigt sein mochten, hörte er nach wie vor jenes Flüstern - »Er könnte sich überhaupt nicht an mich erinnern.« Doch es kam von der anderen Seite der Tür in seinem Kopf.

Doch, das kann ich, Mama, dachte er und schob die Tür vollständig auf.

»Ich war dabei«, sagte er leise. Er lag auf dem Rücken und starrte zu den Eichenbalken der Decke empor. Seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen konnten gerade eben die Fugen der Sparren erkennen.

»Was? Wobei?« Er konnte die Schwere des Schlafes in ihrer Stimme hören, doch die Neugier weckte sie wieder.

»Bei meiner Mutter. Und meiner Großmutter. Als... die Bombe.«

Er hörte, wie sie ihm ruckartig den Kopf zuwandte, weil sie merkte, welche Kraft ihn diese Worte kosteten, doch er starrte weiter bewegungslos zu den dunklen Deckenbalken hinauf.

»Möchtest du es mir erzählen?« Briannas Hand fand die seine, umschloss sie und drückte zu. Ohne sich dessen so recht bewusst zu sein, nickte er schwach und erwiderte den Händedruck.

»Aye. Ich muss wohl«, sagte er leise. Er seufzte tief auf und roch die Düfte von gebratenen Maisküchlein mit Zwiebeln, die immer noch in den Ecken der Hütte hingen. Irgendwo im Inneren seiner Nase bildete er sich ein, Lüftungsventile und Frühstücksporridge zu riechen, feuchte Wolle, und der Benzingeruch der Lieferwagen weckte die stummen Führer durch das Labyrinth seiner Erinnerung.

»Es war nachts. Es gab Luftalarm. Ich wusste zwar, was das war, aber es hat mich jedes Mal zu Tode erschreckt. Wir hatten keine Zeit, uns anzuziehen, Mama hat mich aus dem Bett gezerrt und mir einen Mantel über den Schlafanzug gezogen, dann sind wir aus der Wohnung und die Treppe hinuntergerannt - es waren sechsunddreißig Stufen, ich hatte sie an diesem Tag alle gezählt, als wir vom Einkaufen nach Hause kamen - und zum nächsten Schutzraum gelaufen.«

Der Schutzraum, der für sie der nächste war, war eine U-Bahn-Station auf der anderen Straßenseite mit schmutzigen, weißen Kacheln und flackerndem Neonlicht, und irgendwo tief unter ihnen wehte ein Luftzug, der seine Nerven kitzelte wie der Atem von Drachen in einer nahe gelegenen Höhle.

»Es war aufregend.« Er konnte das Gedränge der Leute sehen, die Rufe der Luftschutzwarte im Lärm der Menge hören. »Alles hat vibriert; die Fußböden, die Wände, sogar die Luft.«

Füße donnerten über die hölzernen Stufen, als die Flüchtenden in die Eingeweide der Erde strömten, eine Etage tiefer, auf einen Bahnsteig, noch eine Etage tiefer, noch eine, der Sicherheit entgegen. Es herrschte Panik - doch es war eine geordnete Panik.

»Die Bomben konnten etwa zwanzig Meter tief eindringen - aber die unteren Etagen waren sicher.«

Sie hatten gerade das untere Ende der ersten Treppe erreicht und waren im Geschiebe der Menschenmasse durch einen kurzen, weiß gekachelten Tunnel zur nächsten Treppe gerannt. Am Kopf der Treppe war mehr Platz als im Tunnel, und die Menge sammelte sich dort zu einem wirbelnden Menschensee, der immer weiter anschwoll, weil aus dem Tunnel dahinter weitere Flüchtende dazuströmten, während der Fluss auf der Treppe nach unten nur langsam ablief.

»Um den Kopf der Treppe herum war eine Brüstung gebaut; ich konnte hören, wie Oma sich Sorgen machte, dass ich dagegen gedrückt würde - die Leute strömten von der Straße herein und drückten von hinten.«

Wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte und die Brust gegen den Beton drückte, konnte er gerade eben über die Mauer hinwegblicken. Ein Stockwerk tiefer hing die Notbeleuchtung in unterbrochenen Streifen an der Wand und warf ein Zebramuster auf die drängende Menge unter ihm. Es war mitten in der Nacht; die meisten der Leute hatten angezogen, was sie beim Ertönen der Sirene in die Finger bekommen hatten, und das Licht fiel auf unerwartet aufblitzende, nackte Haut und auf die außergewöhnlichsten Kleidungsstücke. Eine Dame trug einen extravaganten, mit Federn und Früchten verzierten Hut zu einem uralten Mantel.

Er hatte die Menge in der Tiefe fasziniert betrachtet und versucht zu sehen, ob auf dem Hut tatsächlich ein ganzer Fasan war. Leute schrien, der Luftschutzwart mit dem weißen Helm hatte wie verrückt gewunken und versucht, die sowieso schon drängenden Menschen zur Eile anzutreiben, damit sie zum anderen Ende des Bahnsteigs weiter gingen und für die Neuankömmlinge von der Treppe Platz machten.

»Viele Kinder haben geweint, aber ich nicht. Ich hatte eigentlich gar keine Angst.« Er hatte keine Angst gehabt, weil Mama seine Hand hielt. *Wenn sie da war, konnte gar nichts Schlimmes passieren.*

»Es gab einen großen Knall in der Nähe. Ich konnte sehen, wie die Lampen wackelten. Dann gab es über uns ein Geräusch, als ob etwas

zerriss. Alle haben nach oben geschaut und angefangen zu schreien.«

Der Riss in der Gewölbedecke hatte nicht besonders angsteinflößend ausgesehen, nur eine dünne, schwarze Zickzacklinie, die den Fugen der Kacheln folgte wie mit der Laubsäge hineingefräst. Doch dann hatte er sich plötzlich verbreitert, ein klaffender Schlund wie das Maul eines Drachen, und es hatte angefangen, Schmutz und Kacheln zu regnen.

Er war längst wieder aufgetaut, und doch bekam er jetzt am ganzen Körper eine Gänsehaut. Sein Herz hämmerte von innen gegen seine Brust, und er fühlte sich, als hätte sich die Schlinge wieder fest um seinen Hals gezogen.

»Sie hat losgelassen«, flüsterte er erstickt. »Sie hat meine Hand losgelassen.«

Brianna nahm seine Hand fest zwischen die ihren und versuchte, das Kind zu retten, das er einmal gewesen war.

»Sie musste es tun«, flüsterte sie drängend. »Roger, sie hätte dich nie losgelassen, wenn sie nicht gemusst hätte.«

»Nein.« Er schüttelte heftig den Kopf. »Das ist es nicht, was - ich meine - warte. Warte eine Sekunde, okay?«

Er kniff die Augen fest zu und öffnete sie wieder, versuchte, langsamer zu atmen, die verstreuten Bruchstücke jener Nacht wieder zusammenzusetzen. Konfusion, Panik, Schmerz... aber was war tatsächlich *geschehen?* Alles, was ihm geblieben war, war der Eindruck eines Tohuwabohus. Aber er hatte überlebt; er musste wissen, was passiert war - wenn er sich dazu bringen konnte, es noch einmal zu durchleben.

Briannas Hand umklammerte die seine, und ihre Finger drückten so fest zu, dass es ihm das Blut abschnürte. Er tätschelte ihr sanft die Hand, und ihr Griff lockerte sich etwas.

Er schloss die Augen und ließ es geschehen.

»Zuerst konnte ich mich an nichts erinnern«, sagte er schließlich leise. »Oder besser, ich konnte es schon - aber ich habe mich an das erinnert, was die Leute mir erzählt hatten.« Natürlich konnte er sich nicht daran

erinnern, wie man ihn bewusstlos durch den Tunnel getragen hatte, und nach seiner Rettung war er mehrere Wochen lang gemeinsam mit anderen Waisen von einer Notunterkunft zur nächsten Pflegefamilie weitergereicht worden, stumm vor Schrecken und Verwirrung.

»Ich kannte natürlich meinen Namen und meine Adresse, aber das war unter den Umständen nicht besonders hilfreich. Mein Vater war schon lange abgestürzt... Also jedenfalls, bis die Hilfsorganisation Omas Bruder gefunden hatte - das war der Reverend - und er mich dann holen kam, hatten sie die Geschichte der Ereignisse im Schutzraum zusammengepuzzelt. Es war ein Wunder, dass ich nicht mit den anderen auf der Treppe umgekommen bin, hat man mir gesagt. Sie haben gesagt, dass meine Mutter mich irgendwie in der Panik verloren haben muss - ich müsse von ihr getrennt und von der panischen Menge die Treppe hinuntergetragen worden sein; so sei ich auf der unteren Ebene gelandet, wo die Decke gehalten hat.«

Briannas Hand war um die seine geschmiegt, schützend, doch jetzt ohne Druck.

»Jetzt erinnerst du dich, wie es war?«, fragte sie leise.

»Ich konnte mich erinnern, dass sie meine Hand losgelassen hat«, sagte er. »Also dachte ich, dass der Rest der Geschichte auch stimmte. Aber so war es nicht. Sie hat meine Hand losgelassen«, sagte er. Die Worte kamen jetzt leichter; die Enge in seiner Kehle und seiner Brust war fort. »Sie hat meine Hand losgelassen... und dann hat sie mich hochgehoben. Diese kleine Frau - sie hat mich hochgehoben und mich über die Mauer geworfen. Hinunter in die Menschenmenge auf dem Bahnsteig. Ich glaube, der Sturz hat mir das Bewusstsein geraubt - aber ich erinnere mich an das Dröhnen, als die Decke eingestürzt ist. Von den Leuten auf der Treppe hat niemand überlebt.«

Sie presste ihr Gesicht an seine Brust, und er spürte, wie sie tief erschauernd Atem holte. Er strich ihr über das Haar, und sein hämmerndes Herz begann sich endlich zu verlangsamen.

»Schon gut«, flüsterte er ihr zu, obwohl seine Stimme belegt und brüchig war und der Feuerschein in sternenförmigen Flecken durch die

Feuchtigkeit in seinen Augen drang. »Wir vergessen es nicht. Jemmy nicht und ich auch nicht. Was auch immer geschieht. Wir vergessen es nicht.«

Er konnte das Gesicht seiner Mutter sehen, das deutlich zwischen den Sternen leuchtete.

Kluges Kerlchen, sagte sie und lächelte.

99

Bruder

Die Schneeschmelze setzte ein. Ich war hin und her gerissen zwischen meiner Freude über das Auftauen der Welt und den Frühling, der im Boden pulsierte-und meiner Bestürzung über den Verlust der eisigen Barriere, die uns, wenn auch nur vorübergehend, von der Außenwelt abschirmte.

Jamie hatte seine Absicht nicht geändert. Er verbrachte einen ganzen Abend damit, einen sorgsam formulierten Brief an Milford Lyon zu verfassen. Er sei jetzt bereit, so schrieb er, über einen Verkauf seiner Waren - sprich: seines illegalen Whiskys - nachzudenken, wie Mr. Lyon es vorgeschlagen habe, und er könne zu seiner großen Freude mitteilen, dass ihm jetzt eine beträchtliche Menge zur Verfügung stehe. Allerdings sei er besorgt, dass seinen Waren bei der Auslieferung etwas zustoßen könne - dass sie nämlich von Zollbeauftragten abgefangen oder unterwegs gestohlen werden könnten -, und er wünsche die Zusicherung, dass seine Waren von einem Mann transportiert würden, der einen guten Ruf habe, was die Abwicklung derartiger Angelegenheiten angehe - mit anderen Worten, von einem Schmuggler, der sich an der Küste bestens auskannte.

Sein guter Freund Mr. Priestley aus Edenton (den er im Leben noch nicht gesehen hatte), so schrieb er, habe ihm ebenso wie Mr. Samuel Cornell, mit dem ihn die Ehre verband, im Kriegsrat des Gouverneurs gedient zu haben, versichert, dass ein gewisser Stephen Bonnet mit Abstand der fähigste Mann in solchen Dingen sei und sein Ruf von niemandem übertroffen werde. Falls Mr. Lyon im Stande sei, ein Zusammentreffen mit Mr. Bonnet zu arrangieren, so dass Jamie sich selbst einen Eindruck verschaffen und sich von der Gefahrlosigkeit des geplanten Übereinkommens überzeugen könne, dann...

»Glaubst du, er wird es tun?«, fragte ich.

»Wenn er Stephen Bonnet kennt oder ihn finden kann, aye, dann ja.« Jamie drückte den Rubinring seines Vaters in das Siegelwachs. »Priestley und Cornell sind Namen, die einiges bewegen können.«

»Und wenn er Bonnet findet -«

»Dann werde ich hingehen und mich mit ihm treffen.« Er brach den Ring aus dem gehärteten Wachs und hinterließ einen glatten Abdruck, der von den winzigen Erdbeerblättern des Fraserwappens umringt war. Beständigkeit, das war es, wofür sie standen. Manchmal war ich allerdings fest überzeugt, dass dies nur ein anderer Ausdruck für Sturheit war.

Der Brief an Lyon wurde mit Fergus auf den Weg geschickt, und ich versuchte, nicht weiter daran zu denken. Es war immer noch Winter; mit etwas Glück lief Bonnets Schiff ja in einen Sturm und sank, womit uns allen eine Menge Kummer erspart bleiben würde.

Dennoch lauerte die Angelegenheit in meinem Hinterkopf, und als ich eines Tages bei meiner Rückkehr von einer Geburt einen Stapel Briefe auf dem Schreibtisch in Jamies Studierzimmer fand, hüpfte mir das Herz in die Kehle.

Es war - Gott sei Dank! - keine Antwort von Milford Lyon darunter. Doch selbst wenn eine solche Antwort gekommen wäre, wäre sie prompt unter >ferner liefen< gelandet und dem Vergessen anheim gefallen - denn inmitten der Korrespondenz befand sich ein Brief, der Jamies Namen trug, niedergeschrieben in der kräftigen, schwarzen Handschrift seiner Schwester.

Ich konnte mich nur knapp bremsen, ihn auf der Stelle aufzureißen - um ihn, falls er voll beißender Zurückweisung war, direkt ins Feuer zu werfen, bevor Jamie ihn sehen konnte. Doch mein Ehrgefühl siegte, und ich brachte es fertig, mich zusammenzureißen, bis Jamie, mit dem Schlamm der unpassierbaren Wege bedeckt, aus Salem zurückkehrte, wo er etwas zu erledigen gehabt hatte. Als ich ihn von dem wartenden Brief in Kenntnis setzte, bespritzte er sich hastig Gesicht und Hände mit Wasser und kam dann ins Studierzimmer, wo er sorgsam die Tür schloss, bevor er das Siegel des Briefes erbrach.

Seinem Gesicht war nicht das Geringste anzusehen, doch ich sah, wie er tief Luft holte, bevor er ihn öffnete, so als mache er sich auf das Schlimmste gefasst. Ich trat schweigend hinter ihn und legte ihm ermutigend die Hand auf die Schulter.

Jenny Fraser Murray schrieb mit wohlgeschulter Hand. Ihre Buchstaben waren rund und elegant, die Zeilen auf der Seite gerade und gut lesbar.

16. September 1771

Bruder,

nun ja. Nachdem ich zum Stift gegriffen und das eine Wort dort oben geschrieben hatte, sitze ich nun schon so lange hier und starre es an, dass die Kerze fast einen Zoll heruntergebrannt ist, *ohne dass mir auch nur ein Gedanke käme, was ich sagen soll. Es wäre eine schändliche verschwendung guten Bienenwachses, damit fortzufahren, doch wenn ich die Kerze auslöschte und zu Bett ginge, hätte ich ein Blatt Papier sinnlos verschwendet - ich sehe also, dass ich im Namen der Sparsamkeit weiter schreiben muss.*

Ich könnte dir eine Strafpredigt halten. Das würde einigen Platz auf der Seite einnehmen und schwarz auf wei/3 bewahren, was mein Gatte stolz als die schmutzigsten, grauenvollsten Flüche bezeichnet, die er in seinem ganzen Leben zu hören privilegiert gewesen ist. Das erscheint mir sparsam, weil ich mir seinerzeit große Mühe gegeben habe, sie mir auszudenken, und ich es nicht gern sähe, wenn diese Mühe umsonst gewesen wäre. Allerdings glaube ich nicht, dass ich genug Papier habe, um sie alle niederzuschreiben.

Außerdem glaube ich, dass ich dich letztendlich doch nicht tadeln oder verdammen möchte, denn es könnte ja sein, dass du dies als gerechte Bestrafung betrachtest und dein Gewissen mit eingebildeter Sühne erleichterst, um daraufhin deiner Selbstkasteiung ein Ende zu setzen. Das ist eine viel zu leichte Strafe; hast du dir ein härenes Hemd gewoben, so

wünsche ich, dass du es weiter trägst, auf dass es deine Seele wund scheuert, so wie es der Verlust meines Sohnes mit der meinen tut.

Trotz alledem vermute ich, dass ich dir schreibe, um dir zu vergeben-ich wusste doch, dass ich den Stift in einer bestimmten Absicht ergriffen habe, und wenn die Vergebung mir auch gegenwärtig noch ein zweifelhaftes Unterfangen zu sein scheint, so gehe ich doch davon aus, dass ich mich mit etwas Übung noch an diese Vorstellung gewöhnen werde.

Jamies Augenbrauen fuhren bei diesen Worten fast bis zu seinem Haaransatz hoch, doch er fuhr fasziniert fort, den Brief laut vorzulesen.

Ich nehme an, dass du neugierig bist, was mich zu dieser Handlung bewogen hat, also will ich es dir erzählen.

Letzten Montag bin ich in der Frühe zu Maggie geritten; sie hat ein neues Baby, du bist also wieder Onkel geworden; ein hübsches, kleines Mädchen namens Angelica, was, wie ich finde, ein närrischer Name ist, aber sie ist sehr hellhäutig und blond und hatte bei der Geburt ein rotes Muttermal auf der Brust, was ein Glückszeichen ist. Gegen Abend bin ich bei ihnen aufgebrochen und hatte schon ein gutes Stück des Heimwegs zurückgelegt, als mein Maultier das Pech hatte, in ein Maulwurfsloch zu treten. Sowohl das Maultier als auch ich erhoben uns einigermaßen lahm von diesem Unfall, und es war klar, dass ich das Tier nicht reiten konnte und auch selbst zu Fuß nicht weit kommen würde. Ich befand mich auf der Straße nach Auldearn, ganz knapp vor Balriggan. Normalerweise würde ich Laoghaire MacKenzies Gesellschaft niemals freiwillig suchen - denn diesen Namen hat sie wieder angenommen, nachdem ich im Distrikt habe verlauten lassen, dass ich ihren Gebrauch des Namens »Fraser« missbillige, da sie keinen rechtmäßigen Anspruch darauf hat - doch es war der einzige Ort, wo ich möglicherweise etwas zu essen und einen Unterschlupf finden konnte, denn die Nacht war im Anmarsch und es drohte zu regnen.

Also habe ich das Maultier abgesattelt, damit es sich am Straßenrad sein Abendessen suchen konnte, während ich davonhumpelte, um mir das meine zu suchen.

Ich kam hinter dem Haus den Hügel hinunter, am Gemüsegarten vorbei bis zu der Laube, die du gebaut hast. Die Weinranken haben sie inzwischen gut zugewuchert, so dass ich nichts sehen konnte, aber ich konnte hören, dass jemand im Haus war, denn ich habe Stimmen gehört.

Inzwischen hatte es zu regnen begonnen. Es war kaum mehr als Nieselregen, aber sein Prasseln auf den Blättern muss meine Stimme übertönt haben, denn auf mein Rufen hat niemand geantwortet. Ich bin näher herangegangen - im Schneckentempo, denn ich war noch benommen von meinem Sturz, und mein rechter Knöchel schmerzte - und war gerade im Begriff, noch einmal zu rufen, als ich aus der Laube ein rechtes Seufzen und Stöhnen gehört habe.

»Oh«, sagte ich und spähte über seine Schulter hinweg auf den Brief.

Ich bin natürlich still stehen geblieben und habe mir überlegt, was ich am besten tue. Ich konnte hören, dass es Laoghaire war, die da die Beine breit machte, aber ich hatte keine Ahnung, wer ihr Partner sein könnte. Mein Knöchel war angeschwollen wie eine Blase, so dass ich nicht viel weiter gehen konnte, deshalb war ich gezwungen, im Nassen herumzustehen und mir die ganze inhoneste anzuhören.

Wenn ihr ein Mann aus dem Distrikt den Hof gemacht hätte, hätte ich davon gewusst, und mir war nichts davon zu Ohren gekommen, dass sie einem von ihnen Gehör geschenkt hatte - obwohl es schon mehrere versucht haben; schließlich hat sie Balriggan und lebt wie eine Fürstin von dem Geld, das du ihr zahlst.

Was ich dort hörte, erfüllte mich mit Entrüstung, allerdings war ich mindestens genau so erstaunt, als ich den Grund dafür erkannte. Dieser bestand nämlich in einem Gefühl der Wut um deinetwillen - so irrational eine solche Wut auch unter den gegebenen Umständen sein mochte. Ich sah mich widerstrebend zu der Erkenntnis gezwungen, dass meine Gefühle für dich wohl doch nicht ganz erstorben sind.

Hier brach der Text ab, da Jenny anscheinend zu einer häuslichen Aufgabe gerufen worden war. Frisch datiert, fuhr er auf der nächsten Seite fort.

18. September 1771

Ich träume dann und wann von unserem Ian...

»Was?«, rief ich aus. »Zum Teufel mit Ian - wer war mit Laoghaire in der Laube?«

»Das wüsste ich auch gern«, brummte Jamie. Seine Ohrenspitzen waren dunkelrot angelaufen, doch er hob den Blick nicht von dem Brief.

Ich träume dann und wann von Ian. Diese Träume spielen sich meistens im Alltagsleben ab, und ich sehe ihn hier in Lallybroch, aber dann und wann träume ich auch von seinem Leben bei den Wilden - wenn er überhaupt noch lebt (und ich rede mir ein, dass mein Herz es irgendwie wüsste, wenn es nicht so wäre).

Ich sehe also, dass es am Ende nur auf dasselbe hinausläuft, womit ich auch begonnen habe - das eine Wort »Bruder«. Du bist mein Bruder, so wie der Kleine Ian mein Sohn ist. Ihr seid beide eins mit meinem Körper und meiner Seele und werdet es immer sein. Wenn Ians Verlust mich im Traum verfolgt, so verfolgt mich dein Verlust bei Tag, Jamie.

Er hielt einen Augenblick inne und schluckte, dann fuhr er mit fester Stimme fort.

Ich habe den ganzen Morgen über Briefe geschrieben und mit mir debattiert, ob ich diesen hier beenden oder ihn lieber ins Feuer werfen soll. Doch jetzt sind die Rechnungsbücher fertig, ich habe an jeden geschrieben, der mir eingefallen ist, und die Wolken haben sich verzogen, so dass die Sonne durch das Fenster an meinem Schreibtisch scheint und Mutters Rosen ihre Schatten auf mich werfen.

Ich habe im Lauf der Jahre immer wieder das Gefühl gehabt, meine Mutter zu mir sprechen zu hören. Doch ich brauche sie jetzt gar nicht zu hören, um genau zu wissen, was sie sagen würde. Also werfe ich ihn nicht ins Feuer.

Du erinnerst dich doch - oder? - an den Tag, an dem ich den guten Sahnekrug zerbrochen habe, weil du mich geärgert hast und ich ihn dir an den Kopf geworfen habe? Ich weiß, dass du es noch weißt, denn du hast Claire einmal davon erzählt. Ich habe gezögert, mein vergehen zuzugeben,

und du hast die Schuld auf dich genommen, aber Vater kannte die Wahrheit und hat uns beide bestraft.

Nun bin ich also eine zehnfache Großmutter mit grauen Haaren, und ich fühle immer noch, wie meine Wangen schamrot werden und sich mein Magen wie eine Faust zusammenballt, wenn ich daran denke, wie Vater uns aufgefordert hat, uns nebeneinander hinzuknien und uns über die Bank zu beugen, um unsere Prügel in Empfang zu nehmen.

Du hast gejammert und gegrunzt wie ein junger Hund, als er dir das Fell gegerbt hat, und ich konnte kaum atmen und habe es nicht gewagt, dich anzusehen. Danach war ich an der Reihe, aber ich war so überwältigt und verängstigt, dass ich die Schläge, glaube ich, kaum gespürt habe. Sicher liest du das jetzt und sagst dir entrüstet, dass es nur daran liegt, dass Vater sanfter mit mir umgesprungen ist, weil ich ein Mädchen war. Nun, vielleicht, vielleicht auch nicht; ich muss zugeben, dass Ian weniger hart zu seinen Töchtern ist.

Jamie prustete bei diesen Worten.

»Aye, da hast du Recht«, brummte er. Er rieb sich mit dem Finger über die Nase und trommelte beim Lesen mit den Fingern auf den Tisch.

Aber dann hat Vater gesagt, du würdest noch eine Tracht Prügel bekommen, diesmal, weil du gelogen hättest - denn die Wahrheit sei schließlich die Wahrheit. Da wäre ich gern aufgestanden und geflüchtet, aber er hat mich angewiesen zu bleiben, und er hat ganz leise zu mir gesagt, dass du zwar den Preis für meine Feigheit bezahlen müsstest, dass er es aber nicht recht fände, wenn ich ganz ungeschoren davonkäme. Weißt du eigentlich, dass du beim zweiten Mal nicht einen Laut von dir gegeben hast? Ich hoffe, du hast die Schläge des Riemens auf Deinem Rücken nicht gespürt, denn ich habe jeden einzelnen gespürt.

An diesem Tag habe ich mir geschworen, nie wieder feige zu sein. Und ich sehe ein, dass es nichts anderes als Feigheit ist, wenn ich dir weiter Ians wegen Vorwürfe mache. Ich habe immer schon gewusst, was es bedeutet, einen Mann zu lieben - ob er nun Ehemann oder Bruder, Geliebter oder Sohn ist. Auge in Auge mit der Gefahr zu leben, das bedeutet es.

Männer gehen, wohin sie wollen; sie tun, was sie tun müssen; es ist nicht Sache der Frau, sie zum Bleiben zu bewegen oder sie für das zu tadeln, was sie sind - oder dafür, dass sie nicht zurückkehren.

Das habe ich gewusst, als ich Ian mit einem Kreuz aus Birkenholz und einer Locke von meinem Haar als Liebespfand nach Frankreich geschickt habe und gebetet habe, dass er heil an Körper und Seele zu mir nach Hause kam. Ich habe es gewusst, als ich dir einen Rosenkranz gegeben und dich nach Leoch verabschiedet habe, in der Hoffnung, dass du Lallybroch und mich nicht vergessen würdest. Ich habe es gewusst, als der Kleine Jamie zur Seehundsinsel geschwommen ist, als Michael das Schif nach Paris bestiegen hat, und ich hätte es auch wissen sollen, als unser Ian mit dir gegangen ist.

Aber ich bin immer gesegnet gewesen; meine Männer sind stets zu mir zurückgekehrt. Verstümmelt vielleicht; dann und wann ein wenig angesengt; verkrüppelt, gebrochen, mitgenommen und zerlumpt - aber ich habe sie immer zurückbekommen. Ich habe mir angewöhnt davon auszugehen, dass ich ein Recht darauf habe, und das ist falsch von mir gewesen.

Seit dem Aufstand habe ich so viele Witwen gesehen. Ich kann nicht sagen, wie ich darauf gekommen bin, dass ich von ihrem Leid ausgenommen bleiben sollte, warum ich allein keinen meiner Männer verlieren sollte und nur eines meiner Kinder, mein kleines Mädchen. Und weil ich Caitlin verloren hatte, habe ich Ian wie einen Schatz gehütet, denn ich wusste, dass er das letzte Kind sein würde, das ich gebar.

Ich habe ihn immer noch für mein Kind gehalten; ich hätte den Mann in ihm erkennen sollen. Daher weiß ich auch genau, dass du ihn selbst dann nicht aufgehalten hättest, wenn du es gekonnt hättest - denn du bist schließlich auch eine dieser verwerflichen Kreaturen.

Nun bin ich fast am Ende dieses Blattes angelangt und ich halte es für verschwendung noch ein anderes zu beginnen.

Mutter hat dich immer geliebt, Jamie, und als sie wusste, dass sie im Sterben lag, hat sie nach mir gerufen und mich gebeten, über dich zu wachen. Als ob ich damit je aufhören könnte.

Deine dir zugeneigte und dich liebende Schwester,
Janet Flora Arabella Fräser Murray

Jamie behielt das Blatt noch einen Moment in der Hand, dann legte er es ganz sanft hin. Er saß da, den Kopf gesenkt und auf seine Hand gestützt, so dass ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Seine Finger waren in seinem Haar vergraben und bewegten sich, massierten seine Stirn, während er langsam den Kopf hin und her schüttelte. Ich konnte hören, wie er Luft holte und ihm dann und wann der Atem stockte.

Schließlich ließ er die Hand sinken und sah mich blinzelnd an. Sein Gesicht war tief errötet, Tränen standen ihm in den Augen, und seine Miene war eine absolut bemerkenswerte Mischung aus Verwirrung, Wut und Lachen, wobei das Lachen ganz knapp die Oberhand zu behalten schien.

»O Gott«, sagte er. Er zog die Nase hoch und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »O Himmel. Wie zum *Teufel* macht sie das nur?«

»Was denn?« Ich zog ein sauberes Taschentuch aus meinem Mieder und reichte es ihm.

»Mir das Gefühl zu geben, als wäre ich acht Jahre alt«, sagte er reumütig. »Und ein Idiot dazu.«

Er wischte sich die Nase ab und streckte dann die Hand aus, um sanft die flach gedrückten Rosen zu berühren.

Ich war hoch erfreut über Jennys Brief und wusste, dass sein Eintreffen Jamies Herz beträchtlich erleichtert hatte. Gleichzeitig war ich aber nach wie vor ausgesprochen neugierig über den Zwischenfall, den sie zu beschreiben begonnen hatte - und ich wusste, dass Jamie sich noch stärker dafür interessierte, auch wenn er es vermied, es zu erwähnen.

Etwa eine Woche später traf ein Brief von seinem Schwager Ian ein, doch dieser enthielt zwar die üblichen Nachrichten aus Lallybroch und

Broch Mordha, erwähnte jedoch Jennys Abenteuer in der Nähe von Balriggan sowie ihre darauf folgende Entdeckung in der Weinlaube mit keinem Wort.

»Du könntest nicht vielleicht einen von ihnen danach fragen?«, schlug ich zögernd vor, während ich auf dem Zaun hockte und ihm bei den Vorbereitungen für die Kastration eines Ferkelwurfes zusah. »Ian oder Jenny?«

»Nein, das könnte ich nicht«, erwiderte Jamie mit Nachdruck. »Außerdem geht es mich schließlich nichts an, oder? Mag ja sein, dass die Frau einmal meine Frau gewesen ist, doch jetzt ist sie es mit Sicherheit nicht mehr. Wenn sie beschließt, sich einen Liebhaber zu nehmen, ist das ihre Sache. Wirklich.« Er trat mit dem Fuß auf den Blasebalg, um das kleine Feuer anzufachen, in dem ich mein Kautereisen erhitzte, und zog die Kastrationsschere aus seinem Gürtel. »Welches Ende willst du, Sassenach?«

Ich hatte die Wahl zwischen der großen Wahrscheinlichkeit, gebissen zu werden, während ich den Ferkeln die Schnauze festhielt, und der absoluten Sicherheit, beschissen zu werden, während ich das andere Ende attackierte. Die traurige Wahrheit war, dass Jamie viel stärker war als ich, und er konnte zwar zweifellos ohne Probleme ein Tier kastrieren, doch ich brachte die professionelle Erfahrung mit. Es war daher kein Heldentum, sondern praktisches Denken, das mir meine Entscheidung diktierte, und ich hatte mich auf diese Tätigkeit vorbereitet, indem ich meine schwere Leinenschürze, Holzpantinen und ein ehemaliges, zerlumptes Hemd anzog, das einmal Fergus gehört hatte und vom Schweinestall direkt ins Feuer wandern würde.

»Du hältst sie fest; ich schnipsele.« Ich ließ mich vom Zaun gleiten und ergriff die Schere.

Es folgte ein kurzes, aber lautstarkes Zwischenspiel, an dessen Ende die fünf Ferkel zu einer tröstenden Mahlzeit aus Küchenabfällen davongeschickt wurden, nachdem wir ihre Hinterteile zur Vorbeugung von Entzündungen gut mit einer Mischung aus Teer und Terpentin eingepinselt hatten.

»Was meinst du?«, fragte ich, als ich sah, dass sie sich allem Anschein nach zufrieden über ihr Futter hermachten. »Wenn du ein Schwein wärst, meine ich. Würdest du lieber nach deinem Futter wühlen, aber deine Eier behalten, oder darauf verzichten und dich im Luxus suhlen?« Wir würden diese Schweine im Pferch behalten und sie sorgfältig mit Abfällen füttern, um zartes Fleisch zu bekommen, während wir den Großteil der anderen Schweine normalerweise im Wald freiließen, wo sie sich selbst überlassen blieben.

Jamie schüttelte den Kopf.

»Ich denke, sie können nichts vermissen, was sie nie gehabt haben«, sagte er. »Und Futter haben sie schließlich schon gehabt.« Er beugte sich über den Zaun und sah zu, wie die Ringelschwänzchen vergnügt zu wedeln und zu kreisen begannen, die kleinen Wunden darunter allem Anschein nach vergessen.

»Außerdem«, fügte er zynisch hinzu, »können einem die Eier auch mehr Kummer als Freude bereiten - auch wenn ich trotzdem noch nicht vielen Männern begegnet bin, die sie sich fortwünschten.«

»Nun, ein Priester könnte sie doch als Last empfinden.« Ich hielt das fleckige Hemd vorsichtig von meinem Körper fort, bevor ich es mir über den Kopf zog. »Puh. Es gibt nichts, das schlimmer riecht als Schweinemist - nichts.«

»Was - nicht einmal der Frachtraum eines Sklavenschiffs oder eine verwesende Leiche?«, fragte er lachend. »Eitrige Wunden? Ein Ziegenbock?«

»Schweinemist«, sagte ich bestimmt. »Absolut.«

Jamie nahm mir das zusammengeballte Hemd ab und riss es in Streifen. Die saubersten verwahrte er zum Abwischen von Werkzeugen oder zum Verstopfen von Ritzen. Den Rest überließ er dem Feuer und trat zurück, als uns ein zufälliger Luftzug eine stinkende Rauchwolke entgegenblies.

»Aye, nun, vergessen wir nicht Narses. Er war ein großer General, so sagt man zumindest, obwohl er Eunuch war.«

»Vielleicht arbeitet der Verstand eines Mannes ohne die Ablenkung ja besser«, meinte ich lachend.

Als Erwiderung prustete er nur kurz, wenn auch Belustigung darin mitklang. Er schaufelte Erde auf die Überreste des Feuers, während ich mein Kautereisen und meinen Teertopf wieder an mich nahm, und wir gingen zum Haus zurück und unterhielten uns über andere Dinge.

In Gedanken ließ mich jedoch jene eine Bemerkung nicht mehr los - »Die Eier können einem Mann auch mehr Kummer als Freude bereiten.« Hatte er das nur allgemein gesagt, fragte ich mich? Oder hatte eine persönliche Anspielung darin gelauert?

Alles, was er mir je über seine kurze Ehe mit Laoghaire MacKenzie erzählt hatte - so wenig das auch war, denn in Bezug auf dieses Thema waren wir uns einig -, hatte keinerlei Andeutungen enthalten, dass er sich körperlich zu ihr hingezogen gefühlt hatte. Er hatte sie aus Einsamkeit und Pflichtgefühl geheiratet, weil er sich einen kleinen Anker in der Leere wünschte, die sein Leben nach seiner Rückkehr aus England gewesen war. Das hatte er zumindest gesagt.

Und ich glaubte ihm, was er sagte. Er war ein pflichtbewusster Ehrenmann, und ich wusste, wie einsam er gewesen war - denn ich war es auch gewesen. Andererseits kannte ich seinen Körper fast so gut wie meinen eigenen. Er war zwar sehr gut im Stande, Strapazen zu erdulden, doch er war genauso gut im Stande, großes Glück zu empfinden. Jamie konnte asketisch leben, wenn es nötig war - jedoch niemals, weil es seinem Naturell entsprach.

Die meiste Zeit über gelang es mir zu vergessen, dass er Laoghaires Bett geteilt hatte, wenn auch nur kurz und - wie er sagte - wenig zufriedenstellend. Ich vergaß nicht, dass sie eine sehr attraktive Frau gewesen war und es auch heute noch war.

Was mich sehnsüchtig wünschen ließ, Jenny Murray hätte eine andere Inspiration dafür gefunden, ihrem Bruder ihre Gefühle mitzuteilen.

Den Rest des Tages über war Jamie still und geistesabwesend, wenn er sich auch zur Geselligkeit aufraffte, als Fergus und Marsali nach dem Abendessen mit ihren Kindern zu Besuch kamen. Er brachte Germain das Damespiel bei, während Fergus sich für Roger den Text einer Ballade ins Gedächtnis rief, die er als jugendlicher Taschendieb in den Gassen von Paris aufgeschnappt hatte. Die Frauen zogen sich an den Herd zurück, um Babykleidung zu nähen, Babyschuhe zu stricken und einander - anlässlich von Marsalis fortschreitender Schwangerschaft und Lizzies Verlobung - mit haarsträubenden Wehen- und Geburtsgeschichten zu unterhalten.

»Lag auf der Seite, das Baby, und war so groß wie ein Ferkel mit sechs Monaten...«

»Ha, Germain hatte einen Kopf wie eine Kanonenkugel, hat die Hebamme gesagt, und er lag *verkehrt* herum, der kleine Schlingel -«

»Jemmy hatte einen großen Kopf, aber bei ihm waren die Schultern das Problem...«

»*...la bourse...* die >Börse< der Dame ist natürlich ihr -«

»Ihr Mittel, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, aye, ich verstehe. Dann die nächste Stelle, wo ihr Kunde seine Finger *in* ihre Börse steckte -«

»Nein, du darfst noch nicht, ich bin immer noch dran; ich bin schließlich *da* über deine Figur gesprungen und kann also *hier* hin -«

»Merde!*«*

»Germain!«, bellte Marsali und funkelte ihren Nachwuchs an, der den Kopf einzog und mit vorgeschobener Unterlippe einen finsteren Blick auf das Damebrett warf.

»Ärgere dich nicht, Mann, denn sieh mal: Jetzt bist du dran, und du kannst *dort* hingehen und *dort* und *dort* -«

»*...avez-vous été à la selle aujourd'hui?* Und was er die Hure fragt, ist natürlich -«

»Habt Ihr heute - schon im Sattel gesessen? Oder ist es >Seid Ihr heute schon geritten?‹«

Fergus lachte, und die Spitze seiner Aristokratennase rötete sich vor Belustigung.

»Nun, so kann man es natürlich auch übersetzen.«

Roger zog die Augenbraue hoch und sah ihn mit einem halben Lächeln an.

»Aye?«

»Mit diesem Ausdruck befragen französische Ärzte ihre Patienten«, warf ich ein, als ich sah, dass er nicht verstand. »Im Umgangston heißt es, >Habt Ihr heute schon Stuhlgang gehabt?‹«

»Vielleicht war die fragliche Dame ja *une specialiste*«, erklärte Fergus fröhlich. »Ich kannte eine, die -«

»Fergus!*«* Marsali war rot angelaufen, obwohl sie eher einen belustigten als einen entrüsteten Eindruck machte.

»Verstehe«, murmelte Roger immer noch mit hochgezogenen Augenbrauen, während er mit den Nuancen dieser Stelle der Übersetzung kämpfte. Ich fragte mich, wie man diese Worte wohl vertonte.

»*Comment sont vos selles, grand-père*?«*,* erkundigte sich Germain vertraulich, da ihm diese Art der geselligen Nachfrage offenbar nicht fremd war. Und wie ist dein Stuhl, Großvater?

»Locker und problemlos«, versicherte ihm sein Großvater. »Iss schön jeden Morgen deinen Porridge, und du kriegst nie Hämorrhoiden.«

»Pa!«

»Nun, ist doch wahr«, protestierte Jamie.

Brianna war nun ebenfalls leuchtend rot geworden und gab leise Zischellaute von sich. Jemmy regte sich auf ihrem Schoß.

»*Le petit rouge* isst Porridge«, bemerkte Germain mit einem stirnrunzelnden Blick auf Jemmy, der mit geschlossenen Augen zufrieden an der Brust seiner Mutter trank. »Er scheißt Steine.«

»*Germain*!«*,* riefen sämtliche Frauen wie aus einem Mund.

»Nun, ist doch wahr«, imitierte er seinen Großvater perfekt. Er wandte den Frauen mit würdevoller Miene den Rücken zu und machte sich daran, mit den Damefiguren Türmchen zu bauen.

»Er macht aber nicht den Eindruck, als hätte er Lust, die Brust aufzugeben«, merkte Marsali an und wies kopfnickend auf Jemmy. »Germain wollte auch nicht, aber ihm ist gar nichts anderes übrig geblieben - und der armen Joanie auch nicht.« Sie warf einen reumütigen Blick auf ihren Bauch, der sich gerade über Nummer Drei zu wölben begann.

Mir fiel auf, dass Roger und Brianna einen kaum merklichen Blick wechselten, dem ein Mona-Lisa-Lächeln in Briannas Gesicht folgte. Sie setzte sich bequemer hin und streichelte Jemmys Kopf. *Genieße es, solange du kannst,* sagte ihr Verhalten deutlicher als jedes Wort.

Ich spürte, wie meine Augenbrauen in die Höhe fuhren, und blickte in Jamies Richtung. Er hatte dieses kleine Zwischenspiel ebenfalls gesehen und schenkte mir das männliche Äquivalent zu Briannas Lächeln, bevor er sich wieder dem Damebrett zuwandte.

»Ich mag Porridge«, warf Lizzie schüchtern ein, um das Thema zu wechseln. »Besonders mit Milch und Honig.«

»Ah«, sagte Fergus und erinnerte sich wieder an seine ursprüngliche Aufgabe. Er wandte sich erneut zu Roger um und hob einen Finger. »Honigtöpfchen. Also, im Refrain, wenn *les abeilles* angesummt kommen -«

»Aye, aye, genau.« Mrs. Bug riss das Gespräch zielsicher wieder an sich, als er eine Pause machte, um Atem zu holen. »Porridge mit Honig ist das Beste für die Verdauung, obwohl selbst das manchmal versagt. Ich habe sogar einmal einen Mann gekannt, der einen ganzen Monat Verstopfung hatte!«

»Wirklich. Hat er es mit einem Wachskügelchen in Gänseschmalz versucht? Oder Traubenblättertee?« Fergus ließ sich sofort ablenken. Franzose durch und durch, war er ein großer Kenner von Darmreinigungs- und Abführmitteln sowie Suppositorien.

»Alles«, versicherte ihm Mrs. Bug. »Porridge, getrocknete Äpfel, Wein mit Ochsengalle, ein Glas Wasser um Mitternacht bei Neumond... nichts konnte Bewegung in die Sache bringen. Das ganze Dorf hat davon geredet, die Leute haben Wetten abgeschlossen, und der Arme ist ganz grau im Gesicht geworden. Es waren Nervenkrämpfe, und sein Darm war verknotet wie ein Strumpfband, so dass -«

»Ist er explodiert?«, fragte Germain interessiert.

Mrs. Bug schüttelte sich kurz vor Lachen.

»Nein, das ist er nicht, Kleiner. Aber ich habe gehört, dass nicht viel daran gefehlt hat.«

»Was hat ihm denn schließlich geholfen?«, fragte Jamie.

»Sie hat endlich gesagt, dass sie mich heiraten wird und nicht den anderen.« Mr. Bug, der den ganzen Abend in der Ecke der Kaminbank vor sich hingedöst hatte, stand auf und reckte sich, dann legte er seiner Frau eine Hand auf die Schulter und lächelte ihr zärtlich in das nach oben gekehrte Gesicht. »Das war wirklich eine große Erleichterung.«

Es war spät, als wir nach einem geselligen Abend zu Bett gingen, der damit endete, dass Fergus unter allgemeinem Beifall die Prostituiertenballade in voller Länge zum Besten gab, begleitet von Jamie und Germain, die mit den Händen auf dem Tisch den Takt schlugen.

Jamie ließ sich auf das Kopfkissen sinken, die Hände hinter dem Kopf gekreuzt, und gluckste dann und wann vor sich hin, weil ihm Teile des Liedes wieder in den Sinn kamen. Es war so kalt, dass unser Atem die Fensterscheiben beschlagen ließ, doch er trug kein Nachthemd, und ich bewunderte seinen Anblick, während ich dasaß und mir das Haar bürstete.

Er hatte sich gut von dem Schlangenbiss erholt, war jedoch immer noch dünner als gewöhnlich, so dass man sein elegant geschwungenes Schlüsselbein sehen konnte und sich seine langen Armmuskeln in deutlichen Strängen unter seiner Haut von Knochen zu Knochen spannten. Die Haut auf seiner Brust war dort, wo sein Hemd normalerweise offen stand, wie Bronze getönt, doch die empfindliche Haut an der Unterseite

seiner Arme war weiß wie Milch und ließ ein Netzwerk blauer Adern durchscheinen. Das Licht ließ die vorstehenden Knochen seines Gesichtes Schatten werfen und glomm in seinem Haar, das zimt- und bernsteinfarben auf seinen Schultern lag, weinrot und rotgolden seinen entblößten Körper überzog.

»Das Kerzenlicht steht dir, Sassenach«, sagte er lächelnd, und ich sah, dass er mich beobachtete. Seine blauen Augen hatten die Farbe des bodenlosen Ozeans.

»Ich habe gerade dasselbe von dir gedacht«, sagte ich. Ich stand auf und legte meine Bürste beiseite. Mein Haar umschwebte meine Schultern wie eine Wolke, sauber, weich und glänzend. Es roch nach Ringelblumen und Sonnenblumen, genau wie meine Haut. Ein Bad nebst Haarwäsche war im Winter mit ungeheurem Aufwand verbunden, aber ich war fest entschlossen gewesen, mich des Schweinemistgestanks zu entledigen, bevor ich ins Bett ging.

»Dann lass sie brennen«, sagte er und streckte die Hand aus, um mir Einhalt zu gebieten, als ich mich vorbeugte, um die Kerze auszublasen. Seine Hand umschlang mein Handgelenk und zog mich auf ihn zu.

»Komm ins Bett, damit ich dich ansehen kann. Ich liebe es, wie das Licht in deinen Augen tanzt, wie Whisky, wenn man ihn über einen Haggis gießt und ihn dann anzündet.«

»Wie poetisch«, murmelte ich, leistete jedoch keinen Widerstand, als er mir Platz machte, die Zugschnur meines Hemdes löste und es mir auszog. Die Luft im Zimmer war so kalt, dass sich meine Brustwarzen fest zusammenzogen, doch seine Haut fühlte sich angenehm warm auf meinen Brüsten an, als er mich vor Vergnügen seufzend in die Arme nahm.

»Wahrscheinlich hat mich Fergus' Lied inspiriert«, sagte er. Er umschloss eine meiner Brüste mit der Hand und wiegte sie mit einer angenehmen Mischung aus Bewunderung und Würdigung. »Gott, du hast so wunderhübsche Brüste. Erinnerst du dich an die eine Strophe, wo er sagt, dass die Dame so enorme Titten hatte, dass sie sie um seine Ohren wickeln konnte? Deine sind natürlich nicht so groß, aber meinst du, du könntest sie vielleicht um meinen -«

»Ich glaube nicht, dass sie *dazu* enorm sein müssen«, versicherte ich ihm. »Rück ein Stück nach oben. Außerdem glaube ich nicht, dass man sie tatsächlich darum wickeln muss, sondern sie eigentlich nur zusammenquetschen muss, und dazu sind sie mit Sicherheit groß... siehst du?«

»Oh«, sagte er zutiefst befriedigt und ein wenig atemlos. »Aye, du hast Recht. Das ist... oh, das sieht wunderschön aus, Sassenach, zumindest von hier.«

»Von hier aus sieht es auch sehr interessant aus«, sagte ich und versuchte, dabei weder zu lachen noch zu schielen. »Wer von uns bewegt sich, was meinst du?«

»Vorerst ich. Bin ich dir auch nicht zu rau, Sassenach?«, erkundigte er sich.

»Oh, kaum. Aber warte -« Ich streckte die Hand aus und tastete mich blind auf dem Nachttisch vor. Ich stieß auf das Töpfchen mit der Mandelcreme, die ich als Handlotion benutzte, entfernte den Deckel und tauchte meinen Finger hinein.

»Ja, das ist viel besser«, sagte ich. »Nicht wahr?«

»Oh. Oh. Aye.«

»Und dann war da noch diese andere Strophe, nicht wahr?«, sagte ich nachdenklich und ließ ihn kurz los, um dann mit meinem schlüpfrigen Finger über die Kurve seiner Pobacke zu fahren. »Die davon handelte, was die Prostituierte mit dem Chorknaben gemacht hat?«

»Oh, Himmel!«

»Ja, genau das hat er gesagt. Sagt zumindest das Lied.«

Sehr viel später erwachte ich in der Dunkelheit aus dem Schlaf, weil ich seine Hände erneut auf mir spürte. Angenehm traumverloren, regte ich mich nicht, sondern lag träge da und ließ ihn tun, was er wollte.

Mein Verstand hatte nur eine sehr lose Verbindung zur Realität, und es dauerte einige Zeit, bis ich langsam realisierte, dass irgendetwas nicht stimmte. Noch länger brauchte ich, um meine Gedanken zusammenzunehmen und mich wach zu kämpfen, doch schließlich gelang es mir, die Augen zu öffnen und die Schlafwolken blinzelnd zu vertreiben.

Er hockte halb über mir, das Gesicht vom dumpfen Glühen des abgedeckten Herdfeuers halb erleuchtet. Seine Augen waren geschlossen, er hatte die Stirn leicht gerunzelt, und ich fragte mich verwirrt und erstaunt, ob es möglich war, dass er es im Schlaf machte?

Ein dünner Schweißfilm lag glänzend auf seinen hohen Wangenknochen, seinem langen, geraden Nasenrücken, auf den Schrägen und Rundungen seines nackten Körpers.

Er streichelte mich auf eine merkwürdige, monotone Art, wie ein Mann, der eine ewig gleich bleibende Aufgabe erledigt. Seine Berührung war zwar mehr als intim, zugleich jedoch seltsam unpersönlich; ich hätte irgendjemand - oder irgendetwas - sein können, dachte ich.

Dann bewegte er sich, die Augen immer noch geschlossen, schlug die Bettdecke über mir zurück und schob sich zwischen meine Beine, indem er sie auf eine brüske Art spreizte, die ihm ganz und gar nicht ähnlich war. Er hatte die Augenbrauen zusammengezogen, und seine Stirn war konzentriert gerunzelt. Ich versuchte instinktiv, meine Beine zu schließen und mich unter ihm fortzuwinden. Da senkten sich seine klammernden Hände auf meine Schultern, seine Knie stießen meine Oberschenkel auseinander, und er drang grob in mich ein.

Ich gab einen schrillen Protestlaut von mir, und er riss die Augen auf. Er starrte mich an, seine Augen nur Zentimeter von den meinen entfernt, ohne mich zu sehen, dann schärfte sich sein Blick abrupt, und er begriff. Er erstarrte.

»Was zum *Teufel* glaubst du, wer ich bin?«, sagte ich leise und wütend.

Er riss sich los und warf sich aus dem Bett. Dabei zog er die Bettwäsche hinter sich her, so dass sie unordentlich auf dem Boden liegen blieb. Er nahm seine Kleider vom Kleiderhaken, war mit zwei Schritten an der Tür, öffnete sie und verschwand. Die Tür knallte er hinter sich zu.

Ich setzte mich auf und fühlte mich gründlich durcheinander. Ich klaubte die Bettdecke wieder auf und legte sie um mich. Ich fühlte mich benommen, wütend - und halb ungläubig. Ich rieb mir mit den Händen durch das Gesicht und versuchte, ganz aufzuwachen. Ich hatte doch wohl nicht geträumt?

Nein. Er war es gewesen. Er hatte halb - oder ganz - geschlafen und hatte verflucht noch einmal gedacht, ich sei die verfluchte Laoghaire! Das war die einzige Erklärung für die Art, wie er mich berührt hatte, mit einer schmerzhaften, mit Wut versetzten Ungeduld. Er hatte mich im Leben noch nie so berührt.

Ich legte mich wieder hin, doch es war mir absolut unmöglich, wieder einzuschlafen. Ich starrte ein paar Minuten an die dunkle Decke hinauf, dann erhob ich mich entschlossen und zog mich an.

Der Hof lag trostlos und kalt unter einem hohen, hellen Mond. Ich trat ins Freie, schloss leise die Küchentür hinter mir, zog meinen Umhang fest um mich und lauschte. Nichts regte sich in der Kälte, und der Wind war nicht mehr als ein Seufzen in den Kiefern. Doch in einiger Entfernung hörte ich ein schwaches, regelmäßiges Geräusch. Ich wandte mich in diese Richtung und bahnte mir vorsichtig meinen Weg durch die Dunkelheit.

Die Tür des Heuschobers stand offen.

Ich lehnte mich an den Torpfosten und beobachtete mit verschränkten Armen, wie er hin und her stampfte und im Mondschein Heu gabelte, um sich abzureagieren. Auch mir pulsierte immer noch das Blut in den Schläfen, doch es begann zu verebben, während ich ihm zusah.

Das Problem war, dass ich ihn verstand, und zwar nur zu gut. Ich war zwar nicht vielen von Franks Frauen begegnet - er war diskret. Doch dann und wann fing ich bei einer Fakultätsparty oder im Supermarkt einen Blickwechsel auf - und ein Gefühl finsterer Wut stieg in mir auf, nur um von der verblüfften Frage gefolgt zu werden, was genau mich das eigentlich anging.

Eifersucht hatte nicht das Geringste mit Logik zu tun.

Laoghaire MacKenzie war viertausend Meilen weit fort; wahrscheinlich würde keiner von uns beiden sie je wieder sehen. Frank war noch weiter fort, und es stand fest, dass keiner von uns ihn diesseits des Grabes wieder sehen würde.

Nein, Eifersucht hatte wirklich nichts mit Logik zu tun.

Mir wurde allmählich kalt, doch ich blieb weiter stehen. Er wusste, dass ich da war; ich konnte es an der Art sehen, wie er den Kopf über seine Arbeit gebeugt hielt. Trotz der Kälte schwitzte er; der dünne Stoff seines Hemdes klebte an ihm fest und bildete einen dunklen Fleck auf seinem Rücken. Schließlich stieß er die Mistgabel in den Heuhaufen, ließ sie stecken und setzte sich auf eine Bank, die aus einem halbierten Baumstamm bestand. Er nahm den Kopf in die Hände und raufte sich mit den Fingern heftig die Haare.

Schließlich sah er zu mir auf, und sein Gesicht trug einen Ausdruck irgendwo zwischen Bestürzung und widerstrebender Belustigung.

»Ich verstehe das nicht.«

»Was denn?« Ich trat zu ihm und setzte mich neben ihn, die Füße unter mich geklemmt. Ich konnte den Schweiß auf seiner Haut riechen, dazu Mandelcreme und einen Hauch seiner verflogenen Lust.

Er warf mir einen Seitenblick zu und antwortete trocken: »Alles, Sassenach.«

»So schlimm kann es doch nicht sein, oder?« Ich streckte zögernd die Hand nach ihm aus und ließ sie sacht über seinen Rücken gleiten.

Er seufzte tief auf und atmete durch gespitzte Lippen aus.

»Als ich dreiundzwanzig war, habe ich nicht verstanden, wie es sein konnte, dass ein einziger Blick auf eine Frau meine Knochen in Wasser verwandeln und mir doch gleichzeitig das Gefühl geben konnte, als könnte ich mit bloßen Händen Stahl verbiegen. Als ich fünfundzwanzig war, konnte ich nicht verstehen, wie es sein konnte, dass ich den Wunsch verspürte, eine Frau zärtlich zu lieben und zugleich über sie herzufallen.«

»*Eine* Frau?«, fragte ich und bekam, was ich wollte - sein Mund verzog sich, und sein Blick fuhr mir mitten durchs Herz.

»Eine *einzige* Frau«, sagte er. Er ergriff die Hand, die ich auf sein Knie gelegt hatte, und hielt sie fest, als hätte er Angst, ich könnte sie ihm wieder entreißen. »Nur die eine«, wiederholte er, und seine Stimme war heiser.

Es war still in der Scheune, doch die Wandbretter knarrten und setzten sich in der Kälte. Ich rutschte auf der Bank näher an ihn heran. Nur ein wenig. Das Mondlicht strömte durch das weit geöffnete Tor und überzog das aufgestapelte Heu mit einem dumpfen Schimmer.

»Und das«, sagte er und drückte meine Finger fester, »ist es, was ich jetzt weiß. Ich liebe dich, *a nighean donn.* Ich habe dich von der ersten Sekunde an geliebt, ich werde dich lieben, bis die Zeit selbst zu Ende geht, und solange du an meiner Seite bist, bin ich mit der Welt zufrieden.«

Eine Welle der Wärme durchströmte mich, doch bevor ich etwas anderes tun konnte als ihm erwidernd die Hand zu drücken, fuhr er fort und wandte sich mir mit einem Ausdruck so verzweifelter Verwirrung zu, dass es beinahe komisch war.

»Und da das nun einmal so ist, Claire - warum, im Namen Christi und aller Heiligen, *warum* hätte ich nicht übel Lust, ein Schiff nach Schottland zu besteigen, einen Mann aufzuspüren, dessen Namen und Gesicht ich gar nicht kenne, und ihn umzubringen, weil er es mit einer Frau getrieben hat, auf die ich keinen Anspruch habe und mit der ich es höchstens drei Minuten im selben Raum aushalten würde?«

Er ließ seine freie Hand als Faust niedersausen und traf den Baumstamm mit einem dumpfen Knall, der das Holz unter meinem Hintern vibrieren ließ.

»Ich *verstehe* das nicht!«

Ich unterdrückte das Bedürfnis zu sagen: »Und du glaubst, ich verstehe es?« Stattdessen blieb ich einfach still sitzen und strich ihm nach ein paar Sekunden ganz sacht mit dem Daumen über die Fingerknöchel. Es war

weniger eine Liebkosung als vielmehr eine Geste der Beruhigung, und so fasste er es auch auf.

Kurz darauf seufzte er tief, drückte meine Hand und stand auf.

»Ich bin ein Narr«, sagte er.

Ich blieb still sitzen, doch er schien irgendeine Bestätigung zu erwarten, daher nickte ich pflichtschuldigst.

»Nun, vielleicht«, sagte ich. »Aber du wirst doch nicht nach Schottland fahren, oder?«

Anstatt zu antworten, ging er missmutig auf und ab und trat getrocknete Erdklumpen vor sich her, die wie kleine Bomben explodierten. Er dachte doch wohl nicht ernsthaft darüber... das konnte nicht sein. Ich zwang mich, den Mund zu halten, und wartete geduldig, bis er vor mir zum Stehen kam.

»Nun gut«, sagte er im Tonfall eines Mannes, der ein Prinzip verlauten lässt. »Ich weiß nicht, warum es mich so stört, dass Laoghaire die Nähe eines anderen Mannes sucht - nein, das ist nicht die Wahrheit, oder? Ich weiß es sehr wohl. Und es ist keine Eifersucht. Oder... nun gut, dann ist es eben Eifersucht, aber das ist nicht die Hauptsache.« Er warf mir einen Blick zu, der mich warnte, mich nur ja nicht zu unterstehen, dieser Einschätzung zu widersprechen, doch ich hielt meinen Mund. Er atmete heftig durch die Nase aus, holte tief Luft und senkte den Blick.

»Nun denn. Wenn ich ehrlich bin. Er presste die Lippen kurz zusammen. »Warum?«, platzte er heraus. »Was hat er nur?«

»Was hat wer nur? Der Mann, mit dem sie-«

»Sie hat es gehasst, mit mir ins Bett zu gehen!«, unterbrach er mich und stampfte einen Erdklumpen zu Staub. »Vielleicht schmeichle ich mir ja, oder du schmeichelst mir...« Er warf mir einen Blick zu, der gern ein Funkeln gewesen wäre, jedoch in Verwirrung endete. »Bin ich... bin ich...?«

Ich war mir nicht sicher, ob er »Ja, das bist du!« oder »Nein, das bist du nicht!« hören wollte, begnügte mich jedoch mit einem Lächeln, das beides sagte.

»Aye. Nun«, sagte er widerstrebend. »Ich hatte zumindest nicht das *Gefühl,* dass es an mir gelegen hat. Und vor unserer Heirat hatte Laoghaire doch auch nichts gegen mich.« Hier muss ich leise geprustet haben, denn er sah mich an, doch ich schüttelte den Kopf, um ihn fortfahren zu lassen.

»Ich dachte, es müsste eine generelle Abneigung gegenüber Männern sein, oder nur gegen den Akt. Und wenn es so war... nun, dann war es nicht ganz so schlimm, wenn es nicht meine Schuld war, obwohl ich das Gefühl hatte, ich sollte in der Lage sein, es zu beheben...«Er verstummte und überließ sich stirnrunzelnd seinen Gedanken, dann fuhr er seufzend fort.

»Aber vielleicht habe ich mich ja geirrt. Vielleicht hat es ja an mir gelegen. Und das ist ein Gedanke, der mir keine Ruhe lässt.«

Eigentlich hatte ich keine Ahnung, was ich zu ihm sagen sollte, doch es war klar, dass ich irgendetwas sagen musste.

»Ich glaube, es hat an ihr gelegen«, sagte ich bestimmt. »Nicht an dir. Aber es kann natürlich sein, dass ich voreingenommen bin. Sie hat schließlich versucht, mich umzubringen.«

»Sie hat was?« Er fuhr mit verständnisloser Miene herum.

»Wusstest du das gar nicht? Oh.« Ich versuchte, mich zu erinnern; hatte ich ihm das nicht erzählt? Nein, anscheinend nicht. Irgendwie war es mir damals nicht so wichtig vorgekommen; ich hatte ja nicht damit gerechnet, sie jemals wiederzusehen. Und später... nun, da *war* es wirklich nicht mehr wichtig gewesen. Ich erklärte ihm kurz, wie mich Laoghaire an jenem Tag zu Geilie Duncan nach Cranesmuir geschickt hatte, wohl wissend, dass man Geilie wegen Hexerei festnehmen würde, denn sie hatte gehofft, dass man mich mit ergreifen würde - was ja auch geschehen war.

»Das durchtriebene, kleine Aas!«, sagte er, und es klang vor allem erstaunt. »Nein, davon habe ich nicht das Geringste gewusst - Himmel, Sassenach, du kannst doch nicht glauben, dass ich die Frau geheiratet hätte, wenn ich gewusst hätte, dass sie dir so etwas angetan hat!«

»Nun, sie ist damals erst sechzehn gewesen«, sagte ich, unter den jetzigen Umständen zu Toleranz und Vergebung bereit. »Und möglicherweise war ihr ja gar nicht klar, dass man uns vor Gericht stellen

oder versuchen würde, uns zu verbrennen. Vielleicht sollte es ja nur ein Streich sein - und vielleicht dachte sie, du würdest das Interesse an mir verlieren, wenn man mich der Hexerei bezichtigte.« Die Neuigkeit von dieser Schikane schien Jamie immerhin abgelenkt zu haben, was sehr gut war.

Seine einzige Reaktion auf diese Worte war ein Schnauben. Er schritt eine Weile rastlos hin und her, und das verstreute Stroh raschelte unter seinen Füßen. Er hatte seine Schuhe und Strümpfe nicht mitgenommen und war barfuß, doch die Kälte schien ihm nichts auszumachen.

Schließlich blieb er stehen, seufzte heftig und beugte sich vor, um sich mit einer Hand auf die Bank zu stützen und mir den Kopf auf die Schulter zu legen.

»Es tut mir Leid«, flüsterte er.

Ich legte ihm die Arme um die Schultern und zog ihn an mich. Ich hielt ihn fest, bis er schließlich noch einmal aufseufzte und sich der verknotete Muskelstrang in seinen Schultern entspannte. Ich ließ ihn los, und er stand auf und hielt mir die Hand zum Aufstehen entgegen.

Wir schlossen das Scheunentor und gingen schweigend zum Haus zurück, Hand in Hand.

»Claire«, sagte er plötzlich und klang ein wenig schüchtern.

»Ja?«

»Ich will mich nicht herausreden - wirklich nicht. Ich frage mich nur... kommt es je vor, dass du... an Frank denkst? Wenn wir...« Er blieb stehen und räusperte sich. »Fällt der Schatten des Engländers vielleicht über mein Gesicht - dann und wann?«

Was in aller Welt sollte ich darauf antworten? Ich konnte mit Sicherheit nicht lügen, doch wie sollte ich ihm die Wahrheit sagen, auf eine Weise, die er verstand und die ihn nicht verletzte?

Ich holte tief Luft, atmete wieder aus und sah zu, wie das Nebelwölkchen sanft davonwirbelte.

»Ich will nicht mit einem Geist ins Bett gehen«, sagte ich schließlich bestimmt. »Und ich glaube auch nicht, dass du das willst. Doch ich vermute, dass es dann und wann einfach vorkommt, dass ein Geist anderer Meinung ist.«

Er machte ein leises Geräusch, das zum Großteil Gelächter war.

»Aye«, sagte er. »So ist es wohl. Ich frage mich, ob es Laoghaire im Bett des Engländers wohl besser gefallen würde als in meinem?«

»Das geschähe ihr ganz recht«, sagte ich. »Aber wenn es dir in meinem gefällt, schlage ich vor, dass du mit dort hin zurückkommst. Er ist verdammt kalt hier draußen.«

100

Ein toter Wal

Ende März waren die Wege bergab passierbar. Wir hatten bis jetzt noch nichts von Milford Lyon gehört, und nach einigem Hin und Her wurde beschlossen, dass Jamie und ich mit Brianna, Roger und Marsali nach Wilmington reisen würden, während Fergus die Vermessungsprotokolle nach New Bern brachte, um sie offiziell aktenkundig zu machen und sie registrieren zu lassen.

Die Mädchen und ich würden Vorräte kaufen, die im Lauf des Winters knapp geworden waren, Dinge wie Salz, Zucker, Kaffee, Tee und Opium, während Roger und Jamie diskrete Erkundigungen über Milford Lyon - und Stephen Bonnet - einholten. Fergus würde zu uns stoßen, sobald er sich um die Protokolle gekümmert hatte, und seinerseits entlang der Küste Nachforschungen anstellen, sofern sich die Gelegenheit dazu bot.

Woraufhin Jamie und Roger dem einmal entdeckten Bonnet einen Besuch abstatten und abwechselnd auf ihn schießen oder einstechen würden, um nach seinem Tod zurück in die Berge zu reiten und sich gegenseitig zu ihrer guten Arbeit zu beglückwünschen. So hatte man mir den Plan zumindest erklärt.

»Die besten Pläne von Mäusen und Menschen gehen oft daneben«, zitierte ich während einer Diskussion über diese Angelegenheit. Jamie zog eine Augenbraue hoch und warf mir einen Blick zu.

»Was für Pläne haben denn Mäuse?«

»Nun, das kann ich dir auch nicht sagen«, gab ich zu. »Aber das Prinzip stimmt trotzdem; du hast doch keine Ahnung, was alles passieren kann.«

»Das stimmt«, pflichtete er mir bei. »Aber ganz gleich, *was* geschieht, ich bin darauf gefasst.« Er berührte den Dolch, der auf der Ecke seines

Schreibtisches lag, und widmete sich dann wieder seinen Vorratslisten für die Farm.

Das Wetter erwärmte sich während unseres Abstiegs aus dem Gebirge merklich, und als wir uns der Küste näherten, kreisten ganze Schwärme von Möwen und Krähen unter hysterischem Gekreische im hellen Schein der Frühlingssonne über frisch gepflügten Feldern.

In den Bergen begannen die Bäume gerade erst zu grünen, doch in Wilmington leuchteten bereits die Blumen in den Gärten, und Akelei und Rittersporn steckten ihre gelben und blauen Spitzen über die Zäune an der Beaufort Street. Wir fanden ein kleines Stück vom Kai entfernt in einem kleinen, sauberen Gasthaus Unterkunft. Es war relativ billig und einigermaßen gemütlich, wenn auch ein bisschen eng und dunkel.

»Warum haben sie denn nicht mehr Fenster?«, knurrte Brianna und hielt sich den Zeh, den sie sich gestoßen hatte, als sie im Dunklen auf dem Treppenabsatz über Germain stolperte. »Irgendjemand wird das Haus noch niederbrennen, wenn er sich eine Kerze anzündet, um zu sehen, wohin er tritt. Glas kann doch nicht so teuer sein.«

»Fenstersteuern«, erklärte Roger ihr und hob Germain hoch, um ihn zu seiner hemmungslosen Begeisterung kopfunter über das Geländer baumeln zu lassen.

»Was? Die Krone erhebt eine Steuer auf *Fenster*?«

»So ist es. Man sollte zwar meinen, dass sich die Leute darüber mehr ärgern als über Steuern für Briefmarken oder Tee, aber anscheinend sind sie an die Fenstersteuer gewöhnt.«

»Kein Wunder, dass sie kurz vor einer Revolu - Oh, guten Morgen, Mrs. Burns! Das Frühstück riecht ja wunderbar!«

Die jungen Frauen, die Kinder und ich verbrachten mehrere Tage mit preisbewussten Einkäufen, während Roger und Jamie in einer Vielzahl von Schankräumen und Wirtshäusern das Geschäftliche mit dem Angenehmen verbanden. Ihre Erledigungen waren zum Großteil abgeschlossen, und Jamie bezog beim Kartenspiel und durch Pferdewetten ein kleines, aber nützliches Nebeneinkommen, doch das Einzige, was er über Stephen

Bonnet herausbekam, war, dass er seit Monaten nicht mehr in Wilmington gesehen worden war. Insgeheim war ich erleichtert, das zu hören.

Im späteren Lauf der Woche begann es so heftig zu regnen, dass wir zwei Tage lang nicht vor die Tür traten. Es war mehr als nur Regen; es war ein ausgewachsener Sturm, dessen Windstärke ausreichte, um die Fächerpalmen halb umzubiegen und die schlammigen Straßen mit abgerissenen Blättern und Ästen zu pflastern. Marsali blieb bis zum späten Abend wach und betete abwechselnd den Rosenkranz oder spielte zur Ablenkung mit Jamie Karten.

»Fergus hat gesagt, es ist ein großes Schiff, mit dem er aus New Bern kommt. Die *Octopus*? Das klingt doch nach einer Vertrauen erweckenden Größe, oder, Pa?«

»Oh, aye. Obwohl die Paketboote auch sehr sicher sind, soweit ich weiß. Nein, leg die nicht ab, Kleine - nimm lieber die Pik Drei.«

»Woher weißt du denn, dass ich die Pik Drei habe?«, fragte sie und sah ihn mit argwöhnisch gerunzelter Stirn an. »Und das mit den Paketbooten ist nicht wahr. Das weißt du genauso gut wie ich; wir haben doch erst vorgestern das Wrack am Ende der Elm Street gesehen.«

»Ich weiß, dass du die Pik Drei hast, weil ich sie nicht habe«, sagte Jamie zu ihr und presste sein Kartendeck fest an seine Brust, »und alle anderen Pikkarten haben schon auf dem Tisch gelegen. Außerdem ist es auch möglich, dass Fergus auf dem Landweg aus New Bern kommt; vielleicht ist er ja gar nicht auf einem Schiff.«

Ein Windstoß traf das Haus und rappelte an den Fensterläden.

»Noch ein Argument gegen Fenster«, merkte Roger an und schaute Marsali über ihre Schulter hinweg in die Karten. »Nein, er hat Recht, leg die Pik drei ab.«

»Hier, mach du es. Ich muss nach Joanie sehen.« Sie stand plötzlich auf, drückte Roger die Karten in die Hand und rauschte in das kleine Nebenzimmer, das sie mit ihren Kindern teilte. Ich hatte Joanie nicht weinen gehört.

Über uns erklang ein lautes Krachen und Schaben, als ein abgebrochener Ast über das Dach schlitterte. Alle blickten nach oben. Unter dem schrillen Heulen des Windes konnten wir das hohle Donnern der Brandung hören, die über das überflutete Watt hinwegkochte und auf das Ufer einhämmerte.

»Die mit Schiffen auf dem Meer fuhren«, zitierte Roger leise, »und trieben ihren Handel auf großen Wassern; die des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder im Meer, wenn er sprach und einen Sturmwind erregte, der die Wellen erhob.«

»Oh, du bist wirklich eine große Hilfe«, sagte Brianna unwirsch. Sie war sowieso schon gereizt, und der Zwangsaufenthalt in geschlossenen Räumen hatte nicht zur Verbesserung ihrer Laune beigetragen. Jemmy, dem der Lärm furchtbare Angst machte, hatte fast zwei Tage lang wie ein warmer Wickel an ihr geklebt, und sie waren beide heiß, feucht und außerordentlich übel gelaunt.

Roger schien sich durch ihre Stimmung nicht beeindrucken zu lassen. Er bückte sich lächelnd, und nach einigen Schwierigkeiten entwand er ihr Jemmy. Er stellte den Kleinen auf den Boden und hielt ihn an den Händen fest.

»Dass sie taumelten und wankten«, sagte er theatralisch und zog an Jemmys Händen, so dass er stolperte und das Gleichgewicht verlor, »wie ein Trunkener und wussten keinen Rat mehr.«

Jemmy kicherte, und selbst Brianna fing widerstrebend an zu lächeln.

»Die zum Herrn schrien in ihrer Not, und er *führte* sie aus ihren Ängsten-« Bei *führte* schwang er Jemmy plötzlich in die Luft, fing ihn unter den Armen auf und wirbelte ihn herum, so dass er vor Entzücken kreischte.

»Und stillte das Ungewitter, dass die Wellen sich legten und sie froh wurden, dass es still geworden war -« Er zog Jemmy an sich und küsste ihn auf den Kopf. »Und er sie zu Lande brachte nach ihrem Wunsch.«

Brianna applaudierte seiner Darbietung sarkastisch, lächelte aber dennoch. Jamie hatte die Karten wieder an sich genommen und schob das Deck ordentlich zusammen. Er hielt inne und blickte auf. Verwundert über

seine plötzliche Stille, wandte ich den Kopf und musterte ihn. Er sah mich an und lächelte.

»Der Wind hat nachgelassen«, sagte er. »Hörst du es? Morgen gehen wir aus.«

Als es Morgen wurde, hatte sich das Wetter aufgeklart, und die frische Brise, die von der See her wehte, brachte einen Hauch vom Ufer mit, der nach Strandflieder und Kiefern roch - und nach in der Sonne verrottendem Meeresgetier. Das Kai war nach wie vor deprimierend frei von Masten aller Art; es lagen keine großen Schiffe vor Anker, nicht einmal ein Zweimaster oder ein Paketboot, obwohl es im Wasser des Wilmingtoner Hafens von Dingis, Flößen, Kanus und kleinen, vierrudrigen Booten wimmelte, die wie Libellen über das Wasser tanzten und mit ihren fliegenden Rudern glitzernde Tropfen versprühten.

Die Besatzung eines dieser Boote sah uns missmutig auf dem Kai stehen und kam auf uns zugeflitzt. Die Ruderer riefen uns zu - ob wir ein Transportmittel suchten? Als Roger sich vorbeugte, um ihnen seine höfliche Verneinung zuzurufen, wehte ihm die Brise den Hut vom Kopf. Er wirbelte trunken auf das bräunliche Wasser hinaus und landete kreiselnd wie ein Blatt auf dem Schaum.

Das Boot verfolgte sofort den dahintreibenden Hut, und einer der Ruderer spießte ihn zielsicher mit dem Ruder auf und ließ ihn triumphierend an dessen Ende abtropfen. Doch als das Boot längsseits des Kais anlegte, verwandelte sich die jubelnde Miene des Bootsmanns in Erstaunen.

»MacKenzie!«, rief er. »Da brat mir doch einer ’nen Storch, wenn er’s nicht ist!«

»Duff! Duff, alter Knabe!« Roger bückte sich und ergriff seinen Hut, dann streckte er die Hand aus, um seinem alten Bekannten hinaufzuhelfen. Duff, ein kleiner Schotte mit grau meliertem Haar, einer sehr langen Nase, hohlen Wangen und einem zart sprießenden, ergrauenden Backenbart, der ihm das Aussehen verlieh, als sei er dick mit Puderzucker überzogen,

hüpfte leichtfüßig auf den Kai, um Roger alsdann von Mann zu Mann zu umarmen, wobei er ihm unter zahlreichen Begeisterungsrufen heftig auf den Rücken klopfte. Roger zahlte es ihm von Herzen heim. Wir anderen standen höflich da und sahen ihrem Wiedersehen zu, während Marsali Germain davon abhielt, vom Kai ins Wasser zu springen.

»Kennst du den Mann?«, fragte ich Brianna, die den alten Freund ihres Mannes skeptisch betrachtete.

»Ich *nehme an*, er ist einmal mit Roger zusammen auf einem Schiff gefahren«, erwiderte sie und packte ihren Sohn fester am Kragen. Jemmy fand den Anblick der Möwen ausgesprochen aufregend und viel unterhaltsamer als Mr. Duff.

»Jetzt sieh’ sich einer den an!«, rief Duff aus, der jetzt einen Schritt zurückgetreten war und sich fröhlich mit dem Ärmel unter der Nase entlangwischte. »’n Rock wie’n feiner Herr und passende Knöpfe dazu. Und der Hut! Hast wohl auf deine alten Tage das große Los gezogen, was?«

Roger lachte und bückte sich, um seinen nassen Hut aufzuheben. Er schlug sich damit auf den Oberschenkel, um ein Stück Blasentang zu entfernen, und reichte ihn geistesabwesend an Brianna weiter, die Mr. Duff nach wie vor mit tief zerfurchter Stirn betrachtete.

»Meine Frau«, stellte Roger sie vor und wies mit einer Handbewegung auf uns. »Und ihre Familie. Mr. James Fraser, Mrs. Fräser... und die Schwägerin meiner Frau, ebenfalls Mrs. Fräser.«

»Zu Diensten, Sir - die Damen.« Duff verbeugte sich vor Jamie und tippte sich zum Ausdruck seines Respekts kurz mit dem Finger an das zerschlissene Objekt auf seinem Kopf. Er sah Brianna an, und ein breites Grinsen spannte seine Lippen an.

»Oh, dann haste sie also geheiratet. Hast ihr die Hosen ausgezogen, wie ich sehe.« Er stieß Roger vertraulich in die Rippen und senkte seine Stimme zu einem heiseren Flüstern. »Haste ihrem Vater Geld für sie gegeben, oder hat er dich bezahlt, damit du sie nimmst?« Er gab ein knarrendes Geräusch von sich, das ich für Gelächter hielt.

Jamie und Brianna bedachten Mr. Duff mit identischen, kalten Blicken der Herablassung, doch bevor Roger etwas erwidern konnte, rief der andere Ruderer etwas Unverständliches aus dem Boot herauf.

»Oh, aye, aye, mach dir nicht in die Hose, Mann.« Mr. Duff winkte seinem Partner beschwichtigend zu.

»Hat er etwas von einem Wal gesagt?«, fragte ich ihn.

»Aber sicher doch! War das nicht der Grund, warum Ihr heute Morgen ans Ufer gekommen seid?«

Verständnislose Gesichter in der ganzen Runde.

»Nein«, sagte Marsali, die viel zu sehr auf ihr ursprüngliches Vorhaben konzentriert war, um noch Aufmerksamkeit für etwas anderes übrig zu haben - auch nicht für Wale. »Germain, komm zurück! Nein, Sir, wir sind hier, um uns zu erkundigen, ob es Nachrichten von der Octopus gibt. Ihr habt nicht vielleicht etwas gehört?«

Duff schüttelte den Kopf.

»Nein, Missus. Aber das Wetter in den Outer Banks ist schon seit einem Monat trügerisch...« Er sah, wie Marsali blass im Gesicht wurde, und fügte hastig hinzu: »Viele Schiffe haben bestimmt den Kurs gewechselt. Vielleicht haben sie einen anderen Hafen angelaufen oder liegen ein Stück vor der Küste und hoffen auf klaren Himmel, um einlaufen zu können. Weißt du noch, MacKenzie - das haben wir auch gemacht, als wir auf der *Gloriana* gekommen sind.«

»Aye, das stimmt.« Roger nickte, obwohl seine Miene bei der Erwähnung der *Gloriana* argwöhnisch wurde. Er warf Brianna einen kurzen Blick zu, dann sah er Duff wieder an und senkte ein wenig die Stimme. »Wie ich sehe, hast du dich also von Kapitän Bonnet getrennt.«

Ein kleiner Ruck durchfuhr meine Fußsohlen, als hätte jemand das Dock unter Strom gesetzt. Auch Jamie und Brianna reagierten prompt, wenn auch unterschiedlich. Er trat einen Schritt auf Duff zu, sie trat einen Schritt zurück.

»Stephen Bonnet?«, sagte Jamie und betrachtete Duff interessiert. »Dann seid Ihr also mit dem Gentleman bekannt?«

»Jetzt nicht mehr, Sir«, sagte Duff und bekreuzigte sich.

Jamie nickte langsam, als er das sah.

»Aye, ich verstehe. Und wisst Ihr vielleicht etwas über Mr. Bonnets gegenwärtigen Aufenthaltsort?«

»Och, nun ja, was das angeht...«

Duff blickte spekulierend zu ihm auf. Er registrierte die Details seiner Kleidung und Erscheinung und fragte sich dabei ganz offensichtlich, was die Antwort auf diese Frage wohl wert sein mochte. Sein Partner unten im Boot jedoch wurde zunehmend unruhig und rief ihm ungeduldig etwas zu.

Marsali war ebenfalls unruhig.

»Wohin könnten sie denn dann fahren? Wenn sie einen anderen Hafen angelaufen haben? Germain, hör auf damit! Du fällst noch ins Wasser!« Sie bückte sich, um ihren Sohn zurückzuholen, der sich über den Rand des Bootssteges gehängt hatte, um dessen Unterseite zu erkunden, und setzte ihn sich auf die Hüfte.

»Bonnet?« Jamie zog die Augenbrauen hoch und brachte eine Miene zuwege, die gleichzeitig ermunternd und bedrohlich war.

»Woll'n die den Wal seh'n oder nich?«, brüllte der Gentleman im Boot, der darauf brannte, sich profitableren Dingen zuzuwenden.

Duff schien sich nicht entscheiden zu können, wem er zuerst antworten sollte. Seine kleinen Augen wanderten blinzelnd zwischen Jamie, Marsali und seinem zunehmend gereizten, unmutigen Partner hin und her. Ich trat vor, um ihm aus der Patsche zu helfen.

»Was hat das ganze Gerede von dem Wal zu bedeuten?«

Nunmehr gezwungen, sich auf diese direkte Frage zu konzentrieren, machte Duff ein erleichtertes Gesicht.

»Nun, der tote Wal, Missus. Ein Riesentier, das auf der Insel auf Grund gelaufen ist. Ich dachte, Ihr wärt bestimmt hier, um ihn Euch anzusehen.«

Ich spähte auf das Wasser hinaus und stellte erst jetzt fest, dass der Bootsverkehr nicht ganz ziellos war. Zwar hielten einige große Kanus und Lastkähne auf die Mündung des Cape Fear zu, doch die meisten der kleineren Gefährte pendelten hin und her und verschwanden mit kleinen Gruppen von Passagieren im fernen Dunst oder tauchten daraus auf. Sonnenschirme aus Leinen erhoben sich wie Pilze aus den Booten, und auf dem ganzen Dock standen Leute verstreut, die eindeutig aus der Stadt kamen und genau wie wir erwartungsvoll über den Hafen blickten.

»Zwo Shilling pro Boot«, schlug Duff schmeichlerisch vor. »Hin und zurück.«

Roger, Brianna und Marsali machten interessierte Gesichter, Jamie sah beklommen drein.

»In *diesem* Ding?«, fragte er mit einem skeptischen Blick auf das Ruderboot, das unter uns auf dem Wasser dümpelte. Duffs Partner - ein Herr von undefinierbarer Rasse und Muttersprache - schien Anstoß an dieser angedeuteten Kritik an seinem Fahrzeug nehmen zu wollen, doch Duff kam ihm beruhigend zuvor.

»Oh, heute herrscht doch Totenstille, Sir, Totenstille. Es wäre, als säße man auf einer Bank im Wirtshaus. Passt doch, aye? Eignet sich wunderbar für einen Plausch.« Er blinzelte, die Liebenswürdigkeit und Unschuld in Person.

Jamie atmete tief durch die Nase ein, und ich sah, wie er erneut das Boot schräg betrachtete. Jamie verabscheute Schiffe. Andererseits hätte er noch viel verzweifeltere Schritte getan als ein Boot zu besteigen, wenn es ihm half, Stephen Bonnet aufzuspüren. Die Frage war nur, ob Mr. Duff tatsächlich über diesbezügliche Informationen verfügte oder ob er sich nur ein paar Passagiere erschleichen wollte. Jamie schluckte krampfhaft und richtete sich dann auf. Er ergab sich in sein Schicksal.

Ohne abzuwarten, suchte sich Duff gekonnt Schützenhilfe, indem er sich an Marsali wandte.

»Auf der Insel steht ein Leuchtturm, Ma'am. Von seiner Spitze aus kann man weit auf die See hinausblicken. Man könnte sehen, ob Schiffe vor der Küste liegen.«

Marsalis Hand fuhr umgehend an ihre Tasche und kämpfte mit der Schleife. Ich beobachtete, wie Germain über ihre Schulter hinweg eifrig eine tote Muschel in Jemmys gierig geöffneten Mund schob wie eine Vogelmutter, die ihren Nachwuchs mit einem schönen, saftigen Wurm füttert, und kam ihm taktvoll zuvor, indem ich Jemmy rasch an mich nahm.

»Nein, Schätzchen«, sagte ich und warf die Muschel vom Dock. »Du willst doch dieses fiese Ding nicht haben. Möchtest du dir stattdessen nicht lieber einen schönen, toten Wal ansehen?«

Jamie seufzte resigniert und griff nach seinem Sporran. »Dann ruft am besten noch ein anderes Boot, damit wir nicht alle zusammen ertrinken.«

Draußen auf dem Wasser war es herrlich. Die Sonne war von einem Dunstschleier verdeckt, und der kühle Lufthauch verlockte mich, meinen Hut abzunehmen, um den Wind in meinem Haar zu spüren. Es war zwar nicht völlig still und flach, doch das Auf und Ab der Wellen war friedlich und beruhigend - wenn man nicht an der Seekrankheit litt.

Ich warf einen Blick auf Jamies Rücken, doch er hatte den Kopf gesenkt, und seine Schultern bewegten sich locker und kraftvoll im Rhythmus seiner Ruderbewegungen.

Als er sich einmal in das Unvermeidliche ergeben hatte, hatte er kurzen Prozess gemacht, ein zweites Boot herbeigerufen und Brianna, Marsali und die Jungen hineingescheucht. Daraufhin hatte er seine Brosche abgelegt und verkündet, dass er und Roger das verbleibende Boot rudern würden. So konnte Duff sich ausruhen, und möglicherweise stiegen ja die Chancen, dass er sich an etwas Interessantes in Bezug auf Stephen Bonnet erinnerte.

»Wenn ich etwas zu tun habe, kotze ich nicht so schnell«, murmelte er mir zu, während er sich seines Rockes und Plaids entledigte.

Roger prustete leicht belustigt auf, nickte aber gutmütig und zog sich ebenfalls den Rock und das Hemd aus. Nachdem wir Duff und Peter am einen Ende des Fahrzeugs untergebracht hatten, wo sie sich lauthals

darüber amüsierten, dass man sie dafür bezahlte, sich in ihrem eigenen Boot durch die Gegend rudern zu lassen, wurde ich angewiesen, ihnen gegenüber am anderen Ende Platz zu nehmen.

»Nur, um ein Auge auf die Dinge zu haben, Sassenach.« Im Schutz seiner zusammengerollten Kleider legte Jamie meine Hand um den Lauf seiner Pistole und drückte sie leicht. Er reichte mich ins Boot weiter, dann kletterte er selbst vorsichtig hinunter, wurde aber ein wenig blass, als sich das Boot unter seinem Gewicht schwankend drehte.

Zum Glück war es ein ruhiger Tag. Über dem Wasser hing ein schwacher Dunst, der die verschwommenen Umrisse von Smith Island verhüllte. Zwergmöwen und Seeschwalben zogen hoch über uns ihre Kreise, und eine fette Möwe schien dicht in unserer Nähe reglos in der Luft zu stehen und sich vom Wind tragen zu lassen, während wir langsam auf die Hafenausfahrt zuglitten.

Roger, der unmittelbar vor mir saß, ruderte fließend und mit rhythmischen Bewegungen seiner breiten Schultern, die diese Arbeit offensichtlich nicht zum ersten Mal taten. Jamie, der vor Roger saß, bediente die Ruder sehr elegant, aber etwas weniger selbstsicher. Er war kein Seemann und würde nie einer sein. Doch immerhin schien ihn das Rudern von seinem Magen abzulenken. Für den Moment.

»Oh, daran könnt’ ich mich gewöhnen, was sagst du dazu, Peter?« Duff hob seine lange Nase in den Wind und genoss mit halb geschlossenen Augen die völlig neue Erfahrung, sich rudern zu lassen.

Peter, der eine exotische Mischung aus Indianer und Schwarzafrikaner zu sein schien, knurrte als Erwiderung, entspannte sich jedoch nicht minder erfreut neben Duff auf der Bank. Sein einziges Kleidungsstück war eine fleckige Leinenkniehose, die er an der Taille mit einem geteerten Seil zugebunden hatte, und die Sonne hatte ihn so dunkel gebräunt, dass er ein Neger hätte sein können, hätte er nicht dichtes, langes, schwarzes Haar gehabt, das ihm bis über die Schulter fiel und mit Muschelstückchen und kleinen, getrockneten Seesternen verziert war.

»Stephen Bonnet?«, erkundigte sich Jamie freundlich, während er heftig an den Rudern zog.

»Oh, der.« Duff sah ganz so aus, als wäre es ihm lieber gewesen, dieses Thema auf unbestimmte Zeit zu verschieben, doch nach einem Blick in Jamies Gesicht fügte er sich in sein Schicksal.

»Was wollt Ihr denn wissen?« Der kleine Mann zog argwöhnisch den Kopf ein.

»Erst einmal, wo er ist«, sagte Jamie und zog leise ächzend an den Rudern.

»Keine Ahnung«, sagte Duff prompt, und seine Miene hellte sich auf.

»Nun, wo habt Ihr den Kerl zuletzt gesehen?«, fragte Jamie geduldig.

Duff und Peter wechselten einen Blick.

»Nun ja«, begann Duff vorsichtig, »meint Ihr damit, wo ich den Kapitän zuletzt vor der Nase hatte?«

»Was soll er denn sonst meinen, Dummkopf?«, sagte Roger und legte sich ächzend in die Ruder.

Peter nickte nachdenklich - offensichtlich ging dieser Punkt an uns -, dann stieß er Duff mit dem Ellbogen in die Rippen.

»Er war in einem Wirtshaus an der Roanoke Street und hat Fischpastete gegessen«, sagte Duff kapitulierend. »Mit Austern und einem Belag aus Brotkrumen, dazu Ale zum Herunterspülen. Und Melassepudding.«

»Ihr habt ja eine gute Beobachtungsgabe, Mr. Duff«, sagte Jamie. »Wie steht es denn mit Eurem Zeitgefühl?«

»Häh? Oh, aye, ich kapier' schon, Mann. Wann war das... ungefähr vor zwei Monaten.«

»Und wenn Ihr dicht genug dran wart, um zu sehen, was der Mann auf dem Teller hatte«, merkte Jamie geduldig an, »dann habt Ihr ja wohl mit ihm an einem Tisch gesessen, oder? Was hat er gesagt?«

Duff wirkte ein wenig verlegen. Er sah erst mich an, dann eine der über uns kreisenden Möwen.

»Aye, nun ja. Eigentlich war nur von der Form des Hinterns der Kellnerin die Rede.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass das ein Gesprächsthema für eine ganze Mahlzeit ist, selbst wenn das Mädchen besonders wohlgeformt gewesen ist«, meldete sich Roger zu Wort.

»Ah, du wärst überrascht, wie viel es über den Arsch einer Frau zu erzählen gibt, Junge«, versicherte ihm Duff. »Bei dieser war er rund wie ein Apfel und so schwer wie ’n anständiger Pudding. Es war furchtbar kalt in dem Haus, und der Gedanke, so’n dickes, heißes, kleines Luder zwischen den Fingern zu haben - nichts für ungut, Ma’am, wirklich«, fügte er hastig hinzu und tippte sich an den Hut.

»Das macht gar nichts«, versicherte ich ihm in aller Herzlichkeit.

»Könnt Ihr schwimmen, Mr. Duff?«, fragte Jamie, immer noch im Tonfall schwacher Neugier.

»Was?« Duff blinzelte verblüfft. »Ich... äh... nun ja...«

»Nein, er kann nicht schwimmen«, sagte Roger fröhlich. »Er hat es mir erzählt.«

Duff warf ihm über Jamies Kopf hinweg einen Blick der Entrüstung zu.

»Wo bleibt denn deine Loyalität?«, fragte er entsetzt. »*Du* bist mir vielleicht ein schöner Schiffskamerad! Mich einfach so zu verraten - solltest dich schämen, wirklich!«

Jamie hob seine triefenden Ruder aus dem Wasser, und Roger tat es ihm nach. Wir befanden uns etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt, und das Wasser jenseits der Bootswand war tiefgrün, was von einer Wassertiefe von mehreren Metern kündete. Das Boot wiegte sich sanft auf dem Kamm einer langen, langsamen Welle.

»Bonnet«, sagte Jamie immer noch höflich, doch mit einem deutlich gereizten Unterton. Peter verschränkte die Arme und schloss die Augen, um zu verdeutlichen, dass *ihn* dieses Thema nichts anging. Duff seufzte und beobachtete Jamie genau.

»Aye, nun. Es stimmt, ich habe keine Ahnung, wo der Mann ist. Als ich ihn gesehen habe, traf er gerade Vorkehrungen, um einige... Waren... an

Land bringen zu lassen. Was auch immer Euch das sagen mag«, fügte er ausgesprochen unfreundlich hinzu.

»Was für Waren? Wo an Land zu bringen? Um sie dann wohin zu transportieren?« Jamie stützte sich scheinbar lässig auf seine eingeholten Ruder. Doch ich konnte eine gewisse Anspannung seines Körpers sehen, und mir wurde klar, dass er seine Aufmerksamkeit zwar auf Duffs Gesicht gerichtet hatte, zwangsweise jedoch auch den Horizont hinter Duff beobachtete - der sich hypnotisch hob und senkte, während die Dünung das Boot hob und wieder sinken ließ. Wieder und wieder und...

»Ich hab' Teekisten für ihn an Land gebracht«, antwortete Duff argwöhnisch. »Über den Rest kann ich nichts sagen.«

»Den Rest?«

»Himmel, Mann, jedes Schiff in diesen Gewässern bringt irgendwelchen Hokuspokus mit - das wisst Ihr doch auch, oder?«

Peters Augen hatten sich einen Spalt breit geöffnet; ich sah, wie sie sich mit einem gewissen Ausdruck des Interesses auf Jamies Gesicht hefteten. Der Wind hatte sich leicht gedreht, und es roch jetzt entschieden stärker nach totem Wal. Jamie holte langsam und tief Luft, um dann sehr viel schneller wieder auszuatmen.

»Ihr habt also Tee an Land gebracht. Von wo. Von einem Schiff?«

»Aye.« Auch Duff beobachtete Jamie mit wachsender Faszination. Ich rutschte beklommen auf dem schmalen Sitz hin und her. Seinem Nacken war zwar nichts anzusehen, doch ich hielt es für mehr als wahrscheinlich, dass er allmählich grün im Gesicht wurde.

»Die *Sparrow*«, fuhr Duff fort, den Blick fest auf Jamie gerichtet. »Sie lag vor den Banks vor Anker, und die Boote sind zu ihr hinaus gefahren. Wir haben sie beladen und sind durch Toad's Inlet an Land gekommen. Sind an Wylies Landeplatz an Land gegangen und haben es da einem Mann übergeben.«

»Was... für einem Mann?« Der Wind war kühl, doch ich konnte sehen, wie Jamie der Schweiß über den Nacken rann, ihm den Kragen durchfeuchtete und das Leinenhemd zwischen den Schultern festklebte.

Duff antwortete nicht sofort. In seinen kleinen, tief liegenden Augen flackerte ein berechnender Ausdruck auf.

»Denk gar nicht erst daran, Duff«, sagte Roger leise, aber sehr selbstsicher. »Ich kann dich von hier aus mit dem Ruder erreichen.«

»Aye?« Duff blickte nachdenklich von Jamie zu Roger und dann zu mir. »Aye, kann schon sein. Aber gehen wir einmal davon aus, dass du schwimmen kannst, MacKenzie, und sich vielleicht sogar Mr. Fräser an der Oberfläche halten kann - aber ich glaube nicht, dass das auch auf die Dame zutrifft, oder? Röcke und Unterröcke...« Er schüttelte den Kopf und sah mich mit gespitzten Lippen berechnend an. »Sie würde wie ein Stein zu Boden sinken.«

Peter verrutschte kaum merklich und zog seine Füße unter sich.

»Claire?«, sagte Jamie. Ich sah, wie sich seine Finger fest an die Ruder klammerten und hörte seinen angestrengten Unterton. Ich seufzte und zog die Pistole unter dem Rock auf meinem Schoß hervor.

»Schön«, sagte ich. »Welchen von beiden soll ich erschießen?«

Peter riss die Augen so weit auf, dass um seine ganzen, schwarzen Pupillen herum das Weiße zu sehen war. Er sah erst die Pistole an, dann Duff, dann Jamie.

»Wir ha'm den Tee an 'nen gewissen Butler geliefert«, sagte er. »Arbeitet für Mist' Lyon.« Er wies erst auf mich, dann auf Duff. »Schießt auf ihn«, schlug er vor.

Nachdem das Eis nunmehr gebrochen war, brauchten unsere beiden Passagiere nicht mehr lange, um uns auch ihr restliches Wissen anzuvertrauen. Dabei hielten sie nur dann und wann inne, damit Jamie sich zwischen den einzelnen Fragen über den Bootsrand hinweg übergeben konnte.

Wie Duff schon angedeutet hatte, war die Schmuggelei in der Gegend so verbreitet, dass sie als normales Geschäftsgebaren galt; die meisten Kaufleute - und sämtliche Besitzer kleiner Boote - in Wilmington wie auch an der ganzen Küste von Carolina, beteiligten sich daran, um die mörderischen Zölle zu umgehen, mit denen die offiziellen Importwaren

belegt waren. Stephen Bonnet war allerdings nicht nur einer der erfolgreicheren Schmuggler, sondern auch ein echter Spezialist.

»Besorgt Waren auf Bestellung«, sagte Duff und verdrehte den Hals, um sich besser zwischen den Schulterblättern kratzen zu können. »Und zwar in großen Mengen.«

»Wie groß?« Jamie hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in die Hände sinken lassen. Das schien zu helfen; seine Stimme war fest.

Duff spitzte die Lippen und blinzelte, während er nachrechnete.

»Wir waren zu sechst in dem Wirtshaus an der Roanoke Street. Sechs mit kleinen Booten, meine ich, klein genug für die schmalen Buchten. Wenn alle aufgeladen haben, was sie konnten... dann waren es alles in allem fünfzig Kisten Tee.«

»Und er bringt eine solche Ladung wie oft mit - alle zwei Monate?« Roger hatte sich ein wenig entspannt und stützte sich auf seine Ruder. Meine Wachsamkeit hatte jedoch nicht nachgelassen, und ich sah Duff über die Pistole hinweg finster an, um ihm das anzudeuten.

»Oh, öfter«, antwortete Duff, der mich misstrauisch beobachtete. »Ich weiß es nicht genau, aber man hört ja Gerüchte, nicht wahr? Nach dem, was die Besatzungen der anderen Boote sagen, bekommt er während der Saison alle zwei Wochen irgendwo zwischen Virginia und Charleston eine Ladung herein.« Roger grunzte bei diesen Worten überrascht auf, und Jamie blickte kurz von seinen verschränkten Händen auf.

»Was ist mit der Marine?«, fragte er. »Wen bezahlt er?« Das war eine gute Frage. Möglich zwar, dass kleinere Boote den Blicken der Marine entgingen, doch Bonnets Machenschaften umfassten offenbar große Mengen an Schmuggelware, die auf großen Schiffen hereinkamen. Ein Unternehmen in dieser Größenordnung musste schwer geheim zu halten sein - und die nahe liegende Lösung war, dass er gar nicht erst versuchte, es geheim zu halten.

Duff schüttelte den Kopf und zuckte mit den Achseln.

»Kann ich nicht sagen, Mann.«

»Aber Ihr habt seit Februar nicht mehr für Bonnet gearbeitet?«, fragte ich. »Warum nicht?«

Duff und Peter wechselten einen Blick.

»Skorpionfische isst man, wenn man Hunger hat«, sagte Peter zu mir. »Wenn man was Besseres hat, lässt man es sein.«

»Was?«

»Der Mann ist gefährlich, Sassenach«, übersetzte Jamie trocken. »Sie haben nur ungern mit ihm zu tun, es sei denn, aus Not.«

»Nun, wisst Ihr, Bonnet«, sagte Duff, der sich allmählich für das Thema erwärmte. »Man kann ganz gut mit ihm auskommen - solange man dieselben Interessen verfolgt wie er. Falls man ihm aber plötzlich in die *Quere* kommt...«

Peter fuhr sich ernst mit dem Finger quer über den sehnigen Hals und nickte bestätigend.

»Und es ist nicht so, als ob er einen warnen würde«, fügte Duff hinzu und nickte ebenfalls. »In einer Minute teilt man Whisky und Zigarren, in der nächsten liegt man auf dem Rücken und atmet Blut und freut sich, dass man überhaupt noch atmet.«

»Ist er so aufbrausend?« Jamie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und wischte sich dann die verschwitzte Handfläche an seinem Hemd ab. Das feuchte Leinen klebte ihm an den Schultern, doch ich wusste, dass er es nicht ausziehen würde.

Duff, Peter und Roger schüttelten bei dieser Frage gleichzeitig die Köpfe.

»Eiskalt«, sagte Roger, und ich hörte den leisen Unterton der Anspannung in seiner Stimme.

»Bringt einen um, ohne mit der Wimper zu zucken«, versicherte Duff Jamie.

»Macht einen kalt wie den Wal«, fügte Peter mit einer Handbewegung in Richtung der Insel hilfreich hinzu. Die Strömung hatte uns jetzt ein ganzes Stück dichter an die Insel herangetragen, und ich konnte den Wal

nicht nur riechen, sondern auch sehen. Eine große Wolke von Seevögeln wirbelte kreischend über dem Kadaver herum, und dann und wann stieß einer hinab, um sich ein Stück Fleisch abzureißen. Daneben hatte sich eine kleine Menschenmenge angesammelt, die sich die Hände vor die Nase hielt und deutlich sichtbar ihre Taschentücher und Duftsäckchen umklammerte.

Genau in diesem Moment schlug der Wind um, und ein fauliger Hauch der Verwesung spülte über uns hinweg wie eine brechende Welle. Ich schlug mir Rogers Hemd vor das Gesicht, und selbst Peter schien blass zu werden.

»Mutter Gottes, hab Erbarmen mit mir«, sagte Jamie leise. »Ich - oh, Himmel!« Er beugte sich zur Seite und übergab sich mehrmals.

Ich stieß Roger meinen Zeh in den Hintern.

»Rudere«, schlug ich vor.

Roger leistete mir hastig Folge und legte sich so kräftig in die Riemen, dass der Kiel des Bootes schon nach wenigen Minuten auf Sand lief. Duff und Peter sprangen hinaus, um das Boot aufs Trockene zu ziehen, dann halfen sie mir galant an Land, offenbar ohne mir die Sache mit der Pistole nachzutragen.

Jamie bezahlte sie, dann stolperte er ein Stück weit den Strand hinauf und setzte sich abrupt unter einer krummen Kiefer in den Sand. Sein Gesicht hatte in etwa denselben Farbton wie der tote Wal, schmutziggrau mit weißen Flecken.

»Sollen wir auf Euch warten, Sir, und Euch zurückrudern?« Duff, dessen Geldbeutel sich jetzt gesund wölbte, beugte sich hilfsbereit über Jamie.

»Nein«, sagte Jamie. »Nehmt sie mit.« Er wies mit einer kraftlosen Geste auf mich und Roger, dann schloss er die Augen und schluckte krampfhaft. »Was mich angeht, so glaube ich... ich werde einfach... zurückschwimmen.«

101

Helden und Ungeheuer

Die kleinen Jungen waren ganz wild darauf, den Wal zu sehen, und zogen ihre widerstrebenden Mütter hinter sich her wie Papierdrachen. Ich kam mit und ließ Jamie am Strand zurück, damit er sich erholen konnte, hielt mich aber in etwas diskreterem Abstand von dem hoch aufragenden Kadaver. Roger nahm Duff beiseite, um sich unter vier Augen mit ihm zu unterhalten, während sich Peter auf dem Boden des Bootes schlafen legte.

Der Kadaver war gerade erst angespült worden, wenn er auch schon einige Zeit vor seiner Landung tot gewesen sein musste; ein derart beeindruckender Zustand des Zerfalls konnte sich nur über einen Zeitraum von einigen Tagen entwickelt haben. Trotz des Gestankes standen einige der furchtloseren Ausflügler oben auf dem Kadaver und winkten ihren Begleitern am Strand fröhlich zu, und ein mit einem Beil bewaffneter Gentleman war damit beschäftigt, Fleischstücke aus der Flanke des Tiers zu hacken und sie in große Eimer zu werfen. Ich erkannte den Betreiber eines Gasthauses an der Hawthorn Street in ihm wieder und nahm mir vor, besagtes Etablissement von unserer Liste in Frage kommender Speiselokale zu streichen.

Zahlreiche kleinere Schalentiere, die von Haus aus weniger anspruchsvoll waren, schwärmten emsig auf dem Kadaver herum, und ich sah, dass einige, ebenfalls mit Eimern bewaffnete Leute die größeren Krebse wie reife Früchte pflückten. Außerdem hatten sich auch noch zehn Millionen Sandflöhe dem Zirkus angeschlossen, daher zog ich mich in sichere Entfernung zurück und kratzte mir die Knöchel.

Ich sah zum Strand zurück und bemerkte, dass Jamie jetzt aufgestanden war und sich der Unterhaltung angeschlossen hatte - Duff machte einen zunehmend unruhigen Eindruck und blickte zwischen dem Wal und seinem

Boot hin und her. Es war klar, dass er darauf brannte, sich wieder seinen Geschäften zu widmen, bevor sich die Attraktion in Luft auflöste.

Schließlich gelang ihm die Flucht, und er huschte mit gehetzter Miene zu seinem Boot zurück. Jamie und Roger kamen zu mir, doch es war klar, dass die kleinen Jungen noch keine Lust hatten, den Wal zu verlassen. Brianna erklärte sich tapfer bereit, auf sie beide aufzupassen, so dass Marsali auf den Leuchtturm steigen und nachsehen konnte, ob sie die Octopus erspähen konnte.

»Was habt ihr zu dem armen Mr. Duff gesagt?«, fragte ich Jamie. »Er hat ja ein ziemlich nervöses Gesicht gemacht.«

»Aye? Dazu gibt es keinen Grund«, sagte er mit einem schmalen Grinsen auf das Wasser, wo Duffs Ruderboot mit Spitzengeschwindigkeit auf den Kai zuhielt. »Ich habe ihm nur eine Möglichkeit verschafft, sich etwas Geld zu verdienen.«

»Er weiß, wo Lyon ist«, meldete sich Roger zu Wort. Er machte ein besorgtes, aber auch aufgeregtes Gesicht.

»Und Mr. Lyon weiß, wo Bonnet ist - oder wenn schon nicht genau wo, dann doch zumindest, wie man mit ihm in Verbindung treten kann. Lasst uns etwas höher hinaufsteigen, aye?« Jamie war immer noch blass; er wies mit dem Kinn auf die Treppe des Turms und wischte sich den Schweiß vom Hals.

Oben auf dem Turm *war* die Luft zwar frischer, doch ich hatte nur wenig Aufmerksamkeit für den Ausblick auf das Meer.

»Und so...?«, sagte ich, obwohl ich mir nicht sicher war, ob ich die Antwort hören wollte.

»Und so habe ich Duff aufgetragen, Mr. Lyon eine Nachricht zu überbringen. Wenn alles funktioniert, treffen wir uns in einer Woche an Wylies Landeplatz mit Mr. Bonnet.«

Ich schluckte und wurde von einer Welle der Benommenheit überrollt, die nichts mit der Höhe zu tun hatte. Ich schloss die Augen und klammerte mich an das Holzgeländer, das die kleine Plattform umgab, auf der wir

standen. Es wehte ein starker Wind, und die Bretter des Turms ächzten und stöhnten und fühlten sich beängstigend instabil an.

Ich hörte, wie Jamie sein Gewicht verlagerte und sich Roger zuwandte.

»Er ist ein Mensch, aye?«, sagte er leise. »Kein Ungeheuer.«

War er das? Es war ein Ungeheuer, dachte ich, das Brianna heimsuchte, und vielleicht auch ihren Vater. Würde seine Ermordung ihn reduzieren, ihn wieder zu einem bloßen Menschen machen?

»Ich weiß.« Rogers Stimme wankte nicht, klang aber auch nicht besonders überzeugt.

Ich öffnete die Augen und sah den Ozean vor mir in einer Nebelbank verschwinden. Er war riesig und wunderschön - und leer. Es war gut möglich, dachte ich, dass man über den Rand der Welt fiel.

»Du bist doch mit dem guten Stephen gesegelt, aye? Wie lange, zwei Monate, drei?«

»Fast drei«, antwortete Roger.

Der gute Stephen, wie? Und worauf wollte Jamie mit dieser Vertraulichkeit hinaus?

Jamie nickte, ohne den Kopf zu wenden. Er blickte auf die rollende See hinaus, und der Wind riss ihm vereinzelte Haarsträhnen aus dem Zopf, die wie bleiche Flammen im Licht des Tages tanzten.

»Dann hast du den Mann doch ganz gut kennen gelernt.«

Roger stützte sein Gewicht auf das Geländer. Es war zwar stabil, aber feucht und klebrig, weil der Schaum von den Felsen unter uns bis hier heraufgespritzt war.

»Ganz gut«, wiederholte er. »Aye. Wieso?«

Da wandte sich Jamie um und sah ihm ins Gesicht. Seine Augen waren zum Schutz vor dem Wind zusammengekniffen, aber zielsicher und glänzend wie Rasierklingen.

»Weil du dann doch wissen musst, dass er wirklich ein Mensch ist - nicht mehr.«

»Was sollte er denn sonst sein?« Roger spürte, wie gereizt seine Stimme klang.

Jamie wandte sich wieder der See zu und hielt sich die Hand über die Augen, um in die sinkende Sonne zu blinzeln.

»Ein Ungeheuer«, sagte er leise. »Ein Untermensch - oder auch ein Übermensch.«

Roger öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, stellte jedoch fest, dass er es nicht konnte. Denn es war ein Ungeheuer, das sein eigenes Herz mit Furcht verfinsterte.

»Wie haben die Seeleute ihn denn gesehen?« Claires Stimme erklang hinter Jamie; sie lehnte sich über das Geländer, um an ihm vorbeizublicken, und der Wind packte ihr Haar und zerzauste es zu einer wehenden Wolke, so stürmisch wie der offene Himmel.

»Auf der *Gloriana*?« Roger holte tief Luft, und ein Hauch von totem Wal vermischte sich mit dem fruchtbaren Geruch der Salzwassermarsch hinter ihm. »Sie... haben ihn respektiert. Manche hatten Angst vor ihm.« Ich zum Beispiel. »Er stand in dem Ruf, ein harter, aber guter Kapitän zu sein. Kompetent. Die Männer sind gern mit ihm gefahren, weil er stets sicher den Hafen erreichte und seine Fahrten immer Profit brachten.«

»War er grausam?«, fragte Claire. Eine schwache Falte erschien zwischen ihren Augenbrauen.

»Jeder Kapitän ist manchmal grausam, Sassenach«, sagte Jamie mit einem leisen Unterton der Ungeduld. »Das lässt sich gar nicht vermeiden.«

Sie blickte zu ihm auf, und Roger sah, wie sich ihr Gesichtsausdruck änderte, als die Erinnerung ihren Mund sanfter werden ließ und ein ironischer Gedanke ihren Mundwinkel verzog. Sie legte Jamie eine Hand auf den Arm, und er beobachtete, wie ihre Fingerknöchel weiß wurden, als sie zudrückte.

»Du hast auch dein Leben lang getan, was du musstest«, sagte sie so leise, dass Roger sie kaum hören konnte. Ganz gleich; die Worte waren eindeutig nicht für seine Ohren bestimmt. Dann hob sie die Stimme ein wenig. »Es gibt einen Unterschied zwischen Grausamkeit und Notwendigkeit.«

»Aye«, sagte Jamie halb gemurmelt. »Und es liegt nur ein schmaler Grat zwischen einem Ungeheuer und einem Helden.«

102

Die Schlacht an Wylies Landeplatz

Die Meerenge war ruhig und flach, die schwach aufgeraute Wasseroberfläche voll winziger Wellen, die der Wind vor sich hertrieb. Und das war auch verdammt gut so, dachte Roger mit einem Blick auf seinen Schwiegervater. Immerhin hatte Jamie die Augen geöffnet und hielt sie mit verzweifelter Intensität auf das Ufer gerichtet, als könnte ihm der bloße Anblick festen Bodens, so unerreichbar er auch sein mochte, irgendwie Erleichterung spenden. Auf seiner Oberlippe glänzten Schweißtropfen, und sein Gesicht hatte dieselbe Perlmuttfarbe wie der Morgenhimmel, doch noch hatte er sich nicht übergeben.

Roger war zwar nicht seekrank, doch er fühlte sich fast genauso erbärmlich, wie Jamie aussah. Keiner von ihnen hatte gefrühstückt, doch er fühlte sich, als hätte er eine große Menge Porridge verdrückt, der großzügig mit Teppichnägeln garniert war.

»Da ist es.« Duff setzte sich zurück und hörte auf zu rudern. Er wies kopfnickend auf den Bootssteg vor ihnen. Auf dem Wasser war es kühl - um diese Uhrzeit fast noch kalt -, doch die Luft war feucht, und vor Anstrengung lief ihm der Schweiß über das Gesicht. Peter saß ebenfalls schweigend da, und die Miene seines dunklen Gesichtes zeigte an, dass er mit diesem Unterfangen nichts zu tun haben wollte, und je eher ihre unwillkommene Fracht von Bord ging, desto besser.

Wylies Landeplatz schien inmitten eines Dickichts aus Binsen und Spartgras wie eine Fata Morgana in einer Nebelschicht auf dem Wasser zu schweben. Er war von Marschland, kleinen Grüppchen verkrüppelter Strandbäume und großen, offenen Wasserflächen umgeben, über die sich ein überwältigender, blassgrauer Himmel spannte. Im Vergleich zu den grünen Lichtungen der Berge schien er unangenehm ungeschützt zu liegen. Gleichzeitig war er jedoch vollkommen isoliert und befand sich ganz

offensichtlich meilenweit von jedem Anzeichen menschlicher Besiedlung entfernt.

Das war teilweise Einbildung; Roger wusste, dass sich das Plantagenhaus nicht mehr als eine Meile von der Anlegestelle entfernt befand, doch es lag hinter einem dichten, mitgenommen aussehenden Wald verborgen, der sich aus dem Marschboden erhob wie eine missgebildete, zwergenhafte Ausgabe des Sherwood Forest und dicht mit Schlingpflanzen und Gebüsch bewachsen war.

Der Landeplatz selbst bestand aus einem kurzen, hölzernen Dock auf Pfählen, an das sich eine Reihe zusammengeschusterter Schuppen anschloss, deren silbergrau verwitterter Farbton inmitten des drückenden Himmels verschwinden zu wollen schien. Ein kleines, offenes Boot lag kieloben am Ufer. Ein Holzzaun umschloss einen kleinen Pferch hinter den Schuppen; Wylie musste dann und wann Vieh auf dem Wasserweg transportieren.

Jamie berührte den Patronenbehälter, der an seinem Gürtel hing, vielleicht zu seiner Beruhigung, vielleicht aber auch nur, um sich zu versichern, dass er noch trocken war. Sein Blick wanderte abschätzend zum Himmel, und Roger begriff mit plötzlicher Sorge, dass sie sich nicht mehr auf ihre Büchsen verlassen konnten, wenn es regnete. Schwarzpulver verklumpte bei Feuchtigkeit; eine Spur von Nässe, und es zündete überhaupt nicht mehr. Und das Letzte, was er sich wünschte, war, sich Stephen Bonnet mit einem nutzlosen Schießeisen gegenüber zu sehen.

Er ist ein Mensch, mehr nicht, wiederholte er sich schweigend. Wenn er zuließ, dass Bonnet in seinem Kopf übernatürliche Proportionen annahm, war er zum Scheitern verurteilt. Er suchte nach einem Bild, das ihn beruhigen würde, und klammerte sich an eine Erinnerung an Stephen Bonnet, der auf der Latrine der *Gloriana* saß, die Hose in einem Häufchen auf die nackten Füße gesunken, das Kinn mit den blonden Stoppeln schlaff im Morgenlicht, während er es mit halb geschlossenen Augen genoss, in Frieden zu scheißen.

Mist, dachte er. Stellte er sich Bonnet als Ungeheuer vor, war es unmöglich; stellte er ihn sich als Menschen vor, war es noch schlimmer.

Und doch war es unumgänglich.

Seine Handflächen waren verschwitzt; er rieb sie sich an der Hose ab, ohne sich die geringste Mühe zu geben, es im Verborgenen zu tun. Neben den beiden Pistolen trug er einen Dolch am Gürtel; das Schwert ruhte am Boden des Bootes massiv in seiner Scheide. Er dachte an John Greys Brief und Hauptmann Marsdens Augen und spürte einen bitteren, metallischen Geschmack tief in seiner Kehle.

Auf Jamies Anweisung hin näherte sich das Boot ganz langsam der Anlegestelle, und alle Mann an Bord hielten gebannt nach Lebenszeichen Ausschau.

»Es lebt hier niemand?«, fragte Jamie leise und beugte sich über Duffs Schulter, um die Gebäude suchend zu betrachten. »Keine Sklaven?«

»Nein«, sagte Duff und zog ächzend an den Rudern. »Wylie benutzt die Anlegestelle nicht mehr oft, weil er von seinem Haus aus eine neue Straße zur Hauptstraße nach Edenton gebaut hat.«

Jamie warf Duff einen zynischen Blick zu.

»Und wenn Wylie sie nicht benutzt, gibt es andere, die es tun, aye?«

Roger konnte sehen, dass die Lage des Landeplatzes wie geschaffen für die Schmuggelei war: von der dem Festland zugekehrten Seite aus nicht zu sehen, von der Meerenge aus jedoch leicht zugänglich. Was er zunächst für eine Insel zu ihrer Rechten gehalten hatte, war in Wirklichkeit ein Labyrinth aus Sandbänken, das den Kanal, der zu Wylies Landeplatz führte, von der eigentlichen Meerenge trennte. Er konnte sehen, dass mindestens vier kleinere Kanäle in dieses Labyrinth führten und zwei von ihnen breit genug waren, um einem anständigen Zweimaster Raum zu bieten.

Duff gluckste vor sich hin.

»Es führt eine schmale Straße zum Haus, Mann, die ist mit Muschelschalen belegt«, sagte er. »Sollte von dort jemand kommen, hört man es lange im Voraus.«

Peter bewegte sich unruhig und wies mit einem Ruck seines Kopfes auf die Sandbänke.

»Flut«, murmelte er.

»Oh, aye. Ihr werdet nicht lange warten müssen - oder sehr lange, je nachdem.« Duff grinste, denn offenbar fand er das sehr komisch.

»Warum?«, fragte Jamie, der die Belustigung des Mannes nicht teilte, schroff. Jetzt, wo er dem Entrinnen nahe war, sah er etwas besser aus, doch war er offensichtlich noch nicht zu Scherzen aufgelegt.

»Die Flut ist im Anmarsch.« Duff hörte auf zu rudern und stützte sich auf seine Ruder, um dann seine schäbige Mütze auszuziehen und sich über die kahle Stirn zu wischen. Er schwenkte die Mütze in Richtung der Sandbänke, wo eine Schar kleinerer Ufervögel wie wahnsinnig umherrannte.

»Bei Ebbe ist der Kanal für einen Zweimaster zu flach. In zwei Stunden« - er blinzelte nach Osten, wo ein Glühen vom Aufgang der Sonne kündete, und nickte vor sich hin - »oder etwas mehr können sie einfahren. Wenn sie jetzt schon dort draußen warten, werden sie sofort kommen, um fertig zu sein und wieder fahren zu können, bevor die Flut wieder zurückgeht. Aber wenn sie noch gar nicht hier sind, müssen sie möglicherweise auf die Abendflut warten. Es ist ein gefährliches Risiko, die Kanäle bei Nacht zu befahren - aber Bonnet ist kein Mensch, der sich von einem bisschen Dunkelheit abschrecken lässt. Dennoch, wenn er keine Eile hat, ist es gut möglich, dass er die Landung bis zum Morgen verschiebt. Aye, möglich, dass Ihr ein wenig warten müsst.«

Roger bemerkte, dass er den Atem angehalten hatte. Er atmete aus und holte tief und langsam Luft. Er roch Salz und Kiefern und den schwachen Gestank toter Schalentiere. Bald also - oder erst nach Anbruch der Dunkelheit oder in der Morgendämmerung des nächsten Tages. Er hoffte, dass es bald sein würde - und hoffte es doch gleichzeitig auch wieder nicht.

Das Boot glitt dicht an den Steg heran, und Duff stieß mit einem Ruder an einen der mit Entenmuscheln verkrusteten Pfeiler und ließ das Boot gekonnt parallel zum Steg schwingen. Jamie zog sich eilig zum Dock

hoch, denn er konnte es kaum abwarten, festen Boden unter die Füße zu bekommen. Roger reichte ihm die Schwerter und das kleine Bündel hinauf, das ihre Wasserflaschen und ihr zusätzliches Schießpulver enthielt, dann folgte er ihm. Er kniete auf dem Dock, alle Sinne hellwach auf das geringste Geräusch eines Menschen ausgerichtet, doch er hörte nichts als die trällernden Gesänge der Amseln in der Marsch und die Rufe der Möwen über der Meerenge.

Jamie kramte in seinem Beutel herum und brachte eine kleine Börse zum Vorschein, die er Duff mit einem Kopfnicken zuwarf. Jedes weitere Wort war überflüssig; dies war eine Anzahlung. Der Rest der Bezahlung würde erfolgen, wenn Duff in zwei Tagen zurückkehrte, um sie abzuholen.

Jamie hatte ihre Fahrt erst im letzten Augenblick arrangiert und war damit sichergegangen, dass Bonnet zumindest so lange unerreichbar war, bis die Begegnung - der Hinterhalt - stattgefunden hatte. Falls das Unternehmen erfolgreich verlief, würde Jamie den Rest der vereinbarten Summe bezahlen; falls nicht - würde Claire bezahlen.

Claires Gesicht erschien plötzlich vor seinem inneren Auge, bleich und verkrampft, während sie mit verkniffenen Lippen nickte, als Jamie Duff die Bedingungen erklärte. Dann waren ihre Augen zu Duff hinübergehuscht, gelb, scharf und rücksichtslos wie die eines Falken, der im Begriff ist, seinen Schnabel in die Eingeweide einer Ratte zu senken, und er hatte gesehen, wie die angedeutete Drohung Duff zusammenzucken ließ. Er lächelte insgeheim, als er daran dachte. Wenn Freundschaft und Geld nicht ausreichten, um Duff den Mund zu versiegeln, reichte ja vielleicht die Angst vor der Weißen Frau.

Schweigend standen sie zusammen auf dem Dock und sahen zu, wie sich das Boot langsam entfernte. Der Knoten in seinem Magen verhärtete sich. Er hätte gern gebetet, vermochte es jedoch nicht. Er konnte für das, was er jetzt vorhatte, keine Hilfe erbitten - weder von Gott noch von dessen Erzengel Michael; weder vom Reverend noch von seinen Eltern. Nur von Jamie Fraser.

Er fragte sich dann und wann, wie viele Menschen Fräser schon umgebracht hatte - falls er sie zählte. Falls er es wusste. Es war natürlich

etwas anderes, ob man einen Mann in der Schlacht oder in Notwehr umbrachte oder sich mit kaltblütigen Mordplänen auf die Lauer legte. Dennoch, Fräser würde die Tat, die sie vorhatten, bestimmt leichter fallen.

Er musterte Fräser und merkte, wie er das Boot beobachtete, das sich jetzt entfernte. Er stand reglos wie eine Steinsäule da, und Roger sah, dass seine Augen etwas im Blick hatten, das sich weit jenseits des Bootes befand, jenseits von Himmel und Wasser - etwas Böses fixiert hatten, ohne mit der Wimper zu zucken. Fräser holte tief Luft und schluckte krampfhaft. Nein, es würde ihm nicht leichter fallen.

Irgendwie tröstete ihn das.

Sie erkundeten die Schuppen kurz, fanden aber nichts als verstreutes Gerümpel: zerbrochene Kisten, verschimmelte Strohhaufen, ein paar abgenagte Knochen, die die Hunde oder die Sklaven zurückgelassen hatten. Ein oder zwei Schuppen hatten offenbar schon einmal als Unterkünfte gedient, jedoch nicht in letzter Zeit. Irgendein Tier hatte an der Wand eines Schuppens ein großes, unordentliches Nest gebaut; als Jamie mit einem Stock hineinstieß, kam ein fettes, graues, nagerähnliches Tier herausgeschossen und stürzte sich mit einem erschreckend lauten Platschen vom Dock ins Wasser.

Sie bezogen im größten der Schuppen, der direkt auf dem Dock stand, Quartier und ließen sich dort nieder, um zu warten. Mehr oder weniger.

Der Plan war schlicht und ergreifend, nämlich Bonnet im Augenblick seines Auftauchens zu erschießen. Es sei denn, es regnete, in welchem Fall es unumgänglich sein würde, sich ihrer Schwerter oder Messer zu bedienen. Wenn man es einfach so herunterbetete, klang es nach einer simplen und direkten Vorgehensweise. Rogers Phantasie war jedoch nicht in der Lage, es dabei zu belassen.

»Du kannst ruhig herumlaufen, wenn du willst«, sagte Jamie, nachdem er eine Viertelstunde zugesehen hatte, wie Roger herumzappelte. »Wir werden ihn schon kommen hören.« Jamie selbst saß seelenruhig da wie ein

Frosch auf einem Lilienblatt und überprüfte systematisch das Waffenarsenal, das vor ihm ausgebreitet lag.

»Mmpfm. Was, wenn er nicht allein kommt?«

Jamie zuckte mit den Achseln, den Blick auf den Zündmechanismus der Pistole in seiner Hand gerichtet. Er schüttelte sie, um sicher zu gehen, dass nichts verrutschte, dann legte er die Waffe hin.

»Dann kommt er eben nicht allein. Wenn er Männer bei sich hat, müssen wir ihn von ihnen trennen. Ich werde ihn unter dem Vorwand, ihn unter vier Augen sprechen zu wollen, in einen der kleinen Schuppen locken und dort kurzen Prozess mit ihm machen. Du siehst zu, dass uns niemand folgt; ich werde nicht mehr als eine Minute brauchen.«

»Oh, aye? Und dann kommst du herausspaziert und teilst seinen Männern mit, dass du ihren Kapitän erledigt hast, und dann?«, wollte Roger wissen.

Jamie rieb sich mit der Hand über den Nasenrücken und zuckte erneut mit den Achseln.

»Dann ist er tot. Meinst du, er ist der Typ, der seine Männer zu solcher Loyalität treibt, dass sie versuchen, ihn zu rächen?«

»Nun ja... nein«, sagte Roger. »Wohl eher nicht.« Bonnet war der Typ, der seine Männer dazu trieb, hart zu arbeiten, doch sie arbeiteten aus Angst und aus Hoffnung auf Profit, nicht aus Liebe.

»Ich habe eine ganze Menge über Mr. Bonnet herausgefunden«, bemerkte Jamie und ließ die Pistole los. »Er hat reguläre Geschäftspartner, ja, aber er hat keine richtigen Freunde. Er segelt nicht immer mit demselben Maat oder derselben Mannschaft - wie es die Seekapitäne oft tun, wenn sie Männer finden, mit denen sie sich gut verstehen. Bonnet würfelt seine Besatzungen nach Gutdünken zusammen, und er wählt sie nach ihrer Körperkraft oder ihrem Können aus - nicht, weil sie ihm sympathisch sind. Daher würde ich auch nicht davon ausgehen, bei ihnen auf große Sympathie für ihn zu stoßen.«

Roger nickte, um den Wahrheitsgehalt dieser Beobachtung zu bestätigen. Bonnet hatte die *Gloriana* mit eiserner Hand geführt, doch es

hatte keinerlei Kameradschaftsgeist gegeben, nicht einmal zwischen ihm und seinen Maaten oder seinem Bootsmann. Und es stimmte, was Jamie sagte; alles, was sie herausgefunden hatten, deutete darauf hin, dass Bonnet sich seine Helfershelfer nach Bedarf aussuchte; falls er jemanden zu diesem Stelldichein mitbrachte, würde es kaum ein treu ergebener Leutnant oder Seemann sein - sondern wahrscheinlich eher eine Hand voll Matrosen, die er an den Docks aufgelesen hatte.

»Nun gut. Aber falls - wenn - wir ihn umbringen, werden seine Begleiter -«

»Sich neue Arbeit suchen müssen«, fiel Jamie ihm ins Wort. »Nein, so lange wir Acht geben, nicht auf sie zu feuern, und ihnen keinen Grund zu der Annahme zu geben, dass wir eine Bedrohung für sie darstellen, glaube ich nicht, dass sie sich Bonnets wegen großartig den Kopf zerbrechen werden. Trotzdem -« Er ergriff sein Schwert und ließ es mit einem leichten Stirnrunzeln aus der Scheide und wieder hineingleiten, um sicherzugehen, dass es sich gut bewegen ließ.

»Wie gesagt, ich denke, wenn er in Begleitung kommt, werde ich Bonnet beiseite nehmen. Lass mir eine Minute Zeit, um mit ihm fertig zu werden, dann denk dir eine Entschuldigung aus und komm her, als wolltest du mich holen. Bleib aber nicht stehen; geh geradewegs zwischen den Schuppen hindurch und halte auf die Bäume zu. Ich komme dann zu dir.«

Roger betrachtete Jamie skeptisch. Himmel, der Mann redete davon wie von einem Sonntagsausflug - am Fluss rechts, und dann treffen wir uns im Park; ich bringe Schinkenbrote mit, und du sorgst für den Tee.

Er räusperte sich, räusperte sich noch einmal und ergriff dann eine seiner eigenen Pistolen. Sie lag ihm kühl und fest in der Hand, ein beruhigendes Gewicht.

»Aye, nun gut. Eines nur. Ich übernehme Bonnet.«

Fräser sah ihn scharf an. Er selbst zuckte nicht mit der Wimper und lauschte dem Pulsschlag, der in seinen Ohren zu hämmern begonnen hatte.

Er sah, wie Fräser zum Sprechen ansetzte und dann innehielt. Der Mann starrte ihn nachdenklich an, und Roger konnte die Argumente hören, die

im Rhythmus seines Pulsschlags auf sein inneres Ohr einhämmerten, so deutlich, als spräche Jamie sie laut aus.

Du hast doch noch nie einen Menschen umgebracht oder auch nur in einer Schlacht gekämpft. Du bist kein guter Schütze und kannst nur mittelprächtig mit einem Schwert umgehen. Schlimmer noch, du hast Angst vor dem Mann. Und wenn du es versuchst und es dir nicht gelingt...

»Ich weiß«, sagte er laut und trotzte Frasers dunkelblauem, starrem Blick. »Er gehört mir. Ich übernehme ihn. Brianna ist deine Tochter, aye - aber sie ist meine Frau.«

Fraser kniff die Augen zu und wandte den Kopf ab. Er trommelte einen Moment mit den Fingern auf sein Knie, dann hielt er inne und holte tief seufzend Luft. Er richtete sich langsam auf und wandte sich dann wieder Roger zu, den er direkt ansah.

»Es ist dein gutes Recht«, sagte er förmlich. »Also gut. Zögere nicht; fordere ihn nicht heraus. Töte ihn, sobald du die Gelegenheit hast.« Er hielt kurz inne, dann sprach er weiter, die Augen unverwandt auf Roger gerichtet. »Wenn du aber fällst - sollst du wissen, dass ich dich rächen werde.«

Die mit Nägeln gespickte Masse in seinem Magen schien hochgerutscht zu sein und jetzt in seiner Kehle zu stecken. Er hustete, um sie zu beseitigen, und schluckte.

»Großartig«, sagte er. »Und wenn du fällst, werde ich dich rächen. Haben wir eine Abmachung?«

Fraser lachte nicht, und in diesem Augenblick begriff Roger, warum ihm seine Männer überallhin folgten und alles für ihn taten. Er sah Roger einfach nur ein paar Sekunden lang an und nickte dann.

»Eine exzellente Abmachung«, sagte er leise. »Danke.« Er zog den Dolch aus seinem Gürtel und begann, ihn zu polieren.

Sie hatten keine Uhr, doch die brauchten sie auch nicht. Obwohl der Himmel von tief hängenden Wolken verhüllt und die Sonne nicht zu sehen

war, konnten sie spüren, wie die Minuten dahinschlichen, wie sich die Erde allmählich verschob und sich die Rhythmen des Tages veränderten. Das Geräusch des Wassers, das gegen die Pfähle schlug, änderte seinen Tonfall mit dem Ansteigen der Flut, die in dem Zwischenraum unterhalb des Docks widerhallte.

Die Flut erreichte ihren Höhepunkt und ebbte wieder ab; das Echo unter dem Dock wurde allmählich hohl, als das Wasser zu sinken begann. Der Pulsschlag in Rogers Ohren begann zu erschlaffen, genau wie der Knoten in seinem Bauch.

Dann stieß etwas gegen das Dock, und eine Vibration durchlief den Boden des Schuppens.

Jamie war blitzartig auf den Beinen. Er hatte zwei Pistolen in seinem Gürtel stecken und eine dritte in der Hand. Er legte den Kopf schief, sah Roger an und verschwand durch die Tür.

Roger rammte seinerseits die Pistolen fest in seinen Gürtel, fasste zu seiner Beruhigung an den Knauf seines Dolches und folgte ihm. Er erhaschte einen raschen Blick auf das Schiff, dessen dunkle Holzreling knapp über die Kante des Steges ragte, dann stand er im Inneren des kleineren Schuppens zu ihrer Rechten. Jamie war nirgendwo in Sicht; er hatte also seinen Posten auf der linken Seite bezogen.

Er presste sich gegen die Wand und blinzelte durch den Schlitz zwischen Türangel und Tür ins Freie. Das Schiff glitt langsam an der Kante des Docks entlang und war noch nicht vertäut. Er konnte gerade eben ein Stück des Bugs sehen; der Rest befand sich außerhalb seines Blickfeldes. Egal; er konnte sowieso erst feuern, wenn Bonnet auf dem Steg erschien.

Er wischte sich die Handfläche an seiner Hose ab und zog die bessere seiner Pistolen, deren Ladung er zum tausendsten Mal überprüfte. Das Metall der Waffe roch scharf und ölig und lag kühl in seiner Hand.

Die Luft war feucht; seine Kleider klebten ihm am Leib. Würde das Pulver zünden? Er berührte zum zehntausendsten Mal den Dolch und exerzierte Frasers Anweisungen zum Töten mit einem Messer durch. *Hand auf seine Schulter, ramme es unter seinem Brustbein fest aufwärts. Von*

hinten, die Nieren, von unten nach oben. Gott, konnte er es Auge in Auge tun? Ja. Er hoffte, dass es Auge in Auge sein würde. Er wollte sehen...

Eine Seilschlinge landete auf dem Dock; er hörte den dumpfen Aufprall, dann sprang jemand mit einem Plumps über die Reling, um das Schiff zu vertäuen. Ein Rascheln und ein angestrengtes Ächzen, eine Pause... Er schloss die Augen und versuchte, gegen das Donnern seines Herzens anzulauschen. Schritte. Langsam, aber nicht verstohlen, kamen sie auf ihn zu.

Die Tür stand halb offen. Er trat leise an ihre Kante und lauschte. Wartete. Ein Schatten fiel zur Tür herein, getrübt durch das wolkige Licht. Der Mann trat ein.

Er kam mit einem Satz hinter der Tür hervor und stürzte sich auf den Mann, den er mit einem dumpfen Knall gegen die Wand stieß. Der Mann jaulte bei dem Aufprall überrascht auf, und der Klang dieses Ausrufs ließ Roger genau in jenem Moment innehalten, als er seine Hände um eine eindeutig unmaskuline Kehle legte.

»Mist!«, sagte er. »Ich meine, ich - ich - ich bitte um Verzeihung, Ma’am.«

Er hatte sie mit seinem ganzen Gewicht gegen die Wand gedrückt und war sich sehr wohl bewusst, dass auch alles andere an ihr unmaskulin war. Das Blut schoss ihm heiß in die Wangen, und er ließ sie los und trat schwer atmend zurück.

Sie schüttelte sich wie ein Hund, zog ihre Kleider zurecht und berührte vorsichtig ihren Hinterkopf, der gegen die Wand geprallt war.

»Es tut mir Leid«, sagte er schockiert und kam sich wie ein Trottel vor. »Ich wollte nicht - seid Ihr verletzt?«

Die junge Frau war so groß wie Brianna, aber stabiler gebaut. Sie hatte dunkelbraunes Haar und ein hübsches Gesicht mit breiten Wangenknochen und tief liegenden Augen. Sie grinste Roger an und sagte etwas Unverständliches, das kräftig nach Zwiebeln roch. Sie betrachtete ihn unverblümt von oben bis unten, kam offenbar zu einem zufriedenstellenden Ergebnis und legte dann in einer unmissverständlich

einladenden Geste die Hände unter ihre Brüste. Sie wies mit einem Ruck ihres Kopfes auf eine Ecke des Schuppens, wo feuchte Strohhaufen einen kräftigen, nicht unangenehmen Modergeruch absonderten.

»Ahhh...«, sagte Roger. »Nein. Ihr irrt Euch - nein, nicht anfassen. Nein. *Non*!« Er kämpfte mit ihren Händen, die fest entschlossen zu sein schienen, seinen Gürtel zu öffnen. Sie sagte erneut etwas in der unbekannten Zunge. Er verstand kein Wort, begriff aber dennoch ohne Schwierigkeiten, was sie meinte.

»Nein. Ich bin ein verheirateter Mann. Hört Ihr jetzt wohl auf damit!«

Sie lachte, warf ihm unter ihren langen, schwarzen Wimpern einen funkelnden Blick zu und unternahm einen erneuten Angriff auf seine Unschuld.

Er wäre fest überzeugt gewesen zu halluzinieren, wäre da nicht der Geruch gewesen. Aus nächster Nähe begriff er, dass die Zwiebeln noch das geringste Übel waren. Sie sah nicht schmutzig aus, doch ihr haftete der porentiefe Gestank eines Menschen an, der gerade eine lange Seereise hinter sich hat; er erkannte den Geruch. Darüber hinaus jedoch stieg der unverwechselbare Geruch von Schweinen aus ihren Röcken auf.

»*Excusez-moi, mademoiselle*«, ertönte Jamies Stimme irgendwo hinter ihm und klang arg verblüfft. Auch das Mädchen war verblüfft, doch es erschrak nicht. Jedoch ließ sie seine Hoden los, so dass er zurücktreten konnte.

Jamie hatte eine Pistole gezogen, ließ sie jedoch an seiner Seite hängen. Er zog eine Augenbraue hoch und sah Roger an.

»Wer ist denn das?«

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?« Er schüttelte sich, um die Fassung zurückzuerlangen. »Ich habe sie für Bonnet oder einen seiner Männer gehalten, aber offensichtlich war das falsch.«

»Offensichtlich.« Fraser schien etwas Lustiges an der Situation zu finden; ein Muskel in der Nähe seines Mundes zuckte heftig. »*Qui êtes-vous, mademoiselle*?«, fragte er das Mädchen.

Sie sah ihn stirnrunzelnd an, und es war klar, dass sie kein Wort verstand, dann sagte sie erneut etwas in der merkwürdigen Sprache. Jamie zog beide Augenbrauen hoch.

»Was spricht sie da?«, fragte Roger.

»Ich habe keine Ahnung.« Mit einer Miene, in der sich Belustigung mit Argwohn vermischte, wandte sich Jamie der Tür zu und hob die Pistole. »Lass sie nicht aus den Augen, aye? Sie ist ja bestimmt nicht allein.«

Das war offensichtlich; es erklangen Stimmen auf dem Dock. Ein Mann und eine weitere Frau. Roger wechselte einen verblüfften Blick mit Jamie. Nein, die Stimme gehörte weder Bonnet noch Lyon - und was in Gottes Namen machten all diese Frauen hier?

Doch die Stimmen näherten sich, und das Mädchen rief plötzlich etwas in seiner Sprache. Es hörte sich nicht wie eine Warnung an, doch Jamie drückte sich neben der Tür flach an die Wand, die Pistole im Anschlag und die andere Hand an seinem Dolch.

Die schmale Tür verdunkelte sich fast vollständig, und ein dunkler Zottelkopf schob sich in den Schuppen. Jamie trat vor und hielt einem sehr großen, sehr überrascht aussehenden Mann seine Pistole unter das Kinn. Er packte den Mann am Kragen, trat zurück und zog ihn in den Schuppen.

Dem Mann folgte eine Frau, deren hoch gewachsener, kräftiger Körperbau und hübsches Gesicht sie als die Mutter des Mädchens auswiesen. Die Frau war allerdings blond, während der Mann - der Vater des Mädchens? - so dunkel war wie ein Bär und diesem Tier auch sonst ausgesprochen ähnlich sah. Er war nahezu genauso groß wie Jamie, jedoch fast doppelt so breit, mit einer massigen Brust, kräftigen Schultern und dichtem Bartwuchs.

Keiner von ihnen schien im Geringsten alarmiert zu sein. Der Mann machte ein überraschtes Gesicht, die Frau ein beleidigtes. Das Mädchen lachte herzlich und wies dabei zuerst auf Jamie, dann auf Roger.

»Ich komme mir allmählich ziemlich albern vor«, sagte Jamie zu Roger. Er ließ die Pistole sinken und trat argwöhnisch zurück. Dann versuchte er es mit einer anderen Sprache aus seinem Repertoire.

»Ich glaube nicht, dass sie Deutsche sind«, sagte Roger. »Sie« - er wies mit dem Daumen auf das Mädchen, das Jamie jetzt prüfend ansah, als wollte sie sein Potential als Turnpartner im Stroh einschätzen - »schien weder Französisch noch Deutsch zu verstehen, wenn sie vielleicht auch nur so getan hat.«

Der Mann hatte stirnrunzelnd zwischen Jamie und Roger hin und her geblickt, um auszumachen, was sie sagten. Doch bei dem Wort »Französisch« schien sich seine Miene zu erhellen.

»*Comment allez-vous*?«, sagte er mit dem grauenhaftesten Akzent, den Roger je gehört hatte.

»*Parlez-vous français*?«*,* sagte Jamie, der den Mann nach wie vor mit Vorsicht betrachtete.

Der Riese lächelte und hielt seinen schwieligen Daumen und seinen Zeigefinger etwa drei Zentimeter auseinander.

»*Un peu.*«

Ein sehr kleines *peu,* wie sie schnell herausfanden. Der Mann kannte ungefähr ein Dutzend französischer Wörter, gerade genug, um sich selbst als Mikhail Chemodurow vorzustellen, seine Frau sei Iva und seine Tochter Karina.

»Ruschki«, sagte Chemodurow und schlug sich mit der Hand auf die fleischige Brust.

»Russen?« Roger starrte die drei verdattert an, wogegen Jamie einen faszinierten Eindruck machte.

»Ich bin noch nie einem Russen begegnet«, sagte er. »Aber was in Gottes Namen machen die hier?«

Mit einigen Schwierigkeiten vermittelte man Mr. Chemodurow diese Frage. Dieser strahlte und wies mit einer ausladenden Geste seines massigen Arms auf das Dock.

»*Les cochons«, sagte er. »Pour le Monsieur Wylie.*« Er blickte Jamie erwartungsvoll an. »*Monsieur Wylie*?«

Angesichts des beißenden Aromas, das alle drei Russen absonderten, kam die Erwähnung von Schweinen nicht besonders überraschend. Was die russischen Schweinehirten mit Philip Wylie verband, war schon weniger offensichtlich. Doch bevor man der Frage nachgehen konnte, erklang draußen ein lauter Rumms und ein knirschendes Geräusch, als sei etwas Großes, Hölzernes gegen das Dock gestoßen. Daraufhin folgte ein durchdringender Chor von Bell- und Kreischgeräuschen, die meisten davon schweinischen Ursprungs, einige jedoch auch menschlich - und weiblich.

Für seine Größe bewegte sich Chemodurow erstaunlich schnell, doch Jamie und Roger waren ihm direkt auf den Fersen, als er jetzt durch die Tür des Schuppens polterte.

Roger hatte gerade genug Zeit, um zu sehen, dass jetzt zwei Schiffe am Dock vertäut waren; die kleine Barke der Russen und ein kleineres, offenes Boot. Mehrere bis an die Zähne mit Messern und Pistolen bewaffnete Männer schwärmten gerade aus dem kleineren Boot auf das Dock.

Bei diesem Anblick machte Jamie einen Satz zur Seite und verschwand um die Ecke eines kleineren Schuppens. Roger griff nach seiner Pistole, zögerte jedoch, denn er konnte sich nicht entscheiden, ob er feuern oder flüchten sollte. Er zögerte eine Sekunde zu lange. Jemand rammte ihm eine Muskete unter die Rippen, so dass ihm der Atem verging, und Hände fassten ihm an den Gürtel und raubten ihm Pistolen und Dolch.

»Keine Bewegung, Kumpel«, sagte der Mann mit der Muskete. »Wenn du auch nur zuckst, puste ich dir die Leber durch die Wirbelsäule.«

Er sprach ohne besonderen Nachdruck, aber mit hinreichendem Ernst, so dass Roger keine Neigung verspürte, ihn auf die Probe zu stellen. Er stand still, die Hände halb erhoben, und sah zu.

Chemodurow war ohne zu zögern mitten unter die Eindringlinge gewatet und teilte mit vollen Händen Hiebe aus. Ein Mann, der offenbar vom Dock geschubst worden war, befand sich im Wasser, einen anderen hielt der Russe umklammert und würgte ihn mit brutaler Effizienz. Er

ignorierte sämtliche Rufe, Drohungen und Hiebe, ganz und gar auf den Mann konzentriert, den zu ermorden er auf dem besten Wege war.

Schreie zerrissen die Luft; Iva und Karina waren auf ihr Schiff zugeeilt, auf dessen Deck zwei der Eindringlinge erschienen waren, jeder mit einer etwas kleineren Ausgabe Karinas im Schlepptau. Einer der Männer zielte mit einer Pistole auf die Russinnen. Er schien abzudrücken; Roger sah einen Funken und ein kleines Rauchwölkchen, doch die Pistole feuerte nicht. Die Frauen verloren keine Zeit, sondern stürzten sich kreischend auf ihn. Panisch ließ er die Pistole und das Mädchen los und sprang ins Wasser.

Ein grauenhafter, dumpfer Knall riss Rogers Aufmerksamkeit von diesem Zwischenspiel los. Einer der Männer, eine kurze, kantige Gestalt, hatte mit dem Kolben seiner Büchse auf Chemodurows Schädel eingeknüppelt. Der Russe kniff die Augen zu, nickte und lockerte die Umklammerung, in der er sein Opfer hielt, ein wenig. Der Angreifer zog eine Grimasse, umfasste sein Schießeisen fester und hieb erneut auf ihn ein. Der Russe verdrehte die Augen und fiel auf das Dock, dessen Bretter bei seinem Aufprall erzitterten.

Roger hatte von Mann zu Mann geblickt und inmitten des Tohuwabohus verzweifelt Ausschau nach Stephen Bonnet gehalten. So sehr er sich auch umschaute, es war keine Spur vom Kapitän der *Gloriana* zu sehen.

Was stimmte hier nicht? Bonnet war kein Feigling, und er war der geborene Kämpfer. Es war undenkbar, dass er die Männer an Land schickte und sich selbst im Hintergrund hielt. Roger sah sich erneut um und zählte die Köpfe, um den Überblick über die Männer zu behalten, doch als das Chaos jetzt rasch abebbte, blieb nur eine Schlussfolgerung. Stephen Bonnet war nicht hier.

Roger blieb keine Zeit, sich zu entscheiden, ob er über diese Entdeckung enttäuscht oder erleichtert war. Der Mann, der Chemodurow niedergeknüppelt hatte, wandte sich jetzt zu ihm um, und er erkannte David Anstruther, den Sheriff von Orange County. Anstruther erkannte ihn ebenfalls - er sah, wie sich die Augen des Mannes verengten -, schien aber nicht überrascht zu sein, ihn hier zu sehen.

Der Kampf - oder was noch davon übrig war - kam jetzt rasch zum Erliegen. Man hatte die vier Russinnen umzingelt, sie unter großem Gekreische und Gefluche in den größten Schuppen geschoben und dann den am Boden liegenden Chemodurow ebenfalls dorthin geschleift. Er hinterließ eine beunruhigende Blutspur auf den Brettern des Docks.

An diesem Punkt erschienen zwei gepflegte Hände auf der Kante des Docks, und ein hoch gewachsener, eleganter, schlanker Mann zog sich aus dem Boot hinauf. Es bereitete Roger keine Schwierigkeiten, Mr. Lillywhite zu erkennen, einen der Magistraten von Orange County, auch wenn er seine Perücke und seinen flaschengrünen Rock nicht trug.

Lillywhite hatte sich für den heutigen Anlass in schlichtes, schwarzes Tuch gekleidet, doch sein Leinenhemd war so kostbar wie immer, und er trug das Schwert eines echten Herrn an seiner Seite. Er überquerte das Dock ohne große Eile und machte sich im Vorübergehen ein Bild von der Lage. Roger sah, wie er angesichts der Blutspur den Mund verkniff.

Lillywhite winkte dem Mann, der Roger festhielt, und endlich ließ der schmerzhafte Druck des Pistolenlaufes nach, so dass er tief Luft holen konnte.

»Mr. MacKenzie, nicht wahr?«, fragte Lillywhite freundlich. »Und wo ist Mr. Fräser?«

Er hatte diese Frage erwartet, und er hatte genug Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten.

»In Wilmington«, sagte er im selben, freundlichen Ton wie Lillywhite. »Ihr seid aber selbst weit in die Ferne geschweift, nicht wahr, Sir?«

Lillywhite verzog kurz die Nase, als röche er etwas Unangenehmes - was mit Sicherheit der Fall war, wenn Roger auch bezweifelte, dass der Schweinegestank daran schuld war, dass er so wenig erbaut war.

»Treibt keine Scherze mit mir, Sir«, sagte der Magistrat knapp.

»Würde mir im Traum nicht einfallen«, versicherte ihm Roger, ohne den Kerl mit der Muskete aus dem Auge zu lassen, der nicht übel Lust zu haben schien, ihm erneut auf die Pelle zu rücken. »Wenn wir aber schon solche Fragen stellen - wo ist Stephen Bonnet?«

Lillywhite lachte kurz auf, und eine Art frostiger Belustigung hielt Einzug in seine blassgrauen Augen.

»In Wilmington.«

Anstruther erschien an der Seite des Magistrats, verschwitzt und kompakt. Er nickte Roger mit einem hässlichen Grinsen zu.

»MacKenzie. Wie schön, Euch wieder zu sehen. Wo ist Euer Schwiegervater, und was noch wichtiger ist - wo ist der Whisky?«

Lillywhite sah den Sheriff stirnrunzelnd an.

»Ihr habt ihn nicht gefunden? Habt Ihr die Schuppen durchsucht?«

»Aye, wir haben überall nachgesehen. Da ist nichts außer Gerümpel.« Er stellte sich drohend auf die Zehenspitzen. »Nun, MacKenzie, wo habt Ihr ihn versteckt?«

»Ich habe gar nichts versteckt«, erwiderte Roger gleichmütig. »Es gibt keinen Whisky.« Allmählich entspannte er sich ein wenig. Wo auch immer Bonnet war, er war nicht hier. Er ging zwar nicht davon aus, dass sie über die Entdeckung, dass der Whisky eine Finte war, erfreut sein würden, aber...

Der Sheriff versetzte ihm einen Boxhieb in die Magengrube. Er klappte zusammen, ihm wurde schwarz vor Augen, und er versuchte vergeblich zu atmen und bekämpfte die plötzliche Panik, als er seine Erhängung erneut durchlebte, die Schwärze, die Atemnot...

An den Rändern seines Blickfeldes erschienen leuchtende, schwebende Flecken, und er holte keuchend Luft. Er saß mit gespreizten Beinen auf dem Dock, und der Sheriff hielt eine Hand voll seiner Haare umklammert.

»Versucht es noch einmal«, wies Anstruther ihn an und schüttelte ihn grob an den Haaren. Der Schmerz war eher ärgerlich als unangenehm, und er holte mit der Faust aus und traf den Sheriff mit voller Wucht am Oberschenkel. Der Mann jaulte auf, ließ ihn los und hüpfte rückwärts.

»Habt Ihr auf dem anderen Boot nachgesehen?«, fragte Lillywhite, ohne die missliche Lage des Sheriffs zu beachten. Anstruther funkelte Roger an und rieb sich den Oberschenkel, antwortete aber mit einem Kopfschütteln.

»Da war nichts außer Schweinen und Mädchen. Und wo in Dreiteufelsnamen kommen *die* her?«, wollte er wissen.

»Aus Russland.« Roger hustete, biss die Zähne gegen die daraus resultierende Schmerzattacke zusammen und rappelte sich langsam auf. Dabei hielt er sich den Arm vor die Körpermitte, um zu verhindern, dass seine Eingeweide herausquollen. Der Sheriff ballte voller Vorfreude die Faust, doch Lillywhite gebot ihm mit einer Geste Einhalt. Er sah Roger ungläubig an.

»Russland? Und was haben sie mit dieser ganzen Angelegenheit zu tun?«

»Soweit ich weiß, nichts. Sie sind kurz nach mir hier angekommen.«

Der Magistrat grunzte und machte ein unzufriedenes Gesicht. Er runzelte nachdenklich die Stirn, dann beschloss er, es auf einem anderen Kurs zu versuchen.

»Fraser hatte eine Absprache mit Milford Lyon. Ich habe nun Mr. Lyons Seite der Vereinbarung übernommen. Es entspricht also ganz den Regeln, wenn Ihr mir den Whisky übergebt«, sagte er und versuchte jetzt, eine sehr viel geschäftsmäßigere Höflichkeit in seine Stimme einfließen zu lassen.

»Mr. Fraser ist anderweitige Verpflichtungen eingegangen«, erwiderte Roger mit derselben Höflichkeit. »Er hat mich geschickt, um Mr. Lyon dies mitzuteilen.«

Das schien Lillywhite aus dem Konzept zu bringen. Er spitzte die Lippen und zog sie dann zwischen seine Zähne. Dabei starrte er Roger unverwandt an, wie um abzuschätzen, ob er die Wahrheit sprach. Roger erwiderte seinen Blick mit ausdrucksloser Miene und hoffte nur, dass Jamie jetzt nicht im ungünstigen Moment zurückkam und seine Geschichte ad absurdum führte.

»Wie seid Ihr hierher gekommen?«, fragte Lillywhite abrupt. »Wenn Ihr nicht mit diesem Boot gekommen seid?«

»Ich bin auf dem Landweg aus Edenton gekommen.« Während er Duff im Stillen für diese Information dankte, wies er beiläufig hinter sich. »Dahinten ist eine mit Muscheln gedeckte Straße.«

Die beiden Männer starrten ihn an, doch er ließ sich nicht einschüchtern und starrte zurück.

»Irgendetwas riecht hier faul, und es ist nicht die Marsch.« Anstruther untermalte seine Worte mit einem lauten Schnüffeln, dann hustete er und schnaubte verächtlich. »Pfui! Was für ein Gestank.«

Lillywhite beachtete ihn nicht, sondern fuhr fort, Roger mit zusammengekniffenem Auge anzustarren.

»Ich glaube, ich muss Euch noch ein wenig länger zur Last fallen, Mr. MacKenzie«, sagte er und wandte sich an den Sheriff. »Steckt ihn zu den Russen - falls es wirklich Russen sind.«

Anstruther nahm sich dieses Auftrags mit Feuereifer an und stieß Roger die Mündung seiner Muskete in den Hintern, während er ihn auf den Schuppen zuschubste, in dem die Russen gefangen saßen. Roger biss die Zähne zusammen und ignorierte ihn. Er fragte sich, wie hoch der Sheriff wohl zurückprallen würde, wenn man ihn packte und mit aller Kraft auf die Planken des Docks knallte.

Die Russen hatten sich in einer Ecke des Schuppens umeinander geschart, wo sich die Frauen tröstend um ihren verwundeten Gatten und Vater kümmerten, doch bei Rogers Eintreten blickten sie auf, und ein Gewirr unverständlicher Begrüßungen und Fragen setzte ein. Er lächelte ihnen so zuversichtlich wie möglich zu und brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen, um sein Ohr an die Wand des Schuppens zu drücken und zu hören, was Lillywhite und Konsorten jetzt vorhatten.

Er hatte gehofft, dass sie ihm seine Geschichte einfach abnehmen und wieder gehen würden - und es war immer noch möglich, dass sie das taten, wenn sie sich davon überzeugt hatten, dass tatsächlich kein Whisky in der Nähe des Anlegers versteckt war. Doch ihm war auch noch eine andere Möglichkeit in den Sinn gekommen, und diese machte ihn zunehmend nervös.

Das Verhalten der Männer machte es hinreichend deutlich, dass sie die Absicht gehabt hatten, den Whisky mit Gewalt an sich zu bringen - wenn es welchen gegeben hätte. Und die Art, wie Lillywhite sich im Hintergrund gehalten hatte, sich versteckt hatte... natürlich ging es nicht an, dass ein

Distriktsmagistrat dabei ertappt wurde, dass er Verbindungen zu Schmugglern und Piraten unterhielt.

Da es aber nun einmal keinen Whisky gab, konnte Roger Lillywhite auch keinen Fehler vorwerfen - natürlich war es illegal, mit Schmuggelware zu handeln, doch derartige Geschäfte waren an der Küste so häufig, dass das bloße Gerücht Lillywhites Ruf in seinem im Landesinneren gelegenen Distrikt kaum schaden konnte. Andererseits war Roger allein - zumindest dachte Lillywhite das.

Es gab eindeutig eine Verbindung zwischen Lillywhite und Stephen Bonnet - und wenn Roger und Jamie Fraser anfingen, Fragen zu stellen, war es sehr wahrscheinlich, dass diese Verbindung ans Licht kommen würde. Waren Lillywhites Machenschaften so gefährlich, dass er Roger umbringen würde, um ihn am Reden zu hindern? Er hatte das unangenehme Gefühl, dass es gut möglich war, dass Lillywhite und Anstruther zu genau diesem Schluss kamen.

Sie konnten ihn einfach in das Marschland führen, ihn umbringen und seine Leiche versenken, um dann zu ihren Begleitern zurückzukehren und zu verkünden, dass er nach Edenton zurückgekehrt war. Selbst wenn irgendjemand die Mitglieder von Lillywhites Bande aufspürte und sie zum Reden bringen konnte - was beides höchst unwahrscheinlich war -, würde ihm nichts zu beweisen sein.

Draußen erklang lautes Rumpeln und Scheppern, und allmählich wurde das Rufen leiser, als zuerst die Schuppen erneut durchsucht wurden und man die Suche dann auf das angrenzende Marschland ausdehnte.

Roger hielt es für sehr gut möglich, dass Lillywhite und Anstruther vorgehabt hatten, ihn und Jamie umzubringen, nachdem sie den Whisky an sich gebracht hatten. In diesem Fall hinderte sie noch weniger daran, jetzt dasselbe zu tun; sie waren ja sowieso darauf eingestellt. Was die Russen anging - würden sie ihnen etwas antun? Er hoffte es nicht, doch das war unmöglich einzuschätzen.

Auf dem Blechdach des Schuppens ertönte ein leises Prasseln; es begann zu regnen. Schön, wenn ihr Schießpulver nass wurde, würden sie ihn nicht erschießen; sie würden ihm die Kehle durchschneiden müssen.

Seine Hoffnung, dass Jamie nicht zu früh auftauchte, verwandelte sich in die inbrünstige Hoffnung, dass er nicht zu spät auftauchte. Was er allerdings tun würde, falls und wenn er tatsächlich auftauchte...

Die Schwerter. Waren die Schwerter immer noch dort, wo sie sie liegen gelassen hatten, in der Ecke des Schuppens? Der Regen wurde jetzt so laut, dass er draußen sowieso nichts mehr hören konnte; er verließ seinen Lauschposten, um nachzusehen.

Die Russinnen blickten mit einer Mischung aus Argwohn und Sorge zu ihm auf. Er lächelte und nickte und schob sie mit kleinen Gesten aus dem Weg. Ja, die Schwerter waren noch da - das war immerhin etwas, und er spürte eine kleine Welle der Hoffnung.

Chemodurow war bei Bewusstsein; er sagte etwas mit lallender Stimme, und Karina stand auf und trat zu Roger. Sie tätschelte ihm sanft den Arm, dann nahm sie ihm eins der Schwerter ab. Sie zog es mit einem klirrenden Geräusch aus der Scheide, das alle Anwesenden zusammenfahren ließ, bevor sie nervös loslachten. Sie schlug ihre Hände um den Griff und legte das Schwert wie einen Baseballschläger über ihre Schulter. Sie marschierte zur Tür und bezog dort mit finsterer Miene Posten.

»Gut«, sagte Roger und grinste sie beifällig an. »Wenn jemand seinen Kopf hier hineinsteckt, schlag ihn ab, aye?« Er ahmte mit der Handkante eine Hackbewegung nach, und die Russen zollten ihm mit begeistertem Geheul Beifall. Eins der jüngeren Mädchen griff nach dem anderen Schwert, doch er bedeutete ihr lächelnd, dass er es behalten würde, trotzdem vielen Dank.

Zu seiner Überraschung schüttelte sie den Kopf und sagte etwas auf Russisch. Er zog die Augenbrauen hoch und schüttelte hilflos den Kopf. Sie zupfte an seinem Arm, bis er ihr in die Ecke folgte.

Sie waren während ihrer kurzen Gefangenschaft nicht untätig gewesen. Sie hatten das Gerümpel beiseite geräumt, dem Verletzten ein bequemes Strohlager bereitet - und die große Falltür im Boden freigelegt, die es bei Ebbe ankommenden Booten ermöglichte, unter das Dock zu fahren, so dass ihre Fracht direkt in den Schuppen hinaufgereicht werden konnte und nicht auf dem Dock entladen werden musste.

Jetzt herrschte Ebbe; bis zur dunklen Oberfläche des Wassers war es ein Fall von über zwei Metern. Er zog sich bis auf die Hose aus und ließ sich an den Händen von der Kante der Falltür baumeln, bevor er sich mit den Füßen voran fallen ließ, da er keinen Kopfsprung in ein möglicherweise flaches Gewässer riskieren wollte.

Doch das Wasser reichte ihm bis über den Kopf; er versank in einem Regen aus Silberbläschen, dann berührten seine Füße den sandigen Boden, und er stieß sich ab und durchbrach laut die Wasseroberfläche. Er winkte dem Kreis der russischen Gesichter, die durch die Falltür zu ihm hinuntersahen, beruhigend zu, dann hielt er auf das andere Ende des Landestegs zu.

Lillywhite wandte sich ab und liebkoste nervös den Knauf seines Schwertes. Von seinem Aussichtspunkt auf dem Dach des Schuppens betrachtete Jamie abschätzend die Art, wie sich der Magistrat bewegte und wie er seine Waffe tätschelte. Große Reichweite und eine aufrechte Haltung; schnell, wenn auch ein wenig abgehackt. Wenn er unter diesen Umständen ein Schwert trug, ließ dies darauf schließen, dass er mit der Waffe sehr gut vertraut war und ein Faible dafür hatte.

Anstruther konnte er nicht sehen, da sich dieser unter dem Dachüberhang an die Wand des Schuppens gepresst hatte, doch der Sheriff war seine kleinste Sorge. Er war ein Angeber, der noch dazu kurze Arme hatte.

»Ich sage, wir bringen sie alle um. Das ist der einzig sichere Weg.«

Lillywhite bekundete mit einem Grunzlaut seine skeptische Zustimmung.

»Das mag ja sein - aber was ist mit den Männern? Wir wollen unser Schicksal doch nicht in die Hände von Zeugen legen, die reden könnten. Mit Fraser und MacKenzie wären wir problemlos im Verborgenen fertig geworden - aber sie sind so viele... vielleicht können wir die Russen ja laufen lassen; sie sind Fremde und scheinen kein Englisch zu sprechen...«

»Aye, und wie sind sie hierher gekommen, wüsste ich gern? Ich garantiere Euch, dass sie nicht in eine Wasserhose geraten und zufällig hier abgesetzt worden sind. Irgendjemand weiß von ihnen, irgendjemand wird nach ihnen suchen - und wer auch immer das ist, er hat mit Sicherheit eine Möglichkeit, mit ihnen zu reden. Sie haben schon zu viel gesehen - und wenn Ihr vorhabt, diesen Landeplatz weiter zu benutzen...«

Der Regen fiel immer noch leicht, aber beständig. Jamie verdrehte den Kopf, um sich mit der Schulter die Feuchtigkeit aus den Augen zu wischen. Er lag flach auf dem Bauch und hatte die Arme und Beine ausgebreitet wie ein Frosch, um nicht von dem schrägen Blechdach zu rutschen. Er wagte es noch nicht, sich zu bewegen. Doch draußen auf der Meerenge flüsterte der Regen, der das Wasser aufraute wie aufgespannte Seide und das Metall ringsum leise klingeln ließ. Wenn der Regen nur noch ein kleines bisschen zunahm, würde er jedes Geräusch übertönen.

Er verlagerte sein Gewicht ein wenig, weil sein Dolch gegen seinen Hüftknochen drückte. Die Pistolen lagen neben ihm auf dem Dach, doch im Regen waren sie wahrscheinlich nutzlos. Der Dolch war momentan seine einzige, wirkliche Waffe, und er eignete sich viel besser für Überraschungsangriffe als für Frontalattacken.

»... schickt die Männer mit dem Boot zurück. Wir können dann die Straße nehmen, wenn...«

Sie redeten immer noch mit leiser Stimme, doch er konnte erkennen, dass ihre Entscheidung gefallen war; Lillywhite brauchte sich nur noch einzugestehen, dass es unumgänglich war, und dazu würde er nicht lange brauchen. Doch zuerst würden sie die Männer fortschicken; die Angst des Magistraten vor Zeugen war berechtigt.

Er blinzelte mit den Augen, um sie vom Wasser zu befreien, und spähte zum größten der Schuppen hinüber, in welchem sich MacKenzie und die Russen befanden. Die Schuppen standen dicht beieinander; die Lücken zwischen den versetzten Blechdächern betrugen immer etwa einen Meter. Er war durch einen Schuppen von dem größeren Gebäude getrennt. Nun denn.

Er würde den Aufbruch der Männer nutzen, um die Dächer zu überqueren, und darauf bauen, dass sein Glück und der Regen verhinderten, dass Lillywhite oder Anstruther den Blick nach oben richteten. Er würde sich über die Tür des Schuppens hocken, und wenn sie kamen, um den Mord zu begehen, würde er bis zu dem Moment warten, in dem sie die Tür öffneten, sich dann von oben auf den Magistraten fallen lassen und hoffen, dass er ihm das Genick brach oder ihn zumindest schlagartig außer Gefecht setzte. Er konnte sich darauf verlassen, dass Roger Mac dann ins Freie eilen würde, um ihm den Sheriff abzunehmen.

Es war der beste Plan, der ihm unter den gegebenen Umständen einfiel, und er war gar nicht einmal so schlecht, dachte er. Natürlich nur, wenn er nicht ausrutschte und sich das Genick brach. Oder ein Bein. Er spannte sein linkes Bein an und spürte die leichte Steifheit der Muskeln in seinem Unterschenkel. Er war gut verheilt, doch er konnte nicht leugnen, dass eine leichte Schwäche zurückgeblieben war. Er konnte wunderbar laufen, aber ob er über Dächer springen konnte...

»Aye, nun ja, was sein muss, muss sein«, murmelte er. Wenn die Sache schief ging und er sich das Bein erneut ruinierte, konnte er nur hoffen, dass der Sheriff ihn umbrachte, denn sonst würde Claire es mit Sicherheit tun.

Bei diesem Gedanken musste er lächeln, doch er konnte jetzt nicht an sie denken. Später, wenn die ganze Sache hinter ihm lag. Sein Hemd war durchnässt und klebte ihm an den Schultern, und der Regen hallte von den Blechdächern wider wie ein ganzer Chor von Elfenglöckchen. Indem er vorsichtig rückwärts rutschte, schob er seine Knie unter sich und erhob sich in eine kauernde Position, jederzeit bereit, sich wieder flach hinzulegen, wenn jemand aufblickte.

Auf dem Dock war niemand. Lillywhite und der Sheriff hatten noch vier Männer mitgebracht; diese befanden sich auf dem weichen Boden südlich des Landestegs und stocherten missmutig im hüfthohen Gras herum. Er holte tief Luft und zog langsam seine Füße unter sich. Doch als er herumfuhr, fing er aus dem Augenwinkel den Schatten einer Bewegung auf und erstarrte.

Lieber Himmel, es kamen Männer aus dem Wald. Im ersten Augenblick dachte er, Lillywhite hätte auch das organisiert, doch dann begriff er, dass die Männer Schwarze waren. Alle bis auf einen.

Les cochons, hatte der Russe gesagt. *Pour le Monsieur Wylie.* Und hier war Wylie nun mit seinen Sklaven im Anmarsch, um seine Schweine in Empfang zu nehmen!

Er legte sich wieder auf den Bauch und rutschte zur Rückseite des Schuppendaches. Es war zwar die Frage, dachte er, ob Wylie eher dazu neigen würde, ihm zu helfen oder ihn eigenhändig aufzuspießen - doch er ging zumindest davon aus, dass dem Mann an der Rettung seiner Russen gelegen war.

Das Wasser war kalt, jedoch nicht so sehr, dass sein Körper davon taub wurde, und der Sog der Ebbe war noch nicht stark. Dennoch, nach der Verletzung an seiner Kehle und den Verbrennungen, die er bei dem Röhrichtbrand davongetragen hatte, war er viel kurzatmiger als früher, und so sah sich Roger gezwungen, alle zwei oder drei Schwimmzüge aufzutauchen, um Luft zu holen.

Ruby lips, above the water, sang er voller Ironie vor sich hin, *blowing bub-bles soft and fine...* Er holte tief Luft und hörte sich um, wobei er auf der Stelle trat. Er hatte zunächst auf die Südseite des Landestegs zugehalten, über sich jedoch Stimmen gehört und daher seine Richtung geändert. Jetzt befand er sich genau unter der nördlichen Kante des Docks, im tiefen Schatten des russischen Schiffs verborgen.

Der Schweinegeruch war überwältigend, und aus dem Frachtraum konnte er unterdrücktes Rumpeln und Grunzen hören, das direkt neben ihm durch das Holz drang. Himmel, waren sie etwa den ganzen Weg aus Russland in diesem winzigen Ding gesegelt? Es sah ganz danach aus; das Holz war mitgenommen und voller Kerben.

In seiner näheren Umgebung war keine Stimme zu hören. Der Regen fiel kräftig rauschend auf das Wasser der Meerenge; er würde dabei helfen, jedes Geräusch zu übertönen, das er machte. Also auf die Plätze, fertig,

los. Er füllte seine Lungen bis zum Rand mit Luft und stieß sich in Richtung des verregneten Lichtes ab, das hinter dem Dock schimmerte.

Er schwamm verzweifelt, versuchte, dabei nicht zu spritzen, während er gleichzeitig jede Sekunde damit rechnete, eine Musketenkugel zwischen die Schulterblätter zu bekommen. Er stolperte ins Gebüsch, spürte, wie das Riedgras an seinen Armen und Beinen haften blieb und er sich daran schnitt, rollte sich keuchend halb herum, wobei Salz in die Schnitte eindrang, die sofort zu brennen begannen, dann war er auf Händen und Knien und kroch durch die dichten Marschgewächse. Schwarze Nadelbinsen schwankten über seinem Kopf, und der Regen trommelte ihm auf den Rücken, während ihm das Wasser fast bis zum Kinn ging.

Schließlich hielt er unter keuchenden Atemzügen an und fragte sich, was zum Teufel er als Nächstes tun sollte. Es war zwar gut, dem Schuppen entkommen zu sein, doch er hatte keinerlei Plan, was jetzt geschehen sollte. Wahrscheinlich suchte er am besten nach Jamie - wenn das möglich war, ohne dass er erneut erwischt wurde.

Als hätte dieser Gedanke jemanden auf ihn aufmerksam gemacht, hörte er ganz in seiner Nähe jemanden platschend und raschelnd durch die Marsch waten. Suchend. Er erstarrte und hoffte, dass der Regen seine Atemgeräusche übertönen würde, die laut in seinen Ohren rasselten.

Näher. Verdammt, sie kamen näher. Er tastete an seinem Gürtel herum, doch er hatte beim Schwimmen den Dolch verloren. Er zog ein Knie unter sein Kinn und hielt sich zum Aufspringen und Weglaufen bereit.

Über ihm wurde plötzlich das Gras beiseite geschoben, und er sprang gerade noch rechtzeitig auf, um dem Speer auszuweichen, der an der Stelle, wo er gelegen hatte, ins Wasser fuhr.

Der Speer landete zitternd vor seiner Nase, zwanzig Zentimeter von seinem Gesicht entfernt. Von der anderen Seite her gaffte ihn ein Schwarzer an, dessen Augen vor Erstaunen so groß wie Untertassen geworden waren. Der Neger schloss den Mund, blinzelte ihn an und sprach in zutiefst anklagendem Ton:

»Ihr seid gar kein Opossum!«

»Nein«, sagte Roger nachsichtig. »Das bin ich nicht.« Er strich sich mit zitternder Hand über die Brust, um sich zu vergewissern, dass sich sein Herz noch darin befand. »Tut mir Leid.«

Zu Hause sah Philip Wylie ganz anders aus als in Gesellschaft, dachte Roger. Für den Schweinefang mit losen Kniehosen und einem Farmerhemd bekleidet, feucht vom Regen und bar jeder Spur von Perücke, Schminke, Puder oder Schönheitspflästerchen, war er immer noch schlank und elegant, doch er sah ganz normal und einigermaßen kompetent aus. Außerdem wirkte er um einiges intelligenter, obwohl sein Mund einen Hang dazu hatte, immer wieder aufzuklappen, und er es nicht lassen konnte, Jamies Bericht mit Fragen und Ausrufen zu unterbrechen.

»Lillywhite? Randall Lillywhite? Aber was kann er -«

»Reißt Euch zusammen, Mann«, sagte Jamie ungeduldig. »Ich erzähl's Euch jetzt, und ich erzähl' Euch später noch mehr, aber er und der Sheriff werden Eure Russen wie die Weihnachtsbraten zersägen, wenn wir nicht sofort hingehen und uns der Sache annehmen.«

Wylie funkelte erst Jamie an, dann warf er einen argwöhnischen Blick auf Roger, der halb nackt, triefend nass und mit blutdurchtränktem Schlamm verschmiert im Schutz des Waldes stand.

»Er hat Recht«, krächzte Roger, dann hustete er, räusperte sich und wiederholte seine Worte noch einmal mit mehr Nachdruck. »Er hat Recht; wir haben nicht viel Zeit.«

Wylie presste die Lippen zu einer dünnen Linie zusammen und atmete heftig durch die Nase aus. Er sah sich nach seinen Sklaven um, als wollte er sie zählen; ein halbes Dutzend Männer, die mit stabilen Knüppeln bewaffnet waren. Einer oder zwei trugen Bambusmesser in ihren Gürteln. Wylie nickte und fällte seinen Entschluss.

»Nun, dann kommt.«

Um das verräterische Knirschen der Straße zu vermeiden, gingen sie quer durch die Marsch, so dass sie nur langsam, aber dennoch stetig vorwärts kamen.

»Warum Schweine?«, hörte er Jamie, der gemeinsam mit Wylie der Gruppe voranging, neugierig fragen.

»Nicht Schweine«, erwiderte Wylie. »Russische Wildschweine. Für die Jagd.« Er sprach ausgesprochen stolzerfüllt und schob dabei mit seinem Stock das Gras beiseite. »Jeder sagt, dass das russische Wildschwein der wildeste und gerissenste Gegner unter allen wilden Tieren ist. Ich habe vor, sie auf meinem Besitz im Wald frei zu lassen, so dass sie sich vermehren können.«

»Ihr wollt sie jagen?« Jamies Stimme klang ungläubig. »Habt Ihr denn schon einmal Wildschweine gejagt?«

Roger sah, wie sich Wylies Schultern bei dieser Frage unter dem feuchten Hemd anspannten. Der Regen hatte zwar nachgelassen, jedoch nicht aufgehört.

»Nein«, sagte er. »Noch nicht. Ihr denn?«

»Ja«, sagte Jamie, war jedoch so klug, seine Antwort nicht weiter auszuführen.

Als sie sich der Landestelle näherten, fiel Roger eine Bewegung ins Auge. Das kleinere Boot war im Begriff davonzufahren.

»Sie haben die Suche nach mir und dem Whisky aufgegeben und ihre Männer weggeschickt.« Jamie wischte sich mit der Hand über das Gesicht, um den Regen abzustreifen. »Was sagt Ihr, Wylie? Wir haben keine Zeit zu verlieren. Die Russen sind in dem großen Schuppen auf dem Dock.«

Wenn er sich einmal entschlossen hatte, machte Wylie nicht viel Federlesens.

»Stürmt das Dock«, sagte er knapp.

Er winkte mit der Hand, um seine Sklaven anzuweisen, ihm zu folgen, und hielt dann im Laufschritt auf die Anlegestelle zu. Der ganze Trupp schwenkte auf die Muschelstraße ein und donnerte mit dem Lärm einer Lawine auf das Dock zu. Wenn das Lillywhites und Anstruthers Mordpläne nicht erschütterte, dachte Roger. Es hörte sich an, als sei eine Armee im Anmarsch.

Roger, der barfuss war, hielt sich weiter an den marschigen Boden und kam demzufolge langsamer voran als der Rest. Er sah ein erschrockenes Gesicht zwischen den Schuppen hervorlugen und hastig wieder verschwinden.

Jamie sah es ebenfalls und stieß einen seiner wilden Highlandschreie aus. Wylie fuhr erschrocken zusammen, fiel dann jedoch mit Gebrüll ein. »Raus da, ihr Mistkerle!« Dadurch ermuntert, stimmten die Neger ein allgemeines Geschrei und Gebrüll an und schwenkten begeistert ihre Knüppel, während sie auf das Dock zustürmten.

Es war wie eine kalte Dusche, auf dem Landesteg anzukommen und niemanden dort vorzufinden außer den gefangenen Russen, die Philip Wylie beinahe enthauptet hätten, als er unklugerweise die Tür aufstieß, ohne sich vorher anzukündigen.

Eine kurze Durchsuchung des russischen Schiffs und des umliegenden Marschlandes brachte keine Spur von Lillywhite oder Anstruther zutage.

»Wahrscheinlich weggeschwommen«, sagte einer der Neger, als er von der Suche zurückkehrte. Er wies kopfnickend über den Kanal hinweg auf das Gewirr der Sandbänke und befühlte seinen Speer. »Jagen wir sie?« Es war der Mann, der Roger entdeckt hatte und offensichtlich immer noch darauf brannte, sein Glück zu versuchen.

»Sie sind nicht geschwommen«, sagte Wylie knapp. Er wies mit einer Geste auf den kleinen Strand neben der Landestelle, eine leere, mit Austernschalen übersäte Fläche. »Sie haben mein Boot genommen, die Schufte.«

Er wandte sich angewidert ab und begann, Befehle zum Ausladen und Einpferchen der russischen Wildschweine zu erteilen. Man hatte Chemodurow und seine Familie bereits zum Plantagenhaus gebracht. Beim Abmarsch hatten die Mädchen abwechselnd erstaunt auf die schwarzen Sklaven und schüchtern auf Roger geblickt, der zwar sein Hemd und seine Schuhe wieder an sich genommen hatte, dem die Hose jedoch immer noch am Körper klebte.

Einer der Sklaven kam mit einem Arm voll abgelegter Waffen aus dem Schuppen, was Wylie kurzfristig an seine Pflichten als Gastgeber

erinnerte.

»Ich bin Euch zu Dank für Eure Hilfe bei der Rettung meines Eigentums verpflichtet, Sir«, sagte er zu Jamie. Er verbeugte sich steif. »Wollt Ihr mir nicht erlauben, Euch und Mr. MacKenzie meine Gastfreundschaft anzubieten?« Roger registrierte, dass er nicht besonders begeistert klang, aber immerhin hatte er es angeboten.

»Ich bin Euch zu Dank für Eure Hilfe bei der Rettung unseres Lebens verpflichtet«, sagte Jamie nicht minder steif und verbeugte sich ebenfalls. »Und ich danke Euch, aber -«

»Mit dem größten Vergnügen«, unterbrach ihn Roger. »Danke.« Er schüttelte Wylie fest die Hand, was diesen sehr überraschte, und packte Jamie am Arm, um ihn auf die Muschelstraße zuzusteuern, bevor er protestieren konnte. Es gab sicher Zeiten und Orte, an denen man auf dem hohen Ross sitzen konnte, aber nicht jetzt.

»Du brauchst dem Mann ja nicht den Arsch zu küssen«, sagte er als Antwort auf Jamies Murren, als sie auf den Wald zuschritten. »Sein Butler kann uns ein trockenes Handtuch und etwas zu essen geben, und dann sind wir weg, während er noch mit seinen Schweinen zugange ist. Ich habe nicht gefrühstückt, und du auch nicht. Und wenn wir nach Edenton zurücklaufen müssen, mache ich das nicht mit leerem Magen.«

Die Erwähnung von etwas Essbarem schien Jamies Gleichmut weitgehend wiederherzustellen, und als sie den ansatzhaften Schutz des Waldes erreichten, war zwischen ihnen eine beinahe überschwängliche Fröhlichkeit aufgekommen. Roger fragte sich, ob dies das Gefühl war, das man nach einer Schlacht empfand; die schiere Erleichterung, sich lebendig und unverletzt wiederzufinden, war so groß, dass man Lust bekam zu lachen und herumzublödeln, nur um zu beweisen, dass man es noch konnte.

In unausgesprochenem Einverständnis hoben sie sich jede Diskussion der jüngsten Ereignisse - und jede Spekulation über Stephen Bonnets gegenwärtigen Aufenthaltsort - für später auf.

»Russische Wildschweine, du meine Güte«, sagte Jamie und schüttelte sich wie ein Hund, als sie im Schutz der Bäume stehen blieben. »Dabei

bezweifle ich, dass der Mann im Leben schon einmal ein Wildschwein gesehen hat! Man sollte doch meinen, dass er billigere Mittel und Wege kennt, sich umzubringen.«

»Aye, was glaubst du wohl, was ihn das gekostet hat? Wahrscheinlich mehr Geld, als wir in zehn Jahren zu sehen bekommen, nur um eine Ladung Schweine... wie weit, sechstausend Meilen zu transportieren?« Von der bloßen Vorstellung verblüfft, schüttelte er den Kopf.

»Nun, um fair zu sein, es sind mehr als nur Schweine«, sagte Jamie nachsichtig. »Hast du sie nicht gesehen?«

Roger hatte sie gesehen, allerdings nur kurz. Die Sklaven hatten gerade eines der Tiere über das Dock getrieben, als er mit seinen Kleidern aus dem Schuppen kam. Es war groß und borstig mit langen, gelben Zähnen, die ziemlich gemein aussahen.

Doch es war von der langen Seereise ausgemergelt, man konnte seine Rippen zählen, und sein borstiges Fell war zur Hälfte kahl gescheuert. Offenbar hatte es sich noch nicht an den festen Boden gewöhnt, denn es stolperte und schwankte mit rollenden Augen wie betrunken auf seinen lächerlich kleinen Hufen herum und grunzte panisch, als die Sklaven es anschrien und mit ihren Stöcken anstießen. Es hatte Roger ziemlich Leid getan.

»Oh, sie sind ganz schön groß, aye«, sagte er. »Und wenn sie wieder etwas auf den Rippen haben, sind sie bestimmt ein imposanter Anblick. Ich frage mich allerdings, wie es ihnen hier gefallen wird - nach Russland?« Er wies mit einer Handbewegung auf den nassen, stoppeligen Wald ringsum. Die Luft war regenfeucht, doch die Bäume fingen den größten Teil des Niederschlags ab, so dass es unter dem niedrigen Dach aus Krüppeleichen und klapprigen Kiefern dunkel war und nach Harz duftete. Auf dem Sandboden knirschten Zweige und Eichelhütchen angenehm unter ihren Füßen.

»Nun, es gibt Eicheln und Wurzeln in Hülle und Fülle«, merkte Jamie an, »und dann und wann einen Neger als besonderen Leckerbissen. Sie werden schon auf ihre Kosten kommen.«

Roger lachte, und Jamie schnaubte belustigt.

»Du meinst wohl, ich mache Witze, wie? Ich nehme an, du hast auch noch nie ein Wildschwein gejagt, oder?«

»Mmpfm. Nun, vielleicht lädt uns Mr. Wylie ja ein, einmal -«

Sein Hinterkopf explodierte, und alles verschwand.

Irgendwann kam er wieder zu Bewusstsein. Bewusst wurde ihm vor allem ein Schmerz, der so groß war, dass ihm die Bewusstlosigkeit unendlich viel lieber gewesen wäre. Bewusst wurde ihm aber auch, dass sich Kieselsteine und Laub in sein Gesicht drückten und in seiner Nähe Geräusche erklangen. Das Klirren, Scheppern und Ächzen eines Kampfes auf Leben und Tod.

Er zwang sich, ganz aufzuwachen, und hob den Kopf, obwohl sich bei dieser Bemühung in seinem Kopf ein buntes Feuerwerk abspielte und er sich am liebsten übergeben hätte. Er stützte sich mit zusammengebissenen Zähnen auf seine verschränkten Arme, und nach ein paar Sekunden wurde sein Blickfeld klar, auch wenn er immer noch ein wenig verschwommen sah.

Er brauchte ein paar Sekunden, um zu erkennen, was vorging: sie waren etwa drei Meter von ihm entfernt, und ihm waren Äste und Zweige im Weg. Doch er fing unter dem Keuchen und Ächzen ein leises »*A Dhia*!« auf und verspürte heftige Erleichterung. Jamie lebte also.

Er erhob sich schwankend auf die Knie und verharrte einen Moment so, denn ihm wurde immer wieder schwarz vor Augen. Als sich sein Blickfeld klärte, war sein Kopf nach vorn gesunken, und er starrte zu Boden. Sein Schwert lag nicht weit von ihm entfernt unter aufgescharrtem Sand und Laub verborgen. Eine seiner Pistolen lag daneben, doch damit gab er sich erst gar nicht ab; selbst wenn das Pulver noch trocken genug zum Feuern gewesen wäre, hätte er sie nicht ruhig halten können.

Er tastete sich ungeschickt vor, doch sobald er seine Hand in den Korb des Schwertgriffes geschoben hatte, fühlte er sich etwas besser; jetzt würde es ihm nicht mehr hinfallen. Etwas Nasses lief ihm über den Hals - Blut, Regen? Es spielte keine Rolle. Er stolperte, klammerte sich mit der

freien Hand an einen Baum, kniff die Augen zu, um die Schwärze zu vertreiben, wagte einen weiteren Schritt.

Er fühlte sich wie das Wildschwein, denn der unvertraute Boden schwankte verräterisch unter seinen Füßen. Er trat auf etwas, das nachgab und wegrollte, und er fiel hin und landete hart auf seinem Ellbogen.

Durch das Schwert behindert, drehte er sich umständlich um und stellte fest, dass er auf Anstruthers Bein getreten war. Der Sheriff lag auf dem Rücken. Sein Mund stand offen, und er machte ein überraschtes Gesicht. In seinem Hals klaffte ein großer Spalt, und rings um seinen Körper waren große Mengen rostroten, stinkenden Blutes in den Sand gesickert.

Er fuhr angewidert zurück, und der Schock brachte ihn auf die Beine, ohne dass er sich hätte erinnern können, dass er aufgestanden war. Lillywhite stand mit dem Rücken zu ihm; der nasse Leinenstoff seines Hemdes klebte ihm an der Haut. Er sprang ächzend vorwärts, dann fuhr er zurück, hieb zu, ripostierte...

Roger schüttelte den Kopf, um ihn von den idiotischen Fachbegriffen der Fechtkunst zu entleeren, dann hielt er inne und keuchte vor Schmerz. Jamies Gesicht trug ein manisches Halbgrinsen, und er verfolgte mit vor Anstrengung entblößten Zähnen die Waffe seines Gegners. Doch er hatte Roger gesehen.

»Roger!«, brüllte er, atemlos vom Kampf. »Roger, *a charaid*!«

Lillywhite drehte sich nicht um, sondern warf sich zu einem Scheinangriff nach vorn, schlug drauflos, vollführte eine Terz nach rückwärts.

»Nicht... dumm...«, keuchte er.

Roger begriff dumpf, dass Lillywhite an eine Finte Jamies glaubte, um ihn dazu zu verleiten, sich umzudrehen. Die Ränder seines Blickfeldes flackerten erneut, und er streckte die Hand nach einem Baum aus, den er fest umklammerte, um auf den Beinen zu bleiben. Das Laub war nass; seine Finger rutschten ab.

»Heh...«, rief er heiser, denn ihm fielen keine Worte ein. Er hob sein Schwert, dessen Spitze bebte. »Heh!«

Lillywhite trat zurück und fuhr mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen herum. Roger stürzte sich blindlings auf ihn, ohne zu zielen, jedoch mit aller Kraft, die ihm noch geblieben war.

Das Schwert fuhr Lillywhite ins Auge, und Roger spürte es schlittern und knirschen, als das Metall an seinem Schädelknochen entlangschabte und dann zu etwas Weicherem durchstieß, wo es stecken blieb. Er versuchte loszulassen, doch seine Hand steckte im Korb des Griffes fest. Lillywhite erstarrte, und Roger konnte spüren, wie das Leben des Mannes geradewegs an seinem Schwert entlanglief, durch seine Hand hindurch und an seinem Arm hinauf, rasend schnell und lähmend wie elektrischer Strom.

Er zerrte und drehte panisch, um sein Schwert loszureißen. Lillywhite bäumte sich auf, erschlaffte und fiel in seine Richtung. Er zuckte wie ein riesiger, toter Fisch, als Roger jetzt vergebens weiter darum kämpfte, sich von seinem Schwert zu befreien.

Da ergriff Jamie ihn am Handgelenk und bekam ihn frei, legte einen Arm um ihn und führte ihn beiseite, stolpernd und blind vor Panik und Schmerz. Jamie hielt ihm den Kopf und massierte ihm den Rücken und murmelte gälischen Unsinn, während sich Roger heftig würgend übergab. Wischte ihm das Gesicht mit feuchtem Laub ab, wischte ihm mit dem nassen Hemdsärmel den Rotz von der Nase.

»Bist du okay?«, murmelte Roger irgendwann zwischendurch.

»Aye, bestens«, sagte Jamie und klopfte ihm erneut auf den Rücken. »Und du auch, klar?«

Irgendwann war er wieder auf den Beinen. Sein Kopf hatte den Schmerz hinter sich gelassen; er schmerzte zwar noch, doch der Schmerz schien sich von ihm losgelöst zu haben und in seiner Nähe zu lauern, ohne ihn jedoch zu berühren.

Lillywhite lag mit dem Gesicht nach oben im Laub. Roger schloss die Augen und schluckte. Er hörte, wie Jamie etwas vor sich hinknurrte, dann ein Ächzen, ein Rascheln im Laub und einen leisen Aufprall. Als er die Augen öffnete, lag Lillywhite mit dem Gesicht auf dem Boden; der Rücken seines Hemdes war voller Sand und Eichelhüllen.

»Komm mit.« Jamie fasste ihm unter den Arm, zog den Arm über seine Schulter. Roger hob seine freie Hand und schwenkte sie vage in Richtung der Leichen.

»Sie. Was machen wir mit... ihnen?«

»Wir lassen sie für die Schweine liegen.«

Als sie den Waldrand erreichten, konnte er allein gehen, obwohl er die Tendenz hatte, zur einen oder anderen Seite abzudriften und noch nicht richtig geradeaus steuern konnte. Wylies Haus lag vor ihnen, ein prächtiges Gebäude aus rotem Backstein. Sie überquerten den Rasen, ohne zu beachten, dass sie von mehreren Haussklaven angestarrt wurden, die sich um die Fenster im ersten Stock drängten und tuschelnd mit den Fingern auf sie zeigten.

»Warum?«, fragte Roger und blieb kurz stehen, um sich das Laub vom Hemd zu schütteln. »Haben sie das gesagt?«

»Nein.« Jamie zog einen nassen Stoffball, der einmal ein Taschentuch gewesen war, aus dem Ärmel und schwenkte ihn in Philip Wylies Zierspringbrunnen. Er wischte ihm damit durchs Gesicht, warf einen kritischen Blick auf die so entstandenen Schmutzstreifen und tauchte es erneut in den Brunnen.

»Ich habe erst gemerkt, dass sie da waren, als Anstruther dich niedergeknüppelt hat - da, dein Kopf blutet ja immer noch. Ich habe mich umgedreht und dich am Boden liegen sehen, und im nächsten Moment fuhr mir ein Schwert aus dem Nichts quer über die Rippen. Sieh dir das an.« Er steckte seine Finger durch einen großen Riss in seinem Hemd und wackelte damit. »Ich bin hinter einem Baum in Deckung gegangen und konnte gerade noch mein Schwert ziehen. Aber keiner von ihnen hat ein einziges Wort gesagt.«

Roger presste das Taschentuch, das Jamie ihm entgegenhielt, vorsichtig an seinen Hinterkopf. Er atmete zischend durch die Zähne ein, als das kalte Wasser mit der Wunde in Berührung kam.

»Mist. Liegt es nur daran, dass ich einen Sprung im Schädel habe, oder ergibt das alles keinen Sinn? Warum in aller Welt haben sie mit solcher

Gewalt versucht, uns umzubringen?«

»Weil sie wollten, dass wir tot sind«, sagte Jamie in aller Logik und krempelte sich die Ärmel auf, um sich die Hände im Springbrunnen zu waschen. »Sie oder jemand anders.«

Der Schmerz hatte sich entschlossen, jetzt doch wieder in Rogers Kopf Quartier zu beziehen. Ihm wurde wieder übel.

»Stephen Bonnet?«

»Wenn ich ein Spieler wäre, würde ich alles darauf verwetten.«

Roger schloss ein Auge, um der Tatsache ein Ende zu setzen, dass er Jamie doppelt sah.

»Du bist doch ein Spieler. Das habe ich selbst schon gesehen«

»Na bitte.«

Jamie fuhr sich geistesabwesend mit der Hand durch das verklebte Haar und wandte sich dem Haus zu. Karina und ihre Schwestern waren am Fenster aufgetaucht und winkten ihnen ekstatisch zu.

»Was ich furchtbar gern wüsste, ist, wo Stephen Bonnet ist.«

»Wilmington.«

Jamie fuhr herum und sah ihn stirnrunzelnd an.

»Was?«

»Wilmington«, wiederholte Roger. Er öffnete vorsichtig das andere Auge, doch es schien nichts zu passieren. Nur ein Jamie. »Das hat Lillywhite gesagt - aber ich dachte, er macht einen Scherz.«

Jamie starrte ihn kurz an.

»Das will ich doch schwer hoffen«, sagte er.

103

Im Myrtengebüsch

Wilmington

Im Vergleich zu Fraser's Ridge war Wilmington eine überschäumende Metropole, und unter normalen Umständen hätten die Mädchen und ich seine Vorzüge sehr genossen. Angesichts von Rogers und Jamies Abwesenheit und der Natur ihres Vorhabens waren wir jedoch kaum in der Lage, Ablenkung zu finden.

Nicht, dass wir es nicht versucht hätten. Wir überstanden die dahinkriechenden Minuten der Nächte, die von weinenden Kindern unterbrochen und von Phantasiebildern heimgesucht wurden, die schlimmer waren als jeder Alptraum. Ich bereute es, dass Brianna nach der Schlacht von Alamance so viel gesehen hatte; vage, auf Angst basierende Vorstellungen waren schlimm genug; viel schlimmer jedoch waren sie, wenn sie auf persönlichen Erfahrungen mit dem Aussehen zerstörter Körper, zerschmetterter Knochen und stierender Augen beruhten.

Wir erhoben uns mit schweren Lidern, umgeben von Bergen abgelegter Kleider und muffigen Leinens, fütterten die Kinder und kleideten sie an und begaben uns dann ins Freie, um im Lauf des Tages unsere geistige Zuflucht beim Pferderennen, beim Einkaufen oder den konkurrierenden Musikabenden zu suchen, die Mrs. Crawford und Mrs. Dunning, die beiden prominentesten Gastgeberinnen in der Stadt, jeweils einmal wöchentlich - an zwei aufeinander folgenden Abenden - veranstalteten.

Mrs. Dunnings Abend hatte am Tag nach Jamies und Rogers Abreise stattgefunden. Darbietungen auf der Harfe, der Violine, dem Cembalo und der Flöte wechselten sich mit Lyrikrezitationen - zumindest wurde es als Lyrik bezeichnet - und »Gesaengen der Komick und Tragick« ab, die von

Mr. Angus McCaskill vorgetragen wurden, dem allseits beliebten und umgänglichen Inhaber der größten Wirtschaft von Wilmington.

Eigentlich waren die »Gesaenge der Tragick« sehr viel lustiger als die »der Komick«, und zwar dank Mr. McCaskills Angewohnheit, während der kummervollsten Passagen die Augen so zu verdrehen, dass sie in seinem Kopf verschwanden, als stünde der Text auf der Innenseite seines Schädels. Ich setzte jedoch eine angemessen ernste Miene der Wertschätzung auf und biss mir fortwährend auf die Wange.

Brianna brauchte sich gar nicht erst zusammenzureißen. Sie saß da und betrachtete sämtliche Darbietungen mit einer Miene derart brütender Intensität, dass sie einige der Musiker aus der Fassung zu bringen schien. Diese beäugten sie nervös und verdrückten sich ans andere Ende des Zimmers, wo sie das Cembalo als Schutzwall benutzten. Ich wusste allerdings, dass Briannas Verhalten nichts mit den Darbietungen zu tun hatte, sondern vielmehr damit, dass sie im Geiste noch einmal die Streitgespräche durchlebte, die der Abreise der Männer vorausgegangen waren.

Diese waren lang und heftig gewesen und im Flüsterton geführt worden, während wir vier bei Sonnenuntergang am Kai spazieren gingen. Brianna hatte aufgewühlt, wortgewaltig und leidenschaftlich argumentiert. Jamie hatte geduldig und kühl gekontert und sich nicht umstimmen lassen. Ich hatte den Mund gehalten und war ausnahmsweise sturköpfiger gewesen als sie beide. Ich konnte nicht guten Gewissens Briannas Partei ergreifen; ich wusste, was für ein Mensch Stephen Bonnet war. Ich konnte nicht Jamies Partei ergreifen; ich wusste, was für ein Mensch Stephen Bonnet war.

Ich wusste auch, was für ein Mensch Jamie war, und bei dem Gedanken, dass er sich mit Stephen Bonnet anlegte, bekam ich zwar das Gefühl, als hinge ich an einem zerschlissenen Seil über einem bodenlosen Abgrund, doch ich wusste auch, dass es kaum einen Menschen gab, der für ein solches Vorhaben besser geeignet war. Denn über die Tod bringenden Fähigkeiten hinaus, welche er ohne Zweifel besaß, brachte Jamie auch ein Gewissen mit.

Jamie war Highlander. Nun mochte der Herrgott ja darauf bestehen, dass die Rache sein sei, doch ich kannte keinen männlichen Highlander, der es für rechtens hielt, den Herrgott derartige Dinge ohne Hilfe erledigen zu lassen. Gott hatte den Menschen mit gutem Grund geschaffen, und auf der Liste seiner Gründe nahmen der Schutz der Familie und die Verteidigung ihrer Ehre eine Spitzenposition ein - und zwar um jeden Preis.

Was Bonnet Brianna angetan hatte, war ein Verbrechen, das Jamie ihm niemals verzeihen würde, geschweige denn, es zu vergessen. Und über die schlichte Rachsucht und die Tatsache hinaus, dass Bonnet möglicherweise für Brianna und Jemmy eine fortwährende Bedrohung darstellen würde, fühlte sich Jamie zumindest teilweise für den Schaden verantwortlich, den Bonnet in der Welt anrichtete. Er hatte Bonnet einmal geholfen, dem Galgen zu entkommen; er würde keinen Frieden finden, bevor er diesen Fehler nicht wieder gut gemacht hatte - und das sagte er auch.

»Schön!«, hatte Brianna ihn angezischt und die Hände an ihren Seiten zu Fäusten geballt. »Damit du deinen Frieden hast! Wirklich wunderbar! Und was meinst du, wie friedvoll Mama und ich uns fühlen werden, wenn ihr tot seid, du oder Roger?«

»Dann wäre es dir also lieber, wenn ich ein Feigling bin? Oder dein Mann?«

»Ja!«

»Nein, das wäre es nicht«, sagte er überzeugt. »Das glaubst du jetzt nur, weil du Angst hast.«

»Natürlich habe ich Angst! Mama auch, nur, dass sie es nicht sagt, weil sie denkt, dass ihr sowieso geht!«

»Wenn sie das denkt, hat sie Recht«, sagte Jamie und warf mir einen Seitenblick und den Hauch eines Lächelns zu. »Sie kennt mich schließlich schon sehr lange, aye?«

Ich sah ihn an, schüttelte aber den Kopf und wandte mich ab. Meine Lippen waren versiegelt, und ich starrte auf die Masten der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe hinaus, während der Streit weiter tobte.

Roger hatte ihm schließlich ein Ende gesetzt.

»Brianna«, sagte er leise, als sie eine Atempause machte. Sie drehte sich mit angsterfülltem Gesicht zu ihm um, und er berührte ihre Schulter. »Ich dulde es nicht, dass dieser Mann dieselbe Welt bewohnt wie meine Kinder«, sagte er immer noch leise, »oder wie meine Frau. Gehen wir also mit deinem Segen - oder ohne ihn?«

Sie hatte krampfhaft eingeatmet, sich auf die Lippe gebissen und sich abgewandt. Ich sah, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen und ihre Kehle sich bewegte, als sie sie herunterschluckte. Sie sagte nichts mehr.

Wenn sie ihm ihren Segen ausgesprochen hatte, so hatte sie es in der Nacht getan, in der Stille ihres Bettes. Auch ich hatte Jamie dort in der Dunkelheit meinen Segen erteilt und von ihm Abschied genommen - nach wie vor ohne jedes Wort. Ich konnte es nicht. Er *würde* gehen, ganz gleich, was ich sagte.

Keiner von uns hatte in dieser Nacht geschlafen; wir lagen uns in den Armen und waren uns schweigend jedes Atemzuges und jeder Körperbewegung bewusst. Als sich in den Fensterläden graue Lichtschlitze zeigten, erhoben wir uns - er, um seine Vorbereitungen zu treffen, ich, weil ich nicht still liegen und zusehen konnte, wie er ging.

Als er ging, stellte ich mich auf die Zehenspitzen, um ihn zu küssen, und flüsterte das Einzige, was wichtig war.

»Komm zurück«, hatte ich gesagt. Er hatte mich angelächelt und mir eine Locke hinter das Ohr gestrichen.

»Weißt du noch, was ich dir in Alamance gesagt habe? Nun, es ist immer noch nicht so weit, Sassenach. Wir kommen beide wieder.«

Mrs. Crawfords Gesellschaft, die am nächsten Abend stattfand, wartete zum Großteil mit den gleichen Darbietungen auf wie die von Mrs. Dunning, bot jedoch eine Neuheit; dort roch ich zum ersten Mal Myrtenkerzen.

»Was ist das für ein herrlicher Duft?«, fragte ich Mrs. Crawford in der Pause und roch an dem Kandelaber, der ihr Cembalo zierte. Die Kerzen

waren aus Bienenwachs, dufteten aber fein und würzig zugleich - ähnlich wie Piment, aber leichter.

»Wachsmyrte«, erwiderte sie geschmeichelt. »Ich stelle keine ganzen Kerzen daraus her, obwohl man es *kann* - aber stellt Euch vor, man braucht Massen von Beeren, fast acht Pfund, um ein einziges Pfund Wachs zu gewinnen! Mein Mädchen hat fast eine Woche gebraucht, um sie zu pflücken, und sie hat mir gerade eben genug für ein Dutzend Kerzen gebracht. Also habe ich das Wachs ausgelassen, es dann aber beim Tauchen der Kerzen mit dem normalen Bienenwachs vermischt, und ich muss sagen, dass ich damit sehr zufrieden bin. Sie geben ein so angenehmes Aroma ab, nicht wahr?«

Sie beugte sich dichter zu mir herüber und senkte ihre Stimme zu einem vertraulichen Flüstern.

»Man hat mir erzählt, dass es bei Mrs. Dunning gestern Abend so gerochen hat, als hätte der Koch die Kartoffeln für das Abendessen anbrennen lassen!«

Und so kam es, dass ich mir am dritten Tag angesichts der Alternativen, den Tag mit drei kleinen Kindern in unserem beengten Quartier eingepfercht zu verbringen oder den arg geschrumpften Überresten des toten Wals einen erneuten Besuch abzustatten, von unserer Wirtin, Mrs. Burns, ein paar Eimer borgte, einen Picknickkorb bei ihr in Auftrag gab und meine Truppen zu einer Sammelexpedition ausführte.

Brianna und Marsali stimmten diesem Vorschlag mit einer Inbrunst zu, die an Begeisterung grenzte.

»Alles ist besser als herumzusitzen und sich Sorgen zu machen«, sagte Brianna. »Alles.«

»Aye, und außerdem ist alles besser als der Gestank von schmutzigen Windeln und saurer Milch«, fügte Marsali hinzu. Sie sah blass aus und fächelte sich mit einem Buch Luft zu. »Ich könnte ein bisschen frische Luft gebrauchen.«

Ich fragte mich zwar mit einem Anflug von Sorge, ob Marsali angesichts ihres zunehmenden Umfangs so weit laufen konnte - sie war im

siebten Monat -, doch sie beharrte darauf, dass ihr die Bewegung gut tun würde, und Brianna und ich konnten ihr ja helfen, Joanie zu tragen.

Wie bei Reisen mit Kleinkindern üblich, verzögerte sich unser Aufbruch ein wenig. Joanie spuckte sich Süßkartoffelbrei auf die Vorderseite ihres Kleidchens. Jemmy beging eine sanitäre Indiskretion von gigantischen Proportionen, und Germain verschwand im Lauf der Verwirrung, die durch diese Missgeschicke ausgelöst wurde. Nach halbstündiger Suche, an der sich die ganze Straße beteiligte, entdeckte man ihn hinter dem öffentlichen Droschkenstall, wo er damit beschäftigt war, vorbeifahrende Kutschen und Wagen fröhlich mit Pferdeäpfeln zu bewerfen.

Als schließlich jedermann zwangsgesäubert, umgezogen und - in Germains Fall - mit Folter und Tod bedroht worden war, stiegen wir erneut die Treppe hinunter und entdeckten, dass Mr. Burns, der Wirt, hilfsbereit einen alten Ziegenkarren ausgegraben hatte, den er uns gütigerweise zur Verfügung stellte. Allerdings war die Ziege gerade damit beschäftigt, die Nesseln in Nachbars Garten zu verspeisen, und weigerte sich, sich fangen zu lassen. Nach einer viertelstündigen Verfolgungsjagd verkündete Brianna, sie würde den Karren lieber selbst ziehen, anstatt noch länger Ringel-Rangel-Rose mit einer Ziege zu spielen.

»Mrs. Fraser, Mrs. Fraser!« Wir hatten die Straße schon halb hinter uns gelassen - Kinder, Eimer und Picknickkorb in der Ziegenkarre -, als uns Mrs. Burns aus dem Wirtshaus nachgeeilt kam, in der einen Hand einen Krug Dünnbier, in der anderen eine antike Steinschlosspistole.

»Schlangen«, sagte sie erklärend, während sie mir Letztere überreichte. »Meine Annie sagt, sie hat mindestens ein Dutzend Nattern gesehen, als sie das letzte Mal dort entlang gegangen ist.«

»Schlangen«, sagte ich und nahm die Waffe nebst Zubehör zögernd entgegen. »Natürlich.«

Angesichts der Tatsache, dass eine »Natter« alles Mögliche sein konnte, von Wassermokassins bis hin zur harmlosen Blindschleiche, und dass Annie Burns außerdem einen ausgeprägten Hang zum Melodramatischen hatte, machte ich mir keine übermäßigen Sorgen. Zuerst wollte ich die Waffe in den Picknickkorb legen, doch ein Blick auf Germain und Jemmy,

die die engelhafte Unschuld in Person waren, überzeugte mich davon, dass es unklug sein würde, auch nur eine ungeladene Schusswaffe in ihrer Nähe zu deponieren. Stattdessen steckte ich die Pistole in meinen Beereneimer und hängte mir diesen über den Arm.

Der Tag war bedeckt und kühl, und vom Meer wehte eine leichte Brise herbei. Die Luft war feucht, und ich ging stark davon aus, dass es bald regnen würde, doch im Augenblick war es draußen sehr angenehm, und die Regenfälle der letzten Tage hatten den Sandboden so gefestigt, dass man gut darauf laufen konnte.

Wir folgten Mrs. Crawfords Wegbeschreibung und gingen etwa eine Meile am Strand entlang, bis wir uns am Rand eines dichten Küstenwäldchens wiederfanden, in dem sich spärlich benadelte Kiefern mit Mangroven und Fächerpalmen zu einem dichten, von der Sonne durchstochenen Gewirr vermischten, das von Schlingpflanzen durchzogen war. Ich schloss die Augen und holte Luft, und meine Nasenlöcher blähten sich im Ansturm einer berauschenden Duftmischung: Wattenmeer und nasser Sand, Kiefernharz und Seeluft, ein letzter, schwacher Hauch von totem Wal und das, wonach ich suchte - der frische, herbe Duft der Wachsmyrte.

»Dort entlang«, sagte ich und wies auf das Vegetationsgewirr. Der Boden war hier zu tief für den Karren, also ließen wir ihn stehen und ließen die Jungen frei umherlaufen und kleine Krebse und bunte Vögel jagen, während wir langsam in den stoppeligen Wald vordrangen. Marsali trug Joan, die sich wie ein Mäuschen im Arm ihrer Mutter zusammenrollte und einschlief, eingelullt von Meer und Wind.

Trotz des dichten Pflanzenwuchses war das Gehen hier angenehmer als auf dem offenen Strand; die vom Wind gestutzten Bäume waren hoch genug, um uns ein angenehmes Gefühl der Zurückgezogenheit und des Schutzes zu geben, und der Boden war besser, weil wir jetzt eine dünne Schicht aus verrottendem Laub und Nadeln unter den Füßen hatten.

Jemmy hatte langsam keine Lust mehr zu laufen. Er zupfte an meinem Rock und hob beide Arme, damit ich ihn aufhob.

»Na gut.« Ich hängte mir den Beereneimer an mein Handgelenk und hob ihn hoch. Dabei knackte meine Wirbelsäule, denn er war ein kräftiger, kleiner Kerl. Er schlang bequem seine sandigen Füße um meine Taille und legte mit einem Seufzer der Erleichterung den Kopf an meine Schulter.

»Das ist ja alles sehr schön für dich«, sagte ich und klopfte ihm sanft auf den Rücken. »Und wer trägt Oma, he?«

»Opa«, sagte er und kicherte. Er hob den Kopf und sah sich um. »Wo ist Opa?«

»Opa hat zu tun«, sagte ich zu ihm und bemühte mich um einen unbeschwerten, fröhlichen Ton. »Opa und Papa kommen bald wieder.«

»Will meinen Papa!«

»Ja, das will deine Mami auch«, murmelte ich. »Hier, Schätzchen. Siehst du das? Siehst du die kleinen Beeren? Die wollen wir pflücken, das wird ein Spaß. Nein, nicht essen! Jemmy, ich habe gesagt, *nicht,* steck sie *nicht* in den Mund, dir wird schlecht davon!«

Wir hatten eine dicht mit Wachsmyrten bewachsene Stelle gefunden und schwärmten aus. Beim Pflücken verloren wir einander aus den Augen, riefen uns jedoch alle paar Minuten gegenseitig, um uns nicht ganz zu verlieren.

Ich hatte Jemmy wieder auf den Boden gestellt und fragte mich gerade, ob es wohl eine Verwendung für das gekochte Fruchtfleisch der Myrtenbeeren gab, wenn das Wachs ausgelassen war, als ich hinter dem Busch, den ich gerade leer pflückte, das leise Knirschen von Schritten hörte.

»Bist du das, Schatz?«, rief ich, weil ich dachte, es sei Brianna. »Vielleicht sollten wir bald zu Mittag essen; ich glaube, es fängt wirklich bald an zu regnen.«

»Nun, das ist eine sehr freundliche Einladung«, sagte eine Männerstimme, die belustigt klang. »Ich danke Euch, Ma’am, aber ich habe erst vor kurzem gut gefrühstückt.«

Er trat hinter dem Busch hervor, und ich stand wie gelähmt da und konnte kein Wort sagen. Mein Verstand war allerdings seltsamerweise ganz und gar nicht gelähmt; meine Gedanken rasten mit Lichtgeschwindigkeit dahin.

Wenn Stephen Bonnet hier ist, sind Jamie und Roger nicht in Gefahr, Gott sei Dank.

Wo sind die Kinder?

Wo ist Brianna?

Wo ist dieses Schießeisen, gottverdammt?

»Wer ist das, *grand-mère?«* Germain, der hinter einem Strauch auftauchte, hatte etwas in der Hand, das wie eine tote Ratte aussah, und kam argwöhnisch auf mich zu. Er sah den Eindringling mit zusammengekniffenen Augen an.

»Germain«, sagte ich krächzend, ohne den Blick von Bonnet abzuwenden. »Geh, und such deine Mutter, und bleib bei ihr.«

»*Grand-mère,* ja? Und wer ist dann seine Mutter?« Bonnet blickte interessiert von mir zu Germain und wieder zurück. Er schob seinen Hut zurück und kratzte sich am Kinn.

»Das spielt keine Rolle«, sagte ich, so bestimmt ich konnte. »Geh, Germain!« Ich warf einen verstohlenen Blick auf den Boden, doch die Pistole lag nicht in meinem Eimer. Wir hatten sechs Eimer dabei, und drei davon hatten wir in dem Karren gelassen; die Pistole war mit Sicherheit in einem davon. Pech gehabt.

»Oh, bitte geht noch nicht, kleiner Sir.« Bonnet machte eine Bewegung in Germains Richtung, doch seine Geste jagte dem Kleinen Angst ein, und er wich mit einem Satz zurück und warf mit der Ratte nach Bonnet. Sie traf ihn am Knie und überraschte ihn so, dass er genau jenen Bruchteil einer Sekunde zögerte, den Germain benötigte, um zwischen den Myrten zu verschwinden. Ich konnte hören, wie seine Füße beim Rennen im Sand scharrten, und hoffte, dass er wusste, wo Marsali war. Das Letzte, was wir jetzt brauchen konnten, war, dass er sich verlief.

Nun, vielleicht ja doch nicht das Allerletzte, verbesserte ich mich. Das Allerletzte, was wir jetzt brauchen konnten, war, dass Stephen Bonnet Jemmy zu Gesicht bekam, was jedoch prompt geschah, als dieser Sekunden später aus dem Gebüsch gewandert kam. Sein Kittelchen war mit Dreck verschmiert, und zwischen den Fingern seiner geballten Fäuste quoll noch mehr Dreck hervor.

Die Sonne war nicht zu sehen, doch Jemmys Haar schien mit der Leuchtkraft eines zündenden Streichholzes zu glühen. Meine Lähmung war plötzlich verschwunden, und ich hob ihn hoch und ging mehrere Schritte rückwärts, wobei ich den halb gefüllten Eimer mit den Myrtenbeeren umstieß.

Bonnets Augen hatten die blassgrüne Farbe von Katzenaugen, und sie begannen jetzt auch, mit dem gebannten Ausdruck einer Katze zu leuchten, die eine krabbelnde Maus erspäht hat.

»Und wer ist dieser süße Kleine?«, fragte er und trat einen Schritt auf mich zu.

»Mein Sohn«, sagte ich augenblicklich und zog Jemmy trotz seiner Gegenwehr fest an meine Schulter. Mit der angeborenen Perversität kleiner Kinder schien er von Bonnets irischem Singsang fasziniert zu sein und verdrehte dauernd den Kopf, um den Fremden anzustarren.

»Er kommt nach seinem Vater, wie ich sehe.« Schweißtropfen glänzten in seinen dichten, blonden Augenbrauen. Mit der Fingerspitze strich er sich zuerst die eine, dann die andere glatt, so dass ihm der Schweiß in kleinen Rinnsalen über die Wangen lief, doch die Intensität in seinen blassgrünen Augen ließ nicht eine Sekunde nach. »Genau wie seine... Schwester. Und ist Eure reizende Tochter irgendwo in der Nähe, meine Liebe? Ich würde unsere Bekanntschaft gern erneuern - so ein charmantes Mädchen, Brianna.« Er lächelte.

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte ich und gab mir dabei keine besondere Mühe, meinen gereizten Unterton zu verbergen. »Nein, sie ist nicht hier. Sie ist zu Hause - bei ihrem Mann.« In der Hoffnung, dass Brianna dicht genug bei uns war, um mich zu hören und sich warnen zu

lassen, legte ich eine deutliche Betonung auf das Wort *Mann*, doch er beachtete es nicht.

»Zu Hause, ah. Und wo seid Ihr zu Hause, Ma'am?« Er zog den Hut und wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht.

»Oh, im Hinterland. Wir sind Siedler.« Ich machte eine vage Handbewegung in die Richtung, die ich in etwa für Westen hielt. Was sollte das werden - ein geselliger Plausch? Und doch waren meine Möglichkeiten sehr begrenzt. Ich konnte mich umdrehen und flüchten - woraufhin er mich mit Leichtigkeit fangen würde, da ich durch Jemmy behindert war. Oder ich konnte hier stehen bleiben, bis er mir enthüllte, was er wollte. Ich ging nicht davon aus, dass er unterwegs war, um hier im Myrtengebüsch zu picknicken.

»Siedler«, wiederholte er, und in seiner Wange zuckte ein Muskel. »Was führt Euch denn so weit von zu Hause fort, wenn ich fragen darf?«

»Das dürft Ihr nicht«, sagte ich. »Oder vielmehr - Ihr könnt meinen Mann fragen. Er kommt gleich.«

Bei diesen Worten trat ich einen weiteren Schritt zurück, und er trat zur selben Zeit einen Schritt vor. Ein Ausdruck der Panik muss über mein Gesicht gehuscht sein, denn er zog eine belustigte Miene und kam noch einen Schritt näher.

»Oh, das bezweifle ich, liebe Mrs. Fraser. Denn wisst Ihr, der Mann ist längst tot.«

Ich drückte Jemmy so fest, dass er einen unterdrückten Quietschlaut ausstieß.

»Wie meint Ihr das?«, fragte ich heiser. Das Blut wich mir aus dem Kopf, um rings um mein Herz zu einem eisigen Ball zu gerinnen.

»Nun, wisst Ihr, wir hatten eine Abmachung«, sagte er, und die Belustigung in seiner Miene verstärkte sich. »Pflichtverteilung, könnte man sagen. Mein Freund Lillywhite und der liebe Sheriff sollten sich um Mr. Fraser und Mr. MacKenzie kümmern, und Leutnant Wolff sollte die Cameron'sche Seite des Geschäftes regeln. So blieb mir die angenehme

Aufgabe, meine Bekanntschaft mit meinem Sohn und seiner Mutter zu erneuern.« Sein Blick wurde schärfer und richtete sich auf Jemmy.

»Ich habe keine Ahnung, wovon Ihr redet«, sagte ich mit steifen Lippen und umklammerte Jemmy, der Bonnet mit weit geöffneten Eulenaugen beobachtete.

Bei diesen Worten lachte er kurz auf.

»Natürlich, und Ihr seid eine lausige Lügnerin, Ma'am, wenn Ihr mir diese Anmerkung verzeiht. Ihr könntet im Leben keine Kartenspielerin werden. Ihr wisst ganz genau, was ich meine - Ihr habt mich doch auf River Run gesehen. Obwohl ich gestehen muss, dass ich furchtbar gern wüsste, was Ihr und Mr. Fraser dort getrieben habt, als Ihr diese Negerfrau zerschnipselt habt, die Wolff umgebracht hat. Ich habe ja schon davon gehört, dass man in den Augen des Opfers das Spiegelbild seines Mörders sehen kann - aber soweit ich das sehen konnte, schien Euer Interesse nicht ihren Augen zu gelten. War es also Magie, die Ihr dort getrieben habt?«

»Wolff - dann *war* er es also?« Es hätte mich gegenwärtig zwar auch nicht interessiert, wenn Wolff ganze Heerscharen von Frauen ermordet hätte, doch mir kam jedes Gesprächsthema gelegen, das ihn ablenken konnte.

»Aye. Ein furchtbarer Stümper, dieser Wolff«, sagte er unbeteiligt. »Aber er hat die Sache mit dem Gold überhaupt herausgefunden, also wollte er natürlich auch dabei sein.«

Wie weit waren Marsali und Brianna von uns entfernt? Hatte Germain sie gefunden? Im Surren der Insekten und dem fernen Rauschen der See konnte ich nichts hören. Sie mussten uns aber doch reden hören.

»Gold«, sagte ich und sprach mit Absicht etwas lauter. »Was meint Ihr damit, Gold? Es gibt kein Gold auf River Run; das hat Euch Jocasta Cameron doch gesagt.«

Er schnaubte in aufrichtigem Unglauben.

»Ich gebe ja zu, dass Mrs. Cameron eine bessere Lügnerin ist als Ihr, meine Liebe, aber natürlich habe ich ihr auch nicht geglaubt. Der Doktor hat das Gold schließlich gesehen.«

»Was denn für ein Doktor?« Ein schriller Babyschrei drang entfernt durch das Gebüsch - Joan. Ich hustete, um das Geräusch zu übertönen, und wiederholte meine Frage, diesmal lauter. »Was denn für ein Doktor?«

»Ich glaube, er hieß Rawls, oder Rawlings.« Bonnet runzelte leicht die Stirn und wandte den Kopf zum Meer. »Ich habe jedoch nicht das Vergnügen gehabt, seine Bekanntschaft zu machen; es könnte sein, dass ich mich irre.«

»Es tut mir Leid - ich habe immer noch keine Ahnung, wovon Ihr redet.« Ich versuchte, ihm in die Augen zu sehen und gleichzeitig den Boden ringsum nach etwas abzusuchen, das ich als Waffe benutzen konnte. Bonnet trug eine Pistole und ein Messer im Gürtel, machte aber keinerlei Anstalten, eines von beidem zu ziehen. Warum auch? Eine Frau mit einem zweijährigen Kind auf dem Arm stellte schließlich keine Bedrohung dar.

Er zog eine seiner dichten, blonden Augenbrauen hoch, doch was auch immer er vorhatte, er schien keine große Eile damit zu haben.

»Nicht? Nun, wie schon gesagt, es war Wolff. Er musste sich einen Zahn ziehen lassen oder so etwas und ist in Cross Creek diesem Medizinmann begegnet. Hat den Kerl zur Belohnung eingeladen und am Ende mit ihm einen ganzen Weinschlauch leer gesoffen. Ihr wisst ja sicher, dass der Leutnant eine Schwäche für den Alkohol hat - der Doktor war auch nicht besser, wie ich höre, und bei Tagesanbruch waren die beiden beste Freunde. Rawlings hat ausgeplaudert, er hätte auf River Run eine große Menge Gold gesehen, denn er kam gerade von dort.«

Rawlings hatte dann entweder das Bewusstsein verloren, oder er war so weit nüchtern geworden, dass er nichts mehr gesagt hatte, doch seine Enthüllung hatte den Leutnant erneut in seinem Vorhaben bekräftigt, die Hand - und das Eigentum - Jocasta Camerons zu erwerben.

»Die Dame wollte aber nichts davon hören, und dann geht sie auf einmal hin und verkündet, dass sie statt dessen lieber diesen einarmigen Kerl nimmt. Das hat dem Stolz des Leutnants leider einen grausamen Hieb versetzt.« Bei diesen Worten grinste er, und ich konnte sehen, dass ihm auf der einen Seite ein Backenzahn fehlte.

Aufgebracht und verdattert hatte Wolff seinen guten Freund Randall Lillywhite um Rat gebeten.

»Warum denn - deswegen hat er also beim *gathering* den Priester festgenommen? Um zu verhindern, dass er Mrs. Cameron und Duncan Innes traut?«

Bonnet nickte.

»Ganz genau. Als Verzögerungstaktik sozusagen, um Wolff die Gelegenheit zu geben, sich etwas einfallen zu lassen.«

Besagte Gelegenheit hatte sich dann bei der Hochzeit ergeben. Wie wir uns schon gedacht hatten, hatte tatsächlich jemand - nämlich Wolff - versucht, Duncan Innes zu betäuben, indem er ihm mit Laudanum versetzten Punsch servierte. Es war geplant gewesen, ihn besinnungslos in den Fluss zu stoßen. Im Schutz des Aufruhrs, der durch Duncans Verschwinden und seinen angeblichen Unfalltod ausgelöst wurde, hätte Wolff dann die Gelegenheit gehabt, sich gründlich nach dem Gold umzusehen - und Jocasta schließlich einen erneuten Antrag zu machen.

»Aber die schwarze Kuh hat das Zeug selbst getrunken«, sagte er teilnahmslos. »Dumm, dass sie nicht gleich daran gestorben ist - aber sie hätte natürlich sagen können, von wem sie den Becher hatte, also hat Wolff ihr insgeheim zerstampftes Glas in ihren Brei gemischt.«

»Was ich gern wüsste«, sagte ich, »ist, wie *Ihr* mit der ganzen Sache in Berührung gekommen seid. Warum wart Ihr damals auf River Run?«

»Ist der Leutnant denn nicht schon seit Jahren mein Busenfreund, meine Teuerste? Er hat mich gebeten, ihm beim Abservieren des einarmigen Kerls zu helfen, so dass alle Welt sehen konnte, wie er in aller Unschuld feierte und sich amüsierte, während seinen Rivalen ein Unglück ereilte.« Er runzelte leicht die Stirn und klopfte mit dem Finger auf den Griff seiner Pistole.

»Ich hätte Innes besser eins über den Schädel gezogen und ihn ins Wasser geworfen, als ich gesehen habe, dass das Laudanum in der falschen Kehle gelandet war. Ich bin aber nicht an ihn herangekommen - er hat den

halben Tag auf dem Topf gesessen, und ständig war irgendeiner von den verwünschten Gästen mit ihm dort.«

In meiner Nähe lag nichts auf dem Boden, das sich auch nur irgendwie als Waffe geeignet hätte. Zweige, Laub, Muschelsplitter, eine tote Ratte - nun, bei Germain hatte sie funktioniert, aber ich glaubte nicht, dass sich Bonnet zweimal auf diese Weise überraschen ließ. Jemmys Angst vor dem Fremden ließ nach, je länger wir redeten, und er fing an, sich zu winden, weil er wieder auf den Boden gesetzt werden wollte.

Ich wich ein kleines Stück zurück; Bonnet sah es und lächelte. Es kümmerte ihn nicht. Offenbar glaubte er nicht, dass ich ihm entwischen konnte, und außerdem wartete er nicht minder offenbar auf irgendetwas. Natürlich - er hatte es mir ja selbst gesagt. Er wartete auf Brianna. Etwas spät begriff ich, dass er uns aus der Stadt hierher gefolgt war; er wusste, dass Marsali und Brianna in der Nähe waren - es war viel einfacher, schlicht zu warten, bis sie sich zeigten.

Meine einzige Hoffnung war, dass noch jemand anders des Weges kam; das Wetter war schwül und feucht, doch noch regnete es nicht, und Mrs. Burns hatte gesagt, das Wäldchen sei eine beliebte Stelle zum Picknicken. Was aber fing ich an, wenn jemand vorbeikam? Ich wusste, dass Bonnet nicht die geringsten Skrupel haben würde, schlicht und ergreifend auf jeden zu schießen, der ihm im Weg war - schließlich brüstete er sich ja gerade mit dem Rest seiner blutrünstigen Pläne.

»Mrs. Cameron - Mrs. Innes heißt sie wohl jetzt - schien ganz redselig zu werden, als ich ihr verdeutlicht habe, dass ihrem Mann sonst bald ein paar kostbare Teile fehlen könnten, doch hat sich ja herausgestellt, dass sie selbst da gelogen hat, die alte Krähe. Aber als ich dann später über die Sache nachgedacht habe, ist mir der Gedanke gekommen, dass sie sich vielleicht eher erweichen lässt, wenn es um ihren Erben geht.« Er wies kopfnickend auf Jemmy und schnalzte mit der Zunge, als er ihn jetzt ansprach. »Also, Kleiner, wollen wir deine Großtante besuchen gehen?«

Jemmy sah Bonnet argwöhnisch an und kuschelte sich an mich.

»Werdas?«, fragte er.

»Oh, nur ein kluges Kind kennt seinen Vater, nicht wahr? Ich bin dein Pa, Junge - hat deine Mutter dir das nicht gesagt?«

»Papa?« Jemmy sah zuerst Bonnet an, dann mich. »Das nich' Papa!«

»Nein, er ist nicht dein Papa«, versicherte ich Jemmy und lagerte ihn um. Meine Arme schmerzten allmählich von der Anstrengung, ihn zu tragen. »Er ist ein böser Mann; wir mögen ihn nicht.«

Bonnet lachte.

»Kennt Ihr denn gar keine Scham, meine Teuerste? Natürlich ist er mein Sohn - Eure Tochter hat es mir selbst ins Gesicht gesagt.«

»Unsinn«, sagte ich. Ich hatte mich in eine Lücke zwischen zwei Myrtenbüschen manövriert. Ich würde versuchen, ihn abzulenken, indem ich ihn wieder in ein Gespräch verwickelte, dann eine Gelegenheit nutzen, mich umzudrehen, Jemmy hinzustellen und ihn zum Weglaufen zu drängen. Mit etwas Glück konnte ich die Lücke lange genug blockieren, um zu verhindern, dass Bonnet ihn ergriff, bevor er flüchten konnte - *wenn* er denn rannte.

»Lillywhite«, übernahm ich die Gesprächsführung. »Was habt Ihr damit gemeint, als Ihr gesagt habt, Lillywhite und der Sheriff würden sich - sich um meinen Mann und Mr. MacKenzie kümmern?« Bei der bloßen Erwähnung dieser Möglichkeit wurde mir übel; der Schweiß lief mir über den Körper, doch mein Gesicht fühlte sich kühl und klamm an.

»Oh, das? Was ich gesagt habe, Mrs. Fraser. Euer Mann ist tot.« Sein Blick schweifte jetzt an mir vorbei, und seine blassgrünen Augen überflogen das Gebüsch. Er ging wohl davon aus, dass Brianna jeden Moment auftauchen würde.

»Die Ereignisse bei der Hochzeit haben uns deutlich gezeigt, dass es nicht anging, Mrs. Cameron so viel Schutz zu lassen. Nein, wenn wir es noch einmal versuchen wollten, dann mussten wir dafür sorgen, dass sie keine männlichen Verwandten an ihre Seite rufen konnte, weder um ihr zu helfen noch um Rache zu üben. Als Euer Mann also Mr. Lyon den Vorschlag machte, ein Treffen unter vier Augen zu arrangieren, hielt ich das für eine günstige Gelegenheit, ihn und Mr. MacKenzie loszuwerden -

zwei Fliegen mit einem Whiskyfass, könnte man sagen -, doch dann schien es mir das Beste zu sein, Lillywhite diesen Teil des Plans zu überlassen, ihm und seinem zahmen Sheriff.« Er lächelte. »Um sicher zu gehen, dass alles nach Plan verlief, dachte ich mir, am besten hole ich meinen Sohn und seine Mutter. Wir werden -«

Ich verlagerte mein Gewicht, fuhr auf dem Absatz herum und stellte Jemmy auf der anderen Seite der Büsche ab.

»Lauf weg!«, drängte ich ihn. »Lauf, Jemmy! Los!« Wimmernd vor Angst holperte er wie ein roter Blitz davon, und dann prallte Bonnet gegen mich.

Er versuchte, mich zur Seite zu schieben, doch ich war darauf vorbereitet und griff nach der Pistole in seinem Gürtel. Er spürte es und fuhr zurück, doch ich hatte meine Finger schon am Kolben. Ich zog sie heraus und warf sie hinter mich, dann fiel ich unter ihm zu Boden.

Er rollte sich von mir herunter und erhob sich auf die Knie, wo er plötzlich erstarrte.

»Bei der heiligen Jungfrau, bleibt, wo Ihr seid, oder ich puste Euch den Kopf weg!«

Keuchend von meinem Sturz, setzte ich mich langsam auf und sah, dass Marsali bleich wie ein Leintuch mit der antiken Steinschlosspistole über ihren Kugelbauch hinweg auf ihn zielte.

»Schieß, *maman*!« Germain stand hinter ihr, und sein kleines Gesicht leuchtete vor Ungeduld. »Erschieß ihn wie ein Stachelschwein!«

Joan war irgendwo weiter hinten im Gebüsch; beim Klang der Stimme ihrer Mutter begann sie zu jammern, doch Marsali wandte den Blick nicht von Bonnet ab. Himmel, hatte sie die Pistole geladen? Anscheinend ja; ich konnte einen Hauch von Schwarzpulver riechen.

»Aber, aber«, sagte Bonnet langsam. Ich konnte sehen, wie sein Blick die Entfernung zwischen ihm und Marsali maß - fünf Meter oder mehr, zu weit, um sie mit einem Satz zu erreichen. Er setzte einen Fuß auf und machte Anstalten, sich zu erheben. Er konnte mit drei Schritten bei ihr sein.

»Lass ihn nicht aufstehen!« Ich rappelte mich meinerseits hoch und schubste ihn an der Schulter. Er fiel zur Seite, fing sich aber, indem er sich auf eine Hand stützte, dann fuhr er zurück, schneller, als ich es mir hätte träumen lassen, fasste mich um die Taille und zog mich wieder zu sich hinunter. Diesmal landete ich auf ihm.

Hinter mir erschollen Schreie, doch ich hatte keine Aufmerksamkeit dafür übrig. Ich stieß mit dem Finger nach seinem Auge und verfehlte es nur knapp, weil er mich zur Seite riss; meine Nägel rutschten an seinem Wangenknochen ab und hinterließen Kratzspuren auf seiner Haut. Wir wälzten uns in einem Gewirr aus Unterröcken und irischen Flüchen auf dem Boden. Dabei fasste ich nach seinen Hoden, und er versuchte, mich zu erwürgen und sich gleichzeitig zu schützen.

Dann warf er sich mit aller Kraft herum wie ein Fisch auf dem Trockenen, und als wir landeten, hatte er den Arm fest um meine Kehle geschlossen und hielt mich an seine Brust gepresst. Ich hörte Metall auf Leder flüstern und spürte etwas Kaltes an meinem Hals. Ich hörte auf, mich zu wehren, und holte tief Luft.

Marsalis Augen waren so groß wie Untertassen, und sie hatte den Mund fest zusammengepresst. Ihr Blick war Gott sei Dank immer noch auf Bonnet gerichtet, und die Pistole ebenfalls.

»Marsali«, sagte ich ganz ruhig. »Schieß. Sofort.«

»Herunter mit der Pistole, Kleine«, sagte Bonnet genauso ruhig, »oder ich zähle bis drei und schneide ihr die Kehle durch. Eins -«

»Schieß!«, sagte ich mit Nachdruck und holte ein letztes Mal tief Luft.

»Zwei.«

»Halt!«

Der Druck der Klinge an meiner Kehle ließ nach, und ich spürte ein Stechen, und es blutete, als ich zu einem Atemzug ansetzte, von dem ich nicht gedacht hatte, dass er mir noch vergönnt sein würde. Doch mir blieb nicht viel Zeit, mich daran zu erfreuen; Brianna stand mitten im Myrtengebüsch, und Jemmy klammerte sich an ihre Röcke.

»Lasst sie los«, sagte sie.

Marsali hatte die Luft angehalten; jetzt atmete sie keuchend aus und wieder ein.

»Er hat nicht vor, mich gehen zu lassen, und das spielt auch keine Rolle«, sagte ich mit Nachdruck zu ihnen beiden. »Marsali, schieß. *Jetzt*!«

Ihre Hand umfasste die Pistole fester, doch sie brachte es nicht über sich. Kreidebleich richtete sie den Blick auf Brianna, dann wieder auf Bonnet und mich, und ihre Hand zitterte.

»Schieß doch, *maman*«*,* flüsterte Germain, doch die ungeduldige Begeisterung war aus seinem Gesicht gewichen. Auch er war bleich und stand dicht bei seiner Mutter.

»Du kommst mit mir, Schätzchen, du und der Junge.« Ich konnte spüren, wie Bonnets Brust beim Reden vibrierte und er zu lächeln begann, obwohl ich es nicht sehen konnte. »Die anderen können gehen.«

»Tu's nicht«, sagte ich und versuchte, Briannas Blick auf mich zu lenken. »Er wird uns nicht laufen lassen, das weißt du genau. Er wird mich und Marsali umbringen, ganz gleich, was er sagt. Auf ihn zu schießen, ist die einzige Möglichkeit. Wenn Marsali es nicht kann, Brianna, musst du es tun.«

Jetzt war mir ihre Aufmerksamkeit sicher. Ihr Blick zuckte schockiert zu mir hinüber, und Bonnet grunzte, halb verärgert, halb belustigt.

»Ihre Mutter zum Tode verurteilen? So etwas würde sie doch nie tun, Mrs. Fraser.«

»Marsali - er wird dich umbringen und dein Baby mit dir«, sagte ich und hoffte inbrünstig, dass sie mich verstand, beschwor sie zu feuern. »Germain und Joan werden allein hier draußen sterben. Was aus mir wird, spielt keine Rolle, glaube es mir - um Himmels willen, *schieß doch endlich!*«

Sie feuerte.

Es gab einen Funken und ein weißes Rauchwölkchen, und Bonnet fuhr zusammen. Dann ließ sie ihre Hand sinken, die Mündung der Pistole

senkte sich - und Ladepfropf und Kugel plumpsten leise in den Sand. Fehlzündung.

Marsali stöhnte entsetzt auf, und Brianna reagierte wie der Blitz. Sie hob den zu Boden gefallenen Eimer auf und warf ihn Bonnet an den Kopf. Er jaulte auf, warf sich zur Seite und ließ mich los. Der Eimer traf mich an der Brust, und ich fing ihn auf und starrte wie eine Idiotin hinein. Sein Inneres war feucht, und hier und dort klebten ein paar blauweiße, wachsige Beeren in seinem holzigen Inneren.

Dann heulten Germain und Jemmy los. Joan kreischte sich im Wald die Lungen aus dem Leib, und ich ließ den Eimer fallen und kroch wie verrückt hinter einem Ilexstrauch in Deckung.

Bonnet war wieder auf den Beinen, das Gesicht hochrot, das Messer in der Hand. Er war sichtlich wütend, bemühte sich aber, Brianna anzulächeln.

»Aber, aber, Schätzchen«, sagte er und musste die Stimme heben, um sich in dem Lärm Gehör zu verschaffen. »Ich will doch nur dich und meinen Sohn. Ich werde keinem von euch etwas tun.«

»Er ist nicht Euer Sohn«, sagte Brianna ebenso leise wie eindringlich. »Er wird nie der Eure sein.«

»Oh, aye? So habe ich das damals aber nicht verstanden, in dem Verlies in Cross Creek, Süße. Und jetzt, da ich ihn sehe...« Er warf erneut einen Blick auf Jemmy und nickte langsam. »Er ist mein, Liebes. Er sieht genauso aus wie ich - nicht wahr, Kleiner?«

Jemmy vergrub das Gesicht in Briannas Röcken und heulte.

Bonnet seufzte, zuckte mit den Achseln und gab sich nicht länger den Anschein, als wolle er sie sanft überreden.

»Na, dann komm«, sagte er und setzte sich in Bewegung, offenbar, um Jemmy aufzuheben.

Brianna zog die Hand aus ihren Rockfalten und zielte mit der Pistole, die ich ihm aus dem Gürtel gezogen hatte, auf die Stelle, von der sie kam. Bonnet hielt mit offenem Mund mitten in der Bewegung inne.

»Nun, was ist?«, flüsterte sie und sah ihn an, ohne mit der Wimper zu zucken. »Bewahrst du dein Pulver trocken auf, Stephen?«

Sie umfasste die Pistole mit beiden Händen, zielte auf seinen Schritt und feuerte.

Er war schnell, das musste ich ihm lassen. Ihm blieb keine Zeit, sich umzudrehen und zu flüchten, doch er streckte im selben Moment, als sie feuerte, beide Hände aus, um seine bedrohten Weichteile zu schützen. Blut spritzte wie Gischt zwischen seinen Fingern hervor, doch ich konnte nicht sehen, was sie getroffen hatte.

Er stolperte rückwärts und umklammerte sich selbst. Er starrte wild um sich, als könne er es nicht glauben, dann sank er auf sein Knie nieder. Ich konnte ihn atmen hören, schwer und schnell.

Wir standen alle gelähmt da und sahen ihm zu. Er scharrte mit einer Hand im Sand und ließ blutige Furchen zurück. Dann erhob er sich langsam und vornübergebeugt, die andere Hand vor seine Körpermitte gepresst. Sein Gesicht war totenbleich, die grünen Augen trüb wie Wasser.

Er stolperte keuchend umher und machte sich blutend und humpelnd davon wie ein Insekt, auf das jemand getreten ist. Er holperte krachend durch das Gebüsch, dann war er fort. Hinter einer Fächerpalme konnte ich eine Reihe von Pelikanen sehen, die mit unvorstellbarer, unmöglicher Eleganz am tief hängenden Himmel vorbeizog.

Ich hockte immer noch am Boden, eiskalt vor Schreck. Ich spürte etwas Warmes über meine Wange gleiten und begriff, dass es eine Träne war.

»Hat er Recht?« Brianna hockte sich neben mich und half mir, mich hinzusetzen. »Glaubst du, dass er Recht hat? Sind sie tot?« Sie war weiß um die Lippen, aber nicht hysterisch. Sie trug Jemmy auf dem Arm, und er klammerte sich an ihren Hals.

»Nein«, sagte ich. Alles kam mir weit entfernt vor, als spiele es sich in Zeitlupe ab. Ich stand langsam und vorsichtig balancierend auf, als wüsste ich nicht genau, wie das geht.

»Nein«, sagte ich noch einmal und spürte keine Angst, keine Panik bei dem Gedanken an Bonnets Worte; nichts als Gewissheit wie ein kleines,

tröstendes Gewicht in meiner Brust. »Nein, das sind sie nicht.« Jamie hatte es gesagt; dies war nicht der Tag der Trennung für ihn und mich.

Marsali war im Wald verschwunden, um Joan zu holen. Germain hatte sich über die Blutflecken auf dem Boden gebeugt und betrachtete sie fasziniert. Ich fragte mich dumpf, was sie wohl für eine Blutgruppe hatten, doch dann verwarf ich den Gedanken.

»Er wird nie der Eure sein«, hatte sie gesagt.

»Lasst uns gehen«, sagte ich und tätschelte Jemmy sanft den Rücken. »Ich glaube, fürs Erste kommen wir auch mit unparfümierten Kerzen zurecht.«

Roger und Jamie erschienen zwei Tage später in der Morgendämmerung. Sie hämmerten so laut an die Tür, dass sie das ganze Wirtshaus weckten und die Leute in den angrenzenden Häusern ihre Fensterläden aufwarfen und alarmiert ihre Köpfe samt Nachtmützen nach draußen steckten. Es folgte allgemeines Gekeife und Gebrüll. Ich war mir hinreichend sicher, dass Roger eine leichte Gehirnerschütterung hatte, doch er weigerte sich, sich ins Bett stecken zu lassen. Allerdings gestattete er Brianna, seinen Kopf in ihren Schoß zu legen und schockierte Mitleidslaute über seine beeindruckende Beule zu äußern, während Jamie uns in knappen Worten von der Schlacht an Wylies Landeplatz berichtete und wir ihm eine etwas konfuse Erklärung unserer Abenteuer im Myrtenhain lieferten.

»Dann ist Bonnet also nicht tot?«, fragte Roger und öffnete ein Auge.

»Nun ja, wir wissen es nicht«, erwiderte ich. »Er ist entkommen, aber ich weiß nicht, wie schwer er verletzt war. Er hat nicht übermäßig geblutet, aber wenn er am Unterbauch getroffen ist, wäre das eine furchtbare Verletzung, die mit ziemlicher Sicherheit tödlich wäre. Peritonitis ist eine sehr langsame und qualvolle Todesart.«

»Gut«, sagte Marsali rachsüchtig.

»Gut!«, kam Germains Echo, und er blickte stolz zu ihr auf. »*Maman* hat auf den bösen Mann geschossen, *grand-père*«, sagte er zu Jamie. »Tante Brianna auch. Er war *voller* Löcher - überall war Blut!«

»Löcher«, sagte Jemmy fröhlich. »Löcher, Löcher, viele viele Löcher!«

»Na ja, vielleicht eins«, murmelte Brianna, ohne den Blick von dem feuchten Tuch zu heben, mit dem sie Roger sanft das getrocknete Blut von Kopfhaut und Haaren tupfte.

»Oh, aye? Nun, wenn du nur einen Finger oder eins seiner Eier erwischt hast, könnte er überleben«, bemerkte Jamie und grinste sie an. »Allerdings glaube ich nicht, dass es seiner Laune zuträglich wäre.«

Fergus traf mit dem mittäglichen Paketboot ein. Er überbrachte uns triumphierend die registrierten, abgestempelten und mit dem offiziellen Siegel versehenen Urkunden für die beiden Landvergaben und machte damit den Freudentag vollkommen. Allerdings konnten wir nicht übermäßig feiern, da uns das ernüchternde Bewusstsein blieb, dass ein bedeutender Faden des Verschwörungsknotens noch nicht ordentlich verschnürt war.

Nach lautstarker Diskussion wurde beschlossen - sprich, kam Jamie, der keine Alternativen duldete, zu dem sturköpfigen Entschluss -, dass er und ich unverzüglich westwärts nach River Run reiten würden. Die jungen Familien würden noch ein paar Tage in Wilmington bleiben, um ihre Angelegenheiten zu Ende zu führen und sich nach Berichten über einen verletzten oder sterbenden Mann umzuhören. Dann würden sie nach Fraser's Ridge zurückkehren, um Cross Creek und River Run allerdings einen weiten Bogen machen.

»Leutnant Wolff kann dich und den Jungen nicht als Erpressungsmittel benutzen, wenn ihr gar nicht in der Nähe seid«, erklärte Jamie Brianna.

»Und was euch angeht, *mo charadean*«, sagte er zu Roger und Fergus, »ihr könnt die Frauen und Kinder nicht sich selbst überlassen - weiß der Himmel, auf wen sie als Nächstes schießen.«

Erst als er die Tür hinter dem Gelächter schloss, das auf diese Bemerkung folgte, wandte er sich mir zu, fuhr mit der Fingerspitze über den Kratzer an meinem Hals und zog mich dann so fest an sich, dass ich das Gefühl hatte, er würde mir die Rippen brechen. Wir standen auf dem Treppenabsatz, und ich klammerte mich fest an ihn, ohne mich daran zu stören, dass ich nicht atmen konnte oder ob uns jemand sah. Ich war

einfach nur froh, ihn zu berühren - und ihn bei mir zu haben, so dass ich ihn berühren konnte.

»Du hast das Richtige getan, Claire«, murmelte er schließlich, den Mund an meinem Haar. »Aber in Gottes Namen, tu das nie wieder!«

Und so kam es, dass er und ich am nächsten Tag allein aufbrachen.

104

Gerissen wie die Füchse

Wir erreichten River Run drei Tage später bei Sonnenuntergang auf durchgeschwitzten, verdreckten Pferden, und wir selbst sahen nicht viel besser aus. Das Anwesen machte einen friedlichen Eindruck, als die letzten Strahlen der Frühlingssonne auf grünen Rasenflächen glühten und die weißen Marmorstatuen und Hectors steinernes Mausoleum unter den dunklen Eiben beleuchteten.

»Was hältst du davon?«, fragte ich Jamie. Wir hatten die Pferde am Rand des Rasens angehalten, um uns vorsichtig ein Bild von der Lage zu machen, bevor wir uns dem Haus näherten.

»Nun ja, jedenfalls ist es nicht abgefackelt worden«, erwiderte er und stellte sich in den Steigbügeln auf, um das Gelände zu überblicken. »Und ich sehe kein Blut in Strömen über die Eingangstreppe fließen. Trotzdem...« Er setzte sich wieder in den Sattel, griff in seine Satteltasche und zog seine Pistole hervor, die er vorsichtshalber lud. Nachdem er sie in den Hosenbund gesteckt hatte, wo sie von seinen Rockschößen verborgen wurde, ritten wir langsam den Fahrweg zum Haupteingang entlang.

Als wir diesen erreichten, erkannte ich, dass etwas nicht stimmte. Eine unheimliche Stille hing über dem Haus; man hörte keine Dienstboten durch das Haus huschen, es erklang keine Musik im Salon, und man roch kein Abendessen, das aus dem Küchenhaus geholt wurde. Das Merkwürdigste aber war, dass Ulysses nicht da war, um uns zu begrüßen; auf unser Klopfen reagierte mehrere Minuten lang niemand, und als die Tür schließlich geöffnet wurde, war es Phaedre, Jocastas Leibdienerin, die erschien.

Sie hatte furchtbar ausgesehen, als ich sie das letzte Mal gesehen hatte, fast ein Jahr zuvor, nach dem Tod ihrer Mutter. Jetzt sah sie nicht viel

besser aus; sie hatte Ränder unter den Augen, und ihre Haut sah verfärbt und runzelig aus wie die Schale einer Frucht, die zu verderben beginnt.

Doch als sie uns sah, leuchteten ihre Augen auf, und ihr Mund entspannte sich in sichtlicher Erleichterung.

»Oh, Mr. Jamie!«, rief sie aus. »Ich habe so gebetet, dass uns jemand zu Hilfe kommt, schon seit gestern; aber ich habe gedacht, es ist bestimmt Mr. Farquard, und vielleicht bekommen wir dann noch größere Schwierigkeiten, weil er doch so auf das Gesetz achtet, auch wenn er ein Freund Eurer Tante ist.«

Jamie zog bei dieser arg verworrenen Erklärung eine Augenbraue hoch, nickte aber beruhigend und drückte ihr die Hand.

»Aye, Kleine. Ich glaube zwar nicht, dass ich je zuvor die Erhörung eines Gebetes gewesen bin, aber ich habe auch nichts dagegen. Ist meine Tante... gesund?«

»O ja, Sir - *ihr* geht es bestens.«

Sie setzte sich rückwärts in Bewegung, bevor wir weitere Fragen stellen konnten, und dirigierte uns mit einer Geste zur Treppe.

Jocasta saß in ihrem Boudoir und strickte. Beim Klang unserer Schritte hob sie aufmerksam den Kopf, und bevor jemand ein Wort sagen konnte, fragte sie mit zitternder Stimme »Jamie?« und stand auf. Selbst aus der Entfernung konnte ich sehen, dass ihre Strickarbeit Fehler hatte, weil sie einzelne Maschen übersprungen oder fallen gelassen hatte. Das sah ihren üblichen, präzisen Handarbeiten gar nicht ähnlich.

»Aye, ich bin's, Tante Jocasta. Und Claire. Was ist denn geschehen?« Er durchquerte mit zwei Schritten das Zimmer, trat an ihre Seite, ergriff ihren Arm und tätschelte ihr die Hand.

Ihr Gesicht durchlief dieselbe Veränderung zur Erleichterung, die wir schon bei Phaedre gesehen hatten, und einen Moment lang dachte ich, dass ihr die Knie versagen würden. Doch sie richtete sich gerade auf und wandte sich mir zu.

»Claire? Der Heiligen Bride sei Dank, dass du hier bist, obwohl ich mich frage - nun, das spielt jetzt keine Rolle. Kommst du mit? Duncan ist verletzt.«

Duncan lag im Nebenzimmer im Bett, reglos unter einem Berg von Bettdecken. Im ersten Moment fürchtete ich schon, er könnte tot sein, doch beim Klang von Jocastas Stimme regte er sich.

»*Mac Dubh*?«*,* sagte er verwundert. Er steckte den Kopf aus dem Deckenberg hervor und kniff die Augen zusammen, um im Zwielicht des Zimmers etwas zu sehen. »Was in Gottes Namen führt dich denn hier her?«

»Leutnant Wolff«, sagte Jamie etwas sarkastisch. »Kommt dir der Name vielleicht bekannt vor?«

»Aye, das könnte man so sagen.« Duncans Stimme hatte einen etwas merkwürdigen Unterton, doch ich achtete nicht weiter darauf, weil ich damit beschäftigt war, die Kerzen anzuzünden und ihn so weit aus der Bettwäsche auszugraben, dass ich herausfinden konnte, was los war.

Eigentlich war ich auf einen Messerstich oder eine Schusswunde vorbereitet. Doch auf den ersten Blick war nichts dergleichen zu sehen, und ich musste mich erst geistig umstellen, bevor ich entdeckte, dass er ein gebrochenes Bein hatte. Zum Glück war es ein einfacher Bruch im unteren Teil des Schienbeins, der sicherlich schmerzhaft war, jedoch keine große Bedrohung für seine Gesundheit darzustellen schien.

Ich schickte Phaedre los, um Material zum Schienen zu suchen, während Jamie, der sich inzwischen davon überzeugt hatte, dass Duncan nicht besonders gefährdet war, sich hinsetzte, um der Sache auf den Grund zu gehen.

»Ist er hier gewesen? Leutnant Wolff?«, fragte er.

»Aye, das ist er.« Erneut das leichte Zögern.

»Dann ist er also nicht mehr da?«

»Oh, nein.« Ein leiser Schauer durchfuhr Duncan unwillkürlich.

»Tut das weh?«, fragte ich.

»Oh, nein, Mrs. Claire«, versicherte er mir. »Es ist nur - nun ja...«

»Vielleicht erzählst du es mir besser gleich, Duncan«, sagte Jamie im Tonfall leichter Ungeduld. »Ich glaube nicht, dass es eine Geschichte ist, die durch lange Lagerung gewinnt, aye? Und wenn es die Art von Geschichte ist, die ich glaube, dann habe ich dir auch etwas zu erzählen.«

Duncan betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen, kapitulierte dann aber seufzend und legte sich auf das Kissen zurück.

Der Leutnant war vor zwei Tagen auf River Run eingetroffen, war jedoch nicht wie üblich zum Haupteingang gekommen, um sich anmelden zu lassen. Stattdessen hatte er sein Pferd mit gefesselten Vorderbeinen eine Meile vom Haus entfernt auf einem Feld zurückgelassen und sich zu Fuß angeschlichen.

»Das wissen wir auch nur, weil wir das Pferd später gefunden haben«, erklärte Duncan an mich gewandt, während ich ihm das Bein verband. »Ich hatte nicht die geringste Ahnung, dass er hier war, bis ich nach dem Abendessen zum Abort gegangen bin und er im Dunkeln über mich hergefallen ist. Ich bin vor Schreck fast gestorben, und dann bin ich fast an einem Schuss gestorben, denn er hat auf mich gefeuert, und hätte ich an der Seite einen Arm gehabt, so hätte er ihn mit Sicherheit getroffen. Ich hatte aber keinen, also ist nichts passiert.«

Trotz seiner Behinderung hatte sich Duncan heftig gewehrt, den Leutnant ins Gesicht geschlagen und ihn zum Zurückweichen gezwungen.

»Er ist gestolpert und über die Ziegelmauer gestürzt, und dann ist er hintenüber gefallen und hat sich fürchterlich den Schädel gestoßen.« Bei der Erinnerung an das Geräusch erschauerte er erneut. »Wie, wenn man mit der Axt eine Melone trifft, so war es.«

»Och, aye. Und ist er sofort tot gewesen?«, fragte Jamie interessiert.

»Nun, nein.« Duncan war während seiner Erzählung etwas lockerer geworden, doch jetzt nahm er wieder ein beklommenes Aussehen an. »Weißt du, *Mac Dubh,* jetzt kommt das Dumme an der Sache. Denn ich bin auch gestolpert, als ich ihn niedergeschlagen habe, und ich bin in die Steinrinne getreten, die aus dem Abort kommt, und habe mir das Bein

abgeknickt, und da lag ich nun stöhnend am Wegrand. Schließlich hat Ulysses mich rufen gehört und ist zu mir gekommen, und Jo hinterher.«

Duncan hatte Jocasta erzählt, was geschehen war, und Ulysses hatte ein paar Stallknechte geholt, die ihm helfen sollten, Duncan ins Haus zu tragen. Und da ihn sein gebrochenes Bein sehr schmerzte und er es überdies gewohnt war, die Lösung von Schwierigkeiten dem Butler zu überlassen, hatte er ihm auch den Leutnant überlassen.

»Es war meine Schuld, *Mac Dubh,* das weiß ich genau«, sagte er mit verkrampftem, bleichem Gesicht. »Ich hätte irgendwelche Anordnungen erteilen sollen, obwohl mir bis heute nicht klar ist, was ich hätte sagen sollen, und ich habe wirklich genug Zeit gehabt, es mir zu überlegen.«

Der Rest der Geschichte, den er sich widerstrebend entlocken ließ, bestand darin, dass Jocasta und Ulysses offenbar die Angelegenheit beredet hatten und zu dem Schluss gekommen waren, dass der Leutnant nicht länger nur ein Ärgernis war, sondern eine regelrechte Bedrohung darstellte. Und da das so war...

»Ulysses hat ihn umgebracht«, sagte Duncan unverblümt, dann hielt er inne, als sei er von neuem entsetzt. Er schluckte und zog ein zutiefst unglückliches Gesicht. »Jo sagt, sie hat es ihm befohlen - und der Himmel weiß, *Mac Dubh,* dass es ihr zuzutrauen ist. Sie ist keine Frau, die sich auf der Nase herumtanzen lässt, ganz zu schweigen davon, ihre Dienstboten ermorden, sich selbst bedrohen und ihren Mann überfallen zu lassen.«

Ich schloss aus seinem Zögern, dass er immer noch leise Zweifel an Jocastas Beteiligung hegte.

Jamie hatte jedoch begriffen, was seine Hauptsorge war.

»Himmel«, sagte er. »Wenn irgendjemand das herausbekommt, wird Ulysses auf der Stelle gehängt. Ob meine Tante es angeordnet hat oder nicht.«

Jetzt, wo die Wahrheit heraus war, sah Duncan etwas ruhiger aus. Er nickte.

»Aye, so ist es«, pflichtete er Jamie bei. »Ich kann ihn nicht an den Galgen wandern lassen - aber was soll ich wegen des Leutnants

unternehmen? Ich muss an die Marine denken, von Sheriffs und Magistraten ganz zu schweigen.« Da hatte er unleugbar Recht. Der Reichtum von River Run hing zu einem großen Teil von den Kontrakten mit der Marine über Holz und Teer ab, und Leutnant Wolff war der Verbindungsoffizier gewesen, der für diese Kontrakte zuständig war. Ich konnte mir vorstellen, dass die Marine Seiner Majestät einen Lieferanten, der den örtlichen Repräsentanten dieser Institution umbrachte, ziemlich schief ansehen würde, ganz gleich, wie seine Entschuldigung lautete. Das Gesetz in Person von Sheriff und Magistraten mochte vielleicht ein Auge zukneifen - aber nicht, was den Täter selbst betraf.

Ein Sklave, der das Blut eines Weißen vergoss, war automatisch des Todes, ganz gleich, ob er provoziert worden war. Es spielte keine Rolle, wie es dazu gekommen war - selbst wenn ein Dutzend Zeugen bestätigten, dass Wolff Duncan angegriffen hatte, würde es für Ulysses keine Rettung geben. Wenn es jemand herausfand. Ich begann die Atmosphäre der Verzweiflung zu verstehen, die über River Run hing; den anderen Sklaven war sehr wohl bewusst, was geschehen konnte.

Jamie rieb sich mit dem Handrücken über das Kinn.

»Äh... wie hat er es denn... ich meine, könnte man denn nicht sagen, dass du es selbst gewesen bist, Duncan? Es war schließlich Notwehr - und mir ist bekannt, dass der Mann mit dem Vorsatz nach River Run gekommen ist, dich zu ermorden, um dann meine Tante mit Gewalt zu ehelichen oder sie zumindest so lange als Geisel zu nehmen, bis sie sich dazu einschüchtern ließ, ihm von dem Gold zu erzählen.«

»Gold?« Duncan machte ein verständnisloses Gesicht. »Aber hier gibt es kein Gold. Ich dachte, das hätten wir letztes Jahr schon klar gestellt.«

»Der Leutnant und seine Genossen waren aber der Meinung, dass es doch welches gibt«, sagte ich zu ihm. »Aber das kann Jamie euch später erzählen. Was genau ist denn aus dem Leutnant geworden?«

»Ulysses hat ihm die Kehle durchgeschnitten«, sagte Duncan und schluckte, so dass der Adamsapfel in seiner eigenen Kehle auf und ab hüpfte. »Nichts, was ich lieber sagen würde, als dass ich es gewesen bin, aye, nur...«

Abgesehen davon, dass es ein Problem darstellte, jemandem mit einer Hand die Kehle durchzuschneiden, war es offenbar nicht zu übersehen, dass es ein Linkshänder gewesen war, der dem Leutnant die Kehle durchgeschnitten hatte - und Duncan hatte schließlich keine linke Hand.

Ich wusste zwar zufällig, dass Jocasta Cameron - genau wie ihr Neffe - Linkshänderin war, doch es kam mir taktvoller vor, dies im Augenblick nicht zu erwähnen. Ich sah Jamie an, der beide Augenbrauen hochzog.

Ist es ihr zuzutrauen?, fragte ich schweigend.

Einer MacKenzie aus Leoch?, erwiderte sein zynischer Blick.

»Wo ist Ulysses?«, fragte ich.

»Wahrscheinlich im Stall, wenn er sich nicht schon nach Westen aufgemacht hat.« Da sie wusste, dass Ulysses ein toter Mann sein würde, sobald irgendjemand die Wahrheit über den Tod des Leutnants erfuhr, hatte Jocasta ihren Butler angewiesen, ein Pferd zu satteln und in die Berge zu fliehen, falls jemand kam.

Jamie holte tief Luft und rieb sich beim Nachdenken mit der Hand über den Kopf.

»Nun denn. Ich glaube, es ist wohl das Beste, wenn der Leutnant verschwindet. Wo hast du ihn denn jetzt untergebracht, Duncan?«

In der Gegend von Duncans Mund zuckte ein Muskel, als er beklommen zu lächeln versuchte.

»Ich glaube, er liegt in der Barbecuegrube, *Mac Dubh.* Mit Jute und mit Hickoryholz zugedeckt, so dass er als Schweinekadaver getarnt ist.«

Jamies Augenbrauen hoben sich aufs Neue, doch er nickte nur.

»Aye, nun denn. Lass das nur meine Sache sein, Duncan.«

Ich gab Anweisung, Duncan Honigwasser und einen Tee aus Wasserhanf und Kirschbaumrinde zu verabreichen, und trat dann mit Jamie ins Freie, um zu überlegen, auf welche Weise man Wolff verschwinden lassen könnte.

»Das Einfachste wäre wohl, ihn irgendwo zu vergraben«, sagte ich.

»Mmpfm«, sagte Jamie. Er hob die Kiefernfackel, die er mitgenommen hatte, und warf einen stirnrunzelnden Blick auf das mit Jute bedeckte Häufchen in der Grube. Der Leutnant war mir zwar durch und durch unsympathisch gewesen, doch jetzt sah er ausgesprochen Mitleid erregend aus.

»Vielleicht. Andererseits - die Sklaven wissen alle, was geschehen ist. Wenn wir ihn hier auf dem Gelände vergraben, werden sie auch das wissen. Natürlich würden sie es niemandem sagen - aber er wird hier herumspuken, aye?«

Mir lief ein Schauer über den Rücken, der genauso sehr von seinem beiläufigen Tonfall wie von den Worten selbst herrührte, und ich zog mein Schultertuch fester um mich.

»Herumspuken?«

»Aye, natürlich. Ein Mordopfer, das hier ums Leben gekommen ist und ungerächt versteckt wurde?«

»Du meinst... wirklich herumspuken?«, fragte ich vorsichtig. »Oder meinst du nur, dass die Sklaven das denken würden.«

Er zuckte beklommen mit den Achseln.

»Ich glaube nicht, dass das einen großen Unterschied bedeutet. Sie werden einen Bogen um die Stelle machen, wo er liegt, eine Frau wird eines Nachts seinen Geist sehen, es werden sich Gerüchte herumsprechen, wie das immer geschieht - und schon wird ein Sklave auf Greenoaks etwas sagen, jemand aus Farquards Familie wird Wind davon bekommen, und ehe wir uns versehen, wird jemand hier vor der Tür stehen und Fragen stellen. Und da die Marine sowieso über kurz oder lang nach dem Leutnant suchen wird... was hältst du davon, die Leiche zu beschweren und in den Fluss zu werfen? Dasselbe hatte er schließlich mit Duncan auch vor.«

»Keine schlechte Idee«, sagte ich und dachte darüber nach. »Aber er wollte auch, dass man Duncan findet. Auf dem Fluss herrscht reger Schiffsverkehr, und hier oben ist er nicht sehr tief. Selbst wenn wir die Leiche mit einem Gewicht beschweren, ist es möglich, dass sie an die Oberfläche steigt oder an einem Staken hängen bleibt. Aber glaubst du,

dass es schlimm ist, wenn sie jemand findet? Die Leiche würde ja durch nichts mit River Run in Verbindung gebracht.«

Er nickte langsam und hielt die Fackel zur Seite, um zu verhindern, dass ihm die Funken auf den Ärmel fielen. Es wehte ein leichter Wind, und die Ulmen, die die Grube umstanden, flüsterten unruhig über unseren Köpfen.

»Aye, das stimmt. Nur, dass es eine Anhörung geben wird, wenn ihn jemand findet. Die Marine wird jemanden herschicken, um die Wahrheit zu ermitteln - und derjenige wird auch hier herkommen und Fragen stellen. Was meinst du, was geschieht, wenn er sich an die Sklaven wendet und fragt, ob jemand den Leutnant gesehen hat, und so weiter?«

»Mm, ja.« Angesichts des Zustands, in dem sich das Nervenkostüm der Sklaven gegenwärtig befand, würde jede Art der Nachfrage mindestens einen von ihnen in Panik versetzen, und dann konnten sie mit allem Möglichen herausplatzen.

Jamie stand reglos da und starrte geistesabwesend auf die juteverhüllte Gestalt. Ich holte tief Luft, fing einen schwachen Hauch verfaulenden Blutes auf und atmete schnell wieder aus.

»Wir könnten ihn... vielleicht verbrennen«, sagte ich und schluckte, weil ich plötzlich Galle schmeckte. »Er liegt ja schließlich schon in der Grube.«

»Das ist kein schlechter Gedanke«, sagte Jamie, und sein Mundwinkel verzog sich zu einem angedeuteten Lächeln. »Aber ich glaube, ich habe eine bessere Idee, Sassenach.« Er drehte sich nachdenklich zum Haus um. In einigen Fenstern brannte schwaches Licht, alle hatten sich im Inneren verkrochen.

»Na, dann komm mit«, sagte er mit plötzlicher Entschlossenheit. »Ich gehe davon aus, dass es im Stall einen Vorschlaghammer gibt.«

Die Vorderfront des Mausoleums wurde von einem kunstvoll gearbeiteten Gitter aus schwarzem Schmiedeeisen gebildet, das mit einem enormen, mit sechzehnblättrigen, jakobitischen Rosen verzierten Schloss zugesperrt war. Ich hatte es für eine von Jocasta Camerons Launen gehalten, da ich

bezweifelte, dass es in einer solchen, ländlichen Gegend eine Bedrohung durch Grabräuber gab. Die Scharniere gaben kaum ein Knarren von sich, als Jamie das Gitter aufschloss und es aufschwang; wie alles auf River Run wurde es in exzellentem Zustand erhalten.

»Und du meinst wirklich, das ist besser, als ihn zu vergraben oder zu verbrennen? «, fragte ich. Es war zwar niemand in der Nähe, doch ich flüsterte beinahe.

»Oh, aye. Der alte Hector wird sich um ihn kümmern und zusehen, dass er keinen Schaden anrichtet«, erwiderte Jamie nüchtern. »Und man kann sagen, dass es gesegneter Boden ist. Es besteht also kein Grund zur Sorge, dass seine Seele umherwandert und Unheil stiftet, aye?«

Ich nickte ein wenig unsicher. Wahrscheinlich hatte er Recht; Jamie verstand schließlich viel mehr vom Glauben der Sklaven als ich. Allerdings war ich mir nicht sicher, ob er von der psychologischen Wirkung auf die Sklaven sprach - oder ob er persönlich der Meinung war, dass Hector Cameron in der Lage sein müsste, mit dieser Bedrohung fertig zu werden, die seiner Frau und seiner Plantage aus dem Jenseits entstand.

Ich hielt die Fackel hoch, damit Jamie sehen konnte, was er tat, und bohrte die Zähne in meine Unterlippe.

Er hatte den Hammer in Lumpen gewickelt, um den Marmor nicht zu beschädigen. Die Blöcke der Vorderwand, die sich hinter dem Gitter befanden, waren kunstvoll passend gemeißelt und wurden von einer dünnen Mörtelschicht an Ort und Stelle gehalten. Der erste Schlag verschob zwei dieser Blöcke um ein paar Zentimeter. Noch ein paar Schläge, und dort, wo die Blöcke genügend verrutscht waren, um einen Blick auf die Schwärze im Inneren des Mausoleums freizugeben, zeigte sich eine dunkle Lücke.

Jamie hielt inne, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, und knurrte etwas vor sich hin.

»Was hast du gesagt?«

»Ich habe gesagt, es stinkt«, sagte er in verwundertem Tonfall.

»Und das überrascht dich?«, fragte ich ihn leicht gereizt. »Wie lange ist Hector Cameron tot, vier Jahre?«

»Nun, ja, aber das ist nicht -«

»*Was macht ihr da*?« Jocasta Camerons Stimme erklang hinter mir, scharf vor Aufregung, und ich fuhr zusammen und ließ die Fackel fallen.

Sie flackerte, ging aber nicht aus, und ich hob sie rasch wieder auf und schwenkte sie, um die Flamme anzufachen. Die Flamme wuchs und beruhigte sich und warf ein rötliches Glühen auf Jocasta, die hinter uns in ihrem weißen Nachthemd auf dem Weg stand wie ein Gespenst. Phaedre kauerte hinter ihrer Herrin, und von ihrem Gesicht war kaum mehr zu sehen als das kurze Aufleuchten ihrer Augen in der Dunkelheit. Die Augen sahen angsterfüllt aus, als sie jetzt von mir zu Jamie und dann zu dem dunklen Loch in der Fassade des Mausoleums huschten.

»Was ich hier mache? Ich schaffe Leutnant Wolff beiseite, was sonst?« Jamie, der über das plötzliche Auftauchen seiner Tante genauso erschrocken war wie ich, klang leicht gereizt. »Lass mich nur machen, Tante Jocasta. Du brauchst dich nicht damit zu befassen.«

»Du kannst nicht - nein, du darfst Hectors Grabkammer nicht öffnen!« Jocastas lange Nase zuckte, denn offensichtlich fing auch sie den Verwesungsgeruch auf - der zwar schwach, aber deutlich war.

»Mach dir keine Sorgen, Tante Jocasta«, sagte Jamie. »Geh wieder ins Haus. Ich komme schon zurecht. Es wird alles gut.«

Sie ignorierte seine beschwichtigenden Worte und näherte sich weiter, wobei sie mit den Händen blind in der Luft herumtastete.

»Nein, Jamie! Das darfst du nicht. Verschließe es wieder. Schließe es, in Gottes Namen!«

Die Panik in ihrer Stimme war nicht zu überhören, und ich sah, wie Jamie verwirrt die Stirn runzelte. Er ließ den Blick unsicher von seiner Tante zu dem Loch im Mausoleum schweifen. Der Wind hatte nachgelassen, doch jetzt erhob er sich wieder und blies einen noch viel stärkeren Todesgeruch in unsere Richtung. Jamies Miene änderte sich.

Ohne die Protestrufe seiner Tante zu beachten, schlug er mehrmals mit dem eingewickelten Hammer zu und löste so weitere Blöcke.

»Bring mir die Fackel, Sassenach«, sagte er und legte den Hammer hin. Mit einem Gefühl schleichenden Entsetzens leistete ich ihm Folge.

Schulter an Schulter blinzelten wir durch die schmale Lücke zwischen den Blöcken. Innen standen zwei Särge aus poliertem Holz, jeder auf einem Marmorsockel. Und zwischen ihnen auf dem Boden...

»Wer ist das, Tante Jocasta?« Jamies Stimme klang ganz leise, als er sich zu ihr umdrehte.

Sie stand da wie gelähmt. Der Musselinstoff ihres Nachthemds umspielte im Wind ihre Beine, und der Luftzug zupfte weiße Haarsträhnen unter ihrer Haube hervor. Ihr Gesicht war erstarrt, doch ihre blinden Augen huschten hin und her und suchten nach dem nicht vorhandenen Ausweg.

Jamie trat vor und packte sie fest am Arm, so dass sie aus ihrer tranceähnlichen Erstarrung auffuhr.

»*Co a th'ann*?«*,* knurrte er. »Wer ist das? Wer?«

Ihr Mund arbeitete, versuchte, Worte zu bilden. Sie hielt inne, schluckte, versuchte es erneut, und ihre Augen irrten immer noch über seine Schulter hinweg, wo sie Gott weiß was sahen. Hatte sie ihr Augenlicht noch besessen, als sie ihn hier hineinlegten, fragte ich mich. Sah sie die Szene in der Erinnerung vor sich?

»Sein Name - sein Name war Rawlings«, sagte sie schwach, und in meiner Brust sauste etwas nieder wie ein Eisengewicht.

Ich muss mich bewegt oder ein Geräusch gemacht haben, denn Jamie richtete den Blick auf mich. Er streckte die Hand nach der meinen aus und hielt sie fest, während sein Blick zurück zu Jocasta wanderte.

»Wie?«, fragte er ruhig, doch in einem Tonfall, der sie warnte, dass er keine Ausflüchte dulden würde.

Da schloss sie die Augen und seufzte, und ihre kräftigen Schultern sackten plötzlich in sich zusammen.

»Hector hat ihn umgebracht«, sagte sie.

»Oh, aye?« Jamie warf einen zynischen Blick auf die Särge im Inneren des Mausoleums und auf den zusammengekauerten Haufen, der zwischen ihnen auf dem Boden lag. »Das ist ja beeindruckend. Ich wusste gar nicht, dass mein Onkel über solche Fähigkeiten verfügt.«

»Vorher.« Ihre Augen öffneten sich wieder, doch sie sprach dumpf, so als spielte jetzt nichts mehr eine Rolle. »Er ist Arzt gewesen, dieser Rawlings. Er war schon einmal hier gewesen, um sich meine Augen anzusehen. Als Hector krank wurde, hat er ihn erneut gerufen. Ich kann nicht sagen, was genau geschehen ist, aber Hector hat ihn dabei erwischt, dass er seine Nase in Dinge steckte, die er besser hätte ruhen lassen, und hat ihm den Schädel eingeschlagen. Hector war ein sehr aufbrausender Mann.«

»Das kann man wohl sagen«, sagte Jamie und warf erneut einen Blick auf Dr. Rawlings' Leiche. »Wie ist er hier hineingekommen?«

»Wir - er - hat die Leiche versteckt und wollte sie fortbringen und im Wald liegen lassen. Aber dann... hat sich Hectors Zustand verschlechtert, und er konnte sein Bett nicht mehr verlassen. Innerhalb eines Tages war er ebenfalls tot. Und so...« Sie hob ihre lange, weiße Hand und wies in Richtung des feuchtkalten Luftzugs, der aus der offenen Grabkammer herauswehte.

»Zwei Dumme, ein Gedanke«, murmelte ich, und Jamie bedachte mich mit einem schmutzigen Blick und ließ meine Hand los. Er stand da und betrachtete stirnrunzelnd die Stille im Inneren des geschändeten Mausoleums.

»Oh, aye?«, sagte er noch einmal. »Wem gehört denn der zweite Sarg?«

»Mir.« Jocasta fand allmählich ihre Fassung wieder; sie richtete sich auf und hob das Kinn.

Jamie prustete leise auf und warf mir nun einen amüsierte Blick zu. Ich konnte mir gut vorstellen, dass Jocasta eitel genug war, einen Toten offen liegen zu lassen, anstatt ihn in ihren eigenen, jungfräulichen Sarg zu legen... und doch. Dies zu tun, vergrößerte die Wahrscheinlichkeit einer Entdeckung, so gering sie auch sein mochte.

Niemand hätte Jocastas Sarg geöffnet, bevor es an der Zeit war, dass er ihre eigene Leiche aufnahm; Dr. Rawlings' Leiche hätte vollkommen sicher dort liegen können, selbst wenn das Mausoleum aus irgendeinem Grund geöffnet worden wäre. Jocasta Cameron war eigensüchtig - aber alles andere als dumm.

»Dann leg Wolff halt hinein, wenn du musst«, sagte sie. »Er kann bei dem anderen auf dem Boden liegen.«

»Warum können wir ihn nicht in deinen Sarg legen, Tante Jocasta?«, fragte Jamie, und ich sah, dass er sie aufmerksam beobachtete.

»Nein!« Sie hatte begonnen, sich abzuwenden, doch bei diesen Worten fuhr sie wieder herum, und ihr blindes Gesicht brannte im Fackelschein. »Er ist Dung. Lass ihn dort liegen und an der Luft verrotten!«

Bei dieser Antwort kniff Jamie die Augen zusammen, ohne jedoch etwas zu erwidern. Stattdessen wandte er sich der Grabkammer zu und begann, die losen Blöcke beiseite zu schieben.

»Was tust du da?« Jocasta konnte das Knirschen des verschobenen Marmors hören, und sie wurde erneut nervös. Sie drehte sich um, verlor jedoch die Orientierung und starrte zum Fluss hinüber. Ich begriff, dass sie jetzt vollkommen blind sein musste und selbst bei Fackelschein nichts mehr sehen konnte.

Doch ich konnte ihr jetzt keine Beachtung schenken. Jamie zwängte sich durch die Lücke zwischen den Blöcken und trat in die Kammer.

»Leuchte mir, Sassenach«, sagte er leise, und seine Stimme hallte murmelnd von den Wänden der kleinen Steinkammer wider.

Ich folgte ihm, wobei ich sehr flach atmete. Phaedre hatte draußen in der Dunkelheit zu stöhnen begonnen; sie klang wie eine *ban-sidhe,* die angesichts des herannahenden Todes aufheult - nur, dass dieser Tod schon lange hier war.

Die Särge trugen Messingschilder, die von der Feuchtigkeit grünlich angelaufen waren, aber immer noch gut zu lesen waren. »Hector Alexander Robert Cameron«, stand auf dem einen, und »Jocasta Isobeail

MacKenzie Cameron« auf dem anderen. Ohne zu zögern, packte Jamie Jocastas Sargdeckel an der Kante und zog ihn hoch.

Er war nicht zugenagelt; der Deckel war zwar schwer, hob sich aber sofort.

»Oh«, sagte Jamie leise, als er in den Sarg blickte.

Gold läuft niemals an, ganz gleich, wie feucht und klamm seine Umgebung ist. Es kann Jahrhunderte lang auf dem Meeresgrund liegen, um eines Tages zufällig im Netz eines Fischers aufzutauchen, so leuchtend wie am Tag, an dem es eingeschmolzen wurde. Es glitzert uns aus dem Felsboden entgegen, ein Sirenengesang, der schon seit Jahrtausenden nach den Menschen ruft.

Die Barren ruhten in einer flachen Lage am Boden des Sarges. Es waren genug, um zwei kleine Truhen zu füllen, eine jede so schwer, dass sie von zwei Männern - oder einem Mann und einer kräftigen Frau - getragen werden musste. Jeder Barren war mit einer Lilie geprägt. Ein Drittel des Franzosengoldes.

Ich blinzelte die leuchtende Pracht an und wandte dann den Kopf ab, weil mir das Glitzern vor den Augen verschwamm. Auf dem Boden war es dunkel, doch ich konnte die hingestreckte Gestalt auf dem blassen Marmor gut ausmachen. »*Weil er seine Nase in Dinge steckte, die er besser hätte ruhen lassen.*« Und was hatte er gesehen, Daniel Rawlings, das ihn bewegt hatte, die Lilie an den Rand der Seite in seinem Notizbuch zu zeichnen, daneben die diskrete Annotation »Aurum«?

Zu diesem Zeitpunkt hatte Hector Cameron noch gelebt. Das Mausoleum war noch nicht versiegelt gewesen. Möglicherweise hatte Hector ihn ahnungslos hierher geführt, als Rawlings sich erhob, um seinem umherwandernden Patienten zu folgen, der sich vielleicht des Nachts hierher begeben hatte, um seinen Schatz zu betrachten? Vielleicht. Weder Hector Cameron noch Daniel Rawlings konnten jetzt noch sagen, wie es gewesen war oder was sich zugetragen hatte.

Ich spürte, wie mir die Trauer die Kehle zuschnürte, Trauer um den Mann, dessen Knochen jetzt zu meinen Füßen lagen, den Freund und Kollegen, dessen Instrumente ich geerbt hatte, dessen Schatten an meiner

Seite gestanden und mir Mut und Trost gespendet hatte, wenn ich den Kranken die Hände auflegte, um ihnen Heilung zu bringen.

»Was für eine Vergeudung«, sagte ich leise und blickte zu Boden.

Jamie ließ den Sargdeckel sanft sinken, als läge jemand in dem Sarg, dessen Ruhe gestört worden war.

Jocasta stand draußen reglos auf dem Pfad. Sie hatte einen Arm um Phaedre gelegt, die jetzt aufgehört hatte zu jammern, doch es war fraglich, welche der beiden Frauen die andere stützte. Jocasta musste hören, dass wir da waren, doch sie stand immer noch dem Fluss zugewandt und starrte vor sich hin, ohne im Fackelschein zu blinzeln.

Ich räusperte mich und zog mit der freien Hand mein Schultertuch fester um mich.

»Was machen wir denn jetzt?«, fragte ich Jamie.

Er drehte sich um und blickte kurz in die Kammer zurück, dann zuckte er kaum merklich mit den Achseln.

»Den Leutnant überlassen wir Hector, wie geplant. Was den Doktor angeht...« Er holte langsam Luft, die Augen erschüttert auf die feinen Knochen gerichtet, die elegant ausgefächert am Boden lagen, bleich und reglos im Schein der Fackel. Die Hand eines Chirurgen - damals.

»Ich denke«, sagte er, »wir nehmen ihn mit heim - nach Fraser's Ridge. Dort kann er unter Freunden ruhen.«

Er strich an den beiden Frauen vorbei, ohne sie zu beachten oder sich zu entschuldigen, und ging davon, um Leutnant Wolff zu holen.

105

Der Traum der Drossel

Fraser's Ridge

Mai 1772

Die Nachtluft war kühl und frisch. So früh im Jahr hatte die Saison der blutdürstigen Fliegen und Moskitos noch nicht begonnen; nur dann und wann kam eine verirrte Motte zum offenen Fenster herein, umflatterte das abgedeckte Feuer wie ein Stück brennendes Papier und strich in kurzer Liebkosung an ihren ausgestreckten Gliedmaßen vorbei.

Sie lag da, wie sie sich hatte fallen lassen, auf ihm, und das Herz schlug ihr laut und langsam in den Ohren. Von hier aus konnte sie zum Fenster hinaussehen; sie erkannte die gezackte schwarze Baumreihe am anderen Ende des Hofes und dahinter ein Stück Himmel, der von Sternen erleuchtet war, so nah und hell, dass es beinahe möglich schien, sie zu beschreiten und vom einen zum anderen zu wandern, höher und höher bis hinauf zum Haken des Sichelmondes.

»Du bist nicht sauer auf mich?«, flüsterte er. Es fiel ihm jetzt leichter zu sprechen, doch da sie mit dem Ohr auf seiner Brust lag, konnte sie den leisen Bruch in seiner Stimme hören, die Stelle, an der er die Luft mit Gewalt durch seine vernarbte Kehle zwang, um die Wörter zu bilden.

»Nein.« Seine Hand streichelte über ihr Haar. »Ich habe dir schließlich nie gesagt, dass du es nicht lesen sollst.«

Seine Finger berührten sacht ihre Schulter, und ihre Zehen rollten sich genussvoll ein. Machte es ihr etwas aus? Nein. Wahrscheinlich hätte sie sich irgendwie entblößt vorkommen sollen, weil er die Privatsphäre ihrer Gedanken und Träume enthüllt hatte - doch sie vertraute ihm. Er würde diese Dinge nie gegen sie verwenden.

Außerdem verwandelten sich die Träume in etwas, das separat von ihr existierte, sobald sie sie zu Papier brachte. Ganz ähnlich wie die Zeichnungen, die sie machte; ein Spiegelbild einer Facette ihrer Gedanken, ein kurzer Einblick in etwas, das sie einmal gesehen, gedacht, empfunden hatte - doch nicht dasselbe wie der Verstand oder das Herz, das sie anfertigte. Nicht ganz.

»Aber wie du mir, so ich dir.« Ihr Kinn ruhte in der Mulde seiner Schulter. Er roch gut, bitter, nach dem Moschus seines gestillten Verlangens. »Also, erzähl mir einen von deinen Träumen.«

Ein Lachen vibrierte fast geräuschlos in seiner Brust, doch sie spürte es.

»Nur einen?«

»Ja, aber es muss ein wichtiger sein. Kein Traum vom Fliegen, keiner, in dem du von einem Monster gejagt wirst, und keiner von denen, in denen du ohne Kleider in die Schule gehst. Keiner von denen, die jeder träumt - einen, den nur *du* hast.«

Mit der einen Hand kratzte sie ihm sanft über die Brust, so dass sich seine dunklen, gelockten Haare zuckend aufstellten. Die andere lag unter dem Kissen; wenn sie ihre Finger vorsichtig bewegte, konnte sie die glatten Umrisse des kleinen Weibleins spüren, wie er es nannte. Sie konnte sich vorstellen, wie ihr eigener Bauch anschwoll, rund und hart. Sie konnte das sanfte Anspannen und Entkrampfen in ihrem Unterleib spüren; Nachbeben ihres Höhepunktes. Würde es diesmal geschehen?

Er verdrehte den Kopf auf dem Kissen und überlegte. Seine langen Wimpern lagen auf seiner Wange, so schwarz wie die Umrisse der Bäume im Freien. Dann drehte er sich zurück, hob seine Lider, und seine Augen hatten die Farbe des Mooses, sanft und lebhaft im Schattenlicht.

»Ich könnte jetzt den Romantiker spielen«, flüsterte er. Seine Finger wanderten über ihren Rücken, und sie spürte die Gänsehaut, die ihnen folgte. »Ich könnte sagen, das hier ist mein Traum - du und ich, hier allein... wir und unsere Kinder.« Er wandte den Kopf leicht zur Seite und warf einen prüfenden Blick auf das Rollbett in der Ecke, aber Jemmy schlief tief und fest und war nicht zu sehen.

»Das könntest du«, sagte sie und senkte den Kopf, so dass sich ihre Stirn gegen seine Schulter presste. »Aber das ist ein Tagtraum - kein richtiger Traum. Du weißt schon, was ich meine.«

»Aye, das stimmt.«

Er schwieg eine Minute, und seine Hand lag reglos da, breit und warm in ihrem Kreuz.

»Manchmal«, flüsterte er schließlich, »manchmal träume ich, dass ich singe, und wenn ich dann aufwache, schmerzt mein Hals.«

Er konnte ihr Gesicht und die Tränen, die in ihren Augenwinkeln aufstiegen, nicht sehen.

»Was singst du denn?«, erwiderte sie. Sie hörte das Kissen rascheln, als er den Kopf schüttelte.

»Kein Lied, das ich je gehört hätte oder das ich kennen würde«, sagte er leise. »Aber ich weiß, dass ich es für dich singe.«

106

Das Logbuch des Chirurgen II

27. Juli 1772

Wurde vom Buttern fortgerufen, um nach Rosamund Lindsay zu sehen, die am späten Nachmittag mit einer tiefen Schnittwunde in der linken Hand eintraf, die sie sich beim Ringeln eines Baumes zugezogen hatte. Die Wunde war tief; der linke Daumen war fast abgetrennt und der Schnitt reichte von der Zeigefingerwurzel bis zu einer Stelle fünf Zentimeter oberhalb des Griffelfortsatzes der Speiche, der oberflächlich beschädigt wurde. Die Patientin hatte sich die Verletzung etwa drei Tage zuvor zugezogen und sie grob verbunden und Schweineschmalz aufgetragen. Schwere Sepsis unübersehbar, Eiterbildung, heftige Schwellung von Hand und Unterarm; charakteristischer, durchdringender Geruch. Rote Streifen im Gewebe deuten auf Blutvergiftung hin und erstrecken sich von der Verletzung fast bis zum Antecubitus.

Patientin mit hohem Fieber vorgestellt (40 Grad C, manuell geschätzt), Austrocknungssymptome, leichte Desorientierung. Deutliche Tachykardie.

Da die Lage der Patientin ausgesprochen ernst war, empfahl ich die sofortige Amputation des Gliedes am Ellbogen. Die Patientin weigerte sich, dies in Betracht zu ziehen und bestand stattdessen auf Anwendung eines Taubenumschlages, bestehend aus dem halbierten Körper einer frisch geschlachteten Taube, der auf die Wunde aufgelegt werden sollte (der Ehemann der Patientin hatte eine Taube mitgebracht der er gerade den Hals umgedreht hatte). Nahm den Daumen an der Wurzel des Mittelhandknochens ab, band die Überreste der Speichenarterie (die bei dem Unfall zerquetscht worden war) und der superficialis volae *ab. Debridement und Drainage der Wunde, oberflächliches Auftragen etwa einer viertel Unze rohen Penizillinpulvers (Herkunft: verrottete Wintermelonenrinde, Partie Nr. 23, zubereit. 15/4/72), gefolgt von*

zerstampftem, rohem Knoblauch (drei Zehen), Berberitzensalbe - und dem Taubenumschlag, au Beharren des Ehemannes, jedoch über dem Verband. Flößte der Patientin Flüssigkeit ein; fiebersenkende Mischung aus rotem Tausendgüldenkraut, Blutwurz und Hopfen; Wasser nach Belieben. Injizierte flüssige Penizillinlösung (Partie Nr. 23), IV, Dosierung: eine viertel Unze, gelöst in sterilem Wasser.

Rapide Verschlimmerung des Zustands der Patientin mit zunehmenden Symptomen der Desorientierung und des Deliriums, hohes Fieber. Auf Armen und Oberkörper zeigte sich heftiger Nesselausschlag. Versuchte, das Fieber mit wiederholten Kaltwasseranwendungen zu senken, ohne Erfolg. Da die Patientin inkohärent war, den Ehemann um Erlaubnis zur Amputation gebeten; diese wurde verweigert, da der Tod unmittelbar bevorzustehen schien und die Patientin »in einem Stück beerdigt zu werden wünschte«.

Wiederholte die Penizillininjektion. Die Patientin verlor kurz darauf das Bewusstsein und verstarb kurz vor dem Morgengrauen.

Ich tauchte meinen Gänsekiel frisch ein, zögerte dann aber und ließ die Tinte von seiner geschärften Spitze abtropfen. Wie viel mehr sollte ich sagen?

Meine tief gehende Veranlagung zu wissenschaftlicher Gründlichkeit rang mit meiner Vorsicht. Es war wichtig zu beschreiben, was geschehen war, und zwar so vollständig wie möglich. Gleichzeitig zögerte ich jedoch, schriftlich niederzulegen, was möglicherweise dem Eingeständnis eines Totschlagsdeliktes gleichkam - es war kein Mord, so sagte ich mir, obwohl meine Schuldgefühle da keinen Unterschied sahen.

»Gefühle sind nicht die Wahrheit«, murmelte ich. Auf der anderen Seite des Zimmers blickte Brianna von dem Brot auf, das sie gerade in Scheiben schnitt, doch ich beugte meinen Kopf über das Buch, und sie nahm ihre flüsternde Unterhaltung mit Marsali wieder auf. Es war noch früh am Nachmittag, aber draußen war es dunkel und regnerisch. Ich hatte mir zum Schreiben eine Kerze angezündet, doch die Hände der Mädchen huschten

im Zwielicht über den Tisch wie Motten, die hier und dort zwischen den Tellern und Platten landeten.

Die Wahrheit war, dass ich nicht glaubte, dass Rosamund Lindsay an einer Blutvergiftung gestorben war. Ich war mir ziemlich sicher, dass sie an einer akuten Reaktion auf eine ungereinigte Penizillinmixtur gestorben war - kurz, an der Arznei, die ich ihr verabreicht hatte. Natürlich entsprach es genauso der Wahrheit, dass die Blutvergiftung sie umgebracht hätte, wenn sie unbehandelt geblieben wäre.

Außerdem war es die Wahrheit, dass ich nicht im Voraus wissen konnte, welche Wirkung das Penizillin haben würde - aber genau darum ging es doch, oder? Sicherzustellen, dass es jemand anders nach Möglichkeit wusste?

Ich spielte mit dem Federkiel, den ich zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her drehte. Ich hatte über meine Penizillinexperimente akribisch Protokoll geführt - über die Kulturen, die ich auf Medien gezüchtet hatte, die von Brot bis hin zu vorgekautem Paw-Paw und vergammelter Melonenrinde reichten, hatte haargenau beschrieben, wie man die *Penicillium-Schim*melarten unter dem Mikroskop und mit bloßem Auge erkannte und welche Wirkung ihre - bis jetzt - ausgesprochen begrenzte Anwendung zeigte.

Ja, natürlich musste ich die Wirkung beschreiben. Doch die eigentliche Frage war - für wen erstellte ich dieses sorgfältige Protokoll?

Ich nagte nachdenklich an meiner Unterlippe. Wenn dies nur ein Nachschlagewerk für meinen eigenen Gebrauch war, dann war es einfach; ich konnte schlicht die Symptome, den zeitlichen Ablauf und die Wirkung festhalten, ohne die Todesursache explizit zu notieren; es war schließlich sowieso nicht sehr wahrscheinlich, dass ich die Umstände je vergessen würde. Doch wenn diese Aufzeichnungen einmal jemand anderem nutzen sollten... jemandem, der keine Ahnung von den Segnungen und Gefahren eines Antibiotikums hatte...

Die Tinte an meinem Federkiel war im Begriff einzutrocknen. Ich senkte die Spitze auf die Seite.

Alter - 44, schrieb ich zögernd. In dieser Zeit endeten ärztliche Schilderungen wie die meine oft mit einer frommen Beschreibung der letzten Augenblicke des Verstorbenen, die - davon ging man aus - bei den Heiligen von christlicher Schicksalsergebenheit, bei den Sündern von Reue geprägt waren. Rosamund Lindsay hatte beim Dahinscheiden weder das eine noch das andere gezeigt.

Ich blickte zu dem Sarg hinüber, der unter dem verregneten Fenster auf zwei Böcken stand. Die Blockhütte der Lindsays war kaum mehr als halb fertig; für ein Begräbnis bei strömendem Regen, zu dem noch dazu viele Trauergäste erwartet wurden, eignete sie sich nicht. Der Sarg war offen und harrte der abendlichen Totenwache, doch man hatte ihr das Leichentuch aus Musselin über das Gesicht gezogen.

Rosamund hatte in Boston als Hure gearbeitet; als sie zu stämmig und zu alt wurde, um ihrem Gewerbe mit Gewinn nachzugehen, hatte sie sich auf den Weg nach Süden gemacht und nach einem Ehemann Ausschau gehalten. »Ich hätte es dort keinen einzigen Winter mehr ausgehalten«, hatte sie mir kurz nach ihrer Ankunft in Fraser's Ridge anvertraut. »Und ich konnte keine stinkenden Fischer mehr sehen.«

Sie hatte die notwendige Zuflucht bei Kenny Lindsay gefunden, der auf der Suche nach einer Frau war, die ihm beim Aufbau einer Heimstatt half. Es war keine Ehe, die aus körperlicher Anziehung - die Lindsays hatten zusammen vielleicht sechs gesunde Zähne gehabt - oder aus einem Einklang der Gefühle geboren war, doch ihr Umgang schien mir liebenswürdig zu sein.

Kenny war eher schockiert als gramgebeugt gewesen, als Jamie ihn beiseite nahm, um ihn mit Whisky zu verarzten - eine Erfolg versprechendere Behandlung als die meine. Zumindest ging ich nicht davon aus, dass sie tödlich sein würde.

Unmittelbare Todesursache, schrieb ich und hielt erneut inne. Ich glaubte zwar, dass Rosamund auch unter normalen Umständen dem nahenden Tod nicht mit Gebeten oder philosophischen Gedanken ins Auge gesehen hätte, doch sie hatte gar keine Gelegenheit dazu gehabt. Sie war mit blau angelaufenem Gesicht gestorben, aus dem die Augen vor Luftnot

hervorquollen, und sie war nicht in der Lage gewesen, auch nur ein Wort oder einen Atemzug am geschwollenen Gewebe ihrer Kehle vorbeizupressen.

Bei dieser Erinnerung schnürte es mir selbst die Kehle zu, als würde ich erwürgt. Ich griff nach der Tasse mit Katzenminztee, die allmählich abkühlte, und ließ mir die aromatische Flüssigkeit lindernd durch die Kehle gleiten. Die Tatsache, dass die Sepsis sie schleichender umgebracht hätte, war nur ein schwacher Trost. Der Erstickungstod war zwar schneller, aber auch nicht sehr viel angenehmer.

Ich tippte mit der Gänsefeder auf den Tintenlöscher und malte kleine Tintenpunkte, die sich in dem grobfaserigen Papier ausbreiteten und eine Galaxie aus winzigen Sternen bildeten. Was das anging - so gab es noch eine andere Möglichkeit. Der Tod konnte auch durch einen Lungenembolus verursacht worden sein - einen Blutklumpen in der Lunge. Das war eine denkbare Komplikation der Sepsis, die auch die Symptome erklärt hätte.

Es war ein hoffnungsvoller Gedanke, dem ich allerdings kein großes Vertrauen schenkte. Es war die Stimme der Erfahrung, die mich im Einklang mit der Stimme meines Gewissens den Kiel eintauchen und »Anaphylaxis« schreiben ließ, bevor ich es mir anders überlegen konnte.

War der Fachbegriff Anaphylaxis überhaupt schon bekannt? In Rawlings' Notizen war er mir nicht untergekommen - doch ich hatte sie ja auch noch nicht ganz gelesen. Es kam zwar zu jeder Zeit vor, dass Menschen an allergischen Schockreaktionen starben, doch es geschah nicht oft, und vielleicht war es ein Phänomen, das keinen Namen hatte. Besser, es dem Leser detailliert zu beschreiben, wer er auch immer sein mochte.

Und das war natürlich der Punkt. Wer *würde* es lesen? Ich hielt es zwar für unwahrscheinlich, doch was, wenn ein Fremder es las und mein Protokoll für ein Mordgeständnis hielt? Das war weit hergeholt - doch es konnte geschehen. Ich war schon einmal gefährlich dicht daran gewesen, als Hexe verbrannt zu werden, unter anderem wegen meiner Tätigkeit als Heilerin. Fast gebranntes Kind scheut das Feuer, dachte ich sarkastisch.

Beträchtliche Schwellung des betroffenen Arms, schrieb ich, und als das letzte Wort verblasste, weil keine Tinte mehr da war, hob ich die Feder. Ich tauchte den Kiel erneut in die Tinte und kritzelte dienstbeflissen weiter. *Die Schwellung dehnte sich auf Oberkörper, Hals und Gesicht aus. Haut bleich mit rötlichen Flecken. Atmung zunehmend schnell und flach, Herzschlag sehr schnell und so schwach, dass er oft kaum zu hören war. Deutliches Herzklopfen. Zyanose der Lippen und Ohren. Fortgeschrittene Exophtalmie.*

Ich schluckte erneut, als ich daran dachte, wie Rosamunds Augen unter den Lidern hervorgequollen und in verständnislosem Schrecken umhergerollt waren. Wir hatten versucht, sie zu schließen, als wir die Leiche wuschen und sie zum Begräbnis aufbahrten. Es war üblich, das Gesicht eines Toten für die Totenwache zu entblößen; in diesem Fall hielt ich das aber für unklug.

Am liebsten hätte ich den Sarg gar nicht mehr angesehen, tat es aber dennoch, mit einem kleinen Nicken des Grußes und der Entschuldigung. Brianna drehte mir den Kopf zu, dann wandte sie sich abrupt ab. Der Duft des Essens, das für die Totenwache aufgetischt wurde, begann, das Zimmer zu füllen und vermischte sich mit dem Geruch des Eichenholzfeuers und der Tinte aus Eichengalle - und des frisch gehobelten Eichenholzes der Sargbretter. Ich trank hastig noch einen Schluck Tee, um zu verhindern, dass mir die Galle hochkam.

Ich wusste sehr gut, wieso der hippokratische Eid darauf bestand, »Schädigung und Unrecht aber auszuschließen«. Es war verdammt einfach, Unrecht anzurichten. Welche Hybris doch dazu gehörte, Hand an einen Menschen zu legen, sich einzumischen. Wie empfindlich und komplex war der menschliche Körper! Wie grob die Eingriffe des Arztes.

Ich hätte die Abgeschiedenheit meines Sprechzimmers oder des Schreibzimmers aufsuchen können, um diese Aufzeichnungen zu verfassen. Ich wusste, warum ich es nicht getan hatte. Das grobe Leichentuch aus Musselin leuchtete weiß im regnerischen Licht des Fensters. Ich klemmte mir den Federkiel fest zwischen Daumen und Zeigefinger und versuchte, nicht mehr daran zu denken, wie der Ringknorpel zur Seite gesprungen war, als ich Rosamund ein

Taschenmesser in den Hals gerammt hatte, ein letzter, vergeblicher Versuch, Luft in ihre kämpfenden Lungen strömen zu lassen.

Und doch... es gab keinen einzigen praktizierenden Arzt, so dachte ich, der sich noch nie in einer solchen Situation befunden hatte. Es war mir schon ein paar Mal passiert, sogar in einem modernen Krankenhaus, das mit allen lebensrettenden Mitteln ausgestattet war, die der Menschheit zur Verfügung standen - damals.

Auch hier würde irgendwann ein unbekannter Arzt der Zukunft vor dem gleichen Dilemma stehen; eine möglicherweise gefährliche Behandlung durchzuführen oder einen Patienten sterben zu lassen, der *vielleicht* hätte gerettet werden können. Und das war mein persönliches Dilemma - die kaum wahrscheinliche Möglichkeit einer Verfolgung wegen Totschlags gegen den unbekannten Wert aufzuwiegen, den meine Aufzeichnungen für jemanden haben konnten, der in ihnen nach Wissen suchte.

Wer das wohl sein würde? Ich wischte den Federkiel sauber und dachte nach. Es gab in dieser Zeit noch nicht viele medizinische Fakultäten, und die meisten davon befanden sich in Europa. Die meisten Ärzte erlangten ihr Wissen durch Erfahrung oder, indem sie eine Lehre machten. Ich fuhr mit einem Finger in das Notizbuch und tastete blind zwischen den ersten Seiten herum, die der ursprüngliche Besitzer des Buches ausgefüllt hatte.

Rawlings hatte nie Medizin studiert. Und selbst wenn, wären viele seiner Techniken für meine Verhältnisse schockierend gewesen. Mein Mund verzog sich bei dem Gedanken an einige der Behandlungsmethoden, die ich auf diesen dicht gefüllten Seiten beschrieben gesehen hatte - Infusionen von flüssigem Quecksilber, um Syphilis zu heilen, Schröpfen und Blistern bei epileptischen Anfällen, Aderlass bei Beschwerden aller Art, von der Verstopfung bis zur Impotenz.

Und trotzdem war Daniel Rawlings Arzt gewesen. Wenn ich seine Fallbeschreibungen las, konnte ich seine Sorge um seine Patienten spüren, seine Neugier in Bezug auf die Geheimnisse des Körpers.

Impulsiv blätterte ich zu den Seiten mit Rawlings' Notizen zurück. Vielleicht suchte ich nur Aufschub, um mein Unterbewusstsein eine Entscheidung treffen zu lassen - oder vielleicht hatte ich ja das Bedürfnis,

irgendwie mit jemandem zu kommunizieren, mit einem anderen Arzt, jemandem wie mir.

Jemandem wie mir. Ich starrte auf die Seite mit der kleinen, sauberen Handschrift, den ordentlichen Illustrationen, ohne jedoch die Details zu sehen. Wer konnte schon so sein wie ich?

Niemand. Ich hatte mir schon früher darüber Gedanken gemacht, aber nur ganz vage, wie man ein Problem überdenkt, dessen Existenz einem zwar bewusst ist, das aber nicht dringend ist. In der Kolonie North Carolina gab es meines Wissens nur einen einzigen, offiziell designierten »Doktor« - Fentiman. Ich prustete verächtlich und trank noch einen Schluck Tee. Dann doch lieber Murray MacLeod und seine Wunderheilmittel - die waren wenigstens zum Großteil harmlos.

Ich nippte an meinem Tee und dachte an Rosamund. Die schlichte Wahrheit war, dass auch ich nicht ewig leben würde. Mit etwas Glück blieb mir noch reichlich Zeit - aber dennoch würde es nicht ewig sein. Ich musste jemanden finden, dem ich zumindest die Grundzüge meines Wissens weitergeben konnte.

Ein unterdrücktes Kichern vom Tisch, wo die Mädchen über den Sülzetöpfchen, den Schüsseln mit Sauerkraut und gekochten Kartoffeln die Köpfe zusammensteckten. Nein, dachte ich bedauernd. Nicht Brianna.

Sie wäre die logische Wahl gewesen; immerhin wusste sie, was moderne Medizin war. Bei ihr brauchte ich weder Unwissen noch Aberglauben zu überwinden, sie brauchte ich nicht von den Vorteilen der Sterilität zu überzeugen, von den Gefahren der Keime. Doch ihr fehlte die angeborene Neigung, der Heilerinstinkt. Sie war nicht zimperlich und hatte auch keine Angst vor Blut - sie hatte mir schon bei zahlreichen Geburten und kleineren Operationen assistiert -, und doch fehlte es ihr an jener speziellen Mischung aus Mitgefühl und Rücksichtslosigkeit, die für einen Arzt unabdingbar ist.

Vielleicht war sie ja mehr Jamies Kind als das meine, überlegte ich, während ich zusah, wie der Feuerschein in ihrem Haar Wellen warf, wenn sie sich bewegte. Sie besaß seinen Mut, seine große Zärtlichkeit - doch es war der Mut eines Kriegers, die Zärtlichkeit einer Stärke, die zerstören

konnte, wenn sie sich dazu entschloss. Es war mir nicht gelungen, ihr meine Gabe mitzugeben; das Wissen um Blut und Knochen, um die geheimen Wirkungsweisen der Kammern des Herzens.

Brianna hob abrupt den Kopf und wandte ihn zur Tür. Etwas langsamer wandte sich auch Marsali um und lauschte.

Im Getrommel des Regens war sie kaum zu hören, doch da ich wusste, dass sie da war, konnte ich sie ausmachen - eine Männerstimme, die sich singend erhoben hatte. Eine Pause, und dann als Antwort ein schwaches Dröhnen, das entfernter Donner hätte sein können, es aber nicht war. Die Männer kamen von der Hütte auf dem Berg herunter.

Kenny Lindsay hatte Roger gebeten, das *caithris* für Rosamund zu singen; die formelle gälische Totenklage. »Sie war zwar keine Schottin«, hatte Kenny gesagt und sich über die Augen gewischt, die von Tränen und einer langen, durchwachten Nacht gerötet waren. »Nicht einmal gottesgläubig. Aber sie hat so gern gesungen, und Eure Sangeskünste sehr bewundert, MacKenzie.«

Roger hatte noch nie ein *caithris* gesungen, und ich wusste auch, dass er noch nie eins gehört hatte. »Keine Sorge«, hatte Jamie ihm zugemurmelt und ihm die Hand auf den Arm gelegt, »es reicht, wenn's schön laut ist.« Roger hatte den Kopf in ernster Zustimmung gesenkt und war mit Jamie und Kenny zum Mälzboden gegangen, um dort mit ihnen Whisky zu trinken und so viel wie möglich über Rosamunds Leben zu erfahren, damit er ihren Tod besser beklagen konnte.

Der heisere Gesang verstummte; der Wind hatte sich gedreht. Es lag an dem Sturm, dass wir sie so früh gehört hatten - sie waren jetzt wohl bergab unterwegs, um die Trauergäste aus den verstreuten Blockhütten abzuholen und sie dann in einer Prozession zum Haus hinaufzuführen, wo sie die ganze Nacht feiern und singen und sich Geschichten erzählen würden.

Bei diesem Gedanken gähnte ich unwillkürlich so herzhaft, dass mein Kiefer knackte. Das würde ich niemals durchhalten, dachte ich bestürzt. Ich hatte am Morgen ein paar Stunden geschlafen, aber nicht so lange, dass es für eine ausgewachsene gälische Totenwache nebst Begräbnisfeier

reichen würde. Im Morgengrauen würde der Fußboden mit Schläfern übersät sein, die nach Whisky und feuchten Kleidern rochen.

Blinzelnd gähnte ich erneut, und als ich dann den Kopf schüttelte, um ihn wieder klar zu bekommen, verschwamm es mir vor den Augen. Jeder Knochen meines Körpers schmerzte vor Erschöpfung, und es gab nichts, was ich mir sehnlicher wünschte, als für ein paar Tage ins Bett zu gehen.

In meine Gedanken vertieft, hatte ich nicht bemerkt, dass Brianna zu mir gekommen war und sich hinter mich gestellt hatte. Ihre Hände senkten sich auf meine Schultern, und sie trat noch näher an mich heran, so dass ich die Wärme ihrer Berührung spürte. Marsali war gegangen; wir waren allein. Sie begann, mir die Schultern zu massieren, und ihre langen Daumen bewegten sich langsam an meinen Halsmuskeln aufwärts. »Müde?« fragte sie.

»Mm. Geht so«, sagte ich. Ich schloss das Buch, lehnte mich zurück und gab mich für den Augenblick der schieren Entspannung hin, die ihre Berührung brachte. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass ich so verkrampft gewesen war.

Das große Zimmer war still und aufgeräumt, bereit für die Totenwache. Mrs. Bug kümmerte sich um das Barbecue. Die Mädchen hatten ein Kerzenpaar angezündet, an jedem Ende des schwer beladenen Tisches eine, und als sich die Kerzenflammen jetzt einem plötzlichen Luftzug beugten, huschten Schatten über die weiß gekälkten Wände und den stillen Sarg.

»Ich glaube, ich habe sie umgebracht«, sagte ich plötzlich, ohne es vorgehabt zu haben. »Es war das Penizillin, woran sie gestorben ist.«

Die langen Finger unterbrachen ihre lindernde Bewegung nicht.

»Ach ja?«, murmelte sie. »Aber dir ist doch nichts anderes übrig geblieben, oder?«

»Nein.«

Ein leiser Schauer der Erleichterung durchlief mich, nicht nur in Folge des direkten Geständnisses, sondern auch, weil sich die schmerzhaften Verspannungen in meinem Hals und meinen Schultern allmählich lösten.

»Schon gut«, sagte sie leise, während sie mich massierte und streichelte. »Sie wäre doch sowieso gestorben, oder? Es ist traurig, aber du hast nichts Falsches getan. Das weißt du doch.«

»Ja, ich weiß.« Zu meiner Überraschung lief mir eine einzelne Träne über die Wange und tropfte auf die Buchseite, deren Papier an der Stelle aufquoll. Ich kniff die Augen fest zu und rang um meine Selbstbeherrschung. Ich wollte Brianna nicht nervös machen.

Sie war nicht nervös. Ihre Hände hoben sich von meinen Schultern, und ich hörte die Beine eines Hockers über den Boden schaben. Dann legte sie die Arme um mich, und ich ließ mich von ihr nach hinten ziehen, bis mein Kopf direkt unter ihrem Kinn ruhte. Sie hielt mich einfach nur fest, überließ mich dem beruhigenden Heben und Senken ihrer Atmung.

»Ich bin einmal mit Onkel Joe Abendessen gewesen, als er gerade einen Patienten verloren hatte«, sagte sie schließlich. »Er hat mir erzählt, wie das ist.«

»Wirklich?« Ich war ein wenig überrascht; ich hatte nicht gedacht, dass Joe sich mit ihr über solche Dinge unterhalten hatte.

»Eigentlich hatte er das gar nicht vor. Aber ich konnte sehen, dass ihm etwas Kummer machte, also habe ich ihn gefragt. Und - er musste darüber reden, und ich war da. Hinterher hat er gesagt, es wäre fast, als wärest du da. Ich wusste gar nicht, dass er dich Lady Jane genannt hat.«

»Ja«, sagte ich. »Wegen der Art, wie ich rede, hat er gesagt.« Ich spürte einen lachenden Atemhauch an meinem Ohr und lächelte sacht als Antwort. Ich schloss die Augen und konnte meinen Freund vor mir sehen, wie er in leidenschaftlicher Unterhaltung gestikulierte, das Gesicht leuchtend vor Schabernack.

»Er hat gesagt, wenn so etwas geschieht, dann gibt es manchmal im Krankenhaus eine Art formeller Anhörung. Nicht wie ein Prozess, das nicht - sondern eine Zusammenkunft der anderen Ärzte, um zu hören, was

genau geschehen ist, was schief gegangen ist. Er hat gesagt, es war so ähnlich wie bei der Beichte, es anderen Ärzten zu erzählen, die es verstehen konnten - und dass es geholfen hat.«

»Mm-hm.« Sie schwankte jetzt sanft und wiegte mich dabei, so wie sie Jemmy tröstend wiegte.

»Ist es das, was dir Kummer macht?«, fragte sie leise. »Nicht nur Rosamund - sondern auch, dass du allein bist? Dass du niemanden hast, der dich wirklich verstehen kann?«

Ihre Arme umschlangen meine Schultern, die verschränkten Hände ruhten leicht auf meiner Brust. Junge, kräftige, geschickte Hände mit straffer, heller Haut, die nach frisch gebackenem Brot und Erdbeermarmelade roch. Ich ergriff die eine und legte ihre warme Handfläche an meine Wange.

»Sieht ganz danach aus«, sagte ich.

Die Hand wölbte sich, strich mir über die Wange und verschwand. Die kräftige, junge Hand bewegte sich langsam und strich mir voller Zuneigung das Haar hinter das Ohr.

»Es wird schon wieder«, sagte sie. »Es wird alles gut.«

»Ja«, sagte ich und lächelte, obwohl mir die Tränen in die Augen stiegen.

Ich konnte sie nicht lehren, eine Ärztin zu werden. Doch offenbar hatte ich ihr unbeabsichtigt irgendwie beigebracht, eine Mutter zu sein.

»Du solltest dich hinlegen«, sagte sie und zog zögernd ihre Hände fort. »Es dauert noch mindestens eine Stunde, bis sie hier sind.«

Ich atmete mit einem Seufzer aus und spürte, wie mich der Friede des Hauses umfing. Fraser's Ridge mochte Rosamund Lindsay nur kurze Zeit Zuflucht gewährt haben, doch es war ihr ein echtes Zuhause gewesen. Wir würden ihr in Frieden die letzte Ehre erweisen.

»Eine Sekunde noch«, sagte ich und wischte mir die Nase ab. »Ich muss erst noch etwas fertig machen.«

Ich setzte mich gerade hin und schlug mein Buch auf. Ich tauchte den Kiel in die Tinte und begann mit dem Verfassen der Zeilen, die nötig waren, um des unbekannten Arztes willen, der mir folgen würde.

107

Zugunruhe

September 1772

Ich erwachte in Schweiß gebadet. Die dünne Chemise, in der ich schlief, klebte an mir fest, durchsichtig vor Feuchtigkeit; selbst im gedämpften Licht der unverschlossenen Fensterläden schien meine Haut in dunklen Flecken durch den Stoff. In meinem unruhigen Schlaf hatte ich Laken und Bettdecke zur Seite getreten und lag mit ausgestreckten Gliedern da, das Leinenhemd bis über die Oberschenkel hochgezogen - und dennoch pulsierte meine Haut vor Hitze, und die drückende Wärme überflutete mich in Wellen wie flüssiges Kerzenwachs.

Ich schwang meine Beine über die Bettkante und stand auf. Ich fühlte mich benommen und körperlos. Mein Haar war klatschnass, und mein Hals glitschig vor Schweiß; ein Schweißrinnsal lief zwischen meinen Brüsten hindurch, wo es verschwand.

Jamie schlief noch; ich konnte die Wölbung seiner zur Seite gekehrten Schulter sehen, und sein Haar lag dunkel auf dem Kissen ausgebreitet. Er regte sich schwach und murmelte etwas, verfiel dann aber wieder in den regelmäßigen Atem des Schlafes. Ich brauchte Luft, wollte ihn aber nicht wecken. Ich schob das Gazenetz beiseite, trat leise zur Tür und ging in den Abstellraum auf der anderen Flurseite.

Es war ein kleiner Raum, aber er hatte ein großes Fenster, passend zu dem unseres Schlafzimmers. Dieses hier war noch nicht verglast; es war nur mit hölzernen Fensterläden verschlossen, und ich konnte spüren, wie die Nachtluft durch die Spalten drang, über den Fußboden wirbelte und meine nackten Beine liebkoste. Voll Sehnsucht nach ihrer Kühle entledigte ich mich meines feuchten Hemdes und seufzte erleichtert, als mir der Luftzug aufwärts über Hüften, Brüste und Arme strömte.

Doch auch hier herrschte die gleiche Hitze, die mit jedem Herzschlag in heißen Wellen über meine Haut pulste. Ich tastete mich in der Dunkelheit vor, um die Fensterläden zu entriegeln und aufzuschieben, und schnappte gierig nach der kühlen Nachtluft, die auf mich einströmte.

Von hier aus konnte ich über die Bäume hinwegsehen, die das Haus abschirmten, fast bis zu der feinen, schwarzen Linie des Flusses in der Ferne. Der Wind regte sich murmelnd in den Baumwipfeln und umwehte mich mit seiner herrlichen Kühle und dem durchdringenden, grünen Duft von Laub und Sommersäften. Ich schloss die Augen und stand still; innerhalb weniger Minuten war die Hitze fort, verschwunden wie eine erloschene Kohle, und ich war zwar immer noch feucht, aber friedvoll.

Ich wollte noch nicht ins Bett zurück; mein Haar war feucht, und die Laken würden an der Stelle, wo ich gelegen hatte, klamm sein. Ich stützte mich nackt auf die Fensterbank und spürte an meinem ganzen Körper die Daunenhärchen angenehm prickeln, als sich meine Haut abkühlte. Das beruhigende Rauschen der Bäume wurde vom leisen Jammern eines Kindes unterbrochen, und ich blickte in Richtung der Blockhütte.

Sie stand etwa hundert Meter vom Haus entfernt; der Wind musste in meine Richtung stehen, um das Geräusch so weit zu tragen. Und natürlich wechselte er jetzt die Richtung, als ich mich aus dem Fenster lehnte, und das Weinen wurde vom Blätterrauschen verschluckt. Doch der Windstoß ging vorbei, und ich konnte das Kreischen in der Stille hören, lauter jetzt.

Es war lauter, weil es näher kam. Ich hörte ein Quietschen und das Ächzen von Holz, als sich die Tür der Blockhütte öffnete und jemand ins Freie trat. In der Hütte brannte keine Kerze oder Lampe, und der kurze Blick, den ich auf die heraustretende Gestalt erhaschte, zeigte mir nur den Umriss eines hoch gewachsenen Menschen vor dem gedämpften Glühen des abgedeckten Herdfeuers in der Hütte. Er schien langes Haar zu haben - aber Roger und Brianna schliefen beide mit offenem Haar und ohne Haube. Es war ein schönes Bild, sich vorzustellen, wie sich Rogers schwarz glänzende Locken auf dem Kissen mit Briannas Feuer vermischten - schliefen sie auf einem gemeinsamen Kissen?, fragte ich mich plötzlich.

Das Kreischen hatte nicht nachgelassen. Aufgebracht und missgelaunt, aber nicht gequält. Keine Bauchschmerzen. Ein schlechter Traum? Ich wartete einen Moment und beobachtete die Gestalt, um zu sehen, ob er oder sie das Kind zum Haus bringen würde, auf der Suche nach mir, und streckte vorsichtshalber die Hand nach meinem zerknitterten Hemd aus. Nein - die hoch gewachsene Gestalt war im Fichtenhain verschwunden; ich konnte hören, wie sich das Jammern entfernte. Also kein Fieber.

Ich stellte fest, dass sich meine Brüste als Reaktion auf das Geräusch angespannt und zu kribbeln begonnen hatten und lächelte ein wenig schmerzvoll. Seltsam, dieser Instinkt saß so tief und überdauerte so lange - ob ich wohl eines Tages an einen Punkt gelangen würde, an dem sich nichts mehr in mir regte, wenn ich ein Baby weinen hörte, einen erregten Mann roch, mein eigenes, langes Haar über die Haut meines nackten Rückens streichen fühlte? Und wenn ich je an einen solchen Punkt gelangte - würde ich um den Verlust trauern, fragte ich mich, oder es als friedvoll empfinden, über eine Existenz nachzusinnen, die von solchen animalischen Empfindungen ungestört blieb?

Die Freuden des Fleisches waren schließlich nicht das einzige Geschenk der Welt; ein Arzt bekommt auch die zahlreichen Leiden zu sehen, die dieses Fleisch befallen - und doch... während ich hier so kühl in der Spätsommerluft am Fenster stand, die Dielen glatt unter meinen nackten Füßen, die Berührung des Windes auf nackter Haut... brachte ich es nicht über mich, mir zu wünschen, ich wäre ein reiner Geist - noch nicht.

Das Weinen wurde lauter, und dazwischen hörte ich das leise Murmeln einer Erwachsenenstimme, die erfolglos versuchte, es zu lindern. Also war es Roger.

Ich umfasste meine Brüste und genoss ihr weiches, volles Gewicht. Ich konnte mich noch erinnern, wie sie gewesen waren, als ich noch sehr jung war; kleine, feste Rundungen, die so empfindsam waren, dass ich bei jeder Berührung eines Jungen weiche Knie bekam. Oder auch bei der Berührung meiner eigenen Hand. Jetzt waren sie verändert - und doch waren sie auf merkwürdige Weise dieselben geblieben.

Dies war nicht die Entdeckung von etwas Neuem, das ich mir noch nie ausgemalt hatte, sondern vielmehr nur ein neues Bewusstsein, mit dem ich etwas zur Kenntnis nahm, das sich hinter meinem Rücken erhoben hatte wie ein Schatten an der Wand, eine unvermutete Präsenz, die ich nur sah, wenn ich mich umdrehte, um einen Blick darauf zu werfen, die jedoch immer da war.

Oh, ich habe einen Schatten, der geht mit mir ein und aus,

Und was er mir wohl nützen kann, find ich nie ganz heraus.

Auch wenn ich ihm wieder den Rücken zukehrte, verließ mich der Schatten nicht. Er haftete mir unwiderruflich an, ob ich ihn beachtete oder nicht, und lauerte stets substanzlos in meiner Nähe, mit den Fingern nicht zu fassen und doch *da,* verschwindend klein unter meinen Füßen, wenn das Licht anderer Beschäftigungen auf mich fiel, um dann wieder im Aufglühen eines plötzlichen Bedürfnisses gigantische Proportionen anzunehmen.

Persönlicher Dämon oder Schutzengel? Oder nur der Schatten der Bestie, beständige Erinnerung an die Unausweichlichkeit des Körpers und seiner Bedürfnisse?

Unten mischte sich ein anderes Geräusch unter das Gejammer; Husten, dachte ich, doch es hörte nicht auf und der Rhythmus klang irgendwie verkehrt. Vorsichtig steckte ich den Kopf aus dem Fenster wie eine Schnecke nach einem Gewitter und machte inmitten des rasselnden Gurgelns ein paar Worte aus.

»*...excavating for a mine... forty-niner... daughter Clementine.*«

Roger sang.

Ich spürte beißende Tränen in meinen Augen und zog hastig den Kopf ein, um nicht gesehen zu werden. Der Gesang hatte keine Melodie - die Tonhöhe änderte sich kaum mehr als das Summen des Windes auf dem Hals einer leeren Flasche -, und doch war es Musik. Ein hartnäckig, raspelnd dahin gekeuchtes Lied, und doch schwoll Jemmys Heulen zu schniefenden Schluchzern ab, als versuchte er, die Worte auszumachen, die sein Vater so qualvoll durch seine vernarbte Kehle zwängte.

»*Fed she duck-lings... by the water...*« Nach jeder geflüsterten Phrase musste er nach Luft schnappen, ein Geräusch wie zerreißendes Leinen. Ich ballte die Finger zu Fäusten, als könnte ich ihm mit der schieren Kraft meines Willens helfen, die Worte heraus zu bringen.

»*Herring boxes... without topses... sandals were for... Clementine.*« Der Wind erhob sich wieder und bewegte die Baumwipfel. Die nächste Zeile ging in ihrem Rauschen unter, und ein oder zwei Minuten lang hörte ich nichts mehr, so sehr ich mich auch anstrengte.

Dann bemerkte ich Jamie, der reglos hinter mir stand.

Er machte kein Geräusch, doch ich spürte ihn sogleich; eine Wärme, eine Verdichtung in der kühlen Luft des Zimmers.

»Geht es dir gut, Sassenach?«, fragte er leise von der Tür her.

»Ja.« Ich flüsterte, um Lizzie und ihren Vater nicht zu wecken, die im hinteren Schlafzimmer schliefen. »Ich musste nur etwas frische Luft schnappen; ich wollte dich nicht wecken.«

Er kam näher, ein hoch gewachsener, nackter Geist, der nach Schlaf roch.

»Ich wache immer auf, wenn du aufstehst, Sassenach; ich schlafe nicht gut, wenn du nicht bei mir bist.« Er fasste mir kurz an die Stirn. »Ich dachte, du hättest vielleicht Fieber; das Bett war feucht an der Stelle, wo du gelegen hast. Bist du sicher, dass dir nichts fehlt?«

»Mir war heiß; ich konnte nicht schlafen. Aber, nein, ich habe nichts. Und du?« Ich berührte sein Gesicht; seine Haut war warm vom Schlaf.

Er trat zu mir ans Fenster und spähte in die Sommernacht hinaus. Es war Vollmond, und die Vögel waren unruhig; ganz in der Nähe hörte ich das leise Zirpen eines Teichrohrsängers, und weiter entfernt den Ruf einer jagenden Eule.

»Erinnerst du dich noch an Lawrence Stern?«, fragte Jamie, den offenbar die Geräusche an den Naturforscher erinnerten.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass man ihn vergessen kann, wenn man ihm einmal begegnet ist«, sagte ich trocken. »Der Beutel mit den

getrockneten Spinnen hinterlässt einen bleibenden Eindruck. Ganz zu schweigen von seinem Geruch.« Stern hatte ein einmaliges Aroma an sich, das sich zu gleichen Teilen aus natürlichem Körpergeruch, einem teuren Duftwasser - für das er eine Vorliebe hatte und das kräftig genug war, um den durchdringenden Düften diverser Konservierungsmittel wie Kampher und Alkohol die Stirn zu bieten, wenn es sie auch nicht übertönen konnte - und dem schwachen Verwesungsgeruch der von ihm gesammelten Tierexemplare zusammensetzte.

Er gluckste leise.

»Das stimmt. Er stinkt noch schlimmer als du.«

»Ich stinke nicht!«, sagte ich indigniert.

»Mmpfm.« Er nahm meine Hand, hob sie an seine Nase und schnüffelte vorsichtig daran. »Zwiebeln«, sagte er, »und Knoblauch. Etwas Scharfes... Pfeffer. Aye, und Nelke. Eichhornblut und Fleischsaft.« Seine Zunge fuhr hervor wie die einer Schlange und berührte meinen Handrücken. »Stärke - Kartoffeln - und etwas Holziges. Knollenblätterpilze.«

»Das ist unfair«, sagte ich und versuchte, meine Hand zurückzubekommen. »Du weißt ganz genau, was es zum Abendessen gegeben hat. Und es waren keine Knollenblätterpilze, sondern Judasohren.«

»Mm?« Er drehte meine Hand um und roch an meiner Handfläche, dann an meinem Handgelenk und meinem Unterarm. »Essig und Dill; du hast Gurken eingelegt, aye? Gut, die esse ich gern. Mm, oh, und hier ist Sauerrahm an den Härchen an deinem Arm - hast du da beim Buttern oder beim Sahnemachen etwas verspritzt?«

»Rate doch, wenn du das so gut kannst.«

»Butter.«

»Verdammt.« Ich versuchte immer noch, meine Hand wegzuziehen, aber nur, weil seine Bartstoppeln mich am Oberarm kitzelten. Er schnupperte sich weiter an meinem Arm entlang bis in die Mulde meiner Schulter. Ich quietschte auf, als seine Haarsträhnen über meine Haut fielen.

Er hob meinen Arm ein Stück, berührte dort das feuchte, seidige Haar und hielt sich den Finger unter die Nase. »*Eau de femme*«, murmelte er, und ich hörte das Lachen in seiner Stimme. »*Ma petite fleur*.«

»Und dabei habe ich *gebadet*«, sagte ich reumütig.

»Aye, mit Sonnenblumenseife«, sagte er mit einem leisen Unterton der Überraschung, als er an meinem Schlüsselbein roch. Ich jaulte schrill, aber leise auf, und er legte seine große, warme Hand über meinen Mund. Er roch nach Schießpulver, Heu und Dung, aber das konnte ich nicht sagen, da er mir den Mund zuhielt.

Er richtete sich ein wenig auf und beugte sich zu mir herüber, so dass sein Backenbart über meine Wangen kratzte. Er ließ seine Hand sinken, und ich spürte seine sanften Lippen an meiner Schläfe, die Schmetterlingsberührung seiner Zunge auf meiner Haut.

»Und Salz«, raunte er, sein Atem warm auf meinem Gesicht. »Du hast Salz im Gesicht, und deine Wimpern sind nass. Weinst du, Sassenach?«

»Nein«, sagte ich, obwohl ich ein plötzliches, irrationales Bedürfnis verspürte, genau das zu tun. »Nein, ich schwitze. Mir war... heiß.«

Mir war nicht länger heiß; meine Haut war kühl; kalt auch dort, wo mir der nächtliche Luftzug vom Fenster den Rücken kühlte.

»Ah, aber hier... mm.« Jetzt war er auf den Knien, einen Arm um meine Taille gelegt, seine Nase in der Mulde zwischen meinen Brüsten vergraben. »Oh«, sagte er, und wieder hatte sich sein Tonfall verändert.

Normalerweise trug ich kein Parfum, doch ich besaß ein spezielles Öl, das von den Westindischen Inseln kam und Orangenblüten, Jasmin, Vanilleschoten und Zimt enthielt. Ich hatte nur eine winzige Phiole, mit der ich mich manchmal betupfte - bei Gelegenheiten, von denen ich dachte, sie könnten etwas Besonderes sein.

»Du hast mich gewollt«, sagte er bedauernd. »Und ich bin eingeschlafen, ohne dich auch nur anzurühren. Das tut mir Leid, Sassenach. Du hättest etwas sagen sollen.«

»Du warst müde.« Seine Hand lag nicht mehr auf meinem Mund; ich fuhr ihm über das Haar und strich ihm die langen, dunklen Strähnen hinter das Ohr. Er lachte, und ich spürte die Wärme seines Atems auf meinem nackten Bauch.

»Dazu könntest du mich von den Toten erwecken, Sassenach, und es würde mir nichts ausmachen.«

Er stand auf und sah mir ins Gesicht, und selbst in dem gedämpften Licht konnte ich sehen, dass es solch drastischer Maßnahmen nicht bedürfen würde.

»Es ist heiß«, sagte ich. »Ich schwitze.«

»Meinst du, ich nicht?«

Seine Hände umschlossen meine Taille, und plötzlich hob er mich hoch und setzte mich auf die breite Fensterbank. Ich schnappte nach Luft, als ich mit dem kühlen Holz in Kontakt kam, und klammerte mich automatisch rechts und links an den Fensterrahmen.

»Was in aller Welt machst du da?«

Er machte sich nicht die Mühe zu antworten; es war sowieso nur eine vollkommen rhetorische Frage.

»*Eau de femme*«, murmelte er, und sein weiches Haar strich über meine Oberschenkel, als er vor mir kniete. Die Dielen ächzten unter seinem Gewicht. »*Parfum d'amour,* mmh?«

Der kühle Wind hob mein Haar und wehte es kitzelnd über meinen Rücken wie die kaum spürbare Berührung eines Liebhabers. Jamies Hände lagen fest auf der Rundung meiner Hüften; ich war nicht in Gefahr zu fallen, und doch spürte ich den Schwindel erregenden Abgrund hinter mir, die klare, endlose Nacht mit ihrem sternenübersäten, leeren Himmel, in den ich hineinfallen und stetig weiterfallen würde, ein winziger Fleck, der durch die Reibung des Flugs immer heißer und heißer flammte und schließlich zu einer weiß glühenden Sternschnuppe zerbarst.

»Ssch«, murmelte Jamie in weiter Ferne. Er stand jetzt, die Hände auf meiner Taille, und das stöhnende Geräusch hätte vom Wind herrühren

können oder von mir. Seine Finger strichen über meine Lippen. Sie hätten Streichhölzer sein können, die sich an meiner Haut entzündeten. Hitze tanzte über mich hinweg, Bauch und Brust, Hals und Gesicht, vorn brennend, hinten kühl wie St. Lorenz auf dem Glutrost.

Ich umschlang ihn mit den Beinen und klemmte meine Ferse zwischen seine Pobacken. Seine festen Hüften zwischen meinen Beinen waren mein einziger Anker.

»Lass los«, sagte er in mein Ohr. »Ich halte dich fest.« Ich ließ los und lehnte mich in die Luft zurück, sicher in seinen Händen.

»Du hattest angefangen, mir etwas von Lawrence Stern zu erzählen«, murmelte ich sehr viel später verschlafen.

»Das stimmt.« Jamie räkelte sich und machte es sich bequem, eine Hand besitzergreifend auf meinem Hintern. Meine Fingerknöchel streiften die Haare auf seinem Oberschenkel. Es war zu heiß, um eng aneinander geschmiegt zu liegen, doch wir wollten uns auch nicht ganz voneinander lösen.

»Wir haben uns über Vögel unterhalten, weil er eine besondere Vorliebe dafür hat. Ich habe ihn gefragt, warum die Vögel im Spätsommer nachts singen - dann sind die Nächte kürzer, und man sollte doch meinen, dass sie ihre Ruhe brauchen, aber nein. Überall raschelt und zwitschert es in den Hecken und Bäumen, die ganze Nacht lang.«

»Ist das so? Das ist mir noch gar nicht aufgefallen.«

»Du bist es auch nicht gewohnt, im Wald zu schlafen, Sassenach«, sagte er geduldig. »Ich schon, und Stern genauso. Ihm sei es auch aufgefallen, hat er gesagt, und er hat sich ebenfalls gefragt, warum.«

»Und hatte er eine Antwort?«

»Eine Antwort nicht - aber immerhin eine Theorie.«

»Oh, das ist ja noch besser«, sagte ich, von schläfriger Belustigung erfüllt.

Er pflichtete mir mit einem leisen Ächzen bei und drehte sich leicht auf die Seite, um ein wenig willkommene Luft zwischen unsere salzigen Körper zu lassen. Ich konnte die Feuchtigkeit auf der Schräge seiner Schulter glänzen sehen, und zwischen den dunklen, lockigen Brusthaaren brach ihm jetzt der Schweiß aus. Er kratzte sich leicht mit einem leisen, angenehmen Schabegeräusch daran.

»Was er getan hat, war, eine Reihe Vögel zu fangen und sie in Käfige zu sperren, die mit Löschpapier ausgekleidet waren.«

»Was?« Das weckte mich ein wenig, wenn auch nur, um zu lachen. »Warum denn das?«

»Nun, sie waren nicht ganz ausgekleidet, nur der Boden«, erklärte er. »Er hat ein Tellerchen voll Tinte auf den Boden gestellt und ein Schälchen Körner in die Mitte gestellt, so dass sie nicht fressen konnten, ohne Tinte an die Füße zu bekommen. Wenn sie dann umherhüpften, zeichneten sich ihre Spuren auf dem Löschpapier ab.«

»Aaah. Und was genau hat ihm das gezeigt - abgesehen von schwarzen Fußabdrücken?«

Allmählich kamen uns die Insekten auf die Spur, angezogen vom Moschusgeruch unserer erhitzten Haut. Ein leises *Zieeee* an meinem Ohr ließ mich nach einem unsichtbaren Moskito schlagen, dann griff ich nach dem Gazevorhang, den Jamie beiseite geschoben hatte, als er aufstand, um nach mir zu suchen. Dieser war mit einem ausgeklügelten Mechanismus - Briannas Erfindung - über dem Bett am Deckenbalken befestigt, so dass der Stoff, wenn man ihn ausrollte, an allen Seiten herunterfiel und uns von den blutdürstigen Horden der Sommernächte abschirmte.

Ich zog ihn ein wenig bedauernd zu, denn er sperrte zwar die Moskitos und die beängstigend großen Libellen auf der Mückenjagd aus, doch es war auch nicht zu vermeiden, dass er einen Teil der Luft und jede Sicht auf den leuchtenden Sternenhimmel jenseits des Fensters ausschloss. Ich legte mich in einem kleinen Abstand von ihm wieder auf das Bett; Jamies angeborener Heizofen war zwar in Winternächten ein großer Bonus, doch im Sommer hatte er seine Nachteile. Ich hatte ja nichts dagegen, in einem

Inferno glühenden Verlangens dahinzuschmelzen, wenn es sein musste, doch ich hatte keine sauberen Hemden mehr.

»Es waren ziemlich viele Spuren, Sassenach - aber die meisten von ihnen befanden sich an einer Seite des Käfigs. In sämtlichen Käfigen.«

»Tatsächlich? Und was hatte das Sterns Meinung nach zu bedeuten?«

»Nun, er hatte die schlaue Idee, einen Kompass neben die Käfige zu legen. Und anscheinend sind die Vögel die ganze Nacht herumgehüpft und wollten nach Südosten - und das ist die Richtung, in die sie im Herbst ziehen.«

»Das ist ja interessant.« Ich fasste mein Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen und hob es mir aus dem Nacken, um etwas Kühle an mich zu lassen. »Aber im Spätsommer ist es doch noch viel zu früh für den Vogelzug, oder? Und sie fliegen doch nachts gar nicht, selbst wenn sie dann ziehen, oder?«

»Nein. Es war, als spürten sie den bevorstehenden Flug und seinen Sog - und als störte das ihre Ruhe. Und das war umso seltsamer, weil die meisten der Vögel in den Käfigen Jungvögel waren, die den Weg noch nie geflogen waren; sie waren noch nie an dem Ort gewesen, der ihr Ziel war, und doch spürten sie ihn dort - vielleicht so, als ob er sie rief und sie damit aus dem Schlaf weckte.«

Ich machte eine Bewegung, und Jamie hob seine Hand von meinem Bein.

»Zugunruhe«, sagte er leise und umfuhr mit der Fingerspitze die feuchte Stelle, die er auf meiner Haut hinterlassen hatte.

»Und was ist das?«

»So hat Stern es genannt - die Schlaflosigkeit der Vögel, die sich für den Aufbruch zu ihrem langen Flug rüsteten.«

Ich rollte mich auf ihn zu und stieß ihm freundschaftlich mit der Stirn an die Schulter. Ich atmete ein wie jemand, der das köstliche Aroma einer feinen Zigarre genießt.

»*Eau d'homme*?«

Er hob den Kopf, beroch sich skeptisch und zog die Nase kraus.

»*Eau de chèvre,* glaube ich«, sagte er. »Obwohl es auch etwas Schlimmeres sein könnte. Ob es wohl ein französischen Wort für Stinktier gibt?«

»*Le Püh«,* schlug ich vor und kicherte.

Die Vögel sangen die ganze Nacht.

108

Tulach Ard

Oktober 1772

Jamie wies kopfnickend hinter sich und lächelte.

»Wie ich sehe, bekommen wir heute Hilfe.«

Roger wandte sich um und sah Jemmy hinter ihnen her stapfen, die kleine, helle Stirn in tiefe Falten der Konzentration gezogen, einen faustgroßen Stein mit beiden Händen an die Brust gedrückt. Roger hätte bei seinem Anblick am liebsten gelacht, doch statt dessen machte er kehrt und hockte sich hin, um auf den Kleinen zu warten.

»Ist das für den neuen Schweinepferch, *'ghille ruaidh*?«*,* sagte er.

Jemmy nickte feierlich. Der Morgen war noch kühl, doch die Wangen des Kleinen glühten vor Anstrengung.

»Danke«, sagte Roger ernst. Er streckte die Hand aus. »Soll ich ihn dir abnehmen?«

Jemmy schüttelte heftig den Kopf, und ließ seinen dichten Pony fliegen.

»Ich!«

»Es ist ein langer Weg, *'ghille ruaidh*«, sagte Jamie. »Und deine Mutter vermisst dich doch bestimmt, oder?«

»Nein!«

»Großvater hat Recht, a *bailach*, Mami braucht dich«, sagte Roger und streckte die Hand nach dem Stein aus. »Komm, lass mich...«

»Nein!« Jemmy drückte den Stein schützend an sein Hemd, und sein Mund verzog sich zu einer sturen Linie.

»Aber du kannst nicht...«, begann Jamie.

»Mit!«

»Nein, ich habe gesagt, du musst...«, begann Roger.

»MIT!«

»Jetzt hör mal, Junge -«, begannen beide Männer gleichzeitig, dann hielten sie inne, sahen sich an und lachten.

»Wo ist Mami denn?«, versuchte es Roger auf einem anderen Weg. »Mami macht sich bestimmt Sorgen um dich, aye?«

Der kleine, rote Kopf verneinte dies mit vehementem Schütteln.

»Claire hat gesagt, die Frauen wollten heute quilten«, sagte Jamie zu Roger. »Marsali hat eine Vorlage mitgebracht; vielleicht haben sie schon angefangen zu nähen.« Er hockte sich neben Roger, Auge in Auge mit seinem Enkel.

»Bist du deiner Mutter etwa weggelaufen?«

Der kleine rosa Mund, der bis jetzt fest geschlossen gewesen war, zuckte und ließ ein kurzes Kichern entwischen.

»Dachte ich mir«, sagte Roger resigniert. »Na, dann komm. Ab nach Hause.« Er stand auf und schwang sich den Kleinen mitsamt seinem Stein in die Arme.

»Nein, nein! NEIN!« Jemmy erstarrte widerspenstig, und seine Füße gruben sich Roger schmerzhaft in den Bauch, während er sich hintenüberkrümmte wie ein Flitzebogen. »Jemmy helfen! Jemmy HELFEN!«

Weil er versuchte, sich inmitten von Jemmys Gebrüll Gehör für seine eigenen Argumente zu verschaffen, ohne selbst zu schreien, und gleichzeitig zu verhindern, dass der Junge mit einem Purzelbaum auf den Kopf fiel, hörte Roger die Rufe aus der Richtung des Hauses anfangs nicht. Doch als er sich schließlich darauf verlegte, seinem Sohn eine Hand auf den weit geöffneten Mund zu halten, schollen die »Jeeeemmmiieeee!«-Rufe der Frauen deutlich zwischen den Bäumen hindurch.

»Siehst du, Mrs. Lizzie sucht nach dir«, sagte Jamie zu seinem Enkel und deutete mit einem Ruck seines Daumens auf das Geräusch.

»Nicht nur Lizzie«, sagte Roger. Weitere Frauenstimmen wiederholten den Refrain in zunehmend verärgertem Tonfall. »Mama und Oma Claire und Oma Bug und Tante Marsali auch, so wie es sich anhört. Sie klingen, als wären sie ziemlich wütend auf dich, Junge.«

»Dann bringen wir ihn besser zurück«, sagte Jamie. Er sah seinen Enkel nicht ohne Mitgefühl an. »Allerdings bekommst du wahrscheinlich den Hintern versohlt, Kleiner. Frauen mögen es nicht, wenn man ihnen davonläuft.«

Angesichts dieser bedrohlichen Aussicht ließ Jemmy seinen Stein fallen und schlang Arme und Beine fest um Roger.

»Mit DIR gehen, Papi«, sagte er beschwörend.

»Aber Mami-«

»MAMI NEIN! Will Papi!«

Roger klopfte Jemmys Rücken, klein aber fest unter dem schmuddeligen Hemd. Er war hin und her gerissen; dies war das erste Mal, dass Jemmy *ihm* ausdrücklich den Vorzug vor Brianna gab, und er musste zugeben, dass er sich insgeheim geschmeichelt fühlte. Selbst wenn die plötzliche Parteinahme seines Sohnes genauso sehr dem Wunsch entsprang, einer Strafe zu entgehen, wie dem Bedürfnis nach seiner Gesellschaft, *wollte* Jemmy mit *ihm* gehen.

»Vielleicht könnten wir ihn doch mitnehmen«, sagte er über Jemmys Kopf hinweg, der jetzt vertrauensvoll an seinem Schlüsselbein ruhte, zu Jamie. »Nur für den Morgen; ich könnte ihn um die Mittagszeit zurückbringen.«

»Oh, aye«, sagte Jamie. Er lächelte seinen Enkel an, hob den Stein auf und gab ihn ihm zurück. »Einen Schweinepferch zu bauen, ist richtige Männerarbeit. Da gibt es kein Gekicher und Gekeife wie bei den Frauen.«

»Apropos Gekeife...« Roger wies mit dem Kinn in Richtung des Hauses, wo die »JEEEMMMIIIEE!«-Rufe jetzt eindeutig einen wütenden Ton

annahmen, der mit Panik versetzt war. »Am besten sagen wir ihnen, dass wir ihn haben.«

»Ich gehe schon.« Jamie schwang sich seufzend den Rucksack von der Schulter und sah seinen Enkel mit hochgezogener Augenbraue an. »Das heißt aber, dass du mir etwas schuldig bist, Junge. Wenn Frauen sich aufregen, lassen sie's am ersten Mann aus, den sie sehen. Wahrscheinlich bekomme *ich* jetzt den Hintern versohlt.« Er verdrehte die Augen, grinste Jemmy jedoch an, dann machte er kehrt und hielt im Laufschritt auf das Haus zu.

Jemmy kicherte.

»Opa Haue!«, rief er.

»Still, du kleiner Schlingel.« Roger versetzte ihm einen leichten Klaps auf den Hintern und merkte dabei, dass Jemmy unter seinem Hemd eine kurze Hose trug, aber keine Windel. Er stellte den Jungen mit Schwung auf die Füße.

»Musst du aufs Töpfchen?«, fragte er automatisch und verfiel dabei in Briannas Sprechweise.

»Nein«, sagte Jemmy genauso automatisch, kratzte sich dabei aber mechanisch am Schritt, so dass sein Vater ihn beim Arm nahm und ihn zielsicher vom Pfad herunter hinter einen bereit stehenden Busch steuerte.

»Komm schon. Wir versuchen es, während wir auf Opa warten.«

Es schien ziemlich lange zu dauern, bis Jamie wieder auftauchte, obwohl die entrüsteten Rufe der Suchenden schnell verstummt waren. Wenn Jamie den Hintern versohlt bekommen hatte, dachte Roger zynisch, schien er seinen Spaß daran gehabt zu haben. Seine hohen Wangenknochen waren leicht gerötet, und er strahlte eine leichte, aber spürbare Genugtuung aus.

Diese erklärte sich jedoch, als Jamie ein kleines Bündel aus dem Hemd zog und ein Leinentuch aufschlug, in dem ein halbes Dutzend frischer Brötchen zum Vorschein kam, von denen geschmolzene Butter und Honig trieften.

»Ich glaube, Mrs. Bug hatte sie für das Quilterkränzchen vorgesehen«, sagte er beim Verteilen der Beute. »Aber es war noch reichlich Teig in der Schüssel; ich glaube kaum, dass man sie vermissen wird.«

»Wenn ja, werde ich es dir in die Schuhe schieben«, versicherte ihm Roger, während er einen warmen Honigtropfen auffing, der ihm über das Handgelenk lief. Er wischte ihn fort und lutschte seinen Finger ab, wobei er einen Moment ekstatisch die Augen schloss.

»Was, du würdest mich der Inquisition überlassen?« Jamies Augen verengten sich zu blauen Dreiecken voller Vergnügen, und er wischte sich die Krümel vom Mund. »Und das, nachdem ich meine Beute mit dir geteilt habe? Das nenne ich Dankbarkeit!«

»Dein Ruf wird's überleben«, sagte Roger grinsend. »Jemmy und ich sind nach der Sache mit dem Gewürzkuchen letzte Woche *personae non gratae,* aber Ehrwürden ist in Oma Bugs Augen doch unfehlbar. Sie würde ja nicht einmal etwas sagen, wenn du die gesamte Vorratskammer in einem Rutsch leer isst.«

Jamie leckte sich einen Honigtropfen aus dem Mundwinkel und trug die selbstzufriedene Miene eines Mannes, der bis ans Ende seiner Tage bei Mrs. Bug einen Stein im Brett hatte.

»Nun, das mag sein«, räumte er ein. »Trotzdem, wenn du vorhast, es auf mich zu schieben, wischst du dem Jungen besser zumindest einen Teil der Spuren ab, bevor wir heimgehen.«

Jemmy hatte sich mit zielstrebiger Konzentration auf den Leckerbissen gestürzt, mit dem Ergebnis, dass sein ganzes Gesicht vor Butter glänzte, ihm der Honig in bernsteinfarbenen Spuren über das Hemd lief und ihm eine Masse in den Haaren klebte, die aus halb gekauten Brötchenstücken zu bestehen schien.

»Wie zum Teufel hast du das so schnell geschafft?«, fragte Roger erstaunt. »Jetzt sieh dir an, was du mit deinem Hemd gemacht hast! Deine Mutter wird uns beide umbringen.« Er griff nach dem Handtuch und versuchte vergebens, einen Teil des Schlamassels abzuwischen, verteilte ihn dadurch jedoch nur weiter.

»Keine Sorge«, sagte Jamie geduldig. »Am Ende des Tages wird er so schmutzig sein, dass seine Mutter ein paar zusätzliche Krümel gar nicht bemerken wird. Vorsicht, Junge!« Eine rasche Handbewegung rettete ein halbes Brötchen, das abgebrochen war, als der Junge versuchte, sich das letzte Gebäckteil in einem Stück in den Mund zu stecken.

»Trotzdem«, sagte Jamie und biss nachdenklich in die gerettete Brötchenhälfte, während er seinen Enkel betrachtete. »Vielleicht sollten wir ihn im Bach ein wenig waschen. Wir wollen schließlich nicht, dass die Schweine den Honig an ihm riechen.«

Ein etwas beklommener Schauder überlief Roger, als er begriff, dass Jamie in Bezug auf die Schweine nicht scherzte. Es war gar nichts Ungewöhnliches, im nahen Wald Schweine zu sehen oder zu hören, die das Laub am Fuß der Eichen und Pappeln durchwühlten oder sich selig grunzend über einen Trog voll Kastanienmast hermachten. Um diese Jahreszeit hatten sie reichlich Futter, und für Erwachsene stellten die Schweine keine große Bedrohung dar. Ein kleiner Junge allerdings, der nach süßen Dingen roch... man stellte sich immer vor, dass Schweine nur Wurzeln und Nüsse fraßen, aber Roger erinnerte sich lebhaft daran, dass er die große, weiße Sau erst vor ein paar Tagen mit dem nackten, blutverschmierten Schwanz eines Opossums im Maul gesehen hatte, auf dem sie genüsslich herumkaute.

Ein Brötchenstück schien ihm in der Kehle zu stecken. Er hob Jemmy hoch, obwohl er so klebte, und klemmte sich das kichernde Kind unter den Arm, so dass die Arme und Beine des Kleinen in der Luft baumelten.

»Na dann komm«, sagte Roger resigniert. »Es würde Mama ganz und gar nicht gefallen, wenn du von einem Schwein gefressen wirst.«

Neben dem Steinpfosten lagen Zaunpfähle aufgestapelt. Roger wühlte darin herum, bis er ein zersplittertes Stück fand, das kurz genug für seine Zwecke war, und benutzte es, um einen großen Granitbrocken so weit hochzuhebeln, dass er mit beiden Händen darunter fassen konnte. Er hockte sich nieder, hievte den Brocken auf seine Oberschenkel und stand ganz langsam auf. Sein Rücken richtete sich Wirbel für Wirbel auf, und

seine Finger gruben sich vor Anstrengung in die mit Flechten bedeckte Oberfläche des Steins. Das Tuch, das er sich um den Kopf gebunden hatte, war klatschnass, und der Schweiß lief ihm über das Gesicht. Er schüttelte den Kopf, um seine Augen vom beißenden Schweiß zu befreien.

»Papa, Papa!«

Roger spürte, wie ihn plötzlich jemand an der Hose zupfte, kniff sich den Schweiß aus dem Auge und spreizte die Füße, um das Gleichgewicht zu behalten, ohne den schweren Felsbrocken fallen zu lassen. Er umklammerte ihn fester und blickte ärgerlich nach unten.

»Was denn, Junge?«

Jemmy hielt sich mit beiden Händen am Stoff der Hose fest. Sein Blick war auf den Wald gerichtet.

»Schwein, Papa«, flüsterte er. *»Großes* Schwein.«

Roger folgte der Blickrichtung des Kleinen und erstarrte.

Es war ein gewaltiger, schwarzer Eber, der vielleicht zwei Meter von ihm entfernt stand. Das Biest hatte eine Schulterhöhe von einem guten Meter und musste zweihundert Kilo oder mehr wiegen. Seine gelben, gebogenen Hauer waren so lang wie Jemmys Unterarm. Es stand erhobenen Kopfes da, und seine feuchte Schweineschnauze bewegte sich, als es nach etwas Essbarem oder einer Bedrohung witterte.

»Mist«, sagte Roger unwillkürlich.

Jemmy, der sich normalerweise auf jedes unachtsam geäußerte Schimpfwort gestürzt und es triumphierend herumposaunt hätte, klammerte sich jetzt nur fester an das Bein seines Vaters.

Die Gedanken rasten Roger durch den Kopf wie kollidierende Lastwagen. Würde es angreifen, wenn er sich bewegte? Er musste sich bewegen; seine Armmuskeln zitterten vor Anstrengung. Er hatte Jemmy mit Wasser abgewaschen; haftete dem Jungen immer noch der Geruch - oder das Aussehen - eines Artikels auf der Speisekarte des Schweins an?

Er zog einen zusammenhängenden Gedanken aus den Wrackteilen in seinem Kopf.

»Jemmy«, sagte er ganz ruhig. »Stell dich hinter mich. Und zwar *sofort«,* fügte er mit Nachdruck hinzu, als das Wildschwein den Kopf in ihre Richtung wandte.

Es sah sie; er konnte sehen, wie sich die kleinen, dunklen Augen auf ihn hefteten. Es trat ein paar Schritte vor, seine Hufe so klein und zierlich unter dem bedrohlichen Rumpf, dass sie geradezu absurd aussahen.

»Siehst du Opa, Jem?«, fragte er nach wie vor ruhig. Seine Arme waren von Flammen durchzogen, und seine Ellbogen fühlten sich an, als steckten sie in einem Schraubstock.

»Nein«, flüsterte Jemmy. Roger konnte spüren, wie sich der Kleine dicht hinter ihn drängte und sich an seine Beine presste.

»Dann sieh dich um. Er ist zum Bach gegangen; er muss aus dieser Richtung zurückkommen. Dreh dich um und schau nach.«

Der Eber war vorsichtig, aber nicht ängstlich. Das hatten sie nun davon, dass sie nicht oft genug Jagd auf diese Biester machten, dachte er. Sie sollten jede Woche ein paar davon im Wald zerlegen, als Lektion für den Rest.

»O-pa!« Jemmys Stimme erklang hinter ihm, schrill vor Angst.

Bei diesem Geräusch sträubten sich plötzlich auf dem ganzen Rücken des Schweins die groben Borsten, und es senkte den Kopf und spannte seine Muskeln an.

»Lauf, Jemmy!«, rief Roger. »Lauf zu Opa!« Ein Adrenalinstoß durchfuhr ihn, und plötzlich wog der Stein nichts mehr. Er schleuderte ihn auf das angreifende Schwein und erwischte es an der Schulter. Es gab ein überraschtes *Whuff!* von sich, knickte ein, dann öffnete es brüllend das Maul und stürzte mit blitzenden Hauern auf ihn zu.

Er konnte sich nicht zur Seite ducken und es vorbeilassen; Jemmy war immer noch dicht hinter ihm. Er trat mit aller Kraft vor den Kiefer des Schweins und stürzte sich dann auf das Tier, das er am Hals zu packen versuchte.

Seine Finger rutschten ab, denn sie fanden keinen Halt in dem drahtigen Haar und glitten an den harten, festen Speckrollen ab. Himmel, das war ja wie ein Ringkampf mit einem beweglichen Zementsack! Es spürte etwas Warmes und Feuchtes an seiner Hand und riss sie zurück; hatte es ihn erwischt? Er hatte keine Schmerzen. Vielleicht nur Speichel aus dem mahlenden Maul - vielleicht Blut aus einer Wunde, die zu tief war, um sie zu spüren. Keine Zeit zum Nachsehen. Er stieß erneut mit der Hand zu, hieb blind um sich, bekam ein borstiges Bein zwischen die Finger und riss fest daran.

Das Schwein fiel mit einem überraschten Quieken auf die Seite und schleuderte ihn von seinem Rücken. Er landete mit den Händen und einem Knie auf dem Boden und stieß sich das Knie an einem Stein. Schmerz durchfuhr ihn vom Knöchel bis zur Leiste, und er rollte sich unwillkürlich zusammen, im ersten Moment gelähmt vor Schrecken.

Der Eber war wieder auf den Beinen und schüttelte sich grunzend und mit klappernden Borsten, doch er stand von Roger abgewandt. Aus seinem Fell stieg Staub auf, und Roger konnte den Korkenzieherschwanz sehen, der eng am Hintern des Tiers zusammengerollt war. Noch eine Sekunde, und das Schwein würde sich umdrehen, ihn vom Bauch bis zur Kehle aufschlitzen und auf seinen Überresten herumtrampeln. Er fasste nach einem Stein, doch der zerplatzte ihm in der Hand, nichts weiter als ein Klumpen Erde.

Zu seiner Linken erscholl das Keuchen und Trampeln eines rennenden Mannes, und er hörte einen atemlosen Ruf.

»Tulach Ard! Tulach *Ard!«*

Der Eber hörte Jamies Ruf und fuhr schnaubend herum, um sich diesem neuen Feind entgegenzustellen. Sein Maul klaffte offen, und seine Augen waren rot vor Wut.

Jamie hatte seinen Dolch in der Hand; Roger sah das Metall aufglänzen, als Jamie sich bückte und weit ausholte, um auf den Eber einzustoßen, und dann zur Seite tänzelte, als dieser auf ihn losging. Ein Messer. Er kämpfte mit einem Messer gegen dieses Biest?

Du hast wohl den Verstand verloren, dachte er glasklar.

»Nein, habe ich nicht«, sagte Jamie keuchend und Roger begriff, dass er es laut gesagt haben musste. Jamie hockte auf seinen Fußballen und streckte die freie Hand nach Roger aus, den Blick immer noch auf das Schwein geheftet, das stehen geblieben war, den Boden mit den Hufen bearbeitete und den Kopf zähneklappernd zwischen den beiden Männern hin und her schwingen ließ, während es sich seine Chancen ausrechnete.

»*Bioran*!«*,* sagte Jamie mit einer drängenden Handbewegung. »Stock, Speer - gib mir irgendetwas!«

Speer... die zersplitterte Zaunlatte. Sein taubes Bein versagte ihm immer noch den Dienst, doch er konnte sich bewegen. Er warf sich zur Seite, packte den gezackten Holzschaft, landete wieder in der Hocke und hielt das Holz vor sich hin wie einen Jagdspeer, das spitze Ende auf den Feind gerichtet.

»*Tulach Ard*!«*,* bellte er. »Komm her, du fettes Biest!«

Der Eber ließ sich einen Augenblick ablenken und fuhr zu ihm herum. Jamie stürzte sich auf das Tier und fuhr ihm mit dem Messer gezielt zwischen die Schulterblätter. Es folgte ein markerschütterndes Quietschen, und der Eber drehte sich im Kreis. Blut spritzte aus einem tiefen Einstich in seiner Schulter. Jamie warf sich zur Seite, stolperte über irgendetwas, stürzte und rutschte über Erde und Gras. Das Messer flog ihm aus der ausgestreckten Hand.

Roger warf sich nach vorn und stieß seinen improvisierten Speer genau unter den Schwanz des Ebers, so fest er konnte. Das Tier kreischte durchdringend auf und schien senkrecht in die Luft zu steigen. Der Speer rutschte ihm durch die Hände, seine grobe Rinde riss ihm die Haut von den Handflächen. Er packte ihn fest und schaffte es, ihn nicht loszulassen, als der Eber jetzt in einem Wirbel aus zuckender Wut zähneknirschend und brüllend auf die Seite stürzte und Blut und schwarze Erde in alle Richtungen verspritzte.

Jamie war wieder auf den Beinen, dreckverschmiert und bellend. Er hatte eine andere Zaunlatte zwischen die Finger bekommen und holte mit aller Kraft nach dem Schwein aus, als dieses jetzt Anstalten machte, sich zu erheben. Das Holz traf mit dem Knacken eines perfekt getroffenen

Baseballs in derselben Sekunde auf den Schädel des Tiers, als dieses wieder auf die Beine kam. Der Eber grunzte schwach betäubt auf und setzte sich.

Ein schriller Ausruf in seinem Rücken ließ Roger in der Hocke herumfahren. Jemmy, der den Dolch seines Großvaters über seinen Kopf hielt und gefährlich schwankte, stolperte mit wilder Absicht auf den Eber zu, das Gesicht feuerrot.

»Jemmy!«, rief er. »Zurück!«

Der Eber grunzte laut hinter ihm, und Jamie rief etwas. Roger hatte keine Aufmerksamkeit für ihn übrig; er stürzte sich auf seinen Sohn, fing jedoch aus dem Augenwinkel im Wald hinter Jemmy eine Bewegung auf, die ihn aufblicken ließ. Ein grauer Strich in der Landschaft, der sich dicht am Boden so schnell bewegte, dass er kaum mehr als einen Eindruck davon bekam, was es war.

Doch das reichte.

»Wölfe!«, rief er Jamie zu, und mit dem Gefühl, dass es nun wirklich nicht fair war, wenn sich auch noch Wölfe zu den Schweinen gesellten, langte er bei Jemmy an, packte das Messer und warf sich auf den Jungen.

Er drückte sich flach auf den Boden, spürte, wie sich Jemmy panisch unter ihm wand, und wartete, von einer seltsamen Ruhe erfüllt. Würde es Hauer oder Fang sein, fragte er sich.

»Schon gut, Jemmy. Sei still. Es ist alles gut, Papa hat dich.« Er hatte die Stirn auf die Erde gepresst und hielt Jemmy in seine Schulterbeuge geklemmt. In der anderen Hand hielt er das Messer. Er zog den Kopf ein, weil sich sein Nacken entblößt und verwundbar anfühlte, doch er konnte sich nicht bewegen, um ihn zu schützen.

Jetzt hörte er den Wolf, der sich heulend und japsend mit seinen Begleitern verständigte. Der Eber gab einen Höllenlärm von sich, eine Art langen, ununterbrochenen Schrei, und Jamie, der zu atemlos war, um weiterzubrüllen, schien ihn in kurzen, unzusammenhängenden, gälischen Ausbrüchen zu beschimpfen.

Über ihnen erklang ein merkwürdiges Surren, gefolgt von einem seltsamen, hohl klingenden Aufprall - und dann plötzlicher, vollkommener Stille.

Erschrocken hob Roger den Kopf ein paar Zentimeter und sah das Schwein nicht weit von sich entfernt stehen. Sein Maul hing in einer Miene offen, die schieres Erstaunen auszudrücken schien. Jamie stand dahinter, von der Stirn bis zum Knie mit blutgetränktem Schmutz verschmiert, und sein Gesicht trug eine ähnliche Miene.

Dann gaben die Vorderbeine des Ebers nach, und er ging in die Knie. Er schwankte, seine Augen wurden glasig, und dann brach er seitlich zusammen. Der Schaft eines Pfeils ragte aus ihm auf. Im Vergleich zur Masse des Tiers sah er zerbrechlich und belanglos aus.

Jemmy wand sich lautstark unter ihm. Er setzte sich langsam hin und nahm den Kleinen in seine Arme. Er registrierte geistesabwesend, dass seine Hände zitterten, doch er fühlte sich seltsam leer. Die aufgeschürfte Haut seiner Handflächen schmerzte, und sein Knie pulsierte. Während er Jemmy mechanisch den Rücken tätschelte, wandte er den Kopf zum Wald und sah den Indianer, der am Rand der Bäume stand, den Bogen in der Hand.

Ihm kam dumpf der Gedanke, sich nach dem Wolf umzusehen. Dieser schnüffelte dicht neben Jamie am Kadaver des Schweins herum, doch sein Schwiegervater beachtete ihn gar nicht. Auch er starrte den Indianer an.

»Ian«, sagte er leise, und unter den Spuren von Schmutz, Gras und Blut breitete sich ein Ausdruck ungläubiger Freude aus. »Oh, Himmel, es ist Ian.«

109

Die Stimme der Zeit

Da Lizzie keine Mutter hatte, die sich um eine angemessene Aussteuer für sie kümmern konnte, hatten sich die Frauen von Fraser’s Ridge zusammengetan, um für Dinge wie Unterröcke, Nachthemden und Strickstrümpfe zu sorgen, während einige der talentierteren Damen Quiltstücke nähten. Wenn eine Quiltvorlage fertig war, fanden sich alle im Herrenhaus ein, um die eigentliche Decke zu fertigen, indem sie Quiltdecke und Rückseite mühselig zusammennähten und verfügbares Füllmaterial aller Art - abgenutzte Decken, zusammengeflickte Lumpen oder Restwolle - als Wärmepolster zwischen Ober- und Unterseite befestigten.

Ich verfügte eigentlich weder über großes Talent noch große Geduld zum Nähen, besaß jedoch das nötige, manuelle Geschick für kleine, feine Stiche. Wichtiger noch, mir standen eine große Küche mit gutem Licht und genügend Platz für einen Quiltrahmen zur Verfügung, dazu die Dienste der guten Mrs. Bug, die dafür sorgte, dass sämtliche Quilterinnen stets mit Tee und einer endlosen Folge von Apfelteilchen versorgt waren.

Wir waren gerade dabei, ein Blockmuster in Creme- und Blautönen zusammenzufügen, das Mrs. Evan Lindsay vorbereitet hatte, als Jamie plötzlich in der Tür zum Flur auftauchte. Da die meisten der Frauen gerade in eine fesselnde Unterhaltung über das Schnarchen von Ehemännern im Allgemeinen und der ihren im Besonderen vertieft waren, bemerkten sie ihn nicht, doch ich saß der Tür zugewandt. Er schien uns weder unterbrechen noch Aufmerksamkeit erregen zu wollen, denn er kam nicht ins Zimmer - doch als er meinen Blick auf sich gelenkt hatte, ruckte er drängend mit dem Kopf und verschwand in Richtung seines Studierzimmers.

Ich warf Brianna, die neben mir saß, einen Blick zu. Sie hatte ihn gesehen; sie zog eine Augenbraue hoch und zuckte mit den Schultern. Ich verstaute das verknotete Ende meines Fadens zwischen den Materialschichten, so dass es nicht zu sehen war, steckte meine Nadel in die Oberseite des Quilts und erhob mich mit einer gemurmelten Entschuldigung.

»Gebt ihm Bier zum Abendessen«, riet Mrs. Chisholm gerade Mrs. Aberfeldy. »Reichlich und mit viel Wasser. Dann muss er jede halbe Stunde pissen und kommt gar nicht erst dazu, mit der Lärmerei anzufangen.«

»Oh, aye«, wandte Mrs. Aberfeldy ein. »Das habe ich schon versucht. Aber wenn er dann wieder ins Bett kommt, will er... mmpfm.« Sämtliche Damen fingen an zu kichern, und sie lief feuerrot an. »Da komme ich noch weniger zum Schlafen, als wenn er schnarcht!«

Jamie wartete im Flur. Sobald ich erschien, packte er mich am Arm und schob mich zur Haustür hinaus.

»Was -«, setzte ich verwirrt an. Dann sah ich den hochgewachsenen Indianer, der auf der Kante der Eingangstreppe saß.

»Was -«, sagte ich erneut, und dann stand er auf, wandte sich um und lächelte mich an.

»Ian!«, kreischte ich und warf mich in seine Arme.

Er war dünn und hart wie ein Stück sonnengegerbtes Leder, und seine Kleider rochen nach feuchtem Holz und Erde mit einem schwachen Echo der Rauch- und Körpergerüche eines Langhauses. Ich trat zurück und wischte mir über die Augen, um ihn mir anzusehen, und eine kalte Nase stieß gegen meine Hand, so dass ich erneut kurz aufschrie.

»Du!«, sagte ich zu Rollo. »Ich hatte gedacht, ich sehe dich nie wieder!« Von meinen Gefühlen überwältigt, rieb ich ihm wie verrückt die Ohren. Er bellte kurz auf und ließ sich mit ebenso verrücktem Schwanzgewedel auf die Vorderpfoten nieder.

»Hund! Hund-Hund! Hier, Hund!« Jemmy kam aus der Tür der Blockhütte gestürzt. Er rannte, so schnell ihn seine kurzen Beinchen

trugen, sein nasses Haar stand ihm zu Berge, und er strahlte über das ganze Gesicht. Rollo schoss auf ihn zu, traf ihn mittschiffs und warf ihn unter großem Gejapse um.

Ich hatte zunächst befürchtet, dass Rollo - der schließlich zur Hälfte Wolf war - Jemmy als Beute betrachtete, doch es war von Anfang an offensichtlich, dass die beiden nur ausgelassen miteinander spielten. Briannas mütterlicher Sonar hatte das Quietschen jedoch aufgefangen, und sie kam zur Tür geeilt.

»Was -«, setzte sie an, während ihr Blick zu dem Chaos im Gras wanderte. Dann trat Ian vor, nahm sie in die Arme und küsste sie. Ihr Aufschrei rief wiederum das Quilterkränzchen auf den Plan, das sich mit einem Gewirr von Fragen, Kreischen und allgemeinen Ausrufen der Aufregung brodelnd auf die Veranda ergoss.

Inmitten des resultierenden Pandämoniums bemerkte ich plötzlich, dass Roger, der von irgendwo aufgetaucht war, eine frische, blutige Schramme auf der Stirn, ein Veilchen - und ein frisches Hemd trug. Ich sah Jamie an, der neben mir stand und die Vorgänge beobachtete, das Gesicht zu einem permanenten Grinsen verzogen. Sein Hemd dagegen war nicht nur schmutzig, sondern auch an der Vorderseite zerfetzt und hatte einen enormen Riss am einen Ärmel. Der Leinenstoff war außerdem über und über mit Schmutz und getrocknetem Blut verschmiert, wenn ich auch kein frisches Blut sah. Dazu noch Jemmys nasses Haar und sein sauberes Hemd - nicht, dass es jetzt noch sauber war -, und das Ganze war höchst verdächtig.

»Was in aller Welt habt ihr drei getrieben?«, wollte ich wissen.

Er schüttelte immer noch grinsend den Kopf.

»Das spielt jetzt keine Rolle, Sassenach. Obwohl ich ein frisches Schwein für dich habe, das du zerlegen kannst - wenn du Zeit hast.«

Ich strich mir entnervt eine Haarsträhne zurück.

»Ist das hier so Brauch, statt eines gemästeten Kalbs bei der Rückkehr des verlorenen Sohns?«, fragte ich und wies mit einer Kopfbewegung auf Ian, der jetzt vollständig in der Flut der Frauen untergetaucht war. Lizzie

hatte sich, wie ich sah, an seinen Arm geklammert, und ihr bleiches Gesicht glühte geradezu vor Aufregung. Mir wurde ein wenig unwohl bei diesem Anblick, doch ich verdrängte das Gefühl erst einmal.

»Hat Ian Freunde mitgebracht? Oder - vielleicht seine Familie?« Er hatte gesagt, dass seine Frau in anderen Umständen war, und das war fast zwei Jahre her. Das Kind musste fast alt genug sein, um selbst zu laufen - wenn alles gut gegangen war.

Jamies Gesicht verfinsterte sich ein wenig.

»Nein«, sagte er. »Er ist allein. Bis auf den Hund natürlich«, fügte er mit einem Kopfnicken in Richtung des Hundes hinzu, der mit den Pfoten in der Luft auf dem Rücken lag und sich begeistert unter Jemmys Attacken wand.

»Oh. Aha.« Ich strich mir das Haar glatt und band es wieder zusammen, während ich mir zu überlegen begann, was in Bezug auf die Quilterinnen, das frische Schwein und so etwas wie ein Festessen zur Feier des Tages zu tun war - obwohl sich Mrs. Bug wohl um Letzteres kümmern würde.

»Hat er gesagt, wie lange er bleibt?«

Jamie holte tief Luft und legte mir eine Hand auf den Rücken.

»Für immer«, sagte er, und seine Stimme war von Freude erfüllt - wenn auch mit einem seltsamen Unterton der Traurigkeit, so dass ich ihn verwundert ansah. »Er ist heim gekommen.«

Es war wirklich sehr spät, als die Metzgerarbeiten, die Quiltdecke und das Essen vollendet waren und die Besucher endlich mit Gesprächsstoff beladen nach Hause gingen. So viel Gesprächsstoff allerdings auch wieder nicht; Ian war zu jedermann freundlich, aber zurückhaltend gewesen und hatte nur sehr wenig über seinen Heimweg aus dem Norden erzählt - und nicht das Geringste über seine Gründe dafür.

»Hat Ian dir irgendetwas erzählt?«, fragte ich Jamie, als ich ihn vor dem Abendessen ein paar Minuten allein in seinem Studierzimmer antraf. Er schüttelte den Kopf.

»Ganz wenig. Nur, dass er bleiben will.«

»Meinst du, seiner Frau ist etwas zugestoßen? Und dem Baby?« Ich empfand Bestürzung sowohl um lans als auch um des schlanken, hübschen Mohawkmädchens willen, das Wakyo'teyehsnonhsa hieß - Die-mit-den-Händen-arbeitet. Ian hatte sie Emily genannt. Der Tod im Kindbett war nichts Ungewöhnliches, selbst bei den Indianern.

Jamie schüttelte nüchtern den Kopf.

»Ich weiß es nicht, aber ich denke, etwas in der Art muss es sein. Er hat sie mit keinem Wort erwähnt - und seine Augen sind sehr viel älter als der Junge selbst.«

Dann war Lizzie mit einer dringenden Nachricht von Mrs. Bug bezüglich des Abendessens an der Tür erschienen, und ich hatte gehen müssen. Doch während ich Lizzie zur Küche folgte, musste ich mich unwillkürlich fragen, was Ians Rückkehr wohl für sie bedeutete - vor allem, wenn wir mit unseren Vermutungen über Ians Mohawkfrau Recht hatten.

Bevor Ian uns verlassen hatte, war Lizzie halb in ihn verliebt gewesen, und sie hatte ihm nach seiner Entscheidung, bei den Kahnyen'kehaka zu bleiben, monatelang nachgetrauert. Doch das war über zwei Jahre her, und zwei Jahre können eine sehr lange Zeit sein, vor allem im Leben eines jungen Menschen.

Ich wusste, was Jamie mit dem meinte, was er über Ians Augen gesagt hatte, und auch mir war klar, dass er nicht mehr der impulsive, fröhliche Junge war, den wir bei den Mohawk zurückgelassen hatten. Lizzie war auch nicht mehr die schüchtern anbetende, kleine Maus, die sie gewesen war.

Allerdings *war* sie Manfred McGillivrays Verlobte. Ich konnte nur dankbar sein, dass weder Ute McGillivray noch eine ihrer Töchter am Quilterkränzchen des heutigen Nachmittags teilgenommen hatte. Mit etwas Glück würde der Glanz von Ians Rückkehr ja nicht von langer Dauer sein.

»Kommst du hier unten auch zurecht?«, fragte ich Ian skeptisch. Ich hatte ihm mehrere Quilts und ein Gänsekissen auf den Operationstisch gelegt, nachdem er Mr. Wemyss’ Angebot, in seinem Bett zu schlafen, und Mrs. Bugs Wunsch, ihm ein gemütliches Strohlager vor dem Küchenherd zu machen, höflich abgelehnt hatte.

»Oh, aye, Tante Claire«, sagte er und grinste mich an. »Du würdest nicht glauben, wo Rollo und ich schon übernachtet haben.« Er räkelte sich gähnend und blinzelnd. »Himmel, ich bin seit mindestens einem Monat nicht mehr bis nach Sonnenuntergang wach gewesen.«

»Und wahrscheinlich in der Morgendämmerung wieder auf. Deswegen dachte ich, du schläfst besser hier, falls du morgen gern lange schlafen möchtest.«

Da lachte er.

»Nur, wenn ich das Fenster offen lasse, so dass Rollo kommen und gehen kann, wie er will. Obwohl er anscheinend findet, dass es hier drinnen genug zu jagen gibt.«

Rollo saß mitten auf dem Fußboden, die Schnauze erwartungsvoll gehoben, die gelben Wolfsaugen reglos auf die obere Schranktür geheftet. Hinter der Tür erklang ein tiefes Summgeräusch wie kochendes Wasser in einem Kessel.

»Ich setze auf die Katze, Ian«, bemerkte Jamie, der jetzt in das Sprechzimmer trat. »Unser kleiner Adso ist ziemlich von sich eingenommen. Letzte Woche habe ich gesehen, wie er einen Fuchs gejagt hat.«

»Die Tatsache, dass du mit einem Gewehr hinter ihm her warst, hatte natürlich nichts damit zu tun, dass der Fuchs geflüchtet ist«, sagte ich.

»Zumindest nicht, was unsere Mieze hier angeht«, pflichtete Jamie mir grinsend bei.

Ian seufzte leise. »Es fühlt sich... sehr gut an, wieder Schottisch zu reden, Onkel Jamie.«

Jamies Hand strich Ian sacht über den Arm.

»Das kann ich mir vorstellen, *a mhic a pheathar*«, sagte er genau so leise. »Hast du dein Gälisch denn ganz vergessen?«

»*'S beag'tha fhios aig fear a hhaile mar'tha fear na mara hèo*«, erwiderte Ian, ohne zu zögern. Es war ein bekanntes Sprichwort: »Wenig weiß der Landmann vom Leben des Seemanns.«

Jamie lachte überrascht und zufrieden, und Ian grinste breit zurück. Sein Gesicht war tief gebräunt, und die aus Punkten zusammengesetzten Linien seiner Mohawktätowierungen verliefen in deutlichen Halbkreisen von der Nase zu den Wangenknochen - aber einen Moment sah ich den Schabernack in seinen haselnussbraunen Augen tanzen, und ich sah wieder den Jungen vor mir, den wir gekannt hatten.

»Ich habe im Kopf Dinge wiederholt », sagte er, und sein Grinsen verblasste ein wenig. »Ich habe mir Gegenstände angesehen und im Kopf die Worte gesagt, um sie nicht zu vergessen - *Arbhar, Coire.*« Er warf Jamie einen schüchternen Blick zu. »Du hast mir doch gesagt, ich sollte nicht vergessen, Onkel Jamie.«

Jamie kniff die Augen zu, öffnete sie wieder und räusperte sich.

»So ist es, Ian«, murmelte er. »Und ich bin froh, dass ich es getan habe.« Er drückte Ian fest die Schulter - und dann lagen sie sich in den Armen und klopften sich wortlos vor Emotion gegenseitig auf den Rücken.

Bis ich mir die Augen ausgewischt und die Nase geputzt hatte, hatten sie sich wieder voneinander gelöst und eine betont beiläufige Haltung angenommen, während sie versuchten, meinen Absturz in die weibliche Sentimentalität zu ignorieren.

»Schottisch und Gälisch habe ich behalten, Onkel Jamie«, sagte Ian und räusperte sich ebenfalls. »Aber das Lateinische war ein bisschen zu viel für mich.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass du oft Gelegenheit gehabt hast, deine Lateinkenntnisse anzuwenden«, sagte Jamie. Er fuhr sich mit dem Hemdsärmel unter der Nase entlang und lächelte. »Es sei denn, ein wandernder Jesuit wäre zufällig des Weges gekommen.«

Bei diesen Worten machte Ian ein etwas seltsames Gesicht. Er blickte von Jamie zu mir, dann zur Tür des Sprechzimmers, um sicherzugehen, dass niemand kam.

»Nun, nicht ganz, Onkel Jamie«, sagte.

Er trat schweigend zur Tür, spähte in den Flur hinaus, dann schloss er leise die Tür und kam zum Tisch zurück. Er hatte einen kleinen Lederbeutel an der Taille getragen, der - abgesehen von Messer, Bogen und Köcher - alles zu enthalten schien, was er auf dieser Welt besaß. Er hatte ihn vorhin beiseite gelegt, ergriff ihn jetzt aber wieder und kramte kurz darin herum. Er zog ein kleines Buch hervor, das in schwarzes Leder gebunden war. Er reichte es Jamie, der es mit verwunderter Miene entgegennahm.

»Als ich - das heißt, kurz bevor ich aus Snaketown weggegangen bin, hat mir die alte Frau, Tewaktenyonh, dieses Büchlein gegeben. Ich hatte es schon einmal gesehen; Emily -« Er hielt inne, räusperte sich heftig, dann fuhr er ruhig fort. »Emily hat eine Seite für mich erbettelt, um euch einen Brief zu schreiben, in dem stand, dass es mir gut ging. Habt ihr ihn bekommen?«

»Ja, das haben wir«, versicherte ich ihm. »Jamie hat ihn später deiner Mutter geschickt.«

»Oh, aye?« Bei dem Gedanken an seine Mutter hellte sich Ians Miene auf. »Das ist gut. Ich hoffe, sie wird sich freuen zu hören, dass ich wieder da bin.«

»Darauf verwette ich, was du willst«, beruhigte ihn Jamie. »Aber was ist das?« Er hielt das Buch hoch und hob fragend eine Augenbraue. »Es sieht aus wie ein Priesterbrevier.«

»Das stimmt.« Ian nickte und kratzte sich an einem Mückenstich an seinem Hals. »Das ist es aber nicht. Sieh es dir an, aye?«

Ich trat dichter zu Jamie und blickte ihm über den Arm, als er das Buch öffnete. Dort, wo das Deckblatt herausgerissen worden war, war eine gezackte Papierkante. Doch es gab keine Titelseite, keinen Druck. Das

Buch schien eine Art Tagebuch zu sein; die Seiten waren mit schwarzer Tinte vollgeschrieben.

Zwei Wörter standen einsam an der Spitze der ersten Seite, in großen, krakeligen Buchstaben hingekritzelt.

Ego sum, lauteten sie. Ich bin.

»Was du nicht sagst?«, murmelte Jamie halb zu sich selbst. »Aye, und wer magst du sein?« In der Mitte der Seite fuhr der Eintrag fort. Hier war die Schrift kleiner, kontrollierter, obwohl irgendetwas an ihr seltsam auszusehen schien.

»*Prima cogitatio* est. Das ist das Erste, was mir in den Sinn kommt«, übersetzte Jamie leise.

»Ich bin; ich existiere noch. Habe ich das in jenem Raum dazwischen auch getan? Ich muss es wohl, denn ich erinnere mich daran. Ich werde später versuchen, es zu beschreiben. Jetzt fehlen mir die Worte. Ich fühle mich sehr *krank.*«

Die Buchstaben waren klein und rundlich, jeder einzeln hingeschrieben. Die Arbeit eines ordentlichen und sorgfältigen Schreibers, doch sie schwankten wie betrunken, und die Zeilen verliefen schräg nach oben. Dem Aussehen seiner Aufzeichnungen nach fühlte er sich wirklich krank.

Als die ordentlichen Buchstaben auf der nächsten Seite fortfuhren, hatten sie sich beruhigt, genau wie die Nerven des Verfassers.

Ibi demum locus...

Dies ist also der Ort. Natürlich. Aber es ist auch die richtige Zeit, da bin ich mir sicher. Die Bäume, die Büsche sind anders. Im Westen war eine Lichtung, und jetzt ist sie vollständig mit Lorbeer überwuchert. Als ich den Kreis betrat, hatte ich eine große Magnolie vor Augen, und jetzt ist sie fort; an der Stelle steht ein Eichenschössling. Alles hört sich anders an.

Kein Highwaylärm, keine Fahrzeuge in der Ferne. Nur Vögel, die sehr laut singen. Und Wind.

Mir ist immer noch schwindelig. Meine Beine sind schwach. Ich kann noch nicht stehen. Ich bin am Fuß der Wand aufgewacht, wo die Schlange sich in den Schwanz beißt, jedoch ein Stück von der Höhle entfernt, wo wir den Kreis ausgelegt haben. Ich muss dort hin gekrochen sein, ich habe Schmutz und Kratzer an Händen und Kleidern. Nach dem Erwachen habe ich eine Weile dort gelegen, zu schwach, um mich zu erheben. Jetzt geht es mir besser. Immer noch schwach, und mir ist übel, aber dennoch bin ich in Hochstimmung. Es hat funktioniert. Wir haben es geschafft.

»*Wir*?«, sagte ich und sah Jamie mit hochgezogenen Augenbrauen an. Er zuckte mit den Schultern und blätterte um.

»Der Stein ist verschwunden. Nur eine Rußspur in meiner Tasche. Also hatte Raymond Recht. Es war ein kleiner, ungeschliffener Saphir. Ich muss daran denken, alles zu Papier zu bringen, um der anderen willen, die vielleicht nach mir kommen.«

Ein kleiner, kalter Schauer der Vorahnung überlief meinen Rücken und ließ meine Kopfhaut kribbeln, als sich meine Haare zu Berge stellten. Andere, die vielleicht nach mir kommen. Ohne es zu wollen, streckte ich die Hand aus und berührte das Buch; ein unwiderstehlicher Impuls. Ich musste ihn irgendwie berühren, einen Kontakt mit dem verschwundenen Verfasser dieser Worte herstellen.

Jamie warf mir einen seltsamen Blick zu. Mühsam zog ich meine Hand zurück und ballte meine Finger zu einer Faust. Er zögerte einen Moment, richtete seinen Blick dann aber wieder auf das Buch, als zöge die ordentliche, schwarze Handschrift ihn genauso in seinen Bann wie mich.

Ich wusste jetzt, was mir an dieser Schrift aufgefallen war. Sie war nicht mit einem Federkiel hergestellt worden. Selbst die meisterhafteste

Federschrift war unregelmäßig eingefärbt, dunkel, wo der Federkiel frisch eingetaucht war, um dann im Lauf der Zeile allmählich zu verblassen. Hier sahen alle Wörter gleich aus - in einer dünnen, festen Linie aus schwarzer Tinte geschrieben, die einen leichten Abdruck in den Fasern des Papiers hinterließ. So etwas vermochte keine Feder.

»Kugelschreiber«, sagte ich. »Er hat es mit Kugelschreiber geschrieben. Mein Gott.«

Jamie musterte mich erneut. Ich muss bleich ausgesehen haben, denn er machte eine Bewegung, als wollte er das Buch schließen, aber ich schüttelte den Kopf und wies ihn mit einer Handbewegung an, weiterzulesen. Er runzelte skeptisch die Stirn, richtete jedoch den Blick wieder auf die Seite, während er mich aus dem Augenwinkel betrachtete. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit voll und ganz auf das Buch, und seine Augenbrauen hoben sich, als er die Worte auf der nächsten Seite las.

»Sieh dir das an«, sagte er leise und hielt mir das Buch hin, während er auf eine Zeile deutete. Sie war in Latein verfasst wie die anderen, doch es waren unvertraute Wörter unter den Text gemischt - lange, seltsam aussehende Wörter.

»Mohawk?«, sagte Jamie. Er blickte auf und sah Ian ins Gesicht. »Das ist doch bestimmt ein Wort aus einer Indianersprache. Eine der Atgonquinsprachen, oder?«

»Regnet Stark«, sagte Ian leise. »Es ist Kahnyen'kehaka - die Mohawksprache, Onkel Jamie. Regnet-Stark ist ein Name. Und die anderen Wörter dort auch - Kraftvoller-Wanderer, Sechs-Schildkröten und Der-mitden-Geistern-spricht.«

»Ich dachte, die Mohawk hätten keine Schriftsprache«, sagte Jamie und zog eine seiner roten Augenbrauen hoch. Ian schüttelte den Kopf.

»Das haben sie auch nicht, Onkel Jamie. Aber irgendjemand hat das hier geschrieben -« Er wies auf die Seite. »Und wenn man den Klang der Worte herausbekommt...« Er zuckte mit den Achseln. »Es sind Mohawknamen, da bin ich mir sicher.«

Jamie sah ihn einige Sekunden an, dann senkte er kommentarlos den Kopf und fuhr mit seiner Übersetzung fort.

Ich hatte einen der Saphire, Regnet-Stark den anderen. Der-mit-den-Geistern-spricht hatte einen Rubin, Kraftvoller-Wanderer hat den Diamanten genommen, und Sechs-Schildkröten hatte den Smaragd. Wir waren uns nicht sicher, wie das Diagramm aussehen sollte - ob es vier Ecken haben sollte, für die Himmelsrichtungen, oder fünf, ein Pentagramm. Aber wir waren fünf, die sich bei ihrem Blutverschworen hatten, also haben wir den Kreis mit fünf Punkten ausgelegt.

Zwischen diesem und dem nächsten Satz war eine kleine Lücke, und die Schrift veränderte sich. Sie wurde jetzt sicher und regelmäßig, als hätte der Verfasser eine Pause eingelegt, um zu einem späteren Zeitpunkt mit seiner Geschichte fortzufahren.

Ich bin zurückgegangen, um nachzusehen. Von dem Kreis ist keine Spur zu sehen - aber ich wüsste schließlich auch keinen Grund, warum das so sein sollte. Ich muss wohl eine Zeit lang bewusstlos gewesen sein; wir haben den Kreis knapp innerhalb der Öffnung einer Höhle ausgelegt doch auf der Erde sind keine Spuren zu sehen, die anzeigen würden, wie ich zu der Stellegekrochen oder gerollt bin, an der ich aufgewacht bin, und doch sehe ich Spuren im Staub, die vom Regen stammen. Meine Kleider sind feucht aber ich kann nicht sagen, ob das vom Regen, vom Morgentau oder vom Schweiß kommt weil ich in der Sonne gelegen habe; es war fast Mittag als ich aufgewacht bin, denn die Sonne stand genau über mir, und es war heiß. Ich habe Durst. Bin ich von der Höhle weggekrochen und dann zusammengebrochen? Oder bin ich durch die Gewalt des Übergangs ein Stück weit geschleudert worden?

Als ich das hörte, hatte ich das ausgesprochen merkwürdige Gefühl, dass die Worte irgendwo in meinem Kopf als Echo widerhallten. Nicht, dass ich

sie schon einmal gehört hatte, und doch kamen mir die Worte furchtbar bekannt vor. Ich schüttelte den Kopf, um ihn klar zu bekommen, und als ich aufblickte, waren Ians Augen auf mich gerichtet, sanftbraun und voller Spekulation.

»Ja«, sagte ich unverblümt als Antwort auf seinen Blick. »Ich auch. Und Brianna und Roger.« Jamie, der innegehalten hatte, um eine Formulierung auszutüfteln, blickte auf. Er sah Ians Gesicht und das meine und streckte die Hand aus, um sie auf die meine zu legen.

»Wie viel hast du lesen können, Junge?«, fragte er leise.

»Eine ganze Menge, Onkel Jamie«, antwortete Ian, ohne den Blick von meinem Gesicht abzuwenden. »Nicht alles -« Ein kurzes Lächeln berührte seine Lippen, »und ich habe bestimmt Grammatikfehler gemacht - aber ich glaube, ich verstehe es. Und du?«

Es war nicht klar, ob diese Frage an mich oder Jamie gerichtet war; wir zögerten beide, wechselten einen Blick - dann wandte ich mich wieder Ian zu und nickte, und Jamie tat dasselbe. Jamies Hand schloss sich fester um die meine.

»Mmpfm«, sagte Ian, und eine Miene tiefster Genugtuung erhellte sein Gesicht. »Ich wusste doch, dass du keine Fee bist, Tante Claire.«

Ian, der nicht mehr viel länger hatte wach bleiben können, hatte sich schließlich gähnend zurückgezogen, obwohl er auf dem Weg ins Bett einen Halt einlegte, um Rollo im Nacken zu packen und ihn still zu halten, während ich Adso, der sich auf das Doppelte seiner normalen Größe aufgeplustert hatte und wie eine Schlange zischte, aus dem Schrank holte. Ich hatte den Kater ebenfalls am Nacken gepackt, um zu verhindern, dass er zerfleischt wurde, und ihn oben in unserem Schlafzimmer in Sicherheit gebracht, wo ich ihn ohne Umschweife auf dem Bett absetzte, um mich dann sofort an Jamie zu wenden.

»Was ist als Nächstes passiert?«, sagte ich.

Er war schon dabei, eine frische Kerze anzuzünden. Während er mit einer Hand sein Hemd öffnete und mit der anderen das Buch aufblätterte,

ließ er sich auf das Bett sinken, nach wie vor in die Lektüre vertieft.

»Er konnte keinen seiner Freunde finden. Er hat zwei Tage lang die nähere Umgebung abgesucht und nach ihnen gerufen, aber keine Spur von ihnen gefunden. Er war sehr bestürzt, war aber schließlich der Meinung, dass er weiterziehen müsse; er brauchte etwas zu essen und hatte nichts als ein Messer und etwas Salz dabei. Er musste jagen oder Menschen finden.«

Ian hatte gesagt, Tewaktenyonh habe ihm das Buch gegeben und ihm aufgetragen, es mir zu bringen. Es hatte einem Mann namens Otterzahn gehört, hatte sie gesagt - einem Mitglied meiner Familie.

Ein eisiger Finger hatte sich bei diesen Worten auf meinen Rücken gelegt - und war nicht mehr von dort gewichen. Leise Schauer der Beklommenheit kribbelten wie Geisterfinger über meine Haut. Meine Familie, in der Tat.

Ich hatte ihr gesagt, dass Otterzahn vielleicht zu »meiner Familie« gehörte, weil ich die besondere Verwandtschaft der Zeitreisenden nicht anders beschreiben konnte. Ich war Otterzahn nie begegnet - zumindest nicht persönlich -, doch wenn er der war, für den ich ihn hielt, dann gehörte ihm der Kopf, der auf unserem kleinen Friedhof begraben war - der Kopf mit den Silberplomben.

Vielleicht würde ich jetzt endlich erfahren, wer er gewesen war - und wie um alles in der Welt er so spektakulär zu Tode gekommen war.

»Er war kein großer Jäger«, sagte Jamie kritisch und musterte die Seite stirnrunzelnd. »Konnte nicht einmal ein Karnickel in einer Schlinge fangen, und das mitten im Sommer!«

Zum Glück für Otterzahn - wenn er es denn war -, war ihm eine Reihe essbarer Pflanzen vertraut gewesen, und er schien extrem mit sich zufrieden zu sein, weil er Paw-Paw und Persimonen identifizieren konnte.

»Eine Persimone zu erkennen, ist doch nichts Besonderes, zum Kuckuck«, sagte ich. »Sie sehen aus wie ein oranger Baseball!«

»Und sie schmecken wie der Bodensatz eines Nachttopfs«, fügte Jamie hinzu, der für Persimonen nicht das Geringste übrig hatte. »Trotzdem, er

hatte Hunger, und wenn man hungrig genug ist...«Er verstummte und bewegte lautlos die Lippen, als er mit der Übersetzung fortfuhr.

Der Mann war eine Zeit lang durch die Wildnis gewandert - obwohl »wandern« nicht ganz das richtige Wort zu sein schien; mit Hilfe von Sonne und Sternen hatte er eine bestimmte Richtung gewählt. Das war ja seltsam - wonach hatte er gesucht?

Was auch immer es war, er hatte schließlich ein Dorf gefunden. Er sprach die Sprache der Bewohner nicht - »Wie kommt er darauf, dass er das sollte?«, fragte sich Jamie laut -, war jedoch seinen eigenen Worten nach furchtbar bestürzt gewesen, als er entdeckte, dass die Frauen in Eisenkesseln kochten.

»Davon hat Tewaktenyonh gesprochen«, unterbrach ich ihn. »Als sie mir von ihm erzählt hat - wenn es derselbe Mann ist«, fügte ich der Form halber hinzu, »hat sie gesagt, er hätte sich ständig über die Kochtöpfe und die Messer und Schusswaffen aufgeregt. Er sagte, die Indianer müssten - wie hat sie es formuliert? -, sie müssten >wieder zu den Sitten ihrer Vorväter finden<, sonst würde der weiße Mann sie lebendig verspeisen.«

»Ein äußerst reizbarer Mensch«, brummte Jamie, der weiter gebannt an dem Buch hing. »Und ein Gespür für Rhetorik hat er auch.«

Innerhalb der nächsten paar Seiten wurde klarer, warum Otterzahn so merkwürdig von den Kochtöpfen besessen war.

»Ich bin gescheitert«, las Jamie. »Ich bin zu spät.« Er streckte sich aus und sah mich an, dann fuhr er fort.

Ich weiß nicht genau, in welcher Zeit ich mich befinde, und habe auch keine Möglichkeit, es herauszufinden - diese Menschen messen die Jahre nicht nach einer mir bekannten Methode, selbst wenn ich ihre Sprache gut genug beherrschte, um sie zu fragen. Doch ich weiß, dass ich zu spät bin.

Wäre ich in der Zeit angekommen, in die ich wollte, vor 1650, gäbe es kein Eisen in einem Dorf, das sich so weit im Landesinneren befindet. Es hier in solch alltäglichem Gebrauch zu finden, bedeutet, dass ich mindestens fünfzig Jahre zu spät bin - vielleicht sogar mehr!

Diese Entdeckung hatte Otterzahn zutiefst hoffnungslos gestimmt, und er hatte mehrere Tage in größter Verzweiflung verbracht. Doch dann hatte er sich zusammengerissen und war zu dem Schluss gekommen, dass ihm nichts anderes übrig blieb als fortzufahren. Und so war er allein - allerdings mit einigem Proviant, den ihm die Dorfbewohner geschenkt hatten - nach Norden aufgebrochen.

»Ich habe keine Ahnung, was der Mann glaubte, was er tat«, merkte Jamie an. »Aber ich muss sagen, dass er Mut beweist. Seine Freunde sind tot oder verschwunden, und er trägt nichts bei sich, hat keine Ahnung, wo er ist - und doch macht er weiter.«

»Ja - obwohl ich, ehrlich gesagt, nicht glaube, dass er sich etwas anderes hätte einfallen lassen können«, sagte ich. Ich berührte erneut sanft das Buch und erinnerte mich dabei an die ersten paar Tage nach meiner eigenen Passage durch die Steine.

Natürlich mit dem Unterschied, dass dieser Mann die Steine aus freiem Willen durchquert hatte. *Warum* genau er es getan hatte - und wie - hatte er uns noch nicht enthüllt.

Allein in der Wildnis unterwegs, mit diesem Büchlein als einzigem Begleiter, hatte Otterzahn beschlossen - so sagte er -, dass er seinen Verstand damit beschäftigen würde, einen Bericht von seiner Reise, seinen Motiven und Absichten zu Papier zu bringen.

Vielleicht wird mir mein Versuch - unser Versuch - ja nicht gelingen. Im Augenblick ist es sogar sehr wahrscheinlich, dass ich einfach hier in der Wildnis umkomme. Aber wenn das so ist, wird mich der Gedanke, dass eine Aufzeichnung unseres noblen Unterfangens zurückbleiben wird, ein wenig trösten - und es ist die einzige Gedenkstätte, die ich jenen errichten kann, die meine Brüder waren; meinen Begleitern bei diesem Abenteuer.

Jamie hielt inne und rieb sich die Augen. Die Kerze war weit heruntergebrannt; auch meine Augen tränten vom Gähnen so stark, dass ich im flackernden Licht der Kerze kaum die Seite sehen konnte, und ich fühlte mich benommen vor Erschöpfung.

»Lass uns aufhören«, sagte ich und legte den Kopf an Jamies Schulter, deren feste Wärme mich beruhigte. »Ich kann nicht länger wach bleiben, wirklich nicht - und es kommt mir nicht richtig vor, durch seine Geschichte zu hetzen. Außerdem -« Ich hielt inne, unterbrochen durch ein herzhaftes Gähnen, das mich schwanken und blinzeln ließ. »Vielleicht sollten Brianna und Roger das auch hören.«

Jamie ließ sich von meinem Gähnen anstecken und sperrte die Kiefer weit auf. Dann blinzelte er wie eine große, rote Eule, die jemand brutal von ihrem Baum geschüttelt hatte.

»Aye, du hast Recht, Sassenach.« Er schloss das Buch und legte es sanft auf den Tisch neben dem Bett.

Ich gab mich nicht mit einer Nachttoilette ab, sondern zog nur meine Überkleider aus, putzte mir die Zähne und kroch im Hemd ins Bett. Adso, der fröhlich auf dem Kissen geschlummert hatte, war verärgert, weil wir ihn um seinen Platz brachten, rückte jedoch auf Jamies Beharren hin griesgrämig zur Seite und verzog sich ans Fußende des Bettes, wo er sich wie eine große Pelzdecke auf meine Füße sacken ließ.

Einige Sekunden später jedoch vergaß er sein pikiertes Verhalten, knetete die Bettwäsche - und meine Füße - sanft mit seinen Krallen und begann, schläfrig vor sich hinzuschnurren.

Ich empfand seine Anwesenheit als fast genauso beruhigend wie Jamies sanftes, regelmäßiges Schnarchen. Den Großteil der Zeit fühlte ich mich zu Hause, sicher an dem Platz, den ich mir in dieser Welt geschaffen hatte, glücklich, bei Jamie zu sein, ganz gleich, unter welchen Umständen. Doch dann und wann sah ich die Kluft, die ich überquert hatte, in ihrer ganzen Größe deutlich vor mir - den Schwindel erregenden Verlust der Welt, in die ich geboren worden war - und fühlte mich sehr allein. Und hatte Angst.

Die Worte dieses Mannes zu hören, seine Panik und Verzweiflung, hatte in mir die Erinnerungen an den Schrecken und die Zweifel meiner Reisen

durch die Steine wieder geweckt.

Ich schmiegte mich dicht an meinen schlafenden Mann, gewärmt und fest verankert, und hörte Otterzahns Worte, als würden sie in meinem inneren Ohr ausgesprochen - ein Schrei der Trostlosigkeit, der durch alle Barrieren der Zeit und der Sprachen hallte.

Am Fuß der Seite war die winzige, lateinische Schrift immer hastiger geworden, einige Buchstaben nicht mehr als Tintenpunkte, die Enden mancher Worte in einem hektischen Spinnentanz verschluckt. Und dann die letzten Zeilen, auf Englisch verfasst, weil sich das Latein des Verfassers in Verzweiflung auflöste.

O Gott, o *Gott...*
Wo sind sie?

Erst am Nachmittag des nächsten Tages gelang es uns, Brianna, Roger und Ian zusammenzuholen und uns in Jamies Studierzimmer zurückzuziehen, ohne ungewollte Aufmerksamkeit zu erregen. Die vergangene Nacht, der Dunstschleier der Erschöpfung, der Ians plötzlichem Erscheinen auf dem Fuße gefolgt war, all dies zusammen ließ fast alles vorstellbar erscheinen. Doch während ich im hellen Licht des Morgens meinen Aufgaben nachging, fiel es mir zunehmend schwer zu glauben, dass das Tagebuch tatsächlich existierte und ich dies nicht nur geträumt hatte.

Doch hier lag es nun, klein, aber schwarz und stabil auf Jamies Schreibtisch. Er und Ian hatten den Morgen in die Übersetzung vertieft im Studierzimmer verbracht; als ich zu ihnen trat, konnte ich an der Art, wie Jamies Haar abstand, erkennen, dass er den Bericht des Tagebuches entweder zutiefst faszinierend oder furchtbar verstörend gefunden hatte - oder möglicherweise beides.

»Ich habe ihnen gesagt, was es ist«, sagte er ohne Umschweife und deutete auf Roger und Brianna. Die beiden saßen mit ernsten Gesichtern dicht nebeneinander auf Hockern. Jemmy, der sich geweigert hatte, von seiner Mutter getrennt zu werden, spielte unter dem Tisch mit seinen Holzbauklötzen.

»Habt ihr es ganz gelesen?«, fragte ich und sank auf den verbleibenden Stuhl.

Jamie nickte mit einem Blick auf Ian, der am Fenster stand, weil er zu unruhig zum Sitzen war. Sein Haar war kurz geschnitten, aber fast genauso verwüstet wie Jamies.

»Aye, das haben wir. Ich habe nicht vor, es komplett vorzulesen, sondern ich dachte, ich fange am besten mit der Stelle an, an der er beschließt, es alles von Anfang an niederzuschreiben.«

Er hatte die Stelle mit dem gegerbten Lederstück markiert, das ihm als Lesezeichen diente. Er schlug das Tagebuch auf, fand seine Stelle und begann zu lesen.

Der Name, den man mir bei meiner Geburt gegeben hat ist Robert Springer. Ich weise diesen Namen und alles, was mit ihm einher geht, zurück, denn er ist die bittere Frucht von Jahrhunderten voller Mord und Ungerechtigkeit, ein Symbol für Diebstahl, Sklaverei und Unterdrückung...

Jamie blickte über den Buchrand hinweg und bemerkte: »Ihr seht, warum ich nicht jedes Wort lesen will; der Mann hat wirklich eine ermüdende Art.« Er fuhr mit dem Finger über die Seite und las weiter.

»Im Jahr unseres Herrn - ihres Herrn, jenes Christus, in dessen Namen sie vergewaltigen und plündern und - nun, es geht in diesem Stil weiter, aber dann kommt er zur Sache, und es ist das Jahr neunzehnhundertachtundsechzig. Ich gehe also davon aus, dass ihr wisst, von welchen Morden und Plünderungen er redet?« Er betrachtete Brianna und Roger mit hochgezogenen Augenbrauen.

Brianna setzte sich abrupt auf und klammerte sich an Rogers Arm.

»Ich kenne diesen Namen«, sagte sie, und es klang atemlos. »Robert Springer. Ich kenne ihn.«

»Du hast ihn gekannt?«, fragte ich und spürte, wie mich ein Strom durchlief - Aufregung, Angst, vielleicht auch nur Neugier.

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, *ihn* habe ich nicht gekannt, aber ich kenne den Namen - ich habe ihn in der Zeitung gesehen. Du nicht -?« Sie wandte sich Roger zu, doch er schüttelte stirnrunzelnd den Kopf.

»Nun, wahrscheinlich haben sie es ja in Großbritannien nicht berichtet, aber in Boston hat es für großes Aufsehen gesorgt. Ich *glaube,* Robert Springer war einer von den Fünf von Montauk.«

Jamie zog die Nase kraus.

»Was für Fünf?«

»Es war nur etwas - etwas, was ein paar Leute getan haben, um auf sich aufmerksam zu machen«, winkte Brianna ab. »Es ist nicht wichtig. Sie waren Aktivisten in der Indianerbewegung, oder zumindest haben sie da angefangen, aber dann waren sie selbst der Bewegung zu verrückt, und so -«

Angesichts der verwirrten Mienen ihres Vaters und ihres Vetters holte sie tief Luft und begann am Anfang. Sie versuchte - mit gelegentlichen Erläuterungen aus Rogers oder meinem Munde -, die Situation zu erläutern und einen kurzen, wenn auch konfusen Bericht von der traurigen Lage der amerikanischen Indianer im zwanzigsten Jahrhundert abzugeben.

»Also ist - oder war - dieser Robert Springer in eurer eigenen Zeit so etwas wie ein Indianer.« Jamie klopfte mit den Fingern einen kurzen Trommelwirbel auf den Tisch und runzelte konzentriert die Stirn. »Nun, das stimmt mit seinem eigenen Bericht überein; er und seine Freunde haben sich anscheinend heftig über das Verhalten der von ihnen so genannten >Weißen< ereifert. Ich nehme an, damit meint er Engländer? Oder zumindest Europäer?«

»Nun, ja - nur dass sie neunzehnhundertachtundsechzig natürlich keine Europäer mehr waren, sie waren Amerikaner; nur, dass die Indianer zuerst Amerikaner waren - und deshalb haben sie damals angefangen, sich *Native Americans* zu nennen, und -«

Roger tätschelte ihr das Knie und bremste ihren Redefluss.

»Vielleicht können wir uns die Geschichtsstunde für später aufheben«, schlug er vor. »Was war es denn, was du über Robert Springer in der

Zeitung gelesen hast?«

»Oh.« Aus dem Konzept gebracht, runzelte sie die Stirn, um sich zu konzentrieren. »Er ist verschwunden. Sie sind verschwunden - die Fünf von Montauk, meine ich. Sie wurden alle von der Regierung gesucht, weil sie irgendetwas in die Luft gejagt hatten oder damit drohten, ich weiß es nicht mehr genau - und man hat sie festgenommen, aber dann sind sie gegen Kaution frei gekommen, und hoppla - waren sie verschwunden.«

»Offensichtlich«, murmelte Ian mit einem Blick auf das Tagebuch.

»Es war bestimmt eine Woche lang ein großes Thema in den Zeitungen«, fuhr Brianna fort. »Die anderen Aktivistengruppen haben die Regierung beschuldigt, sie beseitigt zu haben, um nicht durch die Dinge in Verlegenheit gebracht zu werden, die eventuell bei dem Verfahren ans Licht kommen würden. Also wurde eine große Suchaktion veranstaltet, und ich meine, ich hätte gelesen, dass sie einen der Vermissten tot gefunden haben - irgendwo im Wald in New Hampshire oder Vermont oder so -, aber sie konnten nicht sagen, wie er gestorben ist. Und niemand hat eine Spur von den anderen gefunden.«

»*Wo sind sie*?«, zitierte ich leise, und meine Nackenhaare kribbelten. *»Mein Gott, wo sind sie?«*

Jamie nickte nüchtern.

»Aye, nun gut; ich denke, dieser Springer könnte der Mann sein.« Er berührte die Seite, die er vor sich hatte, beinahe respektvoll.

»Er und seine vier Begleiter haben jede Verbindung zur weißen Welt abgebrochen und sich neue Namen gegeben, die ihrem wirklichen Erbe entstammten - sagt er.«

»Das ist ja dann auch das einzig Richtige«, sagte Ian leise. Eine neue, seltsame Stille haftete ihm an, und ich musste daran denken, dass er während der letzten beiden Jahre ein Mohawk gewesen war - von seinem weißen Blut rein gewaschen, Wolfsbruder getauft -, einer der Kahnyen'kehaka, der Wächter des Westtores.

Ich hatte das Gefühl, dass auch Jamie diese Stille bewusst war, doch er hielt seinen Blick auf das Tagebuch gerichtet, dessen Seiten er behutsam

umblätterte, während er ihren Inhalt zusammenfasste.

Robert Springer - oder Ta'wineonawira, oder »Otterzahn«, wie er sich fortan nannte - hatte diverse Verbindungen zur Schattenwelt politischer Extremisten und den noch tieferen Schatten unterhalten, die er als Schamanismus der Ureinwohner bezeichnete. Ich hatte keine Ahnung, wie groß die Ähnlichkeit zwischen seinem Tun und den ursprünglichen Bräuchen der Irokesen war, doch Otterzahn glaubte, dass er von den Mohawk abstammte und machte sich jeden Fetzen von Tradition zu eigen, den er finden - oder erfinden - konnte.

Es war bei einer Namensgebungszeremonie, dass ich Raymond zum ersten Mal begegnet bin.

Bei diesen Worten setzte ich mich abrupt auf. Er hatte Raymond bereits zu Anfang erwähnt, doch da war mir der Name noch nicht besonders aufgefallen.

»Beschreibt er diesen Raymond?«, fragte ich drängend.

Jamie schüttelte den Kopf.

»Nicht, was sein Äußeres betrifft, nein. Er sagt nur, dass Raymond ein großer Schamane war, der sich in Vögel oder Tiere verwandeln konnte-und der durch die Zeit wandeln konnte«, fügte er vorsichtig hinzu. Er sah mich mit hochgezogener Augenbraue an.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Ich hatte einmal die Vermutung - aber, nein, ich weiß es nicht.«

»Was denn?« Ian blickte verwirrt zwischen uns beiden hin und her. Ich schüttelte den Kopf und strich mir die Haare glatt.

»Das tut jetzt nichts zur Sache. Jemand, mit dem ich in Paris bekannt war, hieß Raymond, und ich dachte - aber was um alles in der Welt sollte er neunzehnhundertachtundsechzig in Amerika gewollt haben?«, platzte ich heraus.

»Nun, du warst doch auch da, aye?«, stellte Jamie fest. »Aber lassen wir das fürs Erste beiseite -« Er wandte sich wieder dem Text zu, den er in dem seltsam gestelzten Englisch der Übersetzung vor uns ausbreitete:

Weil ihn Raymond faszinierte, hatte sich Otterzahn wiederholt mit dem Mann getroffen und auch mehrere seiner besten Freunde mitgenommen. Nach und nach hatten sie das Projekt entwickelt - *einen großen, kühnen Plan von atemberaubenden Dimensionen.* »Wie bescheiden er ist, nicht wahr?«, murmelte Roger. *Es gab eine Prüfung. Viele haben sie nicht geschafft, ich aber schon. Fünf von uns haben die Prüfung bestanden und die Stimme der Zeit gehört, fünf von uns, die mit und bei unserem Blut geschworen haben, dass wir dieses großartige Vorhaben durchführen würden, um unser Volk vor der Katastrophe zu bewahren. Um seine Geschichte neu zu schreiben und die Verbrechen wieder gutzumachen, um...*

Roger stöhnte leise auf.

»O Gott«, sagte er. »Was hatten sie denn vor - Christoph Columbus zu ermorden?«

»Nicht ganz«, sagte ich. »Er wollte eigentlich vor dem Jahr sechzehnhundert herauskommen. Was ist damals geschehen, weißt du das?«

»Ich weiß nicht, was damals geschehen ist«, sagte Jamie zu mir und fuhr sich mit der Hand durch das Haar, »aber ich weiß genau, was er vorhatte. Sein Plan war es, zum Irokesenbund zu gehen und ihn gegen die weißen Siedler aufzubringen. Er glaubte, dass es damals erst so wenige Siedler gab, dass die Indianer sie mit Leichtigkeit auslöschen konnten, wenn die Irokesen ihnen voranzogen.«

»Vielleicht hatte er Recht«, sagte Ian leise. »Ich habe die Alten die Geschichten erzählen hören. Als die ersten O'seronni kamen, wie man sie willkommen geheißen hat, wie sie Tauschwaren mitbrachten. Vor hundert Jahren gab es erst wenige O'seronni - und die Kahnyen'kehaka waren die Herren, die Anführer der Nationen. Aye, sie hätten es schaffen können - wenn sie gewollt hätten.«

»Nun, aber er hätte die Europäer doch unmöglich aufhalten können«, wandte Brianna ein. »Sie waren einfach viel zu viele. Er wollte die

Mohawk doch nicht zu einer Invasion in Europa bewegen, oder?«

Bei diesem Gedanken wanderte ein breites Grinsen über Jamies Gesicht.

»Da wäre ich gern dabei gewesen«, sagte er. »Die Mohawk hätten den Sassenachs schwer zu denken gegeben. Aber nein, leider -«, er warf mir einen sardonischen Blick zu, »war unser Freund Robert Springer doch nicht ganz so ehrgeizig.«

Was Otterzahn und seine Gefährten geplant hatten, war jedoch ehrgeizig genug gewesen - und vielleicht... nur vielleicht... möglich. Es war nicht ihre Absicht, die Ansiedlung von Weißen ganz zu verhindern - sie waren doch hinreichend bei Verstand gewesen, um zu erkennen, dass das ein Ding der Unmöglichkeit war. Was sie vorhatten, war, den Argwohn der Indianer gegenüber den Weißen zu wecken, so dass sie ihre eigenen Handelsbedingungen stellten und von einer Machtposition aus verhandelten.

»Anstatt zuzulassen, dass sie sich in großer Zahl ansiedelten, wollten sie die Weißen in kleinen Städtchen isoliert halten. Anstatt ihnen zu erlauben, dass sie sich verschanzten, wollten sie von Anfang an Waffen fordern. Ein Handelswesen zu ihren eigenen Bedingungen aufbauen. Dafür sorgen, dass sie in der Überzahl blieben, besser bewaffnet blieben - und die Europäer zwingen, sie den Umgang mit Metallen zu lehren.«

»Die Rückkehr des Prometheus«, sagte ich, und Jamie prustete los.

Roger schüttelte halb bewundernd den Kopf.

»Es ist der Plan eines Verrückten«, sagte er, »aber man muss bewundern, welche Nerven sie hatten. Es hätte tatsächlich funktionieren können wenn sie den Irokesenbund hätten überzeugen können, und wenn sie zum richtigen Zeitpunkt gehandelt hätten, bevor die Europäer die Übermacht erlangten. Es ist aber alles misslungen, nicht wahr? Zuerst landet er in der falschen Zeit - viel zu spät -, und dann stellt er fest, dass keiner seiner Freunde es mit ihm geschafft hat.«

Ich sah, wie auf Briannas Armen eine Gänsehaut entstand, und fing den Blick auf, den sie mir zuwarf - einen Blick plötzlichen Verstehens. Sie

hatte sich vorgestellt, wie es wirklich war, unversehens aus der eigenen Zeit zu kommen - und sich allein zu finden.

Ich lächelte sie kurz an und legte meine Hand auf Jamies Arm. Geistesabwesend legte er die seine auf die meine und drückte sie sacht.

»Aye. Er wäre fast verzweifelt, sagt er, als ihm klar wurde, dass alles misslungen war. Er erwägte, zurückzukehren - aber er hatte keinen Edelstein mehr, und dieser Raymond hatte gesagt, dass man zu seinem Schutz einen brauchte.«

»Er hat aber schließlich doch einen gefunden«, sagte ich. Ich stand auf, griff auf das obere Regalbord und holte den großen Rohopal hervor, dessen inneres Feuer durch die Spirale hindurchschimmerte, die in seine Oberfläche eingeritzt war.

»Das heißt - vorausgesetzt, dass es nicht mehrere Indianer namens Otterzahn gegeben haben kann, die etwas mit Snaketown zu tun hatten.« Tewaktenyonh, eine ältere Mohawkfrau, die dem Rat der Mütter vorsaß, hatte mir den Stein gegeben, als wir in das Dorf Snaketown gekommen waren, um Roger aus der Gefangenschaft zu befreien. Sie hatte mir außerdem die Geschichte von Otterzahn erzählt und davon, wie er zu Tode gekommen war - und ich erschauerte, obwohl es warm im Zimmer war.

Der große, glatte Stein fühlte sich warm in meiner Hand an; ich rieb vorsichtig mit dem Daumen über die Spirale. *Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt,* hatte er gesagt.

»Aye. Davon ist aber hier keine Rede.« Jamie lehnte sich zurück und fuhr sich mit beiden Händen durch das lose Haar, dann rieb er sich mit einer Hand über das Gesicht. »Die Geschichte endet damit, dass er zu dem Schluss kommt, dass ihm kein Ausweg bleibt; ganz gleich, in welchem Jahr er sich befindet - und er hatte keine Ahnung - und ob er allein war oder nicht, er würde seinen Plan ausführen.«

Alle schwiegen einen Moment bei dem Gedanken an die gigantischen Dimensionen - und die Vergeblichkeit - eines solchen Plans.

»Er kann doch nicht geglaubt haben, dass es funktionieren würde«, sagte Roger, und das heisere Rasseln seiner Stimme verlieh seinen Worten etwas

Endgültiges.

Jamie schüttelte den Kopf und blickte auf das Buch nieder, obwohl seine Augen eindeutig durch das Papier hindurchsahen, dunkelblau und weit fort.

»Das hat er auch nicht«, sagte er leise. »Was er hier zum Schluss sagt«, seine Finger berührten sanft die Seite, »ist, dass Tausende von Menschen aus seinem Volk für ihre Freiheit gestorben waren, dass Tausende mehr in den kommenden Jahren sterben würden. Er würde ihren Weg gehen, um der Ehre seines Blutes willen, und im Kampf zu sterben, sei alles, was ein Krieger der Mohawk verlangen könne.«

Ich hörte, wie Ian hinter mir seufzend Atem holte, und Brianna senkte den Kopf, so dass ihr leuchtendes Haar ihr Gesicht verbarg. Rogers Gesicht wiederum war ihr zugewandt, und sein Profil war ernst - doch ich sah keinen von ihnen. Ich sah einen Mann, dessen Gesicht zum Zeichen des Todes schwarz angemalt war und der bei Nacht durch einen triefend nassen Wald ging, eine Fackel in der Hand, deren Flamme kalt brannte.

Ein Ruck an meinem Rock riss mich von dieser Vision los, und als ich zu Boden blickte, sah ich Jemmy neben mir stehen. Er zog an meiner Hand.

»Wasdas?«

»Was - oh! Es ist ein Stein, Schätzchen; ein hübscher Stein, siehst du?« Ich hielt ihm den Opal hin, und er ergriff ihn mit beiden Händen und ließ sich auf den Hintern plumpsen, um ihn sich anzusehen.

Brianna fuhr sich mit der Hand unter der Nase entlang, und Roger räusperte sich mit einem Geräusch, als zerrisse jemand ein Stück Stoff.

»Was ich gern wüsste«, sagte er schroff und wies auf das Tagebuch, »ist, warum zum Teufel er es auf Latein geschrieben hat.«

»Oh. Das sagt er. Er hat Latein in der Schule gelernt - vielleicht hat ihn das ja so gegen die Europäer aufgebracht -« Jamie grinste Ian an, der eine Grimasse schnitt. »Er dachte, wenn er Latein schriebe, würden die Leute, die es möglicherweise zu sehen bekamen, es vielleicht für das Gebetbuch eines Priesters halten und es nicht weiter beachten.«

»Das haben sie auch gedacht - die Kahnyen'kehaka«, warf Ian ein. »Aber Tewaktenyonh hat das Buch behalten. Und als ich - gegangen bin, hat sie es mir gegeben und gesagt, ich müsste es mitnehmen und es dir bringen, Tante Claire.«

»Mir?« Ich spürte, wie mich etwas zögern ließ, das Buch anzufassen, streckte aber dennoch eine Hand aus und berührte die aufgeschlagene Seite. Wie ich sah, war dem Kugelschreiber gegen Ende allmählich die Farbe ausgegangen - die Buchstaben hatten Lücken und stotterten, und manche Worte waren nur Vertiefungen im Papier. Hatte er den leeren Stift weggeworfen, fragte ich mich, oder ihn behalten, eine nutzlose Erinnerung an seine verlorene Zukunft?

»Meinst du, sie wusste, was in dem Buch gestanden hat?«, fragte ich. Ians Gesicht war ungerührt, doch in seinen sanften Haselaugen erschien eine Spur von Beunruhigung. Als er noch Schotte gewesen war, hatte er mit seinen Gefühlen nie hinterm Berg gehalten.

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Sie *hat* etwas gewusst, aber ich kann nicht sagen, was. Sie hat es mir nicht verraten - nur, dass ich das Buch zu dir bringen muss.« Er zögerte und ließ den Blick von mir zu Roger und Brianna schweifen, dann zurück. »Ist es wahr?«, fragte er. »Was du gesagt hast, Brianna - was aus den Indianern werden wird?«

Sie blickte auf, sah ihm direkt in die Augen und nickte.

»Ich fürchte, ja«, sagte sie leise. »Es tut mir Leid, Ian.«

Er nickte nur und rieb sich mit dem Fingerknöchel über den Nasenrücken, doch ich war voller Fragen.

Er hatte seine Familie nicht verleugnet, das wusste ich, doch auch die Kahnyen' kehaka waren seine Familie. Ganz gleich, was für ein Ereignis ihn bewogen hatte zu gehen.

Ich war gerade im Begriff, den Mund zu öffnen und ihn nach seiner Familie zu fragen, als ich Jemmy hörte. Er hatte sich mit seiner Beute wieder unter den Tisch zurückgezogen und hatte sich mehrere Minuten lang freundschaftlich - wenn auch unverständlich - mit ihr unterhalten. Doch sein Tonfall war plötzlich in Erschrecken umgeschlagen.

»Heiß«, sagte er. »Mami, HEISS!«

Brianna war bereits im Begriff, mit besorgtem Gesicht aufzustehen, als ich das Geräusch hörte. Es war ein schrilles Summen wie der Klang eines Glases, um dessen feuchten Rand man mit dem Finger fährt. Roger richtete sich auf und machte ein erschrockenes Gesicht.

Brianna bückte sich und riss Jemmy unter dem Tisch hervor, und sie stellte sich gerade mit ihm hin, als ein plötzliches *Peng*! wie von einem Schuss erklang und das Summgeräusch abrupt verstummte.

»Ach du Heiliger«, sagte Jamie angesichts der Umstände ausgesprochen gemäßigt.

Splitter aus glimmendem Feuer ragten aus dem Regal, den Büchern, den Wänden und Briannas dicken Rockfalten hervor. Einer war an Rogers Kopf vorbeigesaust und hatte sein Ohr angeritzt; eine dünne Blutspur lief ihm über den Hals, doch sie schien ihm noch nicht aufgefallen zu sein.

Ein Muster aus glänzenden Stecknadelköpfen glitzerte auf dem Tisch aufein ganzer Schauer der spitzen Nadeln war durch das dicke Holz getrieben worden. Ich hörte einen verdutzten Ausruf Ians und bückte mich, um ihm einen winzigen Splitter aus der Haut seiner Wade zu ziehen. Jemmy fing an zu weinen. Draußen bellte Rollo, der Hund, wie außer sich.

Der Opal war explodiert.

Es war immer noch helllichter Tag; die Kerzenflamme war fast unsichtbar, nicht mehr als ein Wabern heißer Luft im Licht des Spätnachmittags, das durch das Fenster fiel. Jamie blies den Docht aus, den er benutzt hatte, um sie anzuzünden, und setzte sich an seinen Schreibtisch.

»Dir ist nichts Merkwürdiges an dem Stein aufgefallen, als du ihn dem Jungen gegeben hast, Sassenach?«

»Nein.« Ich war immer noch erschüttert von der Explosion, und das Echo ihres gespenstischen Klangs hallte noch in meinem inneren Ohr wider. »Er hat sich warm angefühlt - aber hier im Zimmer ist alles warm. Und er hat mit Sicherheit dieses Geräusch noch nicht gemacht.«

»Geräusch?« Er sah mich merkwürdig an. »Du meinst den Knall?«

Jetzt war es an mir, ihn schräg anzusehen.

»Nein - vorher. Hast du es nicht gehört?« Er schüttelte den Kopf, eine kleine Falte zwischen den Augenbrauen, und ich sah mich um und blickte die anderen an. Brianna und Roger nickten - sie sahen beide bleich und mitgenommen aus -, doch Ian schüttelte den Kopf. Seine Miene war interessiert, aber verwirrt.

»Ich habe nichts gehört«, sagte er. »Wie hat es sich denn angehört?«

Brianna öffnete den Mund, um zu antworten, doch Jamie gebot ihr mit erhobener Hand Einhalt.

»Eine Sekunde, *a nighean.* Jemmy, *a ruaidh* - hast du vor dem Knall ein Geräusch gehört?«

Jemmy hatte sich von seinem Schrecken erholt, kauerte aber mit dem Daumen im Mund auf dem Schoß seiner Mutter. Er sah seinen Großvater mit seinen großen, blauen Augen an, die bereits eine definitive Schrägstellung aufzuweisen begannen, und nickte langsam, ohne den Daumen herauszuziehen.

»Und der Stein, den Oma dir gegeben hat - war er heiß?«

Jemmy warf mir ein anklagendes Funkeln zu und nickte erneut. Ich verspürte ein leises Schuldgefühl - das sich deutlich verschärfte, als ich daran dachte, was hätte geschehen können, wenn Brianna ihn nicht sofort hochgerissen hätte.

Wir hatten den Großteil der Splitter aus dem Holz gezogen; sie lagen auf dem Schreibtisch, ein kleiner Haufen spröder Flammen. Eine davon hatte mir ein Hautstückchen vom Fingerknöchel gerissen, ich steckte ihn in den Mund und schmeckte silbernes Blut.

»Mein Gott, diese Dinger sind ja so scharf wie Glassplitter.«

»Es *sind* Glassplitter.« Brianna klammerte Jemmy etwas fester an sich.

»Glas? Du meinst, es war gar kein echter Opal?« Roger zog die Augenbrauen hoch und beugte sich vor, um einen der nadelähnlichen Splitter in die Hand zu nehmen.

»Doch, natürlich - aber Opale sind aus Glas. Ganz hartem, vulkanischem Glas. Edelsteine sind Edelsteine, weil sie eine kristalline Struktur haben, durch die sie hübsch aussehen; im Vergleich zu den meisten anderen haben Opale allerdings eine ziemlich spröde Struktur.« Allmählich nahm Briannas Gesicht wieder Farbe an, obwohl sie die Arme weiterhin fest um ihren Sohn geschlungen hielt.

»Ich wusste ja, dass man einen Opal zum Beispiel zerstören kann, indem man mit dem Hammer darauf schlägt, aber ich habe noch nie gehört, dass ein Opal sich so verhält.« Sie wies mit einer Kopfbewegung auf das Häufchen glitzernder Fragmente.

Jamie zog mit dem Finger einen großen Splitter aus dem Haufen und hielt ihn mir hin.

»Nimm ihn in die Hand, Sassenach. Fühlt er sich für dich warm an?«

Ich nahm das gezackte Steinstück vorsichtig entgegen. Es war dünn, beinahe gewichtslos und durchscheinend, und es glitzerte in lebhaften Blau- und Orangetönen.

»Ja«, sagte ich und kippte meine Handfläche vorsichtig hin und her. »Nicht besonders heiß - ungefähr Hauttemperatur.«

»Bei mir hat er sich kühl angefühlt«, sagte Jamie. »Gib ihn Ian.«

Ich reichte das Opalstück an Ian weiter, der es auf seine Handfläche legte und es vorsichtig mit der Fingerspitze streichelte, als wäre es ein kleines Tier, dass ihn womöglich beißen würde, wenn er es verärgerte.

»Es fühlt sich kühl an«, berichtete er. »Wie ein Stück Glas, genau wie Brianna sagt.«

Weitere Experimente förderten zu Tage, dass sich der Stein für Brianna, Roger und mich warm anfühlte - wenn auch nicht übermäßig -, nicht aber für Jamie oder Ian. Inzwischen war das Wachs an der Oberfläche der großen Stundenkerze geschmolzen, so dass Jamie die Edelsteine hervorholen konnte, die er darin versteckt hatte. Er fischte sie heraus, rieb die letzten, heißen Wachsreste an seinem Taschentuch ab und legte sie zum Abkühlen nebeneinander auf die Schreibtischkante.

Jemmy beobachtete dies mit großem Interesse. Er hatte sein Missgeschick offensichtlich vergessen.

»Gefallen sie dir, *an ghille ruaidh*?«*,* fragte ihn Jamie, und er nickte lebhaft und beugte sich auf dem Schoß seiner Mutter vor, um nach den Steinen zu greifen.

»Heiß«, sagte er dann und erinnerte sich. Er fuhr ein wenig zurück, und eine zweifelnde Miene überzog seine kleinen, klaren Gesichtszüge. »Heiß?«

»Nun, das will ich nicht hoffen«, sagte sein Großvater. Er holte tief Luft und ergriff den Smaragd, einen grob geschliffenen Stein, der etwa so groß war wie sein Daumennagel. »Halt mir die Hand hin, *a bailach.*«

Brianna machte ein Gesicht, als wollte sie protestieren, biss sich aber auf die Unterlippe und ermunterte Jemmy zu tun, was sein Großvater sagte. Er ergriff den Stein, immer noch mit argwöhnischem Gesicht, doch dann wich seine Miene einem Lächeln, als er auf den Stein hinunterblickte.

»Stein hübsch!«

»Ist er heiß?«, fragte Brianna, die sich bereit hielt, ihn ihm aus der Hand zu reißen.

»Ja, heiß«, sagte er voller Genugtuung und hielt ihn an seinen Bauch.

»Lass Mama sehen.« Unter leichten Schwierigkeiten gelang es Brianna, den Stein zu fassen zu bekommen, wenn Jemmy ihn auch nicht hergeben wollte. »Er ist warm«, sagte sie und blickte auf. »Wie das Opalstück - aber nicht sehr heiß. Wenn er sehr heiß wird, lässt du ihn ganz schnell fallen, okay?«, sagte sie zu Jemmy.

Roger hatte sie fasziniert beobachtet.

»Er hat’s, nicht wahr?«, sagte er leise. »Fünfzig zu fünfzig, hast du gesagt, oder drei zu vier, je nachdem - aber er hat’s, nicht wahr?«

»Was denn?« Jamie sah erst Roger an, dann mich, und zog eine Augenbraue fragend hoch.

»Ich glaube, er kann... reisen«, sagte ich, und bei dem Gedanken wurde mir eng ums Herz. »Du weißt doch, was Otterzahn gesagt hat -« Ich deutete auf das Tagebuch, das vergessen auf dem Schreibtisch lag. »Er sagt, sie mussten eine Prüfung absolvieren - um zu sehen, ob sie >die Stimme der Zeit hören konnten<. Wir wissen, dass nicht jeder... das kann.« Ich verspürte eine unerklärliche Scheu, vor Ian davon zu sprechen. »Aber manche Menschen können es. Nach dem, was Otterzahn gesagt hat, gab es eine Möglichkeit, im Voraus herauszufinden, wer es konnte und wer nicht, ohne es tatsächlich versuchen zu müssen.«

Jemmy beachtete die Unterhaltung der Erwachsenen nicht weiter, sondern wiegte sich stattdessen hin und her und summte dem Stein, den er mit seiner pummeligen Hand umklammerte, etwas vor.

»Und du meinst, die >Stimme der Zeit< ist - Jemmy, kannst du den Stein *hören?«* Roger beugte sich vor und ergriff Jemmys Arm, um seine Aufmerksamkeit von dem Smaragd abzulenken. »Jemmy, hörst du den Stein singen?«

Jemmy blickte überrascht auf.

»Nein«, sagte er unsicher. Dann: »Ja.« Er hielt sich den Stein stirnrunzelnd ans Ohr, dann hielt er ihn Roger hin. »Du singen, Papa!«

Roger nahm den Smaragd vorsichtig entgegen und lächelte Jemmy an.

»Das würde den Stein nur erweichen«, sagte er mit seiner heiseren Rasselstimme. Mit befangener Miene hob er den Stein an sein Ohr. Er lauschte konzentriert und mit gerunzelter Stirn, dann ließ er die Hand sinken und schüttelte den Kopf.

»Es ist nicht - ich kann nicht - ich könnte eigentlich nicht sagen, dass ich etwas *höre.* Und doch - hier, versuch du's.« Er reichte den Stein an Brianna weiter, sie wiederum an mich. Keiner von uns konnte etwas Konkretes hören, und doch hatte ich das Gefühl, etwas wahrzunehmen, wenn ich ganz genau hinhörte. Eigentlich kein Geräusch, eher das Gefühl einer sehr, sehr schwachen Vibration.

»Was ist denn los?«, fragte Ian. Er hatte das Geschehen mit gebanntem Interesse verfolgt. »Ihr drei seid keine *sidheanach* - aber warum könnt ihr

dann... was ihr könnt, und Onkel Jamie und ich können es nicht. Du kannst es doch nicht, oder, Onkel Jamie?«, fragte er argwöhnisch.

»Nein, Gott sei Dank nicht«, erwiderte sein Onkel.

»Es ist genetisch bedingt, nicht wahr?«, fragte Brianna und blickte auf. »Es muss genetisch bedingt sein.«

Jamie und Ian machten argwöhnische Gesichter, als sie diesen unvertrauten Begriff hörten.

»Genetisch?«, fragte Ian. Seine buschigen Brauen zogen sich verwundert zusammen.

»Warum nicht?«, sagte ich. »Alles andere ist doch auch genetisch bedingtdie Blutgruppe, die Augenfarbe.«

»Aber Augen und Blut hat jeder, Sassenach«, wandte Jamie ein. »Welche Augenfarbe man hat, kann jeder sehen. Das hier -« Er wies auf die kleine Ansammlung von Steinen.

Ich seufzte ungeduldig auf.

»Ja, aber es gibt noch andere Dinge, die genetisch bedingt sind - alles, wenn man es genau betrachtet! Schau her -« Ich wandte mich ihm zu und streckte meine Zunge heraus. Jamie kniff die Augen zusammen und riss sie wieder auf, und Brianna kicherte über seinen Gesichtsausdruck.

Ohne sie zu beachten, zog ich meine Zunge ein und streckte sie erneut heraus. Diesmal hatte ich ihre Kanten zu einem Zylinder eingerollt.

»Was ist hiermit?«, fragte ich, nachdem ich sie wieder eingezogen hatte. »Kannst du das?«

Jamie grinste.

»Natürlich kann ich das.« Er streckte die Zunge heraus und wackelte zur Demonstration damit, dann zog er sie wieder ein. »Das muss doch jeder können. Ian?«

»Oh, aye, natürlich.« Ian demonstrierte es bereitwillig. »Jeder kann das.«

»Ich kann es nicht«, sagte Brianna. Jamie starrte sie verblüfft an.

»Wie meinst du das, du kannst es nicht?«

»Bäh.«Sie streckte ihre flache Zunge heraus und wackelte von rechts nach links. »Ich kann es nicht.«

»Natürlich kannst du es.« Jamie runzelte die Stirn. »Da, es ist ganz einfach, Kleine - das kann wirklich jeder!« Er streckte erneut die Zunge heraus und rollte sie ein und aus wie ein väterlicher Ameisenbär, der seinen Nachwuchs eifrig ermuntert, sich über eine appetitliche Insektenmasse herzumachen. Er zog die Augenbrauen hoch und sah Roger an.

»Das hast du dir so gedacht, wie?«, sagte Roger. Er streckte seinerseits die Zunge heraus -flach. »Bäh.«

»Seht ihr?«, sagte ich triumphierend. »Manche Menschen können ihre Zunge einrollen, und manche können es einfach nicht. Man kann es nicht lernen. Entweder ist es einem angeboren oder nicht.«

Jamie blickte stirnrunzelnd von Brianna zu Roger, dann wandte er sich mir zu.

»Nehmen wir einmal an, dass du Recht hast - warum kann Brianna es nicht, obwohl du und ich es können? Du hast mir doch versichert, dass sie meine Tochter ist, aye?«

»Sie ist mit absoluter Sicherheit deine Tochter«, sagte ich. »Wie dir jeder, der Augen im Kopf hat, bestätigen könnte.« Er musterte Brianna und ließ den Blick über ihren schlanken, hoch gewachsenen Körper und ihre roten Haarmassen schweifen. Sie lächelte ihn an und kniff die blauen Augen zu Dreiecken zusammen. Er erwiderte ihr Lächeln und kapitulierte mit einem gutmütigen Achselzucken.

»Nun, ich nehme dich bei deinem Wort als Ehrenfrau, Sassenach. Aber was ist dann mit der Zunge?« Er rollte die seine erneut skeptisch zusammen, denn er konnte immer noch nicht ganz glauben, dass es nicht jeder konnte, wenn er nur wollte.

»Nun, du weißt ja, wo die Babys herkommen«, begann ich. »Das Ei und die...«

»Das weiß ich«, sagte er mit hörbar gereiztem Unterton. Seine Ohrenspitzen liefen schwach rot an.

»Ich meine, jedes Baby hat etwas von seinem Vater und etwas von seiner Mutter.« Ich konnte spüren, wie auch meine Ohren rot wurden, fuhr jedoch tapfer fort. »Manchmal ist der Einfluss des Vaters deutlicher zu sehen als der der Mutter; manchmal ist es umgekehrt - aber beider... äh... Einflüsse sind dennoch da. Wir nennen sie Gene - die Dinge, die ein Baby von seinen beiden Eltern mitbekommt und die sein Aussehen und seine Fähigkeiten beeinflussen.«

Jamie beobachtete Jemmy, der jetzt wieder vor sich hinsummte und versuchte, die Edelsteine aufeinander zu stapeln. Das Sonnenlicht glänzte auf seinem Kupferhaar. Als er sich wieder umwandte, fing er Rogers Blick auf und richtete seine Aufmerksamkeit rasch auf mich.

»Aye, und?«

»Nun, Gene beeinflussen nicht nur die Haar- oder Augenfarbe. Also«, erwärmte ich mich allmählich für meinen Vortrag, »jeder Mensch hat zwei Gene für jede Eigenschaft - eins vom Vater, eins von der Mutter. Und wenn sich die... äh... Gameten in den Ovarien und den Testes bilden -«

»Vielleicht solltest du mir das später erzählen, Sassenach«, unterbrach mich Jamie mit einem Seitenblick in Briannas Richtung. Offenbar war er der Meinung, das Wort »Testes« sei für die Ohren seiner Tochter nicht geeignet, denn *seine* Ohren standen in Flammen.

»Schon gut, Pa. Ich weiß, wo die kleinen Kinder her kommen«, versicherte ihm Brianna grinsend.

»Nun denn«, sagte ich und übernahm erneut das Kommando über das Gespräch. »Du hast ein Genpaar für jede Eigenschaft, ein Gen von deiner Mutter und ein Gen von deinem Vater - aber wenn es an der Zeit ist, sie an deine Nachkommen weiterzugeben, kannst du nur ein Gen des Paars weitergeben. Denn das Kind bekommt ja noch ein anderes Gen vom anderen Elternteil, nicht wahr?« Ich zog eine Augenbraue hoch und sah Jamie und Roger an, die wie ein Mann nickten, als seien sie hypnotisiert.

»Nun gut. Manche Gene bezeichnet man als dominant, andere als rezessiv. Wenn ein Mensch ein dominantes Gen hat, ist dies dasjenige, das sich durchsetzt - das sichtbar wird. Er kann noch ein anderes Gen haben, das rezessiv ist, so dass man es nicht sieht - aber es kann immer noch an die Nachkommen weitergegeben werden.«

Mein versammeltes Publikum trug Mienen puren Argwohns.

»Das musst du doch in der Schule gelernt haben, Roger«, sagte dann Brianna belustigt.

»Nun, das habe ich auch«, murmelte er, »aber vielleicht habe ich da nicht richtig aufgepasst. Ich bin schließlich nicht davon ausgegangen, dass es tatsächlich *eine Rolle* spielen könnte.«

»Schön«, sagte ich trocken. »Also. Jamie, du und ich, wir haben offensichtlich eines der dominanten Gene, die es uns ermöglichen, unsere Zungen einzurollen. *Aber*«, fuhr ich mit erhobenem Finger fort, »wir müssen außerdem auch beide ein rezessives Gen haben, das das Zungenrollen *verhindert.* Und dieses rezessive Gen haben wir offenbar beide an Brianna vererbt. Daher kann sie ihre Zunge nicht einrollen. Roger muss ebenfalls zwei Exemplare des rezessiven Gens haben, denn wenn er nur ein einziges dominantes Gen hätte, könnte er es - und er kann es nicht. Q.E.D.« Ich verneigte mich.

»Wasdenn Testes?«, erkundigte sich eine piepsige Stimme. Jemmy hatte seine Steine liegen gelassen und blickte höchst interessiert zu mir auf.

»Äh...«, sagte ich. Ich sah mich Hilfe suchend im Zimmer um.

»Das ist Lateinisch für deine Eier, Junge«, sagte Roger ernst und verkniff sich das Grinsen.

Das schien Jemmy sehr zu interessieren.

»Jemmy Eier? Wo Jemmy Eier?«

»Äh...«, sagte Roger und sah Jamie an.

»Mmpfm«, sagte Jamie und sah zur Decke.

»Also, du hast einen Kilt an, Onkel Jamie«, sagte Ian grinsend. Jamie warf seinem Neffen einen Blick zu, der ein Gefühl tiefsten Verrats

ausdrückte, doch bevor er eine Bewegung machen konnte, hatte Roger sich vorgebeugt und Jemmy sanft zwischen die Beine gefasst.

»Da, *a bailach*«, sagte er.

Jemmy knetete sich kurz im Schritt, dann sah er Roger an, die kleinen, roten Brauen verwundert gerunzelt.

»Kein Ei. Pimmel.«

Jamie seufzte tief und stand auf. Er wies mit einem Ruck seines Kopfes auf Roger, dann nahm er Jemmy bei der Hand.

»Aye, na schön. Komm mit mir und deinem Pa nach draußen, wir zeigen es dir.«

Briannas Gesichtsfarbe entsprach dem Farbton ihrer Haare, und ihre Schultern schüttelten sich kurz. Roger, dessen Wangen ebenfalls verdächtig rot waren, hatte die Tür geöffnet und trat zur Seite, um Jamie und Jemmy durchzulassen.

Ich hatte nicht das Gefühl, dass Jamie nachdachte, bevor er es tat; von einem Impuls ergriffen, wandte er sich Jemmy zu, rollte seine Zunge zu einem Zylinder zusammen und streckte sie Jemmy heraus.

»Kannst du das, a *ruaidh*?*«,* fragte er und zog sie wieder ein.

Brianna hielt die Luft an und machte ein Geräusch wie eine aufgeschreckte Ente. Sie erstarrte. Roger erstarrte ebenfalls, und sein Blick klebte an Jemmy, als wäre der Kleine eine Bombe, die kurz davor stand, zu explodieren wie der Opal.

Jamie begriff eine Sekunde zu spät, und seine Wangen wurden bleich.

»Verdammt«, murmelte er sehr leise vor sich hin.

Jemmy riss tadelnd die Augen auf.

»Böse, Opa! Böses Wort, Mama?«

»Ja«, sagte Brianna, die Jamie mit zusammengekniffenen Augen ansah. »Da müssen wir Opa wohl den Mund mit Seife auswaschen, nicht wahr?«

Er sah stark danach aus, als hätte er bereits einen ganzen Mund voll Seife geschluckt, und zwar Kernseife.

»Aye«, sagte er und räusperte sich. Die Röte war ihm vollständig aus dem Gesicht gewichen. »Aye, das war sehr ungezogen von mir, Jeremiah. Ich muss die Damen um Verzeihung bitten.« Er verbeugte sich sehr formell vor mir und Brianna. »*Je suis navré, mesdames. Et monsieur*«, fügte er leise an Roger gewandt hinzu. Roger nickte schwach. Sein Blick war immer noch auf Jemmy gerichtet, doch er hatte die Lider gesenkt und hielt sein Gesicht bewusst ausdruckslos.

Jemmys rundes Gesicht dagegen nahm jenen Ausdruck seligen Entzückens an, den er stets trug, wenn in seiner Nähe Französisch gesprochen wurde, und er begann - ganz wie es Jamie zweifellos beabsichtigt hatte - unverzüglich mit seinem persönlichen Lieblingsbeitrag zu dieser Sprache der Kunst und der Ritterlichkeit.

»Frère Jacques, Frère Jacques...«

Roger blickte zu Brianna auf, und irgendetwas schien zwischen ihnen in der Luft zu hängen. Er ergriff Jemmys andere Hand und unterbrach seinen Gesang für einen Augenblick.

»Also, *a bailach,* kannst du es?«

»FRÈRE... wasdenn?«

»Schau, was Opa macht.« Roger wies kopfnickend auf Jamie, der tief Luft holte und rasch seine zusammengerollte Zunge herausstreckte.

»Kannst du das?«, fragte Roger.

»Klar.« Jemmy strahlte und streckte seine Zunge heraus. Flach. »Bäh.«

Ein allgemeiner Seufzer durchwehte das Zimmer. Jemmy, der nichts davon merkte, schwang die Beine hoch, so dass er an Rogers und Jamies Händen hing, dann ließ er seine Füße wieder auf den Boden sausen und erinnerte sich an seine ursprüngliche Frage.

»Opa hat Eier?«, fragte er. Er zerrte an den Händen der Männer und legte den Kopf weit zurück, um zu Jamie aufzublicken.

»Aye, Junge, die habe ich«, sagte Jamie trocken. »Aber die von deinem Pa sind viel größer. Dann komm mal mit.«

Und unter Jemmys tonlosem Gesang schleppten die Männer den Jungen hinaus, indem sie ihn wie ein Äffchen zwischen sich baumeln ließen, die Knie bis zum Kinn hochgezogen.

110

Mann des Blutes

Ich zerkrümelte trockene Salbeiblätter zwischen meinen Händen und ließ die graugrünen Flocken in die brennenden Kohlen fallen. Die Sonne stand tief am Himmel über den Kastanien, doch der kleine Friedhof lag bereits im Schatten, und das Feuer war hell.

Wir standen zu fünft um den Granitblock herum, mit dem Jamie das Grab des Fremden markiert hatte. *Wir waren zu fünft, also haben wir den Kreis mit fünf Punkten ausgelegt.* Wir waren uns unausgesprochen einig, dass dies hier nicht nur dem Mann mit den Silberfüllungen galt, sondern auch seinen vier unbekannten Gefährten - und Daniel Rawlings, dessen frisches, endgültiges Grab daneben unter einer Bergesche lag.

Der Rauch stieg bleich und duftend aus dem kleinen, eisernen Feuertopf auf. Ich hatte auch noch andere Kräuter dabei, doch ich wusste, dass Salbei den Tuscarora, den Cherokee und den Mohawk heilig war, dass ihnen der Rauch der Pflanze als reinigend galt.

Ich rieb mit den Händen Wacholdernadeln in das Feuer und ließ ihnen Gartenraute, das Kraut der Vergebung, und Rosmarin folgen - das Kraut des Gedenkens.

Das Laub der Bäume rauschte sanft im Abendwind, und das Zwielicht erleuchtete den dahintreibenden Rauch, der sich von Grau in Gold verfärbte, als er zum Himmelsgewölbe aufstieg, wo ihn die schwach leuchtenden Sterne erwarteten.

Jamie hob den Kopf, der in ein Feuer getaucht war, das genauso kräftig leuchtete wie die Flammen zu seinen Füßen, und blickte gen Westen, wohin die Seelen der Toten fliehen. Er sprach leise auf Gälisch, doch wir verstanden inzwischen alle genug, um ihm zu folgen.

»In dieser Nacht gehest du heim in dein Heim des Winters,
In dein Heim des Herbstes, des *Frühlings* und des Sommers;
In dieser Nacht gehest du heim in dein ewiges Heim,
In dein ewiges Bett, in deinen ewigen *Schlaf.*
Der *Schlaf* der sieben Lichter sei dein, o Bruder,
Der *Schlaf* der sieben Freuden sei dein, o Bruder,
Der *Schlaf* der sieben Schlummer sei dein, o Bruder,
In den Armen *Jesu,* des segensreichen, Christi, des *gnadenvollen.*
Der Schatten des Todes liegt über deinem Gesicht, Geliebter,
Der Jesus der Gnade hat seine Hand um dich gelegt;
Nahe der Dreifaltigkeit Abschied von allen Schmerzen,
Christus steht vor dir, und der Friede ist mit ihm.«

Ian stand dicht bei ihm, jedoch ohne ihn zu berühren. Das verblassende Licht strich über sein Gesicht, so dass seine Narben hervortraten. Er sprach sein Gebet zuerst in der Zunge der Mohawk, dann aber für uns auf Englisch.

»Möge deine Jagd erfolgreich sein,
Mögen deine Feinde vor deinen Augen vernichtet werden,
Möge dein Herz im Heim deiner Brüder für immer Freude finden.«

»Eigentlich soll man es immer und immer wiederholen«, fügte er hinzu und duckte sich entschuldigend. »Mit Trommeln, aye? Aber ich habe mir gedacht, einmal reicht hier vielleicht.«

»Da hast du Recht, Ian«, versicherte ihm Jamie und richtete den Blick dann auf Roger.

Roger hustete und räusperte sich, dann sprach er, und seine heisere Stimme war so transparent und durchdringend wie der Rauch.

»Herr, lass mich im Wissen meines Endes leben,
In dem Wissen, dass meine Tage gezählt sind;
Auf dass ich weiß, wie zerbrechlich ich bin.
Siehe, du hast meine Tage eine Hand breit gemacht;
Und vor dir ist mein Lebensalter nichts.
Höre mein Gebet, o Herr, und leihe meinem Rufen dein Ohr;
Versage meinen Tränen deinen Frieden nicht:

Denn ich bin ein Fremder vor dir,
Auf der Durchreise, wie es all meine Väter waren.«

Dann standen wir schweigend da und ließen uns von der Dunkelheit umfangen. Als das letzte Licht verlosch und das Laub über uns seine Leuchtkraft verlor, griff Brianna nach dem Krug mit dem Wasser und goss es über das Gefäß mit den Kohlen. Rauch und Dampf erhoben sich in einer gespenstischen Wolke, und der Duft des Gedenkens schwebte zwischen den Bäumen hindurch.

Es war fast dunkel, als wir auf dem schmalen Pfad wieder zum Haus hinuntergingen. Doch ich konnte Brianna vorausgehen sehen; die Männer kamen ein Stück hinter uns. Glühwürmchen waren in großer Zahl unterwegs; sie tanzten zwischen den Bäumen und erleuchteten das Gras zu meinen Füßen. Eins der kleinen Insekten landete kurz in Briannas Haar und blieb einen Augenblick blinkend dort hängen.

In der Dämmerung ist der Wald von tiefer Stille umfangen, das dem Herzen zu schweigen gebietet und den Fuß leise auf die Erde treten lässt.

»Hast du es dir also überlegt, a *cliamhuinn*?«, sagte Jamie hinter mir. Seine Stimme war leise, ihr Tonfall freundschaftlich - doch die formelle Anrede ließ erkennen, dass die Frage ernst gemeint war.

»Was denn?« Rogers Stimme war unter dem Eindruck der Gedenkfeier noch leise, ihr rasselnder Klang kaum hörbar.

»Was du tun wirst - du und deine Familie. Jetzt, da ihr wisst, dass der Kleine reisen kann - und was es bedeuten kann, wenn ihr bleibt.«

Was es für sie alle bedeuten konnte. Ich holte beklommen Luft. Krieg. Kampf. Unsicherheit, denn fest stand nur die Gefahr. Die Gefahr von Krankheiten oder Unglücksfällen für Brianna und Jemmy. Die Gefahr des Todes durch die Mühsal des Kindbetts, falls sie wieder schwanger wurde. Und für Roger... Gefahr für Leib und Seele. Sein Kopf war verheilt, doch ich sah die Grabesstille tief in seinen Augen, wenn er an Randall Lillywhite dachte.

»Oh, aye«, sagte Roger leise, unsichtbar in meinem Rücken. »Ich habe überlegt - und überlege immer noch, *m'athair-cèile.*«

Ich lächelte schwach, als ich ihn Jamie »Schwiegervater« nennen hörte, doch der Tonfall seiner Stimme war ernst.

»Soll ich dir sagen, was ich denke? Und du wirst mir sagen, was du denkst?«

»Aye. Wir haben immer noch Zeit zum Nachdenken.«

»Ich habe in letzter Zeit oft an Hermon Husband gedacht.«

»Den Quäker?« Jamie klang überrascht. Husband hatte die Kolonie nach der Schlacht von Alamance mit seiner Familie verlassen. Ich meinte gehört zu haben, dass sie nach Maryland gegangen waren.

»Aye, an ihn. Was glaubst du, was geschehen wäre, wenn er kein Quäker gewesen wäre? Ob er die Regulatoren in ihren Krieg geführt hätte?«

Jamie brummte leise, während er überlegte.

»Ich weiß es nicht«, sagte er, doch er klang interessiert. »Meinst du, dass sie mit einem fähigen Anführer Erfolg gehabt hätten?«

»Aye. Oder vielleicht auch nicht - sie hatten ja schließlich keine Waffen -, aber sie hätten mehr Erfolg gehabt als so. Und wenn das geschehen wäre -«

Wir waren jetzt in Sichtweite des Hauses. Die Fenster der Rückseite waren erleuchtet, weil innen das Herdfeuer für den Abend gestocht wurde und die Kerzen für das Abendessen angezündet wurden.

»Was hier geschehen wird - wenn die Regulatoren eine vernünftige Führung gehabt hätten, so glaube ich, dass es jetzt und hier angefangen hätte, nicht erst in drei Jahren in Massachusetts.«

»Aye. Und wenn, was dann?«

Roger prustete kurz auf, die verbale Entsprechung eines Achselzuckens.

»Wer weiß? Ich weiß, was jetzt gerade in England vor sich geht - sie sind nicht vorbereitet, sie haben keine Ahnung, was für ein Risiko sie hier eingehen. Wenn hier plötzlich und ohne Vorwarnung ein Krieg ausbräche -

wenn er in Alamance ausgebrochen *wäre* -, wäre es möglich, dass er sich schnell ausbreiten würde. Er könnte vorbei sein, bevor den Engländern klar würde, was geschieht. Es hätte uns Jahre des Kämpfens ersparen und Tausende von Menschenleben retten können.«

»Oder auch nicht«, sagte Jamie trocken, und Roger lachte.

»Oder auch nicht«, pflichtete er ihm bei. »Aber worauf ich hinaus will, ist Folgendes: Ich glaube, dass es Zeiten für Männer des Friedens gibt - und auch Zeiten für Männer des Blutes.«

Brianna hatte das Haus erreicht, drehte sich aber um und wartete auf uns. Auch sie hatte dem Gespräch zugehört.

Roger blieb neben ihr stehen und blickte nach oben. Helle Funken stoben aus dem Schornstein, ein Feuerwerksschauer, dessen Glühen sein Gesicht erhellte.

»Du hast mich gerufen«, sagte er schließlich, das Gesicht in die flammende Dunkelheit erhoben. »Beim gathering, am Feuer.«

»*Seas vi mo /âmb*, *Roger* an *t'oranaiche, mac Jeremiah mac Choinnich«,* sagte Jamie leise. »Aye, das habe ich.« Steh mir zur Seite, Roger, der Sänger, Sohn des Jeremiah.

»*Seas vi mo lâmh, a mhic mo thaighe*«, sagte Roger. »Steh mir zur Seite - Sohn meines Hauses. Hast du das ernst gemeint?«

»Das weißt du ganz genau.«

»Dann meine ich es auch ernst.« Er streckte die Hand aus und legte sie Jamie auf die Schulter, und ich sah, wie seine Knöchel weiß wurden, als er zudrückte.

»Ich werde dir zur Seite stehen. Wir werden bleiben.«

Neben mir atmete Brianna die Luft aus, die sie angehalten hatte, und es klang wie ein Seufzer des Dämmerwindes.

111

Und dieser Zukunft dennoch entgegen gehen

Die große Stundenkerze war ein Stückchen herunter gebrannt, doch es waren immer noch viele der schwarzen Ringe übrig, die die Stunden markierten. Jamie ließ die Steine wieder in den See aus geschmolzenem Wachs fallen, der die Flamme umgab: eins, zwei, drei - und blies sie aus. Der vierte Stein, der große Topas, lag in einer kleinen Holzkiste, die ich in Öltuch eingenäht hatte. Sein Bestimmungsort war Edinburgh, wo der Ehemann von Mrs. Bugs Cousine seine Verbindungen zur Bankenwelt benutzen würde, um für den Verkauf des Steins zu sorgen und den Erlös ─ nach Abzug einer angemessenen Provision für seine Hilfe ─ an Ned Gowan zu übersenden.

Der beiliegende Brief, der zusammen mit dem Stein versiegelt in der Kiste lag, beauftragte Ned herauszufinden, ob eine gewisse Laoghaire MacKenzie mit einem Mann in einem Verhältnis lebte, das der Ehe gleich kam - in welchem Fall er weiterhin beauftragt war, den Kontrakt zwischen besagter Laoghaire MacKenzie und einem gewissen James Fraser für erfüllt zu erklären, woraufhin der Erlös aus dem Verkauf des Steins bei einer Bank hinterlegt werden sollte, um einer gewissen Joan MacKenzie Fraser, der Tochter der erwähnten Laoghaire, im Fall ihrer Heirat als Mitgift zu dienen.

»Bist du sicher, dass du Ned nicht ausdrücklich bitten willst, dir zu sagen, wer der Mann ist?«, fragte ich.

Er schüttelte entschlossen den Kopf.

»Wenn er es von selbst sagt, ist es gut. Und wenn nicht, dann ist es auch gut.« Er sah mit einem leicht ironischen Blick zu mir auf. Unbefriedigte Neugier sollte offensichtlich seine Buße sein.

Am Ende des Flurs konnte ich hören, wie Brianna sich mit Mrs. Bug unterhielt und gleichzeitig Jemmy ermahnte. Dann wurde sie von Rogers Stimme unterbrochen, und Jemmy quietschte begeistert auf, als Roger ihn in die Höhe schwang.

»Meinst du, er hat eine gute Entscheidung getroffen?«, fragte ich leise. Ich war sehr froh über Rogers Entscheidung - und ich wusste, dass es Jamie ebenso ging. Doch trotz der besonderen Sichtweise der kommenden Ereignisse, die Brianna, Roger und mir zueigen war, wusste ich, dass Jamie eine sehr viel bessere Vorstellung von dem hatte, was auf uns zukam. Und wenn die Steinpassage auch ihre Gefahren hatte, so hatte der Krieg die seinen.

Er hielt inne und überlegte, dann griff er an mir vorbei nach einem kleinen Band am Ende des Regals. Er war billig in Tuch gebunden und oft benutzt, eine Thukydides-Ausgabe, die er in der kühnen Hoffnung erworben hatte, dass Germain und Jemmy irgendwann so viel Griechisch lernen würden, dass sie sie lesen konnten.

Er schlug das Buch behutsam auf, um zu verhindern, dass die Seiten herausfielen. Für mich hatte die griechische Schrift das Aussehen der Windungen eines tintengetränkten Wurms, doch er fand die Stelle, die er suchte, ohne Schwierigkeiten.

»Die Tapfersten sind mit Sicherheit jene, die die klarste Vorstellung von dem haben, was vor ihnen liegt, sei es Ruhm, oder sei es Gefahr, und dieser Zukunft dennoch entgegengehen.«

Die Worte standen vor ihm auf der Seite, und doch hatte ich nicht das Gefühl, dass er sie vom Papier ablas, sondern von den Seiten seiner Erinnerung, aus dem offenen Buch seines Herzens.

Die Tür schlug zu, und jetzt hörte ich Roger draußen rufen; die heisere Stimme warnend erhoben, rief er Jemmy etwas zu, und dann lachte er tief und halb erstickt, als Brianna etwas zu ihm sagte, ein hellerer Klang, der zu weit entfernt war, um die Worte zu verstehen.

Dann entfernten sie sich, und bis auf das Rauschen des Windes in den Bäumen war alles still.

»Die Tapfersten sind die, die die klarste Vorstellung haben. Nun, du musst es ja wissen, nicht wahr?«, sagte ich leise. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter, dort wo sie auf seinen Hals traf. Ich zeichnete die kraftvollen Stränge seines Halses mit dem Daumen nach und betrachtete die Wurmwindungen auf der Buchseite. Er musste es wissen, genau wie ich, denn er hatte sein Wissen von mir.

Er ließ das Buch nicht los, neigte aber den Kopf zur Seite, so dass seine Wange meine Hand streifte und sein dichtes Haar sanft und warm mein Handgelenk berührte.

»Ah, nein«, sagte er. »Es ist schließlich nur dann tapfer, wenn man eine andere Wahl hat, oder?«

Ich lachte, schluchzte und wischte mir mit dem Handgelenk über die Augen.

»Und du meinst, du hast keine Wahl?«

Er hielt ein paar Sekunden inne, dann schloss er das Buch, ohne es jedoch loszulassen.

»Nein«, sagte er schließlich mit einem merkwürdigen Unterton. »Diesmal nicht.«

Er drehte sich auf seinem Stuhl um und blickte aus dem Fenster. Das Einzige, was zu sehen war, war die große Rotfichte am Rand der Lichtung und der tiefe Schatten des Eichenhains, der dahinter lag, durchzogen von den wilden Brombeerranken, die aus dem Garten entwischt waren. Die geschwärzte Stelle, an der das flammende Kreuz gestanden hatte, war jetzt überwachsen und dicht mit wilder Gerste bedeckt.

Die Luft regte sich, und ich erkannte, dass es doch nicht still war. Wir waren umgeben von den Klängen des Berges, von Vogelrufen und fernem Wasserrauschen - und es erschollen menschliche Stimmen, die sich auf ihren alltäglichen Runden murmelnd erhoben, hier ein Wort im Schweinestall, dort ein Ruf vom Abort. Und unter und über allem das

Geräusch der Kinder, fernes Schreien und Kichern, das von der rastlosen Luft herbeigetragen wurde.

»Da hast du wohl Recht«, sagte ich kurz darauf. Und so war es auch; diesmal blieb ihm keine Wahl, und dieses Wissen erfüllte mich mit einer Art Frieden. Was kam, würde kommen. Wir würden es meistern, so gut wir konnten, und hoffen, dass wir überlebten; das war alles. Wenn wir nicht überlebten - würden sie es vielleicht tun. Ich raffte sein Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen und verschlang meine Finger darin. Sie klammerten sich an ihm fest wie an einem Ankertau.

»Aber was ist mit all den anderen Entscheidungen?«, fragte ich ihn und blickte gemeinsam mit ihm über den leeren Hof hinaus in den Schatten des Waldes. »Die du getroffen hast und die dich hierher geführt haben? Sie waren dein Ernst - und verdammt tapfer, wenn du mich fragst.«

Unter der Spitze meines Zeigefingers konnte ich die feine Linie seiner uralten Narbe spüren, die tief in den roten Haarwellen verborgen war. Er gab dem Zug meiner Hand nach und fuhr herum, um zu mir aufzusehen, so dass meine Hand jetzt sein Kinn umfasste.

»Oh. Nun ja«, sagte er mit dem Hauch eines Lächelns. Seine Hand berührte die meine und verschlang meine Finger mit den seinen. »Das weißt du doch genau, oder, Sassenach?«

Ich setzte mich dicht neben ihn, meine Hand auf seinem Bein, seine Hand auf der meinen. So saßen wir eine Weile da, Seite an Seite, und sahen den Regenwolken zu, die über den Fluss gerollt kamen wie Boten eines fernen Krieges. Und ob es nun freie Wahl war oder nicht, dachte ich, am Ende lief es möglicherweise doch auf dasselbe hinaus.

Jamies Hand lag immer noch auf der meinen. Ihr Druck verstärkte sich ein wenig, und ich sah ihn an, doch seine Augen waren auf einen Punkt jenseits des Hofes gerichtet, jenseits der Berge und der fernen Wolken. Er drückte noch fester zu, und ich spürte, wie sich die Kanten meines Rings in meine Haut gruben.

»Wenn einmal der Tag kommt, an dem wir getrennt werden«, sagte er leise und sah mich an, »und meine letzten Worte sind nicht >Ich liebe

dich< – dann weißt du, dass es daran gelegen hat, dass mir keine Zeit geblieben ist.«

Danksagung

Der herzliche Dank der Autorin gilt...

... meiner Lektorin Jackie Cantor für ihren heldenhaften Einsatz für all meine Bücher.

... meinem Agenten Russ Galen, der immer mit Schild und Lanze auf meiner Seite steht.

... Stacey Sakal, Tom Leddy und den anderen, wunderbaren Produktionsangestellten, die der Herstellung dieses Buches ihre Zeit, ihr Talent und ihre Nerven geopfert haben.

... Kathy Lord, einem jener äußerst seltenen, höchst erfreulichen Geschöpfe, die man exzellente Redakteure nennt.

... Virginia Norey, der Designerin des Buches (*auch die Büchergöttin genannt*), die es irgendwie geschafft hat, das Ganze zwischen zwei Buchdeckel zu bekommen und es dabei noch großartig aussehen zu lassen.

...Irwyn Applebaum und Nita Taublib, meinen Verlegern, die nicht mit leeren Händen zur Party gekommen sind.

... Rob Hunter und Rosemary Tolman für unveröffentlichtes Material über den Krieg der Regulatoren und ihre ebenso schillernden wie interessanten Vorfahren, James Hunter und Hermon Husband. (*Nein, ich erfinde diese Figuren nicht alle, nur manche von ihnen.*)

... Beth und Matthew Shope und Liz Gaspar für Material über die Geschichte und den Glauben der Quäker in North Carolina. (*Und um der strikten Genauigkeit willen merken wir an, dass Hermon Husband zum Zeitpunkt dieser Geschichte offiziell kein Quäker war, da man ihn wegen Aufwiegelei aus der Gemeindeversammlung geworfen hatte.*)

... Bev LaFlamme, Carol Krenz und ihren französischen beziehungsweise franko-kanadischen Ehemännern (*die sich zweifelsohne fragen, was für merkwürdige Freundinnen ihre Frauen haben*) für ihre kundigen Auskünfte über französische Verdauungsfragen und ihre Hilfe bei den besonders pittoresken französischen Ausdrücken.

... Julie Giroux für Rogers Musik und die fantastische »Culloden Symphony« - und Roy Williamson für »The Flower of Scotland«,

... Roger H.P. Coleman, R.W. Odlin, Ron Parker, Ann Chapman, Dick Lodge, Olan Watkins und den Mitgliedern des Freimaurerforums bei CompuServe für Informationen über die Freimaurerei und über inoffizielle Logen um 1755 (*also eine ganze Weile vor der Einführung des schottischen Ritus, dass mir also diesbezüglich keine Leserbriefe kommen, okay?*)

... Karen Watson und Ron Parker für ihre Hilfe bei der Beschreibung der Londoner U-Bahn-Stationen im Zweiten Weltkrieg ─ bei denen ich mir dann einige kleine, technische Freiheiten herausgenommen habe.

...Steven Lopata, Hall Elliott, Arnold Wagner, R.G. Schmidt und Mike Jones, allesamt kampferprobten Ehrenmännern, für ihre hilfreichen Diskussionen über die Gedanken und das Verhalten von Männern vor, während und nach der Schlacht.

... R.G. Schmidt und mehreren anderen, freundlichen Menschen, deren Namen ich unglücklicherweise vergessen habe aufzuschreiben und die mir mit nützlichen Informationen über den Glauben, die Sprache und die Sitten der Cherokee ausgeholfen haben. (*Dass der Gesang vor der Bärenjagd mit »Joho!« endet, ist historisch verbrieft. Manche Dinge könnte ich nicht einmal erfinden, wenn ich es versuchen würde.*)

... der Familie Chemodurow, die mir großzügigerweise erlaubt hat, mir Freiheiten mit ihren Personen herauszunehmen, indem ich sie als russische Schweinehirten porträtierte. (*Es sind tatsächlich im 18 ten Jahrhundert russische Wildschweine zu Jagdzwecken nach North Carolina importiert worden. Vielleicht liegt es ja daran, dass Barbecue in den Südstaaten so populär ist.*)

... Laury Bailey für ihre unschätzbaren Hinweise und Kommentare bezüglich der Kleidung und der Sitten des 18ten Jahrhunderts - die ich zum Großteil auch sorgsam beachtet habe.

... Susan Martin, Beth Shope und Margaret Campbell, für ihre sachkundigen Informationen über die Flora und Fauna, die Geografie, das Wetter und das geistige Klima in North Carolina (*sie bestehen einstimmig auf der Anmerkung, dass nur ein Barbar seine Barbecuesauce mit Tomaten herstellen würde*). Eventuelle Abwegigkeiten in diesen Aspekten der Handlung sind entweder ein Versehen oder das Produkt literarischer Freiheiten und/oder der Sturheit auf Seiten der Autorin.

... Janet McConnaughey, Varda Amir-Orrel, Kim Laird, Elise Skidmore, Bill Williams, Arlene McCrea, Lynne Sears Williams, Babs Whelton, Joyce McGowan and all den anderen, hilfsbereiten Leuten im CompuServe Writers Forum, die auf jede Frage spontan anspringen, besonders, wenn sie etwas mit Verstümmelung, Mord, Krankheit, der Herstellung von Quilts oder mit Sex zu tun hat.

... Dr. Ellen Mandell für ihren technischen Rat in der Frage, wie man jemanden hängt und ihm dann die Kehle aufschneidet, ohne ihn dabei umzubringen. Etwaige Irrtümer bei der Umsetzung dieser Ratschläge stammen von mir.

... Piper Fahrney für seine exzellenten Beschreibungen, wie es sich anfühlt, wenn man beigebracht bekommt, mit einem Schwert zu kämpfen.

... David Cheifetz fürs Drachentöten.

... Iain MacKinnon Taylor für seine unschätzbare Hilfe bei den gälischen Übersetzungen und seine wundervollen Vorschläge für Jamies Rede am Feuer.

... Karl Hagen für Hinweise zur lateinischen Grammatik; Barbara Schnell für lateinische und deutsche Ausdrücke, ganz zu schweigen von ihren fabelhaften Übersetzungen der Romane ins Deutsche.

... Julie Weathers, meinem verstorbenen Schwiegervater Max Watkins und Lucas für ihre Hilfe in Pferdefragen.

... den Ladies of Lallybroch für ihre fortwährende, begeisterte moralische Unterstützung einschließlich der internationalen Toilettenpapierkollektion.

... den mehreren hundert Lesern, die mir freundlicherweise aus freien Stücken interessante Informationen über alles Mögliche zugesandt haben, von der Herstellung und Anwendung von Penizillin bis hin zum Bodhranspiel, der Verbreitung von Rotfichten und dem Geschmack von Opossumfleisch (*man sagt mir, es ist sehr fettig, falls Sie sich das fragen*).

... und meinem Mann Doug Watkins für die letzte Zeile des Buches.

Diana Gabaldon

(www.dianagabaldon.com)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Fiery Cross« bei Delacorte Press,
Random House, Inc., New York.

12. Auflage
Taschenbuchausgabe Mai 2004
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Lektorat: SK
UH · Herstellung: Heidrun Nawrot

eISBN 978-3-641-06000-9
www.blanvalet.de

www.randomhouse.de